Didaskalia

4. Per.

7 fk (28. Jan. – März

Digitized by Google

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Didaskalia.

[illegible]

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Herausgegeben

von

J. A. Hammeran.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

Januar — Juni 1850.

Frankfurt am Main,

Druck und Verlag von Heller und Rohm.

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalts-Verzeichniß der Didaskalia.

Januar bis Ende Juni 1850.

Gedichte.

Ermuthigung 1.
Prolog zum neuen Jahre 1850, gesprochen auf der Frankfurter Bühne 2.
Der Christbaum des Husarenkindes 7.
Wenn's gut thut, will ich's loben! 9.
Ich denke Dein 11.
Ferdinand von Oesterreich-Este 13.
Klagelied einer Hausfrau 19.
Was soll der neue Reichstag seyn? 20.
Schicksalswaiten 22.
Hoffnung 34.
Lenien 38. 79. 97.
Erinnerung 39.
Nur keinen Stein 43.
Dem Muthigen gehöret die Welt 44.
An Helvetien 46.
Lenz und Winter 62.
Betrachtung 66.
Studentengruß 72.
Weiße Ostern 73.
Zur Erinnerung an die Tage des Vorparlaments 77.
Ein neues Lied 95.
Frühling 101.
Sonst und Jetzt 119.
Im Walde 122.
Für Kunst und Wissenschaft 126.
Erhebung 128.
Vier Flüchtlinge 131.
Der Landtag zu Buckelhausen 149.

Erzählungen.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts 1—14.
Der Quäcker und der Räuber 15—17.
Das Windspiel des Herzogs von Bretagne 18—24.
Die Flucht aus Galizien 25—39.
Der Leinweber 40—46.
Jasmina 47—48.
Michael Wrinowski, oder der Aufruhr zu Moskau 52—58.
Eine Kasernengeschichte 60—62.
Das Eichertsjöggeli 63—66.
Die Rache des Brahmanen 67—75.
Philippine von Flandern 78—149.
Eines Czaaren Brautwahl 150.
Das unterbrochene Ständchen 151—152.

Vermischte Aufsätze.

Beim Jahreswechsel 1—2.
Ein Künstlerjubiläum 1.
Der Nassauische Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung 2.
v. Radowitz 3—4. 51.
Der Neujahrstag im Dorfe 5.
Aus der Schatzkammer des Lebens 5. 9. 48. 51. 93. 96. 136
Gründung eines Waisenhauses in Halle 5.
Die Constitution der vereinigten Staaten von Nordamerika 6—7.
Nicolaus Lenau 7—8.
Winckelmann's-Feier 7—8.
Explosion des Dampfbootes „Luisiana" 8.
Die zahlreichen Mängel des Auswanderungswesens 9.
Kampf in der Wüste 10.
Das großartige Auswanderungsholz in Bremerhafen 11.
Karl Rudolp Bromme, der Contre-Admiral der deutschen Privatflotte 11.
Die winterlichen Gebirgswanderungen und die Ersteigung der Spitzen der Hochgebirge in ihrer ethischen Bedeutung 12.
Ueber Frankfurter Bühnenzustände 13.
Eine Kinderbeschenkung in Frankfurt a. M. 13.
Die römisch-katholische Kirche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's 14.
Herder's Standbild in Weimar 14.
Die österreichische Monarchie 15.
Ein Feldbergbesuch am 7. Januar 15.
Charakteristik der Mitglieder des Ministeriums Schwarzenberg 16.
Zur Literatur der Gegenwart 16.
Die Reinheit der deutschen Sprache 16.
Eine merkwürdige geschichtliche Vergleichung 17.
Ein Organ in Antigua 18—19.
Die erste transatlantische Dampfschifffahrtslinie unter deutscher Flagge 18.
Kalifornien 20.
Der Göritz'sche Prozeß 20.
Berlin bei Nacht 20.
Zur politischen Broschürenliteratur 20.
Die gelben Rosen 21—22.
Das Städel'sche Kunstinstitut 21.
Aus einer Rede von Victor Hugo 22.
Die Schifffahrt auf dem Mississippi 23.
Das Eselfest 23.
Maskenball im Frankfurter Stadttheater 23.
Zwei neue Todtentänze 24.
Die Geschwister im Norden 24.
Elektromagnetische Telegraphen 24
Das Benehmen der Geistlichkeit im Zillerthale 25.
Deutsche Auswanderung und Colonisation 25.
Ueber die Zustände der Pfalz 26—27.
Rückblick auf die Kultur- und Sittengeschichte von Frankfurt a. M. 26.
Eine Menschenversteigerung im Jahre 1849 im Osnabrück'schen 27.
Der engere Ausschuß des allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze der vaterländischen Arbeit 28—29.
Die Dezimirung der Bocskay-Husaren 29—30.
Des Malers Frisch Reisen nach dem südlichen Rußland ꝛc. 29.
Aulich 30.
Ein Wettlauf auf Schlittschuhen 31.
Die Constitution der Republik Kalifornien 31.
Der Eisgang von 1850 in den Ortschaften Bacharach, Niederheimbach und Rheindiebach 32.
Eine große Jagd in Paris 32.
Die Teufelsbeschwörer in Empfingen 33—34.
Das Personal einer Londoner Zeitung 33.
Ein Wort für den Pestalozzi-Verein 34.
Das Gespenst in Cock-Lane 35.
Aus einem Schreiben aus Paris 35.

Digitized by Google

Kälte-Grade vom 22. auf den 23. Januar 1850 35.
Die pfälzisch-hessische Eisenbahn 36—37.
Luther's Vermählung (Stabilich von Schwertburth) 36.
Die Ueberschwemmungen am Rhein 37.
Das Ende der ungarischen Revolution 38—39.
Wintervergnügungen 39.
Pariser Gaunerstreiche 39. 61.
Ueber die Bestrafung politischer Verbrecher 40—42.
Die kriegsrechtlichen Urtheile in Oesterreich 40.
Wichtige Erfindung 40.
Eine Zeitbetrachtung 42.
Aus A. Frhrn. v. Holtzschuher's gekrönter Preisschrift 43.
Das Haupt der heiligen Anna 44—45.
Reisen in das Innere von Afrika 44.
Eine Jagd am Ufer des Arkansas 45.
Aufgespeicherte Gedanken 45.
Der Prophet von Meyerbeer 46. 50. 59.
Das deutsche Theater 46.
Sir John Franklin 47.
Die Eisenbahnen des Continents 47.
Hellseher und Somnambulen 48.
Hendrie Conscience 49—50.
Aus den Briefen eines Frankfurter Gelehrten in England 49.
Die Lucofocos 50.
Der Wintergarten in Bockenheim 50.
Die Abtei Oppatowitz 51.
Englands Revolution von Guizot 51—54.
Der Löwenjäger 51.
Johannes von Leyden 52—53.
Das Holzschwellen im Murgthale 55—56.
Der Genuß und die Geselligkeit 55.
Ein Frühlingsmärchen 55.
Das Spitzbuben-Meeting in London 57.
Jacob Thompson 58—60.
Ueber den Prozeß von Churmainz gegen Götz von Berlichingen wegen Beschädigungen im Bauernkriege. Erinnerungsfeier an Göthe in Heidelberg 58.
Alles schon dagewesen 60.
Der Volksunterricht und die Volksbildung in England 61.
Die Juden 62—68.
Ueber Kolatschek's Monatschrift 62.
Dankenswerthe neueste Erfindung (Stoff zu Fußbekleidung) 62.
Ueber die innere Selbstentzündung des menschlichen Körpers als Ursache des Todes 63—64.
Erfurt 64.
Ein Besuch in Dresden 65.
Die Katastrophe der bayer. Süd-Nordbahn 66.
Neue Brochüren 66.
Die Alterversorgungsanstalt für C. Degenkolbs Arbeiter zu Ellenburg in Preußen 67.
Nochmals Sir John Franklin 67.
Die vier Mangelhaften 68.
Die Irvinglaner 68.
Ueber Meyerbeer's Propheten 69.
Ueber die Religion, Sitten und Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches 69—75.
Der neue Winnesee in Südafrika 69.
Die Jesuiten in Münster 71.
Rösler's jüngste Schicksale 73—75.
Ein Bild aus dem Jahre 1848 75.
Ein Blick in eine französische Wollspinnerei 76—77.
Die deutsche Seemacht 76.
Zur Geschichte des englischen Kabinets 76.
Eine Versammlung der Zeitungsträger in Washington 77.
Denkwürdige Baureste aus der amerikanischen Urwelt 77.
Henriette Sonntag 78.
Frhr. Ferd. W. C. v. Dörnberg 78.
Eine Zwischendeckfahrt nach Amerika 79—80.
Maximilian Robespierre 80. 83.
Görgey's Befehl zur Erstürmung der Festung Ofen 80.
Die Modejournale als Geschichtsbücher der französischen Politik 82.
Altes und Neues aus der musikalischen Welt 85.
Die Wissenschaft und das Leben 87.
Ueber Goldlager überhaupt und in Kalifornien insbesondere 89.
Socialismus in Nordamerika und Europa 90.
Russische Armee 91.
Ueber Johannes Scharf 91.
Eine Episode aus der Geschichte des Leuchtthurms von Edystone 92—94.
General v. Willisen 93.
Der Graf von Chambord, Heinrich V. 95.
Zur Geschichte des englischen Postwesens 96.
Ueber Verbesserung der Lage der Arbeiter 97—98.
Gerechtigkeitspflege in Frankreich und England 98.
Offenes Schreiben des W. Brugger in Heidelberg an alle deutsch-katholischen Gemeinden, Vorstände und Redner (Prediger) derselben 99.
Betrachtungen im Gebiete der Musik 100.
Das tragische Ende der Inez de Castro 100—102.
Mittelrheinisches Volksfest zu Wiesbaden 101.
Die Verantwortlichkeit der Buchhändler 102.
Betrachtungen im Gebiete der Musik 103. 140 bis 141.
Kriegsscenen aus dem russischen Feldzuge 104 bis 127.
Shakespeare's „Coriolan" 105—106.
Der Einzug des Papstes in Rom 106—107.
Auszug aus dem Briefe eines Auswanderers 111.
Das Heilbad Soden am Taunus 112—113.
Offene Antwort der deutschkatholischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. als bisherigen Centralvorstand aller deutschkatholischen Gemeinden an den Vorstand der deutschkatholischen Gemeinden in Worms 113.
Erwiederung auf den „Auszug aus dem Briefe eines Auswanderers" 116.
Hinauf nach den Bergen 117—118.
Der dritte Pfingsttag in Frankfurt a. M. 122.
Das Presbyterium der deutschkatholischen Gemeinde in Frankfurt a. M. an den Vorstand der deutschkatholischen Gemeinden Alzey und Oberrnheim 123.
Aus Frankfurts Vergangenheit 124—125. 153.
Gastspiel der Fräulein von Romani in Frankfurt a. M. 124. 125.
Ueber die Vertheilung der Preise bei den Wettgesängen der Sängerbünde 128.
Frankfurter Theaterverhältnisse 129.
Die Waldanlagen in der Umgegend von Darmstadt 130.
Christen und Antichristen 131.
Bunte Blätter 131. 150.
Reiseeindrücke im Luftballon 132.
Ein Besuch in Hrn. Wildberger's orthopädischer Heilanstalt in Bamberg 133.
Ein Ausflug in die Wetterau 134—135.
Ueber den Buchhandel in den Vereinigten Staaten 135.
Die Volksvertretung im repräsentativen Staate 136—137.
Konstantin Freiherr d'Aspre 138.
Eine wichtige Entdeckung 138.
Ueber Mancherlei 139.
Die Pflanzen der Urwelt 139.
Die Expedition gegen Cuba 142—148.
Die Manöver bei Sawalki in Polen 142.
Schloß Trifels 143—146.
Krieg und Frieden 143.
Die Heilquellen von Kreuznach und das Badeleben allda 147—148.
Einrichtung eines Nordpolfahrers 148.
Dritter Monatsbericht über die unentgeltliche Anstalt zur Nachweisung von Arbeit in Frankfurt a. M. 148.
Der Richtplatz von Arad 149.
Bad Weilbach im Herzogthum Nassau 149.
Nationalgefühl der Ungarn 150.
Das gelbe Fieber in Brasilien 151.
Das Waldfest 151.
Ein Wort über Gottfried Kinkel's Dichtungen 151.
Eine Kriminalgeschichte aus Bayern 153—156.
Die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. (Ein Kunstblatt.) 154.

Correspondenzen.

Köln 1. 4. 18. 23. 25. 32. 34. 38. 40. 41. 59. 68. 74. 97. 102. 111. 117. 127. 133.
Dresden 8. 28. 53. 85. 117.
Worms 3. 60.
Berlin 3. 11. 44. 67. 68. 84. 86. 87. 88. 94 bis 95. 97. 102—103. 104. 109. 115. 116. 141. 145. 150.
Frankfurt 3. 12. 26. 34. 36. 47. 58. 63. 65. 69. 76. 83. 85. 87. 95. 99. 101. 107. 109. 111. 116. 117. 118. 126. 150. 153. 154.
Gotha 4. 10. 18. 25. 36. 40. 45. 61. 71. 87. 120.
Münster 5.
Langenschwalbach 5.
Darmstadt 6. 10. 11. 16. 17. 18. 21. 23. 26. 36. 41. 47. 51. 57. 58. 64. 76. 78. 82. 98. 102. 105. 110. 113. 133. 136. 145.
Vom Rhein 9. 97.
Heidelberg 10. 24. 52. 53. 65. 69. 98. 125. 133. 137.
Gießen 13.
Mainz 15. 27. 33. 38. 42. 48. 64. 76. 84. 93. 94. 98. 108. 119. 123. 126. 129. 136.
Leipzig 17. 24. 31. 42. 52. 67. 90. 99. 112. 139. 151.
Hamburg 18. 27.
Wiesbaden 24. 30. 32. 53. 59. 82. 86. 103. 104. 105. 106. 112. 111. 127. 141.
Würzburg 28. 108.
Wien 30. 32. 88.
Aus dem Rheingau 30.
Hanau 30. 118.
Ulmgen 33. 61. 75.
Eisenach 38.
Stuttgart 40. 53. 74. 99—100. 112. 144. 147
Offenbach 43. 72. 112. 129.
Hannover 44.
Von der Lahn 46. 103.
Bornheim 49. 63. 97.
Aus der Pfalz 53—55. 96. 117.
Rödelheim 53.
Zweibrücken 57.
Freiberg in Sachsen 58.
München 59.
Aus Oberhessen 60.
Eßlingen 62.
Aus der Nahegegend 64.
Karlsruhe 69.
Prag 73.
Wetzlar 77. 117.
Freiburg 86. 141.
Büdingen 87.
Kolmar 93.
Pforzheim 92. 127.
Aus Kurhessen 96.
Erfurt 101. 135.
Neuheim 104.

Digitized by Google

Aus Baden 105. 130—131.
Düsseldorf 106—107.
Bingen 108.
Geligenstadt 123.
Homburg v. d. H. 124. 139.
Aus Mittelfranken 125.
Basel 126.
Staufen im Badischen 126.
Nürnberg 137.
Bodenheim bei Mainz 139.
Langgöns im Großh. Hessen 139.
Straßburg 141. 147.
Von der Bergstraße 141.
Mannheim 148.
Vom Taunus 151.
Wicker bei Hofheim 151.
Zürich 153.
Aus Rheinhessen 153.
Aus Koburg 154.

Literatur.

Thüringische Volkssagen von Adolf Bube 10.
Emanuel Schall. Ein historischer Roman 12.
Das goldene Wirthschaftsbuch. Ein zeitgemäßer Rathgeber für Land- und Hauswirthe, Gewerbsleute ꝛc. von Prof. Moritz Beyer 23.
Neue und vollständige Handelscorrespondenz in deutscher und französischer Sprache von Dr. Carl Munde, ehem. Director der Handelslehranstalt in Dresden 23.
Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich. Vierter Band. Von Schmidawind 28.
Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege für Bürger und Landleute von Dr. Paulizki 34.
Die Hermannsschlacht, ein Päan in zwei Abtheilungen. Gedicht von Logau. Musik von Mangold 37.
Schnock. Ein niederländisches Gemälde von Fr. Hebbel 45.
Simplicissimus, der älteste deutsche Roman 47.
Jakob von Artevelde. Historischer Roman von Hendric Conscience, deutsch von O. L. B. Wolff 48.
Jsmelda Lambertazzi, Romanze von Adolph Doerr 60.
Die Bewegung in Baden von Ende des Februar bis zur Mitte Mai 1849. Von J. B. Bekk, damaligen Vorstand des großh. bad. Staatsministeriums des Innern 65.
Darstellung der ersten Quartalverhandlungen vor dem Schwurgerichte in Wiesbaden. Von Dr. R. Haas 70.
Handbuch der allgemeinen und speciellen Gewebelehre des menschlichen Körpers für Aerzte und Studirende von Jos. Gerlach. Mainz 81.
Der Schmetterlingssammler. Systematische Beschreibung aller deutschen Schmetterlinge, nebst Anleitung zum Fang, zur Zucht und Aufbewahrung derselben. Bearbeitet von Dr. J. Schenkel 81.
Novellen aus Frankfurt's Vergangenheit von Karl Hartmann 89.
Entwickelungsgeschichte der deutschen Nationalität seit dem Reformationszeitalter. Eine historische Skizze von Dr. W. Stricker 89.
Hagen, Prof. Dr. Karl, Geschichte der neuesten Zeit, vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage. 1. bis 8. Lief. 91.
Volkstaschenbuch für 1850. Mit Beiträgen von Eichholz, Nuge ꝛc. ꝛc. Herausgegeben von Lüder's 92.
Jugendalbum von Emma Niendorf, unter Mitwirkung von Vielen 92.
Talentja, oder die protestantische Kirche am Rio St. Franzisko in Brasilien, von Nange 93.
Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jacobs II. von Macaulay, 1. Bd. 93.
Lehrbuch des französischen Strafprozesses unter Berücksichtigung des Berner Gesetzes vom 2. März 1850 ꝛc. von Dr. jur. C. H. Höchster 94.
Deutschlands Balladen- und Romanzen-Dichter von G. A. Bürger bis auf die neueste Zeit. Eine Auswahl ꝛc. von Ignaz Hub 100.
Alfred Meißner, Gedichte 110.
Morgen- und Abendopfer. Eine Sammlung poetischer Gebete für denkende Christen 111.
Neue Stunden der Andacht zur Förderung wahrer Religiösität 111.
Oersted's „Geist in der Natur" 121.
Ueber die Volksschule ꝛc., im Auftrage des pädagogischen Vereins zu Offenbach geschrieben von Lehrer Eck das. 122.
Soden's Heilquellen von Dr. Otto Thilenius, Medicinalrath und Brunnenarzt in Soden 139.
Gesangbuch für die freien Gemeinden von Duller. — Morgen- und Abendopfer, eine Sammlung poetischer Gebete für denkende Christen. Als Fortsetzung der Morgen- und Abendopfer von Witschel 133.
Dichterschule von J. J. Wagner 135.
Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jacob II. von Macaulay 140.

Kunst- und Literaturnotizen.

4. 14. 19. 25. 37. 62. 77. 97. 110. 132. 137. 141. 142. 146.

Frankfurter Theater u. Conzerte.

6. 16. 29. 35. 48. 69—70. 86. 88. 90. 99. 94. 98. 108. 111. 114. 138. 140. 145.

Mannichfaltigkeiten

durch fast alle Nummern.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 1. Dienstag, den 1. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

1.

Vor hundert Jahren barg der weite Wald, welcher sich am südlichen Mainufer bis fast an die Außenwerke der Festung Mainz hinzieht, eine ungeheuere Menge Wild. Zahlreiche Heerden Damm-hirsche äßten auf den wenigen Schneißen und lichten Stellen, und stolze Edelthiere eilten nicht selten wie im Fluge durch Dick und Dünn, die kronenreiche Wucht des Hauptes zurückgelehnt und fliehend vor der herannahenden Meute oder dem spähenden Wilddiebe. Brausend, gleich dem wilden Heere, tobten scheu gewordene Bachen mit ihren Frischlingen durch den Forst, den einsamen Wanderer erschreckend, der durch diese düsteren Räume der gastlichen Herberge zueilte. Der schlanken Rehe furchtsame Schaaren lauerten hinter grasreichem Gebüsche, ob kein Feind nahe, bei dem kleinsten Geräusche auffahrend und zur Flucht bereit. Aber dieses zahllose Wild war die Plage des Landmannes; denn wenn der Abend herbei kam, eilte es rudelweise den Feldern zu, und während Sauen und Eber die Erdfrüchte zerstörten, verwüsteten Hirsche und Rehe die unter tausend Seufzer und Schweißtropfen bearbeiteten Saatfelder der armen Bauern, denen kein Wildschaden, nicht einmal eine Klage gestattet war. Am Schlusse ihres mühevollen Tagewerkes mußten die Landleute an den Säumen der Wälder auf Wache stehen, um das Wild der gnädigen Herren zurück zu scheuchen, damit es nicht die zu hoffende Ernte zerstören möge. Wehe aber Dem, der irgend ein Stück tödtete! Eisen und Bande waren sein Loos, und er hätte besser gethan, die Früchte seines Fleißes den Zähnen dieser satanischen Brut willig und klaglos zu überlassen. Und warum war dies damals? wird man fragen. O, da gab es einen gar triftigen Grund; — — die Parforcejagden mußten ja doch mit Erfolg veranstaltet werden können! Nichts desto weniger aber hausten kühne Wilderer in dem Düster des Waldes und trieben oft keck und ungescheut ihr Wesen; denn wie für das schnelle Wild, so hatten sie auch für die Brust des Jägers eine Kugel. So war's in der guten, alten Zeit, geliebter Leser! in der guten, alten Zeit, die so oft von der frömmelnden Unvernunft wieder herbeigewünscht wird. —

Es war an einem nebelichten Novembertage des Jahres 17.., als ein einsamer Wanderer der „Aschaffenburger" Straße, die einen Theil des benannten Forstes durchschneidet, rüstig dahin zog. Der Reisende war sehr jung, und noch kein Bart beschattete sein Kinn. Dessen ungeachtet aber war es nicht in Abrede zu stellen, daß die von Wind und Wetter tief gebräunten Züge des Jünglings, verbunden mit einer hohen, schlanken Gestalt, das Gepräge des Muthes und der Entschlossenheit trugen. Man sah es ihm an, daß er bereits das Leben von der ernsten, wenn nicht rauhen Seite kennen gelernt hatte, und so wenig Erfahrungen auch sonst Leute seines Alters gemacht zu haben pflegen, so wäre es einem geübten Menschenkenner vielleicht nicht entgangen, daß er dennoch schon einige tüchtige Züge aus dem bitteren Kelche des Lebens geschlürft hatte. Demüthig sah der junge Wanderer aber keineswegs aus, vielmehr saß der kleine, dreieckige Jägerhut, auf dem eine Reiherfeder prangte, recht keck und herausfordernd auf den langen, kastanienbraunen Locken. Die übrige Kleidung entsprach dem Hute, d. h. sie war die eines wandernden Waidmannes, der eine Anstellung als Jägerbursche sucht. Ein kurzer Hirschfänger zierte die linke Seite des Jünglings, indessen eine leichte Büchse der Art über seinem Rücken hing, daß die Mündung nach oben gekehrt war.

Der Nebel hatte Wald und Feld in einen düsteren Schleier gehüllt. Stille war's in dem weiten Walde, nur das Fallen der Tropfen, die sich auf Gebüschen und Bäumen gebildet hatten, unterbrach das Schweigen. Die Natur schien Thränen zu vergießen über den bald entschwundenen kurzen Traum des Sommers. Trauernd streckten die Bäume ihre Wipfel nach oben, und nur selten noch mahnte ein vergilbtes Blättchen an die Vergänglichkeit irdischer Pracht. Vor wenigen Monden hatten in dem grünen Laubdache niedliche Vögel gespielt und ihr munteres Lied gesungen, und jetzt war Alles kahl, und nur der Heher durchschnarrte die Luft, und des Todtenvogels unheimlicher Ruf tönte allnächtlich im Dunkel des Forstes. Wieder einige Monden, und Leben entsproßt der schlafenden Schöpfung, und die schmetternden Töne der Nachtigall erschallen aus grünenden Büschen, und so jubelt, grünt es fort, bis Alles wieder erstarrt und entschläft, um abermals neue Kräfte zur Wiederauferstehung zu sammeln.

Es war in dieser fortgerückten Jahreszeit schon spät am Tage, der Abend begann allmälig heran zu dämmern, und unser rüstiger Wandersmann dachte bereits mit Besorgniß daran, wo er die Nacht über ruhen solle. Allenthalben nichts als Bäume vor sich sehend und nirgends Bescheid wissend, glaubte er fast die Hoffnung aufgeben zu müssen, die Wohnung irgend eines Jagdbeamten aufzufinden. In dieser Gegend versprach er sich gewiß eine Anstellung als Jägerbursche, und wenn Fortuna für ihn das Antlitz nicht in allzu grämliche Falten legte, so meinte er immerhin einst noch als selbstständiger Waidmann, von einem Rudel Hunde begleitet, die Wälder durchpürschen oder sogar als Führer einer Parforcejagd eine nicht unbedeutende Rolle zur Befriedigung einer der nobelsten Passionen spielen zu können. Nacht und finster war's bereits geworden, und noch hatte er das Jagdhaus nicht erreicht, zu dem er nach der Aussage einiger Bauern auf dem Waldpfade, den er schon über eine Stunde wandelte, gelangen mußte. Mißmuthig blieb er endlich stehen; er glaubte gefoppt worden zu seyn, oder sich verirrt zu haben. Da gewahrte er plötzlich ein schwaches Licht, das ihm aus der Ferne entgegen-

Digitized by Google

schimmerte.] Dem Scheine nachgehend, langte er auf einmal vor einer einsamen Waldhütte an, deren zwei einzige Fenster durch Läden verschlossen waren. Durch einen Spalt eines dieser letzteren drang der schwache Strahl einer Lampe, welche das Innere erleuchtete. Von drinnen heraus ließen sich die Stimmen zweier Menschen hören. Der Jüngling lugte durch die Oeffnung des Ladens und bemerkte einen schon etwas bejahrten Mann in Köhlertracht, der eben einen grauen, falschen Bart ablegte. Neben diesem stand ein wunderlieblich Mädchen, eine Gestalt, wie sie nur die Phantasie in ihrem kühnsten Schwunge zu bilden vermag. Die holde Erscheinung schien nicht in die Hütte zu gehören, in die sie ohne Zweifel erst vor kurzem getreten war. Ihr Hut war noch ganz naß, und im Uebrigen trug sie die Kleider, wodurch sich damals nur die höheren Stände auszeichneten. Wie war daher die Hütte, der Köhler und ein solches Wesen zusammen zu reimen? Geduld! wir erhalten vielleicht einigen Aufschluß aus dem Gespräche, welches die beiden Personen führten, und das der reisende Jägerbursche zum Theil zu erlauschen im Stande war.

(Fortsetzung folgt.)

Ermuthigung.

Besser eine Leidenskette,
Schwere Kämpfe ohne Rast,
Als die Ruhe — jene fette,
Die sich selber ist zur Last!

Sturm und Blitz gehört zum Leben,
Nicht im Sonnenscheine nur,
Nein, im ew'gen Wechselweben
Schafft und bildet die Natur.

Hält sie bald mit Schnee und Eise
Nicht den eignen Schooß umhüllt;
Der sich, wunderbarer Weise,
Bald mit tausend Blumen füllt!

Schließt sie nicht, im schwarzen Flore,
Erst das Aug' uns schlummermüd',
Eh' die lachende Aurore
Neu im Osten uns erblüht!

Hat sie nicht in schwerster Stunde
Eine Gabe noch bereit!
Ist nicht Balsam jeder Wunde
Aussicht schon auf and're Zeit?

Nur die Sinne frei und offen
Bei der Gegenwart Geschick:
Weilt nicht auf dem reichen Hoffen
Beff'rer Zukunft stets der Blick! —

German Mäurer.

Beim Jahreswechsel.

(Von Wilh. Wagner.)

Wiederum stehen wir an einem neuen Zeitabschnitt und sehen zwischen freudiger und banger Erwartung den Ereignissen eines eben beginnenden Jahres entgegen. Wir haben manche Frage an das Schicksal, manchen Wunsch und manche Hoffnung; aber die Zukunft ist verhüllt. Unsere Entwürfe und Bestrebungen richten sich nach diesem oder jenem Ziele; doch wissen wir nicht, ob wir es erreichen, ob wir ihm nur näher kommen werden. Wir stehen Alle unter dem mächtigen Einflusse der Ereignisse, die sich nicht vorausbestimmen, noch berechnen, noch durch uns herbeiführen oder von uns abhalten lassen. Wir denken und wirken, unsere Willenskraft ist frei, aber die wunderbaren Verschlingungen des Zufalls und des Zusammentreffens von Ursachen und Wirkungen stehen über uns und geben den Ausschlag. Was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt auch für ganze Völker. Unsere Staatsmänner und Volksvertreter, unsere politischen und socialen Parteien, unsere Krieger mit der Feder und dem Schwerte dürfen sich nicht schmeicheln, die Weltgeschichte in der Hand zu haben, zu welcher sie nur einzelne Fäden spinnen. Wenn man sie freilich reden und anordnen, befehlen und verbieten, den Geist der Zeit commentiren und zergliedern sieht, wenn man vor ihrer Weisheit steht, die Alles voraus zu bestimmen, das Chaos zu ordnen, die Widersprüche auszugleichen und die Wahrheit ermitteln zu können glaubt, so sollte man meinen, sie hätten im Rathe der Götter gesessen und die Aussaat der Zukunft belauscht, — aber gewöhnlich machen die Ereignisse jene langen und schönen Raisonnements zu Schanden und beschämen die vorgebliche Allwissenheit jener Herren. Dazu kommen die Fehler und Mißgriffe, die providentiellen Verblendungen, das eigensinnige Beharren bei vorgefaßten Meinungen, die natürliche Beschränkung aller menschlichen Gesichtskreise, die feindselige Einmischung der Selbstsucht und Leidenschaft, der Tageseitelkeit und Ueberschätzung. So müssen wir auch jetzt den noch verhüllten Begebenheiten erwartungsvoll entgegen sehen.

Wenn wir auf die Geschichte der zwei letzten Jahre zurückblicken, wie anders ist Alles geworden, als wir geträumt und gedacht hätten! Schon glaubten wir einer neuen Aera, eines großartigen Sieges der Freiheit, eines ungestörten Friedens, einer mächtigen Kraft und Einheit, einer durchgreifenden Verbesserung unserer materiellen und geistigen Zustände gewiß zu seyn, schon glaubten wir den erhabenen Tempelbau fast vollendet, — aber wie weit sind wir zurückgeworfen, wie weit sind unsere Ideale gegen die Wirklichkeit zurückgeblieben. Die Ereignisse haben es so gebracht und vergebens sagen wir jetzt, daß wir Manches anders, Vieles besser hätten machen können. Man kommt immer klüger vom Rathhaus, als man hinein geht, und das Heute versteht man gewöhnlich erst morgen. Die Ursachen des verfehlten Zieles, der gescheiterten Hoffnungen und der vergeblichen Bestrebungen sind bekannt. Der so oft schon unserem Volke verderbliche Partikularismus, welcher die Sonderinteressen unserer verschiedenen Völkerstämme der Durchführung einer kräftigen Einheit und gedeihlichen Gemeinsamkeit entgegenstellte, die sich überstürzende Ungeduld einer Partei, welche dem organischen Entwickelungsgang des Völkerlebens die gehörige Entfaltung nicht vergönnen wollte und sich in eben so vereinzelten, als demnach nutzlosen Uebergriffen zersplitterte, das unpraktische Haschen nach Idealen, welche sich nicht verwirklichen lassen, nach Kaiserkronen, deren Glanz nicht wieder belebt werden kann, weil er sich überlebt hat und weil das neue Jahrhundert nach einem andern verlangt, wie nach republikanischer Staatsform, die noch zur Zeit unmöglich ist, weil die republikanischen Tugenden uns mangeln, dann weiter die schwerfällige System- und Phrasenmacherei, welche sich in gründlichen Abhandlungen und tiefsinnigen Reden erschöpft, während sie den rechten Augenblick ungenutzt vorübergehen und die That im Strom der Worte untergehen läßt, — dies und noch manches Andere hat uns der gepriesenen Märzerrungenschaften wieder verlustig gemacht. Das Volk hat ein Spiel verloren, dessen sicherem Gewinn es allzusehr vertraute. So schmerzlich aber dieser Verlust ist, so darf er uns nicht entmuthigen: denn die Wahrheit wird darum nicht untergehen und die Freiheit nicht unterliegen. War es doch nicht sowohl die rich-

Digitized by Google

tige Erkenntniß der Freiheit, als vielmehr nur der Instinkt, nur das Bedürfniß derselben, von denen das deutsche Volk nach seiner Märzerhebung durchdrungen war! Des langen Druckes überdrüssig, sich sehnend nach freierer Bewegung, der verjährten Bevormundung entwachsen, eines lebensfrischen Elementes bedürftig, warf es ein schmähliches Joch ab und durchbrach Schranken, die es nicht länger dulden zu dürfen glaubte.

Wie viel in und nach den Kämpfen der zwei letzten Jahre auch wieder verloren gegangen ist, Eins ist uns doch geblieben; — das erwachte politische Leben des Volkes. Dieses fortzuführen, es innerlich erstarken zu lassen, es zur Klarheit des Bewußtseyns zu erheben, seine Einsicht zu erweitern und die theilweise Verworrenheit seiner Begriffe zu beseitigen, ist die Aufgabe, die uns gestellt ist. Freiheit und Ordnung sind unzertrennlich und nur da vermag die Kraft zu wirken, wo ihr die Einsicht zur Seite geht, wo sie nicht nur des Zieles sich bewußt ist, sondern auch der Wege, die nach demselben führen. Die ungestüme Aufregung der Parteien muß einer besonnenen Ruhe Platz machen; die gährenden und trüben Elemente müssen sich läutern, und das Prinzip muß in seiner ganzen Reinheit hervortreten. Revolutionen sind nothwendige Uebel, aber sie gleichen den Stürmen, und vermögen nur niederzureißen, nicht aufzubauen. Das erwachte politische Leben wird den begonnenen Neubau, wenn auch langsam, doch sicher vollenden und um: so fester begründen, je weiter die Einsicht schreitet und jemehr die Bildung des Volkes an Intensivität und Ausbreitung zunimmt. Die öffentliche Meinung wird ein immer treuerer Abdruck der Wahrheit und der rechten Freiheit werden. Der Zwang und der Druck, den man ihr entgegen stellt, kann eben so wenig lange bestehen, als der Krieg der Menschen gegen die Natur, deren ewige Gesetze stets geltend bleiben.

Wir waren seither ein tiefsinniges und gelehrtes Volk, heimisch in allen Zweigen des menschlichen Wissens, gründlich und vielseitig gebildet, nur die politische Bildung fehlte uns. Wir kannten die Staatsverfassungen und Gesetzgebungen aller Länder, nur unseres eigenen nicht; wir schwärmten für die republikanische Freiheit von Griechenland und Rom und waren Sklaven im eigenen Hause; wir bewiesen und anerkannten die ewigen Rechte der Natur und waren die Knechte und feilen Söldner unserer großen und kleinen Gewalthaber; wir berechneten den Kreislauf der Sterne und kannten die Statistik aller Himmelskörper, aber die finanziellen Verhältnisse unserer eigenen Gemeinde waren uns unbekannt; wir waren Professoren und Doktoren der Philosophie, Philologie, Aesthetik, Theologie u. s. w., und kaum Sextaner in der Politik. Börne's berühmter Ausspruch: „Der Deutsche ist gern ein Knecht, wenn er sich nur wiederum einen Knecht halten kann", war mehr als ein witziger Einfall, war eine traurige Wahrheit. Das muß anders werden; denn die politische Bildung ist die Basis und die Mutter aller andern, und ein politisch unmündiges Volk darf sich seiner übrigen geistigen Errungenschaften nicht rühmen. Also nochmals und immer wieder haben wir auf die Nothwendigkeit politischer und socialer Aufklärung zu verweisen, nach ihrem Lichte haben wir zu streben, damit wir zur Einsicht unserer seitherigen schmachvollen Zustände gelangen und endlich ein wahrhaft freies und selbstständiges Volksleben erringen mögen.

(Schluß folgt.)

Ein Künstler-Jubiläum.

Am 28. December fand das 50jährige Jubiläum von Julius Weidner statt, eines Mimen, der als Meister seines Faches uns oft Erhebung bereitet und seinem Namen gerechte Anerkennung verschafft hat. Weidner gehört der älteren Schule an, deren Kunstleistungen in den Annalen der Bühnengeschichte ruhmvoll verzeichnet bleiben werden. Jene Schule war die der Natur und Wahrheit. Unmittelbar aus dem Leben zu schöpfen, treu ihm nachzubilden, so wenig als möglich zu idealisiren, feste Charaktere darzustellen, alles Gekünstelte zu vermeiden, mehr nach Correctheit der Zeichnung, als nach Glanz des Colorits zu streben, — darin suchte sie ihren Ruhm und ihr Ziel. Wenn wir an Iffland's Stücke erinnern, so haben wir zugleich die Eigenthümlichkeit jener Schule bezeichnet; sie besaß alle Vorzüge, aber auch die Mängel von jenen. Bei ihrem Streben nach Natur ging sie oft zu weit und beeinträchtigte nicht selten ein an sich gewiß treffliches Prinzip. So viel steht fest, daß jene frühere Theaterschule das Glück hatte, auserwählte Talente zu besitzen und daß aus ihr Darsteller hervorgegangen sind, denen unsere heutigen nachstehen müssen. — Julius Weidner hat seine Künstlerbahn auf der Bühne des Städtchens Leipa in Böhmen am 26. Dec. 1799 eröffnet, dann mit Auszeichnung in Erfurt, Coburg, Mecklenburg-Schwerin und Weimar gewirkt und vor mehr als 30 Jahren in unserer Mainstadt ein Engagement gefunden, in welchem er bis auf den heutigen Tag ununterbrochen verblieb. Es würde zu weit führen, wenn wir einen vollständigen Ueberblick seiner künstlerischen Wirksamkeit zu geben versuchen wollten und wir erinnern demnach nur an die hervorragendsten seiner meisterhaft ausgeführten Rollen, an seinen Philipp und Alba, Ludwig XI. und Macbeth, Shyloc und Osipp, Lear und Talbot, Burleigh und Nathan, Wallenstein und Verina, Posert und Franz v. Moor u. a. Wer sich dieser Darstellungrn aus früheren Jahren der noch ungeschwächten Kraft Weidners erinnert, der wird dem gefeierten Kunstveteranen eine Lobrede halten, welche die unserige überflüssig macht. In gerechter Würdigung solcher Verdienste und in dankbarer Anerkennung einer langjährigen Thätigkeit am hiesigen Theater hatte die Direktion Hrn. Weidner ein Benefiz bewilligt, dessen überaus zahlreicher Besuch von Kunstfreunden aus allen Ständen den besten Beweis lieferte, wie freudig man bereit war, dem Talent die verdiente Huldigung darzubringen. Man gab Schillers „Kabale und Liebe", worin der Benefiziant den alten Miller spielte. Er zeigte uns ein treues Bild von jener altbürgerlichen Biederkeit und zugleich trotzigen Derbheit, wie sie der Dichter so trefflich angedeutet hat. Das für so viele ihm dargebotene Kunstgenüsse dem Benefizianten dankbare Publikum spendete demselben jenen Beifall, der um so höheren Werth besitzt, als er nicht der Laune des Augenblicks, sondern der vollen Ueberzeugung und der warmen Hingebung des dankbaren Herzens entspringt. Auch von Seiten seiner Kollegen waren Hrn. Weidner an diesem Ehrentage die erfreulichsten Beweise der Hochschätzung seines Talentes gezollt worden. Diese hatten ihn durch eine Deputation beglückwünschen, so wie zu den Proben und zu der Vorstellung in einer für diesen Tag ihm zur Disposition gestellten Equipage abholen lassen. Das Garderobezimmer war festlich geschmückt, mit dem Bildniß des Jubilars, so wie mit bekränzten Gedenktafeln und Blumengewinden geziert. Am Schluß der Vorstellung erschienen die Mitglieder des Theaters im Festanzug auf der Bühne, bildeten einen Halbkreis, den Jubilar in ihrer Mitte, den Fräulein Janauscheck mit herzlichen Worten begrüßte, welche dieser in gleichem Sinne erwiederte. Der erhebende Eindruck dieses Momentes war unverkennbar, und die lebhaftesten Beifallsbezeugungen beendeten eine Vorstellung, welche in der Geschichte der Frankfurter Bühne als eine festliche verzeichnet bleiben wird. Gerne gedenken wir noch schließlich der von Wärme und Innigkeit durchdrungenen Leistungen des Hrn. Schneider und der Fräul. Janauscheck (Ferdinand und Luise), so wie des lebhaften Eindruckes, den die geniale Dichtung auf das zahlreich versammelte Auditorium hervorbrachte. —

Digitized by Google

Dem wackern Jubilar möge es nun, nachdem er in sein siebenzigstes Lebensjahr getreten und fünf Decennien lang im Dienste der Kunst thätig gewesen ist, vergönnt seyn, auf seinen Lorbeeren zu ruhen und noch lange in friedlicher Beschauung das bunte Leben und Treiben der Welt zu beobachten. W.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Der Prem.-Lieutenant und Landwehrkompagnieführer Müller, unlängst aus Baden zurückgekehrt, wurde bei dem Versuche, sein rotzkrankes Pferd zu kuriren, dergestalt infizirt, daß er binnen kurzem an den Folgen verstorben ist.

Der bekannte und sehr beliebte Dichter Geibel kam vor kurzem in eine Buchhandlung und verlangte seine eigenen Gedichte; nachdem er dieselben empfangen, richtete er an den Prinzipal die Frage: „Sie haben wohl dieselben auch schon gelesen?" worauf der Gefragte, welchem der Dichter unbekannt war, verächtlich erwiederte: „Ich? Geibels Gedichte? Nein!" Der Dichter machte ihm ein Compliment und gab sich als Geibel selbst zu erkennen, half aber trotz der erhaltenen Beleidigung dem verblüfften Prinzipal aus seiner Verlegenheit, indem er sagte: „Ich weiß, ich gehe in Norddeutschland besser, als in Süddeutschland."

Korrespondenz.

Köln, 29. Dec.

Das berühmte Panorama der Brüder Simon und Nik. Meister, den „Uebergang der Franzosen bei Neuwied" vorstellend, dessen Werth man zu 8000 Thaler veranschlagte, ist an die rheinische Eisenbahn für 250 Thlr. versteigert worden, weil die neun armen Waisen des Simon Meister und dessen Bruder nicht 90 Thaler Transport- und Lagerkosten zu entrichten im Stande waren, — arme Kunst!

Heinrich Wolff's Quartett-Abende.

Erstes Konzert. — 28. Dec.

Es ist keine herkömmliche Phrase, wenn wir aus Grund des Herzens sagen, daß wir die herrlichen musikalischen Genüsse, die wir sonst jeden Winter dem eben so genialen als bescheidenen Künstler Heinrich Wolff und seinen Freunden zu verdanken hatten, mit wahrer Sehnsucht herbeiwünschten. Sie ließen diesmal lange auf sich warten, aber sicher lag die Schuld nicht an einer Lauheit unseres kunstliebenden Publikums, das sehr wohl weiß, daß die Wolff'schen Quartett-Abende eine Zierde des musikalischen Frankfurts sind! Der heutige Abend war geeignet, uns für das lange Warten zu entschädigen. Haydn, Mendelssohn, Beethoven — und zum Theil die herrlichsten Werke dieser kaum erreichten Meister, und welche Ausführung! In dem Mendelssohn'schen Quartette übertraf sich Hr. Wolff selbst; eine wahrhaft überschwängliche Begeisterung ergriff bei mehreren entzückend schönen Stellen die Hörer und der Beifall unterschied kaum mehr zwischen dem Componisten und seines im Nachempfinden und im Wiedergeben der herrlichsten Ideen, des genialsten Schwunges sich würdig und fast ebenbürtig zeigenden Darstellers. Solchen Genüssen gegenüber löst sich die Kritik unwillkürlich und gern in liebevolle, glaubige Hingebung auf. Wie gesagt, der heutige Abend entschädigte uns zum Theil für das nur ungern Versäumte, und doch zeigte er wieder so recht lebhaft, was uns diese ganze Hälfte des Winters über so bedauerlich vorenthalten war. Möge Hr. Wolff im Bewußtseyn seines tüchtigen Strebens und in der edlen Empfänglichkeit seines zahlreichen Publikums die Aufforderung finden, die so rühmlich betretene Bahn, trotz der Ungunst der eisernen Zeit, kräftig fortzuwandeln und durch seine dankenswerthen Quartettkonzerte unserer Stadt eine wahrhafte Pflanz- und Pflegeschule des edleren, geistigen Geschmackes, der höhren musikalischen Bildung und Ausbildung zu erhalten!

Einladung

Einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Frankfurt dazu benutzend, beabsichtige ich, einen kleinen Cyclus von Vorträgen aus dem Gebiete derjenigen Wissenschaft zu halten, welche vor allen dem Menschen, sofern er, wie er soll, sich seiner irdischen Heimathsangehörigkeit bewußt werden will, am nächsten liegt, der Naturwissenschaft. Jeder Vortrag wird ein abgeschlossenes Thema behandeln und daher ein kleines für sich bestehendes Ganzes bilden und die Aufgabe zu lösen versuchen, dem Zuhörer ein klares, geistig befriedigendes Bild von dem behandelten Thema zu gewähren, einen umfassenden Blick in ein kleines Gebiet der überall ordnungsvollen organischen Natur thun zu lassen.

Als Themata für die Vorträge, welche ich vorläufig auf die Zahl fünf beschränke, bezeichne ich: 1) Zustand der Naturwissenschaft und Bedeutung derselben für wahre Menschenbildung. 2) Anatomie und Physiologie des Holzes. 3) Der Beruf der Insektenwelt im Naturhaushalte. 4) Die Architektur der Weichthier-Gehäuse. 5) Die Pflanzenwelt als Mutter und Vermittlerin der Thierwelt. — Zur Erläuterung und Veranschaulichung werde ich große Tableaux und nach Befinden natürliche Exemplare benutzen. — Die Vorträge finden statt im größeren Hörsaale des Senckenbergischen Stiftes und zwar Abends von 6 bis 7 Uhr Mittwochs und Sonnabends, am 2., 5., 9., 12. und 16. Januar 1850. — Abonnements-Karten für alle fünf Vorträge zu 2 fl., Eintrittskarten zu einzelnen Vorträgen zu 30 kr. sind abzuholen in der Leihbibliothek des Hrn Gustav Oehler, in der Buchhandlung des Hrn. J. D. Sauerländer, sowie bei dem Unterzeichneten, schöne Aussicht Nr. 6 im ersten Stock, in den Morgenstunden bis 10 Uhr.

Frankfurt a. M., 29. Dec. 1849.

E. A. Roßmäßler,
Prof. der Naturgeschichte, corresp. Mitglied der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft.

Geographischer Verein.

Die Vorlesungen über Proletariat und Pauperismus in den bedeutenderen Staaten, insbesondere in Deutschland, werden Mittwoch, den 2. Jan. 1850 Abends, 7 Uhr in dem Hörsaale des alten Stiftsgebäudes, Ecke der großen Eschenheimergasse und der Stiftsstraße (Eingang durch das Thor hinter der schlimmen Mauer), fortgesetzt.

Der Vorstand des geogr. Vereins.

Zur Nachricht für Turner, Naturfreunde und die Förderer unserer Felderbergfeste des Taunusgebietes, der Wetterau u. s. w., daß Sonntag, am 6. Jan. Punkt Mittags 12 Uhr in Oberreifenberg eine Vorberathung der für das Jahr 1850 in Aussicht stehenden Abhaltung der bekannten volksthümlichen Wettkämpfe auf dem Felderberge stattfinden wird. Es bedarf wohl nur dieser Anregung, um selbst in gegenwärtiger Jahreszeit, die übrigens für den wahren und darum gewöhnlich auch rüstigen Naturfreund manches eigenthümlich Anziehende bietet — auf eine Vertretung der Hauptorte wenigstens in Reifenberg rechnen zu können. Diejenigen Theilnehmer aus Frankfurt, welche sich anschließen möchten, belieben sich am 6. Jan. 1/4 vor 8 Uhr Morgens am Bockenheimer Thor einzufinden. Sollte der Thermometer über Null stehen, so wird der Gang um acht Tage verschoben.

Frankfurt. A. Ravenstein.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre von Wilhelm Wagner, gesprochen von Hrn. Breuer. Hierauf (zum ersten Male): Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht! Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 2. Mittwoch, den 2. Januar 1850.

Prolog zum neuen Jahre 1850.

(Auf der Frankfurter Bühne gesprochen von Hrn. Breuer.)

Als dem frommen, gläubigen Gemüthe
Unserer Väter noch die schöne Welt
Holder Sagen, bunter Mährchen blühte,
Von des Mondes Silberlicht erhellt;
Als sich noch in engbegränzten Schranken
Die Erkenntniß der Natur bewegt,
Als der freie Aufschwung der Gedanken
Mit dem Bannfluch ward belegt;

Damals in des Glaubens frommen Zeiten
Gab es Wunder noch und Zauberei,
Durften Feen noch die Welt durchschreiten,
Eilten neck'sche Gnomen noch herbei,
Tanzten noch auf dem bethauten Plane
Sylphen in der lauen Sommernacht,
Fuhren Elfen noch im Silberkahne,
Strahlend in demantner Pracht.

Damals hielten Geister ihre Runde,
Wann der zwölfte Glockenschlag sie rief
Und wann rings in schaurig ernster Stunde
Alles schwieg und alles Leben schlief;
Gold und Schätze lagen noch verborgen
Unter alten Mauern und im Schacht,
Und ein feu'rger Hund hielt bis zum Morgen
Stumm und dräuend seine Wacht.

Längst vorüber sind die frommen Tage;
Nicht mehr frische Blüthen treibt der Baum
Alten Glaubens und die holde Sage
Hat nur noch im Dichterherzen Raum.
Nicht mehr werden Wunder heut vollendet,
Keine mächt'gen Zauberer gibt es mehr,
Gnom- und Feen-Herrschaft ist geendet,
Ohne Erb' und Wiederkehr.

Alle schwanden, Alle sind vertrieben
Und der letzte Magus ging zu Grab!
Eine Herrscherin nur ist geblieben,
Eine Fee mit mächt'gem Zauberstab.
Sie entstieg versunkenem Jahrhundert,
Ewig jung und schön durch Göttergunst,
Immerdar verherrlicht und bewundert,
Eine Zauberin — die Kunst.

Wie die Wunder alle auch verschwanden
Holder Sagen, bunter Phantasie'n,
Sie trägt uns nach weit entlegnen Landen,
Ueber Strom und Bergeshöhen hin;
Sie erweitert unf're nied're Zelle
Bis zum hochgewölbten Marmorsaal,
Sie umzieht uns mit der Meereswelle,
Mit des Südens glüh'ndem Sonnenstrahl.

Und wie sie dem Raum uns überhebet,
So den Schranken auch der flücht'gen Zeit;
Sparta's Helden werden neu belebet
Und Athen, den Grazien geweiht.
Wir begrüßen Roma's Legionen,
Ihren Adler, der die Welt durchfliegt,
Und ihr Forum, ihre Bürgerkronen,
Doch die Freiheit unterliegt.

Nach des Mittelalters schönen Tagen
Führt die mächt'ge Zaub'rin uns zurück,
Zum Turnier, zu festlichen Gelagen,
Zu der Minne vielbesung'nem Glück,
Und wir sehen fromme Pilger wallen
Nach dem Grabe des Erlösers hin,
Sehen in des goth'schen Domes Hallen
Gläub'ge am Altare knien.

And're Zeiten haben sich gestaltet,
Sie sind heller, aber wärmer nicht;
Eine reinere Erkenntniß waltet,
Doch des Herzens Lauterkeit gebricht.
Weiter darf der freie Geist jetzt streben,
Breit're Bahnen bricht das Menschenrecht,
Doch ein ewig unruhvolles Leben
Führt das heutige Geschlecht.

Draußen lärmt es gleich empörten Wogen
Und manch' kampfgerüstet Kriegesheer
Hat die Länder weithin überzogen,
Düst're Wolken drohen träb' und schwer,
Und wie Luther einst auf lichten Bahnen
Glaubensfreiheit seiner Zeit gebracht,
So auch wehen jetzt die neuen Fahnen
Und die Völker sind erwacht.

Neu ergrünen wird die deutsche Eiche,
Die des Frühlings Stürme jetzt umweh'n,
Und die Freiheit mit dem Friedenszweige,
Sie wird siegreich aus dem Kampfe geh'n;

Digitized by Google

Sie wird kommen an der Hand der Wahrheit
Und Gerechtigkeit, geläutert, rein,
Wird in ihrer ungetrübten Klarheit
Beff'rer Zukunft Bürge seyn.

Und die Kunst? — Sie wird den neuen Zeiten
Ihre neuen Blüthenkränze weih'n,
Licht und Wahrheit weiter stets verbreiten,
Nur dem Edlen ihre Klänge leih'n.
Sie, die mächt'ge Zaub'rin wird bestehen,
Immer jung und schön durch Göttergunst.
Wie die Zeiten kommen und vergehen,
Ewig strahlend bleibt die Kunst!

Wilh. Wagner.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

„So glücklich mich auch die Stunde macht, in der Du mir Deinen wöchentlichen Besuch abstattest, theures Evchen!" sagte der Mann mit dem falschen Barte, „so muß ich Dich doch um Deiner Gesundheit willen bitten, von jetzt an bis zum Wiederbeginne der besseren Jahreszeit Deine Gänge hierher auszusetzen. Die Tage sind auch jetzt zu unfreundlich und kurz, als daß Deine regelmäßige Abwesenheit bei Kälte, Nässe und Dunkelheit nicht Aufsehen erregen sollte, und wenn man dahinter käme, daß ich Derjenige wäre, der wegen eines solchen Verbrechens, wie man mich es ungerechter Weise beschuldigt, verfolgt wird, so würden mich bald die Wände des Kerkers umfangen, und Dich würde man, da Du Dich meiner nicht schämtest, wahrscheinlich hinausstoßen in die kalte, herzlose Welt, und wie namenlos unglücklich wären wir Beide dann!"

„Fürchte nichts, bester Vater!" entgegnete das Mädchen mit einem Stimmchen, das wie der Ton eines Silberglöckleins an das Ohr des Lauschenden drang, „fürchte durchaus nichts! denn Evchen ist klug und vorsichtig, um so klüger und vorsichtiger, als es sich um das Leben und die Freiheit eines theuren, verkannten und verfolgten Vaters handelt. Ich komm' jedesmal, wenn der Jägermeister des Abends nach Rüsselsheim geritten ist, und vor der Frau Jägermeisterin, dieser stolzen Dame, ist mir nicht bange — die läßt sich zu dieser Stunde von ihrem Liebling, dem Monsieur Leblanc, aus französischen Schriftstellern vorlesen. Was die übrige Dienerschaft anbelangt, so gebe ich vor, zu Mamsell Nievergall, die, wie Du weißt, in unser Geheimniß eingeweiht ist, aufs Forsthaus zu gehen."

„Du kluges Kind!" versetzte der Köhler gerührt, „komm', laß Dich umarmen!" Und der Vater drückte nun der Tochter einen Kuß auf die rosigen Wangen, und Beide weinten, und dem reisenden Waidmann draußen gingen auch die Augen über ob dieser kindlichen Treue.

„Gib noch nicht Alles verloren, Vater!" begann Evchen wieder etwas gefaßt, „ich hab' immer die Hoffnung, daß der schändliche Ratzmann seine That, für welche man Dich zur Strafe ziehen will, irgendwo, bevor er gehenkt wird, eingesteht, und dann wird doch wieder einmal die verkannte Unschuld siegreich triumphiren, wie dies leider! in der jetzt so verdorbenen Welt nur selten der Fall ist."

„Wenn Mamsell Nievergall sich nur nicht einmal gegen ihren Bruder, den Oberförster, verplappert," sagte Evchens Vater besorgt. „Der wäre im Stande, mich eigenhändig dem Grimme des Landgrafen zu überliefern, wenn es mir nicht zuvor gelänge, die Flucht zu ergreifen. Hast Du bis jetzt noch nicht bemerkt, Kind! daß Jemand Mißtrauen oder Verdacht gegen meine Person hegt, als wenn ich der nicht wäre, für den ich mich ausgebe?"

„Nein, Vater!" antwortete das Mädchen. „Alle glauben, den ehemaligen Jagdkasseninspektor schon längst in einem fernen Lande, wo er für das unterschlagene Geld ein bequemes Leben führe, und keine Menschenseele ahnet, daß der Geächtete arm und einsam, aus Liebe zu seiner Tochter, in diesem Walde lebe. Du bist für Jeden, Mamsell Nievergall ausgenommen, der Mann aus dem Baulande."

„Nun, dafür sey Gott gedankt!" nahm der Köhler das Wort. „Vielleicht dauert es noch lange, bis sie dahinter kommen, wer ich eigentlich bin. Aber nun will ich Dich wieder zurückgeleiten, Kind! Es möchte sonst zu spät werden."

Der Mann hüllte sich jetzt in einen großen, dunkelfarbigen Mantel, holte eine Pelzmütze von einem Nagel herunter, nahm einen gewaltigen Stock zur Hand und machte Miene, mit dem Mädchen die Hütte zu verlassen. Der junge Jäger stand daher eben im Begriffe, den Beiden ein wenig aus dem Wege zu gehen, um ihnen dann ungesehen zu folgen und auf diese Weise unter Obdach zu kommen, als er abermals reden hörte, was ihn bewog, auf's neue zu lauschen.

„Läßt Dich nun endlich Monsieur Leblanc in Ruhe?" fragte der Köhler seine Tochter.

„Leider! nicht," antwortete Evchen erröthend. „Er macht's ärger denn zuvor, seit ihm bekannt ist, daß weder der Herr von Schmieden, noch dessen Gemahlin meinen Klagen ein geneigtes Ohr schenken. Ersterer meint, er könne es einem jungen Kavalier durchaus nicht verargen, wenn er sich um die Gunst der Damen bemühe, und Letztere nimmt's gewaltig übel, den Franzosen nicht liebenswürdig zu finden; sie sagt, dem artigen Ausländer stehe eine schöne Carriere offen, er habe sogar die Aufmerksamkeit Sr. landgräflichen Gnaden bereits auf sich gezogen . . . ."

Was das schöne Mädchen noch weiter sagte, war für den Horchenden unverständlich, denn es ward im Hinaustreten aus der Hütte gesprochen.

Nachdenkend über Das, was er gehört und gesehen, folgte nun der Jüngling den in die Nacht Dahinwandelnden in angemessener Entfernung. Er fühlte nur zu gut die Wichtigkeit des Geheimnisses, das er eben entdeckt hatte, und es wollte ihm manchmal bedünken, als sey er auf einem jener Pfade, die zuweilen die Sterblichen zu wandern bestimmt sind, in einen Zauberkreis eingetreten, der ihn für dies Hienieden wenigstens an das Geschick zweier Menschen bannen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Jahreswechsel.

(Schluß.)

Wir haben die Nothwendigkeit einer stets weiter sich verbreitenden politischen Bildung angedeutet. Soll diese aber wahrhaft heilbringend werden, so muß sie auf humaner Bildung beruhen. Der schöne Freiheitsbaum ist unserer Begrüßung und Verehrung werth, aber seine Blüthen und Früchte allein würden nicht hinreichen, um uns zu beglücken. Zugleich mit ihm müssen auch die Bäume der Humanität und des Familienlebens gepflanzt und gepflegt werden. Die freieste Republik würde es nicht vermögen, uns wahrhaft frei zu machen, wenn wir uns selber nicht jener republikanischen Tugenden, jener Aufklärung rühmen können, auf denen alles Andere beruht. Wer sich selber nicht zu beherrschen, wer dem Vaterland kein Opfer zu bringen, wer sich dem Gesetz nicht unterzuordnen vermag, der ist kein freier Mann zu nennen.

Digitized by Google

Wo ein glückliches, auf Humanität gebautes Familienleben fehlt, wo hochherzige Väter und edle Mütter ihren heranwachsenden Kindern nicht als Muster und Vorbild vorangehen, wo im häuslichen Kreise das Gute und Schöne nicht gepflegt wird, da ist man nicht berechtigt, einer bessern Zukunft entgegen zu sehen und eine kräftigere und freiere Generation zu erwarten. Zur Heranbildung eines solchen Familienlebens, zur Erheiterung und Verschönerung desselben nach Kräften beizutragen, ihm Belehrung und Erhebung zuzuführen, dies ist die Aufgabe, welche wir uns für unser Unterhaltungsblatt, dessen neuen Jahrgang wir eben eröffnen, gestellt haben. In freier Gestaltung, ohne Pedantismus, aber dem Wahren und Schönen stets huldigend, werden wir diesem Ziele nachzustreben uns bemühen und den schönsten Lohn darin finden, es nicht verfehlt zu haben.

Nach den Sorgen und Anstrengungen des Tages erheitert man sich gern auf dem friedlichen und blüthenreichen Gebiete der Poesie, und darum werden auch wir der Dichtkunst und der Novellistik unsere Spalten zu eröffnen nicht unterlassen. Einem anmuthigen Sänger und Erzähler lauscht man immer gern und solche Gebilde des Schönen sind bei Alt und Jung willkommen. Mögen unsere geschätzten Mitarbeiter den wahren Zweck der Novelle, auf Geist und Gemüth veredelnd einzuwirken, sowie den schönsten Vorzug derselben, durch Einfachheit und Natur die Theilnahme des Lesers zu fesseln, nicht aus den Augen verlieren. Nicht in der abenteuerlichen Zusammenfügung von unerhörten und noch nie dagewesenen Begebenheiten, nicht in der Erfindung von bizarren, in Extremen sich bewegenden Personen beruht der Reiz einer Erzählung, sondern im Gegentheil wirken gerade die einfachen Geschichten, die aber wahr und treu aus dem Leben gegriffen sind, am stärksten. Die Fundgrube dieser einfachen Geschichten wird nie erschöpft werden, denn die Lebensereignisse der Menschen sind von hohem Interesse und nicht selten wundersam verflochten. Solche Geschichten, solche Blätter des Lebens, solche Enthüllungen edler Seelen werden uns stets willkommen seyn und gewiß Sympathie erwecken. Freilich aber ist gerade diese Einfachheit und Naturtreue am schwersten zu erreichen, wie denn überhaupt in der Kunst Dasjenige, was am leichtesten scheint, gerade das schwerste ist. Wo einer Erzählung solche Einfachheit und Natur, wo ihr eine edle Tendenz, wo ihr der geistige Kern mangelt, da wird sie auf höheren Werth keinen Anspruch machen können.

Von derselben Ansicht ausgehend werden wir auch die dramatische Kunst und deren Erzeugnisse zu beurtheilen haben. Der moralische Einfluß der Bühne ist längst anerkannt, obgleich er in der Wirklichkeit nicht immer in den Vordergrund gestellt wird. Nicht minder wichtig ist ihr intellektueller Einfluß, wenn sie uns solche Stücke vorführt, in welchen geistvolle Dichter den Reichthum ihrer Gedanken niedergelegt haben, in welchen sie für Licht und Aufklärung, für Duldung und Gewissensfreiheit sprechen und in welchen die höchsten Wahrheiten der Humanität ihre Vertretung finden. Wie sie das Herz erwärmt, so erleuchtet sie den Geist, und wie sie den Einzelnen bildet, so erhebt und veredelt sie die Gesammtheit durch die Erweckung und Nährung des Nationalgefühls und der geläuterten Vaterlandsliebe. Nehmen wir hierzu endlich noch ihre ästhetische Bedeutung und bedenken wir, wie durch wahre Meisterwerke der dramatischen Kunst der Sinn für das Schöne angeregt und von hier aus in weitere Lebenskreise befruchtend hinüber getragen wird, so werden wir nicht umhin können, Denjenigen beizustimmen, welche den ethischen, intellectuellen und ästhetischen Werth der Bühne hoch anschlagen und preisen.

Wenn wir nun den Gebilden der Poesie und Kunst uns zuwenden und der Musen heiteres Spiel walten lassen werden, so wollen wir andererseits nicht minder Demjenigen, was die vielbewegte Gegenwart mit sich führt, nicht minder den praktischen Verhältnissen und den verschiedenartigen Erscheinungen im staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Leben unsere Beachtung zollen. Es wird, wie seither, unsere Aufgabe bleiben, einen zeitgeschichtlichen Commentar zu liefern, bei hervorragenden Ereignissen und Persönlichkeiten des Tages zu verweilen, die Interessen der Gegenwart und der zu erstrebenden besseren Zukunft zu erörtern, für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten und dem Fortschritt auf dem Wege des Lichtes und der Aufklärung unsere Kräfte zu weihen. Zeitgeschichtliche Mittheilungen werden uns demnach jeder Zeit willkommen seyn und nicht minder solche, welche den industriellen, gemeinnützigen und gewerblichen Interessen sich in irgend einer Weise fördernd anschließen. Eben so werden die Mannigfaltigkeiten unseres Blattes, sowie die Correspondenzen und Kunst- und Literaturberichte desselben durch bunte Abwechselung anzuziehen und das Belehrende mit dem Unterhaltenden zu verknüpfen sich bemühen. So hoffen wir, daß es uns gelingen werde, auch hinfort unseren Lesern einen reichhaltigen und anziehenden Stoff zur ernsten wie zur heiteren Betrachtung zu liefern und mit Dem, was die Zeit bewegt, gleichmäßig voran zu schreiten. Möge es uns gelingen, zum großen Bau der Zeit, an welchem Einer für Alle und Alle für Einen mitzuwirken haben, auch unser Scherflein beizutragen und dem hohen Ziele der Einheit und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes durch immer weitere Verbreitung der wahren politischen Aufklärung näher zu führen.

Der nassauische Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung.

† Wiesbaden, 28. Dec. Der nassauische Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung hielt vor etlichen Tagen seine Generalversammlung, und es war erfreulich wahrzunehmen, wie ungeachtet der politischen Erlebnisse, welche Kunst und Wissenschaft in Hintergrund drängten, doch die Theilnahme an diesem schönen Institute, dessen Sammlungen eine wahre Zierde des Landes sind, nicht erloschen ist.

Der Verein veranstaltete in den letzten Jahren zahlreiche Ausgrabungen römischer Gebäude in den Umgebungen Wiesbadens. In dem Gebirge sind es einzelne zerstreut liegende Höfe mit Nebengebäuden, theils ummauert, theils nicht ummauert, deren Daseyn noch die Schutthaufen andeuteten; in dem Ackerfeld hingegen größere Niederlassungen, wo die Fundamente nur oberflächlich unter dem Baugrund liegen und von der Pflugschar berührt werden.

Die zahlreichen, von Herrn Baumeister Kihm gefertigten Grundrisse geben einen interessanten Ueberblick über die Art und Weise, wie sich der Römer in den Urwäldern Germaniens angesiedelt hat. Ferner wurden auch Befestigungswerke, Kastelle und Vorwerke derselben aufgenommen, womit so lange fortgefahren werden soll, bis das ganze Befestigungssystem, welches das Land sowohl in der Botmäßigkeit erhielt als gegen den Angriff der Germanen schützte, in einer Karte klar vor Augen gelegt worden ist. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Aufnahmen in den Annalen des Vereins publizirt und dadurch auch dem größeren Publikum nicht vorenthalten würden.

Besonders interessant ist die Aufdeckung und Aufnahme eines größeren römischen Gebäudes in Marienfels, einer römischen Niederlassung dicht am Pfahlgraben, indem sich hier noch in einer Reihe geräumiger Gemächer die vollständige Einrichtung der römischen Heitzung erhalten hat. Da die Zerstörung dieser interessanten Baureste wegen ihres werthvollen Baumaterials an Backsteinplatten, nicht zu verhindern war, so wurde von Hrn. Architekt

Digitized by Google

Hebel ein genaues Gipsmodel angefertigt, welches die Construction im Detail aufs deutlichste veranschaulicht.

Diese verschiedenen Ausgrabungen ergaben auch eine große Ausbeute an Münzen, Waffen und Werkzeugen aller Art. Die Formen der Letzteren haben sich bis auf uns vererbt, sie sind aber in der Regel noch vollkommener und überdachter gefertigt, als die unsrigen.

Von Manuskripten, die der Verein requirirte, sind besonders bemerkenswerth das Urkundenbuch der berühmten Abtei Ebersbach im Rheingau (oculus memoriae genannt), welches der Verein herauszugeben im Begriffe ist, und eine Geschichte dieser Abtei von Bär, deren Druck bereits auf Vereinskosten begonnen hat.

Wir wünschen diesem Vereine, welcher sich von Seite des Staates einer namhaften Unterstützung erfreut, einen gedeihlichen Fortgang, und seiner reichen Sammlung, welche einen europäischen Ruf hat, eine immer größere Vervollkommnung. Auch mag selten ein ähnliches Institut seiner örtlichen Lage und seinen Mitteln nach in einer gleich günstigen Situation sich befinden, und man ist daher auch berechtigt, von seinen Leistungen etwas Erkleckliches zu erwarten.

Mannichfaltigkeiten.

Während das große Zusammenleben der Menschen an Verwirrung zuzunehmen scheint, weil die ewigen Gesetze seines Gedeihens nicht in Klarheit von uns erkannt oder wenigstens nicht befolgt werden, erhebt ein Blick in die Geheimnisse der großen Werkstätten der Natur im Bereiche der übrigen Thierwelt und in das regelmäßige Walten der dort herrschenden Gesetze das menschliche Gemüth um so mehr. Einen solchen Blick thut man an der Hand des berühmten Naturforschers Dr. Ehrenberg zu Berlin, in dessen neuestem Werke: „Passatstaub und Blutregen, ein großes organisches, unsichtbares Wirken und Leben in der Atmosphäre."

Der in Paris lebende, besonders durch seine Elsässer Dorfgeschichten und seinen Bauernkrieg bekannte Alexander Weill hat neuerlich eine Schrift: „Génie de la Monarchie" herausgegeben, die durch ihren Titel und ihre Tendenz an Chateaubriands berühmtes Werk über das Christenthum erinnert. Man hat Herrn A. Weill sehr bezeichnend einen Schriftsteller à deux mains genannt, nicht nur weil er gleich geläufig deutsch und französisch schreibt, sondern auch weil er bereits in den beiden entgegenstehenden Heereslagern gewirkt hat. Vor der Februar-Revolution war er ein entschiedener socialer Radikalist und bekämpfte die Monarchie auf Leben und Tod, aber in der jüngsten Vergangenheit ist er mit einemmal zu dem Banner des Legitimismus und zwar zu dem besondern Fähnlein der absoluten Monarchie übergetreten. Stehen solche Umwandlungen der Meinung und Gesinnung auch keineswegs vereinzelt da, so bleiben sie doch immerhin sehr unerquicklich. Freilich kann der Mensch im Verlaufe der Zeit andere Gedanken bekommen. Aber nichtsdestoweniger wird man an der Urkräftigkeit eines Geistes und an der gesunden Urtheilsfähigkeit desselben irre gemacht, wenn man ihn heute weiß für schwarz und morgen wieder schwarz für weiß halten sieht.

Am 15. Dec. starb in Dresden der Graf Johann Centurius v. Hoffmannsegg, geb. am 23. Mai 1766, ein bekannter Entomolog und Botaniker. Auf den Universitäten Leipzig und Göttingen wissenschaftlich gebildet, gab er seiner Neigung zur Entomologie durch wiederholte Reisen eine praktische Richtung. Seiner zweimaligen Reise nach Portugal verdanken wir die Entdeckung mehrerer Hundert neuer Pflanzenarten und einer Menge seltener Insekten. Nach seiner Rückkehr unternahm er mit Link die Herausgabe der „Flore portugaise" (22 Hefte, Berlin 1809 — 33), von der er mit einem Aufwande von 50,000 Thlr. 18 Hefte erscheinen ließ, worauf 1825 die preußische Regierung das Ganze übernahm. Seit 1816 wohnte er in Dresden.

(Für Geld ist in Rußland Alles erlaubt.) So ist zwar den Juden das Tragen ihrer Nationaltracht, namentlich des langen Kaftans und des langen Bartes streng verboten, aber nur, wenn sie nichts dafür zahlen. Die reichsten Juden für 50, die ärmsten für 3 Silberrubel dürfen tragen, was sie wollen, und die russischen Beamten sehen streng darauf, daß Jeder zahlt, auch wenn er nichts Verbotenes trägt. Welcher Jude z. B. das Geld für seinen langen Bart sparen will, muß gewiß für den eintägigen Stachelbart zahlen. (Dorf-Z.)

Der Eisgang des Mains hätte in verwichener Woche beinahe ein ganzes Dorf weggerissen. Vor dem Dorf Kelterbach nämlich hatte sich das Eis bis auf den Grund festgesetzt, häufte sich bis zu einer erstaunlichen Höhe auf und verursachte eine weitreichende Ueberschwemmung. Schon dachte die Mehrzahl der Bewohner ihr Heil in der Flucht zu suchen, als endlich der furchtbar angeschwellte Strom losbrach und die Eismasse mit sich niederführte. Das Dorf war gerettet, obgleich der Schaden an Wohnungen und Viehstand nicht gering anzuschlagen ist.

Die Kunstausstellung in Brüssel dauert vom 12. August bis zum 23. September. Sie zählt 687 Gegenstände, darunter 43 Sculpturen, 71 historische und 158 Genrebilder, eben so viele Landschaften, 30 Marinen u. s. w. Diese Werke rührten von 296 belgischen (davon die Hälfte Antwerpener), 35 deutschen, 22 holländischen, 20 französischen und 4 englischen Künstlern her.

(Aargau.) In Othmarsingen hat eine Stündlerin ihr älterliches Haus angezündet. In ihrem Geständniß führt sie den merkwürdigen Beweggrund an, sie habe, von innerem Drange getrieben, das Haus anzünden müssen.

Fräul. Luzy, vormalige Erzieherin in der tragisch berühmten Familie Praslin, hat sich kürzlich mit einem irländischen Edelmann vermählt.

Der Papst hat einen guten Witz gemacht. Als der General Baraguay zu ihm sagte: Die französische Regierung garantirt Eurer Heiligkeit — unterbrach er ihn und sagte: Aber wer garantirt mir die französische Regierung?

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 2. Jan. Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 3 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Donnerstag, 3. Jan. Mein Mann geht aus, Lustspiel in 2 Akten von Börnstein. Hierauf: Das Versprechen hinterm Herd, österreichische Alpenscene mit Nationalgesängen von Baumann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 3. Donnerstag, den 3. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

2.

Zu der Zeit, in welcher die Begebenheiten dieser Erzählung sich ereigneten, waren fast sämmtliche Forstleute, mehr zur Ausübung des edeln Waidwerks, als zum Schutze der Wälder angestellt, treffliche Nimrode, wahrhafte Jünger Dianens, die das Hegen und Erlegen des Wildes gleich gut verstanden und verstehen mußten. Die hohen Herren hielten sehr große Stücke darauf, daß die jeweiligen Opfer, welche sie auf dem Altare der Göttin der Jagd niederlegten, recht reichlich ausfielen, und es ist bekannt genug, daß der gute Leiter einer Parforcejagd bei manchem deutschen Fürsten, Reichsgrafen oder Baron mehr galt, als der talentvollste Dichter, Gelehrte oder Künstler. Während jetzt unsere jungen Leute, die eine Anstellung im Forstfache wünschen, Gymnasien und Universitäten besuchen und schwere Studien machen müssen, ging man vor hundert Jahren, oft nur nothdürftig ausgerüstet mit den geheimnißvollen Künsten des Lesens und Schreibens, zu einem Forstmanne in die Lehre, dressirte Hunde, putzte Gewehre, lernte die wilden Borstenthiere waidgerecht abfangen, bestand Abenteuer mit Wilddieben, überwachte die Holzfäller und Köhler, und nachdem man diese und ähnliche Dinge ein paar Jahre getrieben, war der Forst- und Waidmann fertig. Ein Lehrbrief drückte dem Ganzen das Siegel auf. In der angedeuteten Weise waren die meisten Forstleute des vorigen Jahrhunderts gebildet worden. Ausnahmen traf man höchst selten, und in den Forsten, die sich dem Maine herabzogen, bildete der Oberförster Nievergall, der in dem Forsthause bei Königstädten wohnte, allein nur eine solche. Er hatte in seinen Jugendjahren Theologie studirt, und hatte es bereits bis zum Kandidaten der Gottesgelahrtheit gebracht. Da ward er durch einen Zufall veranlaßt, eine seinen Neigungen entsprechendere Lebensbahn einzuschlagen. Sein Vater, ein Geistlicher, besaß nämlich trotz seines Standes, eine sehr weltliche Gesinnung, und verband hiermit noch eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd. Im Uebrigen war er ein braver, ehrlicher und wahrheitsliebender Mann und tausendmal besser von Herzen, wie mancher schwarz gekleideter Gleisner. Nichts desto weniger war der geistliche Waidmann allerlei Nachreden ausgesetzt. Die Einen sagten, er studire auf dem Anstand seine Predigten, die Anderen, er denke auf der Kanzel an Hund und Flinte, und was damit in Verbindung stehe. Die das sagten, gehörten aber fast lediglich nur zu denjenigen räudigen Schafen, denen er bei irgend einer Gelegenheit das Gewissen allzu sehr aufgerüttelt hatte. Die Mehrzahl seiner Pfarrkinder, so wie auch die Leute der Umgegend, waren dem heiteren, jovialen Manne, der sich mit Jedem vertrug und welchem Mitleid und Barmherzigkeit nicht fremd, Geiz, Habsucht und Stolz aber ganz unbekannt waren, recht herzlich gut. Indessen trug sich doch einmal etwas mit ihm zu, das ihm in der öffentlichen Meinung viel schadete und selbst zu den Ohren des Landgrafen kam. Der Jude Levy Maier, so erzählte man sich, sey an einem Sonntagmorgen über Land gegangen, um ein Händelchen mit einem Bauer abzuschließen. Da habe er auf einmal auf einer Fuchsböhle ein schwarzes Ding liegen sehen. Näher hinzutretend, sey er zu seiner Verwunderung gewahr worden, wie ein Paar mit Schnallenschuhen und seidenen Strümpfen bekleidete Beine aus der Eingangsthüre zu Reineckens Wohnung hervorgeragt hätten, und als er ein wenig stehen geblieben, um sich zu fassen, seyen die Beine plötzlich in Bewegung gerathen, und aus dem Innern der Erde habe er einige Töne der Verzweiflung vernommen. Levy Maier, ganz richtig calculirend, daß zu Füßen und Waden auch ein Oberkörper gehöre, sey nun sogleich rüstig an's Werk gegangen, und schon nach einer Minute hätte der jagdliebende Theologe zum zweiten Male das Licht der Welt erblickt. — „Tausendmal Dank, Levy!" wären nun des Pfarrers erste Worte gewesen, indem er seinen auf dem Fuchsbaue liegenden Frack aufgehoben und angezogen, „tausendmal Dank, Levy! Er hat mich aus großen Aengsten errettet. Gott vergebe mir die Sünde, daß ich mich selbst am Tage des Herrn von einem verwundeten Fuchse verlocken lassen mußte, in dieses teuflische Loch zu kriechen."

Als der Landgraf diese Geschichte hörte, wollte er sich fast zu Tode lachen.

Wenige Wochen darnach, als das eben Erzählte dem Pfarrer begegnet war, kehrte sein Sohn Friedrich von der Universität Gießen zurück und lebte von nun an als cand. theologiae im väterlichen Hause. Zwar predigte der junge Mann zuweilen am Sonntage für seinen Vater, oder für andere Geistlichen der Nachbarschaft, — in allen sonstigen Dingen stimmten aber seine Beschäftigungen mit seinem künftigen Berufe als Seelsorger nicht überein. Mit Doppelrohr und Jagdhund durchstreifte er in Gesellschaft eines wilden Jägerburschen Wald und Feld. Auch hielt er es durchaus für keine Sünde, zur Kirchweihzeit sich ein paarmal in die Reihen der Tanzenden zu mischen und den ihm zutrinkenden Burschen wacker Bescheid zu thun, und wenn er bei kalten Wintertagen von seinen Jagdgängen zurückkehrte, verschmähte er es selten, in der behaglich erwärmten Schenkstube mit seinen „Brüdern in Diana", wie er seine Gefährten nannte, noch ein Spielchen zu machen. Ein solch fröhlich Waidmannsleben führte er zwei Jahre lang. Da ward ihm an einem schönen Sommermorgen — er peitschte gerade seinen Jagdhund aus — ein großer Brief durch den Konsistorialboten überbracht; er enthielt seine Ernennung als Pfarrer eines nur eine Stunde von seinem seitherigen Wohnorte entfernten Dorfes. Kaum erfuhren die Bauern desselben, daß sie den ihnen wohlbekannten Jäger, Tänzer und Spieler zum Seelenhirten erhalten sollten, so schlug

Digitized by Google

Alt und Jung die Hände über dem Kopfe zusammen. Schulze und Gerichtsschöppen holten sogleich ihre Schnallenschuhe vom Brette herunter, zogen die dicken Zwickelstrümpfe, die hirschledernen Kniehosen und die blauen Sonntagsröcke an, setzten die Pelzmützen auf die Köpfe, stülpten die Dreimaster darüber, nahmen die gewaltigen Schwarzdornstöcke zur Hand und wanderten nach dem nahen Darmstadt, um einen andern Pfarrer zu verlangen. Als das Konsistorium nicht darauf eingehen wollte, begab sich die Deputation sogleich zum Landgrafen, der den guten Leuten denn auch nach kurzem Bedenken versprach, die Sache zu ändern.

Nach einigen Tagen ward Nievergall der Jüngere nach der Residenz beschieden; Seine Durchlaucht wolle ihn sprechen, hieß es. Klopfenden Herzens betrat der junge Mann das kleine mit Jagdgeräthschaften dekorirte Audienzzimmer.

„Ist Er der Nievergall?" fragte der Landgraf, nahm dann eine Prise und betrachtete den stattlichen Theologen mit Wohlgefallen. Auf die bejahende Antwort folgte eine ziemlich lange Pause. —

„Er muß Seinen Rock changiren!" begann Seine Durchlaucht wieder.

„Wie Eure landgräfliche Gnaden befehlen," stotterte Nievergall; bei sich selber aber dachte er: „Bei Gott! am Ende wirst Du unter die Leibgarde gesteckt."

„Hör' Er mich jetzt an!" fuhr der hohe Herr fort. „Ihr Nievergalle seyd recht gute Jäger, aber zu Geistlichen taugt Ihr wenig. Seh' Er, mit seinem Vater läßt sich's nicht mehr anders machen, der ist schon zu alt; — aber Er soll mir kein Pfarrer werden. Er geht gern auf die Jagd — gut, die Jagd gehört zu den nobelsten Occupationen; Er tanzt zuweilen — nun, das Tanzen steht der Jugend wohl an; Er macht gelegentlich ein Spielchen — das thu' ich auch — — das Alles fällt bei einem Weltlichen nicht auf, aber bei einem Geistlichen nimmt sich's anders aus. Die Bauern glauben da gleich, ihr Pfarrer könnte sie nicht in Himmel bringen, und ich wünsche nicht, daß man den guten Leuten ihren Glauben nehme. Ihm kann ich es sagen, Er ist ein studirter Mann: je mehr das Volk am alten Glauben fest hält, desto besser ist es zu regieren. Ich will daher, daß Er sich ganz dem Forst- und Jagdwesen zuwende und in Zukunft statt eines schwarzen einen grünen Rock trage. Er verliert bei dem Tausch gar nichts — ich werd' für Ihn sorgen.

Der Landgraf hielt Wort. Friedrich Nievergall ward nach kurzer Zeit Forstjäger und bald auch Oberförster, in welcher Eigenschaft er schon seit vielen Jahren in dem erwähnten Forsthause wohnte, als jener junge Waidmann, dessen Bekanntschaft wir im ersten Kapitel machten, Stelle und Obdach suchend, den Wald durchirrte.

(Fortsetzung folgt.)

von Radowitz. *)

Wer ein getreues, sprechend ähnliches Bild Radowitz's liefern wollte, würde seine Noth mit ihm haben. Dieser Mann läßt sich vom Maler nicht treffen; aus dem einfachen Grunde, weil er ihm nicht Stand hält, weil er ihm nicht sitzt. „Er ist unstät und wird es auch bleiben", das sagt selbst einer seiner Vertheidiger von ihm. Kaum erscheint er, so ist er auch wieder verschwunden; kaum hat er die Aufmerksamkeit in äußerster Spannung auf sich gerichtet, so zieht er sich plötzlich aus dem Gesichtskreise in einen undurchdringlichen Hintergrund zurück. Als Jedermann glaubte, er werde ein Ministerportefeuille übernehmen, verließ er plötzlich das Hoflager, um in Freienwalde ein Einsiedlerleben zu führen. Kaum hat er in Paris und Wien Orakelsprüche gegeben über das Schicksal der Welt, so legt er seine Missionen nieder, verzichtet auf alle Theilnahme, um plötzlich aus Rüthen, einem dunkeln Oertchen des versteckten westfälischen Sauerlandes, als Abgeordneter des Volkes aufzutreten. Er lernt in Frankfurt Deutsch seyn, und als sey er „die Egeria des preußischen Numa", wird er abermals berufen, um dem schwankenden König, der weder ganz deutsch noch ganz preußisch seyn kann, zu rathen, d. h. in seinem Schwanken zu bestätigen. Die altpreußische Camarilla bringt das Dreikönigsbündniß zu Stande; Radowitz scheint abermals in Ungnade gefallen zu seyn und plötzlich steht er in der deutschen Frage als königl. Kommissar vor den preußischen Kammern und macht sich als solcher zur Reise nach Frankfurt bereit, um mit Oesterreich gemeinsam durch ein provisorisches Interim die provisorische Centralmacht abzulösen. Das Wort aus seinem eigenen Mund: man diene dem Vaterlande am besten, wenn man in Berlin sehr deutsch und in Frankfurt sehr preußisch sey, würde bezeichnend für ihn seyn, wenn er es so getreu und ehrlich wie Vincke bethätigt hätte. Vincke war in Frankfurt sehr preußisch, um in Berlin sehr deutsch seyn zu können; er beharrte in der Paulskirche bei der Nothwendigkeit der Vereinbarung mit den Regierungen; und in der preußischen Kammer beschwor er die Monarchie Preußen, das in der Nationalversammlung Beschlossene zu ihrer eigenen Sache zu machen.

Es liegt in Josephs v. Radowitz Entwickelung nicht blos die nothgedrungene Dialektik zweier Gegensätze, es liegt in ihm ein chaotisch geartetes, kamäleonisch gefärbtes Etwas, das wie ein Geheimniß aussieht, an welchem er vielleicht selbst wider Willen leidet. Es ist mehr als eine politische Komödie, die uns mit Radowitz aufgeführt wird; er spielt nicht zwei Rollen, aber er hat wider Willen zwei Gesichter. Wir möchten nicht so menschenfeindlich, wie Hamlet zu Ophelia, zu Joseph v. Radowitz sagen: Geht, man kennt Euch, Ihr macht Euch ein ander Gesicht! Radowitz macht sich nicht dieses Doppelgesicht; auch kennt man ihn nicht; wir unsererseits wollen suchen, ihn kennen zu lernen. Das Schicksal dieser Zeit, d. h. die Gewalt der Dinge, die uns treibt, zwingt nicht ihm allein dieß zwiefache Antlitz auf, die ganze deutsche Entwickelung weiß nicht das rechte Antlitz hervorzukehren. Ob Bundesstaat, ob Staatenbund: darin liegt selbst für die praktische Lösung der Frage eine Doppelantlitzigkeit. Der Januskopf trug Krieg und Frieden zur Schau. Deutschland will einer Zukunft entgegensehen und kann nicht aufhören, rückwärts zu blicken; und der Mann, der gleich sehr Revolution und Reaktion verwarf und das Wort Evolution für eine Wiedergeburt Deutschlands auf seine Fahne schrieb, hat sich damit nur für die Zwittergeburt unserer Natur und Verhältnisse den stehenden und stechenden Ausdruck gefunden. Radowitz ist das Organ einer Richtung, die zwischen Wollen und Können eben so sehr in der Schwebe bleibt; er ist der Diplomat einer Romantik, die auch den ehrlichsten Folgerichtigkeiten der gesunden Vernunft abhold, nur mit ihren eigenen Illusionen es ehrlich meint. Jede Partei hat ihre Organe, jeder König seine strikten Diener. König Friedrich Wilhelm IV. hat an Radowitz mehr als den bloßen staatsmännischen Ausdruck seines Willens, er hat in diesem seinem Diener zugleich seinen intimsten Freund. Ob es ein gutes oder ein böses Schicksal ist, wenn Könige „begeisterte" Diener haben, bleibe dahin gestellt. Der Freund eines Königs umkleidet auch dessen subjektive Launen mit einem Schimmer, der sie vor der Sonne objektiver Wahrheit, vor dem strengen Gang der Weltgeschichte zu retten sucht. Radowitz, der ein Deutschland geben will, dessen Konstruktion uns noch unklar geblieben, ist auch als persönlicher Freund seines Königs der begeisterte Anwalt seiner „liebsten Wünsche".

*) Aus der „Europa" und der „Düsseldorfer Zeitung".

Digitized by Google

Die Romantik glaubt noch immer als Liebhaberei behandeln zu können, was den harter, drängenden Nothwendigkeiten gegenüber schon längst vielleicht das Facit einfach gesunder und praktischer Vernunft seyn sollte. Ob Radowitz in diesem Sinne der gute oder der böse Genius des Königs, bleibt dabei in Frage, Seine Bedeutsamkeit steht außer Zweifel, aber nicht, ob sie eine heilsame für die Entwickelung unserer Tage, ob sie ein gutes Glück für Deutschland sey. — Liegt vielleicht das janusköpfige Element schon im Blut des Mannes? Ungarisch der Vater, sächsisch-deutsch die Mutter: so ward er 1793 zu Blankenburg im Harz geboren. Vom schicksalsvollen Zufall hin- und hergeworfen, blieb seine erste Jugend auch den Wechseleindrücken katholischer und protestantischer Elemente Seitens seiner Eltern anheimgegeben. In französischer Umgebung, namentlich auf der Schule zu Brienne, wurde er zum westfälischen Kriegsdienste erzogen. Das Schicksal wollte, daß er in der Schlacht bei Leipzig als westfälischer Artillerieoffizier eine französische Batterie befehligte. Am Hofe zu Kassel gerieth er als mathematischer Lehrer des Thronfolgers in den Widerstreit zwischen dem tyrannischen Dünkel eines launenhaften Fürsten und seiner legitimen Gemahlin. Radowitz nahm Partei für die gekränkte Frauenehre. Es ging damals sogar das weitverbreitete Gerücht, er habe sich zur Rettung des eben so leidenschaftlichen Thronfolgers dem gezückten Degen des Vaters blosgestellt. Radowitz trat in preußische Dienste; er wurde vom vorigen Könige, dem Bruder der mißhandelten Fürstin, gern und freudig aufgenommen. Seine wissenschaftliche Bildung ließ ihn eben so rasch steigen, als die königliche Gunst, die ihm wurde. Seine religiöse Richtung machte ihn zu Berlin im „Cirkel der Wilhelmsstraße" zu einem bedeutsamen Propagandisten, zum Vertreter jener Richtung, welcher, dem altpreußischen Schematismus gegenüber, der damalige Kronprinz mit Leib und Seele zugethan war.

In der Besetzung des Kölnischen Kirchenstuhls mit dem Freiherrn v. Droste feierte die hierarchisch-aristokratische Partei unter dem vorigen Könige ihren letzten Triumph, einen Triumph, gegen den sich die altpreußische Richtung schon damals mit soldatischer Gewalt waffnete. Auf speziellen Befehl des Königs wurde Radowitz bald darauf aus der Nähe des Kronprinzen entfernt; er erhielt seine Sendungen am badischen Hofe und in der Bundeskommission zu Frankfurt. Er hatte damals (1834) seine „Ikonographie der Heiligen" geschrieben, eine Heraldik der mittelalterlichen Kirchenhelden, die, kurz und bündig ohne alle propagandische Zwecke, der Kunstgeschichte zu Gute kam. Auch über die „Motto's und Devisen des Mittelalters" schrieb er einen Aufsatz, der, mit andern gesammelt — so viel wir wissen — in der Cotta'schen Handlung von Neuem erscheinen soll. Fünf Jahre später (1839) erschien seine Schrift über die „spanische Successionsfrage". Wie Lichnowsky und andere Romantiker ihr Schwert, so lieh Radowitz dem Prätendenten der pyrenäischen Halbinsel, auf der sich der Prinzipienkrieg der Zeit zum ersten Male in zwei Feldlagern die Spitze bot, seine Feder. Seit der Thronbesteigung des neuen preußischen Königs schien die Romantik, welche für ihre Illusionen ein Deutschland zu konstruiren suchte, ein für alle Mal in Berlin das herrschende Prinzip geworden zu seyn. Die „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche", machten es uns aber zweifelhaft, ob diese Richtung ein festes System zu Stande bringen könne, noch zweifelhafter, ob dies System zu den Bedürfnissen einer staatlichen Wirklichkeit passen werde. Unter den fünf Personen der Dialoge vertritt Waldheim den Verfasser; neben ihm ist Arneburg, der altgläubige Protestant und ritterliche Absolutist, Crusius der Constitutionelle und Rationalist; Oeder der aufgeklärte Büreaukrat, Oetler der Anthropologist und Sozialist. Die Stellung dieser vier Figuren ist von der Art, daß der Sieg jenes Waldheim leicht wird. Er gibt der Monarchie eine theokratische Basis, macht den Fürsten zu einem philantropischen Despoten und stellt ihm ohne alle Volksvertretung ganz mittelalterlich einen Beirath von Ständen zur Seite, die sich bei ihren Pflichten auch in gewisse Rechte theilen. Dieser Ständestaat oktroyirte erst von Neuem die Stände, die nicht mehr existirten, und ignorirte, was vorhanden war, die Gemeinden, aus welchen heraus Stein die Monarchie neu aufbauen wollte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Ein junger Violinist und Compositeur, Johann Anger, aus Prag, auf seiner ersten Kunstreise duech Deutschland begriffen, wird auch im hiesigen Schauspielhause als Componist und Virtuose debütiren. Im Nürnberger Korrespondent wird von Kunstfreunden sein ausgezeichnetes Violinspiel gerühmt und berichtet, daß er den Beifall eines, wenn auch nur kleinen Kennerkreises, durch seinen geschmackvollen Vortrag sowohl als durch seine technische Fertigkeit gewonnen habe. In gleichem Sinne sprechen sich Prager Blätter über den genannten noch jugendlichen Tonkünstler aus. — Am Neujahrstage fand die erste Aufführung des Töpfer'schen Lustspiels: „Rosenmüller und Finke" auf hiesiger Bühne statt. Der rasche Gang der Handlung, die effektvollen Situationen und der leicht fließende Dialog, so wie die sehr gelungene und besonders durch die Leistungen der HH. Meck, Hassel und Schneider und der Fräul. Janauscheck anziehende Aufführung verschafften der Novität eine so entschiedene günstige Aufnahme, daß dem Repertoir und der Kasse dadurch ein vollkommener Zuwachs geworden ist. An öfteren Wiederholungen wird es nicht fehlen, und wir werden Gelegenheit finden, auf das genannte Lustspiel zurück zu kommen.

Korrespondenz.

(Dresden, 28. Dec.

Unser Hoftheater hat sich seit Jahr und Tag in Hinsicht auf das Personal bedeutend regenerirt. Im rezitirenden Drama rechnen wir namentlich hierher die Engagements von Fräul. Antonie Wilhelmi und Hrn. Liedicke. Die Genannten wirken neben Frau Bayer-Bürck und Emil Devrient und gehören zu den Zierden unseres Kunstinstituts. Auch Frau Stolte, deren Mann in der medizinischen Welt durch seine Naturheilmethode Aufmerksamkeit erregt, wird in naiven, heitern Rollen sehr gern gesehen. Bei der Oper traten als Mitglieder ein: Fräul. Michalesi, Frau Palm-Spatzer und Hr. Dalle Aste — lauter Namen, die bei Bühnenkundigen guten Klang haben. An die Stelle des Kapellmeisters Richard Wagner ist Hr. Barbieri aus Berlin, ein sehr geschickter Dirigent, getreten. — Das Schauspielrepertoir entfaltete unter der Regie der Herren Quanter und Dittmarsch eine ungemeine Thätigkeit; im Gebiet der Oper kann jedoch ein Gleiches nicht gesagt werden. Von den Neuigkeiten in letzterer Zeit waren es ganz besonders „Deborah" (Fräul. Wilhelmi) und „Waldemar" (Emil Devrient), welche in hohem Grade die Gunst des Publikums errangen. Auch Lucile Grahn mag wohl binnen Jahresfrist an 20 — 25 Abenden hier getanzt haben und immer wußte sie mit ihrer Kunst ein volles und dankbares Haus um sich zu versammeln. Von den übrigen Gastspielen seyen nur noch die Herren Scholz und Grois aus Wien genannt, die im Verein mit unserm Hrn. Räder dem Publikum die größte Erheiterung gewährten. Im Januar soll der „Prophet" in Scene gehen, nachdem der Intendant, Hr. v. Lüttichau, in dieser Angelegenheit kürzlich mehrere Wochen in Paris verweilte. — K. Gutzkow, der mit Ende dieses Jahres seine dramaturgische Thätigkeit an unserm Theater aufgibt, schreibt gegenwärtig an einem großen Sittenromane, während ein anderes Werk: „Shakespeare auf der Bühne", eine dramaturgische Studie, mit Nächstem im Druck erscheinen

Digitized by Google

wird. Auch B. Auerbach, der hier lebt, hat ein Drama: „Andreas Hofer" beendet.

Worms, in Dec.

Inmitten der im Laufe dieses Jahres für unsere Stadt besonders unruhigen Zeit, gelang es einem hiesigen Bürger, dem Schlossermeister A. Kaibel, eine Maschine zu erfinden, welche für Tabaksfabrikanten von dem größten Nutzen ist: eine mechanische Tabaksschneidmaschine. Dieselbe übertrifft an Vollkommenheit die holländische bei weitem, indem sie jeden beliebigen und dabei stets gleichen Schnitt hervorbringt, wovon 35 auf eine Minute gehen und jeder Schnitt 3 — 4 Loth liefert. Diese Maschine, 5' lang, 3' 5" breit, erfordert nur zwei Mann, einen zum Schneiden und einen zum Einlegen, welche innerhalb eines Arbeitstages 18 und mehr Centner Tabak schneiden können, was bisher noch nie erzielt wurde. — Der Erfinder hat von großh. Regierung ein Patent auf 5 Jahre für die alleinige Fertigung besagter Maschine erhalten.

Berlin, 31. Dec.

Der zur deutschen Literatur gehörende Theil der Tieck'schen Bibliothek soll vom Könige dem gegenwärtigen Besitzer abgekauft und Ludwig Tieck zur Benutzung für seine Lebenszeit zurückgestellt werden. Der König soll zu diesem Entschlusse durch einen zu Gunsten des Dichters geschriebenen Aufsatz in der „Allg. Ztg." veranlaßt seon Nach Tieck's Tode soll diese werthvolle Sammlung an die k. Bibliothek übergehen. — Gestern erlebte Berlin eine kleine Theaterrevolution. In dem Königsstädtischen Theater sollte eine Zauberposse: „Rosen im Norden", von einem Hrn. Wollheim da Tonseca verfaßt, zum ersten Male aufgeführt werden. Das Gerücht hatte schon so Abenteuerliches über das Machwerk dieses wunderlichen Portugiesen verbreitet, daß das Interesse an Dem, was vor der Bühne geschehen werde, mehr als die Komödie auf der Bühne alle Räume gedrängt füllte. Die Aufführung hatte kaum begonnen, als auch der Unwille des Publikums sich kund zu geben begann. Das Schicksal, das dem Dichter bestimmt war, wurde durch die Ungeschicklichkeit des Maschinisten schneller zur Reife gebracht, das Stück wurde von dem dankbarsten Theaterpublikum, das sich denken läßt, vito ausgepfiffen. Dessen ungeachtet soll die Vorstellung heut und morgen wiederholt werden. Die Berliner sind gerade auf dem Gebiete der Posse verwöhnt. Die noch nicht übertroffenen Leistungen von Kalisch und mancher schätzbare Schwank von Weol, wie z. B. dessen morgen zur Aufführung kommendes: „1849 im Guckkasten" (ein Puppenspiel im Hotel de Russie), schließen vorläufig noch jede Concurrenz aus.

Frankfurt a. M.

Der Unterzeichnete wird in einem Cursus von acht Lese-Abenden die Geschichte des Weibes in Bezug auf dessen Stellung und Bedeutung in der Familie, im geselligen und öffentlichen Leben der verschiedenen Völker vom Urzustande der Menschheit bis zur Einführung des Christenthums für Damen und Herren vortragen. Diese Vorträge werden vom 10. Januar an alle Donnerstage, um 7 Uhr Abends, im Hörsaale des Hrn. Dr. Th. Creizenach (Neue Börse, 2. Stock) stattfinden. — In den Buchhandlungen der Herren Jügel und Sauerländ (Hermann), in der Leihbibliothek des Hrn. Gustav Oehler und in der Kunsthandlung des Hrn. Prestel (Sandgasse) liegen Subscriptionsbogen und Eintrittskarten bereit. Der Preis einer Karte für den ganzen Cyclus beträgt fl. 5, der einer Familienkarte für zwei Personen fl. 9, für drei Personen fl. 12. — Sollten diese Vorträge des Beifalls sich erfreuen, so wird die Fortsetzung derselben, enthaltend die Geschichte des Weibes bei den Slaven, Germanen und romanischen Völkern von der Einführung des Christenthums bis auf die neueste Zeit, noch im Verlaufe dieses Winters erfolgen.

Franz Georg Stark,
gewesenes Mitgl. d. d. Nationalv.

Anzeige.

Zu den Blättern, welche der kirchlichen Freiheit dienen, ist seit October auch ein „Sonntagsblatt" von Uhlich in Magdeburg hinzugekommen. In einfacher, allgemein verständlicher und würdiger Sprache bringt es kurze erbauliche Aufsätze, Beleuchtungen der hergebrachten kirchlichen Zustande und Berichte aus der neuen christlichen oder freien Gemeinde Magdeburgs. Der Herausgeber sagt in seinem kurzen Vorwort gegen das Ende:

„Mein Blatt wird Gegner haben. Vielleicht kann ich von ihnen lernen. Jedenfalls verspreche ich, nicht wieder zu schimpfen, wenn ich geschimpft werde. Mancher, der meine religiösen Ansichten theilt, ist mein politischer Gegner geworden. Ich hoffe, daß ich, wenn sich die aufgeregten Leidenschaften mehr, als bisher, besänftigt haben werden, bei manchem alten Freunde ein gerechteres Urtheil finden werde, als bis jetzt. Zur Volkspartei gehöre ich mit ganzer Seele, und bin mir bewußt, daß ich die Grundsätze, welche mir meine Stellung auf dieser Seite anweisen, besonders aus dem Christenthum geschöpft habe. Die Freunde bitte ich, mein Blatt verbreiten zu helfen."

Seiner Verbreitung wegen möchte ich auf dasselbe hiermit aufmerksam machen. Wer es liest, wird es gern weiter lesen. Der Ertrag fließt der freien Gemeinde zu, welcher der Herausgeber dient. Der vierteljährliche Preis ist 18 Kr. oder 5 Sgr. Es kann durch die Post oder auf dem Wege des Buchhandels durch die Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg bezogen werden. In Frankfurt nimmt die Körner'sche Buchhandlung Bestellungen an. Die Nummern seit October sind bei dem Unterzeichneten vorrätig.

Frankfurt a. M., 21. Dec. 1849.

W. Flos, Pred. d. d. k. Gemde.
(Domplatz, Eingang im Hainer-Hof)

Programm des Museums.

(Freitag, 4. Jan. 1850.)

1) Symphonie in A moll von F. Mendelssohn-Bartholdy.
2) Vierter Vortrag des Hrn. Dr. Creizenach: „Die Byron'sche Richtung und die Poesie der Unzufriedenheit."
3) Cavatine: „Sey getreu bis in den Tod", aus Paulus von Mendelssohn, gesungen von Hrn. Caspari.
4) Duo concertant für Violoncell und Contrebaß, vorgetragen von den Herren Siedentopf und Sachar.
5) „Die vierte Stimme", Ballade von J. N. Vogl, componirt von Wilhelm Speyer, gesungen von Hrn. Caspari.
   Vorher geht: „Die vier Stimmen", Soloquartett für Männerstimmen.
6) Ouverture zu den Abenceragen von L. Cherubini.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 3. Jan. Mein Mann geht aus, Lustspiel in 3 Akten von Börnstein. Hierauf: Das Versprechen hinterm Herd, österreichische Alpenscene mit Nationalgesängen von Baumann.

Samstag, 5. Jan. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 4. Freitag, den 4. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

3.

Der Hang nach größerer Unabhängigkeit und eine getäuschte Liebe waren die Ursachen, daß sich der Oberförster nie verheirathete. Seine Schwester Therese, eine gar gutmüthige Seele, die ebenfalls ledig geblieben war, versah ihm die Haushaltung. Außerdem befanden sich noch ein alter Knecht, eine Magd und ein Jägerbursche, Namens Franz, auf dem Forsthause. Letzterer war ein Jüngling von höchstens zwanzig Jahren, ein verwegener, tollkühner Mensch, der beständig mit Wilddieben zu schaffen hatte. Mit zweien dieser vogelfreien Gesellen hatte seine Büchse bereits ein Wörtchen gesprochen. Der Eine starb bald nach seiner Verwundung, und der Andere ward zum Krüppel. Wenn man einem Gerüchte Glauben beimessen konnte, so hatte der Bruder des Getödteten geschworen, Rache an dem Jägerburschen zu üben.

Abend war's. In behaglicher Ruhe saß der jetzt sechzigjährige Oberförster in seinem Armstuhle am Kamine, in dem ein lustiges Feuer flackerte, und rauchte aus einer mit Silber beschlagenen Meerschaumpfeife. Von Zeit zu Zeit griff er auf ein an der Wand angebrachtes Seitenbrett, nahm eine große, zinnerne Kanne herunter und that einige kräftige Züge daraus. Die Kanne enthielt Rheinwein. An einem schweren Eichentische, der in der Mitte der Stube stand, hatte sich die fünfzig Jahre alte Jungfer Nievergall niedergelassen, emsig die schnurrende Spindel drehend; zuweilen erhob sie sich jedoch von dem Lehnstuhle, ging in die Küche und sah nach, ob die Magd den Hasenbraten nicht hatte anbrennen lassen. Ueber den Thüren des Zimmers und an einigen sonstigen passenden Stellen waren mächtige Hirschgeweihe angebracht, lauter Trophäen, die Nievergall auf der Jagd erbeutet. Auch einige alte Gemälde zierten die Wände. Jagdwaffen aller Art blinkten im Schimmer des Lichtes aus einem mit Glasthüren versehenen Schranke.

„Der Bursche, der Franz, bleibt heute wieder lange außen, Therese!" unterbrach endlich der Oberförster das Schweigen, indem er seine frisch gestopfte Pfeife anzündete. „Macht's auch in der That ein bischen zu toll, der Junge. Bin auch mein Lebtag kein Bruder Furchtsam gewesen — aber so beständig den Schurken von Wilddieben nachzujagen — hm! läuft doch 'mal einem in die Kugel — wäre Schad' für das junge Blut."

„Magst mir's glauben oder nicht, Fritz!" versetzte Therese. „Seit der Franz einen Menschen erschossen hat, kann ich ihn nicht mehr leiden. Es ist gewiß sehr unchristlich, und unser Herrgott hat schwerlich Wohlgefallen daran, daß man einen Menschen um eines unvernünftigen Thieres willen tödtet. Gesetze hin — Gesetze her — die sind alle von Menschen gemacht, und die Bibel weiß nichts davon . . ."

„Verstehst von der ganzen Sache nicht einen Pfifferling, Therese!" unterbrach Nievergall seine Schwester. „Das sollt' eine schöne Wirthschaft in den Wäldern geben, wenn nicht Strenge geübt würde. Nicht eine Klaue Wild, nicht ein Hasenschwanz blieb' für uns Jäger übrig. Nein! nein! Tod und Verderben den Wilderern! Da ist mir heut' der Jägermeister von Schnieder begegnet, der hat mir gesagt, daß von diesen Hallunken erst dieser Tage wieder ein Keuler und zwei Hirsche erlegt und über den Main gebracht worden seyen. Potz Sapperment! es hat den Anschein, als wollt's wieder ärger denn je werden. Drüben in Flörsheim ist die Hauptbande. Wie der Wind sind die Kerle hüben, schießen einige Stück, und dann geht's eben so schnell fort. Den andern Tag ist in Frankfurt schon Alles zu Geld gemacht. Und weißt Du, wen der Jägermeister noch mehr im Verdacht hat? den Köhler, der seit Pfingsten sich in unserer Nähe niedergelassen."

„Wie? den stillen, ruhigen Mann?" fragte Therese erbleichend.

„Sapperment! ja den!" polterte der Oberförster. „Stille Wasser gründen tief, sagt ein Sprüchwort, und der Mann ist wirklich still; er brennt seine Kohlen, spricht sehr wenig und undeutlich, sieht Jedermann, geht immer geheime Wege, wird oft um das Jagdschloß Mönchsbruch gesehen, wie wenn er auf irgend Jemand lauere, — kurz, der Mensch ist verdächtig und kann sich in Acht nehmen."

„Merkwürdige Gründe, einen ehrlichen Mann zu verdächtigen!" rief Therese. „Wenn Einer bei euch Jägern ein Reh ansieht . . ."

„Halt' inne mit Deinem Gesalbader!" rief der Oberförster ärgerlich aus. „Wie kannst Du wissen, ob der Köhler Derjenige ist, für den er sich ausgibt? Maskiren sich nicht öfters die ärgsten Verbrecher, um dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen? das kann auch der Fall dieses Mannes seyn. — — Apropos, weißt Du schon, welche Absichten Jägermeisters mit dem schönen Evchen Kronau haben? Sie wollen das Mädchen mit dem Monsieur Leblanc verheirathen, der bereits mit dem Titel Hofrath zum Vorleser der gnädigen Frau Landgräfin bestimmt seyn soll."

„Evchen dürfte doch Einiges gegen diese Absichten einzuwenden haben," meinte Therese. „Ich glaube schwerlich, daß das gute Kind den zudringlichen Franzosen mit seiner Hand beglückt."

„Potz Sapperment!" polterte der Oberförster, „wenn nur einmal die Frauen in sich gingen und von ihren Händen nicht mehr so viel Aufhebens machten. Das ist ein Kram und ein Lärmen und ein Gezier, wenn solch ein Lärvchen einen Mann nehmen soll, daß man meint, es handle sich um einen Eisbären. Schwere Noth! lebe auch noch, und hab' nie neben Einer vor

Digitized by Google

dem Altare gestanden. Das Evchen ist zwar frisch, schlank und munter, wie das schönste junge Reh, kann aber froh seyn, daß ein Mann wie Monsieur Leblanc um es freiet. Eine Frau Hofräthin ist auch keine Kleinigkeit. Und zudem, wer ist der Vater des zierlichen Dämchens? Ein landflüchtiger Kassendieb, ein Mann, der dem Stricke verfallen ist, wenn man ihn erwischt. Evchen Kronau kann Gott danken, daß sich Jägermeisters ihrer annahmen."

„Dein Urtheil, Fritz, ist viel zu hart," verwies Mansell Nievergall. „Denn kann nicht dem armen Jagdkasseninspektor Kronau Unrecht geschehen seyn? — Als der elende Sekretär Ratzmann Evchen zum Weibe begehrte und nach Gebühr zurückgewiesen ward, brütete er Rache. Bei vielen Leuten soll er sich geäußert haben, daß er dem hochmüthigen Inspektor noch Eins anhängen werde. Das hat mir erst vor vierzehn Tagen der Schenkwirth Rohrmann aus Haßloch gesagt, der Dir aus Mainz Deinen Wein brachte, und in dessen Hause der Schurke zuweilen einkehrte. Drei oder vier Tage nach dem Verschwinden Ratzmanns sollte wegen der Parforcejagd eine bedeutende Ausgabe aus der Jagdkasse gemacht werden, und man fand die Kasse leer. — —"

„Warum ergriff aber Kronau die Flucht?" fragte der Oberförster schlau lächelnd.

„Nun, dazu hatt' er doch wahrlich Ursache," antwortete Therese. „Seine Unschuld darzuthun, war ihm nicht möglich; denn wer hätte sie ihm bezeugen sollen? Der Zorn des Landgrafen war außerdem so groß, daß keine drei Tage vergangen wären und der arme Mann hätte am Galgen gebaugen. Wenn denn einmal die Wahrheit der Sache an's Tageslicht gekommen, dann wäre der Inspektor längst nicht mehr gewesen. So aber kann er's immer noch erleben, daß Ratzmann seine That eingesteht."

Eben wollte der alte Waidmann abermals etwas entgegnen, als sich draußen im Hofe Hundegebell hören ließ, und eine Minute später kam Johann, der alte Knecht, zum Vorschein und meldete, ein Fremder begehre Einlaß.

„Laß' Er den Mann herein!" befahl der Oberförster mürrisch.

Wenige Sekunden später betrat der uns bereits bekannte reisende Jägerbursche, höflich und bescheiden grüßend, die Stube. Der Eindruck, den derselbe im ersten Augenblick auf die beiden Geschwister machte, war ein ganz verschiedener. Während nämlich Nievergall einen jener Landstreicher vor sich zu sehen glaubte, die sich damals in den deutschen Landen unter der Maske von Stelle suchenden Forstleuten bettelnd umher trieben, beurtheilte die weibliche Scharfsicht Theresens den Jüngling sogleich viel richtiger; sie schloß, wie die meisten Frauen, vom Aeußeren auf das Innere und täuschte sich zufällig diesmal nicht. Nach den üblichen Fragen und Antworten, und nachdem der Ankömmling sein Gesuch vorgebracht, gab der Oberförster den Bescheid, daß er selbst zwar keines Forst- und Jagdgehülfen bedürfe, da er einen gar wackeren Burschen in seinen Diensten habe, daß sich vielleicht aber doch für ihn, den jugendlichen Waidmann, etwas thun lasse, insofern derselbe einige Zeit hier zuzubringen geneigt sey.

(Fortsetzung folgt.)

von Radowitz.

(Schluß.)

Radowitz blieb unter dem vierten Friedrich Wilhelm längere Zeit ohne öffentliche Mission. Desto arbeitsamer war er, um die Theorien des Königs für eine Wiedergeburt Deutschlands fertig auszugestalten. Er lieferte jene Denkschriften, welche Preußen dem Staatskanzler Metternich vorlegte und über welche er in seinem Buche: „Deutschland und Friedrich Wilhelm IV." zur Ehrenrettung des Königs Rede stand. Es fällt uns nicht bei, die Ehrlichkeit seiner Geständnisse zu bezweifeln. Ihren Illusionen gegenüber ist die Romantik gewissenhaft und treu; der Wirklichkeit und Dem, was verständig Noth thut, gegenüber, ist sie ohne Halt, ohne Folgerichtigkeit und ohne den freien, frischen Muth der schöpferischen Thatkraft. Wir bezweifeln nicht die alten Pläne des preußischen Königs über eine Wiedergeburt Deutschlands, aber wir bedauern, daß die Dokumente darüber im Angesichte der weltbezwingenden Nothwendigkeiten zu nichts als zu dieser Oratio pro rege führten. In der Sache des schweizerischen Sonderbundes erlitt Radowitz vor dem Zeitgeist seine erste offene Niederlage. Seine Missien in Wien scheiterte; seine Verkündigung vom festen Bestand des Julikönigthums in Paris wurde von der launenhaften, aber schnellkräftigen Volksentwickelung widerlegt. Radowitz legte seine Aemter nieder, um dann, überraschend genug, als Volksvertreter in der Paulskirche zu erscheinen. Wie viel, fragt sich, hat er in Frankfurt vom Zeitgeiste und von der Nothwendigkeit eines modernen staatlichen Deutschlands begriffen? Dieser Mann, mit dem leidenschaftslosen Ueberblick, mit der Großartigkeit seiner patriotischen Auffassungsweise, mußte uns, trotz der Unklarheit trüber Sympathieen zu der Kirche, hochwichtig erscheinen; er mußte uns wider Willen zum Träger der deutschen Nothwendigkeit werden, je mehr das Altpreußenthum sich gegen ihn waffnete, der Ultramontanismus ihn da aufgab, wo es sich um Sachen des Vaterlandes handelte. Die Kreuzzeitung sprach von seiner „extremen deutschen Richtung", von seinen „chimärischen Einheitsbestrebungen"; sie nannte ihn höhnisch den Mann, der noch immer nicht die Paulskirche vergessen könne, sie eiferte offen und blank gegen seinen „Paulskirchenschwindel". Dies macht uns Radowitz doppelt werth, selbst wenn er für uns bei dem Aufbau eines modernen Deutschlands den Janiskopf nicht verlieren sollte. Es war in der vierzehnten Sitzung des 8. Juni, als Radowitz zum ersten Mal zu Frankfurt in der Nationalversammlung sich erhob. Er erstattete Bericht von der begonnenen Existenz einer deutschen Flotte, als vom ersten, wahrhaften, thatsächlichen Zeugniß einer Einheit Deutschlands; das erste deutsche Kriegsschiff, sagte er, das sich vor die Mündung des Rio de la Plata lege, zeige den dortigen Deutschen, „daß sie nicht mehr von der Willkür eines Tyrannen ausschließlich abhängen, sondern daß hinter ihnen ein Volk von vierzig Millionen stehe". Das Bravo, das auf dies Wort in der Paulskirche erscholl, war ein lauter Spruch des Chores deutscher Nation. Zugleich freilich gab Radowitz in derselben Sitzung Erklärungen über den Doppelsinn der verhängnißvollen Worte „Demagog" und „Reaktionär", Erklärungen, auf welche in der Versammlung jene peinliche Stille erfolgte, die mit Hinblick auf seine Vergangenheit des Mannes geheimnißvollen Hintergrund im Zusammenhange mit dunkeln Richtungen zu beargwöhnen schien.

Die Frage: ob die Nationalversammlung den Frieden mit Dänemark zu genehmigen habe, beantwortete Radowitz mit Nein. Die Einrichtung einer Centralgewalt sollte nach seiner Meinung das Werk von Mitgliedern der Nationalversammlung seyn, welche die Regierungen zu ernennen hätten. Das hieße nicht, sagte er, die Centralgewalt in die Hände der Fürsten dem Volke gegenüber, sondern in die Hände der einzelnen deutschen Staaten im Gegensatz zum Gesammtstaat legen. Weder Reaktion noch Revolution, sondern Evolution sey, was er und was Deutschland wolle. Mit einer Minderheit von 34 Stimmen gegen 510 entschied er sich dagegen, daß mit der Einführung der Centralgewalt über den Bundestag das Todesurtheil gesprochen sey. In seiner Rede über die Wehrbarmachung Deutschlands zog er die Positionen Oesterreichs mit dem großartigsten Glanz seiner Beredtsamkeit in das Bereich des deutschen Patriotismus. In Sachen einer

Digitized by Google

freien Stellung der Kirche blieb er mit den Ultramontanen in der Minderheit, sagte sich aber von dieser Genossenschaft los, um in der Frage über eine Theilung Posens die deutsche Ehre und die Eroberungen des deutschen Pflugschaars auf ehedem polnischen Boden zu retten. Ueber Wien und Deutsch-Oesterreich stimmte er ganz im Sinne der österreichischen Regierung; in der Kaiserfrage für die Wahl des preußischen Monarchen. Nach Berlin jedoch berufen, verweigerte er der Demokratie jedes Zugeständniß, rieth zur Ablehnung der Kaiserkrone und steht nun als k. Kommissar des deutschen Interims an der Spitze jener Partei, die von der Einheit, nachdem das „Unmögliche" und das „Unwahre" zu Grunde gegangen, das Mögliche und Nothwendige, aller Wirren von Außen und allen eigenen Illusionen zum Trotze, ohne Revolution und ohne Reaktion durchführen zu können entschlossen ist. Wie Wallenstein „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte".

Seine Bedeutsamkeit leugnen, hieße kurzsichtig seyn. Die Züge seines Antlitzes klar und einfach erkennen wollen, hieße selbst unklar oder zwiefach fühlen. Jedenfalls hat er den Muth gehabt, in gewissen Punkten mit den modernen Jesuiten unserer Zeit zu brechen, in Frankfurt, da wo sie unpatriotisch, in Berlin, da wo sie ehrlos waren. Wir wiederholen hier, was uns ein Freund, ein Eingeweihter, schrieb: „Wir müssen Radowitz um Alles zu halten suchen, denn er allein vermag es, eine dunkle Partei, die noch immer die herrschende seyn möchte, zu paralysiren". Es mag von ihm gesagt werden, wie es im Faust heißt: Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben! Die Frage aber bleibt dabei noch offen: ob Radowitz diese Partei allein, oder ob er beide Parteien, die sich jetzt befehden, zu paralysiren gedenkt. So steht der Mann vor uns, der jetzt — nicht an die Spitze der Thaten der Zeit, sondern an die Spitze der nächsten Begebenheiten und Wendungen berufen ist. Verhängnißvoll — wir wiederholen es — war sein Auftreten in Paris und Wien. Dort verkündete er die Festigkeit des Julithrones — und wenige Wochen darauf verlor Louis Philipp seine Krone. In Wien legte er seines Königs Lieblingsplane über eine Wiedergeburt Deutschlands dem alten Hort der Fürsten vor — und gleich darauf war dieser Hort nicht mehr, Metternich geflohen. Radowitz kam, sah — und wurde beide Male vom Zeitgeist besiegt. Er ging damals nicht zurück nach Berlin — und — sagte ein Volkswitz — Friedrich Wilhelm blieb. Möchte Radowitz stark genug seyn, gewisse dunkle Elemente zu bezwingen; Deutschlands gutes Geschick aber stark genug, ihn selbst zu überflügeln! Nur wer klar und einfach das Nothwendige erfaßt, kann jetzt dauernd Sieger seyn.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Oder-Zeitung" erzählt folgendes Curiosum: Der Webermeister S. in Ernsdorf, ein wohlhabender Mann, in politischer und religiöser Beziehung entschieden freisinnig, wird vor einigen Wochen Vater eines Sohnes, dem er außer zwei anderen „christlichen" den Namen Waldeck zu geben beschließt. Er sendet zur rechten Zeit das Kind unter Obhut der Pathen zur Kirche und gibt einen Zettel mit, auf dem die drei Taufnamen aufgezeichnet sind. Der fungirende Prediger — streng orthodox im Wesen, obwohl mild in der Form — weiß das ominöse Wort nicht zu entziffern, hält es für fehlerhaft oder undeutlich geschrieben und nennt das Kind (wenn ich recht berichtet bin) Waldemar oder Woldemar. Sobald dies der Vater erfährt, macht er sich auf, von dem geistlichen Herrn sein Recht — eine Restitutio in integrum des Namens Waldeck — zu fordern. Der Pastor bedauert, ihm nicht ohne Weiteres willfahren zu können; ein Fall dieser Art sey ihm noch nicht vorgekommen, er müsse darüber erst an das Consistorium berichten; es thue ihm leid, daß diese Angelegenheit gerade ihn habe beschäftigen müssen, sein College hätte vielleicht keinen Anstoß genommen. Der Entscheid des Consistoriums soll nun bereits erfolgt seyn, obwohl der Vater des Täuflings noch nicht offiziellen Bericht erhalten hat; er lautet ablehnend, weil Waldeck kein Tauf-, sondern ein Geschlechtsname sey! Hr. Webermeister S. trug die Sache jüngst selbst im „Museum" vor und erklärte den entschiedenen Willen, sein Recht nicht unter geistliche Herrschaft zu beugen; er werde den Knaben in Hirschberg der christkatholischen Gemeinde einverleiben lassen.

Pertz's Leben Stein's ist eine wahre Fundgrube trefflicher politischer Charakteristiken und Beobachtungen. Meisterhaft ist z. B. das Porträit Kaiser Franz des Zweiten von Oesterreich. Wir heben hier nur eine bemerkenswerthe Stelle aus: — „Mit besonderer Vorliebe bildete der Kaiser die Hinterlassenschaft seines Vaters, die italienische geheime Polizei, aus. Sie wurde vorsichtshalber in verschiedene Zweige getrennt, um jeden durch die andern zu überwachen, mit gesonderten Personen und Geschäften, welche in des Kaisers Person zusammenliefen und den Fluch des Aushorchens und Angebens unglaublich vervielfältigten. Kein Papier in den Wohnungen war sicher. Als der Erzherzog Karl einen Adjutanten mit einer Antwort beauftragte und dieser Bedenken trug, die Schrift mit nach Hause zu nehmen, sagte der Erzherzog: „Glauben Sie denn, daß ich etwas sicher verschließen kann?" Ein ander Mal ertappte der Adjutant an der Thür des Zimmers, wohin sich der Erzherzog mit seiner Gemahlin zurückgezogen hatte, den Thürhüter horchend und faßte ihn bei den Ohren. Der Erzherzog äußerte darauf: „Der Diener, den Sie sahen, horcht; die anderen, die Sie nicht sahen, horchen auch." Der Sieger von Aspern stand unter geheimer politischer Aufsicht des Feldmarschall-Lieutenants Kutschera. Die natürliche Folge dieser kurzsichtigen Politik, welche jede geistige und sittliche Höhe fürchtet und dem Streben der Nation seine edelsten Ziele nimmt, war allgemeine Richtung auf sinnlichen Genuß und das Einreißen einer sittlichen Verderbniß, welche nachhaltiger als politische Bewegungen die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung unrettbar zerstört. Der Verdacht des Nachahmens österreichischer Papiere heftete sich an hochbetraute Personen. Die polizeiliche Aufsicht des Kaisers umfaßte vor Allem auch seine Gesandten und Minister."

Der bekannte schwedische Literat und poetische Schriftsteller, Hauptmann Anders Lindeberg, derselbe, welcher unter dem vorigen Könige, Karl Johann, des Hochverraths angeklagt und zum Tode verurtheilt ward und die ihm geschenkte königliche Gnade zurückwies — ein Fall, der den deutschen Juristen viele Scrupel machte und worüber mehr als eine blätterreiche Broschüre geschrieben ist, — starb am 12. December etwas über 68 Jahre alt. Wenn gleich etwas hinter seiner Zeit zurückgeblieben, genoß der Verstorbene doch wegen seines reinen Charakters und seiner gewissenhaften Ueberzeugungstreue die größte Achtung, und nicht Wenige in unserer Nation werden seinen Verlust betrauern.

(Sicilien.) Fra Diavolo und Zampa sind hier wieder erstanden! Eine junge und natürlich auch hübsche Dame wurde unlängst von einer Räuberbande ihrer trostlosen Mutter in Selvaggi, Provinz Trapani, weggeraubt. Die Räuber forderten zuerst 8000, dann 10,000, zuletzt 12,000 Unzen Lösegeld (1 sicilische Unze = 14 frz. Frs.). Der Gouverneur der Provinz, dem die Sache angezeigt wurde, machte sich mit drei Kolonnen zur Entdeckung der Räuber auf, und war so glücklich, die geraubte Dame, Mlle. Antonia Lazzara, aus den Händen der Bösewichter zu befreien. Man hatte ihr, da die verlangte Summe nicht be-

Digitized by Google

zahlt wurde, mit dem Tode gedroht, aber sonst nichts Leides zugefügt.

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben schon verschiedene Geschichtschreiber gefunden, sowohl nach ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang, als auch nach ihren einzelnen Erhebungen und Erscheinungen, sowohl nach dem Ernste und der Gründlichkeit der historischen Forschung, als auch in dem leichteren Style der populären Auffassung. Im letzteren Sinne hat auch Ferdinand Schrader eine populäre Geschichte des vergangenen Jahres eröffnet, deren erste Lieferung vor uns liegt und die dem größeren Publikum, welches Kürze und Lebendigkeit der Darstellung liebt, empfohlen werden dürfte. Der politische Standpunkt des Verfassers ist entschieden liberal, ohne daß derselbe es darum bis zu jenen Extremen und Ausfällen kommen läßt, deren man nachgerade überdrüssig geworden ist, und die eben nur Worte sind, welche kaum die Luft erschüttern.

Korrespondenz.

Gotha, 26. Dec.

Einen für die Heilkunde wichtigen, aber auch für den Laien sehr interessanten magneto-elektrischen Apparat hat der gegenwärtig hier sich aufhaltende Professor der Chemie, C. H. Hassenstein, in neuerer Zeit erfunden. Dieser Apparat, der, ganz abweichend von den übrigen durch seine wirklich wunderbar compendiöse Form (man kann die ganze aus zwei getrennten Stücken bestehende Maschine ohne Unbequemlichkeit in der Rocktasche mit sich führen), vortheilhaft sich auszeichnet, übt dennoch auf Den, der sich desselben bedient, eine für den Umfang jener Form ganz unverhältnißmäßig scheinende Wirkung aus. Einsender dieses hatte selbst Gelegenheit, die Wirkung dieser auch dem Aeußeren nach sehr eleganten, von dem Erfinder gefertigten Maschine an sich zu erproben und hält es für einen wesentlichen Vorzug des Hassenstein'schen Apparats, daß durch dasselbe der Körper nicht so unangenehm afficirt wird, wie dieses bei den sonst gewöhnlichen elektrischen Ausströmungen und den früher kurze Zeit gebräuchlichen elektromagnetischen Rotationsmaschinen nur zu sehr der Fall war. Der Prof. Hassenstein ging auch, wie er gegen mich äußerte, bei Fertigung dieses Apparats von dem Grundsatze aus, daß die Elektrizität welche nur im Zustande der Bewegung einen Einfluß auf den Organismus ausübt, nur dann wohlthätig und heilsam wirken könne, wenn eine Ausgleichung der getrennten Elektrizitäten ohne erschütternden Einfluß auf die Nerven vor sich gehe. Deshalb ist aber auch das von ihm dazu angewendete Mittel, jener Apparat nämlich, von den bisher angewendeten ganz abweichend und der damit angestrebte Zweck, die Elektrizität in dem Körper zur Thätigkeit zu bringen und je nach den Umständen die in dieselbe überfließende elektrische Kraft zu mäßigen oder diese, wenn sie ungenügend entwickelt oder unterdrückt ist, zu stärken und zu heben, wird ohne schmerzhafte Empfindung für den Leidenden vollkommen erreicht. — Die Erfolge, welche Hassenstein in Hinsicht auf die Heilkunde mit diesem Apparate, welcher auf den Körper entweder durch die elektrische oder elektro-magnetische Induction einwirkt, im Laufe einiger Zeit erzielt hat, sind theilweise in dem Schriftchen: „Die rationelle Heilung der nervösen, gichtischen und andern Krankheiten durch die Magnetoelektrizität vom Professor C. H Hassenstein, 2. Aufl. Leipzig, 1850, durch einige Beispiele angedeutet und es würde jedenfalls der Mühe lohnen, wenn Männer von Fach dieser Erfindung, welche einer neuen Heilmethode den Weg zu bahnen scheint, ihre Aufmerksamkeit zuwenden würden. Die genaue Beschreibung der Hassenstein'schen Maschine werde ich in einer nächsten Mittheilung zu geben mir erlauben.

Köln, 1. Jan.

In diesen Tagen cursirt hier folgende Geschichte, die sich in dem Diorama des Hrn. Simons zutrug. Einige Stunden von der Stadt, in den Vorbergen des Rodlagers, wohnt ein alter, reicher Gutsbesitzer, eine ehrliche Haut, aber kein Berthold Schwarz. Dieser Mann hat einen humoristischen Neffen in der Stadt, der ihn, wenn er fromm und gut bleibt, beerben wird. An Feiertagen spricht der Alte bei dem Jungen ein, bei welcher Gelegenheit beide am Nachmittage eine Kirche zu besuchen pflegen, was nicht so ganz nach dem Geschmack des jungen Lebemannes ist. An den Christtagen war Onkel Andres wieder hier. Der Neffe versprach, ihn in eine neue Kirche zu führen. Beide begaben sich in das Diorama, wo eben das Bild von der Marcuskirche in Venedig, das man direkt aus London bezog, aufgestellt ist. Sie traten in die Loge und der Onkel kann sich nicht genug verwundern, daß man in so kurzer Zeit ein Gotteshaus errichtete, das den Dom, an dem man doch schon über 600 Jahre baute, noch übertreffe; der Neffe spielt seine Rolle so gut, und das Gemälde und die Handlung waren so täuschend, daß Andres kein Wort mehr spricht, als die dumpfen Töne der Glocke sich vernehmen lassen, und als die Orgel den ihm bekannten Choral spielt, da öffnet er seinen großen Mund und singt mit einem kräftigen Baße: „O Christ, bemerk' dies große Werk". Es läßt sich leicht denken, wie die andern Besucher des Diorama aufschauen und wie sie lachen, als sie den Irrthum des Landmannes gewahren. Der aber verläßt mit seinem erschrockenen Neffen das Haus, indem er nicht wenig empört ist über die Verderbtheit der Menschen, die in einer Kirche lachen können. Uebrigens liegt in dem Gesang dieser Einfalt die schönste Reminiscenz über das Gemälde, welches Diosse, Schüler des Daguerre, malte; im Geiste singt Jeder mit, der dem Bilde gegenüber steht. — Wir wollen es nicht versuchen, diesen Dom abzuschreiben, einen Abriß vom Innern desselben zu geben; wir gehen nicht darauf ein, von den Fresco-Gemälden zu reden oder das schöne Zeugniß wiederzugeben, welches dieses Haus der byzantinischen Baukunst ablegt; wir enthalten uns der Schilderung eines Domes, der zu jenen wenigen Denkmälern gehört, die von der entschwundenen Größe Venedigs erzählen. Das Bild macht hier ungewöhnlich Sensation, weil man für einen Dom etwas übrig hat, wiewohl unser Gothenbau in der letzten Zeit Klage zu führen berechtigt ist. Der Zulauf, dessen sich das Diorama im verflossenen Jahre und jetzt erfreut, schreibt sich außer den stets ausgezeichneten Gemälden, von der geschickten Vorstellung her. Es ist wirklich durchaus täuschend, wenn das Tageslicht der Marcuskirche entzogen und die Dunkelheit durch die Lichter bekämpft: es ist täuschend, wenn die Glocke in gedämpften Schlägen zum Kirchgange mahnt; es ist täuschend, wenn sich die Hallen mit Betern füllen und die Geistlichkeit am Hochaltare erscheint, wenn der Weihrauch aufsteigt und das Haus füllt, wenn die Töne der Orgel daherrauschen; ich sage, es ist so täuschend, daß man dann mit dem alten Andres im Geist beten oder singen muß: „O Christ, bemerk' dies große Werk!"

Kunstnotizen.

Es ist wirklich erfreulich, daß man in den Theaterberichten in neuester Zeit wieder manches wohlgemeinte und eindringliche Wort zur Empfehlung unserer klassischen Bühnenliteratur liest. Man sage nicht, solche Werke seien veraltet. Bleibt doch einerseits das Schöne und Gute immer neu und ist doch andererseits dem heranwachsenden Geschlechte Dasjenige, was unsere Jugendzeit verschönt hat, in gleicher Weise willkommen. So lasen wir dieser Tage einen gehaltvollen Bericht über die Kasseler Hofbühne, in welchem der Nothwendigkeit des laufenden Bühnenrepertoirs, welches nicht immer Gediegenes bringen kann, Rechnung getragen, zugleich aber auch auf die höhere Kunstanforderungen in sehr würdigen Worten hingewiesen wird. Besonders hervorgehoben wird die Aufführung des „Wallenstein", in welchem Hr. Henkel die Titelrolle gab. Ueber dessen treffliche Leistung war im Publikum nur eine Stimme: — Er gab den Wallenstein von Anfang bis zu Ende im Charakter, und zwar, was sehr viel sagen will, er gab ihn mit dem geringsten Aufwand von Mitteln ununterbrochen mit der größten Wirkung.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Jan. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Sonntag, 6. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 5. Samstag, den 5. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaul.)

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte Jungfer Therese den schweren Eichentisch mit schneeweißem, feinem Linnen bedeckt und die Abendmahlzeit aufgetragen, die in Suppe, Salat und Hasenbraten bestand, und nun ließen sich die Drei die sehr gut zubereiteten Speisen trefflich schmecken. Als abgetragen war, griff Therese wieder zur Spindel, indeß der Oberförster eine andere Pfeife anzündete und, in dem Armstuhl Platz nehmend, seinen Gast einlud, sich gleichfalls am Kamine niederzulassen. Wie sich nun Alle in behaglichem Zustande befanden, langte Nievergall die bewußte zinnerne Kanne vom Brette herunter, ließ solche füllen, schenkte, als dies geschehen, zwei umfangreiche Becher voll und sagte, indem sein Gesicht ein gutmüthiges Lächeln verklärte: „Verzeih' Er, junger Mann, den rauhen Empfang, bin schon oft von Vagabunden hintergangen worden; — sah' aber, daß Er guter Leute Kind seyn muß, und nun laß' Er uns Eins auf nähere Bekanntschaft trinken — wünsch' nur, der Franz wär' auch dabei."

Die Becher wurden geleert, und die Unterhaltung kam, wie man zu sagen pflegt, in Zug.

„Seiner Aussprache nach," sagte Nievergall zu dem Jüngling, „ist Er weit von hier zu Hause . . ."

„Er spricht gerade wie der Jägermeister von Schmieden," meinte Therese, ihren Bruder unterbrechend, „und der soll, wie man behauptet, ein Sachse seyn, obgleich er selbst nie gesteht, woher er gebürtig ist."

„Mag er gebürtig seyn, woher er will," versetzte der Oberförster; „Fortuna war ihm günstig. Was nun Ihn anbelangt, junger Mann, so wird Er mir's wohl nicht übel nehmen, wenn ich gerne wissen möchte, wer Der ist, welcher mit mir unter einem Dache lebt. Versteht sich, was in's Reich der Geheimnisse gehört, das behalt' Er nur für sich."

„Euer Verlangen, Herr Oberförster!" begann der reisende Waidmann, „ist nicht mehr wie billig. Mein Name ist Hermann Brand, und geboren und erzogen ward ich bei Freiberg im sächsischen Erzgebirg. Dort war mein Vater, der vor zwei Jahren starb, Wildmeister des Grafen von Rollendorf. Meiner Mutter entsinn' ich mich kaum mehr — sie ging hinüber in das Reich des Friedens, als ich kaum ihren Namen lallen konnte. Zum Studiren bestimmt, ließ mich mein guter Vater die gelehrte Schule in der nahen Stadt bis zu meinem vierzehnten Jahre besuchen. Da traf uns ein empfindlicher Schlag. Der alte Graf ging mit Tode ab; sein Nachfolger kehrte von seinen Reisen zurück und brachte einen lüderlichen Baron mit, der einige Jahre zuvor wegen unbefugten Wildschießens von meinem Vater hart mitgenommen worden war; des Schändlichen Dichten und Trachten ging nun darauf hinaus, meinen redlichen Vater zu stürzen. Es gelang ihm — der Satan schien ihm beigestanden zu haben. Mein Vater wurde der Unterschlagung von Wild angeklagt. Obwohl so rein wie die Sonne, vermochte er dennoch seine Unschuld nicht zu erweisen — man setzte ihn ab. Da wir nun arm, sehr arm waren, so konnt' ich auch die Schule nicht mehr besuchen. Ein Jahr lang schrieb ich Akten ab, dann that mich mein Vater zu einem Forstmeister in die Lehre, der mich furchtbar streng hielt. Der wüste Baron konnte übrigens nur zwei Jahre seine Schlechtigkeit verbergen. Er machte bedeutende Schulden, verführte unerfahrene Landmädchen, bestahl heimlich seinen Gönner, kurz, fügte eine Schandthat zur andern, bis das Maß voll war. Der Bösewicht wurde endlich entlarvt, und hierdurch kam auch die Unschuld meines Vaters an den Tag. Der tief gebeugte Mann hatte die Freude, wieder in seinen Dienst eingesetzt zu werden — leider! aber überlebte er nur ein Jahr die ihm gewordene Genugthuung. Vor kurzem war meine Lehrzeit um, und der Trieb, die Welt zu sehen, veranlaßte mich, auf Reisen zu gehen. Hier ist mein Lehrbrief," sagte er, aus einer großen ledernen Brieftasche ein Stück Papier nehmend. Der Oberförster las es aufmerksam durch und gab's mit dem Ausdrucke der Zufriedenheit im Gesicht zurück.

„Wie ähnlich sind die Familienschicksale dieses jungen Mannes denen des armen Kronau," dachte Therese.

„Hat Er denn gar keine Verwandten?" unterbrach Nievergall, der anfing, sich für seinen Gast lebhaft zu interessiren, das Schweigen.

„Ich kenne wenigstens keine," erwiederte der Gefragte. Meine Mutter war das einzige Kind ihrer Eltern, und was meinen Vater betrifft, so hat mir derselbe erzählt, daß er noch einen Bruder gehabt, der außerordentlich heftig und ehrgeizig gewesen. Selbiger sey eines Tages mit ihm in Streit gerathen, habe ihn gefährlich verwundet, und sey, wahrscheinlich in der Meinung, einen Brudermord begangen zu haben, flüchtig geworden und nie mehr zum Vorschein gekommen."

Hermann Brand war jetzt müde und sehnte sich, da schon die zehnte Abendstunde vorüber war, nach Ruhe. Therese, die ihn beobachtete, gewahrte dies, und ließ ihm seine Schlafstätte anweisen. Bald sank der Jüngling dem Gotte Morpheus in die Arme. Liebliche Traumbilder umgaukelten ihn; er sah sich in der Waldhütte, das schöne Evchen in weißem Gewande an seiner Seite, der Mann mit dem falschen Barte war als Geistlicher gekleidet und las einen Segen, und das süße Kind legte das reizende Köpfchen an seine hochklopfende Brust.

4.

Anderthalb Stunden nordwestlich von Großgerau liegt mitten im Walde das Schloß Mönchbruch. Um unrichtigen Vorstellungen zu begegnen, wird bemerkt, daß besagtes Jagdschloß aus

Digitized by Google

sechs Häusern, in Mansardsmanier erbaut, bestand. Dieselben waren in zwei parallellaufenden Linien aufgeführt, und das von einer Mauer umgebene Ganze bildete ein längliches Rechteck. Wenn ich nicht irre, wurde die eine Reihe dieser Gebäude im Jahre 1835 abgebrochen.

Hier war ehedem der Mittelpunkt der großen Jagden, welche die Landgrafen von Hessen in dieser Gegend veranstalteten; hier wurden nicht selten den Verehrern Dianens brillante Gastmähler gegeben; hier hätte Artemis selbst ihren Wohnsitz aufschlagen können, so günstig zur Ausübung des edeln Waidwerks war dieser Ort.

Der Jägermeister, Freiherr von Schmieden, welcher seit einigen Jahren den Mönchsbruch bewohnte, war ein sogenannter Liebling des Glücks. Als Jüngling von neunzehn Jahren hatte derselbe arm und fast hoffnungslos seine Heimath verlassen und war eine Zeit lang unstät und flüchtig umher geirrt, die nagenden Gefühle eines Kain in der Brust. Da führte ihn sein guter Genius einem reichen Herrn in den Weg, welcher eben einen wackeren, muthvollen Burschen brauchte, der ihn als Jäger auf einer Reise nach Italien begleiten sollte. Mit Freuden nahm Karl Schmieden — denn das war der Name, den damals der Jägermeister führte — die Stelle an, und sah in Folge dessen den größten Theil des schönen Welschlands. In Mailand starb aber zuletzt sein guter Herr, und wiederum stand er allein in der Welt. Eines Tages schlenderte er durch die Straßen dieser Stadt, da begegnete ihm ein vornehmer Deutscher, den er schon einmal gesehen zu haben sich erinnerte. „Dem will ich meine Dienste anbieten," dachte er, und sogleich führte er auch seinen Vorsatz aus. Er wurde angehört und nicht zurückgewiesen. Acht Tage nachher kehrte er mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt nach Deutschland zurück. Dieser Erbprinz, ein gar feiner und gebildeter junger Mann, wußte die Kenntnisse und Geschicklichkeit, die Karl Schmieden beurkundete, recht wohl zu würdigen. Er machte ihn zu seinem Leibjäger, und später, da er als Ludwig VIII. die Regierung angetreten hatte, zum Wildmeister. Das war denn doch schon Etwas. Wenn der hübsche, stattliche Jäger in seiner goldgestickten Uniform stolz durch die Straßen der Residenz schritt, den Hirschfänger mit dem silbernen Griffe an der Seite, da hob sich die Brust mancher schönen Dame höher, und mehr denn ein Paar kirschrothe Lippen mochten wohl die Worte lispeln: „Schade, daß er nicht von Adel ist." Geduld, meine Fräulein! dem Fehler kann abgeholfen werden — der äußere Adel läßt sich geben. Nach Jahr und Tag trat der Wildmeister mit dem Hoffräulein von Ebeling, das sterblich in ihn verliebt war, in ein näheres Verhältniß, und da sich die Beiden zu heirathen wünschten, so steckte sich das Hoffräulein hinter die Landgräfin, die Landgräfin aber lag dem Herrn Gemahl an, und das Ende vom Liede war, daß Karl Schmieden nach einem Vierteljahre in der Eigenschaft als Jägermeister ein „Von" vor seinem Namen führte, worauf er sich mit dem Fräulein von Ebelin ehelich verband. Eine geraume Zeit genoß das Paar die Freuden der Residenz. Da fiel es dem Landgrafen ein, daß es besser wäre, wenn sein Jägermeister zu Mönchsbruch wohne. Wie schrack das ehemalige Fräulein von Ebeling zusammen, als ihr die Gewißheit wurde, für die Zukunft in der Mitte eines weiten Waldes wohnen zu müssen! Kinderlos, wie sie war, fühlte sie sich doppelt einsam.

(Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrstag im Dorfe.

Auch auf dem Lande pflegt man sich beim Jahreswechsel durch den fast allgemein gebrauchten, einfach biedern Ausspruch: „Prost Neujahr" zu begrüßen. Familienglieder, Verwandte, Freunde und Bekannte des gesellschaftlichen Lebens und dem Geschäftsverkehr angehörend, schließen sich dieser löblichen Sitte mit oft sichtbarer Rührung an. Und obschon man im Dorfe seine Glückwünsche nicht mit vielen schönen Worten auszuschmücken versteht, so sind dieselben in ihrer Einfachheit desto reicher an innerem Werth und Gehalt, an Gefühl und Empfindung.

Der traute Handschlag nähert die Herzen der Menschen durch elektrischen Zauber. Hinweg ist alles Trübsal und freier athmet der Sterbliche. Eine schöne Zukunft schimmert dann vor uns und verscheucht sind die düsteren Nebel aus unserem Horizont. Die Phantasie treibt magisches Spiel. Sehr trefflich sagt ein geistreicher und beliebter Schriftsteller (Zschokke in seinem Alamontade): „Und wenn dieß innere Glück zuletzt auch nur ein Räuschchen wäre. Ob uns die Zauberkraft des Weins, oder der Tonkunst, oder des schönen Farbenspiels einer Landschaft oder Anderes in den Rang der Götter setze, ist einerlei".

Wie bedeutungsvoll der Jahreswechsel für den Ackersmann ist und wie gefühlvoll er dieses erkennt und zu erkennen gibt, wird Derjenige leicht zu ermessen vermögen, welcher Gelegenheit hatte, dieser auf dem Lande in jeder Familie mehr oder weniger gehaltenen Festlichkeit anzuwohnen und mitzufühlen.

Es ist eine bekannte Erfahrung und liegt wohl in dem Gewerbe des Landmanns, das die freie Natur zur Werkstätte hat, begründet, daß namentlich bei ihm ein großer Sinn für Religiosität gefunden wird. Er arbeitet und schafft vom frühen Morgen bis in die späte Nacht und müht sich den größten Theil des Jahres ab, um sich einer Ernte zu vergewissern. Allein wer weiß es besser, wer hat es öfterer erfahren und in der That wahrgenommen, was der schöne Ausspruch sagen will und in sich begreift: „An des Himmels Segen ist Alles gelegen"? Wer vermag die Wahrheit, die Wichtigkeit dieses Sinnspruches in Zweifel zu ziehen? Wer vermag sich groß und stark genug zu dünken, um des Himmels Segen nicht zu bedürfen? Gewiß Niemand, und am allerwenigsten der schlichte Bauersmann; denn er ist's ja, der am meisten mit der Natur, mit den ewig schaffenden und zerstörenden Kräften in Wechselwirkung, in unmittelbarer Berührung steht.

Des Sturmes Sausen, des Hagels zerstörende Kraft, des Wassers gefährliche Fluthen sind ihm als allgewaltige, unaufhaltsame Naturereignisse bekannt. Das Rollen des Donners, das Funkensprühen der Blitze, die darauf folgende gewaltige Erschütterung, sie, diese Momente, berühren den Ackersmann in Gottes freier Natur. Darum ist auch sein Gemüth in ehrfurchtsvoller Stimmung gegen jene unwandelbare Kraft, gegen jene Urkraft, von der wir nur die Wirkungen, aber nicht sie selbst erkennen.

So ist's beim Schlusse des alten und beim Beginne des neuen Jahres, wo das Geschehene und Erlebte dem Gedächtnisse auf's Neue vorgeführt und zurückgerufen, und das Zukünftige in verschleierten und kaum halb verstandenen Ahnungen dem Willen der Vorsehung anheimgestellt wird.

Wenn daher am frühen Morgen des neuen Jahres, wo in buntem Wirrwarr draußen die Schneeflocken sich durchkreuzen und die Saat mit einem beschirmenden Mantel decken, oder eine Alles erstarrende Kälte der Jahreszeit einen ernsten Charakter beilegt, oder Wind und Regen mit Schneegestöber wechselnd den Wandersmann düster stimmen, Kinder den Eltern und umgekehrt Vater und Mutter den Söhnen und Töchtern und Enkeln in der wohldurchwärmten Kammer zum neuen Jahre Glück wünschen, wie bewegt und feierlich sind da die Gemüther der Angehörigen, wie erhaben stehen dann die Menschen über der Sinnenwelt, wie ergreifend ist dann ein Händedruck und Kuß. Thränen der Rührung glänzen in ihren Augen und verleihen dem Akte die wahre Gemüthlichkeit.

Digitized by Google

Und wenn der schwarze Fürst der Schatten ein Glied aus ihrem Bunde raubte, wenn von der Eltern liebend Paar oder eines von der zarten Kinderschaar im Lande der Gräber seine Heimath fände, o! wie herzlich, o! wie trauernd und beweinend wird dann der Dahingeschiedenen gedacht!

Wenn Vater und Mutter sich Jahre lang dem Dienste ihres Berufes mit Fleiß und Anstrengung unterzogen und am Neujahrstage die baldige Hülfe in einem Sohne oder einer Tochter erblicken, so ist's die Dankbarkeit gegen den erhabenen Lenker und Erhalter, welche sie auf den Ruf der hellen Kirchenglocken in das Haus des Herrn führt.

Erbaut und geistig gestärkt wird das Gotteshaus verlassen und die ländlich stille, friedlich einfache Wohnung oder Hütte wieder bezogen, die in ihrer Einfachheit, aber durch den Reiz des Eigenthums dem relativen Werth eines fürstlichen Palais nicht nachstehen dürfte. Der Bauersmann überschaut und übersieht um diese Zeit den Segen seines Fleißes, die Ueberbleibsel seiner Vorräthe an Naturalien, den Ueberschuß seiner oft spärlichen Rente; er gedenkt der trüben und düsteren Stunden, wie der hellen und lichten Augenblicke, in die er durch Schickungen vom Höchsten versetzt wurde. Er macht seine Rechnung und fragt sich, was ihm übrig bleibt?

Von neuem, wie sich das Jahr erneuert, beginnt seine rege, für Staat und Volk, für Handel und Industrie so nützliche und segensreiche Wirksamkeit; er liefert das Material, die Rohstoffe, welche entweder zur Ernährung der menschlichen Gesellschaft oder zur Verarbeitung in dem ausgedehnten Gewerbswesen unentbehrlich sind.

Ehre diesem Stande und jedem treuen und fleißigen Arbeiter in demselben! Darum vereinigen und unterstützen wir uns insgesammt in dem neuen Jahre fester und inniger in dem Streben für Hebung des Ackerbaues, für Verbesserung der Gewerke, für Erleichterung und Beförderung des Handels und endlich in dem Streben nach der heiß und lang ersehnten National-Einheit, damit deutsche Produkte und Fabrikate durch eine eigene und selbstgeschaffene Flotte nach den tropischen Ländern Absatz erhalten und ein direkter Tauschverkehr uns jene Masse von Colonialwaaren beschafft, welche wir leider bis zur Stunde von Holland und England theuer bezahlen müssen und wodurch wir diesen Nationen zins- und tributpflichtig geworden sind.

Wenn dann gleichzeitig eine gewerblich-wissenschaftliche und politisch-staatswirthschaftliche Bildung im Volke sich Bahn bricht, was durch die Oeffentlichkeit und Selbstverwaltung außerordentlich begünstigt, aber auch eine Nothwendigkeit geworden ist, dann nur kann das gefürchtete Proletariat unschädlich gemacht und Vertrauen und Kredit wieder hergestellt und unseren gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen Halt und Sicherheit gegeben werden. Dieses zu bewirken reichen aber unseres Bedünkens die Kräfte der Staatsregierungen allein nicht aus, sondern dazu liegt, bei unseren heutigen Verhältnissen, die Macht demnächst im Volke und dem intelligenten Theile desselben, seinen frei gewählten Vertretern. A—th—s.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

In den größten Köpfen behauptet der Irrthum mit kecker Stirne seinen Platz und in den kleinsten hat noch immer irgend eine Wahrheit ihre Freistätte.

— Die Menschen sind alle die aufrichtigsten Freunde der Wahrheit, nur darf dieselbe, wohl gemerkt, weder ihren schmutzigen Interessen und Leidenschaften entgegen seyn, noch sich über ihren beschränkten Gesichtskreis erheben.

— Es wird nicht eher besser in der Welt, als bis die Menschen sich die gesellschaftlichen Interessen eben so ernst angelegen seyn lassen, wie ihre persönlichen, sich um den Haushalt des Staates nicht weniger bekümmern, als ihren eigenen und sich mit der Cultur des sogenannten irdischen Jammerthales mehr beschäftigen als mit der herrlichen Aussicht auf den schönen Himmel.

— Wie die Idee eines bessern Jenseits die Grundlage der Religion der Gegenwart, so wird die Idee eines bessern Diesseits die Grundlage der Religion der Zukunft seyn.

— Der Irrthum lebt nie allein bei uns, sondern stets in Gesellschaft seines Gleichen.

— Das Recht ist in demokratischen Staaten der gesellschaftliche, in absoluten Staaten der persönliche oder willkürliche Begriff der Gerechtigkeit. Es verhält sich daher zuweilen zur Gerechtigkeit selbst, wie der Irrthum zur Wahrheit.

— Jegliche Regierungsform hat etwas Unvollkommenes, aber vor der Vernunft bleibt gewiß immer diejenige die unvollkommenste, welche einem einzigen Individuum die Sorge überläßt, die Interessen eines ganzen Volkes allein und nach seinem Wohlgefallen zu befördern.

— In einem absoluten Staate ist die Freiheit das ausschließliche Kebsweib des Fürsten. Wehe Dem, der ihr einen verliebten Blick zuwirft! In aristokratischen Staaten ist sie die Magd des Reichthums und der Ichsucht: Jeder kann sie um Gold erkaufen. Bei einem selbstständigen und wahrhaft gebildeten Volke ist sie die Tochter der Wahrheit und des Rechts: Jeder zollt ihr die gebührende Achtung und Ehrfurcht.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

In den Vereinigten Staaten betragen die bis jetzt vollendeten Eisenbahnen eine Strecke von 8500 englischen Meilen, deren Bau 230,000,000 Dollars gekostet hat. Hierzu dürften im Laufe der nächsten Jahre noch 5000 Meilen kommen.

Die Börsenhalle bringt statistische Notizen über den Kaffeeverbrauch in Europa, wonach sich der Verbrauch im Jahr 1849 auf 3,880,600 Zentner belief, von denen auf Deutschland (mit Ausschluß von Oesterreich) das Meiste, 1,450,000 Zentner kommt.

Sehr merkwürdig sind die neuesten Nachrichten aus China, die wir unserm deutschen Landsmanne Gutzlaff verdanken. Er bestätiget die Angabe, daß das „himmlische Reich" von 367 Millionen Menschen bewohnt werde, die besonders dicht neben einander in den ungemein fruchtbaren Provinzen am Meere leben. Ueberraschen wird allgemein der Bericht, daß, wie bei uns, so durch ganz China eine große demokratische und communistische Bewegung geht, welche das Reich wahrscheinlich in nächster Zeit gänzlich umgestaltet. Communistische Prediger wandern im Lande umher, streuen überall ihre Lehren aus, für die sie sehr empfängliche Ohren finden, muntern zur Theilung alles Eigenthums auf und sagen: Der Arme wird immer ärmer, der Reiche aber immer reicher, folglich muß eine Gleichstellung wieder hergestellt werden. Der nächste Grund zu dieser Erscheinung ist nicht angegeben, man weiß nur, daß die Einwohner sich bereits weigern, die herkömmlichen Steuern zu zahlen, daß der Staatsschatz deshalb in sehr schlechten Umständen ist und der Kaiser Alles aufbieten muß, um sich Geld zu schaffen. Die Gemeinden leisten überall systematischen Widerstand, die Behörden sind allgemein verhaßt und ver-

Digitized by Google

achtet, im Lande hausen große Räuberbanden und die Küsten werden durch Seeräuber g plündert. (Modez.)

Der Staatswagen des Präsidenten stand letzthin in der Friedensstraße zu Paris sehr lange vor einem Handschuhmacherladen. Was kann der Präsident denn so lang: darin machen? frug einer der vor der Thüre Wartenden, der ihn gern sehen wollte und dem die Zeit zu lang wurde, seinen Nachbar. — Nun er sucht die Handschuh, die sein großer Onkel anempfohlen hat. — Welche Handschuh denn? — Erinnern Sie sich nicht, daß der Kaiser gesagt hat: Man muß die Franzosen mit einer eisernen Hand regieren, über die man einen sammtnen Handschuh zieht?

Kürzlich ereignete sich in Dunbar bei Gelegenheit eines Leichenbegängnisses folgender seltsame Vorfall: Der Sarg, welchen größtentheils Matrosen trugen, war eben niedergelegt worden, als ganz in der Nähe ein Hase aufsprang. Ein Matrose schrie sogleich: ein Hase! ein Hase! und setzte dem Flüchtling nach, und die übrigen Leidtragenden, mit wenigen Ausnahmen, von einem ähnlichen Jagdparoxysmus ergriffen, folgten ihrem Kameraden in eiligem Laufe.

Der berühmte Erbauer des Tunnels, J. Brunel, ist gestorben.

Gründung eines Waisenhauses in Heidelberg.

Heidelberg, 30. Dec.

In einer Zeit, die schwere Opfer mannichfacher Art gefordert hat und noch fordert; in einer Zeit, wo die Einwohner der hiesigen Stadt von der Einquartierungslast gedrückt sind und der Kriegszustand abermals verlängert worden; in einer Zeit, wo der Handel noch immer stockt und die Gewerbe alle mehr oder weniger darnieder liegen: — in dieser Zeit glaubt die ehrenwerthe Einwohnerschaft von Heidelberg, das schwere Jahr nicht schöner schließen zu können, als durch Gründung eines Waisenhauses. Die armen Kinder unserer Stadt, welche frühe Vater und Mutter zu verlieren das Unglück hatten, wurden bisher theils in einzelnen Familien untergebracht, zum größeren Theile aber in dem allgemeinen Armenhause verpflegt, wobei ihre körperliche, geistige und sittliche Entwickelung vielfach gestört und gefährdet war. In demselben Hause und ungetrennt von älteren Leuten, deren oft unsittliche Worte und Beispiele den nachtheiligsten Einfluß auf die jungen Gemüther haben mußten, wurden die Kinder leider vielfach verwahrlost und zu Grunde gerichtet, statt zu brauchbaren und tüchtigen Bürgern erzogen zu werden. Der Anblick dieses Elendes und die heilige Pflicht, ihm abzuhelfen, hat die kirchlichen, städtischen und Armenbehörden Heidelbergs veranlaßt, die Sache in ernstliche Berathung zu nehmen. Die gemeinsame Armen-Commission und der Armen-Unterstützungs-Ausschuß haben ein Comité gebildet, um diese Sache rasch und energisch zu betreiben. Die Arbeiten dieser Commission sind begonnen und werden ununterbrochen fortgesetzt, damit wo möglich mit dem kommenden Frühling der Bau des Waisenhauses angefangen werden kann. Einige Vermächtnisse und Schenkungen achtbarer Wohlthäter Heidelbergs sind zu diesem schönen Zwecke schon vorhanden und beträchtliche Gaben wurden bereitwilligst von dem evangelisch-protestantischen Kirchengemeinderath und dem katholischen Stiftungsvorstand aus Stiftungsmitteln zugesagt. Allein sie reichen nicht aus und so wandte sich dann das Comité an die Bewohner Heidelbergs mit der dringenden Bitte, durch Gaben der freien Liebe die Gründung einer Wohnung für die armen Waisenkinder zu ermöglichen. Diese Bitte ist nicht vergeblich. Viele, sehr viele, ohne Rücksicht auf Stand, Confession oder politische Richtung, bieten sich die hülfreichen Hände zur Gründung eines Hauses des Segens für die unglücklichsten Kinder unserer Stadt. Es ist die schönste Weihnachtsgabe, die in der Gegenwart für das Heil der künftigen Geschlechter Heidelbergs bereitet werden kann. Viele gebornen Heidelberger wohnen im Auslande. Möchten auch diese aus Liebe und Anhänglichkeit an ihre alt-ehrwürdige, schöne Vaterstadt an diesem so segensreichen Unternehmen ihrer vormaligen Mitbürger durch Beiträge sich betheiligen!

Korr:spondenz.

Münster, 31. Dec.

Bei den Gefahren, welche Viele in der Kartoffelkrankheit für den Landbau und die untersten Klassen der Bevölkerung erblicken wollen, wird es nicht uninteressant seyn, Ihnen einige auf diesen Gegenstand Bezug habende Bemerkungen mitzutheilen, welche aus einer Quelle fließen, welche als völlig zuverlässig angenommen werden darf. Die preußische Regierung ist nämlich in letzter Zeit auf die Berichte des in Südamerika reisenden Botanikers von Marszewitz aufmerksam geworden, nach welchen es demselben gelungen seyn soll, mehrere neue Knollengewächse und 13 neue Kartoffelsorten auf den hohen Regionen der Cordilleras bei Cuenza in Ecuador aufzufinden. In Folge dessen beabsichtigt unser Gouvernement, dem genannten Reisenden eine Unterstützung von Staatswegen zu gewähren, wenn die von ihm angekündigte Sendung der neuen Knollengewächse und Kartoffelsorten in einer solchen Quantität erfolgt seyn wird, daß gleich im nächsten Frühjahr an einigen Orten Versuche des Anbaues vorgenommen werden können.

Langenschwalbach, im Dec.

Von dem hiesigen Arzt, Hrn. Dr. Genth, ist vor kurzem ein Werk in englischer Sprache über den hiesigen Badeort erschienen, betitelt: „The mineral waters of Schwalbach", welches wohl nicht wenig zur Hebung unseres Ortes beitragen dürfte. Der Verfasser, dem deutschen ärztlichen Publikum schon durch sein vor zwei Jahren erschienenes Werkchen über die „Anämie in ihren Beziehungen zu den Schwalbacher Eisenwassern" rühmlichst bekannt, hat sich durch sein erschienenes englisches Werk ein um so größeres Verdienst um unsere Heilquellen erworben, als noch nie etwas über Schwalbach in englischer Sprache erschienen ist. Die günstige Schilderung Schwalbachs in den: „Bubles of the brunnens of Nassau", die uns schon Tausende unserer überseeischen Nachbaen zugeführt hat, beschränkt sich auf die Schilderung der Stadt und ihrer Umgebung, läßt aber die medicinische Wichtigkeit unserer Heilquellen ganz unberührt, da der Verfasser der humoristischen Bubbles nur als Touriest die Eindrücke geschildert hat, die Schwalbach und seine reizende Lage auf ihn gemacht. Das Werk des Hrn. Dr. Genth, nur für Aerzte berechnet, steht auf rein wissenschaftlicher Basis und wird gewiß nicht ermangeln, die heilsamen Kräfte unserer Gesundbrunnen den englischen Aerzten genau bekannt zu machen, die sie bisher aus keinem Werke gründlich lernen konnten. — Möge der Herr Verfasser in dem edlen Streben fortfahren, die Mineralquellen unserer Stadt und ihre Wirkungen zu seinem besondern Studium zu machen, und so den uns so werthen (leider vor kurzem dahier verstorbenen) Hrn. Geheimerath Fenner von Fennebeeg ersetzen, dessen Schriften über Schwalbach, wenn schon nur für das Kurpublikum und nicht für Aerzte bestimmt, unsere Heilquellen doch in größeren Kreisen bekannt gemacht haben.

Berichtigung.

In dem Artikel: „Der nassauische Verein für Alterthumskunde und Geschichtsforschung" (in Nro. 2 der Didask. 1850) soll es statt Architekt Hebel heißen: Archivar Habel, und statt: Der Verein requirirte — Der Verein acquirirte.

Theater-Anzeige.

Samstag, 5. Jan. Die Stumme von Portici, große Oper in 5 Abth., Musik von Auber.

Sonntag, 6. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Karl Töpfer.

Montag, 7. Jan., Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth. von Friedrich Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 6. Montag, den 7. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Als sich nun der Jagdkassen-Inspektor Kronau nach dem entdeckten Kassenmangel unsichtbar machte, nahm Frau v. Schmieden, im Einverständniß mit ihrem Manne, das verlassene Evchen zu sich. Das gute Kind hätte hier ganz glücklich leben können, aber die Bekümmerniß um den geliebten Vater, der sich, wie wir wissen, unerkannt in dem Walde als Köhler aufhielt, ließ die besorgte Tochter nicht eine Minute Ruhe finden. Sturm, Kälte und Regen ertrug sie gern, wenn sie nur dem verfolgten Manne einigen Trost bringen konnte. Eine zweite Qual verursachte ihr der bereits erwähnte Franzose, der Monsieur Leblanc, durch seine Zudringlichkeit. Derselbe war etwa dreißig Jahre alt, sehr lebhaft, gewandt und zuweilen auch unverschämt; er war von mittlerer Größe, hatte kleine, schwarze Augen und trug eine ungeheuere Perücke. Bei einem Besuche, den die Frau Jägermeisterin ihrer Schwester zu Darmstadt abstattete, wurde ihr der fremde Abenteurer vorgestellt. Eine leidenschaftliche Verehrerin der französischen Literatur, konnte sie gar nicht aufhören, mit dem Monsieur zu plaudern. Da der Herr von Schmieden, welcher gleichfalls zugegen war, bemerkte, wie interessant seine Gemahlin die Unterhaltung des Franzosen fand, so veranlaßte ihn dies, denselben nach Mönchsbruch einzuladen. Leblanc kam und blieb, und ließ sich den guten Wein und die duftenden Braten vortrefflich schmecken. Schon nach der ersten Woche seines Aufenthaltes in dem Jagdschlosse fühlte er, daß er in Evchen verliebt sey, und er ermangelte nicht, dies den Gegenstand seiner „Flamme" wissen zu lassen. Das Mädchen wies ihn barsch zurecht — Monsieur Leblanc kehrte sich hieran nicht und that durchaus nicht empfindlich. Jeden Abend von sechs bis acht las er der Frau Jägermeisterin vor, und dies war die einzige Zeit, wo Evchen mit Sicherheit darauf rechnen konnte, nicht von ihm belästigt zu werden. Auf welch' edle Weise sie zuweilen diese Stunden benutzte, wissen wir schon.

Noch kann ich nicht unerwähnt lassen, daß, als die Frau Landgräfin an einem schönen Herbsttage im Jagdschlosse anwesend war, Monsieur Leblanc Gelegenheit hatte, sich mit der hohen Dame zu unterhalten, und ich muß der Wahrheit gemäß berichten, daß dieselbe von dem Franzosen eine sehr günstige Meinung erhielt. Da er ihr auch eine Probe von seinem Talente als Vorleser gab, und er in der That in dieser Beziehung alles Lob verdiente, so dachte sie von Stund an daran, ihn nach Darmstadt in ihre Umgebung zu ziehen. Sie trug ihre Absicht ihrem Gemahl vor. Der hatte denn auch nichts dagegen; doch sollte Leblanc erst künftigen Frühling, wo eine Hofcharge besetzt werden würde, seinen Dienst antreten. Kaum vernahm Letzterer diese erfreuliche Botschaft, als er zur Eroberung von Evchens Herzen noch weit kühnere Stürme wagte. Zu Verbündeten hatte er die Frau Jägermeisterin nebst Gemahl.

Es war am Morgen nach dem Abende, an welchem der reisende Jäger Hermann Brand vor der Waldhütte Vater und Tochter belauscht hatte. Herr von Schmieden saß mit Leblanc beim zweiten Frühstück, indeß die Dame des Hauses noch mit ihrer Toilette beschäftigt war. Trotz der einsamen Lage des Jagdschlosses fehlte es doch an Lärm nicht. Die Räder der nahen Mühle, die der Schwarzbach treibt, rauschten, und das Geschrei der auf den Linden umher flatternden Raben und Krähen und das Gebell der zahlreichen Hunde drang weithin durch das graue Düster der neblichten Novemberluft. Evchen Kronau schaute strickend durch die Fensterscheiben eines Mansardenzimmers hinaus in den Hof; sie schien vorher mit Lektüre beschäftigt gewesen zu seyn, denn ein Exemplar von Milton's verlorenem Paradies in deutscher Sprache lag geöffnet auf ihrem Arbeitstischchen. Sie sann darüber nach, was sie thun wolle, wenn bei einer zufälligen Entdeckung ihr Vater die Flucht zu ergreifen genöthigt wäre. Hier zu bleiben und im Ueberfluß und Gemächlichkeit dahin zu leben, während der schon bejahrte Mann, dem Mangel und dem Elende preisgegeben, durch die Welt flüchtete, stritt gegen die Gefühle ihres kindlichen Herzens; nein! das konnte sie nicht, das war ihr unmöglich.

„Ja, ich hab's!" sagte sie endlich zu sich selbst, froh darüber, einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben, „ja, ich hab's! Mein Vater soll gar nicht warten, bis er entdeckt wird; wir wollen zusammen fliehen in eine Stadt, wo uns Niemand kennt. Da will ich stricken, sticken und nähen Tag und Nacht, und die Leute werden mir gewiß Arbeit geben, wenn ich sie darum bitte."

Evchen legte nun ihr Strickzeug weg, nahm die Guitarre von der Wand und sang und spielte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; es war aber ein wehmüthiges Lied, das sie sang, ein Lied, welches entschwundene, schönere Tage beklagt. Die wenige Verse hießen:

Einst war ich so heiter, als ich lebte
In der Kindheit sorgenloser Zeit,
Als sich noch das Bild des Glückes webte,
Stets verscheuchend schwarze Traurigkeit.

Weh', die schönen Träume sind geflossen
In das dunkle, räthselhafte Meer,
Und vergeblich such' ich unverdrossen
Zu vertreiben der Dämonen Heer.

Ach, umsonst sind all' die Ideale,
Die der Mensch sich bildet froh und frei,
Schwere umlagert ihn nur das Reale —
Und die süße Täuschung ist vorbei.

Digitized by Google

Die letzten Töne der Guitarre waren nicht sobald verklungen, als die Thüre von Erchens Zimmer leise aufgethan ward und Leblanc, komplimentirend, wie ein Pariser Tanzmeister, eintrat. Das Mädchen warf dem Zudringlichen einen vorwurfsvollen Blick zu, da er ihr jetzt gerade ungelegener den je kam.

„Euer entzückender Gesang, Göttin meines Lebens!“ schmeichelte der Verliebte in französischer Sprache, „lockte mich unwiderstehlich in Euere beglückende Nähe. Mein Gott! warum mir diesen furchtbaren Blick? Wann wird einmal das Eis Eures Herzens schmelzen, mein Engel? und wann werd' ich den seligsten Moment meines Daseyns erleben, den Moment, wo mir die Sonne Euerer himmlischen Augen freundlich zu leuchten beginnt?“

„Verschont mein Ohr mit diesen Uebertreibungen, Monsieur!“ sprach Erchen, die des Französischen vollkommen mächtig war, in entschieden vorwurfsvollem Tone. „Thut mir den einzigen Gefallen, Monsieur, nie mehr solche Dinge in meiner Gegenwart zu reden. Und dann,“ fuhr sie fort, und ihr schönes Gesicht nahm plötzlich einen Ausdruck von Strenge und Entschlossenheit an, vor dem der Franzose fast zusammen schrack, „und dann ist es sehr unbelikat von Euch, Monsieur, daß Ihr mich hier in meiner stillen Einsamkeit stört. Ihr seyd ein weit gereister, lebenserfahrner Mann, dem man nicht mit Unrecht seine Sitten und Bildung zuschreibt — aber das hättet Ihr Euch nicht zu Schulden kommen lassen sollen, daß Ihr ein armes älternloses Mädchen so hart bedrängt. Wisset nun, Monsieur, daß ich für die Zukunft Euer Betragen nicht mehr dulden werde. Jetzt aber bitte ich, mich allein zu lassen.“

Ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel wäre wohl dem Monsieur nicht unerwarteter gekommen, als die letzten Worte Erchens. Unerhört! Ihn, einen Mann aus der Mitte der gebildetsten Nation der Welt, so schmählich zu behandeln — ihm geradezu die Thüre zu weisen — das schien ihm ein an der ganzen Civilisation verübter Frevel zu seyn. Und wer war die Person, welche dieses gewagt? Ja, wenn es eine geistreiche Französin, eine jener stolzen Damen vom Hofe Ludwigs XV. gewesen, o dann hätte er sich zufrieden geben können; aber von einer deutschen Blondine eine solche Behandlung zu erfahren — das war zu arg, unerträglich — zum ersten Male erwachte sein gallischer Stolz. Seine Liebe ging von Stund' an in Haß über. Rachegedanken stiegen gleich Dämonen in seinem Innern empor, und er verließ mit einer ziemlich ironischen Verbeugung das Zimmer, um der Frau von Schmieden das Betragen des Mädchens mitzutheilen.

„Wisset Ihr was, gnädige Frau!“ sagte Leblanc unter Anderem, „das übermüthige Ding muß ein wenig strenger überwacht werden. Ich glaub', sie hat einen heimlichen Galan und wandelt verbotene Wege. Fast jede Woche geht sie des Abends ein Mal aus, wie Euch wohl bekannt ist. Sie sagt zwar, sie besuche die Mamsell drüben — aber wer weiß, ob's wahr ist. Man muß ihr auspassen.“

„Nichts ist nothwendiger als das,“ versetzte die Gnädige. „Wenn ich etwas Verdächtiges herausbringe, stoß' ich sie aus meinem Hause, die nichtsnutzige Dirne. Hätt' mein Lebtag nicht gedacht, daß die Tochter eines solchen Vaters so schnippisch seyn könnte. Grämet Euch nur nicht um die Unwürdige, Monsieur; sie ist Eurer nicht werth.“

„Ich werd' sie nicht mehr ansehen,“ versicherte Leblanc.

Das arme Mädchen ahnete nicht, welchen Argwohn ihr seitheriger Anbeter in dem Herzen ihrer Beschützerin erweckt hatte. Sie gewahrte zwar eine Veränderung in dem Benehmen dieser Letzteren, da selbe nicht mehr so freundlich wie früher gegen sie war, und zuweilen allerlei sonderbare Aeußerungen fallen ließ; daß sie aber im Verdachte eines geheimen Liebesverhältnisses stand, das fiel ihr selbst nicht im Traume ein.

Immer mehr befreundete sich das gute Kind mit dem Gedanken, eines Tages mit ihrem Vater die Flucht zu ergreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Constitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Herr Henry Wikoff, ein Amerikaner, hat in der Form eines Briefes an Emil von Girardin einen Aufsatz in der „Presse“ veröffentlicht, der in kurzen Zügen eine sehr klare und anschauliche Analyse der Constitution der Vereinigten Staaten gibt. Es ist dieses ein zwar oft besprochener Gegenstand, doch sind darüber noch manche irrige Begriffe im Publikum verbreitet, und wir halten es daher nicht für ganz überflüssig, das Schreiben des Herrn Wikoff hiermit in einer deutschen Uebersetzung folgen zu lassen:

„Als die britischen Kolonien in Nordamerika sich unabhängig erklärten und es unternahmen, eine für sie passende Regierung zu gründen, ruhte die oberste Macht in den Händen eines Kongresses, der aus einer einzigen Kammer bestand.

Trotz den Gefahren jener Epoche, der Anarchie im Innern und der Invasion von Außen, herrschte bei dieser Organisation eine solche Uneinigkeit, daß die konföderirten Staaten ohne die außerordentlichen Geistesgaben des Generals Washington hätten unterliegen müssen.

Sobald der Krieg beendet und die Unabhängigkeit der siegreichen Staaten gesichert war, fühlten sie die gebieterische Nothwendigkeit, sich eine bessere Verfassung zu geben; die Artikel oder Grundlagen einer neuen Konföderation wurden aufgesetzt und angenommen. Die höchste gesetzgebende und vollziehende Macht blieb in den Händen einer einzigen Kammer, welche die drei Minister für die auswärtigen Angelegenheiten, den Krieg und die Finanzen zu ernennen hatte. Dieser zweite Regierungsversuch fiel nicht glücklicher aus, als der erste, denn nach einer kurzen Probezeit von sechs Jahren machte sich das Bedürfniß einer Veränderung dringender als je fühlbar. Zwei ernste Mängel hatten sich in der Verfassung herausgestellt.

Der erste Mangel war die Abwesenheit einer starken Exekutive. Das amerikanische Volk war so eifersüchtig auf den Besitz seiner Freiheit und mit solchem Mißtrauen gegen die Gewalt erfüllt, daß es dem Kongreß alle Autorität verweigerte.

Das zweite Gebrechen war noch viel bedeutender. Die so verschiedenen Funktionen der Gesetzgebung und der Verwaltung wurden von demselben Körper in einer einzigen Kammer ausgeübt. Es gibt keine gute Verwaltung ohne völlige Einheit der Macht, keine guten Gesetze, wenn die beiden Klassen, die in einem Lande existiren, die höhere und die niedere, mit einem Worte die Aristokratie *) und die Demokratie, sich nicht in deren Feststellung vereinigen.

Die konföderirten Staaten erkannten einstimmig, daß die Sachen in dieser Weise nicht fortgehen konnten. Das war die Meinung Washingtons und aller übrigen ausgezeichneten Männer; so lautete auch die Stimme des Volkes.

Ein aus den Delegirten der verschiedenen Staaten bestehender Konvent versammelte sich also, um einen dritten Versuch zur Bildung einer passenderen Regierung zu machen.

Die gegenwärtige Constitution ist das Resultat. Diesmal ward die höchste Gewalt getheilt; die vollziehende Macht

*) Unter Aristokratie ist hier nicht der Adel, sondern überhaupt die durch Geist, Ansehen und Einfluß hervorragende Klasse in der Gesellschaft gemeint.

Digitized by Google

wurde einem Einzigen anvertraut, während zwei Kammern, der Senat und das Repräsentantenhaus, mit der gesetzgebenden bekleidet wurden. Man nahm in der Centralregierung die Lokalverwaltungen der einzelnen Staaten zum Muster, welche ihrerseits auf die englische Constitution gegründet waren, wo die Autorität zwischen dem König, der Aristokratie und dem Volke (Kings, Lords, and Commons) getheilt ist.

Diese Constitution hat sich durch den vollständigsten Erfolg bewährt. Sie besteht jetzt seit sechzig Jahren, sie gewährt die größte Freiheit und verbürgt die vollkommenste Sicherheit.

Was ist nun die Ursache dieses Erfolges? Liegt sie in der Constitution oder in dem Volke von Amerika?

Ich werde beweisen, daß sie in der Constitution liegt. Die Amerikaner besitzen die Unvollkommenheiten, die allen Völkern eigen sind. Sie sind intelligent und patriotisch, gewiß — aber sie werden auch von denselben Leidenschaften fortgerissen und von denselben Interessen beherrscht.

Um die Vortrefflichkeit dieser Constitution zu würdigen, muß man einen Augenblick stehen bleiben und die Natur einer jeden Gesellschaft erwägen. Ein politisches System, das sich der menschlichen Natur entgegenstellt, kann nicht von Dauer seyn. Wie viele Trümmer von Institutionen bedecken die Heerstraßen der Geschichte!

Jede Gesellschaft schließt drei Prinzipien in sich: das monarchische, aristokratische und demokratische. Diese Prinzipien stellen die Elemente dar, aus denen die menschliche Gesellschaft überhaupt zusammengesetzt ist.

Es gibt allenthalben, in jedem Lande, einen Mann, der durch seine Intelligenz und seine Willenskraft das nothwendige Haupt des Landes ist. Er ist der natürliche Monarch. Ihn von seinem Antheil an der Macht ausschließen, heißt ihn gegen die Macht bewaffnen.

Es gibt auch in jedem Lande eine ausgewählte Klasse, aus allen Notabilitäten, denen ihre Ueberlegenheit den ersten Rang anweist. Dies ist die natürliche Aristokratie. Sie von der Betheiligung an der Macht auszuschließen, ist eine augenscheinliche Unmöglichkeit.

Man hat endlich die Massen. Sie von jeder Theilnahme an der Regierung auszuschließen, ist ein Irrthum; es ist eine Ungerechtigkeit, für die sich die Massen durch den Umsturz der Constitution rächen, in denen man sie übergangen hat.

Eine Verfassung also, welche diese drei Elemente aufnimmt und die höchste Gewalt zwischen Monarchie, Aristokratie und Demokratie vertheilt, vereinigt in sich die Bedingungen einer langen Dauer.

Die Idee dieser gemischten Regierung ward bereits von den Gesetzgebern des Alterthumes angeregt. In der Verfassung von Sparta wollte Lykurg die drei Gewalten vereinbaren, aber er wußte nicht oder war außer Stande, das Gleichgewicht derselben zu erhalten. Die vollziehende Macht war in den Händen zweier Könige: es fehlte mithin die Einheit, ein Hauptgebrechen.

Romulus, der Erbauer Roms, war von derselben Idee geleitet, als er die höchste Gewalt zwischen König, Patrizier und Plebejer vertheilte, wodurch die Einheit der Exekutive gewahrt wurde. Indessen gelang es Romulus eben so wenig, wie dem spartanischen Gesetzgeber, die drei von Natur feindseligen Prinzipien in Uebereinstimmung zu bringen. Diese Prinzipien können nicht vereinzelt bestehen, allein die Staatskunst der Alten vermochte kein Mittel zu entdecken, sie harmonisch zu verbinden.

Die Lösung dieses Geheimnisses war den Gründern der Verfassung der Vereinigten Staaten vorbehalten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 29. Dec.) In unserer Stadt befindet sich augenblicklich eine der ersten medizinischen Notabilitäten Englands, der Doktor Sutherland aus London, um Kenntniß von den Einrichtungen zu nehmen, welche hier für Anlage und Ausschmückung der Kirchhöfe, Leichenkammern ꝛc. getroffen sind. Diese Sendung hat folgenden Grund: Die Londoner parlamentarische Commission für die Verbesserung des Gesundheitszustandes des Landes und insbesondere der Städte unter dem Vorsitze Lord Ashleys hat unlängst beschlossen, kraft ihrer Vollmacht den Grundsatz aufzustellen, daß keine Begräbnisse mehr innerhalb der Stadt stattfinden sollen, sobald die nothwendigen Anlagen für das Begräbniß außerhalb derselben ins Werk gesetzt seyn werden. Sie hat demzufolge jetzt die Einleitungen zu treffen, um den von ihr dem Parlamente im nächsten Frühjahr vorzulegenden Plan großer Nekropolen namentlich für London auf eine des Gegenstandes und der Nation würdige Weise vorzubereiten. Zu diesem Behufe hat sie beschlossen, ihren dirigirenden Arzt, den gedachten Dr. Sutherland mit einigen Architekten nach Deutschland und insbesondere nach Preußen zu senden, um sich in vorerwähnter Weise von hiesigen Einrichtungen zu unterrichten. Dr. Sutherland hat ein Empfehlungsschreiben des diesseitigen Gesandten in London, Herrn Bunsen, an das Ministerium des Innern überbracht, welches interessante Aufschlüsse über die Projekte der dortigen Gesundheits-Commission enthält. Es sollen darnach in einer Entfernung von etwa 2 deutschen Meilen von der Stadt nach den verschiedenen Weltgegenden große Strecken Landes, wo möglich wüste, angekauft werden, welche an einer der großen Eisenbahnen, oder — in London — am Wasser, oder auch auf einer Insel gelegen wären. Dahin würden dann täglich eigene Leichenzüge oder bezüglich Leichenkähne abgehen, um die Leichen mit höchstem Anstande und zugleich mit großer Kostenersparniß an den Ort ihrer Bestimmung zu geleiten. In dem Innern solcher Kirchhöfe selbst würden Häuser für die Leichenschau angelegt werden, um voreiliges Begraben zu verhindern und zugleich eine Anlage von Kapellen für die verschiedenen Religionsgesellschaften erfolgen, so daß die Feierlichkeit jedesmal — wo es nicht ausdrücklich anders verfügt würde — für 25 Leichen vorgenommen werden könnte. Selbst für die Aermsten würde in dieser Weise Alles mit der höchsten Würde eingerichtet und dabei gegen Dreiviertel der Kosten erspart werden. Auf Veranlassung des Ministeriums hat die städtische Behörde einen eigenen Beamten ernannt und demselben den Auftrag gegeben, dem Dr. Sutherland bei seinen hiesigen Besichtigungen in jeder Weise zur Hand zu seyn.

(Eisleben.) Am 29. November hat der Amtmann Blumenau in Klein-Oehrner einen bei uns seltenen Adler (Falco fulvus) geschossen. Derselbe maß sechs Fuß acht Zoll.

In Bückeburg wollte man den Geburtstag des Fürsten (20. Dec.) feiern, unter andern durch Kanonenschüsse. Dabei benahmen sich die Kanoniere so ungeschickt, daß, einem Privatschreiben zufolge, drei Personen tödtlich verwundet und einem beide Arme zerschmettert wurden.

Frankfurter Theater.

Wenn man das Repertoir unserer Bühne überblickt und mit andern vergleicht, so wird man nicht umhin können, die Thätigkeit und den rühmlichen Eifer der Direktion nach Verdienst anzuerkennen. Oper und Schauspiel bieten nicht nur viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung,

Digitized by Google

sondern berücksichtigen auch eben so sehr die Aleren und gediegenen Werke, wie sie Novitäten aller Art uns möglichst oft vorführen. So wird den verschiedenartigen Anforderungen des Publikums Genüge geleistet und nicht nur dem nun einmal verstehenden Bedürfniß des Tagsgeschmackes, sondern auch den höhern und edleren Tendenzen der Kunst gehuldigt. Unter den obwaltenden Verhältnissen wäre es unmöglich, nur ausschließlich klassische Werke oder entschieden gehaltvolle Novitäten zur Aufführung gelangen zu lassen; eine besonnene und wenigstens so viel als möglich nach dem Bessern strebende Vermittelung bleibt vorläufig das Ziel und auf diesem Wege schreitet unsere Direktion eifrig fort. — Ueber die günstige Aufnahme der neuen Oper von Schindelmeisser: „Der Rächer", haben wir bereits berichtet und nach wiederholter Anhörung derselben glauben wir ein unparteiisches Urtheil über dieses Tonwerk in den nachstehenden Andeutungen abgeben zu können. Hr. Schindelmeisser besitzt ein anerkennungswerthes musikalisches Talent, welches aber nicht immer selbstständig-productiv, sondern öfters nur reproductio, nicht immer componirend, sondern öfters auch nur combinirend ist; er besitzt eine lebendige Phantasie, die Eigenes und Fremdes sehr geschickt mit einander zu verbindrn und zu schönen Effekten zu verschmelzen versteht. In allen Nummern der Oper bekundet Hr. S. ein savoir faire, welches eben so sehr von der Gründlichkeit seiner theoretischen Einsicht, wie ganz besonders von seiner Kenntniß der Instrumentirung zeugt. Eine mehr als gewöhnliche Gewandtheit in den musikalischen Formen macht sich überall vortheilhaft geltend, und der Charakter, wie die Intentionen des Tonwerks beweisen ein, nach den höheren Zielpunkten der Kunst gerichtetes, höchst ehrenwerthes Streben, welches seinen Ruhm darin sucht, einem geläuterten Geschmacke zu huldigen und den dramatischen Elementen Rechnung zu tragen. Den Styl der Oper anbelangend, so glauben wir hier die erforderliche Einheit und Consequenz zu vermissen, indem in den ersten Akten mehr nach der deutschen Schule eines Weber, Marschner und Spohr gearbeitet ist, und in dem letzten Akte mehr die italienische eines Donizetti mit Benutzung Auber'scher Geigenbehandlung vorherrscht. Dem Helden Eid hätten wir im Ganzen eine etwas kräftigere dramatische Haltung gewünscht, und wenn Ximene am Schluß, à la Somnambula, noch eine heitere Bravourn singt, eine Konzertpiece, so scheint uns dies für eine Opera seria ein unpassender Schluß. Im Allgemeinen kennt Hr. Schindelmeisser seinen Stoff und versteht ihn zu beherrschen; seine musikalische Durchführung ist belebt, fließend und das Publikum anregend, namentlich gilt dies von den Ensembles. Wie schon erwähnt, ist der Erfolg des genannten Tonwerks ein günstiger gewesen, und was viel zum Beifall beigetragen hat, war die gute Besetzung und sorgfältige Ausführung von Seiten der Sänger, des Chors und des Orchesters. Bei der ersten und zweiten Aufführung (der dritten wohnte Referent nicht bei) wurden die meisten Nummern lebhaft applaudirt und Sänger wie Chor wiederholt gerufen. Es steht demnach zu erwarten, daß „der Rächer" auf unserem Repertoir verbleiben und auch auf andere Bühnen seinrn Weg finden wird. W.

Korrespondenz.

Darmstadt, im Dec.

Die in diesen Tagen erfolgte Einschärfung des Reglements in Betreff der Dienstuniformen der Civilstandsdiener, — einer aus der Blüthezeit des Ministeriums du Thil herrührenden und mit Recht als längst verschollen geglaubten Verordnung — hat bei allen gutgesinnten, nämlich bei allen denjenigen Staatsangehörigen und Staatsdienern, die, in richtiger Würdigung unserer öffentlichen Zustände und im wohlverstandenen eigenen Interesse, wie in dem der Gesammtheit, den thörichten und zwecklosen Bestrebungen der demokratischen Partei so abgeneigt sind, als sie im gemäßigten und vernünftigen Fortschritt das einzige Mittel zur Besserung unserer trostlosen Verhältnisse erblicken, den übelsten Eindruck hervorgebracht. Der Stand der Staatsdiener bildet in unserer Zeit keine besondere Kaste mehr, die, den dynastischen Zwecken der Fürsten dienend, nur diese zu fördern sucht und dem Volke feindlich gegenüber steht. Die Staatsdiener gehen aus drm Volke hervor, um nach überstandenen Vorbereitungsjahren und nachdem sie für ihre Ausbildung vielfache Opfer gebracht haben, in Folge eines mit der höchsten Staatsgewalt abgeschlossenen Dienstvertrags dem Staate ihre Kräfte zu widmen und dafür eine ihre Leistungen entsprechende Belohnung zu empfangen. Das Volk und der Staat bezahlt die öffentlichen Dienrr vom ersten bis zum letzten, und zu diesen gehört auch der Fürst, wenn anders Friedrich der Einzige Recht hatte, indem er vom Thron herab den Fürsten für den obersten Diener des Staats erklärte. Die Einführung einer besonderen Dienstkleidung bei den Civilstaatsdienern hatte nur den Zweck, sie zu willenlosen Werkzeugen dynastischer Interessen herabzuwürdigen, ihnen den Stempel der Abhängigkeit von fürstlicher Willkür gleich den Hofdienern aufzudrücken und sie gegen ihren Willen in den Augen des Volks zu Mitgliedern einer unverbesserlichen Partei zu machen, die in ihrer Verblendung kein Mittel unbenutzt läßt, ihre selbstsüchtigen Absichten zu fördern und durch üble Rathschläge einen edlen Fürsten zu mißleiten sucht, aber das Schwert des Damokles nicht sieht, das über ihrem Haupte schwebt! — Der wackere, wegen seiner Menschenfreundlichkeit geschätzte Einzelrichter oder sonstige Lokalbeamte bedarf so wenig wie die in andern Kathegorien verwendeten Diener einer Uniform, um sich des für die öffentliche Wirksamkeit erforderlichen Ansehens und Vertrauens zu erfreuen. Wozu also eine Uniform, die das Ansehen und die Wirksamkeit des Staatsdienststandes nicht erhöht und somit ohne Zweck ist? — Die öffentliche Meinung hatte sich bereits gegen die auch wegen ihrer Kostbarkeit für den größten Theil der Diener höchst lästige und nachtheilige Einführung der Dienstkleidung und noch mehr gegen das Zeitgemäße derselben ausgesprochen, da man schon seit Jahren nirgends mehr einen Staatsdiener sich der Uniform bedienen sah und auch Diejenigen, welche sie vielleicht aus Eitelkeit gern getragen haben würden, sich aus wohlbegründeter Achtung für die öffentliche Meinung jener Auszeichnung enthalten und ihre glänzenden Uniformen lieber im Schranke haben hängen lassen, als sich dadurch in den Augen ihrer Mitbürger auszuzeichnen, wo nicht gar zu verdächtigen oder verhaßt zu machen. — Einem Jaup, dem Veteranen freisinniger Ideen vor und nach der Märzrevolution, konnten diese sich von selbst aufdringenden und durch die öffentliche Meinung gebilligten Wahrheiten sicherlich nicht entgehen. Demungeachtet ist unter seinem Ministerium, Dank den Einflüsterungen einer unverbesserlichen Camarilla, deren Einfluß auch er unterliegen mußte, die Einschärfung besagten Reglements erfolgt, als Beleg dafür, daß man die Zopfzeiten durch jedes mögliche Mittel wieder aufzufrischen sucht. Statt einem Fürsten, der das Gute will, das Unangemessene und Nachtheilige eines solchen Schrittes vorzustellen und davon abzumahnen, hat sich Hr. Jaup, hoffentlich nur mit Widerstreben und in der Meinung, daß man in geringfügigen Dingen nachgeben könne, dazu verstanden, dieser nur für gewisse Personen wichtigen Angelegenheit seine edle Zeit zu widmen. Unbedeutend für das öffentliche Lebrn ist aber dieselbe auch in den Augen Derer nicht, die mit Hrn. Jaup den Fortschritt wollen, in der belobten Einschärfung einer zwecklosen und nicht in die Zeit passenden Verordnung aber keinen Fortschritt zu erkennen vermögen. Gott gebe, die Vermuthung, daß sich Hr. Jaup zu jener übrigens nicht durch das Regierungsblatt, sondern gleichsam hinter den Coulissen durch Sendschreiben an die Chefs der Collegien bewirkten Einschärfung jener wahrscheinlich auch in Zukunft wenig beachtet werdenden Verordnung nicht aus Ueberzeugung, sondern nur aus Liebe zum Frieden verstanden habe, möchte eben so richtig stehen, als man von Hrn. Jaup überzeugt seyn kann, er werde bei der nahe bevorstehenden Erörterung der die Wohlfahrt des Landes bedingenden Lebensfragen mit unerschütterlichem Muthe, altgerühmter Freimüthigkeit und ohne Menschenfurcht mit allrn zu Gebote stehenden Mitteln kämpfen. Würden nur halbe Maßregeln beabsichtigt und wären lediglich an die Stelle der Tory's die Whigg's getreten, so würde eben weder für die Freiheit, noch für das materielle Wohl des Landes aus dem Tausch des jetzigen Ministeriums mit dem du Thil'schen ein großer Gewinn entstanden seyn. Denn es ist leider nur zu gut bekannt, daß sich durch die Märzrevolution und die damit in Verbindung stehenden sogenannten Errungenschaften die Lage des Landes im Wesentlichen nicht gebessert, vielmehr verschlimmert hat, daß die Lasten des Volks nicht erleichtert, sondern vermehrt worden sind und daß der Augiasstall bei der Staatsverwaltung und in so vielfachen andern Beziehungen noch nicht gereinigt ist. Möchte Hr Jaup der Herkules werden, der diese seiner würdige Großthat vollbringt!

Theater-Anzeige.

Montag, 7. Jan., Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abth. von Friedrich Schiller.

Dienstag, 8. Jan. Martha, oder: Der Markt zu Richmond Oper in vier Abtheil. von Friedrich, Musik von Flotow.

Druck und Verlag von Oriller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 7. Dienstag, den 8. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von S. Kaut.)

(Fortsetzung.)

5.

Erquickt und neu belebt erschien der Jäger Hermann Brand am andern Morgen beim Frühstück. Der Oberförster saß in seinem Armstuhl und blies ganze Wolken Tabaksdampfes um sich her; er schaute finster und nachdenkend darein, und erwiederte kaum den Gruß seines Gastes, und auch die harmlose Mamsell Nievergall sah ungewöhnlich besorgt aus. „Denk' Er an, Brand!" begann der Oberförster, „mein Bursche, der Franz, ist immer noch nicht da. Dem ist gewiß ein Unglück begegnet — sollt' mir leid thun — ist stets ein tüchtiger Jäger gewesen, nur etwas zu hitzig und verwegen, wie das bei jungen Leuten der Fall ist — war auch einmal so. Potz Sapperment! alle Jäger hätten den Wilddieben so auf das Leder gehen sollen, wie der Franz, dann würde es jetzt ein wenig anders seyn. Greif Er zu, Brand! und kehr' Er sich nicht an mich — mir ist aller Appetit hin."

Der Jüngling entsprach dieser Aufforderung. Unterdessen ging der Oberförster hastig auf und ab, immer vor sich hin murmelnd. Als er endlich stehen blieb, sagte er: „Brand! hör' Er mich einen Augenblick an! Ist meinem Burschen was Menschliches begegnet, so bleibt Er bei mir."

Brand betheuerte, daß es ihn schmerzen werde, wenn Franz unglücklich gewesen, so sehnlich er auch eine Stelle wünsche, und Therese rechnete ihm diese Versicherung hoch an und erklärte ihn in ihrem Herzen für einen „gefühlvollen Menschen."

„Gott sey Dir gnädig, mein armer Junge!" rief plötzlich Nievergall aus, der eine Zeit lang schweigend durch's Fenster gesehen hatte. „Da bringen sie eben Franzens Hut und seine zerbrochene Flinte. Der Wildhüter Hummel aus Rauheim ist dabei und unser Knecht."

Der Oberförster, Therese und Hermann eilten den Ankommenden bis zur Hausthüre entgegen.

„Unglück hat's gegeben, Herr Oberförster!" sprach der Wildhüter. „Sehet diesen Hut, wie der blutig ist, und das zerschlagene Gewehr."

„Kommt herein! erzählt! wo ist Franz?" schrie der Oberförster.

Der Wildhüter trat, von zwei Bauern begleitet, in das Forsthaus. Hier begann er: „Ja, Herr Oberförster! daß sich Gott erbarme! wo der Franz ist, weiß Niemand. Ich stand im Begriffe in den Wald zu gehen, da liefen mir diese beiden ehrlichen Leute," auf die Bauern deutend, „nach und riefen aus Leibeskräften, ich möge zurückkommen, sie hätten was Schauderhaftes entdeckt. Ich that ihnen den Willen, und da führten sie mich an das große Weidengebüsch, das sich am Main befindet, und was ich da sah, war schrecklich — eine große Blutlache, das zerbrochene Gewehr und Franzens Hut, und Blutspuren bis an den Main."

„Das haben die verdammten Hunde, die Wilderer, gethan," sagte der Oberförster mit schrecklicher Stimme; „aber 's ist noch nicht aller Tage Abend. Lasset sehen, ob das Gewehr noch geladen ist! Ja, da haben wir's," fuhr er nach bewerkstelligter Untersuchung fort; „beide Läufe sind noch nicht losgeschossen. Nun ist's richtig, die Lotterbuben haben ihn meuchlings überfallen, grausam ermordet und den Körper, vielleicht mit einem Steine am Halse, in den Fluß geworfen .... Schweig', Therese, weine nicht, sonst wird mir auch 's Herz schwer," — und ein paar dicke Thränen rollten über die braunen, gefurchten Wangen des alten, abgehärteten Waidmannes.

Während nun der Wildhüter Allerlei zum Lobe des unglücklichen Jägerburschen vorbrachte, zog der Oberförster seinen Rock an, nahm ein Doppelrohr zur Hand und gab den Vorsatz zu erkennen, daß er selbst Ort und Stelle, wo die Mordthat begangen worden, beaugenscheinigen wolle. Zuvor aber führte er Hermann Brand an den Gewehrschrank und redete also zu ihm: „Ich geh' jetzt auf einige Stunden fort, Brand! Indeß ich weg bin, wähl' Er sich aus dieser Sammlung ein Gewehr — 's sind gute Stücke darunter — und setz' Er es in brauchbaren Stand. Treff' Er aber nur eine ordentliche Wahl; denn Er soll in Zukunft die Flinte, welche Er sich ausersieht, führen!"

Die Männer gingen. Bald hatte Hermann eine vorzügliche Schußwaffe gefunden und zurecht gemacht. Therese unterhielt sich hierauf sehr viel mit dem „gefühlvollen Menschen"; sie schilderte ihm den Charakter des Jägerburschen Franz und sagte Vieles zum Vortheil des dem Leben gewaltsam Entrückten; von den Todten solle man nur Gutes reden, meinte sie. Da Brand sie gerne von dem traurigen Gegenstande ablenken wollte, und er aus der erlauschten Unterredung des Jagd-Kasseninspektors mit Evchen wußte, in welch' freudlichem Verhältnisse sie zu diesen Beiden stand, so fragte er, um wenigstens einen Anfang zu haben, ob sie auch den Köhler, der nicht weit vom Jagdhause wohne, kenne?

Therese schaute mit großer Ueberraschung dem Jüngling in's Gesicht.

„Woher wißt Ihr etwas von diesem Manne?" forschte sie gespannt.

Hermann erzählte sein Abenteuer vom vorigen Tage.

„Barmherziger Himmel!" rief Therese aus, „Ihr werdet doch nichts weiter sagen, junger Mann! Bei Allem, was Euch heilig ist, haltet reinen Mund!"

„Beruhigt Euch, Mamsell!" versetzte Hermann. „Wenn ich, wie bemerkt, nicht aus dem Gespräche entnommen hätte, daß Ihr in das Geheimniß eingeweiht seyd, so würde ich nie eine Sylbe gegen Euch geäußert haben. Den Verräther an einem

Digitized by Google

unschuldig verfolgten Manne zu spielen, der außerdem eine solche Tochter hat, — das kann doch wohl nur ein Teufel in Menschengestalt, aber ich nicht."

„Ja!" meinte Therese, „wenn noch Engel sichtbar unter uns Sterblichen wandeln, so ist Evchen gewiß einer. Ihr Beide müßt Euch einander kennen lernen. Ich werd' dem Mädchen hinüber sagen lassen, daß sie mich bald ein mal besuchen möge, und wenn sie da ist, will ich ihr erzählen, welchen Freund sie sich ohne Wissen in Euch erworben hat."

Die Rückkehr des Oberförsters machte der Unterhaltung über diesen Gegenstand ein Ende. Er hatte Alles gefunden, wie es der Wildhüter berichtet. Die Leiche des armen Franz war ohne Zweifel in den Main versenkt worden; denn die Blutspuren gingen bis an das Ufer dieses Flusses. Auch war man um so geneigter, die Richtigkeit dieser Annahme gelten zu lassen, als nie mehr etwas von dem Gemordeten zum Vorschein kam.

(Fortsetzung folgt.)

Die Constitution der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Man sieht, daß die Idee, die drei Elemente der Gesellschaft zu verschmelzen, keineswegs neu ist. Die großen Denker der alten Welt, Dionysius, Polybius, Cicero, haben eine solche Regierungsform für die beste erklärt. In neuerer Zeit hat Montesquieu in Frankreich, Brougham in England sich derselben Meinung angeschlossen. Die einzige Schwierigkeit bestand in der Nothwendigkeit, eine Organisation aufzufinden, welche den Antagonismus dieser drei Prinzipien ausgliche und den Umsturz der Regierung verhinderte. Diese Schwierigkeit mußte sehr ernster Natur seyn, da es so viele Jahrhunderte erforderte, um sie zu überwinden.

Welches war nun das einfachste Mittel, diesen Kampf zwischen den Staatsgewalten zu beendigen? Bestand es darin, die eine schwächer und die andere stärker zu machen? Mit nichten: denn hierin lag der Irrthum der Alten. Man mußte im Gegentheil eine völlige Gleichheit zwischen ihnen zu erhalten suchen. Dieses war auch die Absicht der amerikanischen Gesetzgeber. Wie ist es ihnen gelungen? Es gelang ihnen durch ein System, vermittelst dessen die verschiedenen Staatsgewalten sich gegenseitig in immerwährendem Schach halten. Indem sie einer völligen Freiheit in den ihnen zustehenden Funktionen genießen, werden sie zugleich vor den Uebergriffen bewahrt, welche die Unabhängigkeit irgend einer von ihnen gefährden und das Prinzip des Gleichgewichtes vernichten würden.

Die vollziehende Gewalt oder das monarchische Prinzip der amerikanischen Constitution ist einer Person, die den Namen Präsident führt, anvertraut. Der erste starke Zügel (chek), der ihm angelegt worden, besteht in der Dauer seines Mandats, die auf vier Jahre beschränkt ist. Er kann nichts ohne die Zustimmung der anderen Gewalten thun. Er kann weder Krieg erklären, noch Frieden schließen. Seine Amtsernennungen sind ungültig, wenn sie nicht vom Senat bestätigt worden. Allein die Exekutive zur Sklavin der anderen Gewalten machen, hieße, das Gleichgewicht der Constitution verrücken, daher ist die Unabhängigkeit der Exekutive durch ihr Veto verbürgt. Diese gefährliche Waffe ist ihrerseits begränzt; nach zweimaligem Gebrauch verliert sie ihre Kraft. Die vollziehende Gewalt hat ferner das Recht, die Minister nach Gefallen zu ernennen oder zu entlassen; kein Hinderniß stellt sich ihr darin entgegen. Ohne mehr auf Einzelheiten einzugehen, sieht man, daß in der amerikanischen Constitution das monarchische Prinzip eine wichtige Eigenschaft besitzt, die Einheit, ohne die jede Verfassung den Todeskeim in sich trägt.

Die aristokratische Gewalt ist in der ersten Kammer, dem Senat, vertreten, welcher Körper aus den hervorragendsten Männern des Landes zusammengesetzt ist. Die Zahl der Senatoren ist auf zwei für jeden Staat der Union beschränkt, ohne Unterschied, ob die Staaten klein oder groß seyn mögen; auf diese Art sind die einzelnen Staaten, trotz aller Verschiedenheit in der Bevölkerung oder dem Reichthum, in ihren politischen Rechten gleichgestellt. Diese zweite Staatsgewalt hat stets durch ihre Intelligenz vorzüglichen Einfluß ausgeübt; indessen hat die amerikanische Constitution, so viel Ehre sie ihr auch erwies, zu ihren Gunsten keine Ausnahme in ihrem System der Cheks gemacht. Einmal ist das Mandat ihrer Mitglieder nur auf sechs Jahre, anstatt auf Lebenszeit, festgesetzt. Sie theilt alle legislativen Funktionen mit der zweiten Kammer und alle vollziehenden mit dem Präsidenten der Republik, der die Exekutive vorstellt. Aber obgleich der Senat nichts für sich allein unternehmen kann, spielt doch dieser wichtige Regierungszweig keineswegs eine untergeordnete Rolle; seine Unabhängigkeit ist vollkommen, da er, unter seiner Verantwortlichkeit, die Zustimmung zu den Beschlüssen der anderen Gewalten versagen kann. Die großen Vortheile dieses Prinzipes, welches den konservativen Geist vertritt, haben sich durch glänzende, dem Lande geleistete Dienste bewährt.

Das demokratische Element herrscht in der zweiten Kammer oder in dem Hause der Repräsentanten vor. Die Macht desselben ist ebenfalls mit der größten Sorgfalt geregelt. An den vollziehenden Funktionen hat es keinen Antheil, und die legislativen übt es in Gemeinschaft mit dem Senat aus. Seine Unabhängigkeit ist indeß gesichert, da ihm allein das Recht zukömmt, über finanzielle Maßregeln zu beschließen. Das Repräsentantenhaus hat auch das Recht, den Präsidenten anzuklagen; aber es ist dem Senat vorbehalten, ihn zu richten.

Die weisen Begründer unserer Constitution haben die Gefahren vorausgesehen, die dem demokratischen Prinzip drohen, wenn es den Kampf mit dem monarchischen und dem aristokratischen Prinzip allein bestehen muß. Ueberzeugt, daß diese beiden Gewalten es jederzeit zu beherrschen oder zu bestechen suchen werden, bestimmten sie die Dauer des Mandats der Volksrepräsentanten auf zwei Jahre, als einen Termin, der kurz genug sey, um sie gegen alle Verführungen zu schützen. Das demokratische Prinzip besitzt eine unendliche Kraft; es ist der Geist des Fortschrittes. Um aber einen wohlthätigen Einfluß auf die Regierung auszuüben, muß der Geist des Fortschrittes jederzeit mit dem Geiste der Erhaltung, als Essenz des aristokratischen Prinzipes, verbunden seyn, und die beiden können wieder der Einheit des monarchischen Prinzipes nicht entbehren.

Den Alten gelang es, wie erwähnt, nicht, diese drei Prinzipien zu vereinigen? Warum nicht? Man darf weder das monarchische, noch das aristokratische, noch das demokratische Prinzip deshalb anklagen. Jedes derselben gehorcht nur den unabänderlichen Gesetzen der menschlichen Natur und bemächtigt sich, sobald es kann, der souveränen Gewalt.

Solche Uebergriffe zu verhindern, war das Ziel, welches die amerikanischen Gesetzgeber zu erreichen suchten. Zweimal ist es ihnen mißlungen, das drittemal endlich glückte es ihnen, und die Constitution, von der ich eine unvollkommene Skizze entworfen habe, war das Ergebniß dieses dritten Versuchs.

Diese Musterregierung ist überall in den Vereinigten Staaten nachgeahmt worden. Jede Stadt hat ihren Mayor und ihre zwei Gemeinderäthe, einen oberen und einen niederen. Jeder Staat hat seinen Gouverneur und seine zwei Kammern, den Senat und das Repräsentantenhaus. Die drei Prinzipien der Monarchie, Aristokratie und Demokratie finden in dem kleinsten Städtchen wie im Gesammtstaate ihren Ausdruck, denn es ist die

Digitized by Google

Lebensbedingung einer geordneten und ruhigen Regierung, einem jeden dieser Grundprinzipien ein gesetzmäßiges Organ zu verleihen. Wenn wir einen Vergleich anstellen wollten, so könnten wir sagen, daß die gemischte Regierungsform dem Mechanismus einer Uhr ähnlich sey. Die Haupttriebfeder ist der demokratische Geist, der Geist des Fortschrittes, welcher rastlos vorwärts strebt, während die Gewichte die Funktionen des erhaltenden Geistes erfüllen. Die vollziehende Gewalt ist der Regulator, der der ganzen Bewegung Einheit verleiht.

So lange man das Gleichgewicht, welches unsere Gesetzgeber mit so viel Glück zu Stande gebracht haben, gewissenhaft aufrecht erhält, wird die Constitution der Vereinigten Staaten unerschüttert dastehen."

Nicolaus Lenau.

Lange Jahre hindurch verbarg das Jürgen'sche Irrenhaus der Residenzstadt Oesterreichs einen schwermüthigen Sänger in seiner traurigen Zelle, geheim und lautlos den Blicken der Welt, die auch ihm verschlossen, ihn einst nicht allein den größten Genius des Kaiserreichs, sondern auch einen wahren Dichterfürsten des Jahrhunderts genannt hatte.

Welch' deutsches Auge blieb thränenleer, wenn man des herrlichen Lenau gedachte, des Lenau, den ein furchtbares Verhängniß jenen entzückenden, mit Bewunderung erfüllenden Geist mit dem täglich sich wiederholenden Einerlei eines Wahnsinnigen zu vertauschen gezwungen hatte. Endlich ist der einzige, furchtbare Wunsch, den sein Geschick noch übrig zu lassen vermochte, in Erfüllung gegangen — sein Tod; nachdem schon längst mit dem letzten verklungenen Liede sein edles Dichterherz gebrochen war.

Kalt und stumm hatte der erhabenste, der unermüdlichste Freiheitssänger des an solchen so armen Alt-Oesterreichs, die Kunde vom Gelingen seiner heißersehnten Hoffnungen entgegengenommen, denen stets seine besten Lieder gegolten, voll von Trauer über die Schmach des Jahrhunderts, während er selbst aller Härte österreichischer Censur und Polizeiwillkür des Metternich'schen Systems muthig zu trotzen vermochte. — Der Tag brach an, doch nicht für ihn; die aufgehende Sonne der Freiheit fand ihn tief von Nacht umhüllt. — Seine Freunde eilten freudetrunken herbei, mit Zuversicht von den frohesten aller Botschaften einen Lichtstrahl, eine plötzliche Aenderung seines Zustandes gewärtigend. Umsonst! Die Worte: Lenau! Constitution, — Preßfreiheit, — Metternich davon! Lenau, Lenau! ermanne dich! ertönten zum ersten Male in jenen Hallen des Grauens. Lenau hörte es und — lachte. Von Schauder ergriffen und erschüttert durch die gewisse Ueberzeugung: von diesem Augenblicke an den unglücklichen Freund für immer aufgeben zu müssen, entfernte sich Alles schweigend. Wie oft hatte in helleren Momenten Lenau die Gegenwart seines Grün begehrt, jenes Anastasius Grün, der, ein letzter Ritter, so oft mit ihm im Bunde kämpfend, den Sieg des Geistes über dessen Knechtschaft zu erringen trachtete. Den endlich eintretenden Freund erkannte er nicht. Er wurde ihm zugeführt und entfernte sich, wie er gekommen, ohne Händedruck, ohne Freundesgruß, begleitet von der alleinigen Bitte Lenau's, doch seinen Grün ihm zuzusenden!

So war die Freiheit plötzlich erschienen, und schneller noch entschwunden. Lenau, ihren begeisterten Sänger und unermüdlichen Vorkämpfer fand sie nicht. Einsam und zerrüttet hörte er weder ihre Schwerter an seiner Pforte klirren, noch den Kanonendonner in seine Klause dringen, der über ihr Grab so bald schon rollen sollte, ob auch vor seinem Fenster die Batterien aufgefahren, oder über seinem Dache die Raketen in unaufhörlichem Wiederkehren eingeschlagen waren. Er saß und sann und überlebte der Freiheit Tod nicht lange.

Ein verhängnißvolles Ungefähr führte in der letzten Zeit seines Elends einen Mann in die Nähe des unglücklichen Lenau, der in einer und derselben Idee ihm einst nahe stehend, so bald schon, nachdem auch sein Geist entflohen, in einer benachbarten Zelle des irren Dichters als eines der entsetzlichsten Opfer österreichischer Politik dahin welkte. Es ist dies der ehemalige ungarische Minister Graf Szechenyi. Stets hatte auch ihm für seines Vaterlandes Unabhängigkeit und für der Völker Befreiung ein warmes Herz geschlagen.

Vom Kaiser nach den Stürmen des Jahres 1848 in's ungarische Cabinet berufen, machte er bald seinen Patriotismus durch unermüdliche Thaten geltend, deren hervorragendste beim Ausbruch der späteren Wirren sein bekanntes Streben gewesen, eine Pacificirung mit der österreichischen Regierung herbeizuführen; im Geiste vorhersehend, wie ein Widerstand Ungarns gegen die Habsburg-Lothringische Dynastie auf die Dauer unmöglich, ja nur zur vollständigen Unterjochung seines schwergeprüften Vaterlandes gereichen könne. Vergebens. — Jellachich rückte gegen Stuhlweißenburg, als die nach Pesth gelangte Nachricht hiervon auch schon das ungarische Ministerium mit Entsetzen einen Wahnsinnigen in seiner Mitte erblicken ließ.

(Schluß folgt.)

Der Christbaum des Husarenkindes.*)

Auf weiter Pusta steht ein Haus,
Da geht der Sturmwind ein und aus;
Da sitzt im Zimmer freudenlos,
Ein Weib, das Kindlein auf dem Schooß.

Und vor dem Kinde steht ein Baum
Just in der Mitt' des Zimmersraum
Ein Weihnachtsbaum wohl aufgeschmückt,
Wie selten ihn das Aug' erblickt....

Da hing des todten Vaters Schwert
Wo er den Feind damit gewehrt,
Daneben der Pistolen zwei,
Das Doppelpaar, was ihm so treu;

Und auf der Pyramide Spitz'
Da war des Czako's hoher Sitz,
Und um den Baum, gleich wie ein Ring,
Der alte blut'ge Mantel hing. —

Da trieb der Schnee, da pfiff der Wind,
Die Mutter seufzt, es weint das Kind,
Es heult der Wolf, es brauf't der Sturm,
Da schlug es „zwölf" vom nächsten Thurm.

Und mit der Glocke letztem Schlag,
Ward's hell und heller, wie bei Tag,
Und nächst dem Waffenbaume stand
Der Todte mit dem Blutverband:

„Komm armes Kind, komm Mutter du,
Geht mit mir ein zur ew'gen Ruh',
Auf Erden ist's so öd' und leer,
Seitdem das Vaterland nicht mehr."

*) Dieses Gedicht ist in Hambuea bereits drei Mal in Musik gesetzt.
(D. Red. d. „Nordd. Fr. Presse.")

Digitized by Google

Und also seine Lippe sprach:
„Folgt Beide, Beide, folgt mir nach!“
Und and'ren Tag's das Morgenroth
Fand Mutter und Kindlein todt.

London 24. Dec. 1849. Rupertus.

Mannichfaltigkeiten.

** (Frankfurt, 7. Jan.) Demnächst wird hier eine reiche und mit Umsicht ausgewählte Sammlung von Originalien erscheinen, welche theils ernste, theils ergötzliche Lichter auf das Leben und Treiben Frankfurts seit hundert Jahren bis heute werfen. Sie besteht aus Excerpten der lokalen „Intelligenzblätter“ von ihrem Entstehen an; wo es nöthig erscheint, sind kurze Bemerkungen zugefügt. Die Geschichte der Sitten und der gesammten Bildung, des Verkehrs, der geselligen und amtlichen Formen und Ausdrucksweisen, nicht selten auch der statistischen Verhältnisse, biographische und familiengeschichtliche Dokumente, mancherlei Curiosa und anekdotischer Stoff zu Memoiren: — dieser mannigfache Inhalt ist wohl geeignet, die Aufmerksamkeit eines ausgedehnten Leserkreises zu erwerben. Das baldige Erscheinen des Buches hängt großentheils von dem Erfolge einer dafür begonnenen Subscription ab.

Die „Deutsche Zeitung“ bringt in einem ihrer neuesten Blätter „Erinnerungen aus dem pfälzischen Aufstande von 1849.“ Wir entnehmen denselben Nachstehendes, den General Sznayde betreffend: Der General trug eine schwarze spitze Tuchmütze nach der Art der französischen Köppi, mit einer Schlinge von schwarz-roth-goldener Schnur, einen dunkeln polnischen Rock mit einfacher Verschnürung in den deutschen Farben, auf der linken Brust drei bis vier Ordensdekorationen, von der rechten Schulter zur linken Hüfte die schwarz-roth-goldne Schärpe, einen leichten Säbel, mächtige schwarze Stulphandschuhe, ein graues Beinkleid und stets eine Reitgerte in der Hand. Je öfter ich ihn sah, je weiter ich die beschleunigte Flucht von Kaiserslautern bis Karlsruhe mitmachte und überdachte, desto mehr stieg in mir der Gedanke auf, abgesehen von der Unhaltbarkeit der Elemente des pfälzischen Volksheeres, der Mann sey nicht blos kein Soldat, sondern sogar ein Verräther der Sache, der er sich den Schein gab zu dienen. Er hat nicht blos keine offene Feldschlacht angenommen, sondern sogar sich zu keiner aufgestellt. Oder hat er und sein geistig ungleich höher stehender Chef des Generalstabs, Techow, wirklich eingesehen, daß in ihrem ganzen, 10 bis 15,000 Mann starken Heere man sich nur verlassen könne auf jene enthusiasmirte Jugend der Universitäten und Turnplätze.

Winckelmann's-Feier.

Bonn.

Es ist eine Thatsache, welche eine besondere Beachtung verdient, daß die Stürme der beiden letzten Jahre im Rheinlande Wissenschaft und Kunst und selbst die Industrie nur auf kurze Dauer haben erschüttern können, und daß diese sämmtlichen Zweige menschlicher Thätigkeit schon so bald, nachdem die Stürme sich zu legen kaum angefangen, allenthalben, wie mit verjüngter Lebenskraft, wieder aufblühen. Die Fabriken der verschiedensten Art sind wieder in vollem Betriebe und vermögen an manchen Orten die Aufträge, die sie erhalten, kaum zu befriedigen. Für die wissenschaftlichen Bestrebungen liefert unsere Universität den Beweis, deren Frequenz auch unter den gedachten Stürmen stieg, und die im gegenwärtigen Semester einen Zuwachs erhalten hat, welcher an ihre blühendsten Zeiten erinnert. Auch selbst die Alterthumskunde hat ihr Interesse bewahrt und sich große Theilnahme zuzuwenden verstanden. So hatte der „Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ eine Feier des Geburttages Winckelmann's veranstaltet, welche so glänzend wie je begangen wurde und mit den gleichen Feierlichkeiten in Rom, in Berlin u. s. w. nur zu ihrem Vortheile kann verglichen werden. Der Vorstand des genannten Alterthumsvereins hatte mittelst eines vom Präsidenten, Hrn. Prof. Dr. Braun, verfaßten Programms: „Die Kapitole“, welches den Beweis liefert, daß es außerhalb Rom eine große Anzahl Kapitole gegeben habe, zu einer Generalversammlung eingeladen. Es wurde der bisherige Vorstand, Prof. Braun als Präsident und die Herren Gymn.-Oberlehrer Freudenberg und Lic. Kraft, Ersterer als Sekretär, Letzterer als Rendant, für das nächste Jahr per acclamationem wieder bestätigt und an die Stelle des mit Tod abgegangenen Prof. Dr. Lersch wurde der Hr. Dr. Leopold Schmidt als Sekretär gewählt. Bei der eigentlichen Winckelmann's-Feier, welche auf 7 Uhr Abends im großen Saale des Gasthofes zum goldenen Sterne anberaumt war, fanden sich nicht blos einheimische Vereinsmitglieder und Gäste ein, sondern es waren auch Freunde der Kunst aus benachbarten Städten zu derselben herübergekommen. Der Präsident des Vereins eröffnete die Feier mit einer Anrede, in welcher er hervorhob, daß der Verein seine Entstehung der großen im Jahre 1841 in Bonn stattgehabten Philologen-Versammlung verdanke und sich die Aufgabe gestellt habe, alle antiken Monumente, welche sich auf dem Stromgebiete des Rheins und seiner Nebenflüsse von den Alpen bis zum Meere befinden, bekannt zu machen, zu erklären und für ihre Erhaltung zu sorgen; im Jahre 1846 habe der Verein die Kunst-Denkmale des Mittelalters in den Kreis seiner Studien aufgenommen; er sey rasch, aus eigner Kraft aufgeblüht, zähle gegenwärtig 225 Mitglieder, nämlich 13 Ehrenmitglieder, 202 ordentliche und 10 außerordentliche Mitglieder; er unterhalte regelmäßige Verbindungen mit den verwandten Vereinen der meisten deutschen Länder, namentlich mit Nassau, den beiden Hessen, Luxemburg, Würtemberg, Baden, Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Braunschweig, Hannover, Schleswig-Holstein und anderen; dieser Verkehr habe sich auch auf das Ausland ausgedehnt; der Verein unterhalte Verbindungen mit der Schweiz, mit Holland, Belgien und gegenwärtig auch mit England; die Stürme des verflossenen Jahres seyen nicht an dem Verein vorübergegangen, hätten aber seinen Fortbestand nicht einmal in Frage zu stellen vermocht; weit schmerzlicher sey der Verein durch den frühen Tod des ersten redigirenden Sekretärs, des Hrn Prof. Dr. Lersch, berührt worden; es sey nur Eine Stimme darüber, daß dessen Verlust für uns, für die Alterthumskunde des Rheinlandes, schwer zu ersetzen sey; derselbe hätte sich den Studien des Vereins mit ganzer Seele, mit hoher Begeisterung gewidmet, ja er habe für sie geschwärmt, aber seine Schwärmerei sey eine Schwärmerei der edelsten Art gewesen: „Wir können“, so fügte der Präsident am Schlusse hinzu, „sein Andenken nicht angemessener ehren, als daß wir seinen Namen neben dem Namen des Fürsten und glorreichen Ahnherrn der Archäologie nennen.“ Der Schluß der Rede war: „Excellentes viros, quos mors nobis eripuit, neque luget neque plangi fas est; admiratione eos potius, quam temporalibus laudibus, et, si natura suppeditat, aemulatione decoremus. Is veros honos, ea coniunctissimi cuiusque pietas. In diesem Sinne des größten römischen Geschichtsschreibers werden wir jetzt die Feier des Winckelmann's-Festes beginnen.“

(Schluß folgt.)

Donnerstag, 10. Jan. Zweite Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus C dur von Mozart. 2) Quartett aus D moll von Cherubini. 3) Quartett aus F dur (Op. 18) von Beethoven. Abonnement-Billets zu fl. 4, sowie einzelne Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 8. Jan. Martha, oder: Der Markt zu Richmond. Oper in 4 Abth. von Friedrich, Musik von Flotow.

Mittwoch, 9. Jan. (Zum ersten Male): Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf (neu einstudirt): Yelva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth. nach dem Französischen von Th. Hell, Musik von Kapellmeister Reisiger.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 8. Mittwoch, den 9. Januar 1850.

Wenn's gut thut, will ich's loben!

(Von Ludwig Hub.)

Zum Platzen straff gezogen sind
Der Saiten jetzt gar viele;
Die Mächt'gen überspringen blind
Die vorgesteckten Ziele.
Erst ging von unten man zu weit,
Nun stemmt man sich von oben
Entgegen fest dem Rad der Zeit:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Wir waren, eh' wir's noch gedacht,
Im Krebsgang schon begriffen.
Bezwungen sank des Volkes Macht
Von Diplomatenkniffen;
Es ward gar schlau mit sich'rer Kraft
Ein feines Netz gewoben
Um uns're Märzerrungenschaft:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Die Paulskirch' steht verlassen da;
Ihr Glanz kehrt schwerlich wieder.
Die trauernde Germania
Schaut in die Oede nieder.
Die Mächt'gen glauben sich für lang
Geschützt vor Sturmes Toben
Und gehen rückwärts ihren Gang:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Der Staat, von Geld entblößt und fast
Der Schuldenwucht erliegend, —
Das Militär, die theu're Last,
Das eig'ne Volk bekriegend, —
Die Kammern bald in jedem Land
Durch Machtwort aufgehoben, —
Die Städte im Belag'rungsstand:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Der Herrscher, der im vor'gen Jahr
Noch ging auf andern Pfaden
Und Fürst von Volkes Gnaden war,
Ist's jetzt von Gottes Gnaden.
Die man hernieder steigen sah,
Sind all' jetzt wieder droben
Und sagen „Nein" zum frühern „Ja":
Wenn's gut thut, will ich's loben

Es sind, dem Thron zum sichern Halt,
Bewaffnet Legionen;
Da weicht das Recht oft der Gewalt,
Den Säbeln und Kanonen.
Bei allen wicht'gen Fragen muß
Sich beider Kraft erproben;
Sie bringen Alles rasch zum Schluß:
Wenn's gut thut, will ich's loben

Bald wird der Freiheit Hochaltar
Entrückt seyn unsern Staaten,
Und mit der deutschen Einheit gar
Da sind wir schlimm berathen;
Was früher schon nicht völlig rund,
Das ist jetzt ganz verschroben, —
Hier Oesterreich, dort Königsbund:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Ein Blättchen nach dem andern ist
Dem Hoffnungsbaum entfallen;
Harrt nur noch eine kurze Frist,
Dann ist es aus mit allen!
Was uns im März erschien als Glück,
Ward weit hinausgeschoben,
Man will zur alten Zeit zurück:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Wie Alles einst sein End' erreicht,
So wird's auch hier geschehen;
Es kann in kurzer Zeit vielleicht
Der Wind sich plötzlich drehen.
Mir fällt dabei das Sprüchlein ein
Von dem bekannten Kloben;
Er soll zwar wieder fest jetzt seyn:
Wenn's gut thut, will ich's loben!

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

„Es freut mich," äußerte Nievergall beifällig, die von Hermann in den Stand gesetzte Flinte betrachtend; „Er ist, wie ich sehe, kein übler Kenner von Gewehren — hm — glaub's, daß Ihm dieses Doppelrohr gefallen — 's schießt teufelmäßig. Aber nun entschließ' Er sich. Wie es in dieser Gegend steht, hat Er bereits erfahren, und Er hat jetzt immerhin noch Zeit, Seinen Wanderstab weiter zu setzen."

Digitized by Google

„Ei, Herr Oberförster!“ versetzte Hermann beleidigt. „Was Ihr da eben gesagt, gefällt mir gar nicht. Haltet Ihr mich denn für einen Feigling?“

„Sieh', wie das gleich aufbraust,“ beschwichtigte Nievergall, dem jungen Manne die Hand reichend. „War nicht böse gemeint. Nun, so bleib Er hier, und Gott möge Ihn schützen, auf daß Er glücklicher sey, wie der arme Franz, der ein besseres Loos verdient hätte.“

Der Oberförster begab sich nach diesen Worten in ein Nebenzimmer, setzte sich an einen Tisch, suchte eine Feder hervor, legte sich einen Bogen Papier zurecht und fing an zu schreiben. Er vermeldete dem gnädigen Herrn Jägermeister das tragische Ende des Jägerburschen und die bereits erfolgte Annahme eines andern. Mit dem vollendeten Schreiben in der Hand, trat er hierauf zu Hermann und sagte: „Geh' Er jetzt hinüber nach Mönchsbruch, richt' Er ein unterthäniges Kompliment an den Herrn Jägermeister von mir aus und übergebe Er ihm diesen Brief. Der Knecht wird Ihm den Weg zeigen.“

Ein rauher Herbstwind rauschte durch die Wipfel der blätterlosen Bäume und trieb von Zeit zu Zeit dem auf dem Wege nach dem Jagdschlosse dahinschreitenden Jüngling dicke Tropfen, die aus den grauen Wolken herabfielen, in's Gesicht; aber er achtete nicht des Windes, nicht des Regens, er dachte weder an Wilddiebe, noch an den Brief in seiner Tasche; — sein Sinnen und Denken beschäftigte sich mit Evchen, das er zum zweiten Male zu sehen hoffte. Er schmückte sich sein künftiges Leben in diesem weiten Walde in Gedanken mit heiteren Farben aus; er dachte an die Möglichkeit, das Mädchen im Forsthause öfters zu sehen und zu sprechen und ihr und ihrem Vater manche Dienste zu leisten. Wie beglückend mußte ihr Dank seyn. Plötzlich ward er aus diesen süßen Träumereien durch Hundegebell aufgeschreckt; er befand sich vor dem Jagdschloß. Ein ganzes Rudel Kläffer stürzte ihm aus dem Thore entgegen; aber wie wenn sie den Mann vom Fache erkannt hätten, so hörten sie bei seinem Anblicke sogleich auf zu lärmen und liefen ihm in den innern Raum des Hofes voraus. Da stand vor der Thüre seines Wohngebäudes der Jägermeister Freiherr von Schmieden und schaute nach dem trüben Novemberhimmel hinauf. Wahrscheinlich wollte derselbe sich einmal bei den Wolken erkundigen, ob sie nach einem beabsichtigten Ritte nach Rüsselsheim oder Großgerau nicht allzu finstere Miene machten. Als der Jägerbursche dem dicken, großen Manne in's Gesicht blickte, war ihm sonderbar zu Muthe, es kam ihm vor, als müsse er ihn kennen, als hätt' er ihn irgendwo gesehen. Nachdem er sich des Schreibens und Komplimentes entledigt hatte, ersuchte ihn der Freiherr, mit herein zu kommen. Drinnen in der Stube plauderte die Dame des Hauses mit dem Franzosen, und Evchen saß am Fenster und las. Alle Drei aber wendeten sogleich ihre Augen nach dem hübschen Fremdling und musterten ihn mit scharfen Blicken. Leblanc lächelte ein wenig ob der etwas militärisch steifen Haltung desselben. „Ein Mann wie eine Statue,“ flüsterte er der Freifrau zu.

„Die Statue hat aber recht bewegliche Augen,“ sagte die Angeredete eben so leise; „seht, wie sie zuweilen hinüber nach Euerer kleinen Ungetreuen schauen. Mein Gott! das sittige Kind schlägt ja die Augen wie eine Madonna nieder.“

Mittlerweile hatte der Jägermeister den Brief durchlesen. Das traurige Schicksal Franzens war ihm, wie er sagte, schon bekannt, und er freute sich darüber, daß der Oberförster bereits wieder einen andern Burschen habe.

„Nehm' Er sich aber zusammen,“ schloß er, „'s ist eine gefährliche Station, und für's Erste werden die Wilderer kühner denn je auftreten.“

Mit diesem Troste verließ der Jägerbursche Hermann Brand das Jagdschloß. Es wunderte ihn sehr, daß ihn der Jägermeister nicht einmal nach seinem Namen und Geburtsorte gefragt

6.

Von nun an sehen wir Dich oft, guter Hermann, wie Du als Jägerbursche, den Riemen der Doppelflinte über der Schulter und den Hirschfänger, den Du aus der Heimath mitgebracht, an der Seite, schon durch den öden Wald streifst, wenn kaum erst die letzten Sternlein am kalten Winterhimmel erbleicht sind. Unter den dicken Sohlen Deiner schweren Jagdschuhe knarret der hartgefrorene Schnee, die Bäume krachen und platzen des Frostes wegen, hoch oben am dürren Stamme klopfet und picket der bunte Specht, den verborgenen Wurm zu erhaschen, und im ersten Frühstrahl der Sonne tanzet das Eichhörnchen von Wipfel zu Wipfel. Von fern her dringt das Geräusch schwerer Frachtwagen an Dein Ohr. Plötzlich greifst Du instinktmäßig nach Deinem Doppelrohr, schnell wie der Blitz ist der Kolben an der rechten Wange, ein Sechszehnender braust an Dir vorüber, und Du lässest Dein Gewehr wieder sinken, denn der stolze Hirsch darf von Dir nicht erlegt werden. Horch! dort knallt's! Du beschleunigest Deine Schritte und begegnest einem Wildhüter, der Dir einen todten Fuchs triumphirend entgegen hält. — — Und wenn Du allabendlich heimkehrst, lenkst Du Deine Schritte hinein in das Dickicht, wo der Köhler sein traurig Daseyn fristet. Der aber ist Dir nicht mehr fremd; — er ist Dein Freund geworden, so barsch er Dich auch anfangs zurückwies, und Du bist jetzt der Vierte im Bunde. Oft gewahren wir Dich auch in der Nähe des Jagdschlosses, Du stellst Dich hinter einen Baum, und wenn sich dann die kleine Seitenpforte öffnet und eine weibliche Gestalt heraustritt, da verspürst Du ein heftiges Herzklopfen; — die Sonne der Liebe ist Dir aufgegangen, und zwei freundlich leuchtende Augensterne haben Dir bereits verkündet, daß die zärtlichsten Gefühle Deiner Brust Erwiederung gefunden. Evchen, diese lieblichste Blume des Waldes, wandelt an Dir vorüber und wirft Dir einen Blick des Einverständnisses zu. Du weilst noch einige Minuten, dann schlägst Du einen Pfad ein, der Dich nach kurzer Zeit an die Seite des Mädchens führt. Du geleitest es unter traulichem Kosen bis in die Nähe des Jagdhauses, nun aber verschwindest Du plötzlich im Dickicht des Forstes. Wunderbar! Wenn Evchen und Mamsell Nievergall etliche Stunden mit einander verplaudert haben und Ersteres auf dem Rückweg begriffen ist, da begegnest Du wiederum dem Mädchen, dem Du abermals nicht unvermuthet erscheinst. Guter Freund! wir rathen Dir aber, Dich in Acht zu nehmen, denn drinnen im Jagdschlosse brütet eine niedrige Seele Rache. Der Franzose Leblanc kann Dir in Ewigkeit nicht vergessen, daß Du ihn eines Abends, als er Evchen nachgeschlichen war, wie einen Hund behandeltest und ihn mit der Hetzpeitsche traktirtest. Du wähnest, er habe Dich wegen Deiner Vermummung nicht erkannt — Du irrst; denn Du hattest im Zorne einige Worte gesprochen und Deine Stimme nicht verändert. Er sagt zwar nichts, weil er sich schämt, gepeitscht worden zu seyn, aber er redet täglich mit der Frau von Schmieden davon, wie nachlässig ein Jägerbursche seinen Dienst versehen möge, der einem Mädchen nachlaufe, und die Gnädige faßt dann immer den Beschluß, daß entweder die nichtsnutzige Dirne oder der „gemeine Kerl“ den Platz räumen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Nicolaus Lenau.

(Schluß.)

Nördlich von dem geräuschvollen, lebensfrohen Treiben der Kaiserstadt Wien erstreckt sich, noch über deren Vorstädte hinaus, eine lange Häuserreihe, Ober-Döbling genannt, deren ruhige und gesunde Lage in der schönen Jahreszeit häufig zum Sommeraufenthalt der sich nach Vergessen und Vergessenwerden sehnen-

Digitized by Google

den Wiener geworden, in nicht zu ferner Zeit indeß vielleicht, verbunden mit den vielen außerhalb der Metropolis liegenden Fabriken und Werkstätten, deren integrirender Theil werden dürfte.

Den Schluß dieser meist bescheidenen Häuschen bildet ein zu jenen im Mißverhältniß stehendes, auf einer Anhöhe weit hervorragendes Gebäude, dem die Umgebung eines verwachsenen Gestrüppes, die Nähe eines am Fuße sich schlängelnden Gewässers, sowie einzelne hin und wieder halbversteckte Rosenbüsche ein wildromantisches Ansehen verleihen. Schon von ferne dem Annähernden mit seinem imposant erhobenen Haupte entgegenstarrend, ist dies Gemäuer zwar ganz geeignet, durch jede erdenkbare Sorgfalt dem Fremden seinen traurigen Inhalt zu verbergen; nur wenig dagegen, unheimliche Ahnungen in ihm zu unterdrücken.

Diese Stätte hatte Deutschlands größtem Dichter, dem tiefsten und freiesten unter den Barden der Neuzeit eine kleine Zelle erschlossen, in der er gesenkten Hauptes, vergeblich sinnend, unerschüttert blieb bei dem Toben seines Landsmannes Szechenyi, welchen, wie oben angeführt, der Herbst des letzten Jahres in seine Nachbarschaft gebracht und dessen Elend sich unaufhörlich durch den herzzerreißenden Schrei ankündigte: O mein Ungarn, unglückliches Vaterland! Und hiervon mußte ein Lenau unberührt bleiben, dessen erstes und letztes Lied seinem Heimathlande Ungarn geklungen, und der nun schon den dreifachen Wechsel des Magyarenloses im Hause des Wahnsinns vertrauert hatte.

Das Frühjahr des Jahres 1844, als Lenau im Begriffe gewesen war, sein Fragment gebliebenes Werk Don Juan an die Cotta'sche Buchhandlung nach Stuttgart zu tragen, ließ den Verleger noch nicht ahnen, daß dies das letzte Manuskript von der Hand seines trefflichsten Autors der Neuzeit seyn werde; und doch hatte den aufmerksamen Beobachter die in die damalige Epoche fallende erschütternde Kunde von seinem plötzlichen Wahnsinn nicht unvorbereitet treffen können.

Das namenlose Weh, die unendliche Tiefe des Gemüthes, der Gram um die so lang ersehnte politische Erlösung der Völker, deren langer fruchtloser Kampf seine edle Dichterseele mit Schmerz erfüllen mußte, prägt sich in seinen gesammten Schöpfungen in einer Weise aus, die den Leser stets wehmüthig stimmen und mit regen Besorgnissen für den unglücklichen Sänger schon hatte schrecken können. Die gelungenste der wenigen, bisher versuchten Mittheilungen über Lenau ist der vor einigen Jahren unter anderen veröffentlichten Charakteristik desselben von einem der talentvollsten österreichischen Kritiker zu verdanken, die nicht wenig geeignet ist, durch genauestes Studium des Dichters den Ursprung seines beklagenswerthen Looses in psychologischen Reflexionen zu ergründen.

Es heißt darin: wie Lenau, dessen Wiege in Ungarn gestanden, wo sich die Einflüsse des trägen träumerischen Orients mit dem lebendigen feurigen Element des Volkes zu einer Mischung edelsten Muthes und weichster, schwärmerischster Hingebung an die Reize der Natur und des Lebens verbinden, ohne die Theilnahme an deutscher Bildung mit den Zigeunern gewandert wäre, melancholischer Erinnerungen voll, den Ausdruck seiner ihm selbst unverständlichen Sehnsucht in alten Liedern „Rakozy's des Rebellen" suchend. Die Traurigkeit, die später gedankenbelastet, wie eine gewitterschwere Wolke über seinem Leben hing, wäre im Gemüthe stecken geblieben, und Geige und Cympel hätten hingereicht, ihre Seufzer wiederzugeben. Die Nebel schauriger Düsterkeit, die ihm seinen tiefinnersten Gott verhüllten, hatte er gehofft, im Licht aller menschlichen Erkenntniß zu zerstreuen. Der Schluß besteht aus Betrachtungen über die Ursachen des Lenau'schen Wahnsinns, die in ganz persönlichen Schicksalen, ja sogar in seiner physischen Constitution häufig gefunden wurden, dennoch aber wohl als Folge des fortwährenden skeptischen Wühlens seines Geistes zu betrachten wären. Hat er sich die politischen Zustände Deutschlands tiefer zu Herzen genommen, als unsere liberalen Poeten und Helden mit dem Munde? Dann wäre dieser Wahnsinn eine Wahrheit, vor der die politischen Gedichte erbleichen und die politischen Dichter erröthen müßten. So die Charakteristik.

Doch nicht allein die politischen Zustände Deutschlands, auch der Völker Geschicke hatte Lenau sich zu Herzen genommen. Wenn seine Klagen um Polens Untergang die Platen'schen Polenlieder fast übertreffen, so kann seiner Verse Melodie und deren Reiz Allem zur Seite gestellt werden, was auf klassischem Boden geleistet ist. Die Sehnsucht nach dem Heimathlande, während er, der neuen Welt zueilend, dort Ruhe für seinen unbefriedigten Geist zu finden gedachte, hat Lenau in seinem ersten Band Gedichte unnachahmlich zum Ausdruck gebracht. Zu dem vollkommensten aber gehören in diesem Buche die Magyarenlieder, die Gesänge des Mischka, und die Haidebilder; unter denen das meisterhafteste: die drei Zigeuner, von welchen er die Lehre nahm:

„Wie man das Leben verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verspielt."

S. W.

Explosion des Dampfbootes „Luisiana".

In Bezug auf den bereits erwähnten Unglücksfall des Dampfbootes „Luisiana", das bei Neuorleans mit 208 Reisenden in die Luft flog, bringt nun die Weser-Zeitung folgende grauenhafte Einzelheiten: Es war 4 Uhr Nachmittags; die „Luisiana" lag mit voller Ladung am Kai; der Landungsplatz war mit Menschen und Wagen angefüllt; auf dem Strome lag eine Anzahl vollgepfropfter Dampfschiffe. Die Matrosen der „Luisiana" zogen eben die Landungsbrücke an Bord und die Maschine machte ihre erste Bewegung, als mit einem Male unter einem ungeheuern donnergleichen Krachen beide Kessel des Bootes in die Luft flogen. Die Erde bebte, die Fensterscheiben klirrten, die Luft schien einen Augenblick verdunkelt von der Masse hoch emporgeschleuderter Trümmer und Leichen, und gleich darauf bedeckte sich Kai und Fluß mit den niederfallenden Stücken. Rings umher lagen menschliche Gliedmaßen und entstellte Leichen, der Geruch verbrannten Fleisches erfüllte die Luft, und die zum Kai herbeieilenden Neugierigen wandelten buchstäblich auf Menschenfleisch und in Menschenblut. Die auf dem Kai versammelte Menge hatte sich bei dem Krachen der Explosion, von panischem Schrecken ergriffen, in wilder Flucht von dannen gestürzt; unter entsetzlichem Gedränge wälzte sie sich in die engeren Straßen; wildgewordene Pferde sprengten mitten hinein, und traten Männer, Weiber und Kinder unter ihre Hufe; Angst- und Wehegeschrei ertönte überall. Am furchtbarsten aber ging es auf dem Flusse selbst zu; der Rumpf des explodirten Dampfschiffes stand in Flammen, viele Verwundete lagen hülflos und jammernd auf den brennenden Planken, und ehe Hülfe gebracht werden konnte, sank das Wrack mit Allem, was darauf war, unter. Auf den Angstruf folgte urplötzlich schauerliche Stille. Nach einiger Zeit begann das thätige Treiben der Hülfeleistenden; es wurden Todte und Verwundete aus dem Flusse gefischt; die letzteren wurden nach dem Spital gebracht, während Karren auf Karren mit Leichen nach der Mairie rollte. Dort fanden die herzzerreißendsten Auftritte statt; es waren über 150 Personen umgekommen, und nun drängten sich Männer, Frauen, Eltern und Kinder herbei, um unter den aufgefischten Ueberresten die Spuren der Ihrigen aufzusuchen. Die Gewalt der Explosion war unbeschreiblich: der eine Kessel des Dampfbootes wurde horizontal über den Kai gegen ein großes Gebäude geschleudert, dessen Erdgeschoß eine Kaffeewirthschaft einnimmt. Unterwegs tödtete er einen Karrer sammt dem Karrengaul, dann warf er einen Haufen Baumwollenballen nieder, und zerschmetterte schließlich die eiserne Veranda des Kaffeehauses,

Digitized by Google

Hätten nicht die Baumwollenballen die Kraft des Fluges gelähmt, so würde der Kessel, einer großen Bombe gleich, mehrere Häuser zertrümmert haben. Auf 600 Fuß Entfernung wurde ein Maulthier von einer Schiffsplanke mitten durchgerissen. Der Ingenieur des Dampfbootes ist mit dem Leben davon gekommen; er hatte einige Sekunden vor der Explosion dem Heizer zugerufen: „Es gibt ein Unglück; lauft, wenn euch euer Leben lieb ist“, und war auf das Deck gerannt. Unter den in den Zeitungen veröffentlichten Todtenlisten finden wir keine deutsche Namen.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 30. Dec.) Auf unserem Stadttheater wurde zum ersten Male: „Die Weltreise eines Kapitalisten“, Zauberposse mit Gesang ꝛc. von Elmar, Musik von Adolf Müller, aufgeführt. Die dramatisirten Zaubermärchen, welche Raimund auf die Bühne gebracht hat, fangen nachgerade an, langweilig und abgeschmackt zu werden, und ihre Nachtreter in um so höherem Maß, als ihnen sämmtlich der Duft frischer Naivetät und populärer Romantik abgeht, welcher jenen Werken des Wiener Lieblings früher so großen Erfolg sicherte. Die heutige Posse war unter aller Kritik; ein Machwerk, welches an Gehaltlosigkeit seines Gleichen sucht. In Leipzig kann ein solches nie zum Zugstück werden. Die Direktion hatte in der Ausstattung fast Unglaubliches geleistet; ganz vortreffliche neue Dekorationen vom Theatermaler Caesman, schöne Costümes, ausgezeichnete Scenirung vermochten jedoch nicht, den Mangel an innerm Gehalt der Posse zu überdecken. Das Publikum nahm dieselbe daher sehr kalt, fast mißfällig auf, obgleich es einzelnen Leistungen und dem Streben der Regie hinsichtlich der äußern Pracht der Scene Anerkennung zollte. Die Darsteller spielten ihre undankbaren Rollen mit Fleiß und gut; insbesondere zu erwähnen ist der Gast, Hr. Nesmüller von Hamburg, der sich in den vielen Metamorphosen seiner Parforcerolle tüchtig und verständig bewährte.

(Gefährliche Reaktion.) In einem paritätischen Orte nahe an der Stadt G. ließ der Geistliche am 1. Adv. Sonntag das Lied 89, „Gottlob ein neues Kirchenjahr“, in der Vormittagskirche singen, als dessen Verfasser „Hecker“ geb. 1600, † 1643, im Gesangbuch bezeichnet ist. Entrüstet sagte nach beendigtem Gottesdienst ein Bürger zu seinem Nachbar: „jez' isch doch afange weit komme, daß ma au vollends in der Kirch Heckerlieder singt; meinst du, i hätt uff d'Predigt Acht gäbe könne, mein Zorn über da Pfarr war viel z'grob.“

England und Rußland bemühen sich jetzt, die schwedische Nachtigall für die nächste Saison zu gewinnen; aber auch der König von Schweden hat sie durch eine besondere Botschaft einladen lassen, nach Stockholm zu kommen, sobald ihre Gesundheit eine solche Reise erlaubte. Die Gesundheit Jenny Lind's hat sich übrigens durch das Bad in Ems und ihren Aufenthalt in Tyrol und der Schweiz außerordentlich gestärkt, und ihre Stimme ist kräftiger und biegsamer als je.

Winckelmann's-Feier.

Bonn.

(Schluß.)

Zunächst nach der Eingangsrede des Präsidenten nahm Hr. Prof. Dr. Welcker, der gefeierte Archäologe, das Wort und hielt einen Vortrag über zwei Vasen-Gemälde aus der besten Zeit dieses Kunstzweiges, ein Paris-Urtheil und Kadmos, den Drachenbesieger, und Harmonia, wobei er zugleich die Abbildungen vorlegte, welche der Begründer der reichsten und berühmtesten neueren Privat-Kunstsammlungen und Herausgeber mehrerer glänzenden Werke über Kunstgegenstände, Hr. Campana in Rom in der Absicht, das Vollkommenste in der Nachbildung in diesem an Publicationen so reichen Fache zu leisten, vor mehreren Jahren ausführen ließ, ohne deren Herausgabe bis jetzt zu bewerkstelligen. Der Vortrag des Hrn. Welcker suchte an diesen unter sich übereinstimmenden beiden Bildern manche Haupt-Charaktere griechischer Kunst und Darstellungsweise nachzuweisen. Hr. Welcker legte dann noch andere, spätere Darstellungen des Paris-Urtheils von Vasen aus Apulien (welche sich gleich den beiden ersteren im königl. Museum zu Berlin befinden) vor, um den reinen, gehaltenen, schlichten, zarten und geregelten Styl der ganz entwickelten Kunst noch mehr durch den Gegensatz einer in Manier, Charakterlosigkeit und Willkür verfallenen Composition und Zeichnung bemerklich zu machen.

Hierauf sprach Hr. Appellationsgerichtsrath Reichensperger aus Köln über das Bildungsgesetz der gothischen Baukunst. Derselbe entwickelte mit Geist und ausgezeichneter Sachkenntniß unter Hinweisung auf die aus den Gesetzen der musikalischen Composition sich ergebenden Analogien und unter Einflechtung der geschichtlichen Momente, wie die Architektur des Mittelalters, besonders die kirchliche, auf einer durchaus mathematischen Basis ruhe, und eine feste, alle Theile verkettende Norm alle ihre Bildungen durchwallte, so daß der Bau in einem mathematischen Wurzelwerke beschlossen sey.

Hr. Dr. Leopold Schmidt legte der Versammlung Abzeichnungen der seit dem Jahre 1846 im britischen Museum zu London befindlichen halikarnassischen Reliefs, Amazonen-Kämpfe darstellend, vor, welche er der Güte des Dr. Emil Braun zu Rom verdankt. Er sprach sich über die Ungleichheit der technischen Behandlung dieser Monumente aus, indem ein Theil derselben nur flüchtig, aber geschickt, ausgeführt, ein Theil allem Anscheine nach von dem Künstler gar nicht vollendet, noch ein anderer Theil äußerst roh behandelt sey. Damit stehe auch eine Ungleichheit der Composition in Zusammenhang, indem nämlich ein großer Theil der Reliefs höchst originelle und großartige, ein anderer dagegen sehr geistlose und einförmige Motive zeige. Dieses führte zu dem Schlusse, daß die Reliefs einem so ausgezeichneten Werke, wie das alte Mausolum der Semiramis war, nicht angehört haben können, obgleich das bisher allgemein geglaubt worden ist. Zur weitern Erhärtung dieser Ansicht wurde auch auf einige historische Unwahrheiten aufmerksam gemacht, welche gegen die Annahme streiten, daß das im Jahre 1522 ausgegrabene Bauwerk, dem die Reliefs entstammen, das Mausolrum der Semiramis gewesen sey. Schließlich wurde als wahrscheinlichste Meinung die hingestellt, daß die vorliegenden Monumente Produkte verschiedener Hände und verschiedener Zeiten seyen, welche wegen der Gleichheit des in ihnen behandelten Gegenstandes zum Schmucke eines halikarnassischen Grabmals verwandt wurden.

Es waren noch einige Vorträge für die Sitzung bestimmt. Diese konnten aber wegen Mangel an Zeit nicht gehalten werden.

Ein gemeinschaftliches Abendessen, welches durch lebendige wissenschaftliche und geistreiche Unterhaltung und durch manche sinnige Toaste gewürzt wurde, schloß die würdige Feier, welche bei den dort versammelt gewesenen Freunden Winckelmann's und der Wissenschaft und Kunst gewiß noch lange Gegenstand freudiger Erinnerung seyn wird.

Sämmtliche Mitglieder des Redevereins

sind hierdurch auf Donnerstag, den 10. d., um halb 8 Uhr Abends in meine Wohnung geladen und dringend gebeten zu erscheinen.

Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 9. Jan. (Zum ersten Male): Die Hochzeitreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf (neu einstudirt): Velva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth. nach dem Französischen von Th. Hell, Musik von Kapellmeister Reisiger.

Donnerstag, 10. Jan. Börsen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth. von D. Kalisch, Arrangement der Musik vom k. Musikdirektor Gähcig.

Freitag, 11. Jan. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth. von Boyeldieu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 9. Donnerstag, den 10. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Der Frühling nahte, und es hatten sich die Verhältnisse der uns befreundeten Personen nach und nach so gestaltet, wie ich eben in aller Kürze andeutete. Hermann ward von dem Franzosen aus der bekannten Ursache glühend gehaßt, Evchen hatte gar viel zu dulden und zu tragen und sehnte sich nach Erlösung; Frau von Schmieden und Monsieur Leblanc behandelten die Unschuldige rauh und verächtlich, und waren bemüht, das reine Verhältniß derselben zu einem Jüngling, der an dem Schicksale ihres Vaters so herzlichen Antheil nahm, als ein sträfliches darzustellen. Der Jägermeister betrachtete aber die Sache mehr mit Gleichgültigkeit, weshalb er zuweilen von seiner Gemahlin Vorwürfe bekam. Er hielt es unter seiner Würde, sich um das Thun und Treiben zweier so unbedeutenden Menschen, wie der Jägerbursche und Evchen Kronau waren, zu bekümmern. Doch sagte er einst dem Oberförster gelegentlich, daß er seinem Gehülfen das Unpassende und Dumme seiner Neigung zu dem „einfältigen Ding" begreiflich machen möge. Der indessen war mit seinem Burschen recht wohl zufrieden; er hatte ihn als tüchtigen Waidmann und wackeren Forstschützen kennen gelernt, dem nur Haß und Neid das Gegentheil nachreden konnten, und der an Muth dem unglücklichen Franz gleich, an Klugheit und Bildung jedoch weit überlegen war. Therese aber pflegte bei jeder Gelegenheit die Herzensgüte des jungen Menschen zu rühmen. Letzterer erfuhr nie, was der Jägermeister zu seinem Prinzipal gesagt hatte.

Alle Versuche Evchens, ihren Vater zu bewegen, dies unbequeme Waldleben aufzugeben und mit ihr in eine große Stadt zu entfliehen, wo sie durch weibliche Handarbeiten so viel zu verdienen hoffte, als zu ihrem beiderseitigen Lebensunterhalte nöthig wäre, blieben erfolglos. Der gute Mann glaubte seine Tochter dem Ueberfluß nicht entziehen zu dürfen, um sie gewissem Mangel entgegen zu führen; lieber wollte er alles Ungemach ertragen und in steter Furcht der Entdeckung leben.

Einst — es war in den ersten Tagen des März — stand Kronau vor seiner Hütte und erquickte sich an den milden Strahlen der Frühlingssonne. Es war schon wieder etwas Leben in der Natur. Der Saft der Bäume begann zu steigen, hier und da streckte ein Veilchen das blaue Köpfchen aus dürrem Grase hervor, und an manchem sonnigen Orte spielten schon Mücklein, und die langgezogenen Töne der Amsel schallten durch den Wald. Da hörte er plötzlich ein Geräusch, wie wenn ein Mann durch das Dickicht herannahe. In der Meinung, es sey Herrmann Brand, der gegen Abend zu kommen versprochen hatte, ging er nicht in die Hütte, sondern blieb ruhig auf seinem Platze. Aber wie sehr sollte ihn bald Staunen und Zorn erfüllen! Ein Mann vom verwildertsten Aussehen kam zum Vorschein. Kronau erkannte sogleich seinen ehemaligen Sekretär Ratzmann. Noch aber ließ er sich nichts merken.

„Guten Tag, Landsmann!" grüßte der Angekommene. „Würdet Ihr wohl einem ehrlichen Manne einen Gefallen erweisen?"

„In was soll dieser bestehen?" fragte der Köhler.

„Seht, Freund!" erläuterte Ratzmann, „ich will's Euch sogleich sagen. Die vornehmen Herren vermeinen, daß die Thiere des Feldes und Waldes allein nur zu ihrer Lust und Freude geschaffen seyen. Ich nun gehöre zu einer Menschensorte, welche dies nicht zugibt. Wir holen daher mit den Waffen in der Hand unsern Antheil. Erst vor einer halben Stunde hab' ich einen Staatshirsch geschossen, den ich gern, bis die Nacht kommt, irgendwo verbergen möchte . . ."

„Ha! Schurke! Hallunke! Dieb!" schrie der verfolgte Jagdkasseninspektor außer sich vor Wuth, Ratzmann an der Kehle packend. „Kennst Du mich nun, Bube? Wo hast Du das gestohlene Geld? Gesteh' oder ich erwürge Dich!"

Als Ratzmann inne ward, wen er vor sich hatte, schleuderte er seinen Gegner mit überlegener Kraft von sich und sagte mit spöttischer Schadenfreude: „Ei der Tausend! welchen Vogel hab' ich da vor seinem Neste entdeckt? Hätt' nie geglaubt, daß ich noch die Ehre haben würde. Nun, stolzer Mann, wie geht's denn dem eiteln Evchen? Gelt, ein Kerl wie ich, weiß sich für einen Korb zu rächen?"

„Elender Wicht!" brach jetzt Kronau wieder los, eine ungeheuere Schürstange ergreifend. „Wart', ich will Dir Deine teuflische Seele ausklopfen!"

„Zurück, Unglücklicher!" drohte Ratzmann, holte eine Büchse unter seinem Rocke hervor, die er seither verborgen gehalten und schlug auf den Köhler an.

„Schieß'!" rief dieser. „Hast mir die Ehre geraubt — magst's auch mit dem Leben so machen."

„Das werd' ich bleiben lassen," versetzte der Bösewicht kaltblütig, that die Büchse wieder unter den Rock und ging.

Kronau hatte dieser Auftritt so angegriffen, daß er in seine Hütte wankte und wie leblos auf einem hölzernen Stuhl niederfiel. Er fühlte, daß seine Sicherheit nun vorüber sey, daß er entweder fliehen, oder bald seiner Freiheit beraubt, in den Kerker wandern müsse. Unter diesen Umständen war keine Wahl mehr für ihn übrig. Seine Rettung beruhte einzig und allein auf einer schnellen Flucht. Aber wohin sich wenden in dieser Noth? Nach Frankfurt? das lag zu nahe bei Darmstadt. Nach Mainz? da konnt' er auch auf keine bestimmte Sicherheit rechnen. Wohin also? Er wußte es nicht. Da trat Herrmann Brand in die Hütte und hörte mit Erstaunen, was sich ereignet hatte. „Ungesäumte Entfernung ist das Beste," meinte der Jüngling. „Einmal müßt Ihr doch daran denken; denn Ihr haltet diese Lebensart nicht lange mehr aus. So hart mir's auch ankommt,

Digitized by Google

Evchen vielleicht in langer, langer Zeit nicht mehr zu sehen," fügte er erröthend hinzu, „so kann ich doch nicht anders, als Euch zur Flucht rathen."

„Welchen Ort sollen wir aber zu unserem Asyl wählen?" fragte Kronau.

„Probirt's mit Frankfurt," antwortete Hermann, „das ist eine große reiche Stadt voll wohlthätiger Menschen, wo Euch die fleißigen Hände Evchens leicht ernähren können. Miethet Euch in einer entlegenen Straße ein, geht wenig aus, und Niemand wird auf Euch achten."

„'S ist aber doch ein wenig zu nahe bei Darmstadt," entgegnete Kronau.

„Ei was Darmstadt!" versetzte der Jägerbursche. „Was geht Frankfurt Darmstadt an; 's ist eben so gut, als wenn Ihr in Paris wohntet. Außerdem könnt Ihr beobachten, wie sich die Dinge gestalten. Wenn ich den Ratzmann erwische, press' ich ihm das Geständniß aus der Seel' heraus. Gut, daß sich der Schuft hier herum aufhält — ich geb' die Hoffnung noch nicht auf, ihn unter meine Hände zu kriegen. Ich hatt' vor, auf den Schnepfenstrich zu gehen, jetzt aber will ich wieder umkehren und sehen, wie ich Evchen Euern Entschluß mittheile. Heute muß das noch auf jede Gefahr hin geschehen."

Hermann ging mit schnellen Schritten weg, that, als hätte er zu Hause etwas vergessen, und als er Evchen nicht erblickte, eilte er gerades Weges dem Jagdschlosse Mönchsbruch zu. Lange wartete er in seinem gewöhnlichen Versteck. Niemand ließ sich sehen. Da trat endlich der Gegenstand seiner Sehnsucht aus der Seitenpforte und schaute in den Wald hinein. Der Jägerbursche machte sich bemerklich und gab dem Mädchen ein bedeutsames Zeichen, daß sie näher kommen möge. Sie leistete etwas zögernd Folge, und als nun der junge Mann sich seines Auftrags entledigte, war ihr doch sonderbar zu Muthe. Obwohl sie früher öfters ihren Vater gebeten hatte, daß er den Schritt thun möge, zu welchem er jetzt genöthigt war, so fühlte sie doch nun erst recht deutlich, wie werth ihr der Jüngling geworden, aus dessen Nähe sie jetzt die unerbittliche Hand des Geschickes trieb. Es mußte denn doch aber geschieden seyn, und sie verabredeten daher das Nähere. Evchen wollte sich unwohl stellen und schon früh in ihr Zimmer gehen, ihre Kleidung zusammen packen, und um zehn Uhr geräuschlos das Jagdschloß verlassen, um zu ihrem Vater zu gelangen, der ihrer zu dieser Stunde in Gesellschaft des Jägerburschen im Erlenschlag am Schwarzbache harren sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die zahlreichen Mängel des Auswanderungswesens

wurden in letzter Zeit in Ihrem Blatte, sowie in der Kölner und D.-P.-A.-Ztg. vielfach besprochen, und dürfte es in der That an der Zeit seyn, daß die Regierungen, noch vor der Wiedereröffnung der Schifffahrt, gemeinschaftlich sich über solche Maßregeln verständigen, welche das Loos der Auswanderer vor den Uebervortheilungen gewissenloser Agenten sicher stellen. Und wenn wir auch nicht verkennen, daß die verschiedenen deutschen Regierungen im Augenblicke durch die politischen Verhältnisse der Gegenwart vielfach in Anspruch genommen sind, so hat doch die Auswanderung eine solche Ausdehnung erreicht und bei der notorischen Uebervölkerung mancher Gegenden unseres Vaterlandes eine solche Bedeutung erlangt, daß es zur dringenden Pflicht für die Regierungen wird, den Uebergriffen aller Art entschieden entgegen zu treten, und das ganze Auswanderungswesen bestimmten Regelungen zu unterwerfen. Das Wesentlichste, worauf die Regierungen bei Erlaß eines gemeinschaftlichen Gesetzes ihr Augenmerk zu richten hätten, wäre: 1) Sorgfältigste Erwägung aller Verhältnisse bei der Conzessionirung eines Hauptagenten, welcher für die Handlungen seiner Unteragenten unter allen Umständen verantwortlich seyn müßte. 2) Solidarische Verbindlichkeit der betreffenden Rheder in den Seehäfen für die von den Hauptagenten eingegangenen Kontrakte; wobei sich die Regierungen noch zu verlässigen hätten: a) welches Vertrauen diese Rheder in dem betreffenden Seehafen genießen (was durch Vermittlung der Consuln leicht zu erfahren ist), und b) wie die Vollmachten der Rheder beschaffen sind. 3) Stellung einer Kaution von mindestens 10,000 Thlrn., entweder durch die Rheder oder durch deren Hauptagenten, damit sich nicht wieder Fälle ereignen können, wie im Jahre 1847, wo Tausende von Auswanderer wieder nach Hause zurückkehren mußten, oder ihren Regierungen zur Last fielen. 4) Gleichförmige Abfassung der von den Agenten mit den Auswanderern zu schließenden Kontrakte, nach einem von den Regierungen festzustellenden Circulare. Diese Kontrakte müßten enthalten: a) den festbestimmten Tag, an welchem die Einschiffung in dem Seehafen erfolgt; b) der Namen des Schiffs und des Kapitäns, der dasselbe führt; c) die genaue Bezeichnung des Seehafens, in welchem die Einschiffung geschehen soll (wie nothwendig diese Bestimmung ist, ersahen wir erst vor Kurzem aus einer Annonce in der Kölner Zeitung, wo mehrere Auswanderer aus Gießen von dem sogenannten Central-Verein in Köln, der gar keine Schiffe zu seiner Disposition zu haben scheint, aufs Gerathewohl nach Rotterdam gesandt wurden, und welche sich in einer von dem großh. hessischen Consul Mettenius beglaubigten Klagschrift über die ihnen gewordene Behandlung bitter beschweren); d) die Verpflichtung des Unternehmers zu unentgeltlicher Verpflegung und Verköstigung oder entsprechender, im Voraus festzustellender Geldentschädigung für jeden Tag, um welcher die bestimmte Abfahrt ohne Schuld der Auswanderer verzögert wird, und zwar ohne allen Vorbehalt, mag die Verzögerung durch die Schuld der Rheder, der Agenten, durch Zufall, oder selbst durch höhere Gewalt herbeigeführt worden seyn; e) die Uebernahme der Verpflegung und Verköstigung der Auswanderer von dem Tage an, an welchem die Abfahrt kontraktlich stattfinden sollte; f) die Verbindlichkeit des Unternehmers, den Auswanderer und seine Fahrniß um den im Kontrakte bedungenen Preis an den bestimmten Ort, auch in dem Falle zu verbringen, wenn das betreffende Schiff auf der Reise durch irgend einen Unfall an der Fortsetzung gehindert wird; g) die Verbindlichkeit desselben zur Versicherung der Fahrnisse des Auswanderers während der Seereise zu dem im Vertrage ausgedrückten Werthe, oder die ausdrückliche Erklärung des Auswanderers, daß er keine Versicherung wolle; h) die Zusicherung hinreichender Verköstigung während der Reise, oder die Erklärung, daß der Auswanderer für seine Verköstigung selbst zu sorgen verpflichtet sey; i) die Verpflichtung des Unternehmers, in allen auf den Kontrakt bezüglichen Streitigkeiten vor den betreffenden Landesgerichten Recht zu nehmen, unter Verzichtleistung auf Einreden, die auf etwaige später im In- oder Auslande abgeschlossenen, den vorstehenden Bestimmungen zuwiderlaufenden Verträge gegründet werden wollten; und die weitere Verpflichtung, wenn der Auswanderer den im Seehafen angestellten betreffenden Consul zum Schiedsrichter erwählt, sich dem Schiedsspruche desselben, unter Verzichtleistung auf jedes ordentliche Rechtsmittel, zu unterwerfen und denselben ohne allen Verzug zu vollziehen. (Diese Bestimmungen sind zum größten Theile bereits von der badischen Regierung getroffen, und deren Regulativ entlehnt.) 5) Aufstellung besonderer Kommissäre, welche die Hauptagenten zu überwachen und deren Kontrakte und Handlungen zu kontroliren haben. 6) Ein besonderes Strafgesetz für diejenigen Agenten, welche dem zu gebenden Gesetze zuwiderhandeln, mit vorgesehener Suspension auf bestimmte Zeit, und selbst mit gänzlicher Entziehung der Konzession. Durch solche von den Regierungen gemeinschaftlich zu

Digitized by Google

treffenden Maßregeln würde der Auswanderer gegen die Uebervortheilungen und Schwindeleien gewissenloser Agenten sicher gestellt, ohne daß sich irgend Jemand über Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit irgendwie beschweren könnte. Sind die oben angedeuteten Bedingungen erfüllt, dann kann es den resp. Regierungen ganz gleichgültig seyn, ob die Auswanderung in Bremen, Hamburg, Antwerpen, Rotterdam, London oder Havre stattfindet, und es bleibt dem Auswanderer allein überlassen, welchem dieser Häfen er den Vorzug einzuräumen gesonnen ist.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Das Regiertwerden der Völker deutet auf Zweierlei: daß sie entweder aus wirklichen Bestien bestehen, oder mindestens von Andern dafür gehalten werden.

— Despotismus ist gewaltsam aufgedrungene Vormundschaft über Völker, die ihr entwachsen sind.

— Wie bei den Individuen, so ist auch bei den Völkern Selbstregierung (self-government) der Zweck aller ihrer Erziehung und Bildung.

— Die Monarchie (Einzelregierung) hat ihre Berechtigung, so lange sie ihren patriarchalischen Charakter nicht verläugnet und die Interessen Aller gegen die Eingriffe und Anmaßungen Einzelner aufrecht erhält. Sobald sie aber beginnt, ihre Vormundschaft mit dem Schwerte aufzudringen, die Interessen der Gesammtheit den ihrigen aufzuopfern und behauptet, nicht der Völker, sondern ihrer selbst willen da zu seyn, findet ihre Unwürdigkeit vor der Vernunft keine Gnade mehr. Sie lebt alsdann nur noch von der Gnade Gottes und dem Unverstand.

— In der Politik dürfen wir keinen Fortschritt, wie klein er auch sey, verachten, und der große darf uns, wofern wir anders noch Männer des Fortschritts bleiben wollen, nie ganz befriedigen. Es muß uns überhaupt bei all unserem Streben und Thun ein Ideal vorschweben, woneben alle menschliche Errungenschaft nur als unvollkommener Schattenriß erscheint. Ohne ein solches Ideal hat das Leben nicht Nahrung genug und gleicht einem Baume, dem die Sonne fehlt. Er trägt nicht nur keine Früchte, sondern stirbt auch allmälig kraftlos dahin.

— Nichts ist schwerer in der Welt, als das Vernünftige durchzusetzen, weil es eben Menschen von Vernunft voraussetzt.

— Vom gesunden Menschenverstande ist alle Wissenschaft ausgegangen, leider aber kehrt sie nur selten zu ihrer Quelle zurück!

— Auch in einer Monarchie können Künste und Wissenschaften blühen, doch nur unter der Bedingung, daß sie den Launen und Leidenschaften der Mächtigen dienen, d. h. Gegenstände der allgemeinen Verderbniß werden, die, wie Montesquieu sehr richtig sagt, der Lebensstoff der Monarchie ist.

— Es ist mit den Völkern, wie mit den einzelnen Menschen: sie führen oft die Dinge bloß darum aus, weil sie sich für fähig halten, sie auszuführen. German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Bern, 5. Jan.) Vor etwa 14 Tagen kam ein Fremder in Bern an, welcher sich für einen Engländer ausgab, sich den Namen „Rode" beilegte und behauptete, acht Millionen zu besitzen. In seinem Gefolge befanden sich zwei Frauenzimmer von Wiwis, die eine derselben sollte seine Braut seyn, und er hatte, wie er sagte, bei ihrer Mitreise 80,000 L. als Garantie für die Vollziehung der Heirath deponirt. Der Gasthof zum Bären hatte die Ehre, den Millionär zu beherbergen und nun ging es dort hoch her. Täglich wurde zwei- und vierspännig ausgefahren, freilich mit Pferden und Fuhrwerk eines hiesigen Lohnkutschers, da der Millionär keine eigene Equipage besaß. Bei einem hiesigen Kleiderhändler ließ sich der fremde Herr neu kleiden, bei einem Handelsmann kaufte er sich Pistolen, und da es ihm in Bern ausnehmend wohl gefiel, so ging er selbst mit dem Plane um, das Cafee Dument zu kaufen. Ein hiesiger Geschäftsmann erhielt den Auftrag, den Handel ins Reine zu bringen, wofür ihm eine Gratifikation von 2500 L. und die spätere Verwaltung von 6 Millionen, die der Fremde im Kanton Bern anzulegen gedachte, versprochen war. Endlich kaufte der Herr auch noch eine prächtige Kutsche, die aber der etwas bedächtige Sattlermeister nicht anders als gegen Baar verabfolgen wollte. Das war aber fatalerweise die schwache Seite des Millionärs; Papiere und Wechsel hatte er zwar in Menge, aber kein baares Geld, und die hiesigen Banquiers, bei welchen er die Runde machte, wollten seine Häuser nicht kennen. Auf den 2. d. sollte nun die neue Kutsche, behufs der Abreise des Millionärs, abgeliefert werden. Wirklich fuhr dieselbe gegen 2 Uhr Nachmittags vor, die Damen waren bereits eingestiegen und der Herr hatte nur noch einige Kommissionen zu besorgen. Man wartete, wartete Stunden lang, aber kein Herr erschien. In der Eile hatte derselbe sogar vergessen, dem Wirthe seine Rechnung von circa 800 L., sowie den Kutscher, Kleiderhändler ꝛc. zu bezahlen, und als man die zurückgelassenen Koffer öffnete, fand sich in denselben nichts, als ein altes schmutziges Hemd vor. Bis jetzt weiß man nicht, welchen Weg der Mann genommen hat; jedenfalls aber wird derselbe sein Heil auch anderswo versuchen. Er ist circa 45 Jahre alt, mittlerer Statur, ziemlich beleibt, volles Gesicht und bartlos.

(London, 2. Jan.) Am Freitag früh fuhr Gräfin Rossi (Henriette Sonntag) mit einer Gesellschaft von Glasgow nach Aberdeen, um dort am folgenden Tage ein Morgen-Konzert zu geben; doch der Zug fand bei Glammis so viel Schnee, daß dadurch die Schnelligkeit sehr vermindert wurde, und endlich blieb der Zug förmlich im Schnee stecken. Hülfe zu schaffen war unmöglich, und so sah sich die berühmte Sängerin, Gräfin Rossi, Lablache, Calzolari und Piatti genöthigt, sich durch den Schnee hindurchzuarbeiten und für die Nacht ein Unterkommen bei einem Pächter in der Gegend zu suchen. Am folgenden Morgen waren die Wege ganz vom Schnee verdeckt und zwischen Drumlethee und Middletonbrücke stecken 5 Lokomotiven und 4 Züge fest. Man hofft, daß Gräfin Rossi heute in Edinburg ankommen wird.

(Ruhrer Steinkohlen.) Aus Essen wird uns mitgetheilt: Bis zum Eintritte des Frostes wurden durch die Mühlheimer Ruhrschleuse täglich 80,000 Scheffel Steinkohlen zum Rheine befördert, wozu noch 30,000 Scheffel kommen, welche von den um Essen gelegenen Zechen auf der Köln-Mindener Eisenbahn nach Ruhrort, Duisburg und Deutz transportirt werden. Dieser Absatz würde noch bedeutender seyn, wenn es nicht an Bergleuten zur Förderung und an Waggons zum Transporte mangelte. Der Kohlenabsatz nach Holland ist bei der bewilligten Rückvergütung an Gefällen jetzt sehr bedeutend, und dürfte für das abgelaufene Jahr 1849 wohl die Höhe von 3 Millionen Scheffel erreichen. Auch der Absatz über Bielefeld hinaus fängt bei der bewilligten Remission von Berggefällen an, sich zu heben, und hat im dritten Quartal v. J. aus den Essen'schen Bezirken bereits 12,000 Scheffel betragen. Wenn die nöthigen Waggons vorhanden, die Frachtsätze ermäßigt, und mit den Regierungen von Hannover und Braunschweig die Verhandlungen in Betreff der Durchfuhr regulirt

Digitized by Google

seyn werden, hofft man selbst auf einen beträchtlichen Absatz nach Magdeburg und Umgegend. (C. C.)

Was helfen Vernunft und Grundrechte, wenn man sie nicht braucht? Darum wollen die Minister v. Beust und Sonnenkalb in Altenburg und der wohlbekannte Freiherr von Lindenau einen Anfang machen, und haben dazu eine Ansprache erlassen. Darin steht: laßt bei uns im geselligen und brieflichen Verkehr die Hoch- und Wohlgeboren, die gehorsamst und unterthänigen Diener, kurz den ganzen hergebrachten Zopf weg, und wenn Ihr uns begegnet, laßt den Hut auf dem Kopf und grüßt wie die Soldaten; wir wollen's bei Euch auch so halten. Einer Menge von Leuten hat das gefallen, sie machen's so, und es thut gut, ohne Vereine und Statuten. Nur die Hutmacher thun Einspruch.

Unter den nachgelassenen Werken Mendelsohns hat sich ein ganz vollendetes Singspiel gefunden, das in diesen Tagen in Leipzig in einem Privatkreise zum erstenmale versucht werden soll. Es enthält, wie man hört, große Schönheiten, namentlich eine köstliche Baßbuffopartie.

(Hannover.) Der in Hannover bestehende Verein zur Beförderung von Handwerken unter den Juden erstattet Bericht über seine Thätigkeit von Ostern 1841 bis Dec. 1848. Während dieses Zeitraums sind 52 jüdische Knaben des Rabbinatsbezirks Hannover mit Lehrgeld und zu ähnlichen Zwecken unterstützt worden. Im Ganzen sind in der angegebenen Frist 37 junge Leute israelitischer Abkunft, durch die Beihülfe des Vereins in den Stand gesetzt worden, ihre Lehrzeit in verschiedenen Handwerken zu vollenden, in denen sie jetzt als Gesellen und Meister arbeiten.

Korrespondenz.

Vom Rhein.

Die letzte Bischofswahl zu Mainz und die Verurtheilung der Schrift Hirscher's: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart."

Noch selten hat irgend eine Erscheinung auf dem Gebiete der kirchlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit aller denkenden und redlichen Katholiken in dem Maße auf sich gezogen, als die letzte Bischofswahl zu Mainz und die Verurtheilung der Hirscher'schen Schrift: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart". Die Folgen, von welchen diese beiden Umstände begleitet seyn müssen, sind unabsehbar, und wenn sie sich auch im Augenblick nicht zeigen sollten, so können sie sicherlich nicht ausbleiben, wenn anders nicht alles und jegliches Interesse für Kirche und Religion aus der menschlichen Gesellschaft verschwunden ist. Es handelt sich jetzt nicht um den religiösen Fanatismus, welcher durch einige Schreier in den Gemüthern der ungebildeten Menge erweckt werden kann, und der gewöhnlich eben so schnell wieder verraucht, als er entstanden ist; nein, es handelt sich nun um eine lebendige Ueberzeugung Derer, welche vermöge ihrer Intelligenz einerseits und ihres Eifers für den eigentlichen Gehalt der katholischen Kirche andrerseits zum wahren, von allem Pharisäismus freien religiösen Bewußtseyn vorzudringen im Stande sind. Denn nie noch ward der aufrichtige, verständige Katholik so sehr beleidigt, noch nie sein Gemüth so unangenehm berührt, als gegenwärtig durch die unerhörte Schmach, welcher der heuchlerische Pharisäismus zweien Männern von den reinsten Sitten und dem ausgedehntesten Wissen angethan, geschehen ist. — Warum ermangelt die Wahl des Hrn. Prof. Dr. Schmid zu Gießen zum Bischof der Diözese Mainz immer noch der päpstlichen Bestätigung? Welcher vernünftige Grund läßt sich dieser Wahl entgegensetzen? Haben die Ultramontanen, hat Rom keinen andern Grund als den, weil Hr. Schmid ein gescheidter, durchgebildeter Theologe und Philosoph ist? Allenthalben wurde die Wahl des Hrn. Schmid als eine höchst gelungene begrüßt und in verschiedenen Adressen hat das katholische intelligente Volk unseres Großherzogthums den Wählern Schmid's den wärmsten Dank dafür ausgesprochen, daß sie die Diözese mit einem Oberhirten beschenkten, welcher, wie durch seinen liebenswürdigen Charakter, so durch sein hohes Wissen wahrhaft zu imponiren im Stande ist. Man wollte ja einen Bischof, welcher außer der Kunst, die Messe mit Anstand zu lesen, auch in wissenschaftlicher Hinsicht von dem Werthe des kath. Glaubens Rechenschaft abzulegen weiß, einen Bischof, welcher nicht nur ein für das vermeintliche Bedürfniß zurecht gemachter Priester, sondern ein Theologe ist, der, ohne sich scheuen zu müssen, allwärts in Schrift, Wort und That auftreten darf. Wir kennen die Bemühungen einer Partei, welche die Wahl Schmid's gerne zu nichte gemacht wissen möchte; allein auch die Motive sind uns bekannt, welche diesen Bemühungen zu Grunde lagen. Wir lachten Anfangs über den blinden Eifer der Feinde Schmid's, in der Voraussetzung, Pius der Neunte, von einer besseren Ueberzeugung durchdrungen und den unwürdigen Delationen sein Ohr verschließend, werde die erwünschte Wahl alsbald bestätigen; allein seitdem wir die Kunde vernommen, daß der Kirchlichste aller Priester, J. B. von Hirscher in Freiburg, als antikirchlich verabscheut, beschimpft und in den Staub getreten werden soll, da dürfen wir nicht mehr bezweifeln, daß auch Hr. Schmid, dessen Wahl ohnehin schon bestätigt seyn müßte, wenn nichts Heilsameres für unsere Diözese in Aussicht genommen wäre, seines Wissens wegen eine persona ingrata in den Augen der Curie seyn werde. — J. B. v. Hirscher, Domcapitular und Prof. der kath. Theologie zu Freiburg, ein Mann von reinsten Sitten, ein von allen seinen Schülern geliebter und verehrter Lehrer, einer der größten Theologen unserer und der früheren Zeit, der Stolz der Katholiken, studirte seine Theologie nicht blos in einem Compendium über Pastoral, sondern stieg in die Herzen seiner Glaubensgenossen und sah, was hier fehlte. Er beurtheilte seine Kirche nicht nach dem Reichthum an Meßgewändern, Kelchen, Monstranzen, sondern nach dem Maße des Segens, welchen sie über ihre Bekenner ausschütte. Er wollte kein bloß formelles, inhaltsloses Christenthum, sondern ein Christenthum, welches lebendig wäre und lebendig machte. In gebührender, ihm stets eigenthümlicher Bescheidenheit gibt er in dem oben erwähnten Schriftchen Winke, deren Beachtung von unberechenbarem Nutzen für die katholische Kirche hätte seyn müssen, und die den Beweis dafür liefern, daß er gedacht und tief empfunden habe, und daß er einen wahrhaft apostolischen Eifer für das Reich Gottes auf Erden besitze. Mit einer bewunderungswürdigen Freude ward das Schriftchen überall aufgenommen und Tausende, Priester und Laien, sagten: „Der Mann hat uns aus der Seele gesprochen." Allein — Rom nahm es anders auf. Die heilige Congregation für die Prüfung der Bücher erklärte es für akatholisch und antikirchlich und setzte es in den Index. Freilich, es sind ja in dem Büchlein Sachen enthalten, welche dem Prozessionsunwesen, dem übertriebenen Ablaßkram, dem fastnachtsmäßigen Celebriren eines Hochamtes ꝛc. entgegen sind, also für unkatholisch gehalten werden müssen. Rom legte dadurch vor aller Welt den Beweis ab, daß es für Einerlei gelte, ob Jemand über eine schlechte, unwesentliche Form, oder über den Inhalt und das Wesen der Kirche selbst ein ernstes Wort rede, und daß es seinerseits keinen Unterschied zwischen Schale und Kern mache. So möge es denn seine Schale behalten, wir wollen uns an dem Kerne erfreuen und treue Anhänger Hirscher's seyn. Vielleicht hat sich die heilige Congregation verrechnet; vielleicht bilden sich überall Hirschervereine und Hirscher sammt seinen Mitkämpfern Wessenberg und Katz gewinnen die genugthuende Ueberzeugung, daß ihr Anhang das intelligente, aufrichtige kath. Volk seo. Offen und ohne Rückhalt wollen wir diesen Männern bekennen, daß sie unsern Beifall und unsere Liebe haben. Wer Hirscher als Häretiker verdammt, hat einen Apostel verdammt. Wie manchmal mag er denken, der greise Priester: „Ihr Heuchler und Pharisäer! Ihr habt Christum auf der Zunge, ich will ihn im Herzen bewahren!"

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 10. Jan. Börsen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth. von D. Kalisch, Arrangement der Musik vom k. Musikdirektor Gährig.

Freitag, 11. Jan. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth. von Boyeldieu.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 10. Freitag, den 11. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von S. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Alles ging ganz gut von statten. Hermann begleitete die Fliehenden bis hinter Mörfelden. Sie gaben ihm das Versprechen, ihn und der Mamsell Nievergall ihren jeweiligen Aufenthalt wissen zu lassen. Dann ging's an das Abschiednehmen. Mit herzlicher Rührung umarmte der Jäger seinen bejahrten Freund; als er sich aber zu Evchen wandte, da war er nicht im Stande, nur eine Sylbe hervorzubringen, und bei dem Mädchen war's eben so. Beide suchten vergeblich nach Worten, und über diesem Suchen näherten sich die Lippen einander immer mehr, und zuletzt trafen sie zusammen, und das Geräusch eines brennenden Kusses schallte durch die Nacht.

Als der Jägerbursche auf dem Rückwege an die Leiden und Entbehrungen dachte, denen vielleicht Kronau und seine Tochter in der ersten Zeit ausgesetzt seyn würden, und an das Aufsehen, das ihr Verschwinden erregen mußte, da war's ihm wunderbar wehmüthig zu Muthe, und er hätte den Beiden nacheilen und sie zurückholen oder ihnen folgen mögen. „Da wandern sie fort, die Unglücklichen!" rief er still stehend aus. „Nacht und Dunkel muß sie bergen vor den spähenden Augen der Menschen, sie, die nichts verbrochen, deren Herzen so rein sind, wie Krystall, — sie eilen fliehend dahin, um sich ein heimlich Plätzchen zu suchen, wo man sie nicht kennt, wo man ihrer nicht achtet, während mancher Dieb und Lügner, mancher Betrüger und Verläumder oder wohl gar mancher Mörder frei und sicher einher geht, gelobt und gepriesen vielleicht noch von dem verblendeten Geschlechte der Menschen. Und dort über jenen Sternen, die so freundlich auf uns Erdenwürmer hernieder leuchten, soll, trotz alle dem, ein gerechter Richter thronen! Sonderbar! Da wär' doch ein Zweifel verzeihlich. Hermann! Hermann! wo geräthst Du hin? —" und seine Rede ging in ein Flüstern über — „weißt Du nicht, daß man glauben und vertrauen soll? Ja, ich will . . ."

Er hätte seinen Monolog noch weiter fortgesponnen, wenn er nicht plötzlich die Schritte eines Kommenden gehört haben würde. Es war der Jude Koppel aus Königsstädten, der von Langen kam, woselbst er sich in Handelsgeschäften verspätet hatte.

„Bei meinem Leben!" schnaufte der Israelite, „bin froh, daß ich jetzt ein Stück Weges Gesellschaft hab', 's ist gar unheimlich im Wald, Herr Brand! und gerade hier, da soll der graue Mönch spuken. Er weiß doch auch davon?"

Dem Jägerburschen war die Sage allerdings bekannt, nach welcher in dieser Gegend der Geist eines Kuttenträgers umging, der hier verunglückt, dessen Leben hier gebrochen worden war, und von welcher Begebenheit der Name „Mönchsbruch" herkommen sollte.

„Glaubt Er denn auch an solche Dinge?" fragte Hermann, ohne auf die Frage des Juden zu antworten.

„Nun, mein Gott, Herr Brand!" erwiederte Koppel, „warum denn nicht? Ist unserm Herrgott nicht Alles möglich. Wenn er sein Plästr daran hat, warum soll er nicht einen grauen Mann, der ein Sünder gewesen, da herumgehen lassen können?"

Hermann mußte, seiner trüben Gedanken ungeachtet, über die Ansicht des Juden lachen.

„Erschrocken bin ich aber heut' Abend doch schon," begann Koppel nach einer Weile wieder. „Als ich draußen hinter Mörfelden aus dem Wald trat, steh' ich auf einmal vor zwei schwarzen Gestalten — ich hab' fast „waih" geschrie'n vor Angst und wollt' mich davon machen. Da hat die eine Gestalt gesagt, ich sollt' bleiben und mich nicht fürchten, und hat mich dann gefragt, ob das der Weg sey nach Langen. Wie ich nun „ja" geantwortet, sind sie dankend ihres Weges gegangen."

Hermann, der jetzt wieder lebhaft an die beiden Flüchtlinge dachte, sprach kein Wort mehr, Koppel mochte auch sagen was er wollte. Er schied mit einer einfachen „geruhsamen Nacht" von dem Juden.

7.

Welche Unruhe herrschte am andern Morgen im Jagdschlosse als man Evchen vermißte! Die Frau von Schmieden schimpfte fortwährend auf das „nichtsnutzige Ding", der Franzose fluchte „sacre nom de Dieu!" und rief ein über das anderemal „quelle méchant fille!" aus; der Jägermeister aber meinte, die Frau Gemahlin hätte das Mädchen doch anders behandeln sollen, das sich vielleicht etwas angethan habe, oder in die weite Welt gelaufen sey. Man schickte zu Mamsell Nievergall, — sie wollte von nichts wissen; man erkundigte sich nach dem Jägerburschen, — er war schon in aller Frühe seinem Berufe nachgegangen. Nirgends war eine Spur von der Verschwundenen zu finden. Da kam gegen Abend ein Knabe und überbrachte dem Jägermeister ein Briefchen, in welchem stand, daß jener Köhler beim Königstädter Forsthause der ehemalige Jagdkasseninspektor Kronau sey. Die Unterschrift fehlte.

„Wer hat Dir diesen Brief gegeben," fragte der Herr von Schmieden den Knaben.

„Ein Mann, den ich nicht kenne," versetzte der Kleine und lief davon.

„Nun ist Alles klar," brummte der Jägermeister vor sich hin. „Vater und Tochter lebten seither im Einverständniß und haben sich nun zusammen aus dem Staube gemacht. Das Nest wird leer seyn. Aber nun hätt' der Anonymus auch sein Schreiben unterlassen können — kann doch jetzt zu nichts mehr nützen. Möcht' nur wissen, wer der Mann ist, der den Kronau erkannt hat."

Digitized by Google

Der Jägermeister ritt nach dem Königstädter Forsthause.

„Schöne Geschichten, die uns passirt sind, Nievergall!“ rief er dem aus der Thüre seines Hauses tretenden Oberförster vom Pferde herunter zu. „Hier leset einmal!“

Nievergall schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Potz Sapperment!“ klagte er, „das ist ja zum Davonlaufen — Einem so zu hintergehen! Der wußt' sich aber unkenntlich zu machen — wer hätt' etwas anderes als einen schlichten Köhler hinter Dem gesucht?“

„Ja, und das Blitzmädchen, das Evchen, hat sicherlich darum gewußt,“ sagte der Herr von Schmieden. „Sollte nicht noch Jemand in das Geheimniß eingeweiht gewesen seyn?“

Der Oberförster dachte an seinen Jägerburschen und an Therese, schwieg aber.

Beide verfügten sich nun zur Köhlerhütte und fanden Niemand darinnen.

Die Männer beriethen sich alsdann, was zu thun sey. Sie wollten vor der Hand schweigen und abwarten, wie es weiter kommen würde.

Schon nach wenigen Tagen war die Flucht Evchens und des Köhlers in der ganzen Gegend bekannt. Der Jude Koppel fing jetzt auch an zu schwatzen. Es ging ihm ein Licht auf über die zwei dunkeln Gestalten, die ihm hinter Mörfelden begegnet waren, und er log nun, sie halb und halb erkannt zu haben, und versicherte, der Jägerbursche Brand müsse um die Sache wissen. Der habe den Flüchtlingen wahrscheinlich das Geleite gegeben u. s. w.

Das Gerede ward bald dem Jägermeister zu Ohren getragen, der erst den Koppel und dann Hermann in's Verhör nahm. Letzterer, ein Feind aller Lügen, gestand, daß er gewußt, wer der Köhler eigentlich gewesen, und daß er mit dem unschuldig verfolgten Manne und dessen Tochter im Einverständniß gelebt habe. Das war genug. Herr von Schmieden erließ sogleich ein Schreiben an den Oberförster, der am folgenden Tage schon seinen Jägerburschen verabschiedete. Therese weinte, und auch Nievergall war beim Abschiede des jungen Mannes gerührt; er hätte ihn gern behalten — er mußte aber daran denken, was man in Darmstadt in diesem Falle sagen würde.

Hermann schlug über Großgerau die Richtung nach Darmstadt ein,

(Fortsetzung folgt.)

Kampf in der Wüste.

. . . . Tgi stand auf und setzte sich neben mich. „Du scheinst traurig,“ sagte ich zu ihm. — „Weil ich Jemand umbringe und Allah den Mord verbietet.“ — „Was hat Dir der Jemand gethan?“ — „Mir nichts, aber er gefällt Der, die ich liebe, und das treibt mir das Blut in die Augen.“ — „Du kannst ihn aber nicht ermorden.“ — „Nein; allein sein Yatagan, so scharf wie der meine, bewaffnet keinen so starken Arm; und weil mir der Prophet einen solchen gegeben, muß ich diesen Vorzug nützen. Ich habe dem Tackjar einen Zweikampf angeboten, er verweigert ihn nicht; Kalida wird ihm nicht zugehören, oder ich werde todt seyn.“ —

„Wann der Zweikampf?“ — „Bei Sonnenaufgang.“ — „Gestatten es deine Brüder?“ — „Meine Brüder haben mich sehr lieb, sie wissen, daß ich leide und wünschen mir den Sieg.“ — „Wenn Allah Dir Sieg schenkt, eroberst Du Dir Kalida?“ — „Ich glaube nicht. Kalida liebt . . . . . aber die Wüste ist groß, unser Weg nach Marokko weit, und die Tiger finden nicht überall so zartes Fleisch, als das Kalida's.“ — „Du liebst sie also nicht?“ — „Wahnsinnig, das siehst Du wohl, weil ich sie tödte, sie den wilden Thieren zur Speise gebe.“ — „Straft der Prophet die Mörder nicht?“ — „Manche; aber wenn seine Hand auf Denen schwer liegen müßte, die ein Herz im Herzen haben, warum gibt er uns die Leidenschaften, welche Stürme des Lebens sind? Ueberdies, Christ, glaube ich nur im Glücke an den Propheten; wenn mich Unheil trifft, lästere ich.“ — „Glaubst Du, daß Deine Freunde, die Araber, den Kampf zugeben?“ — „Sie sind davon benachricht, billigen ihn und beten in diesem Augenblicke für mich.“ —

Der unglückliche Tgi verließ mich wieder, und ich verfügte mich zu einem Nachbarzelte, um die Züge jenes jungen Mädchens zu studieren, das so tiefe Liebe einflößte. Ich trat ein, nachdem ich drei leichte Schläge in die Hand gethan. . . . . Kalida saß auf einem Kameelfelle und nippte gerade von einem geistigen Getränke, das ihr Tackjar in einer geschnitzten Kokusschale übersandt hatte. Auf den ersten Anblick rechtfertigte das arabische Mädchen die glühende Eifersucht der Nebenbuhler nicht. Klein, untersetzt, schmutzig, alternd, hatte sie fast keine Stirne, und ihre Füße boten eine fabelhafte Fläche. Ihre eckigen Arme und Beine schmückten weiße Flecken, einen angebornen und einst nur durch glühendes Eisen und Gebete zu Mahomet bezwungenen Aussatz verrathend. Aber nie drang ein reinerer und süßerer Blick aus einem schwärzeren und sammetartigeren Augensterne; das war sanft wie mütterliche Liebkosung, wollüstig und keusch zugleich, gab Leben und Glück. Nirgend hast Du weichere und dichtere Brauen gesehen, nie schönere Bögen, glänzend wie Ebenholz, die länglichen herausfordernden Augen einrahmen. Nirgend so blendende Perlen, wie die Emailzähne Kalida's.

Die Stunde des Kampfes hatte geschlagen. Man verkündete sie durch einen Trompetenstoß. Bei diesem gefürchteten Zeichen schien Kalida nicht bewegt. Tgi und Tackjar begaben sich jeder von seiner Seite nach der gewählten Stelle; die ganze Karavane bildete einen Kreis, und Kalida ließ sich auf eine Löwenhaut nieder, die ihr glücklicher Anbeter ihr dargeboten. Die zwei Ringer kehrten sich dreimal auf ihren Fersen um, riefen Mahomet an und harrten, auf ihre Kniee sinkend, dem Winke des Häuptlings. Sein Gebot erfolgt. „Entsagst Du der Kalida?“ fragte Tgi seinen Gegner. — „Nein.“ — „Entsagst Du ihr?“ — „Nein.“ — „Entsagst Du ihr?“ — „Nein.“ — „Dann bete zum Propheten.“ — Und sein Yatagan fliegt wie eine vom Winde bewegte Flamme um sein Haupt. Kalida lächelt verächtlich.

Tackjar, äußerlich ruhig, hielt sich beinahe kauernd am Boden, bereit, den ersten Streich zu erwiedern, und warf von Zeit zu Zeit einen flüchtigen Blick auf seine künftige Gefährtin. Die Yatagans kreuzten sich beim düstern Klange einer einförmigen klaffenden Musik, welche die Mauren und Araber, gleichmüthige Zuschauer der Scene, im Chore anstimmten. Die Kämpfenden stießen nicht, sie schnitten, gleich dem Vorschneider einer fürstlichen Tafel, und schon hatten mehrere Wunden das Fleisch zerrissen. Aber Tgi, der einen langsamen Sieg für eine Niederlage erachtet stößt einen furchtbaren Schrei aus, beugt sich, springt wieder in die Höhe, thut einen Satz, den Yatagan vor sich, und fällt über Tackjar her. Dieser hat den Schlag vorhergesehen und sich beinahe platt auf die Erde gelegt; seine gekrümmte Waffe dringt tief in Tgi's Seite, der mit dumpfem Brüllen sinkt. „Ich sterbe,“ sagt er, „aber ich möchte meinen letzten Seufzer zu Füßen Der aushauchen, die ich in meinem Gebete Mahomet empfehle.“ —

Tgi's Wunsch ward erhört; man schleppte ihn zu den Füßen der jungen Araberin hin, und der Unglückliche versuchte hier, kaum sich aufrecht erhaltend, einige Worte der Liebe und Reue zu stammeln; darauf kniete er nieder, legte die rechte Hand auf sein Herz und, einen Dolch fassend, den er in seinem Kaben-Slimout verborgen trug, stieß er ihn bis an das Heft in Ka-

Digitized by Google

lida's Busen, die nicht einmal mehr Kraft zu einem Schrei behielt.

Man grub zwei Gräber, in welche man die zwei Opfer Haupt an Haupt bestattete, und als ich am folgenden Tage der Seele Tackjar's Trostworte bringen wollte, erfuhr ich, daß er verschwunden war. Welche schauderhaften Geheimnisse birgt die Wüste Sahara!

E. N.

Mannichfaltigkeiten.

Die Süddeutsche Buchhändlerzeitung enthält aus Riga eine Mittheilung. Im Juli v. J. kamen zwei Petersburger Beamte, der Gend'armenoberst Stankiewitz und der Collegienrath Gregoriew, mit Extrapost vor den Buchhandlungen der HH. E. Götschel und R. Kymmel angefahren, die einander gegenüber liegen, und versiegelten beide Lokale. Die beiden Beamten, die fast kein Wort Deutsch verstehen, befahlen, daß sich aus den genannten Buchhandlungen Niemand entferne, bis die Versiegelung auch an der Wohnung des Hrn. Deubner vollzogen war. Die Leihbibliotheken theilten das gleiche Loos. Nach einer zwölftägigen Untersuchung, zu welcher zwei Censoren, ein Beamter des Generalgouverneurs und ein Mitglied des Rathes beigezogen waren, wurden jedem der Genannten etwa 300 Bände und Hefte weggenommen und nach Einsichtnahme der Briefe und Handlungsbücher die Wiedereröffnung der Geschäfte gestattet. Schon am 27. August aber wurden diese in Folge eines von Petersburg eingetroffenen Befehls aufs Neue geschlossen und seitdem nicht wieder eröffnet. Die weggenommenen Bücher waren als verbotene erklärt und eine Rechtfertigung der Betroffenen nicht zugelassen worden. Sie würden dargelegt haben, daß das Gesetz nur vorschreibt, die verbotenen Stellen „vor dem Verkauf" herauszuschneiden oder mit Schwärze unleserlich zu machen, daß aber die bei ihnen vorräthigen Bücher noch nicht verkauft seyen, und daß sie doch Bücher, die nach deutschem Buchhändlergebrauche unverkauft vielleicht an die Verleger zurückgehen, nicht verunstalten oder verstümmeln dürfen. (Unter Anderm sind unzählige Stellen des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons als verboten bezeichnet.) Erst im October kamen die Untersuchungsakten aus Petersburg zurück. Man begann sie ins Deutsche zu übersetzen. Erst wenn dies vollendet, wird man eine Vernehmung der Betroffenen zulassen. Das Urtel geht vom Kriminalgerichte erst an den Rath, muß dann wieder ins Russische übersetzt und nach Petersburg zur Bestätigung gesendet werden.

(Paris.) Einer der bedeutendsten Geldwechsler des Palais National hat von einem Kaufmann von Port au Prince ein Kistchen mit Münzen erhalten, die der neue Kaiser von Haiti, Faustin I., hat schlagen lassen. Die angekommenen Gold- und Silbermünzen beweisen, daß Faustin ganz das französische System angenommen hat. Auf den Goldstücken hat der neue Kaiser von Haiti sich in ganzer Figur, mit dem kaiserlichen Costüm angethan, die Krone auf dem Kopfe, den Hermelinmantel umgehangen und die Hand auf das Scepter und die Verfassung von Haiti gelegt, abbilden lassen. Dieses Costüm erinnert an das, welches Napoleon am Tage seiner Krönung trug. Auf der Rückseite steht der Werth der Münze, umgeben von einem Lorbeerkranz und mit der Jahreszahl 1849 versehen. Das Bild des Kaisers trägt die Umschrift: Faustin I., Kaiser von Haiti. Die Münze selbst trägt die Randschrift: „Gott beschütze mein Volk". Mehrere Münzkundige haben von diesen Goldstücken gekauft und sie zum Theil sehr theuer bezahlt.

Eine philadelphische Zeitung theilt ein Kuriosum aus Kalifornien mit: Es ist ein Privatbrief, der folgende Stelle enthalten soll: „Ich bin nun 3 Jahre hier und noch unbeweibt. Mein Freund, Dr. L., ist kürzlich nach Schottland gereist; ihm habe ich Auftrag gegeben, mir eine Frau mitzubringen, welche sechs Fuß hoch seyn, blaue Augen und dunkelbraunes Haar haben muß. Diese verpflichte ich mich entweder zu heirathen oder ihr 10,000 Dollars Reugeld zu zahlen. Hoffentlich — heißt es in dem Briefe weiter — werden wir, wenn sich unsere Zustände nur noch etwas mehr befestigt haben, bald 10,000 Mädchen „erster Qualität" im Lande haben; denn an Geld und Gut gebricht es uns nicht, nur an Frauen."

(Bamberg, 27. Dec.) Das „Bamberger Tagblatt" erzählt folgenden Vorfall: „Der hiesige Liederkranz brachte, wie es bei allen Vermählungen seiner ordentlichen Mitglieder seit lange herkömmlich ist, gestern Abends gegen 10 Uhr nach eingeholter polizeilicher Genehmigung der neuvermählten Gattin eines seiner Mitglieder eine Serenade in der Nähe des Bamberger Hofes. Sofort schon nach Beendigung des ersten Chorgesanges erschien von der mehr als 300 Schritte entfernten Hauptwache ein Detachement Soldaten, von einem Unteroffizier begleitet, und forderte die Sänger auf, augenblicklich stille zu seyn und auseinander zu gehen. Obgleich denselben der Zweck der Anwesenheit der Sänger mit dem Bedeuten eröffnet wurde, daß man mit Genehmigung der competenten Polizeibehörde hier versammlet sey, und obgleich ihnen die anwesenden Vorstandsmitglieder sogar ihre Namen mitgetheilt hatten, um den wachthabenden Offizier auf das Umständlichste von der Sache in Kenntniß setzen zu können, erschienen dieselben doch nach wenigen Augenblicken mit Nachrückung einer Verstärkung wieder und forderten nun mit Ungestüm die Entfernung der Sänger, und fügten die Drohung bei, daß wenn man nicht augenblicklich Folge leisten würde, sie die Gewehre laden und von der Waffe Gebrauch machen würden. Erst, nachdem die anwesenden Vorstandsmitglieder selbst auf die Hauptwache geeilt waren, wurden die Soldaten zurückgezogen."

(Graubündten.) Die „Churer Ztg." veröffentlicht folgende, in der That heutzutage nicht mehr für möglich gehaltene Erscheinung des Aberglaubens: „Mit Bedauern vernehmen wir, daß in einer reformirten Gemeinde unsers Kantons, welche zu einer sonst aufgeklärten Landschaft gehört, jüngst noch Hexenhokuspokus getrieben, nämlich ein Ziegenbock, dem es aus ganz natürlichen Gründen im Gehirn nicht geheuer war, und der deshalb zuweilen possirliche Sprünge machte, als verhext verbrannt wurde. Man hat uns diese Sache mit dem Auftrage mitgetheilt, die Vorsteher der betreffenden Landschaft auf den geistig verwahrlosten Zustand der Gemeinde, in der das heutzutage Unerhörte vorkam, aufmerksam zu machen."

In Dresden soll etwas ganz Neues zu Tage kommen. Unter der Direktion der Herren Gust. Ad. Müller „Marchand-Tailleur" und Heinrich Klemm jun., „Vorsteher des Zeichnen-Instituts für Kleidermacher in Leipzig", wird nämlich nach einer erlassenen Bekanntmachung eine „Akademie der höhern Bekleidungskunst" ins Leben treten. „Wer heut zu Tage", heißt es in der Ankündigung, „auch nur einigen Werth darauf legt, gut und geschmackvoll gekleidet zu seyn, wird jedenfalls der Behauptung beipflichten, daß die sonst so einfache Schneiderprofession in ihrer jetzigen höhern Ausbildung dem mechanischen Gewerbkreise völlig entwachsen ist. Im Interesse sowohl der Betheiligten als des Publikums ist es daher zum dringendsten Bedürfniß geworden, in Deutschland ein größeres Institut zu gründen, wo der Kleidermacher diejenige technische und fachwissenschaftliche Ausbildung erlangen kann, welche er als tüchtiger Geschäftsmann und Mei-

Digitized by Google

ster seines Faches in jeder Beziehung nöthig hat." Die Grundlage ist ein von Müller erfundenes „Körpermessungssystem mit darauf basirter directer Construction der verschiedenen Kleiderschnitte." Diese Erfindung heißt „das trigonometrische System der Körpermessungs- und Zuschneidekunst." Die beiden Direktoren der Dresdner Schneider-Universität geben die moralische Garantie, daß Demjenigen ein Preis von 500 Thlr. zugesichert wird, welcher im Stande wäre, ein besseres System aufzustellen. — Die „Akademiker" haben jährlich 100 Thaler zu zahlen.

(Olmütz, 25. Dec.) Jüngst weilte der französische Gesandte Hr. Beaumont in unsern Mauern. Die Veranlassung war der Wunsch seiner Gattin, dem Vernehmen nach einer Enkelin Lafayette's, die Casematte zu sehen, in welcher ihr Großvater einen Theil seiner vom Jahre 1792 bis 1797 währenden Kriegsgefangenschaft zugebracht. Es ist bekannt, daß der berühmte Republikaner einmal zu fliehen versuchte, jedoch auf der Flucht von berittenen Landleuten erkannt und eingebracht wurde.

Literatur.

Thüringische Volkssagen von Adolph Bube. Gotha, Druck und Verlag der Stollberg'schen Buchdruckerei.

Von den trüben Kreisen der Politik und den Stürmen der Parteikämpfe wendet sich gern das den Musen befreundete Gemüth hinweg zu den heitern Regionen, wo farbige Phantasie, tiefes Gefühl und reinmenschlicher Sinn, im treuen Bunde vereint, den Schwung des Geistes beleben, und schöpft sich im trauten, der Poesie geweihten Thale aus dem Quell, der ihrem Blüthenhain entströmt, einen Labetrunk, dessen zauberische Macht, gleich dem Homer'schen Nepenthe, die hemmenden Bande des alltäglichen Treibens entfernt und das Herz auf dem Wege zur wahren Freiheit der Seele und zum Reiche des Schönen, Guten und Edlen, selbst unter störenden Einflüssen der Zeit, neu erhebt und stärkt. Welches Feld der Dichtung aber wäre anziehender für deutschen Sinn und Geist, als das der Sagen vaterländischer Vorzeit, besonders da, wo sich diese, wie bei dem verwandten britischen Sängerkreise, in den Formen der Romanze und Ballade, mit ihren theils lieblichen, theils schauerlichen oder schwermüthigen Klängen, ausspricht? Welche begeisterte Aufnahme diese Gattung schon seit langer Zeit bei uns gefunden und welche herrliche Talente sich ihr gewidmet haben, ist bekannt. Unter den Dichtern der neuesten Periode darf man Hrn Adolph Bube mit Recht als einen derjenigen nennen, welche den wahren Ton der Ballade, die Verschmelzung des lyrischen Ausdrucks subjectiver Gefühle mit epischer Darstellung am glücklichsten trafen, ja vielleicht als den, der sich am rühmlichsten neben seine älteren Brüder und noch fortwirkende Genien auf dieser Bahn, einen Uhland, Kerner, von Zedlitz ꝛc. stellen kann. Schon seine früheren Dichtungen dieser und anderer Art wurden von dem gebildeten Publikum mit Beifall und Liebe aufgenommen. Wie dort offenbart sich in der gegenwärtigen Auswahl „Thüringischer Volkssagen", bei ächter Gemüthlichkeit und einem biedern, rein religiösen Sinne, die blühendste Imagination, tiefes Gefühl und eine lebhafte poetische Darstellungsweise. Der frische Waldesduft aus Thüringens Bergen und Thälern, wo der Geist romantischer Freiheit herrscht und wo die Erinnerung an die altdeutsche Ritterwelt und an so manches Gute und Schlimme, das in den Tagen des Mittelalters hervortrat, mehr als in vielen andern Gegenden, von den grauen Denkmalen der Vorzeit herab die Betrachtungen des Wanderers anregt, scheint kräftig und mild in diesem trefflichen Kranze von Balladen zu wehen, welche der Dichter in den anmuthigen Fluren des freundlichen Gotha sang, wo einst die liebliche Harfe Gotter's ertönte und wo Jacobs, Reichard, der fürstliche Sänger des Kyllenion u. A. ihre schönen, sinn- und empfindungsreichen Gebilde schufen. Auch die metrische Form, welche Hr. Bube bei seinen Volkssagen, nach Verschiedenheit der mannichfachen Stoffe, die hier behandelt sind, anwandte, ist für jede sehr passend gewählt (wie man z. B. aus der Zusammenstellung der großen Glocke zu Erfurt, der wilden Jagd, Ludwig des Heiligen Abschied, des Jungfernsprungs bei Arnstadt, des Knaben-Kreuzzugs, des Handschuhes der heiligen Elisabeth, des Kornfuhrmanns aus Redelingen, des Fräuleins von Boyneburg u. a. m.), ersehen kann, dabei Diction und Versbau sehr fließend und harmonisch. Loben müssen wir zugleich die äußere Ausstattung des Büchleins, das in Format, Druck und Papier recht niedlich, heiter und elegant erscheint. Karl Seid.

Korrespondenz.

Heidelberg, 9. Jan.

Die theatralischen Abendunterhaltungen, welche von dem Dilettanten-Verein des zweiten Bataillons k. preuß. 28. Infanterie-Regiments hier nicht ohne Beifall gegeben werden, nehmen einen erwünschten Fortgang. Am letzten Sonntage wurde aufgeführt: „Humoristische Studien", Schwank in 2 Aufzügen von E. Lebrün und: „Der Hahnenschlag", Drama in 1 Aufzuge von Kotzebue. Da die Vorstellungen in einem von der Stadt etwas entfernten Hause, dem sogenannten Hasenacker, gegeben werden, so haben unsere industriösen Kutscher den Besuch dem Publikum dadurch erleichtert, daß sie Omnibus dahin gehen lassen.

Gotha, 8. Jan.

Vor einigen Tagen bereitete uns Hr. Karl Deichmann aus Hannover einen für uns seltenen Kunstgenuß. Er ist Virtuos auf der Geige und weiß diesem Instrumente einen herrlichen, klaren und reinen Ton zu entlocken. Die Führung seines Bogens ist meisterhaft, sein das Gefühl und Herz des Zuhörers ansprechendes Adagio verräth den wahren Künstler. Leider verließ er uns zu bald, um uns mit einem zweiten Konzerte erfreuen zu können. Eine gleich angenehme Erscheinung war die erst 12jährige Uranie Berginy, eine Corsin, welche mit seltner Fertigkeit die für ein so zartes Alter sich darbietenden Schwierigkeiten überwand und mit bewundernswerther Leichtigkeit die epinösesten Piecen, wie zum Beispiel eine Fantasie von Prudent behandelte und durchführte. Sie ist bis jetzt die Schülerin ihres temporär sich hier aufhaltenden Vaters gewesen und wird gewiß unter der fernern Leitung tüchtiger Meister bald eine namhafte Stelle unter den hervorragenden Musikkünstlern einnehmen. — Unsere Theatersaison ist wegen des Unwohlseyns der ersten Sänger und Schauspieler mit einigen Lustspielen von geringerer Bedeutung begonnen worden. In dem gestern aufgeführten „Michel Perrin, oder der Spion wider Willen" zeichnete sich Hr. Hintz in der Rolle des Michel Perrin, eines gutmüthigen, jedoch etwas dornirten Pastors, sehr vortheilhaft aus.

Darmstadt, 5. Jan.

Von den zwei Vorstellungen auf unserer Bühne im neuen Jahre habe ich Ihnen über jede etwas Besonderes zu melden. Am Neujahrstage ward „Prinz Eugen der edle Ritter", Oper in 3 Akten von Gustav Schmidt, zum ersten Male aufgeführt. Die Composition machte Glück und schien schon um deswillen zu gefallen, weil das unter diesem Titel bekannte Volkslied in die drei Akte in recht ansprechender Weise eingeflochten war. Hr. Pasque gab den Prinzen Eugen, Hr. Scharpff den Wachtmeister, Hr. Petz den Conrad, Fräul. Neukäufler die Engelliese ꝛc. Man konnte mit der Darstellung wohl zufrieden seyn. — Gestern Abend regalirte man uns mit des Ed. Devrient Schauspiel: „Treue Liebe", ein bekanntes Stück, dessen dramatischer Werth längst anerkannt ist. Fräul. Emilie Müller aus Berlin war in der Rolle der Marie eine neue Erscheinung, welche die Neugierde nicht bloß reizte, sondern durch ihr glückliches Spiel auch befriedigte.

Theater-Anzeige.

Freitag, 11. Jan. Die weiße Frau, große Oper in 3 Abth. von Boyeldieu.

Samstag, 12. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Karl Töpfer.

Sonntag, 13. Jan. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth. nach dem Englischen des Planché von Th. Hell, Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Aktes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 14 Jan. (Zum Vortheil der hiesigen Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Raphael Sanzio, romantisches Drama in 5 Akten von Wollbrim. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redacteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 11. Samstag, den 12. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

8.

Der Landgraf Ludwig VIII. von Hessen war bekanntlich ein sehr großer Liebhaber des edeln Waidwerks. Mit erstaunlicher Ausdauer verfolgte er in seinen jüngeren Tagen das flüchtige Wild, und die Großartigkeit und der Glanz seiner Parforcejagden waren weit und breit berühmt. Kein Fürst der damaligen Zeit that es ihm darin gleich. Wie aber Alles bei ihm den Nimrod ankündigte, so auch sein Fuhrwerk. Einige Thiere derselben Gattung, welchen er oft Tod und Verderben brachte, hatte er zähmen und zum Wagenziehen abrichten lassen. Wenn er sich beim Ausfahren seines Carriols bediente, so erblickte man nur einen Hirsch vor demselben; saß er aber in der schweren Kutsche, so bestand das Gespann aus fünf oder sechs dieser flinken Thiere.

Der Lieblingsaufenthalt des Landgrafen war das Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt, wo er den größten Theil des Jahres verweilte. In dem Winter aber, in welchem Hermann Brand sich als Jägerbursche bei dem Oberförster Nievergall befand, war der hohe Herr fast beständig unpäßlich, so daß er auf Anrathen der Aerzte das alte Palais zu Darmstadt bewohnen und die Ausübung der Jagd während dieser für ihn so langen Zeit ganz vermeiden mußte. Sobald er sich indeß nur einigermaßen besser fühlte, da war's ihm zu eng in der Residenz, und er zog hinaus nach seinem lieben Kranichstein.

Es war ein Märztag von seltener Milde. Der Landgraf schaute aus einem der Fenster des Jagdschlosses hinaus in die frische, neu erstehende Natur. Schellengetön, von den Heerden kommend, drang an sein Ohr, drüben auf den Feldern jubelten die Lerchen, hier piepte ein Buchfinke und dort rief eine Meise: „Spitz' die Schaar! spitz' die Schaar!" als wollte sie den Landmann an den Beginn der Feldarbeiten erinnern. Ludwig VIII. konnt' es nicht mehr länger in der Stube aushalten; es trieb ihn hinaus in's Freie. Der Hirsch ward vor's Carriol gespannt, der Landgraf stieg ein und ein Diener mit einer scharlachrothen Weste setzte sich auf den Bock.

Majestätisch und stolz schritt der Sechzehnender einher, als wenn er sich bewußt wäre, wen er hinter sich nachzöge. Der hohe Herr aber betrachtete mit Wohlgefallen die Bewegungen des schönen Thieres. So war er seit vorigen Herbst nicht ausgefahren. Allerlei Gedanken über den Verfall der irdischen Kraft und Schönheit drängten sich ihm auf, und er dachte mit Schmerz daran, wie er einst so rüstig gewesen, und wie er einen ganzen langen Winter hindurch das Vergnügen der Jagd nicht hatte genießen können, weil mit dem herannahenden Alter sich auch gewisse Mängel und Gebrechen eingefunden. Da trat plötzlich eine Bauersfrau aus einem Seitenpfad heraus, stellte sich vor das Fuhrwerk und sagte mit kläglicher Stimme: „Gnädigster Herr! nur einen Augenblick Gehör!" Der Landgraf hatte das Weib nicht gleich bemerkt und schrack bei diesen Worten unwillkürlich zusammen.

„Willmann, halt Er an!" befahl er dem Diener, als er die demüthig Bittende gewahrte. Der Hirsch stand still.

„Weib, was ist Ihr Begehr, daß Sie mir sogar im Felde in den Weg tritt?" fragte Ludwig VIII. ernst und streng.

„Ach, gnädigster Herr!" flehte die arme Frau, „höret mich nur eine Minute an!"

„Nun, so sprech' Sie!" gebot der Landgraf. „Mach' Sie's aber kurz!"

„Ja, ja! gnädigster Herr!" versprach die Flehende. „Sehet, ich bin eine Wittfrau, besitze zehn Morgen Land und einen Sohn und zwei Töchter. Mein Sohn, der Hannes ist ein guter Bauer. Vergangenen Herbst sagt' ich, Hannes! geh' hinaus und bewach' unsern Krautacker gegen die wilden Säu'! Der Hannes thut's. In der dritten Nacht plagt ihn der böse Geist und er schlägt so 'ne Sau — ich glaub', man heißt's „Keuler" — todt, und der Wildhüter Lußmann kommt dazu, zeigt's an, und mein Hannes sitzt seitdem im „weißen Thurm" in der Stadt — ich bin 'ne arme Wittfrau und das Feld will doch bestellt und die Steuer bezahlt seyn . . ."

„Hör' sie, Frau!" sagte Ludwig VIII., „da hat Ihr Sohn auch eine schlimme That vollbracht; die Richter werden schon entscheiden."

„Gnädigster Herr Landgraf!" wimmerte die Arme, „lasset meinen Sohn frei — ich brauch' ihn — um Gotteswillen habt Erbarmen!"

„Geh' Sie Ihres Weges, Frau!" befahl der Landgraf, „ich will die Sache untersuchen lassen. Wie heißt Sie?"

„Ich bin die Wittfrau . . ."

Gleich dem rollenden Donner erschallte auf einmal das Gebrüll eines Faselochsen und unterbrach das Weib. Das gewaltige Thier, welches der Heerde entlaufen war und von einem Knaben, der einen Ringelstecken in der Hand hatte, wieder herbeigetrieben werden sollte, rannte vom Arheil'ger Feld kommend, in ungeheueren Sätzen über Gräben und Hecken. Als es das Fuhrwerk des Landgrafen und die rothe Weste des Dieners erblickte, senkte es, die Erde mit seinen Hufen aufwühlend und in die Luft schleudernd, den mächtigen Kopf und drang auf Diejenigen, welche seine Wuth entflammt hatten, ein. Das Weib entfloh unter Heulen und Wehklagen, und der sonst so muthige Hirsch fing an zu zittern und war wie fest gebannt. Außer einem Hirschfänger, den der Landgraf trug, waren keine Waffen vorhanden. Der wilde Stier hatte sich die rothe Weste des Dieners

Digitized by Google

zum Ziele genommen — er tobte, den Sechzehnender in den Graben schleudernd, auf die verhaßte Farbe los und stürzte das Carriol der Art um, daß es den Diener mit sammt seiner rothen Weste bedeckte. Der Landgraf war weniger glücklich; er fiel auf den Weg, erhob sich aber sogleich wieder und zog, so schwach auch sein Arm damals seyn mochte, den Hirschfänger und suchte, sich stets durch den Wagen deckend, dem Thier die Augen auszuschlagen, damit es ihm erblindet nicht mehr schaden könne. Da strauchelt aber sein Fuß an dem Hirsche, der sich in die Stränge verwickelt hatte; er fällt zur Erde nieder und sieht, wie der Ochse über ihn herstürzen will. Der hat indessen ausgetobt; denn in demselben Moment knallt in der Nähe eine Büchse, und der gewaltige Stier sinkt, mitten in die Stirne getroffen, röchelnd zu Boden. Als sich nun der erstaunte Landgraf umschaut, steht dicht vor ihm ein fremder Jäger, der eben die Zündpfanne seiner Büchse mit einem Läppchen reinigt.

Der treffliche Schütze hilft nun zuerst dem Landgrafen auf die Beine, dann befreit er, mit starkem Arme das Carriol wieder auf die Räder hebend, den rothbewesteten Diener, und zuletzt leistet er diesem noch in Entfesselung des Hirsches Beistand. Als Alles wieder in Ordnung war, fand sich, daß Niemand eine Wunde davon getragen hatte. Der Landgraf dankte gerührt seinem Retter und vermochte denselben dazu, daß er mit nach Kranichstein fuhr.

„In Zukunft, Willmann!“ sprach Ludwig VIII. zu seinem Diener auf dem Rückwege, „in Zukunft läßt Er seine vertrackte rothe Weste daheim — die ist an der ganzen Geschichte schuld gewesen. Denk' Er sich das Malheur! Wenn dieser resolute junge Mann nicht noch zur rechten Zeit gekommen wäre, hätt' ich mein Leben unter den Hörnern des Farren lassen müssen, und Er — nun, Er läge noch immer auf der Erde, das Carriol über den Kopf gestülpt.“

(Fortsetzung folgt.)

„Ich denke Dein!“

(Samstag's-Poesie eines Ehemann's. Zur Guitarre zu singen.)

Ich denke Dein,
Wenn von Aurorens Strahlen
Die Kaffeekanne hoch erglüht,
Und Deine Wange, holde Gattin!
Im Eifer des Genusses blüht.

Ich denke Dein,
Wenn Du zum Markt gerüstet,
Das Geld mir aus der Börse pflückst,
Und mich zur Meßzeit's Olimpiade
Mit Forderungen hoch beglückst.

Ich denke Dein,
Wenn Deine Schlüssel rasseln,
— Ein mittelalterlich Gespenst! —
Und zankend Du durch Küch' und Kammer
Erzürnt an mir vorüberrennst.

Dich denke Dein,
Wenn ich am Samstag flüchte,
Die breite Feder hinter'm Ohr,
Weil alle Zimmer Fluthen zeugen
Und Quellen sprudeln rings hervor.

Ich denke Dein,
Wenn, ach! die Ordnungsliebe
Auch in mein Tuskulum Dich treibt,
Dein Eifer meine Bücher richtet
Und meine Manuscripte stäubt.

Ich denke Dein,
Wenn Deine große Wäsche
In meinen Reichen führet das Wort,
Und Bügeleisen-Barrikaden
Mir sperren jeden Zufluchtsort.

Ich denke Dein,
Will ich den Schiller lesen,
Um Euch zu bilden Groß und Klein,
Und unter Thüren-Kanonaden
Du stürmst geschäftig aus und ein.

Ich denke Dein,
Bin ich in Poesieen
Vertieset, glücklich, reich und stolz,
Und mich dann aus Elisium rüttelt
Das Schreckenswort: „Wir brauchen Holz!“

Ich denke Dein,
Komm' Abends ich nach Hause
In Gott vergnügt, — nur etwas spät —
Und Deines Schmollens üble Laune
Noch Wochen lange Spannung sät.

Ich denke Dein,
Wenn Deines Kammermädchens
Mich anzunehmen, Menschheit zwingt,
Und Du mit Eifersucht mir lohnest,
Die mich um Schlaf und Ruhe bringt.

Ich denke Dein
Zu allen, allen Zeiten,
Wo mir das Leben wird zur Pein;
D'rum muß ich Deiner stets gedenken,
Und das muß wahre Liebe seyn!

Das großartige Auswanderer-Hospiz zu Bremerhaven.

Die Allg. Ztg. brachte dieser Tage eine Reihe sehr interessanter größerer Artikel über die Wesermündung und deutsche Flotte. Am Schlusse des dritten derselben fanden wir folgende Nachrichten über ein dem deutschen Namen zur Ehre gereichendes großartiges Etablissement. Im Frühling des nächsten Jahres wird Bremerhaven wieder eine große Bequemlichkeit mehr für die Auswanderer darbieten. Denn dann wird das große Gasthaus oder Hospiz fertig seyn, das hier jetzt für sie auf Aktien gebaut wird. Unter der Anleitung des kundigen Baumeisters besahen wir den jetzigen Zustand dieses großen und in einem edeln gefälligen Styl gebauten Hauses, dessen Aeußeres beinahe schon völlig beendigt ist, und mit dessen innerer Vollendung man eben beschäftigt war. Es ist auf die Beherbergung von etwa 2000 Menschen berechnet. Denn so viel Auswanderer mögen wohl zu Zeiten in Bremerhaven anwesend seyn. Sie sollen darin zu der möglichst billigen Preisen logirt, beköstigt und verpflegt werden. Das Haus ist wie eines der von den Socialisten erdachten Phalansteres eingerichtet, und fast auf alle Bedürfnisse einer kleinen menschlichen Gesellschaft berechnet. In der Mitte des Hauptkörpers des Gebäudes befindet sich eine gemeinsame

Digitized by Google

Kirche, in der sich alle Confessionen der Auswanderer zum Gottesdienst vereinen werden. Die großen Schlaf- und Speisesäle sollen nach der Art der Säle in dem berühmten Seemanns-Hospital in Greenwich, oder nach Art der Einrichtung eines Schiffsdecks, das wieder jenem Hospital zum Muster gedient hat, eingerichtet werden. Das heißt, längs den beiden Binnenwänden sollen zwei Reihen von Verschlägen oder Cajüten laufen, so daß jede Familie ihre besondere Zelle hat, und der breite Corridor in der Mitte zwischen den Verschlägen soll dann den gemeinsamen Gesellschafts- und Speisesaal bilden. Da unter 2000 Menschen natürlich immer eine Anzahl Kranker seyn muß, so ist auch ein besonderes Krankenhospital beigefügt. Die Höhe der Preise, die Gattung der Kost, dies Alles ist genau bestimmt. Man hat das Haus sehr zweckmäßig ganz nahe bei dem Platze angelegt, wo die Auswanderer, die Weser herabkommend, aussteigen. Diese können daher gar nicht mehr irre gehen und wissen gleich, wohin sie gehören. Sie können von keinem Wirth geprellt werden. Ihre Rechnung wird, wenn sie ihren Kontrakt vorweisen können, sofort ihrem Rheder zur Last geschrieben.

Sie werden nun auch nicht mehr so lange in Bremen zu warten nöthig haben, sondern direkt vom Main oder aus dem Odenwald nach Bremerhaven gehen, wo sie dann Wind und Wetter ruhig abwarten können. Da man sie Alle beieinander hat, so werden ihre Angelegenheiten besser kontrollirt werden können. Die Direktoren und Aufseher des Hospizes werden ihre Rathgeber seyn. In dem Hospiz selbst werden sie nicht nur ihren Gasthof, sondern auch ihre Börse und unter Umständen ihr Schiedsgericht finden. In Bremen soll es bis jetzt noch Winkelwirthschaften gegeben haben, welche auf die armen Auswanderer förmlich Jagd machten, ihnen schon vor den Thoren der Stadt Boten entgegensandten, und sie theils durch Beredung, theils auf andere Weise förmlich zwangen, bei ihnen einzukehren, wo sie dann nicht selten sie prellten und übertheuerten. Dies wird aufhören. Die armen Auswanderer werden nicht mehr vereinzelt, rath- und muthlos in der Stadt umherirren; sondern alle in einem Gebäude unter humaner Leitung vereinigt seyn. Schon dieses Zusammenseyn mit ihren Genossen, mit Leuten, die einen Zweck und ein Interesse haben, wird tröstend und heilsam auf sie einwirken. Sie werden gegenseitig Rath und Beistand austauschen können. Man kann die Zweckmäßigkeit dieses Unternehmens nicht genug loben und den Auswanderern empfehlen. Es macht der Fürsorge der Obrigkeit und Kaufmannschaft Bremens Ehre, und steht, glaube ich, einzig in seiner Art da, denn weder in den englischen, noch in den belgischen, noch in den französischen, noch in andern Häfen, in denen Auswanderung stattfindet, habe ich je von einem solchen Auswanderer-Hospize gehört.

Karl Rudolph Bromme,

der Contre-Admiral der deutschen Kriegsflotte.

Der Contre-Admiral unserer Kriegsflotte, Karl Rudolph Bromme, ist am 10. September 1804 in Anger bei Leipzig geboren. In einem Binnenlande aufwachsend und Sohn eines Gutsbesitzers, fehlte ihm jede äußere Veranlassung zum Seedienst, aber eine unüberwindliche Neigung ließ ihn im dreizehnten Jahre nach Hamburg gehen, wo er theoretisch auf der dortigen Navigationsschule und praktisch auf einigen Reisen nach Westindien sich zum Seefahrer ausbildete. Er begab sich dann nach Nordamerika und machte von da aus mehrere Reisen nach den südamerikanischen, westindischen, asiatischen und afrikanischen Küsten. Die Ernennung des Lord Cochrane zum griechischen Admiral ließ ihn seine bisherige Stellung verlassen; er trat 1827 als erster Leutenant der Fregatte Hellas von 64 Kanonen unter Cochrane in griechische Dienste und wohnte in dieser Stellung zahlreichen Gefechten bei, nahm Antheil an Landungen in Kleinasien, an dem Seezug gegen Alexandria u. s. w. Am Bord verschiedener anderer Schiffe und nach Cochrane's Abgang seit 1828 unter Admiral Miaulis, zu dessen Flaggencapitän er 1830 ernannt wurde, blieb er bis zur Revolution und darauf folgenden „Deutschenhatze" von 1843 im griechischen Dienst, theils im aktiven Seedienst, theils im Marineministerium und beim Vorstand der Kriegsschule beschäftigt. Seit 1843 lebte er ohne Amt in Athen, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, mathematischen und nautischen Inhalts, welche wohl zunächst die Veranlassung waren, daß er im November 1848 vom Reichsministerium nach Deutschland berufen wurde. Im Januar 1849 traf er in Frankfurt ein und ging im März nach Bremen ab, um die Nordseeflotte zu schaffen. Welche Schwierigkeiten er zu bekämpfen hatte, ist noch in Aller Gedächtniß, und was er geschaffen, ist jüngst erst in den Blättern übersichtlich mitgetheilt worden. Am 5. April wurde er zum Seezeugmeister für die Nordsee, am 19. August zum Commodore, am 21. November zum ersten deutschen Admiral ernannt. Sein Name Bromme wurde von den Yankees nach ihrer Weise in Bromm verunstaltet; es ist aber wohl endlich Zeit, daß deutsche Blätter ihn mit seinem richtigen deutschen Namen nennen. (D. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

In der „Südsl. Ztg." lesen wir über das croatische Volksschulwesen: Bekanntlich wurden in den letzten Jahren auf Beschluß des vorletzten ungarischen Reichstages auch in unserm Provinciale Volksschulen gegründet; allein es ist besser, wenn wir davon schweigen, denn außer dem Namen ist in der That nichts da. (Das Warasdiner Comitat und einige Theile Slavoniens bilden darin wenigstens einigermaßen eine günstigere Ausnahme.) Ein Theil unserer Gutsbesitzer war von dem humanen Gedanken geleitet, daß das „gemeine" Bauernvolk, welches ohnedies listig und ungefügig sey, durch Unterricht noch schlechter werde, und es gab Leute (wir könnten Namen nennen), welche die in ihre Gemeinden geschickten Lehrer unter Androhung von Stockprügeln wegjagten. Besonderen Eifer für die Errichtung von Volksschulen ließen sich daher auch nur wenige zu Schulden kommen.

Ueber das unlängst erschienene interessante Werk „1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französischen Offiziers. Drei Bände. Tübingen. Osiander," wird in den Blättern für lit. Unterhaltung u. A. Folgendes gesagt: „Eine so abenteuervolle Lebensgeschichte, wie die ist, welche hier vor uns entfaltet wird, kann allerdings den mannichfaltigsten Beurtheilungen unterliegen, und wird kaum überall einen Tugendspiegel darbieten können. Sie ist vom Idyll weit entfernt, und gibt nicht überall ein musterhaftes Lebensbild; sie bietet nichtsdestoweniger einen reichen Unterhaltungsstoff dar, und gewährt ein lebendiges Gemälde vergangener Zustände, ein Bild der europäischen Gesellschaft in der Epoche ihrer Neugestaltung. In mancher Beziehung ist der Autobiograph der Nachfolger Casanova's, obschon ein bei weitem ehrenhafterer; allein da er größere und würdigere Verhältnisse zu schildern hat als Jener, so nimmt sein Buch auch eine höhere Stelle ein, tritt der Memoirenliteratur nahe, und vindicirt sich in einzelnen Abschnitten den Werth einer historischen Darstellung von einem Augenzeugen. Partien dieser Art sind z. B.: „Der Hof in Neapel", „der Kampf in Calabrien", „der Aufstand Madrids am 2. Mai 1808", „die Gefangennehmung des Papstes Pius VII.", u. s. w. Wir sehen überall den heitern, sorglosen, unbefangenen Maler

Digitized by Google

des Lebens hervortreten, ohne viel Bemühung um wichtige Mittheilung oder um Styl und Kunstform; allein da der Verfasser unendlich viel Bedeutendes erlebt hat, und da er freien, sichern Blick, gute Naturanschauung und Wahrheitsliebe sich erhalten hat, so kann es nicht fehlen, daß diese vierzigjährige Lebensgeschichte sehr viel Lesenswerthes, freilich mit Frivolem bunt gemischt, wie von selbst darbieten muß. Wohin wir ihn auch begleiten, zum Kampf gegen die patriotischen Banditen Fra Diavolo's, in die Hauptstadt der betrogenen Spanier, in den Kaiserhof der Tuilerien, nach Rom oder Genua, nach Wien, Schönbrunn oder Griechenland, im Gespräch mit Napoleon oder in süßen Schäferstunden, bei verlockenden, gefährlichen Abenteuern oder im Gesellschaftssaale; stets ist er uns ein unterhaltender Gefährte, ein kühner, lebensfroher, heiterer Wagehals, ein in der Zeitlage gut unterrichteter Berichterstatter. Er nimmt die Dinge, wie sie sind, oder er gestaltet sie, auch das Aergste, heiter und gefällig, und er liefert so ein Buch, das besonders in Stunden der Abspannung als eine fesselnde, vielfach anregende Lektüre empfohlen werden kann."

(Genf.) Das protestantische Konsistorium hält das Arbeiten an der Demolirung der Festungsarbeiten an Sonn- und Festtagen für eine schreckliche Entweihung und bringt deßhalb beim Staatsrath auf Abstellung!

(Bern.) Am 4. Januar entleibte sich im Français-Bad dahier ein Fremder. Die Personalbesichtigung stellte heraus, daß es der vorgebliche Millionär war, von dessen Gaunerstreichen in der Didaskalia Erwähnung geschah.

Korrespondenz.

Berlin, 9. Jan.

Im November v. J. ließ der in Luxemburg in Garnison stehende Musketier Hildebrand vom 36. Infanterie-Regiment aus Versehen einen Thaler in die Latrine der Rhamkaserne fallen. Um den verlornen Thaler zu suchen, begab er sich nach dem Graben, in welchem sich das Bassin zur Latrine befindet. Den Weg dahin zeigte ihm die 12jährige Tochter des Wallmeisters Gritzler. Kaum beim Bassin angekommen, sprang Hildebrand unbedachtsamer Weise hinein und sank sogleich bis über den Kopf unter, arbeitete sich zwar bald wieder so weit herauf, daß er mit dem Kopfe über die Oberfläche kam und um Hülfe rufen konnte, sank jedoch wieder unter. Während dem legte sich die allein in seiner Nähe befindliche Minna Geitzler auf die Einfassungsmauer des Bassins, klammerte sich mit beiden Füßen an ein dort liegendes Faß und wußte mit beiden Händen die eine über das Wasser empogekommene Hand des Hildebrand zu ergreifen. Dieser erfaßte krampfhaft die Hände des Kindes und erreichte auf diese Weise die Einfassungsmauer des Bassins, durch deren Ersteigung er sich rettete. Als der Gouverneur von Luxemburg, Peinz Friedrich von Preußen, von dieser übereaschenden Unerschrockenheit und Geistesgegenwart der Minna Gritzler Kenntniß erhielt, ließ er ihr ein Erinnerungszeichen für diese That mit dem Bemerken anbieten, daß er ihr die Wahl des für sie bestimmten Geschenkes freistelle. Das Mädchen, obwohl von unbemittelten Eltern, bat um ein hübsches Gebetbuch, welches sie denn auch in einem mit der Chiffre des Peinzen versehenen und mit Silber beschlagenen Exemplare erhielt. Außerdem ist ihr durch die Gnade des Königs ein Geschenk von 100 Rthlr. zu Theil geworden, welche bis zu ihrer Verheirathung oder Großjährigkeit sicher gestellt werden sollen. (C. C.)

Darmstadt, 5. Jan.

Stadt und Land haben seit Weihnachten ihr weißes Winterfestkleid angezogen, welches duech den in den letzten Tagen erfolgten starken Schnerfall an Dauer gewonnen zu haben scheint. Man erinnert sich nicht, einen schneereicheren Winter als den gegenwärtigen hier erlebt zu haben. In den Straßen der Stadt liegen zusammengewehete hohe Haufen des flockigen Wolkendunstes, welche sich in langen Linien wallförmig fortziehen und in den angränzenden Hofraithen öfter ihre Gefahr drohenden Vorwerke haben. In der Neujahrsnacht verfank, wähend oder doch nicht lange nach der Geisteestunde, der aus einem feöhlichen Cirkel heimkehrende Hr. ** in den aufgehäuften Schneemassen des Hofes seiner Wohnung, kam aber, zur Verwunderung Aller, am Mittage des 1. Jan. an der Table d'hote im „Hotel Köhler" glücklich wieder zum Vorschein, ohne durch das seltsame Abenteuer der Nacht an seiner Gesundheit im Geringsten Schaden genommen zu haben. Die Aerzte haben viel, sehr viel über den Nutzen der kalten Wasserbäder geschrieben; ich begreife daher um so weniger, warum sie den Werth eines erfrischenden und kühlenden Schneebades in einer sanften Wintrenacht unbeachtet gelassen haben! Exempla docent! — In der Neujahrsnacht ist hier weniger denn je geschossen worden. Es scheint beinahe, als ob die guten Deutschen, die für das Schöne und Erhabene so herrlich zu schwärmen wissen, in den glorreichen Märztagen des Jahres 1848 ihr meistes und bestes Pulver verschossen hätten. Gut, daß Ludwig Börne nicht mehr lebt, der müede ihnen jetzt den Text schön zu lesen wissen. Oeffne ich jetzt seine berühmten „Briefe aus Paris" und werfe einen vergleichenden Blick in die Gegenwart — o dann, dann! Die Schlußfolgeerungen sind leicht zu ziehen, ich glaube sie dem Leser überlassen zu dürfen. — Der Schnee hat auch schon seinen hemmenden Einfluß auf die Main Neckar-Eisenbahn geltend gemacht: vor ein paar Tagen blieb der von der Bergstraße herabkommende Abendzug unfern der Stadt, in der Gegend des Holzhofes, stecken und mußte herausgegeaben werden, wodurch ein längerer Aufenthalt entstand. Wie lange derselbe dauerte, konnte, nach unserer Bahnhofuhr, nicht genau bestimmt werden. Dieselbe ist ein ziemlich überflüssiges Möbel des prächtigen Bahnhofgebäudes, da sie bald geht, bald nicht geht, folglich ihrer eigentlichen Bestimmung ganz und gar nicht entspricht. Diese mangelhafte Uhr, welche durch ihren launenhaften Gang die Bewohner des angränzenden Stadttheils öfter in der Zeit irre macht, hätte schon längst entfernt und durch eine bessere ersetzt werden sollen. — Der Gewehrdonner der Neujahrsnacht hat hin und wieder manchen schmerzlichen Nachhall zurückgelassen. Man spricht nämlich von Unglücksfällen, welche sich in Folge des unvorsichtigen Gebrauchs mit alten schlechten Feuergeweheen auf dem Lande ereignet haben sollen. Als gewiß wird erzählt, daß in einem benachbarten Orte am Neujahrsmoegen, bei hellem Tage, von der Straße in ein bewohntes Zimmer geschossen und eine der darin befindlichen Personen durch den scharfen Schuß schwer verletzt wurde. Die beiden Thäter, setzt man hinzu, seyen sofort verhaftet und an das einschlägige Landgericht abgeliefert worden.

Frankfurt a. M.

Wie wir vernehmen, ist der griechische Hofkünstler und Prestigiateur Professor Adolph Bils hier eingetroffen und wird im hiesigen Theater einige Vorstellungen in der natürlichen Magie geben. Nach Berichten auswärtiger Blätter soll dieselbe Hervorragendes in diesem Fache leisten und in der Kunst der Täuschung und Sinnesbezauberung sehr vorangeschritten seyn. Das Erscheinen desselben dürfte daher willkommen seyn, um so mehr, als wir seit Jahren hier nichts Aehnliches sahen.

Das Konzert des Hrn. Cantors Geün wird nächsten Montag, den 14 d. M., im Saale des Hauses Mozart Abends 7 Uhr abgehalten, wozu in der Kunst- und Musikalienhandlung des Hrn. André Eintrittskarten zu haben sind.

Theater-Anzeige.

Samstag, 12. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Karl Töpfer.

Sonntag, 13. Jan. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth. nach dem Englischen des Planché von Th. Hell, Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des zweiten und die Schluß-Decoration des dritten Aktes sind von Hrn. Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Montag, 14. Jan. (Zum Vortheil der hiesigen Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Raphael Sanzio, romantisches Drama in 5 Akten von Wollheim. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 12. Montag, den 14. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

An selbigem Tage hieß es in der ganzen Gegend, der Landgraf sey umgekommen. Viele eilten besorgt nach Kranichstein. Der alte Herr ließ aber Niemanden vor, sondern unterhielt sich bei einer Flasche Wein ganz gemüthlich mit seinem Retter, in welchem wir unseren Freund, den Jägerburschen Hermann Brand, wieder erkennen, den das Schicksal auf seiner neu angetretenen Wanderung in die Nähe des Jagdschlosses geführt hatte. Der Jüngling erzählte dem Landgrafen mit großer Aufrichtigkeit die Geschichte seines Lebens.

„Daß Er sich mit dem Kronau einließ," tadelte Seine Durchlaucht, „war unklug. Er kann immer nicht wissen, ob der Mann wirklich unschuldig ist. Aber gelt, das Mädchen wird Ihm gefallen haben?"

Hermann ward über und über roth.

„Jetzt geh' Er," befahl der Landgraf, „und mach' Er sich's bequem. Er tritt, wie gesagt, in meine Dienste und reiset nicht weiter. Ich werd' für Ihn sorgen. Solche wackere Bursche, wie Er, kann ich brauchen."

Der Jägerbursche zog sich hierauf in ein Zimmer zurück, welches man ihm anwies, und dessen Wände mit prächtigen Tapeten überzogen waren. Auf den Tapeten aber sah man die mannichfaltigsten Scenen aus dem Jagdleben — Jäger zu Fuß und zu Pferd, abgehetzte, schweißende Hirsche, von Hunden zerfleischte Gabelthiere, schäumende Eber u. s. w.

Als es Abend geworden, brachte Willmann einen angenehm duftenden Wildbraten und eine Flasche Wein. Der Jüngling ließ sich das Alles vortrefflich schmecken und versank dann in einen gesunden Schlaf und träumte von Farren, Hirschen und Jägern.

Am folgenden Morgen erinnerte sich der Landgraf des armen Weibes, das ihn um Freilassung ihres Sohnes angefleht. Er ließ sich nach den Gefangenen im „weißen Thurme" erkundigen, und als sich herausstellte, daß ein gewisser Johannes Müller aus Bessungen, der Sohn einer Wittwe, und wegen Tödtung eines Keulers in Haft, darunter war, gab er Befehl, denselben in Freiheit zu setzen. Er wollte durch einen Akt der Gnade und Milde seinen Dank gegen Gott bethätigen, daß er ihn so wunderbar gerettet.

Die Sonne stand schon hoch, als Hermann erwachte. Er öffnete ein Fenster und schaute in den kühlen Märzmorgen hinaus.

„Wo magst Du nun weilen, guter Kronau?" sagte er halblaut vor sich hin. „Und Du, liebes Evchen! wirst Du meiner noch gedenken? Drüben im Walde könnte ich Euch vielleicht nützlicher werden, als hier," überlegte er. „Richtig, das will ich thun! ich will den Landgrafen bitten, daß er mich wieder auf meine alte Station zurückkehren läßt. Tag und Nacht durchstreif' ich dann den Forst, bis ich ihn erwische, den Schurken Ratzmann — ha! welche Wonne, dem Elenden das Geständniß seiner That aus der schwarzen Seele zu pressen!"

Als der alte Herr zu sprechen war, trug er seine Bitte vor.

„Ich will Seiner Neigung gerade keinen Zwang anthun," sagte derselbe. „Aber einige Zeit muß Er immer noch warten."

Nach Verlauf einer Woche ward er vor seinen hohen Gönner beschieden. Ludwig VIII. saß an seinem Arbeitstische; ein offenes und versiegeltes Schreiben lagen vor ihm.

„Da, les' Er!" sagte der Landgraf, dem Jägerburschen das unverschlossene Papier übereichend. Hermann las und staunte; es war seine Ernennung zum Gehülfen des Jägermeisters mit dem Titel „Hofjäger" und einem namhaften Gehalte. Der Glückliche küßte seinem Gönner dankend die Hand.

„Wenn Er nach Mönchsbruch kommt," fuhr dieser fort, „so vermeld' Er dem Herrn von Schmieden meinen Gruß und übergeb' Er ihm diesen Brief." Der neue Hofjäger nahm das versiegelte Schreiben in Empfang.

„Nun, Adieu, mein Junge!" schloß Seine Durchlaucht, „und wenn Er von Zeit zu Zeit nach Darmstadt kommt, so vergess' Er nicht, sich bei mir anmelden zu lassen."

9.

Das Gefühl, sich von Jemanden mit Geringschätzung behandelt zu sehen, ist um so schmerzlicher, je mehr man das Bewußtseyn hat, eine bessere Begegnung zu verdienen, und ich glaube durchaus nicht viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß man selbst, wenn man mit dem Gleichmuthe und der Weisheit eines Sokrates begabt, oder geistig abgehärtet ist, wie ein Stoiker, dennoch sich nicht ganz frei machen kann von gewissen entmuthigenden Gedanken und Regungen, die Einem beschleichen im Hinblick auf die Mißachtung unserer moralischen und intellektuellen Eigenschaften, im Falle eine solche Mißachtung von Personen ausgeht, denen vermöge ihrer geistigen Befähigung ein Urtheil zuzusehen sollte.

Ein solch Gefühl der Kränkung verspürte jedesmal Hermann Brand, wenn er bemerkte, wie er von Jägermeisters kaum eines Blickes gewürdigt wurde.

Keine Seele im Jagdschlosse Mönchsbruch dachte daran, daß es der verachtete Jägerbursche gewesen seyn könnte, der dem Landgrafen das Leben gerettet, obwohl man erfahren hatte, daß ein junger Waidmann dies gethan. Bald aber sollte man staunen. Es erschien nämlich plötzlich ein Jagdbeamter und erkundigte sich in Auftrag Seiner Durchlaucht sowohl bei Nievergall, als auch bei dem Herrn von Schmieden nach dem Betragen des ehemaligen Jägerburschen vom Königstädter Forsthause. Ersterer ertheilte demselben das beste Zeugniß; Letzterer betheuerte aber,

Digitized by Google

den Menschen, dessen Namen er nicht einmal wisse, wenig zu kennen; er habe selbigen verabschieden lassen, weil er im Einverständnisse mit dem landflüchtigen Kronau gelebt.

„Nun, das hat Gott so gewollt, Herr Jägermeister!“ versetzte der Jagdbeamte ernst, „denn nur allein dadurch, daß Ihr dieses thatet, war es dem jungen Manne möglich, im entscheidenden Augenblicke da zu erscheinen, wo das Leben unseres durchlauchtigsten Herrn bedroht wurde.“

Der Jagdbeamte verabschiedete sich und ging.

Herr von Schmieden war wie aus den Wolken gefallen, die gnädige Frau wußte nicht, was sie sagen sollte, und Leblanc rief aus: C'est impossible!“

Hermann Brand, der neue Hofjäger, wanderte rüstig dem Mönchsbruche zu. Er freute sich, daß er nunmehr im Stande war, Jägermeisters jetzt in einer Stellung gegenüber treten zu können, worin er wenigstens einigermaßen Anspruch auf Achtung zu machen berechtigt war.

Der Herr von Schmieden war gerade im Begriff, nach Rüsselsheim zu reiten, als sein zukünftiger Gehülfe ankam, den gnädigen Gruß Seiner landgräflichen Durchlaucht ausrichtete und das bewußte Schreiben abgab.

Kaum hatte der Jägermeister zu lesen angefangen, so wandte er seine Blicke auch voll Ueberraschung nach dem vor ihm stehenden Jüngling; dann sah er wieder auf das Papier und murmelte die Worte vor sich hin: „Hm! — richtig! — Brand — merkwürdig — der Sprache nach ein Sachse — wundert mich, daß mir dies noch nicht früher aufgefallen.“

Hierauf las er zu Ende und begann laut: „Nehmet Platz, Herr Hofjäger! Was mir da mein gnädigster Herr schreibt, ist mir recht erfreulich — habt Euer Glück gemacht, junger Mann! Marie!“ rief er zur Thüre hinaus, und die also heißende Magd erschien. „Bring' Sie eine Flasche Hochheimer!“

(Fortsetzung folgt.)

Die winterlichen Gebirgswanderungen und die Ersteigung der Spitzen der Hochgebirge in ihrer ethischen Bedeutung.

Die vor einiger Zeit für den 6. Jan. d. J. in diesem Blatte in Anregung gebrachte Besteigung des Feldbergs hat unter glücklicher Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche tiefer Schnee und dichter Nebel dem Unternehmen diesesmal entgegensetzten, stattgefunden. Die 8 Theilnehmer sind nach einem 14stündigen anstrengenden Marsche wohlbehalten wieder in Frankfurt eingetroffen. — Wenn es nun eine gewöhnliche Erscheinung ist, dergleichen absonderliche und wahrhafte Turnfahrten belächelt oder gar bespöttelt zu sehen, so darf ich mir wohl erlauben, die Neigung und das Bedürfniß dazu auf Erscheinungen zurückzuführen, welche in dem Völkerleben tief begründet sind, um auf diese Weise zu zeigen, wie sehr man irrt, wenn man glaubt, es beruhten die immer häufiger werdenden Wanderungen in die Schnee- und Eisregionen der Gebirge auf keinem tieferen Grund, als eben auf der Laune oder dem Wahnsinne der Unternehmer.

Die Völker Europa's stehen auf einer Stufe der Kultur, welche sie im Allgemeinen der Natur mehr oder weniger entfremdet hat. Besonders ist dies der Fall bei den Städtebewohnern. Wie weit man sich in Hinsicht auf Speise und Trank von dem Naturgemäßen entfernt hat, soll hier gar nicht weiter berührt werden; für die vorliegende Betrachtung muß aber daran erinnert werden, daß für unendlich Viele das Leben und Weben in dem engen verpesteten Raume der Stube und der Werkstätte die Regel, Thätigkeit unter freiem Himmel aber eine seltene Ausnahme ist. Und wo noch der europäische Kulturmensch — den Landmann und Krieger nicht ausgenommen — in die freie Natur hinaustritt, da umgibt er sich mit allen möglichen Mitteln, welche die Kunst in so reichem Maße erdacht hat, um etwaige unangenehme Einflüsse der Mutter Natur abzuhalten. Vollständige Bekleidung schützt gegen die Unbilden der Witterung; gegen die naturgemäße Ermüdung durch Fußreisen hat man die Post und neuerdings die Dampffahrt erfunden. Wenn nun in solcher Weise die Kultur ganze Völker der Natur in der Weise einseitig entfremdet, daß sie allen Kampf mit derselben mehr oder weniger aufhebt und dafür eben so einseitig nur den Genuß bestehen läßt, so entsteht ein Zustand der Entartung, Verweichlichung und der sittlichen Verkommenheit, welcher noch alle Völker, die demselben anheimgefallen sind, ihrem Untergange entgegen geführt hat. Dieser Zustand ist ein krankhafter; je mehr er fortschreitet, je mehr seine Kennzeichen sichtlich hervortreten (man denke nur an die große Zahl Kriegsdienst Unfähiger), desto mehr werden Völker, in denen noch Sinn und Kraft für höheren Fortschritt vorhanden ist, dagegen ankämpfen. Ja, es wird gerade da, wo die Wirkungen der Ueberkultur am weitesten gegangen sind, dieser Kampf am heftigsten, gleichsam auf Leben und Tod geführt werden. Dies die ethische Begründung des durch die Erfahrung bestätigten Satzes, daß es zumeist Großstädter sind, welche oft mitten aus dem entnervenden Leben einer Ueberkultur hinaus treten, um mit kühner Stirne dem Schrecken der Natur Trotz zu bieten und im Kampfe mit ihr unerhörte Anstrengungen zu vollbringen. Wer sind die kühnen Männer, die alljährlich die Gipfel der europäischen Alpen erklimmen, die so weit gehen, im Kampfe mit der Natur selbst das Leben zu wagen? es sind Söhne europäischer Großstädte, vor Allen aber die Söhne der Weltstadt London. Der schlichte Alpenhirte, dessen ganzes Leben noch mehr ein naturgemäßes ist, begehrt nicht leicht jene Alpenwunder zu schauen, es sey denn, im Führerdienste gegen guten Lohn oder als Jäger und in seinem Beruf.

Wenn nun in solcher Weise ein Extrem in das andere umschlägt wenn gleichsam mit einem einzigen kühnen Wagniß alle Sünden gegen die heilige Mutter Natur gesühnt werden sollen, wenn der Engländer zu London plötzlich den Postwagen besteigt, Tag und Nacht fährt, in Chamouny anlangt, den Montblanc erklimmt und dann eben so schnell wieder heim eilt (Fr. Clissold im Jahre 1826) — so sind dies allerdings excentrische Erscheinungen. Es sind, für sich allein und der Kultur-Krankheit gegenüber als Heilmittel betrachtet, eben so gefährliche als zweifelhafte Medikamente.

Ein Anderes ist es aber, wenn die Veranstaltung eines geordneten Kampfes gegen das Umsichgreifen der Kultur-Krankheit, wie ihn die Turnkunst lehrt und mit weiser Mäßigung in Benutzung und stufenweiser Anwendung der Mittel führt, Wandergänge ohne Rücksicht auf Witterung und Jahreszeit in ihren Plan mit herein zieht. Nur ergraute und rettungslose Diener der Unnatur können ein solches Beginnen belächeln oder bespötteln. Sie sind zu unverständig oder zu verderbt, um einzusehen, daß den europäischen Kultur-Völkern, so wie die Sachen jetzt stehen, nur die Wahl bleibt: entweder durch turnerische Erziehung und naturgemäßeres Leben die bereits tief gesunkene physische Kraft wieder zu heben, oder auf dem Wege der Entartung und Verweichlichung immer weiter und bis zu dem Punkte voran zu schreiten, wo nach dem unabwendbaren Schicksal unser Völkerleben gleich dem chinesischen stagnirt oder im Kampfe mit urkräftigeren Menschenstämmen untergehen muß. Daß aber für den germanischen Völkerzweig dieser Zeitpunkt schon jetzt gekommen sey oder überhaupt später einmal eintreten müsse, daran darf Jeder billig zweifeln, der den Glauben an die zähe Kraft dieses Menschenstammes nicht verloren hat. Vielleicht ist es im Plane der Weltordnung gerade dem Deutschen vorbehalten, den überfluthenden Strom der Ueberkultur mit seinem Gefolge von phy-

Digitized by Google

fischer und sittlicher Entartung in die richtigen Gränzen einzubannen und so zum erstenmale in der Weltgeschichte das Beispiel eines Volkes aufzustellen, welches die Ursachen seines Verfalls nicht allein erkennt, sondern sie auch mit den rechten Mitteln durchgreifend und mit dauerndem Erfolge bekämpft.

Ist nun oben, um wieder auf das Thema unserer Betrachtung zurückzukommen, die Nothwendigkeit excentrischer Bergbesteigungen auf der einen Seite, sowie die unbezweifelte Nützlichkeit aller solcher Unternehmungen aus ethischen Gründen nachgewiesen, welche darauf berechnet sind, das gestörte Gleichgewicht in der naturgemäßen Lebensweise durch einen für die Stählung des menschlichen Organismus nothwendigen Kampf mit der Natur wieder herzustellen, so soll jetzt schließlich in der Kürze ein zweiter Beweggrund berührt werden, der, wenn auch zusammenhängend mit den dargelegten allgemeinen ethischen Gründen, doch in gewisser Beziehung als selbstständig auf den Kampf mit der Natur hinwirkend betrachtet werden muß. Es ist dies der Drang nach Erforschung des inneren Zusammenhanges und des Ursprungs aller Dinge, welcher zu allen Zeiten und unter allen Kultur-Völkern einzelne Kämpfer hervorgerufen hat, welche im Dienste der Wissenschaft den Gluthen Afrika's, der erstarrenden Kälte des Polarmeeres und den Schrecken der Hochgebirge Trotz geboten haben. Wer denkt als Frankfurter hier nicht an unseren Rüppel, wer als Deutscher nicht an den großen Humbold. Auch unser Feldberg weiß von Besuchen zu erzählen, welche ihm im Dienste der Wissenschaft zur Winterszeit schon mehrmals abgestattet worden sind. Noch leben die Urheber und Theilnehmer an jener Expedition, welche der physikalische Verein in den Zwanziger Jahren auf den Feldberg veranstaltet hat, und welche, zwar etwas komisch, damit endete, daß der Sturm die Bretterhütte, welche zum Schutze der Naturforscher errichtet war, über deren Köpfen zusammenriß und so zum Rückzuge nöthigte. Die Beobachtungen aus jener Zeit, die mehrere Jahre an Wintertagen auf dem Feldberge fortgesetzt wurden, sind für die Wissenschaft nicht verloren gegangen. Auch die Turnfahrten, welche nun schon eine Reihe von Jahren hindurch am ersten Sonntage des Monats Januar nach dem Feldberge stattfinden, werden in der Reihe der Bestrebungen für die Aufrichtung der gesunkenen Kraft unserer Stadtbewohner nicht verloren seyn.

A. Ravenstein.

Mannichfaltigkeiten.

(London, 1. Jan.) Eine Versammlung ganz eigenthümlicher Art ist hier am 27. December gehalten worden; nämlich zu dem Zwecke, um anstatt der jetzt üblichen Beerdigung der Todten ihre Verbrennung einzuführen. Der Erfolg dieses Meetings war die Bildung eines Vereins, dessen Mitglieder einwilligen, im Falle ihres Hinscheidens die Verbrennung an sich vollziehen zu lassen, um durch ihr Beispiel die öffentliche Meinung hierfür zu gewinnen. Die nächste Veranlassung zu diesem Verein war der pestartige Aushauch der Kirchhöfe, die in London mitten in der Stadt sind und vielleicht der Bösartigkeit der Cholera keinen geringen Vorschub geleistet haben. Es wurde in der Versammlung ein historischer Ueberblick über die Art der verschiedenen Völker, mit dem Körper der Verstorbenen zu verfahren, gegeben, und besonders an die Sitte der alten Juden, Griechen und Römer, ihre Todten zu verbrennen, erinnert und darauf hingewiesen, wie sowohl die Pietät gegen den Verstorbenen, den man durch die reinigende Kraft des Feuers dem zerstörenden Reiche des Gewürms entziehe, als auch die Liebe der Hinterbliebenen, die an der Asche des Verstorbenen ein ewiges, unzerstörbares Denkmal besitzen, und wie sonstige Gründe die Verbrennung der Gestorbenen empfehlen. Natürlich bilden auch sanitarische und ästhetische Rücksichten einen Theil der Argumente des antiken Vereins — gegen dessen Prinzipien sich vom humanistischen Standpunkte aus wohl wenig einwenden läßt.

(Auch etwas Neues.) Der Schauspieler von Hoym am großherzogl. Hoftheater zu Weimar, von einem Recensenten auf eine hämische Weise an seiner Künstlerehre angegriffen, glaubte sich dagegen vertheidigen zu müssen und nannte den strengen Kritiker einen „feigen Schurken", wenn er seinen Namen nicht nenne. Von der Intendanz aufgefordert, diesen harten Ausdruck zurückzunehmen, weigerte er sich dessen, und siehe da, es wurden ihm von der Theaterbehörde sämmtliche Rollen abgefordert und er auf diese Weise außer Thätigkeit gesetzt.

Die A. Allg. Ztg. bespricht in einem ausführlichen Artikel die neuerlich erschienenen „Erzählungen von Gottfried und Johann Kinkel, Stuttgart, bei Cotta." Es wird darin u. A. gesagt: Kinkel, der auf der rheinischen Hochschule einen Kreis begeisterter Jünglinge um sich geschaart gesehen, sitzt in der Sträflingsjacke im Zuchthause in Pommern und verrichtet „angemessene Arbeit," und seine Frau, die geniale Meisterin der Musik, die über einen schönen Kreis von Frauen und Mädchen mit ihrem Zauber gewaltet hatte, umfängt weinend ihre Kinder und erzählt ihnen vom Vater, den das Schicksal ferne, ferne hält — vielleicht lange Jahre noch! Wer daran denkt, dem widerstrebt es in innerster Seele, dem zwischen Börse, Diner und Theater eilig bewegten Publikum eines politischen Blatts die unendlichen Schönheiten, den unwiderstehbar gewinnenden Reiz dieser Erzählungen auseinanderzulegen. Man kann das nicht von außen, mit einem raschen Blick durch das Fenster, anschauen, sondern muß sich vom Dichter selbst hineinführen lassen in die Fülle seiner Bilder und Gedanken, in die Gärten der Phantasie, deren Schöpfer mit keinem Blick die Mauern seines Kerkers durchdringen konnte, um die Seinigen am Weihnachtabend zu schauen, während wir uns im seligen Genusse seiner Dichtungen wiegen. Das Kriegsgericht konnte und durfte den Mann, der zu den Waffen gegriffen hatte, nicht fragen: ob seine Hand früher die Feder oder den Pflug geführt. Es that der unerbittlichen Gerechtigkeit genüge. Aber es ist zu hoffen, daß — wenn die schwere Stunde der Sühne und der Prüfung vorüber — des Königs Milde die eisenschweren Thüren des Kerkers öffne, und den Vater seinen Kindern, der deutschen Geisteswelt einen ihrer ersten Söhne zurückgebe.

Aus den vom „Konst. Blatt aus Böhmen" mitgetheilten politischen Ernennungen entnehmen wir folgende eben so verständliche als schön klingende Titel: Gubernial-Konzipist, Fiskalamts-Konzepts-Praktikant, Gubernial-Konzepts-Praktikant, Ministerial-Konzipist, Landes-Unterkammer-Konzipist, Landesunterkammeramtlicher Konzepts-Praktikant, ständischer Landesausschuß-Beisitzer ꝛc.

Auf Ansuchen des preußischen Ministeriums war neulich Diakonus Magister Möbius aus Wurzen vor die Schranken des Gerichts geladen. Im November v. J. hat Möbius in dem preußischen Nachbarstädtchen Eilenburg bei einer Volksversammlung gesprochen. Er sollte gegen die Steuerverweigerung und namentlich von dem damaligen politischen Zustande in Preußen als von einem Feuer gesprochen haben, das er zu schüren gekommen wäre, und in welchem „Feuer Manteuffel verbrennen müsse." Magister Möbius gab zu, die Worte gesprochen zu haben, aber mit einer anderen Orthographie. Er habe gesagt: „und in welchem Feuer man Teufel verbrennen müsse!" Die Zeugen wurden herumgequält, sich auf den Accent zu erinnern, wie ihn der Angeklagte entweder auf „man" oder auf „Teufel" gelegt habe. Natürlich, daß die Zeugen nach einem Zwischenraume von mehr

Digitized by Google

als einem Jahre auf diese Besonderheit sich nicht mehr erinnern konnten. Das Magisterlein ward absolvirt.

Laut einem Privatbrief aus Highland, Staat Illinois, ist Hecker's Farm sehr belebt. Der romantische Revolutionär hat seine Familie mitgebracht und ist ein rüstiger, von seiner Umgebung geachteter Bauer geworden. Seine Besitzung liegt zwischen dem „Jura" und dem „Rigi". Zum Nachbar hat Hecker den Sohn des Genfer Rilliet-Constant, der auf dem Sonnenberg wohnt, ferner den ehemaligen Stadtrath Bury von Nürnberg und den Pfarrer Vouillez von Lausanne. In der Nähe wohnt der Pfälzer Bernays, vor 1848 viel genannt als Redakteur des Pariser „Vorwärts" in seiner schmutzigsten Periode und als Correspondent, der gutgesinnte Blätter zu foppen liebte, nach der Februarrevolution französischer Diplomat (!) in Wien während der kurzen Dauer der provisorischen Regierung. Anneke ist mit seiner Frau nach Wisconsin gezogen und zu einem dort schon lange ansässigen Verwandten. Brentano und Dr. Eberts, einst Redakteur des ephemer in Frankfurt a. M. 1848 erschienenen Reichstagsblattes, wohnen auf derselben Farm; Fröbel hat sich in Neuyork mit einigen Seifenfabrikanten vereinigt.

Literatur.

Emanuel Schall. Ein historischer Roman. Hannover, im Verlag von Karl Rümpler. 1849.

So viel wir auch der historischen Romane besitzen, welche gewöhnlich für Geschichte zu viel Roman und für Roman zu viel Geschichte enthalten, so ist doch der gegenwärtige ganz absonderlicher Art und erinnert an einen seiner älteren Verwandten, die weiland berühmte Jobsiade. Emanuel Schall, mit welchem wir hier bekannt werden, wurde im Jahre 1811 geboren, war schon in seinen Knabenjahren ein toller und ausgelassener Junge, machte dann auf dem Gymnasium allerlei dumme Streiche und lernte nicht viel, hält sich Studirens halber auf mehreren Universitäten auf, versäumt die Collegien und sucht Händel, geräth dann unter die Burschenschäftler und wird Demagog, betheiligt sich bei der Göttinger Revolution und haranguirt die Bauern, kommt weiter nach Berlin, wo er einen andern Menschen anzieht, den Sängerinnen und Tänzerinnen nachläuft, Claqueur wird, Rezensionen schreibt, dann ein Graf wird, in vornehme Gesellschaft kommt u. s. w. So entwickelt sich vor unsern Augen sein abenteuerlicher Lebenslauf bis in die neuesten Tage. Er treibt sich in allen Lagern herum, huldigt allen Parteien und befehdet sie auch, ist bald gottlos, bald fromm, bald conservativ, bald radical, und mit einem Worte, ein unruhiger Kopf, der nirgends gut thut. Indessen ist die Erzählung seiner Lebensereignisse nicht das Wichtigste im Roman, sondern des Pudels Kern ist die Satyre, deren beißende Lauge der Verfasser über die jedesmaligen Zeitverhältnisse ausgießt, indem er weder die Kirche und den Staat, noch die Gesellschaft verschont. So haben wir hier einen Zeit- und Sittenspiegel vom Jahre 1811 bis auf die glorreich gewonnene und wieder verlorene Märzerrungenschaft vor Augen, in welchem wir dunle Bildee und heitere Gruppen aller Art erblicken. Das lustige Büchlein ist in Knittelversen abgefaßt, die theilweise recht ergötzlich und pikant, theilweise auch ziemlich teiotal und stumpf sind. Die Anlage des Ganzen und die zu Grunde liegende Idee sind glücklicher, als die Ausführung, welche in den Einzelheiten viel zu wünschen übrig läßt und nur zu oft des attischen Salzes ermangelt. Die hier gegebene Aufgabe ist nur stellenweise gut gelöst und hätte im Ganzen eines witzigeren Kopfes bedurft. Die Form des Knittelverses eignet sich trefflich für derartige Humoresken und verstattet dem Gedanken eine unbedingt freie Bewegung; aber diese Freiheit kann uns nur dann wahrhaft ergötzen, wenn ihre Unarten und Uebergriffe wirklich geistreich und dabei doch liebenswürdig sind. Bei regelrechten Versen muß die schöne Form den fehlenden Gedanken oft ersetzen, bei Knittelversen ist es umgekehrt. Indem wir dem vorliegenden Buche das Verdienst lassen, einen guten Stoff gewählt und manchen Zeitmoment gut exploitirt zu haben, würden wir es doch bei einer Preisbewerbung nicht bekrönt, sondern nur mit einem ganz anständigen Lodzettel versehen haben. Die in den Text gedruckten Holzschnitte sind gut und illustriren diesen mitunter recht pikant und ergötzlich.

W.

Frankfurt, 11. Jan.

Wir erachten es für unsere Pflicht, das briefschreibende Publikum mit einer neuen Erscheinung bekannt zu machen, welche wohl geeignet seyn dürfte, allgemeines Interesse zu erregen. Es ist dies das neue Verfahren, elegant zu siegeln. Es ist bekannt, daß die auf gewöhnliche Weise dargestellten Siegel meistens mit sehr unregelmäßigen Rändern von hervorquellendem Siegellack sich umgeben, wodurch die Gestalt derselben oft und fast immer sehr verunziert wird. Zugleich ändert der Siegellack beim gewöhnlichen Gebrauche seine Farbe, so daß die fertigen Siegel niemals so schön gefärbt erscheinen, als der angewandte Lack. Beide Umstände möchten wohl dazu beigetragen haben, daß die Anwendung von zierlichen Oblaten beim eleganten Publikum stets zugenommen hat, obwohl diese, wegen ihrer leichten Löslichkeit, etwas höchst Mangelhaftes und Unzuverlässiges sind. Die gerügten Uebelstände in Form und Farbe sind nun in neuester Zeit von dem Ingenieur Schlarbaum zu Nürnberg gänzlich beseitigt worden. Für die vollkommen regelmäßige und schöne Gestalt der Siegel, also z. B. rund, oval, achteckig ꝛc. bürgt uns die Einrichtung des „Patentpetschaftes". Dieses ist nämlich mit einem beweglichen metallnen Rande umgeben, welcher den unter dem Drucke sich ausbreitenden Siegellack zwingt, jene ihm vorgeschriebene Form anzunehmen. Die schönen Farben der Siegel entstehen, indem durch ein eigenthümliches Verfahren mittelst kleiner Schmelzlöffelchen alles Brennen des Lackes und damit auch jede Verunreinigung duech Ruß, leicht sich verhüten läßt. Mittelst der Löffelchen kann man in den zartesten Farben, rosa, schwefelgelb, weiß, sowie jede andere, siegeln, oder man kann auch diese Farben mischen, so daß schön marmorirte Siegel entstehen, die mit Achatplatten die meiste Aehnlichkeit haben; endlich kann man bei Anwendung eines mehrfach getheilten Löffelchens auch gebänderte Siegel darstellen, so daß nationale oder heraldische Andeutungen dadurch möglich werden. Das Verfahren ist in allen diesen Fällen sehr einfach und erfordert keine besondere Kunstfertigkeit. Deshalb und wegen seiner überraschenden Schönheit dürfte das neue Verfahren bei allen Personen von ästhetischer Bildung und Geschmack sehr bald in allgemeine Anwendung kommen. Wer aus dieser kurzen Mittheilung kein vollkommen deutliches Bild gewonnen haben sollte, dürfte in den hiesigen Handlungen bei F. Böhler und J. B. Credé weitere Aufschlüsse und die Einsicht der Gegenstände selbst erhalten. So unbedeutend der Gegenstand ist, so wurde er dennoch von allen technischen Behörden mit vollkommenster Anerkennung begrüßt. Wir verweisen am Schlusse auf einige (der Redaktion dieses Blattes vorliegende) günstige Zeugnisse und bemerken, daß in ähnlicher Weise von allen tüchtigeren Graveuren und anderen Sachkennern geurtheilt worden ist.

C.

Am 16. d. M. wird die vierte Aufführung der Oper von Kapellmeister Schindelmeisser und zwar zum Vortheil des Componisten stattfinden. Einem Manne, welcher dem anstrengenden Wirkungskreis, den er seit Jahresfrist ausfüllt, mit so unermüdlicher Thätigkeit und so günstigem Erfolg vorsteht und die vielen Schwierigkeiten seines Berufes so erfolgreich zu überwinden weiß, einem Componisten, welcher ein gediegenes Streben, eine gründliche Fachkenntniß und ein ergiebiges Talent durch sein neues Tonwerk zur Geltung gebracht hat, ist das Publikum, welches seiner Sorgfalt so mannichfache Kunstgenüsse verdankt, zu lebhafter Anerkennung verpflichtet und wir zweifeln nicht, daß es diesen bei der genannten Veranlassung durch zahlreichen Besuch bekunden und bethätigen wird, um so mehr, als sich Kritik und Kunstfreunde über Hrn. S's. Oper beifällig entschieden und sie zu wiederholten Malen auf's freundlichste entgegengenommen haben. Der Künstler bedarf der Aufmunterung, wenn er in seinem schweren Berufe nicht ermüden und in seinem ernsten Streben nach dem Schönen und Guten, das so oft verkannt wird, nicht ermatten soll.

Durch andauerndes Kranksein verhindert, meine Vorleäge, betreffend die Geschichte des Weibes, mit dem 10. d. zu beginnen, werde ich den Anfang derselben später bekannt machen. Subscriptionsbogen und Eintrittskarten bleiben an den früher angegebenen Orten bereitliegend.

Franz Georg Stark,
ehemaliger Reichstagsabgeordneter.

Theater-Anzeige.

Montag, 14. Jan. (Zum Vortheil der hiesigen Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Raphael Sanzio, romantisches Drama in 5 Akten von Wollheim. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 15. Jan. Große Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bile, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei. (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen.) Vorher: Wer ißt mit?

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 13. Dienstag, den 15. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Fortsetzung.)

Hermann konnte sich nicht genug wundern über diese Veränderung, welche mit dem sonst so stolzen Manne vorgegangen war. Bald perlte der würzige Wein in den geschliffenen Gläsern. Als diese einmal geleert und wieder gefüllt waren, sagte Herr von Schmieden: „Aber nun nehmt nicht übel, mein junger Freund, wenn ich etwas neugierig werde. Ihr seyd der Aussprache nach ein Sachse und führt außerdem einen Namen, der mir durchaus nicht gleichgültig ist. Wäret Ihr daher nicht so gut, mir einigen Aufschluß über Euere Familie zu geben?"

„Mit Vergnügen, gnädiger Herr!" versetzte der Hofjäger und erzählte seine Geschichte.

„Aber nun noch Eins, Freund!" ersuchte der Jägermeister, und seine Stimme nahm einen sonderbaren Ausdruck an. „Hat Euer Vater nie erwähnt, daß er noch einen Bruder gehabt?"

„Ja!" erwiederte Hermann. „Mein Vater hatte einen Bruder, der sich eines Tages flüchtete und nie mehr zum Vorschein kam."

„Gott sey Dank, daß ich jetzt gewiß weiß, keinen Brudermord begangen zu haben!" rief Herr von Schmieden, indem er sich von seinem Sitze erhob, aus. „Komm' laß Dich umarmen, mein Sohn! Der Bruder Deines Vaters steht vor Dir." Ein selten empfundenes Gefühl durchbebte die Brust des stolzen Mannes, als er seinen Neffen an's Herz drückte.

Als beide Theile wieder die nöthige Fassung gewonnen hatten, sagte der Jägermeister: „Dein Vater hat Dir also den Grund unseres damaligen Streites nicht angegeben — gut, so will ich's jetzt thun. Wir gingen eines Tages zusammen auf die Jagd. Da brauf'te ein Zwanzigender heran. Dein Vater, welcher etwas rückwärts stand, schoß zuerst — der Hirsch fiel nicht; dies bewog mich, gleichfalls Feuer zu geben — das Edelthier rannte noch eine Strecke weiter, stürzte dann nieder und verendete. Jeder von uns machte auf die Erlegung desselben Anspruch. Wir stritten uns auf dem Heimwege hierüber lange hin und her; zuletzt geriethen wir thätlich aneinander. Ich erhielt eine Ohrfeige. Außer mir vor Wuth, ziehe ich den Hirschfänger und haue Deinem Vater über den Kopf, daß er lautlos niedersinkt. Klagend warf ich mich dann über ihn; er gab kein Lebenszeichen von sich. Leute nahten — ich entfloh. Als Brudermörder getraute ich meinen wahren Namen nicht mehr zu führen, und ich ließ mich überall „Karl Schmieden" nennen. Seit jener unglücklichen Begebenheit ist's schon lange her; aber nie hab ich erfahren, was aus Deinem Vater geworden. Aus Furcht wagte ich es nicht, mich genauer nach seinem Schicksal zu erkundigen."

Der Jägermeister nahm jetzt Hermann an der Hand, öffnete die Thüre, näherte sich ernst und feierlich seiner Frau und stellte der Erstaunten den Retter des Landgrafen als seinen Vetter vor. Die adelige Dame war darob sehr betroffen. Wie ihr aber der Neffe ganz artig die Hand küßte, fand sie doch, daß er gerade nicht so übel sey, und daß man sich am Ende trösten könne, einen solch' bürgerlichen Verwandten erhalten zu haben. Monsieur Leblanc allein befand sich in großer Verlegenheit. Am andern Morgen reisete er nach Darmstadt ab und ward nach kurzer Zeit des Harrens als Vorleser der Frau Landgräfin angestellt.

Den folgenden Tag ging der neue Hofjäger nach dem Königstädter Forsthause und ward von dem Oberförster mit herzlicher Freude, von Therese aber fast mit Jubel empfangen. Das hatte die gutmüthige, alte Jungfer all voraus gewußt, daß es so kommen werde — wenigstens war sie der Meinung — und es fehlte nicht viel, so hätte sie behauptet, der Farren habe dem gefühlvollen Hofjäger zu Gefallen das Carriol des Landgrafen attaquirt. Als sie aber plötzlich ihrer jugendlichen Freundin Evchen gedachte, da entquoll ein Seufzer ihrer Brust und sie schwieg. Die beiden Geflüchteten hatten bis jetzt noch nichts von sich hören lassen, und dieser Umstand erfüllte Theresens Herz mit Kummer und Sorgen.

Erst beim Weggehen sagte Hermann, wen er in dem Jägermeister gefunden.

„Du mein lieber Jesus!" verwunderte sich Therese, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend.

„Potz Sapperment, Hofjägerchen!" versicherte der Oberförster. „Das heißt Glück! Nun, Euch kann's wahrlich nicht mehr fehlen."

10.

Eines Morgens saß der Jägermeister mit Frau und Neffen beim Frühstück, da erschien in athemloser Hast ein Mann aus Haßloch und verkündete, der Wildhüter Hummel aus Raunheim sey vor einer Stunde von einem Wilderer erschossen worden; der Thäter selbst aber sey von einer Kugel der Art am Beine verwundet, daß er nicht von der Stelle könne. Beide, der Todte und Verwundete, lägen unten am Kelsterbacher Wege. Sogleich brach der Jägermeister mit Hermann auf. An Ort und Stelle angekommen, fanden sie die Angabe des Bauers richtig. Hummel war durch die Brust geschossen, und der Wilddieb lag in einiger Entfernung von diesem Letzteren und schnitt grimmige Gesichter. Der Förster von den Achtstauden bewachte ihn.

„Du hast wohl die letzte Kugel abgeschossen, Kerl!" sagte Herr von Schmieden, indem er auf den Verwundeten zutrat. „Ha! wie ist mir! Dich hab' ich schon gesehen. Hallunke! wie heißt Du?"

Der Angeredete schwieg.

„Schaut ihm nur ordentlich in's Gesicht, gnädiger Herr!"

Digitized by Google

nahm der Förster von den Achtstauden das Wort. „Ihr kennt ihn sicherlich. Er hat früher viel mit Geld zu thun gehabt.“

„Ah!“ ließ sich der Jägermeister vernehmen. „Das ist ja der Sekretär Ratzmann. Hast's in der Welt weit gebracht — wirst erhöhet werden.“

Beim Namen „Ratzmann“, fuhr der Hofjäger Brand wild auf. „Elender, erbärmlicher Wicht!“ schrie er wüthend, „hast Du nicht die Jagdkasse bestohlen?“

Ratzmann ließ keinen Laut hören.

„Ereifere Dich nicht, Hermann!“ beruhigte Onkel Jägern eifter. „Wird sich Alles herausstellen.“

(Schluß folgt.)

Ferdinand von Oestreich-Este.

Hörst du fernhin der Glocken Geläute
Dumpf und schaurig im Winde verweh'n,
Weißt du, wen als stolzeste Beute
Unerbittlich der Tod sich ersieht?

Ach, du ahnst nicht, daß bleich und bebend
Eine Gattin am Sarge kniet,
Die dem Gemahl, dem theuren, nur lebend,
Jeglichs Glück nun zerronnen sieht.

Weißt nicht, daß in unsäglichem Harme
Weinet die Schwester *) am offenen Grab,
Daß der einzige Bruder die Arme
Sehnend streckt zu der Gruft hinab.

Daß das erhabene Haus der Este
Einen letzten grünenden Zweig verlor,
Den, als er fromm und hochdenkend das Beste
Seiner Getreuen, der Tod sich erkor.

Zum Spitale bei nächtlicher Stunde
Sah man ihn schreiten —: Ein Engel naht,
Bietet Balsam der Kranken Wunde,
Tröstet die Schwachen mit Rath und That.

Wie er reicht die Hände den Armen,
Faßt ihn selber tückisch und kalt,
Ohne Mitleid, ohne Erbarmen,
Giftiger Krankheit dämon'sche Gewalt. —

Ferdinand, Prinz von Oestreich-Este,
Du erlagst, ein Opfer der Pflicht;
Ob auch verwesen des Körpers Reste,
Deinen Namen begräbt man nicht.

Immer wird er in Oestreich strahlen,
Leuchtendes Zeichen der Fürstentreu!
Und das Volk wird die Schuld bezahlen,
Und es erstarket die alte Treu'.

Denen, die an deinem Grabe weinen,
Denen, so deine Gruft umsteh'n,
Wirst du droben ein Engel erscheinen,
Dort — wo ewiges Wiederseh'n!

Scharff von Scharffenstein.

*) Die Herzogin von Bordeaux.

Ueber Frankfurter Bühnenzustände.

Wir sahen kürzlich auf unserer Bühne „die Hochzeitsreise“, von R. Benedix. Erlauben Sie mir, Ihnen nicht ein Breites und Weites über die Vortrefflichkeit dieses Stückes zu sagen; erlauben Sie mir nur, einige unmaßgebliche Bemerkungen an dasselbe zu knüpfen. Am 7. Januar ist dieses Lustspiel, dem wir gern die Bezeichnung lassen, im königlichen Schauspielhause zu Berlin gegeben worden. Wir haben noch nicht gelesen, oder vielleicht übersehen, was Herr Rötscher zu dem Stücke sagt; aber wir finden in mehreren Berliner Blättern scharfen Tadel gegen dasselbe ausgesprochen. Die „Reform“ sagt unter Anderem: „dieses sogenannte Lustspiel (denn es ist wieder nur eine Posse) gehört zu denen, die ohne eine falsche Voraussetzung nicht existiren würden“. Der Kritiker zweifelt daran, daß ein Gymnasial-Professor nie einem Mädchen die Hand gegeben. Er fragt: „Ist die Narrheit dieses Menschen eine Narrheit unserer Zeit? Findet man unter unseren Gymnasial-Professoren die Originale zu diesem Bilde?“ Als wenn unsere Zeit und unsere Gymnasial-Professoren der Maßstab für ein gutes Lustspiel seyn müßten! Wir wollten nur aufmerksam machen, wie bunt und verworren es mit unserem Geschmack aussieht. Die hiesige Kritik lobt, was die Berliner Kritik tadelt, und die Berliner Kritik tadelt, was die hiesige Kritik lobt und in diesem Falle loben muß. Wir denken, selbst Tieck, der in seiner Novelle: „Der Gelehrte“, wenn nicht in der dramatischen Ausführung und den Bühneneffekten, doch in der Idee und dem Stoff, unserem fingerfertigen Bühnendichter tüchtig vorgearbeitet hat, wird zugeben müssen, daß Benedix ein lebendiges Genrebild geliefert hat, dem, wenn nicht gerade Gymnasial-Professoren unserer Zeit, wie z. B. Rößler aus Oels, doch solche früherer und selbst noch der uns nächsten Zeit gesessen haben. Wir wollen nicht widersprechen, daß die Charaktere auf die Spitze getrieben sind, aber ihre Motive sind natürlich. Zu einer Caricatur wird der Professor so wenig gesteigert, wie wir widersprechen können, daß es solche Figuren gegeben haben kann. Und das ist ja eben die Wahrheit des Lustspiels, daß es uns Menschen gibt, wie sie seyn oder gewesen seyn können. Dadurch seinen Unwerth beweisen zu wollen, daß diese Menschen nicht gerade in Berlin oder Frankfurt angetroffen werden, würde mindestens ungereimt seyn.

Aber die Bühne hat es nicht allein mit dem gesunden Menschenverstand zu thun, sondern auch mit der Kritik; mit der Kritik des Publikums und mit der Kritik von Amtswegen. Das ist ihr Unglück! Man genießt wenig mehr im Theater, man urtheilt viel, man verurtheilt noch mehr. Wir glauben sogar, daß der größere Theil des Publikums heut zu Tage, gleichviel ob bewußt oder unbewußt, in dem Urtheil über die Bühne den eigentlichen Genuß derselben findet.

Wo man die Kritik als Mittel und Zweck betrachtet, da wird das Theater sehr bald weder Mittel noch Zweck seyn, sondern in den Verfall gerathen, der nothwendig über alle Institute einbrechen muß, bei denen, statt der lebendigen Hingebung, deren sie bedürfen, das chirurgische Secirmesser der Laune und der Gleichgültigkeit angewendet wird.

Es ist wahr, daß die Hochzeitsreise des Herrn Benedix auf unserer Bühne sehr beifällig aufgenommen worden ist; aber müssen sich unsere mitunter und theilweise vortrefflichen Darsteller, zu denen wir am Abend jener Vorstellung ganz vorzüglich Hrn. Schneider und Fräul. Hoffmann *) zählen mußten, nicht im Allge-

*) Diese Schauspielerin, die sich in stets consequenter Richtung durch ein feines, elegantes und correctes Spiel auszeichnet, ist für unser Lustspiel eine Errungenschaft, um die wir, selbst von größeren Theatern, beneidet werden könnten.

Digitized by Google

meinen sehr besondere Mühe geben, um uns hinzureißen — wenn auch nur zu einem Applause? Wird die Bühne in der Weise von dem Publikum unterstützt, wie sie es verdient? Man wird uns eine mittelmäßige Opernvorstellung entgegenhalten. Man wird uns nach Stuttgart verweisen. Man wird uns antworten: wir würden gern etwas für die Bühne thun, wenn wir nur Dies und Jenes hätten, wenn wir nur, wenn auch nicht ein Theater wie in Berlin, doch zum mindestens eines wie in u. s. w. besäßen. Vielleicht wird man uns auch zu bedenken geben, daß man diese oder jene Oper schon in Paris gehört hat und daß es unerträglich sey, sie hier wieder zu hören. Was sind solche Reden anders, als ein Beweis, daß es unmöglich ist, die hiesige Bühne zu fördern. Wir glauben selbst, daß sie durch dieselben und ohne andere Unterstützung, wir meinen in baarem Gelde, sich nicht einmal auf dem Standpunkte wird erhalten können, auf dem sie steht; denn sie ist mit einem Etat von 110,000 Gulden auf ein Abonnement verwiesen, an dem jetzt ungefähr 18,000 Gulden wegen gekündigter Logen fehlen. Das Resultat wird seyn, daß man mit seinen Ansprüchen herabsteigen, oder seine Theilnahme steigern muß. Dazu können die Schauspieler nicht allein beitragen. Sie spielen eben so häufig gut vor leeren Bänken, wie schlecht vor vollen. Sie bedürfen der Aufmunterung, nicht durch Huldigungen hinter den Coulissen, sondern durch Hingebung vor denselben. Die Schauspieler bedürfen des Publikums, und unsere Schauspieler verdienen es. Viele unter ihnen können einen Vergleich mit den besseren Darstellern der Gegenwart ertragen. Man hüte sich, die Scenerie unserer Bühne mit der Kunst auf derselben zu verwechseln und die Fehler der Coulissen und der äußeren Ausstattung auf die Darsteller und die innere Ausstattung zu übertragen. Die äußere Ausstattung, die in den Hoftheatern so manche innere Mängel verhüllt, kann eben nur durch bedeutende äußere Mittel herbeigeschafft werden, die der Direktion eines Stadttheaters fehlen. Die hiesige ist zudem, um die Kasse in Gleichgewicht zu erhalten, genöthigt, täglich spielen zu lassen. In diesem Drang des Repertoire's kann unmöglich eine gleichmäßige Abrundung der Vorstellungen stattfinden. Wenn man erinnert, daß es angemessener seyn würde, weniger zu spielen und dadurch correctere Vorstellungen zu veranlassen, so vergißt man, wie sehr Recht man in der Hauptsache haben mag, daß die materielle Existenz des Instituts von der artistischen Entwickelung nur sehr bedingt abhängig ist, nämlich nur in dem Falle, wenn das Publikum zu erkennen gibt, daß es sich von der letzteren ausschließlich zu einem eifrigeren Besuche des Theaters bestimmen läßt. Seitdem man aber in Stücken wie „Rosenmüller und Finke" vollständigen Genuß und vollständigste Erholung zu finden scheint, wird man schwerlich den künstlerischen Maßstab hervorheben können.

Nichtsdestoweniger räumen wir gern ein, daß einige Vorstellungen im verflossenen Jahre selbst hinter dem Maßstab des Anstandes zurückblieben; aber man kann sie zählen, wie z. B. eine Vorstellung der Oper Don Juan. Die Mehrzahl war abgerundet. Nur muß bedacht werden, daß eine schlechte Leistung weit länger getadelt wird, als zehn gute Vorstellungen gelobt werden.

Wie die Dinge stehen, hat die Direktion zunächst den Ausfall der Logen-Abonnements zu decken. Sie muß sich zu dem Ende an den Geschmack des großen Haufens wenden, der nicht stets der gute Geschmack ist, vielleicht auch nicht immer mit demjenigen der Direktion zusammenfällt. Will man die letztere selbstständiger und für den Geschmack des Repertoire's verantwortlich machen, so wird man zunächst die Logen-Abonnements erneuern müssen. Würde die Direktion sich sträuben, wenn ihr eine Controle durch einen Ausschuß der Logen-Abonnenten an die Seite gesetzt würde? Wir zweifeln, vorausgesetzt: daß sämmtliche Logen durch Abonnements gedeckt würden. Man vergesse doch nicht, daß die Blüthezeit der hiesigen Bühne in die Zeit des Aktienverbandes fiel. Dieser haftete für jedes Deficit. Will man nun auch nicht zu einer solchen allerdings lästigen Verpflichtung zurückkehren, so könnte man es doch möglich machen, daß in Zukunft ein Deficit vermieden würde, ohne daß Einschränkungen vorkämen, welche der Würde des Instituts widerstreben. Daß sich für die Aufrechthaltung dieser Würde der beste Wille in den besseren Mitgliedern vorfindet, glauben wir voraussetzen zu können. Aber auch die Fähigkeit zu dem Ende ist vorhanden. Wir können versichern, daß der Personalbestand der hiesigen Bühne neben talentvollen Capacitäten auch denkende Köpfe einschließt. Wir verweisen auf einen trefflichen Artikel des Herrn A. Haake (Beiträge zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne) in dem diesjährigen Frankfurter Theater-Almanach, der hinlänglich beweiset, daß man es, neben unseren Direktoren, noch mit Männern zu thun hat, die Geschmack mit Bildung verbinden und denen die dramatische Kunst von einer Bedeutung erscheint, wie nicht allen heutigen Schauspielern.

Eine Kinderbeschenkung in Frankfurt a. M.

In der sonntäglichen Abendstunde des 13. d. M. fand wieder eines jener der Kinderwelt gewidmeten Feste statt, welche das Herz zu erfreuen und zu erheben so ganz geeignet sind; es war ein Fest der Beschenkung für arme oder elternlose Kinder, gleich beglückend für die mildthätigen Geber und Veranstalter, wie beseligend für die heitern kindlichen Empfänger. In unsern Tagen des unruhigen Lebens und Treibens, der aufgeregten Parteienkämpfe und Leidenschaften, der nimmer rastenden Uneinigkeit und Befehdung, der bangen Besorgniß über Das, was der nächste Tag bringen kann und der gehässigen Anfeindung, wie der gereizten Tageseitelkeit, da mag man gerne einmal bei Seite treten aus dem lärmenden Gewühl der Gegenwart, um jene Kämpfe und Sorgen für eine kurze Dauer wenigstens zu vergessen. Wem wäre ein solches Glück des Vergessens und der friedlichen Einkehr in sich selbst nicht zu Theil geworden, wenn er diese mit dem grünen Gezweig der Tanne geschmückten, von dem hellen Glanze hundertfältiger Lichter übergossenen und ringsum festlich decorirten Räume betrat, wenn sein Blick auf den Kindern weilte, die sich voll Lust und Entzücken um die bunten Gaben der Liebe drängten, ihre Armuth vergessend, und der lieben Menschen dankbar gedenkend, die ihnen dies Fest bereiteten, — oder wenn die sanften Klänge, die jetzt ertönten, sein Gemüth bewegten und ihn für solche Eindrücke der Rührung um so empfänglicher machten? Der Verkehr mit der Kinderwelt ist erquickend, wie der mit dem Frühling, und beide, der Lenz des Lebens und der Natur, stehen in engem Bunde. An unserer Liebe zu den Kindern, an unserer Nachsicht mit ihren Fehlern, an der Treue, die wir ihnen widmen, läßt sich erkennen, wie hoch wir selber als Menschen stehen und wie rein wir unser Herz zu bewahren gewußt haben. Aus dem stillen Heiligthum des Familienlebens entspringt die wahre Quelle der Weltverbesserung und ein Vater, der den Geist seiner Kinder zum Lichte der Wahrheit hinwendet, eine Mutter, die in die jungen Seelen den Saamen der Tugend und Frömmigkeit ausstreut, Geschwister und Verwandte, die sich einander liebevoll die Hände reichen, sie wirken im Stillen vielleicht segensreicher und mit mehr Erfolg am Bau der besseren Zukunft, als jene Männer, die im Rathe des Volkes und der Fürsten sitzen und von uns gepriesen, bewundert oder gefürchtet werden. Jene Liebe, die im Stillen wirkt und schafft, gleicht dem Regen in lauer Sommernacht; man sieht ihn nicht, aber beim erwachenden Tage hat er alles Leben erquickt und erkräftigt. Der Jugend gehört die Zukunft an; aber diese Jugend muß

Digitized by Google

einem schönen Familienleben entwachsen und muß reich seyn an Früchten des Guten, wie an Blüthen des Schönen. Darum haben Feste, wie das genannte, eine hohe Bedeutung, denn sie nähren die edelsten Keime der Humanität und besänftigen den Zwiespalt des so oft feindlichen Lebens. — Man muß der genannten Kinderbeschenkung beigewohnt haben, um ihre Poesie und Herzinnigkeit ganz würdigen zu können. Der große Saal des Weidenbusches war kaum geräumig genug, die Gaben alle zu fassen, welche auf langen weißgedeckten Tafelreihen unter dem Grün der Tannenzweige und im heitern Lichtglanz prangten, und bei denen nichts vergessen war, was ein Kindesherz erfreuen kann. Aber mit dem Erfreulichen war auch das Nützliche verbunden, und wie für die Lust, so war auch für jegliches Bedürfniß gesorgt. Herr Konsistorialrath Dr. Friederich eröffnete die Feier mit schönen und eindringlichen Worten und mit einer sinnigen Dichtung, welche dem Verständniß der Kinder angemessen und zugleich den Erwachsenen nicht minder erhebend war. Hierauf sprach der katholische Stadtpfarrer Beda Weber, und wir stimmen dem Lobe bei, welches er, aus der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart schöpfend, dem bewährten Gemeinsinn, der allbekannten Menschenfreundlichkeit und den oft erprobten Bürgertugenden der Bewohner unserer Mainstadt spendete. Die wenn auch nicht eben stark aufgetragene polemische Abschweifung, den politischen und religiösen Zopf betreffend, mögen wir nicht billigen, wenn wir sie auch der momentanen Eingebung eines improvisirten Vortrags zu gut halten wollen. Bei einem Feste, wie das heutige war, sollte man Alles fern halten, was an die Kämpfe da draußen erinnert, sollte man die Händel, Zerwürfnisse und Eitelkeiten des Tages bis auf die Erinnerung selbst verdrängen. — Um einen schönen Eindruck reicher, verließen wir die festlichen Räume. Wer zu dieser überaus reichen und großstädtischen, Wohlstand bekundenden Beschenkung beigetragen und bei Anordnung derselben mitgewirkt hat, der wird bereits den besten Lohn im eigenen Herzen gefunden haben, denn jedes gute Werk ist auf den Thäter rückwirkend. Auch sagt die Schrift, daß Geben seliger sey, als Nehmen. Heute aber waren doch die kleinen Empfänger wohl die seligsten, weil die einzigen reinen Freuden die kindlichen sind, und weil nur in diesen goldenen Tagen eine unbedingte Hingebung und ein noch ungetrübter Glauben stattfinden.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Der Bürger Bussey in Berlin veröffentlicht folgende Erklärung: „Ick habe jehört, daß man mir nach Erfurt wählen will. Ick erkläre hiermit feierlich, daß ick die Wahl nich annehmen thue. Ick soll mir wohl später davor von 'n Ministerjum Jacoby-Temme uf 'n Hochverrath inspunnen lassen? Ne, so dumm sin wir nich! Bleibe in Berlin, un nähre dir von Kartoffeln, des is mein Wahlspruch."

(Koblenz, 2. Jan.) In dem 1½ Stunden von hier entfernten nassauischen Orte Nievern an der Lahn fand gestern der einzige 25jährige Sohn eines sehr bekannten und geachteten Mannes auf eine fürchterliche, zur Vorsicht mahnende Art den Tod. Derselbe wollte nämlich den der Gemeinde zugehörenden Bullen im Stalle füttern, bei welcher Gelegenheit derselbe ihm den Unterleib mit den Hörnern aufriß, so daß er in Zeit von zwei Stunden den Geist aufgab.

(Berlin.) Seit mehreren Jahren hat der „Verein für Gewerbfleiß in Preußen" einen namhaften Betrag für die Erfindung der Vergoldung der Seide auf chemischem Wege als Preis ausgesetzt. Es haben sich Viele mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigt, ohne das Ziel zu erreichen. Am nächsten kam demselben Hr. Kröning, Dr. med. in Stolberg am Harz, welcher bereits im Jahre 1848 recht günstige, wenn auch noch nicht befriedigende Resultate erzielte. Dies ist ihm erst jetzt gelungen, so daß er im Stande ist, die Seide in Stücken und Faden (zum Verweben) auf chemischem Wege zu vergolden und zu versilbern. Das letztere Verfahren scheint einfacher, als das der Vergoldung zu seyn. Der Erfinder beabsichtigt, sein Geheimniß an einzelne Unternehmer abzutreten und ihnen die Ausbeutung desselben zu überlassen. Die uns vorgelegenen Proben entsprechen allen Anforderungen, die man hinsichtlich des Glanzes und der Schönheit des Stoffes stellen kann.

Gewiß weiß Keiner, wie's am nächsten Sylvester mit ihm steht. Raveaux, der Redner von 48 und 49 im Parlament, er Reichsgesandte, hat nicht gedacht, daß er im J. 49 ein einsamer Flüchtling und von der französischen Regierung nach Pau verwiesen seyn würde. Ludwig Simon, der Gefeierte, muß in der Schweiz aus der Musik, die sonst seine Mußestunden ausfüllte, Gewerbe machen. Schreck, der Buchhändler in Leipzig, verlegt nicht Bücher, sondern schreibt sie in Straßburg. Julius Fröbel, Blum's Gefährte in Wien im Jahr 48, siedet im Jahr 49 in der neuen Welt in Newyork Seife.

Die National-Versammlung in Paris ist schon bis zur Hundesteuer heruntergekommen. Es gibt in Frankreich drei Millionen Hunde, so viel als manches Königreich Einwohner hat, und sie kosten für Unterhalt jährlich achtzig Millionen Francs.

Korrespondenz.

Gießen, 12. Jan.

Sonntag, den 20. Jan., wird das Oratorium „Ruth", von Aloys Schmitt, im Gesellschaftssaale dahier Abends 5 Uhr aufgeführt werden. Das musikalische Publikum wird um so mehr auf diese Aufführung aufmerksam gemacht, da bis jetzt ein Werk dieser Gattung von diesem Componisten noch nicht dahier gegeben wurde und sich dieses Oratorium den besten, die wir haben, würdig anreiht. Dem Oratorium vorher wird der Componist sein beliebtes Klavierkonzert in D mol noch vortragen.

Berichtigung.

In der Mannichfaltigkeit über Kinkel in der gestrigen Didask. lies statt Johann — Johanna.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 15. Jan. Große Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bils, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei. (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen.) Vorher: Wer ist mit? Vaudeville in 1 Akt nach dem Französischen von W. Friedrich.

Mittwoch, 16. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Kapellmeister Schindelmeisser): Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 3 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 14. Mittwoch, den 16. Januar 1850.

Ein Jäger des vorigen Jahrhunderts.

(Eine Geschichte von G. Kaut.)

(Schluß.)

Mittlerweile war ein Wagen angekommen, auf welchem der erschossene Wildhüter weggebracht wurde. Den Mörder aber ließ der Jägermeister nach Darmstadt eskortiren, woselbst er bald zum Tode durch den Strang verurtheilt wurde. Als der Elende sah, daß er unrettbar verloren sey, gestand er auch seine übrigen Verbrechen. Er hatte den armen Jägerburschen Franz ermorden und in den Main versenken helfen; in Bezug auf den Jagdkasseninspektor sprach er in Gegenwart eines Geistlichen Folgendes: „Meine Liebe zu Evchen kannte keine Gränzen, obgleich ich nur zu wohl bemerkte, wie wenig sie meine Neigung begünstigte. Nichts desto weniger begehrte ich sie von ihrem Vater zum Weibe. Ich ward mit Hohn abgewiesen. Da beschloß ich, mich zu rächen, mich auf eine Weise zu rächen, die den Jagdkasseninspektor für sein ganzes Leben hindurch dem Unglücke preiszugeben geeignet wäre. Ich entwandte ihm heimlich den Kassenschlüssel, stahl den größten Theil des Geldes, schloß den Schrank wieder zu, und war so glücklich, den Schlüssel wieder unbemerkt in die Tasche meines Prinzipals zu prakticiren. Dann zeigte ich demselben schriftlich an, daß ich seiner Dienste überdrüssig sey, und ging in die Welt. Mit vielem Vergnügen hörte ich, wie sehr mir meine Absicht gelungen war. Der Jagdkasseninspektor gerieth in's Elend, und ich lebte in Floribus. Leute, die eben so schlecht waren, wie ich, halten mir aber bald von meinem Gelde, arm und verachtet trieb ich mich in den Gegenden am Rhein und Main umher. Um nicht vor Hunger zu sterben, trat ich mit Wilderern in Verbindung. Auf einer meiner Streifereien entdeckte ich den Jagdkasseninspektor in der Gestalt eines Köhlers. Meine Rache war damals noch nicht gesättigt — ich zeigte den armen Mann an."

Dies Geständniß machte großes Aufsehen und gelangte bald auch zu den Ohren Ludwig's VIII., der nun viel darum gegeben, wenn ihm Jemand den Aufenhalt des armen Kronau hätte entdecken können. Er wollte an dem unschuldig verfolgten Manne Gerechtigkeit üben und ihn so viel wie möglich für seine Leiden, Sorgen und Aengsten entschädigen. Brand und Therese wurden befragt, wußten aber auch keine Auskunft zu geben.

II.

So war denn die Unschuld des Jagdkasseninspektors am Tage. Was war aber aus den Unglücklichen geworden? Hielten sie sich wirklich in Frankfurt auf? oder waren sie weiter geflohen? Niemand wußte diese Fragen zu beantworten. Hermann war untröstlich. Tage lang ging er wortkarg und in sich gekehrt in dem Walde umher. Da faßte er den Entschluß, einmal selbst nach der reichen Handelsstadt zu gehen und zu suchen, ob er nicht eine Spur von dem Vater und der heißgeliebten Tochter zu entdecken im Stande wäre. Er führte seinen Entschluß aus. Drei Tage lang durchspähte er alle Gassen und Gäßchen der Stadt. Vergeblich! Am vierten Morgen machte er einen Gang dem Bockenheimer Thore hinaus. Alles stand rings umher in voller Blüthe und Pracht; denn es war Mai. Ein ärmlich gekleideter Mann, von einem Frauenzimmer geführt, wankte mehr als er ging, vor ihm her. In der Nähe einer Ruhebank blieb plötzlich der Mann stehen und sagte: „Kind! ich kann nicht mehr weiter — wir wollen uns hier ein wenig niederlassen." Die Stimme schien dem Jüngling bekannt; er trat näher und sah zu seiner unaussprechlichen Freude die Gesuchten vor sich. Nachdem der erste Rausch des Wiedersehens vorüber war, machte er die beiden Flüchtlinge mit alle dem bekannt, was sich ereignet hatte. Ihre Freude war gränzenlos.

„Hab' ich nicht immer gesagt, Vater!" begann Evchen, „daß noch nicht Alles verloren sey, und daß der schändliche Ratzmann seine That am Ende eingestehen werde?"

Vater und Tochter bewohnten ein düsteres Stübchen in einer finsteren, kleinen Straße. Sie waren am Morgen nach ihrer Flucht glücklich in Frankfurt angekommen. Evchen hatte Arbeit gefunden, und Alles ging eine Weile gut. Da ward der alte Kronau krank. Das Mädchen strengte sich übermenschlich an; sie arbeitete ganze Nächte hindurch, ohne jedoch so viel verdienen zu können, als der Kranke brauchte. Sie wären dem schrecklichsten Elende anheim gefallen, wenn sich nicht gute Menschen ihrer erbarmt hätten. Seit wenigen Tagen erst durfte Kronau die Stube verlassen.

Hermann Brand miethete einen Wagen, und alle Drei fuhren nach Darmstadt. Schon am folgenden Tag hatten allesammt eine Audienz bei dem Landgrafen. Der alte Herr war sehr freundlich und kneipte dem schönen Evchen ein paarmal in die Wangen.

Ein Vierteljahr später war Kronau wieder Jagdkasseninspektor, und als desselbigen Jahres der St. Hubertustag durch eine glänzende Parforcejagd gefeiert wurde, ward Hermann Brand von Allen „Herr Wildmeister" angeredet.

Wieder war es Mai geworden. Die Wälder grünten, und es blühten die Bäume. Da fuhr durch den Wald um Mönchsbruch ein offener Jagdwagen, und in demselben saß ein hübscher Herr in Jagduniform und eine schöne, junge Frau. Es war der zu Kranichstein wohnende Wildmeister Hermann Brand mit seiner ihm erst gestern angetrauten Gattin, Eva, einer geborenen Kronau. Sie standen im Begriff, dem Onkel und der Tante zu Mönchsbruch einen Besuch abzustatten, und dann einen kleinen Abstecher nach dem Königstädter Forsthause zu machen.

Digitized by Google

Die römisch-katholische Kirche in den Vereinigten Staaten Nordamerika's.

In Europa scheint die römisch-katholische Kirche jenem Riesen der alten Sagenwelt vergleichbar, welcher zwar oft niedergerungen werden konnte, dann aber, wenn er den Boden berührte, mit doppelter Kraft wieder zum Kampfe erstand. Nach der Reformation wußte sich die Kirche durch das Jesuitenthum, das in der Kirche keine neue Erscheinung war, nur nie in solcher Vervollkommnung, wie damals, geherrscht hatte, zu kräftigen; nach dem Sturme des Jahres 1792 wußte sie das Papstthum durch die vereinigten Streitkräfte des osmanischen Sultans, des russischen Czaaren, des britischen Königs — also durch drei Erzketzer — wieder einzuführen, und es hat allerdings den Anschein: daß jetzt, nach glücklicher Besiegung der Volksbewegung, auch die römische Kirche wieder neue Siege feiern werde, die freien Kirchen, welche sich auf ihren Trümmern zu erheben dachten, verlachen und verhöhnen könne. In der neuen Welt dagegen macht die Kirche bei weitem diese Fortschritte nicht, spielt sie immer eine sehr untergeordnete Rolle. Es ist freilich eine Thatsache, daß jährlich Myriaden guter Katholiken in die Vereinigten Staaten einwandern, es ist eine Thatsache, daß der päpstliche Stuhl dorthin seine Geschäftsträger und Werber, seine Bischöfe und Erzbischöfe schickt, daß er die Lande, an die er einstens zu glauben bei Lebensstrafe verbot, *) jetzt gerne für sich ausbeuten möchte, ja, es läßt sich nicht leugnen, daß auch die bekannte Lyoner Gesellschaft, daß die Wiener Gesellschaft „Leopoldina" es sich viel, sehr viel Geld kosten lassen, in Amerika eine Reihe von Kirchen zu erbauen, an denselben Priester zur Verbreitung der römischen Lehre anzustellen.

Es scheint aber, daß die wahrhaft demokratischen Grundgesetze Amerika's keine Blüthe der päpstlichen Kirche zulassen, daß überall diese Blüthe ersticken muß, wohin immer die sterngeschmückte Flagge für die Dauer ihren Schatten wirft. Wandern Millionen von guten, ja von fanatischen Katholiken in die Staaten ein, so steht ihnen frei, ungestört ihrem Glauben, ihrer Gottesverehrung nachzuhängen. Sie thun dieses gewissenhaft, beten deutsch, spanisch oder irisch ihre Paternosters, allein ihre Kinder schon lernen englisch, werden in Grundsätzen der Freiheit aufgezogen und bilden sich eine Ueberzeugung, die weit von jener ihrer Väter verschieden ist, wenn diese auch, was nicht immer geschieht, die ihrige beibehalten. Die bürgerliche Freiheit führt zur kirchlichen, und der Mensch, der grade und ungebeugt vor seines Gleichen einhergeht, sieht auch klar und ungetrübt gegen Himmel. Die religiöse Freiheit und die Religion stehen in den Vereinigten Staaten so hoch, daß Niemand sich um des Andern Ueberzeugung eigentlich kümmert, daß Jeder sich nicht in Dinge mischt, die ihn nicht belangen. Daher finden denn auch keine eigentlichen Uebertritte, keine Lossagungen und Abschwörungen statt, daher gehen diejenigen Katholiken, welche mit den Grundsätzen des Römerthums nicht mehr zufrieden sind, gerade in die Erbauung, die ihnen zusagt, nehmen das Abendmahl mit der Gemeinde, zu welcher sie einen Zug fühlen, ohne daß irgend wer darüber skandalisiren dürfte. Höchstens läßt der Ausscheidende sich bei den Trustis der einen Kirche, bei denen er eingeschrieben steht, ausstreichen, meldet sich bei denen der andern, um sich einen Platz in dem Gebäude zu erwerben, das er zu besuchen gedenkt. In Europa, selbst in dem evangelischen England, hat die römische Kirche durch Erbschleicherei ungeheuere Fortschritte gemacht, gewinnt sie noch täglich dadurch, daß sie sich der Sterbenden in ihrer letzten, getrübtesten Stimmung bemächtiget. Die nordamerikanischen Gesetzgeber haben aber durch weise Vorschriften dieser Erbschleicherei für immer vorgebaut, indem sie verordneten: daß alles Kirchenvermögen einer jeden Religionsgesellschaft nur in den Händen der Trustis (Trustees, des bürgerlichen Kirchenvorstandes) beruhen dürfe, indem sie eine Summe bestimmten, bis zu welcher sich das Vermögen belaufen könne, eine Summe, die so mäßig ist, daß alle Mißbräuche glücklich vermieden scheinen. Zudem gehört in Nordamerika alles Kirchenvermögen gesetzlich durchaus und allein der Gemeinde an, kann und darf allein nach Willen der Gemeinde verwendet werden. Bestimmt daher die Mehrzahl einer bisher katholischen Gemeinde, daß der Gottesdienst hinfürder auf presbyterianische, oder auf lutherische Weise abgehalten werden soll so wird dieses gleich geschehen. Solcher Religionswechsel der Kirchen (als Gebäude) ist nicht selten in den Vereinigten Staaten, hat schon eine Zahl derer getroffen, welche von der Wiener, von der Lyoner Jesuitengesellschaft hier erbaut worden sind.

Nach diesen Thatsachen zu schließen, dürfte die Herrschaft nicht nur der römischen, sondern jeder Kirche für alle Zeiten sehr in Frage zu ziehen seyn, im Gegentheile dürfte sie dahin, wo das sterngeschmückte Banner je Einfluß gewinnt, nach und nach schwinden. Diese Herrschaft wird aber in Amerika nirgends von einem vernunftbegabten Wesen betrauert, weil darunter die Religion nur gewonnen hat. Trotz dem, daß in Amerika Niemand nach dem Glauben des Andern fragt, ist die Glaubensansicht des Andern nie dem Spotte, noch weniger der Verfolgung ausgesetzt, herrscht in der neuen Welt sicherlich mehr Religion als in der alten Welt, herrscht im Lande der Freiheit mehr Religion als dort, wo sie Polizeiinstitut geworden, wo sie Jedem aufgebürdet wird. Mit der Religion steht auch die Sittlichkeit höher, was Jedem einleuchten wird, der nur eben den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hat. W.

*) Bischof Wirgild der Bayer wurde mit dem Banne belegt, weil er Antipoden glaubte.

Herder's Standbild in Weimar.

Weimar. Der Herderverein hat einen Bericht und Aufruf erlassen, aus dem wir das Wesentliche mittheilen: Unter all' den Stürmen des vorigen Jahres bis in das nun verlaufene herüber, konnte der Verein für Errichtung von Herder's Standbild in Weimar sich nicht versprechen, mit einem Bericht über seine Sache Beachtung und zur Vollendung des Werks, dessen Kosten nicht völlig gedeckt sind, den nöthigen Beistand zu finden. Nachdem nun aber die öffentlichen Zustände beruhigter sind und ihre geordnete Entwickelung hoffen lassen, fühlt auch der Verein gegen alle Diejenigen, die durch Bemühungen und Beiträge sein Unternehmen gefördert haben, die Verpflichtung zur Rechenschaft und glaubt jetzt wieder in weiterem Kreise die Theilnehmung ansprechen zu können, deren es bedarf, damit dieses Denkmal von nationaler Bedeutung nicht im letzten Stadium der Ausführung stocke. Die Erträgnisse der bereits 1844 angeregten, vornehmlich aber in den Jahren 1846 und 1847 betriebenen Sammlungen sind nebenstehend, mit Angabe der spendenden Kreise, in Ziffern genannt und die Gesammtsumme mit Zuschlag und Zinsen bis zum 1. Nov. 1849 berechnet, desgleichen sind die bisherigen Auslagen verzeichnet und nach Abzug ihrer Summe der Bestand aufgeführt, der sich auf 4882 Thlr. 23 Sgr. 11 Pf. beläuft. Nachdem das Modell der Statue von H. L. Schaller bereits im Sommer des vorigen Jahres vollendet und nach dem Zeugniß des Münchener Vereins trefflich gelungen, der Ausführung in Erz, wegen der unruhevollen Zeitläufe, über ein Jahr lang geharrt hatte, beschloß der Centralverein im September d. J. den Guß derselben in der königlichen Erzgießerei zu München sofort zu veranlassen. Er hat mit dem Inspektor der letzteren, Hrn. F. Miller, den Vertrag dahin abgeschlossen, daß dieser den

Digitized by Google

Guß in Bronce sammt der vom Künstler zu überwachenden Ciselirung mit sämmtlichen Kosten, dazu Verpackung, Transport, Fracht, Aufstellung der Statue an Ort und Stelle — berechnet zu 4657 Thlr. 3 Sgr. 11 Pf. — für die Baarsumme von 4371 Thlr. 12 Sgr. 11 Pf. übernimmt, indem 500 Fl. oder 285 Thlr. 21 Sgr, als ein Beitrag, welchen Hr. Miller dem Werke widmet, in Abzug kommen. Diese Summe von dem jetzigen Bestande abgezogen, würde ein Rest von 511 Thlrn. 11 Sgr. bleiben, der aber durch unvermeidlichen Verlust an den von uns angekauften Staatspapieren bis auf 179 Thlr. herabschmelzen und so nicht einmal die Kosten für Grund und Gerüst zum Piedestal, geschweige für dessen Bekleidungsmaterial und Gestaltung decken dürfte. Es stellt sich hiernach für das Piedestal, je nachdem dasselbe — mit Bronce-Reliefplatten bekleidet, oder — aus Granit mit Bronce-Reliefs geschmückt, oder — aus Granit nur mit Inschrift und Kranz aus Bronce — beschafft würde, ein Bedarf heraus von bezüglich 4114, oder — 2514, oder 1543 Thalern. Und von dem Grade der allgemeinen Theilnahme, die wir zu dem Ende aufzurufen haben, wird es abhängen, ob das Standbild auf einem ganz entsprechend ausgebildeten, oder mindestens auf einfach solidem Fußgestell errichtet werden kann. Der Verein vertraut, nicht vergeblich sich zum zweiten Male für eine Sache an die Nation zu wenden, die füglich eine Ehrenschuld derselben heißen kann, und die bereits durch vielseitiges Zusammenwirken so weit gediehen ist, daß sie jetzt noch unerfüllt zu lassen, zur doppelten Schmach würde. — Wenn jetzt nur die Kreise Deutschlands, die von den unterbrochenen Sammlungen unberührt geblieben sind, im gleichen Verhältniß, als Herder's Ruhm und Verdienst dem ganzen deutschen Volke angehört, zur Vollendung seines Denkmals mitwirken wollen: so werden sehr geringe Beiträge der Einzelnen hinreichen, ein würdiges Zeugniß allgemeinen Gedächtnisses, ein Symbol deutschen Geistes und eine Zierde des Vaterlandes mehr aufzustellen. Denn wie der nebenstehende Ausweis zeigt, sind bis jetzt ganze Länder deutschen Gebietes, sind Hauptstädte wie Wien, Hannover, Kassel noch ohne einen Theil an dieser deutschen Stiftung. Während Mailand mit einem der stärksten Beiträge betheiligt ist und von dem thätigwarmen Verehrer Herder's, der ihn gesammelt und zum größten Theil gespendet hat, uns neuerdings 200 Thlr. versichert sind, sollte Westpreußen, wo Herder seine frühesten, durchs Leben von ihm gepflegten, noch in seinen letzten Schriften merklichen Verbindungen hatte, sollte dort die Stadt seines Hamann, die stets für Bildungsinteressen sich so regsam zeigt, kein Zeichen der Erinnerung hieran geben wollen? — Athen hat seinen Zoll gebracht und Göttingen könnte ihn versagen, mit dessen Koryphäen Herder in dauernd nahen Beziehungen stand? — Wir hegen die Zuversicht, daß, wie sich Herder's Werke in erneuten Ausgaben nach allen Gegenden Deutschlands fortwährend verbreiten, auch dieser Aufruf zu einer letzten Steuer für sein Ehrenmonument allerwärts ein Echo finden werde, und bitten nur Diejenigen, die in den einzelnen Gegenden den Zusammenfluß zu vermitteln geneigt sind, bald an ihr gutes Werk zu gehen, damit die Hoffnung, im August 1850 an Herder's Geburtstage sein Standbild in Weimar enthüllt zu sehen, zur Wahrheit werde.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 13. Jan.) Vor einigen Tagen trug sich in unserer Stadt eine stille aber gewiß seltene Feier zu. Es hat nämlich der Leinwandhändler Samuel Hohlfeld aus Neusalza bei Bautzen seit 50 Jahren ohne eine einzige Unterbrechung und in gegenwärtiger Messe zum 150. Male die hiesigen Messen besucht, und seinen Verkaufsstand im Auerbach'schen Hause im Brühl während dieser Zeit nie verändert. Die Besitzer des bezeichneten Hauses überraschten ihren ältesten Abmiether am Neujahrsmorgen durch Ueberreichung eines auf die Feier bezüglichen Andenkens, und die freudige Rührung des rüstigen Jubilars steigerte sich unendlich, als ihm auch vom Stadtrath ein sehr ehrenvolles Gratulationsschreiben zugefertigt wurde.

(Berlin.) Die in zwei Berliner Zeitungen mitgetheilte Nachricht, daß das romantisch satyrische Mährchen Rosen im Norden oder die Teufelswette, von Wollheim, auf der Königstädt'schen Bühne mißfallen hat, ist eine Unwahrheit. Allerdings veranlaßte das Mißlingen aller Dekorationen und Maschinerien, so wie einzelne politische Anspielungen einen heftigen Sturm; bei der zweiten Vorstellung und den folgenden (das Stück ist bis jetzt in elf Tagen siebenmal gegeben) aber, wo Alles ordentlich ging, machte das Mährchen Furore, so daß alle Couplets da capo verlangt wurden und die Hauptdarsteller zu wiederholtenmalen gerufen wurden.

(Berlin, 7. Jan.) Unter den 400,000 Einwohnern Berlins sind über 10,000 von der Gerechtigkeitspflege bestrafte Personen; über 2000 wandern alljährlich wiederholt in das Kriminalgefängniß; gegen 3000 werden als Obdachlose und Bettler aufgegriffen und in das Arbeitshaus abgeliefert, daranter 400 Kinder. An 200 Ehen werden alle Jahre wieder geschieden, über 2000 uneheliche Kinder jährlich geboren. Im Jahr 1848 starben 55 Menschen am Säuferwahnsinn! Und dann das stets wachsende Proletariat! Freilich sind in Berlin viele (?) Geistliche; aber eine Gemeinde zählt z. B. 70,000 Seelen und hat nur drei Geistliche, und von den 350,000 Glaubensgenossen besuchen nur etwa 20,000 den öffentlichen Gottesdienst. Die Vereine für „innere Mission" suchen nun diesem Verderben nach Kräften zu steuern.

(Aargau.) Der Bericht über die Pestalozzistiftung umfaßt das dritte Jahr ihres Bestandes vom 19. Mai 1848 bis 30. Mai 1849. Die Zahl der Armenzöglinge ist in beiden Familien auf 27 gestiegen. Diese noch geringe Zahl wird damit wohl genügend gerechtfertiget, daß die mit einem Stiftungskapital von nur 19,430 Frk. ausgestattete und im Berichtsjahr mit milden Beiträgen von nur 3021 Frk 61 Rp. bedachte Anstalt nicht größere Ausdehnung zuließ. Aus dem Berichte ist die sehr zweckmäßige Vertheilung der geistigen und leiblichen Arbeit, des Unterrichtes in den Schulen und der Feldarbeit, die angemessene Benutzung der Erholungsstunden, das Gedeihen der Kinder und die freudige Berufsthätigkeit der Lehrer zu ersehen. Das reine Vermögen der Anstalt betrug am Schlusse des Berichtsjahres 24,016 Frk. 15½ Rp.

Adam's neue Oper heißt der „Leuchtthurm"; sie wurde zu Weihnachten in Paris aufgeführt. Nach einem Berichte von Berlioz im „Journal des Debats" scheint der Text das Schicksal der meisten Operntexte zu theilen; er ist matt. Die Musik ist leicht, zierlich und für die Sänger bequem; zwei Romanzen und ein Fischerchor sollen besonders ansprechend seyn, auch wird die Instrumentirung gelobt. Während des ganzen ersten Aktes ist das Meer in stürmischer Thätigkeit; anderthalb Stunden lang mußten einige Dutzend Bursche ununterbrochen den Ocean in Bewegung halten, d. h. die bemalte Leinwand von unten nach oben schwenken. Dabei kam es zu einem Streite zwischen diesen Meerfabrikanten, der am Ende so laut wurde, daß das Publikum hörte, wie dieselben einander als „Aristo's" und „Reacs" schimpften; auch war von Bourgeois und Bürger Proudhon die Rede, also politischer Hader sogar unter dem Theatermeere!

Digitized by Google

Als Verfasser des viel Aufsehen machenden demokratischen Romans: „Anna Hammer", wird von der Weser-Zeitung Temme bezeichnet.

Die Schwätzer und Aufschneider bilden die Regimentsmusik jeder bestehenden Gewalt!

Die Menschen sind wie die Pflanzen, wenn man sie auch in den dunkeln Keller setzt, wachsen sie immer nach dem geringsten Lichtstrahl hin.

(Ems, 7. Jan) In Nro. 23 des Schulblattes für das Herzogthum Nassau lies't man wörtlich folgende Notiz: „Wie steht's mit den Lehrern in Wiesbaden? — Ei nun, so glänzend, daß einzelne die Privatstunde zu circa 6 Kreuzern — schreibe sechs Kreuzern — geben und geben müssen, um nur — buchstäblich genommen — Brod und Kleider zu haben."

Bemerkenswerth ist der Hohn, mit dem Hr. v. Blittersdorf und Genossen in der OPA.-Ztg. über die ehemaligen Mitglieder der Mittelpartei in Frankfurt und über die Gothaer herfallen. Sie sind auf ihre Schultern, mit denen sie die Throne gestützt, gestiegen und rufen ihnen zu: friß, Vogel oder stirb! d. h. fall' nieder vor den Regierungen und Allem, was sie thun und was wir ihnen rathen, oder du wirst weggeworfen wie eine ausgepreßte Citrone. Eure Zeit ist vorbei, höhnen sie, hofft nicht, Preußen mit euch fortzureißen, Preußen wird nicht mit Oesterreich brechen, sondern mit ihm euch auf die Seite werfen. — Mit seinen Feinden wird Preußen schon fertig werden, wenn nur seine Freunde nicht wären.

Man findet es auffallend, daß jetzt im Preußischen viele Schulzen abdanken und glaubt, daß die viel zu hoch gesteigerten Ansprüche an ein Schulzenamt die Ursache sind.

In Rußland besteht noch der gute alte Grundsatz, daß kein Unterthan lesen und wissen darf, wovon die Regierung nicht zuvor Einsicht genommen und es gebilligt hat. Dazu ist die Censur erfunden. Weil sie aber doch nicht ausgereicht hat, errichtet die Regierung in Petersburg eine Centralbuchhandlung, die unter die Leitung einer Oberbehörde gestellt wird. Alle Buchhändler und Leser im ganzen russischen Reich dürfen nur von ihr Bücher und Schriften beziehen. Wird aber Alles nichts helfen, die Welt geht doch vorwärts und nicht mit Rußland rückwärts.

Dr. Laube ist nun wirklich zum „artistischen Direktor" des Burgtheaters in Wien auf fünf Jahre mit einem Gehalt von 4000 fl. ernannt worden. Er hat sonach die vollständige Leitung dieses großartigen Instituts mit Ausnahme des Oekonomischen, und wir hoffen, daß er bei seiner zähen Ausdauer, bei seiner leidenschaftlichen Vorliebe für die Kunst und seiner vielfachen Erfahrung endlich eine deutsche Musterbühne gründe. Freilich stehen ihm unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten entgegen.

Interim.

Nein, deutsches Volk, verzage nicht, ob noch so trüb und wirr die Zeit,
Und spät erst wohl zu Tage beicht der Vollglanz deiner Einigkeit:
Die „veste Burg", die lieb und teaut einst brüderlich uns All' vereint,
Wird nicht in einem Lenz gebaut, wie wir so hoffnungskeck vermeint.
Fruchtlos der Herbst entschwand; es schleicht der greise Winter hinter ihm,
Und seine starre Hand, sie reicht nothdürftig uns ein Interim! —
Ein wälsches Wort, ein hohler Schall! Hieß' es doch lieber „Zwischenthum"!
Es brächte noch im schlimmsten Fall der — deutschen Reinsprach frischen Ruhm.

A. Schnezlee.

„Berlin bei Nacht."

(Frankfurt.) Montag, den 21. Jan., wird auf hiesigem Stadt-Theater diese beliebte Posse, welche in Berlin, Hamburg, Leipzig und Breslau noch fortwährend Sensation erregt und volle Häuser macht, zum Benefize unseres Komikers Haisel zum ersten Mal in Scene gehen, wobei der große allegorische Maskenzug eine pikante Pointe für das schau- und lachlustige Publikum darbieten soll, und so dürfte diese Posse von D. Kalisch, dem Verfasser von „Einmalhundert-tausend Thaler oder Böseng'lück", doppeltes Interesse erwecken.

Literatur-Notizen.

Die „Illustrirte Naturgeschichte", Leipzig, bei J. J. Weber, schreitet jetzt ihrer demnächstigen Vollendung entgegen. Die 28. und 29. Lieferung sind bereits ausgegeben. Dies treffliche Werk, mit dessen Plan und Inhalt wir unsere Leser genugsam bekannt gemacht haben, zeichnet sich eben so sehr durch die Gründlichkeit und Vollständigkeit seines Textes, wie durch die Reichhaltigkeit seiner Abbildungen aus und verdient demnach wiederholt empfohlen zu werden.

Von dem „Buch der Welt", ein deutsches Familienbuch für alle Stände (Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung) ist der Jahrgang 1849 in 12 Lieferungen vollständig erschienen. Seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen fortgesetzt, hat dies höchst anziehende Familienbuch eine weite Verbreitung gewonnen und gehört zu den besten Schriften seiner Art. Es bringt der wißbegierigen Jugend eine ungemein reichhaltige, eben so belehrende, als unterhaltende Auswahl gehaltvoller Lesestücke aus allen Fächern des Wissens, besonders der Naturgeschichte, sowie der Länder- und Völkerkunde. Auch bietet es kleine und größere Erzählungen, welche sich durch sehr lebendige Darstellung und durch sittliche Tendenz auszeichnen. Zahlreiche schwarze und colorirte Abbildungen verleihen dem Werk den Reiz eines bunten und anmuthigen Bilderbuches. Der Preis von fl. 6 rh. für den Jahrgang à 12 Lieferungen ist verhältnißmäßig sehr billig zu nennen und kaum dürfte sich ein für die Jugend geeigneteres Festgeschenk finden lassen.

Von dem bekannten ausgezeichneten Landwirth A. Müller in Gerhardsbrunn, Redakteur der rheinischen Zeitschrift für Landwirthschaft, erscheint demnächst ein tüchtiges Volksbuch, welches Alles darbietet, um für die Gegenwart so wichtig und lehrreich zu werden, als es Becker's Noth- und Hülfsbüchlein gewesen ist. Wir meinen damit: „Feierstunden des Landwirths", ein landwirthschaftliches Volksbuch für den gesammten Bauernstand Deutschlands so wie allen Freunden und Verehrern der Landwirthschaft gewidmet. Mit einem Stahlstich und vielen Holzschnitten. Mainz, bei Kunze.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 16. Jan. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Donnerstag, 17. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Melva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Akten, nach dem Französischen von Th. Hell, Musik von Kapellmeister Reisiger.

Donnerstag, 24. Jan. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 15. Donnerstag, den 17. Januar 1850.

Der Quäker und der Räuber.

Nach dem Französischen des N. Fournier.

In England, wo der Volkscharakter ein so eigenthümlicher, ausgeprägter ist, wo die verschiedenen Klassen sich so scharf von einander abzeichnen, bildeten ehemals auch die Diebe gleichsam einen besonderen Stand, der vielleicht mehr als alle die übrigen die Farbe der Nationalität an sich trug. Dieses nicht eben ehrenvolle Gewerbe hatte so ganz den Schein der Legitimität angenommen, daß es nach gewissen Gesetzen, die nicht leicht übertreten werden durften, betrieben wurde. Die guten Leute huldigten der Form nicht minder wie die übrigen Bewohner Großbritanniens. — Ein englischer Räuber von ehemals hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, sein Opfer ganz und gar zu berauben; er begnügte sich, ihm eine ansehnliche Summe oder einen werthvollen Gegenstand abzunehmen; daher kam es auch niemals zum Blutvergießen bei Beraubungen.

Es ist allerdings wahr, daß andererseits auch das reisende Publikum das Seinige zu dem guten Vernehmen mit seinen Peinigern beitrug. Jeder Reisende wußte, was ihn erwartete, und steckte deshalb voller Resignation eine Uhr oder eine Börse zu sich, die er gleich verloren gab. Vermittelst dieses Opfers konnte er dann seine Reise ungestört fortsetzen. Da merkwürdiger Weise auch die Behörde diesem Treiben ganz ruhig und unbesorgt zusah, so fanden es die guten Leute gar nicht für nothwendig, sich in den Waldungen zu verbergen; im Gegentheil, sie trieben ihr Gewerbe ohne Scheu auf offener Straße. Die einzige Vorsicht, die sie beobachteten, war, daß sie eine Maske trugen; es war dies jedenfalls zweckmäßig, da es außerdem leicht hätte geschehen können, daß die Beraubten in ihren Räubern Nachbarn oder Freunde erkannt hätten; denn es gaben sich Personen zu diesem Geschäfte her, denen man es, ihrem Stande und ihrer vermeintlichen Bildung nach zu urtheilen, nicht entfernt zutrauen konnte.

Die französische Revolution übte indirekt einen bedeutenden Einfluß auf das gleichsam durch die Zeit autorisirte Diebeshandwerk. Eine große Anzahl französischer Flüchtlinge nämlich hatte in London ein Asyl gesucht und gefunden. Diesen nun schien es unerhört, daß die ganze Bevölkerung einer großen Stadt einer solchen Rotte einen so eigenthümlichen Tribut zahlen mußte; sie ihrerseits waren nicht gewohnt, sich ihr Eigenthum ruhig und ohne Murren entreißen zu lassen; so kam es denn, daß sie vorkommenden Falles ernstlichen Widerstand leisteten. Natürlich mußten die Räuber nun auch zur Nothwehr ihre Zuflucht nehmen, und so entstanden nun häufig ernstliche Kämpfe, in welchen nicht selten Blut floß. Der Straßenraub in und um London bekam von dieser Zeit an einen andern Charakter; er konnte nicht mehr so offen, so zwanglos betrieben werden; doch wo es anging, wurde er noch immer nach der alten Art vollzogen. Besonders blieben die Quäker nach wie vor eine Beute für die Uebelthäter, da ihre Religion ihnen das Blutvergießen, sogar zu ihrer Selbstvertheidigung, untersagt, und da ihnen Sanftmuth, Schonung und Selbstverleugnung gegen Jedermann Pflicht ist.

Tobias Simpton, einer der rechtschaffensten der Brüdergemeinde, bewohnte mit seiner Tochter ein kleines, nettes Häuschen in London. Marie, ein reizendes Kind von siebenzehn Frühlingen, mit blonden Locken und blauen seelenvollen Augen, war seine Freude und sein Stolz. Aber nicht nur das leicht bestechliche Herz eines liebevollen Vaters hing mit Innigkeit an ihr! Nein, Jeder, der sie kannte, Jeder, der in ihre Nähe kam, gewann sie lieb und huldigte ihrer Schönheit. Marie hätte leicht eitel werden können; aber sie war gar bescheiden und frei von aller Coquetterie. Der Weihrauch, den man ihr streute, betäubte sie nicht, ja sie war fast unempfindlich dafür. Die Aufmerksamkeit eines Einzigen empfing sie mit sichtbarem Wohlgefallen. Der Bevorzugte war ein junger Künstler, Eduard Weresford, der in dem Hause ihres Vaters Zutritt hatte.

Der junge Mann war auf eine eigenthümliche Art im Hause eingeführt worden. Die liebenswürdige Gattin des armen Tobias war früh gestorben; tief ergriffen über seinen Verlust, hatte er einen Maler an ihr Todtenbett rufen lassen, um die theuern Züge wenigstens im Bilde zu behalten. Jener Maler war Eduard Weresford.

Hier an der Leiche ihrer Mutter hatte er das junge Mädchen zum Erstenmale gesehen. Hier, unter Thränen des Schmerzes von der einen, und herzlicher, inniger Theilnahme von der andern Seite war eine Liebe erwacht, die beide Theile auf immer beglücken sollte. — Ein Jahr war seitdem verflossen. Der junge Mann hatte dem Quäker offen seine Wünsche und Hoffnungen vertraut, und der wackere Mann freute sich der Neigung der beiden jungen Leute und willigte gern in eine Verbindung; denn obgleich Eduard nicht reich war, so gewährte ihm doch seine Kunst den hinreichenden Unterhalt für eine Familie. Sein Vater, Herr Weresford, ehemals Kaufmann, hatte sich vom Handel zurückgezogen, nachdem er durch glückliche Spekulationen sein ursprüngliches Vermögen wohl verzehnfacht hatte. Er war von rauher, unfreundlicher Gemüthsart, und gehörte zu den Menschen, welche Andern gern Freiheit in Allem lassen, nur um sich auch ihrerseits keinen Zwang in irgend einer Art auferlegen zu müssen, welche gegen Jedermann freundlich und zuvorkommend sind, sobald nur nichts von ihnen verlangt wird. Allein in einer Vorstadt Londons wohnend, kümmerte er sich um Niemand, ja selbst nicht um seinen Sohn.

Eduard konnte sich also ungescheut der jungen, schönen Quäkerin nähern, da er auch von Seiten seines Vaters keinen Widerspruch zu fürchten hatte. So verstrich den beiden jungen Leuten die Zeit ungetrübt. Der Quäker wollte nur noch das Einkom-

Digitized by Google

men einiger rückständigen Pachtgelder abwarten, um mit diesem Gelde die Kosten zu decken, die die Heirath seiner Tochter nach sich zog; dann aber sollte der Trauungstag sogleich festgesetzt werden. Um nun diese Gelder einzutreiben, begab er sich eines Morgens auf sein Landgut, welches wenige Meilen von London entfernt war; gegen Abend trat er den Rückweg schon wieder an. Als er ein Stück geritten war, gewahrte er in einiger Entfernung einen Reiter, welcher Miene machte, ihm den Weg zu versperren. Er hielt sein Pferd einen Augenblick an, unentschlossen, ob er umkehren soll oder weiter reiten. Indessen war der Reiter näher gekommen, und es war nicht mehr daran zu denken, ihm zu entrinnen; er machte also gute Miene zum bösen Spiel und ließ sein Pferd Schritt gehen. Aber bald bemerkte er mit Schrecken, daß der Reiter eine Maske trug, jetzt wußte er, was ihn erwartete. Er irrte sich leider nicht: der Fremde zog plötzlich eine Pistole hervor, richtete die Mündung auf den friedlichen Reisenden und verlangte gebieterisch seine Börse. Der Quäker war keineswegs feig; aber schon von Natur ruhig und besonnen, verbot ihm auch seine Religion jede heftige, leidenschaftliche That; was blieb ihm also übrig, einem bewaffneten Mann gegenüber? Er zog kaltblütig seine Börse, die zwölf Guineen enthielt, aus der Tasche. Der Räuber nahm sie, betrachtete den Inhalt und schien befriedigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Monarchie.

Das Kaiserthum Oesterreich hat den Todeskampf des verflossenen Jahres mit Gottes und Rußlands Hülfe glücklich überstanden und versucht es gegenwärtig, seiner widerstrebenden Völkerschaften dadurch Herr zu werden, daß es die Zügel der Regierung in Eine Hand zu legen sucht und straffer als je anzieht. Ob dies Programm der Centralisation ausführbar sey, wird jetzt selbst von Denen bezweifelt, die es aufgestellt haben. Und so wie das Programm von Kremsier, das ein Doppelreich Deutschland und Oesterreich in Aussicht stellte, zur gelegenen Stunde aufgegeben ward, weil man es nicht erfüllen wollte, so weicht man jetzt schrittweise von der Verfassung des 4. März 1849, weil man sie nicht erfüllen kann. Nach dem Urtheil einsichtiger und gemäßigter Männer würde Oesterreich seinen Völkern den Frieden und sich selbst Dauer verleihen, wenn es die einzelnen Stämme durch freie Verfassungen, wie sie ihrer Geschichte und ihren Verhältnissen angemessen sind, befriedigte und die Oberleitung über diese Föderation mit einem ständischen Ausschuß im Mittelpunkt des Reiches zu führen sich begnügte. Statt dessen bemüht es sich, die Seele der Regierung aus jedem einzelnen Kronlande nach der Hauptstadt zu treiben, wo sie, abgeschieden von dem Körper, dem sie angehört, und im Verein mit feindlichen Geistern, deren Sprache sie nicht versteht und denen sie mißtraut, einen mühsamen, verbitternden Kampf für ihre Zwecke führen muß. Freilich hat eine österreichische Regierung einen schwierigen Stand, und wer ihre Wege zu tadeln sich erlaubt, darf nie vergessen, welch' eine Riesenarbeit es ist, nicht ein Volk, sondern eine Familie von Völkern zu regieren, deren Söhne sich zum Theil auf den Tod hassen und sich dem Zustande der Barbarei nur sehr langsam entwinden. Dort gibt es keine gleichartige allgemeine Bildung und ihre Frucht, keine homogene öffentliche Meinung, sondern tiefe Unwissenheit und tiefen Haß. Der Ungar haßt den Slaven, der Slave den Deutschen, der Lombarde läßt sich nur unmuthig mit dem Polen aus dem trüben Galizien vor dieselbe Deichsel spannen, und zuletzt steht der Deutsche ihnen allen auf dem Nacken. Wenn aber unter solchen Umständen ein Einheitsstaat gebaut werden soll, so kann man diesen Bau wohl einen babylonischen nennen, der niemals fertig wird und die Völkerwirrung nicht schlichtet, sondern sie mehr als irgend etwas Anderes, ins helle Licht setzt. Völker, die von Revolutionen erschöpft sind, lassen leicht mit sich experimentiren, aber das augenblickliche Gelingen, das von der Stumpfheit begünstigt wurde, weicht mit der Rückkehr der Lebensgeister. In Ungarn wählt man revolutionäre Behörden wieder, weil man weiß, daß die Krone des h. Stephan nur versteckt, nicht verloren ist; die Galizier lachen über die k. k. Beamten-Uniform, die in allen Kronländern anbefohlen worden; die Italiener, noch angegriffen von dem Aufschwung der zwei letzten Jahre, lassen es sich einstweilen gefallen, daß Oesterreich ihnen die Häfen ausbaut; die Deutschen endlich, so viel ihrer noch für die Rechte empfänglich sind, auf die der deutsche Geist gegründeten Anspruch hat, empfinden schmerzlich den unerhörten Druck, der auf der geistigen Freiheit lastet, und das fröhliche Wien sehnt sich nach den guten Zeiten Metternich's zurück, wo die Inquisition sich so wenig geschäftig zeigte, daß man sie kaum merkte, wo alles Verbotene auch zugleich erlaubt war und der Wahlspruch „Leben und leben lassen" neben den „Viribus unitis" prangte.

Und nun die Finanzen des Kaiserreichs! Hören wir, was am 23. December ein Wiener Blatt sagte, ohne daß es nach Brünn geschickt und ohne daß seinen Abonnenten kriegsrechtliches Verfahren angedroht werden konnte. „Welches abschreckende Bild," sagt die Ostdeutsche Post, „gewährt der öffentliche Haushalt! Die Schuld des Staats um ein Fünftel seit einem Jahre vermehrt, gränzenlose Verwirrung in den Zahlungs- und Tauschmitteln, das wichtigste Kreditinstitut zahlungsunfähig, die Staatskassen selbst nur durch beklagenswerthe Nothbehelfe dieser täglich drohenden Gefahr entrissen, das gesammte Staatseinkommen kaum hinreichend, um den zwei Ausgabsposten des Militäraufwandes und der öffentlichen Schuld zu genügen; und gegen so ernste Uebel keine anderen Abhülfen, als rasch sich drängende Steueranforderungen und eben so regellos sich durchkreuzende Anlehen. Ein solcher Zustand muß nicht nur zerstörend auf die ganze Staatsmaschine, sondern auch bedenklich auf die öffentliche Moral und lähmend auf allen Erwerb und die gesammte Nationalthätigkeit einwirken."

Wir Deutsche haben wahrlich keinen Grund, über die geistige und finanzielle Misere Oesterreichs zu frohlocken. Wir nehmen nur Akt davon, damit unsere Nachbarn wissen, daß wir sie kennen, und daß wir ihre Nöthen für viel drohender halten, als ihre Noten.

Ein Feldbergbesuch am 7. Januar.

Montags den 7. Januar d. J. entschlossen wir uns, den Feldberg zu ersteigen, begaben uns Morgens 10 Uhr von Cronberg aus auf den Weg und schlugen die Richtung oberhalb Falkenstein, die Schärterhohl hinauf über den sogenannten Halsweg nach dem Fuchstanz ein. Vom heitersten Wetter begünstigt förderte die Tour anfänglich ziemlich, obgleich wir im Durchschnitt $1^1/_2$ Schuh hohen Schnee zu durchwaten hatten. Eine Spur von einem Vorgänger fanden wir nicht, dafür trafen wir einzelne Spuren von Hochwild an. Auf dem mittleren Halsweg begegneten wir einem Jagdgänger von Falkenstein, dem wir unseren Wunsch und Willen, den Feldberg zu ersteigen, eröffneten, der uns aber ganz lakonisch antwortete: dies führten wir nie und nimmer aus, wir sollten uns keine vergebliche Mühe machen. Dennoch setzten wir frohen Muthes unseren Weg fort und erreichten $11^3/_4$ Uhr den Fuchstanz. Hier fanden wir die letzten lebenden Wesen — eine Kette von Birkhühnern, die sich ruhig sonnten und sich nur zögernd vor uns erhoben. Die Feldbergspitze erglänzte im schönsten hellsten Sonnenschein vor uns in den

Digitized by Google

Himmel ragend, der mit einem dunkeln tiefen Blau überaus prangte, wie man es von einem tieferen Standpunkte wohl kaum wahrnehmen wird, während über der Gegend von Cronberg ein umwölkter Himmel hing. Hier aber veränderte sich die Natur und nahm einen großartigen, ernst schönen Charakter an. Alle Sträucher und Bäume erschienen weiß eingehüllt, an den Tannen kaum eine Astabtheilung zu unterscheiden, man glaubte, Schneepyramiden zu sehen, und die tief dunkle Himmelsbläue kontrastirte mit dem weißen erhabenen Schneegefilde. Alle Bäume waren mit Schnee und Duft gleichsam überzuckert, von keinem war die Gattung zu erkennen. Ein eigner feierlicher Eindruck, durch die Todesstille noch vermehrt (da kaum ein Lüftchen wehte), ergriff uns. Vom Fuchstanz aus schlugen wir die geradeste Richtung auf die Feldbergspitze (eine Waldschneiße, die geradezu auf den sogenannten Dreimärker mündet) ein; dadurch aber hatten wir zugleich den steilsten Abhang des Berges zu erklimmen. Hier schafften wir uns über eine, unserer Meinung nach, unbepflanzte Fläche; aber später erfuhren wir, daß hier eine Pflanzung von schon 3—4schuhigen Tannen sey, wovon wir doch keine Spur wahrnahmen. Der Schnee trug nur sehr wenig (worauf wir doch auch gerechnet hatten) und wir sanken oft bis beinahe unter die Arme ein. Man kann sich keinen Begriff von der Mühseligkeit dieses Weges machen. Halbe über halbe Stunden verflossen, es wurde später, und der Berg begann bei nun schon merklich eintretender Dämmerung sich auch in leichte Nebel zu hüllen, so daß wir ernstlich überlegten, ob wir nicht lieber auf unserer Spur rückkehren sollten, aber auch dies war im höchsten Grade beschwerlich und doch auch mußten wir befürchten, durch den Nebel gehindert, selbst auf der Spitze angelangt, uns gänzlich zu verirren. Wir arbeiteten nun muthig durch den Schnee die steile Stelle hinan und gelangten um halb 5 Uhr glücklich auf die Spitze bei dem sogenannten Dreimäker und von da auf das große Signal, wo wir (im ersten Augenblicke zu unserm Verdruß, nicht die ersten zu seyn) die Spuren von einigen Feldbergbesteigern vorfanden. Aber bald sahen wir ein, daß dies unser größtes Glück sey, da nun Nebel und Finsterniß jedes Zurechtfinden gänzlich unmöglich machten. Ein Versuch, hier einiges Reisig zu zünden, um so mitgebrachten Kaffee zu wärmen, gelang nicht, das Reisig glimmte nur. Wir brauchten also vom Fuchstanz $4^3/_4$ Stunden auf die Höhe des Feldbergs, eine Strecke, die man im Sommer in $^3/_4$ Stunden zurücklegt. Bergunter folgten wir der Spur, die wir vorfanden. Nach einem mehrmaligen Verlieren und Wiederfinden derselben kamen wir nach einem $1^1/_2$stündigen Marsche nach Oberreifenberg. Noch kurz vor dem Orte waren wir in höchster Ungewißheit, wo wir uns befänden, da wir durchaus nicht wußten, wohin die Spur uns führe, obgleich wir doch sonst in dieser Gegend wohl kundig sind. Da sich die Häuschen nach dieser Seite an den Berg lehnen, geriethen wir bald auf die Dächer derselben, denn Lichter gewahrte man nicht; Alles um uns her erschien nur als eine nebelige weiße Masse. Bei Wirth Ungeheuer übernachteten wir und erfuhren, daß Tags vorher einige Turner auf den Feldberg gegangen seyen, von welchen also die Spuren am großen Signale herrührten, die uns so sehr zu statten kamen. Kein Reiffenberger mochte sich entschließen, sie zu begleiten.

Andern Tages besuchten wir den Hattstein und die Reiffenberger Burg mit ihren beiden Thurmriesen und mächtigen in Felsen gehauenen Burggraben — ein Kraft- und Wunderwerk vergangener Zeiten. Den folgenden Morgen nahmen wir, besser mit dem Nothwendigen vorgesehen, den Rückweg wieder über den Feldberg. Diesmal gelang es uns, am Brunhildisfelsen Feuer zu machen und Kaffee zu wärmen. Leider hatten wir auch jetzt einen dichten Nebel, der auf die kürzeste Strecke die Aussicht hinderte und so kehrten wir denn nach einem zweistündigen Aufenthalt am Brunhildisfelsen, da wir immer hofften, es werde noch klar, unserer ersten Spur wieder folgend, nach Cronberg zurück. Wir fanden es nicht viel kälter auf der Höhe des Feldbergs, als am Fuße und nur der nicht besonders stark wehende Nord-Nordostwind war einigermaßen unangenehm. Einen äußerst merkwürdigen Anblick gewährte der Brunhildisfels, indem derselbe auch mit Schnee überzogen und dabei noch einen $2^1/_2$füßigen von Schnee gebildeten Ueberhang hatte, unter dem wir bequem stehen konnten und auch unser Feuer anmachten. Wir können nicht umhin, jeden rüstigen Naturfreund für diese, mit Mühseligkeit verbundene Tour zu ermuntern, um den Winter in seiner ernsten Pracht und erhabenen Majestät kennen zu lernen, zumal da ihn in Reiffenberg nach mühevollem Streben ein gastliches Obdach erwartet.

Cronberg, 10. Jan. 1850.

Baumgärtner Müller.
Carl Schäffer von Frankfurt.

Mannichfaltigkeiten.

In Frankfurt erscheinen für das laufende Jahr gegen 30 Zeitschriften, nämlich 5 politische Zeitungen, 4 Unterhaltungsblätter, 2 Handelszeitungen entgegengesetzter Tendenz, 2 Kursblätter, 2 Organe für das Post- und Transportwesen, 1 religiöse, 1 juristische, eine philologische Zeitschrift, 1 Forst- und Jagdzeitung, 1 Turnblatt und 1 Auswanderungszeitung. Das Uebrige sind Lokalblätter: Intelligenzblatt, Amtsblatt, Tageblatt, Fremdenverzeichniß, Volksblatt, Volksbote ꝛc. (D. Z.)

Vom 7. November 1848 bis zum 9. November 1849 sind in England, laut Bekanntmachung in den verschiedenen Zeitungen, 1298 Bankerotte vorgekommen.

Ein Brief aus Batavia vom 26. September meldet den Ausbruch eines Vulkans Namens Merabia, im Distrikte Kadoe, den man für erloschen hielt. Der Ausbruch begann am Morgen des 14. September, während eines furchtbaren Orkans, und dauerte drei Tage hindurch ohne Unterbrechung. Die Flammen stiegen bis zum Himmel empor und Steine und Asche wurden in ungeheuren Massen ausgespieen und in meilenweite Entfernung geschleudert. Die Distrikte Kadoe, Djokjokarta und Soerokarta sind mit vulkanischer Asche überstreut, welche an mehreren Stellen drei Zoll hoch liegt. Der Fluß Blongkeng ist völlig mit vulkanischen Stoffen angefüllt und dürfte während der Regenzeit Ueberschwemmungen herbeiführen. Ueberall flohen die Bewohner, und die Reis-, Tabak- und Indigopflanzungen sind weit und breit verwüstet. Der Verlust soll ungemein groß seyn.

In Troppau lebt seit einiger Zeit ein Mensch, welcher sich einbildet, ein Singvogel zu seyn. Er hat demzufolge die Ecke seines Zimmers mit Stäben in Form eines Vogelbauers versehen, worin er sitzt und sich von einer gedungenen Person Liedchen auf einer kleinen Vogelleier vorspielen läßt. Dieser Zustand, welcher bereits ein Jahr dauert, hat sich zuerst dadurch kund gegeben, daß der Geistesverwirrte eine Gimpelfabrik im Großen anlegen wollte. Er wollte alle Jahr eine Million abgerichteter Gimpel verkaufen, und ließ er auf seiner Oekonomie ganze Felder anstatt mit Getreide mit Vogelbeeren und Samenblumen bepflanzen, was seinen Bankerott zur Folge hattr.

Digitized by Google

Man hört jetzt so viel von der eifrigen Wirksamkeit der sogenannten inneren Missionen. Wenn diese ihre Aufgabe recht erkannt und sich von den Schlacken des Pietismus gehörig geläutert haben, so können sie unendlich viel Gutes wirken und gewiß mehr, als äußere. Wir wollen nicht untersuchen, in wiefern es verdienstlich ist, in Asien oder Afrika eine heidnische Seele dem Christenthum zuzuführen, glauben aber, daß es jedenfalls zweckmäßiger seyn dürfte, erst im eigenen Hause und in der nächsten Umgebung so viel als möglich aufzuklären und zu verbessern, und wenn einmal in dieser Beziehung nichts mehr zu thun übrig bleibt, dann wollen wir unsere geistige Hülfe jenseits der Meere tragen. Unterdessen sind die sittlichen Zustände der untern Volksklassen in Europa mitunter noch so verwahrlost und hülfsbedürftig, daß deren Verbesserung uns dringlicher erscheint, als die Bekehrung der heidnischen Völkerstämme.

In der Erkenntniß des Guten und Schönen waren schon in den ältesten Zeiten einzelne Menschen sehr weit vorangeschritten. Das Gold war vorhanden, aber es war nicht genug verbreitet. Die immer größere Ausdehnung der edelsten Güter der Menschheit ist die Aufgabe der Gegenwart und wird die der Zukunft bleiben. Sehr richtig ist darum Börne's Ausspruch: Man fand im Alterthum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

Korrespondenz.

Marburg, 15. Jan.

Die k. Akademie zu Kopenhagen hat dem hiesigen Professor Dr. Vorländer, Verfasser der bei Elwert erschienenen Logik, den von ihr ausgeschriebenen Preis einer goldenen Medaille im Werth von 50 Dukaten für die gründlichste Schrift einer „Darstellung und Kritik der Schleiermacher'schen Sittenlehre" zuerkannt und solche nebst einem verbindlichen Schreiben durch ihren Präsidenten ihm zusenden lassen.

Mainz, 13. Jan.

Wie zu erwarten stand, ist von Prof. Dr. Hirscher, als Entgegnung auf die vielen Angriffe und oft so boshaften Anfeindungen, die seine Reformschrift: „Die kirchlichen Zustände der Zeit", im reichsten Maße gefunden, so eben eine zweite Schrift erschienen unter dem Titel: „Antwort an die Gegner meiner Schrift — Die kirchlichen Zustände der Gegenwart." — Hat nun diese erstere Schrift mit Recht überall das größte Aufsehen erregt und bei den zahlreichen Freunden Hirscher's und seines ächt religiösen Standpunktes die gerechteste Anerkennung gefunden, so wird dies — wir zweifeln nicht — bei der genannten Entgegnungsschrift in noch höherem Grade der Fall seyn. Sollte diese „Antwort" voll objektiver — wir stehen nicht an, zu sagen — heiliger Ruhe, geschrieben in einem Tone, der bei aller Entschiedenheit in der Sache fern ist von jeder Gereiztheit und Feindseligkeit; sollte diese sonnenklare Darstellung der begeisterten Absichten des wahren Christusjüngers die Schaar seiner Feinde nicht versöhnen und zur Abbitte zwingen, so gibt es kein Mittel auf der Erde, diese Söldlinge der Finsterniß und des Egoismus zu bekehren. „Ich hatte", so beginnt die nicht genug zu empfehlende Schrift, „geglaubt, in meiner obgedachten Schrift eine Pflicht erfüllt und ein gutes Werk gethan zu haben. Als ich daher die Entrüstung wahrnahm, mit welcher man sich gegen sie und ihren Verfasser erhob, fragte ich mich verwundert: Was hast Du Uebles gethan, was hast Du verbrochen?" Und nun zeigt er, daß er nichts gewollt, als auf der einen Seite den religiösen und kirchlichen Indifferentismus, auf dee andern den Mechanismus auf diesen beiden Gebieten zu heilen, die Aussicht auf eine Wiederversöhnung der Confessionen, deren Spaltung in unserem Vaterlande die politische Zerrissenheit verewigte, zu eröffnen, mit zur Lösung der socialen Räthsel beizutragen u. s. w. — Wie er die Aufgabe des Christenthums in unserer Zeit auffaßt, das zeigt folgende Stelle: „Der politische Theil der Welt ist neu geworden; es sind in der Bevölkerung beinahe ganz Europa's sociale Ideen schwunghaft, von denen ich nicht glaube, daß sie je wieder ausgetrieben werden können. Da meine ich nun, habe das Christenthum und die Kirche ihre Zeitaufgabe darin, diese Ideen im Volke zu reinigen, d. i. auf das Gültige zurückzuführen, insbesondere aber zu zeigen, wie das Christenthum diese Ideen auf die allein mögliche Weise verwirkliche. Das Christenthum und die Kirche mußten dem Zeitgeiste, wenn er zum gesunden Bewußtseyn gebracht war, als eine Anstalt des Himmels, als ein Segen und Evangelium allen Volkes erscheinen. Mit andern Worten: „Die Kirche mußte die Ansicht abwehren, als sey sie antiquirt, ein Hemmniß der Neuzeit und eine Gehülfin der Dränger. That sie dieses nicht, so mußte sie gewärtigen, daß sie bei einem möglichen politischen Umsturz aus dem Lande gejagt, jedenfalls aber auch ohne solchen als Fremde, nicht als Mutter angesehen werde. Nun denkt aber die derzeitige schwunghafte kirchliche Richtung nicht daran, sich mit der Neuzeit zu verständigen; sie verdächtigt sich vielmehr durch ihre Sympathieen für die mittelalterlichen Zustände und durch ihre Stellung zum Aristokratismus. Es mag nun zwar seyn, daß mit dem Zeitgeiste keinerlei Verständigung möglich, und daß die kirchliche Partei, welche völlig von ihm absteht, auf dem rechten Weg ist; es möge mir darum aber nicht zur Sünde gerechnet werden, wenn ich an die Möglichkeit einer Verständigung dachte und daher nicht mitging." — Wir müßten, wollten wir all das Treffliche, das in dieser neuen Schrift niedergelegt ist, anführen, dieselbe ganz hier folgen lassen. Wir hoffen, daß das Gesagte hinreichen wird, in den weitesten Kreisen zur Lecture des ausgezeichneten Werkchens zu ermuntern.

Programm des Museums.

(Freitag, 18. Jan. 1850.)

1) Ouverture: „Meeresstille und glückliche Fahrt", von Mendelssohn-Bartholdy.
2) Arie aus der „Vestalin" von Spontini, gesungen von Frau Anschütz.
3) Fünfter Vortrag des Hrn. Dr. Creizenach:
   Die modernen Phantasieen über den Fortschritt des Menschengeschlechts.
4) Konzert für die Violine von de Beriot (neu), vorgetragen von Hrn. Rudolph Gleichauf.
5) Gesänge mit Pianoforte-Begleitung von F. Schubert:
   a) Am Meer, von Heine.
   b) Die junge Nonne, von Craigher,
   gesungen von Frau Anschütz.
6) Symphonie militaire von Schnyder von Wartensee.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 17. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Petva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Akten, nach dem Französischen von Th. Hell, Musik von Kapellmeister Reisiger.

Samstag, 19. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Carl Töpfer.

Donnerstag, 24. Jan. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 16. Freitag, den 18. Januar 1850.

Der Quäker und der Räuber.

Nach dem Französischen des N. Fournier.

(Fortsetzung.)

Schon hoffte der arme Tobias, er könne nun ruhig weiter ziehen, und ließ sein Pferd wieder Trab gehen, als der Bandit, durch den wenigen Widerstand, welchen er gefunden, immer dreister und raubsüchtiger gemacht, ihm den Weg zum zweitenmal versperrte und, wieder mit der Pistole drohend, gebieterisch rief:

„Deine Uhr!"

Der Quäker war nicht wenig erstaunt, behielt indessen auch jetzt seine Fassung, zog ruhig die Uhr hervor, sah nach der Stunde, und überreichte sie dem Dieb mit den Worten:

„Jetzt laß mich ruhig meines Weges ziehen; meine Tochter möchte sich wegen meines langen Ausbleibens beunruhigen."

„Nur noch einen Augenblick!" erwiederte der Räuber, dessen Unverschämtheit von Minute zu Minute wuchs, „schwöre mir, daß Du kein Geld mehr . . . ."

„Ich schwöre niemals," erwiederte der Quäker.

„Nun, so versichere mir wenigstens, daß Du nichts weiter bei Dir hast, und auf meine Ehre, weit entfernt, gegen einen Mann, wie Du bist, Gewalt zu brauchen, werde ich Dich ungehindert ziehen lassen."

Der Quäker besann sich einen Augenblick, schüttelte den Kopf und sagte mit Würde:

„Wer Du auch seyn mögest, Du hast in mir den Quäker erkannt, und weißt auch, daß ich als solcher die Wahrheit sage, und wenn mein Leben auf dem Spiele stände. So wisse denn, daß ich in meinem Mantelsack noch zweihundert Pfund Sterling habe."

„Zweihundert Pfund Sterling!" rief der Räuber, und seine Augen glänzten durch die kleinen Oeffnungen der Maske hindurch.

„Aber wenn Du menschlich fühlst," sagte der arme Quäcker, „so läßt Du mir das Geld. Ich bin im Begriff, meine Tochter zu verheirathen und brauche es zu ihrer Aussteuer; ich kann diese Summe sobald nicht wieder zurücklegen. Das arme Mädchen liebt ihren Bräutigam so innig; ach, es wäre zu hart für sie, wenn ihre Verbindung wieder verschoben werden müßte. Du hast ja auch ein Herz; hast vielleicht auch einst geliebt, könntest Du so unmenschlich seyn?"

„Was geht mich Deine Tochter an und ihr Verlobter und ihre Verbindung! Mache lieber weniger Worte und bequeme Dich, mit dem Gelde heraus zu rücken; es hilft Dir nichts, ich brauche es."

Tobias gehorchte seufzend; er nahm einen ziemlich schweren Beutel aus seinem Mantelsacke und reichte ihn zögernd dem Elenden. Dann wollte er davon jagen.

„Halt, halt, Freund!" rief der Räuber, indem er ihm in die Zügel fiel, „mein Pferd ist alt und schwach, das Deinige dagegen jung und kräftig; steige ab, wir wollen tauschen. Ich muß diese Vorsicht beobachten, denn wenn Du nach London kommst, machst Du natürlich der Behörde von dem Vorgefallenen Anzeige; da muß ich nun bedacht seyn, mich den Verfolgungen durch die Flucht zu entziehen. Du siehst, ich kann nicht anders handeln."

Es war jetzt nicht mehr an der Zeit, Widerstand zu versuchen; obgleich die immer wachsende Unverschämtheit des Räubers auch den geduldigsten, sanftesten Mann in Wallung bringen mußte. Der gute Tobias stieg vom Pferd und ergriff voller Ergebung die Zügel des elenden, ausgehungerten Thieres, das ihm zum Tausch geboten wurde. — „Hätte ich das ahnen können," dachte er bei sich, „so wäre ich mit Hülfe meines leichtfüßigen Rosses geflohen; die Schnelligkeit meines Gegners würde meiner Flucht nicht sehr gefährlich gewesen seyn."

Während der Quäker so überlegte, was er hätte thun können und nicht gethan hatte, dankte der Mann unter der Maske spöttisch, gab dem Pferde die Sporen und verschwand.

Der arme Tobias hatte Zeit, ehe er nach London kam, über seinen Unfall nachzudenken. Er gedachte schon im Voraus des Kummers der beiden jungen Leute, die sich so innig liebten, und den Tag ihrer Vereinigung nun wieder auf unbestimme Zeit hinausgeschoben sahen. — Doch, was ließ sich thun! das Geld war fort, und er hatte keine Aussicht, dem frechen Räuber auf die Spur zu kommen. Plötzlich stieg ein Gedanke in ihm auf; er hielt still.

„Ja," rief er endlich aus, „dies Mittel kann zum Ziele führen . . . . Wenn der Elende in London lebt, dann gelingt es mir vielleicht, ihn wieder zu finden . . . . Der Himmel hat gefügt, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hat."

Ein wenig getröstet, langte er zu Hause an. Er ließ nicht den geringsten Unmuth merken, umarmte seine Tochter wie gewöhnlich und machte keine Erwähnung von seinem Unfall. Voller Vertrauen in die Vorsehung, schlief er den Abend ein, und voller Vertrauen in dieselbe erwachte er den folgenden Morgen. Doch sein gesunder Verstand sagte ihm, daß er selbst dabei thätig seyn müsse, da die Vorsehung ihm nur mittelbar beistehen könne, insofern sie nämlich seine Bemühungen segne. — Er führte das Pferd, welches er gestern gegen das seinige hatte vertauschen müssen, aus dem Stall, hing ihm die Zügel auf den Hals und ließ ihm freien Lauf, in der Hoffnung, es werde instinktmäßig das Haus seines früheren Herrn suchen und finden. Das arme hungrige Thier ging langsamen Schrittes dahin. Der Quäker folgte ihm aus einer Straße Londons in die andere, er hatte aber, wie es schien, zu viel Instinkt bei ihm vorausgesetzt. Bald bog es rechts ein, bald links; es machte tausend Umwege und

Digitized by Google

schien nicht recht zu wissen wohin. Zuweilen blieb es stehen und ging dann wieder ein Stück zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Charakteristik der Mitglieder des Ministeriums Schwarzenberg. *)

Schwarzenberg hat im Volksmunde den Ruf, als Diplomat stets durch gewisse militärische Eigenschaften, als Militär stets durch gewisse diplomatische sich ausgezeichnet zu haben. — Bach ist derselbe, der mit Tausenau, Silberstein u. A. den Hrn. v. Pillersdorf bei Nacht aus dem Bette holte, um die Mai-Errungenschaften ihm abzudringen, nachdem es ohne alle Gefahr geschehen konnte; derselbe Hr. v. Bach, der schon im April von Republik sprach, im Juni von der demokratischen Monarchie, im August die Theorie der Vereinbarung zwischen Krone und Volk predigte, im Oktober sich flüchtete und Windischgrätz die Leute bezeichnete, welche zu züchtigen seyen, der im November in das neue Ministerium trat, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine Schonung geübt werde; der nur dann mit der Politik des Ministeriums sich nicht einverstanden erklärte, als er vom Justizminister zum Minister des Innern steigen wollte, und der eben jetzt durch seine Freunde die Fabel von neuem Zwiespalte zwischen ihm und Schwarzenberg ausspreugen läßt, möglicherweise, weil er den Augenblick nicht fern sieht, wo die Präsidentschaft des Ministeriums erledigt ist. — Krauß dürfte als ein Ehrenmann zu nennen seyn, so wenig glücklich seine Finanzmaßregeln sind. Er ist weniger als seine Kollegen für die eigene Person, mehr als diese für seine Geschäfte, für den Staat begeistert. Er gehört zu denjenigen Staatsmännern, die zu ihrem Vortheil nicht einen Heller veruntreuen, für die Finanzverwaltung aber plündern lassen würden, wenn dadurch die Kassen gefüllt, die Verlegenheiten gehoben werden könnten. Er hat zwar seine Stellung insoweit verbessert, als er das Inventar alter Hofräthe, welche sein Ministerium belasteten, mit vielem Geschicke dem Handelsminister anempfahl und sie auf diese Weise los wurde. Es fehlen ihm aber doch Beamte, die ihn in höhern Finanzfragen mit Rath zu unterstützen fähig wären, und so ist er in der That auf sich beschränkt, während er doch selbst ein Neuling in dem Fach und durch seine Kenntnisse und seine Vergangenheit vielmehr zu einem Minister des Innern, als zu einem Finanzminister berufen ist. — Schmerling ist außer Oesterreich früher in der Ministerrolle bekannt geworden, als uns in Oesterreich. Es ist derselbe Herr, der in derselben Woche zu Frankfurt Deutschland über Alles und seine Eigenschaft als Oesterreicher sekundär erklärte, in der er zu Wien die Worte sprach: „Ich bin vor Allem Oesterreicher". Hier macht er es eben, wie er es für gut findet, um Minister zu bleiben, weiter läßt sich nichts von ihm sagen. — Giulay, der Kriegsminister, bekleidet die Stelle zu kurz, um zu einem Urtheile Stoff zu bieten. — Bruck ist reiner Geschäftsmann; Prinzip, politisches oder national-ökonomisches, fehlt ihm gänzlich. Ein gewisses System hat er jedoch sein ganzes Leben hindurch beobachtet. Er weiß, daß Einer nach dem Andern abtritt und der Geduldige zuletzt doch der Erste wird. Bruck würde es noch weit bringen, er ist der Schutzengel der unfähigsten Bureaukraten. Sein Ruf ist das Einzige, was ihm im Wege steht. Die öffentliche Meinung erklärt mehrere seiner ministeriellen Handlungen durch seine Beziehungen zur kaufmännischen Welt, die wir hier nicht näher untersuchen wollen. — Stadion, der freilich nur dem Namen nach noch zu dem Ministerium Schwarzenberg gehört, weil ihn seine Kollegen für verrückt erklärten, ist derjenige unter ihnen, der eine Partei, der eine Bedeutung hatte. Im August 1848 hegte er noch die möglichst schlechte Meinung von den Männern, welche später das Ministerium Schwarzenberg bildeten, und sein Eintritt in ein solches scheint jedenfalls den Zeitpunkt anzudeuten, wo sein gegenwärtiger Geisteszustand eintrat. — Der Korrespondent der Reform schließt seine Bemerkungen mit dem Satze: So wenig ich durch diese Analyse eines Ministeriums demselben irgendwie zu nahe treten will, halte ich sie doch für Ihre Leser in einem Augenblicke von besonderer Wichtigkeit, wo dieses Ministerium für die Ruhe Deutschlands allerdings furchtbar erscheinen könnte, wenn der Erscheinung nicht die Beruhigung zur Seite stände, daß die öffentliche Meinung am Ende doch noch mächtiger ist, als die Waffe, welche ein Heer von Hunderttausenden allerdings auch in den ungeschicktesten Händen ist.

*) Nach der „Deutschen Reform".

Zur Literatur der Gegenwart.

Bekanntlich sind in Deutschland seit dem Beginne seiner Umgestaltung nur wenige größere Bücher geschrieben und noch wenigere gelesen worden. Bis heute fehlt den meisten Menschen die Zeit und noch mehr die Stimmung dazu. Nur unmittelbar, nachdem der Vorhang des ersten Aktes fiel, schien die Aufmerksamkeit des Publikums sich wieder mehr in alter Weise dem stillen Denken, dem Reiche der Wissenschaft und der Kunst zuzuwenden. Doch bald nahm man wahr, daß jetzt ein zweiter Akt, ein anderer Abschnitt jener Umgestaltung (Revolution würde zu viel, Reform zu wenig sagen) beginnt, und die Zuschauer fühlen sich zugleich als Mithandelnde oder Mitleidende des Drama's. So geschah es, daß auch im Anfange des Jahres 1850 unsere Lektüre meist in Zeitungen und in kleineren Schriften besteht, deren Gegenstand die Zeitbewegungen sind. Zu diesen Zeitbewegungen gehört freilich fast Alles; denn welcher Theil des Lebens und der Einrichtungen wäre jetzt, trotz der gefürchteten Reaktion, nicht in einer Bewegung, einem Neuwerden begriffen? Auch wo die Vergangenheit beschrieben wird, wird sie — was freilich in gewissem Grade immer geschehen sollte — jetzt ganz besonders in ihren Beziehungen zu ihren Kindern und Enkeln, zu unserer Gegenwart, aufgefaßt. Unter diesen Gesichtspunkten zeigen wir einige uns vorgelegte Schriften an. Die ältere politische Geschichte Deutschlands wird uns als Spiegel seiner neuen Zeit nicht sowohl geschildert, als aphoristisch angedeutet in einem in Darmstadt erschienenen „Fragment" des würdigen Freih. H. C. F. v. Gagern, „der Wechsel der Zeiten für Deutschland" betitelt. Nicht so weit zurück, aber desto näher in die Gegenwart herein, reicht K. Erdmann in einem sehr fleißig gearbeiteten Werke über „die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts", Leipzig 1849. Dieses Werk, welches besonders den höchsten Gesellschaftskreisen Preußens als lehrreiche Lektüre zu empfehlen ist, gehört nicht der fliegenden Literatur an, sondern füllt einen Oktavband, dessen schöne Ausstattung dem ernsten Inhalte würdig entspricht. Obgleich ein gelehrtes Buch, ist es jedem denkenden Leser leicht zugänglich. — Eine Episode aus der Vorzeit Frankfurts behandelt ein jetzt hier lebender Schriftsteller, K. Feldmann aus Gotha, in einem Trauerspiele: „Vincenz Fettmilch, der Lebküchler von Frankfurt". Es bietet außer dem örtlichen Interesse für den Frankfurter auch ein allgemeines durch die unverkennbaren Beziehungen seiner Personen, Charaktere und einzelnen Aussprüche zu unserer jüngsten Vergangenheit. Wenn wir auch den Formen des Dichters noch öfters ein sicherer gehandhabtes, künstlerisches Maß wünschen, so freuen wir uns dagegen, nicht bloß seiner Gesinnung, sondern auch seiner gesunden und klaren Lebensbeobachtung unsere Anerkennung aussprechen zu dürfen. — Ein Stück aus der neuesten Tages-

Digitized by Google

geschichte hat L. Bamberger in seinen „Erlebnissen aus der pfälzischen Erhebung", Frkf. 1849, behandelt, und zwar mit rücksichtsloser Polemik und Ironie gegen alle Parteien, ohne die eigene des Verfassers — die revolutionäre — im Mindesten zu schonen. So interessant das Schriftchen ist, so macht doch seine frivole Tonart einen um so ungünstigeren Eindruck, wenn wir L. Simons tief empfundenen, zornigen Ernst in seinem neulich im Frankf. Journal besprochenen Schriftchen dagegen halten, oder auch die wohlwollende Gemüthlichkeit, mit welcher Schlund in seinen „Flüchtlings-Sinn und Sein" (Frankf. 1849) betitelten Miscellen die französischen Revolutionen von Februar und Juni 1848 skizzirt. In friedlicherer Weise, als diese Schriften, rügt Oekonomierath C. Zeller in einer Brochüre: „die Bildung des Bauernstandes", Darmst. 1850, namhafte Zeitgebrechen, sucht aber zugleich Mittel und Wege zu ihrer Heilung nachzuweisen — ein Wahrzeichen des Evolutionärs im Gegensatze zu dem bloßen Revolutionär. Solche Männer, welche die materiellen und geistigen Bedürfnisse der einzelnen Volkskreise in der Nähe kennen gelernt und deren gründliche, darum aber nur allmälig mögliche Abhülfe sich zur Lebensaufgabe gestellt haben, werden „Wohlstand und Bildung Allen" besser fördern, als alle socialistischen Schwärmer und Schönredner zusammengenommen. Die Lösung einer solchen Aufgabe fordert nicht die Tollkühnheit des Sturmlaufs, aber ein weit größeres Maß von Kraft im Ausharren. — Zum Schlusse noch einen Blick in eine andere Zone. Ein Schriftchen unseres Landsmannes H. Weil (Professors in Besançon) über den Ursprung des griechischen Trauerspiels, in französischer Sprache, aber mit deutschem Geiste geschrieben, umfaßt in kleinem Raume eine Fülle von Gedanken. Es ist uns ein erfreuliches Zeugniß mehr für das zunehmende Eindringen deutscher Gediegenheit in die Lehranstalten Frankreichs. Auf dem Gebiete des reinen Geistes, der Bildung in ihrem ganzen Umfange, sind wir radikale Communisten, und halten jeden Wanderer, der die geistigen Schätze seiner Heimath anderen Ländern bringt, für einen Boten des künftigen Weltfriedens, der unter wirklich und gleichartig gebildeten Völkern endlich eintreten muß.

Dr. Lorenz Diefenbach.

Die Reinheit der deutschen Sprache.

Der von Hrn. Prediger Brugger in Heidelberg gestiftete „Verein für deutsche Reinsprache" hat bereits in einem ziemlich ausgedehnten Kreise Theilnahme gefunden und diese ist im Wachsen begriffen. Auch in Frankfurt schließen sich immer mehr Freunde der Muttersprache ihm an.

Es war jedoch gleich anfangs zu erwarten, daß mancherlei Mißverständnisse den Bestrebungen des Vereins hinderlich entgegentreten würden. Zunächst finden Manche es nicht zeitgemäß, die auf unsere staatliche Entwickelung gerichtete Aufmerksamkeit mittelst einer anscheinend so unwichtigen Beschäftigung zu zerstreuen. Andere weisen auf die früheren, wie wir vor Augen sehen, mißlungenen Versuche hin. Wieder Andere erwarten von den begeisterten Freunden der Sprachreinheit ähnliche Uebertreibungen, wie sich die Vorgänger deren schuldig machten, und die das ganze Streben ins Lächerliche zogen. Endlich sind Viele der Ansicht, daß es jedenfalls zur Förderung der Reinheit keines Vereins bedürfe, da es Jedem frei stehe, durch das öffentliche Schriftthum in diesem Sinne zu wirken.

Der Unterzeichnete will es hiermit versuchen, diese Einwendungen zu entkräften. Die erste dürfte wohl kaum ernstlich gemeint seyn. Selbst Diejenigen, deren ganzes Gemüth den Zuständen unseres Vaterlandes zugewendet ist, werden darum nicht die Gegenstände, welche zur allgemeinen Geistesbildung gehören, für unwichtig halten, am wenigsten die fortschreitende Entwickelung der Muttersprache. Steht ja doch mit ihr die Erhaltung vaterländischer Gesinnung, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir hinzufügen: Gesittung, im engsten Zusammenhange. Was hat mehr den Deutschen sich selbst entfremdet, als die ehemalige lateinische Gelehrsamkeit, welche alles Schriftwesen beherrschte, und das von ihr nicht durchdrungene Volk fast unmündig machte, und die spätere Sucht der sogenannten feinern Weltbildung, mit dem französischen Ausdruck auch die Sitten unserer westlichen Nachbarn auf unsern Boden zu verpflanzen?

Die Versuche früherer Freunde unserer Muttersprache, sie von dem fremden Druck zu befreien, sind nun zum Theil mißlungen. Das ist wahr, es dient dies als Beweis, wie schwerfällig wir auch auf diesem Gebiete uns bewegen, und wie ungern der Deutsche sich anerzogenen Gewohnheiten entschlägt, selbst wenn er sie für verderblich erkannt hat. Ein Theil der Schuld fällt auf die staatlichen Verhältnisse, welche früherhin auch die geistige Verständigung behinderten. Alles ist jedoch nicht mißlungen, und wir verdanken den neuern Schriftstellern und Forschern einen sehr bedeutenden Fortschritt, den die jüngern Redner des Jahres 1848 genügend bekunden. Die nunmehrigen Verhältnisse lassen einen weit stärkern Fortschritt erwarten.

An Uebertreibungen wird es nicht fehlen, allein diese dürfen den Besonneneren nicht zurückschrecken. Jene werden bald von der Geißel des Spottes betroffen, sich verlieren und der ruhigen Ueberlegung Raum geben. Dazu dient die in Heidelberg jetzt erscheinende Zeitschrift: „Die deutsche Eiche" als ein gewiß Vielen willkommenes Mittel, einschlägige Fragen zu behandeln, so wie von den Ansichten Derer, welche zum Wirken sich berufen fühlen, Kenntniß zu nehmen. Bereits sind dort ernstliche Bedenken über verschiedene gemachte Vorschläge (wie z. B. die unbegründete und voreilige Einführung der Worte: Wißmeister und Wißlehrer, welche, wenn sie auch sonst nichts gegen sich hätten, ohne Genehmigung der die Ehrennamen verleihenden Behörde, werthlos bleiben) erhoben worden. Eine Läuterung der Meinungen wird also sicherlich auf diesem Wege erzielt werden. Zu ihr tragen übrigens, wie gesagt, auch die Spötter bei, und man darf ihnen um des guten Zweckes willen, den Spaß gönnen.

Daß aber vereinte Kräfte *) mehr ausrichten, als das höchste zerstreute und dadurch oft einschlummernde Streben Einzelner, bedarf wohl keines Beweises. Vielmehr steht zu erwarten, daß eine recht verbreitete Theilnahme nicht nur das Bewußtseyn des Volkes rege erhalten, sondern auch den Eifer, überall den rein deutschen Ausdruck zu wählen und sich die Muttersprache in ihrer ganzen Fülle und Schönheit anzueignen, beleben werde.

Und dies ist gewiß ein aller denkenden Vaterlandsfreunde würdiges Ziel.

Neujahr 1850.

J. M. Jost, Dr.

Mannichfaltigkeiten.

Nach einer Mittheilung im Russischen Invaliden ist der Bau des neuen Arsenals nunmehr vollendet. „Diese ausgezeichnete Artillerie-Werkstatt, heißt es dort, auf deren Bau 2,800,000 Silber-Rubel verwendet worden, nimmt, was die Schönheit des Gebäudes und die Vortrefflichkeit der daselbst aufgestellten Maschinen anbelangt, die meistentheils aus England

*) Kosten werden durch den Beitritt zu dem diesseitigen Zweigvereine nicht verursacht. Jedes Mitglied zahlt nur als Beitrag zu den Auslagen für Versammlungsräume und Drucksachen auf ein ganzes Jahr 24 kr.

Digitized by Google

verschrieben sind, unter den Anstalten ähnlicher Art in Europa unstreitig eine der ersten Stellen ein. Sie liegt auf der wiburger Seite, am rechten Newa-Ufer, dem Tauriſchen Palais gerade gegenüber."

Frankfurter Theater.

Am 14. d. M. fand zum Benefiz der Theater-Pensions-Anstalt die erste Aufführung des „Raphael Sanzio" von Dr. Wollheim statt. Der Besuch war sehr gering, daß dem genannten Institut ein kaum der Erwähnung werther Zuwachs geworden seyn kann, wie denn überhaupt in jüngster Zeit dem Theater von Seiten des Publikums nur eine schwache Frequenz zugewendet wird. Unserer Bühnendirektion darf dies nicht zur Last gelegt werden, denn sie ist rührig, bringt fast jede Woche etwas Neues, vernachlässigt das gute Alte nicht und sorgt, von den Mitgliedern in Oper und Schauspiel fleißig unterstützt, für wohlabgerundete Aufführungen. Die Ungunst der Zeitverhältnisse, die für Viele nothwendig gewordenen Beschränkungen der Ausgaben auf der einen, und auf der andern Seite die Abspannung und unverkennbare Lauheit des Publikums gegen Kunstgenüsse, sowie dessen kritisirende Zweifelssucht, die sich kaum noch einem ungetrübten Eindrucke hinzugeben vermag, sind die Ursachen dieses auffallend verminderten Theaterbesuchs. Es ist diese gewiß unerfreuliche Erscheinung vor einigen Tagen in einem Artikel über Frankfurter Bühnenverhältnisse, auf dessen Inhalt wir hier zurückweisen, weiter erörtert worden. (Vergleiche Nro. 13 d. Bl.) — Die Novität von Dr. Wollheim wurde von dem kleinen Auditorium gleichgültig hingenommen und darf sich in dieser Hinsicht mit den nicht glänzenderen Erfolgen anderer und selbst besserer neuen Stücke schon trösten. Was wir schon bei Gelegenheit des „Don Sebastian" bemerkt haben, können wir auch hier wieder geltend machen. Die Zeit, wo man sich der sogenannten Sentimentalität und den Eindrücken einer verschwommenen Rührung, welche nach ihren Gründen und Berechtigungen wenig fragte, hingab, die Zeit des unbedingten Glaubens und der sich selber unklaren Gefühlsschwärmerei liegt weit hinter uns. Der Tagesgeschmack ist ein ganz anderer, wenn auch nur in einer andern Weise verkehrter und nur in einem andern Extreme sich bewegender geworden. Früher sollte Alles mit dem Herzen abgemacht werden, und die Heimath des Herzens war die Fremde des Kopfes, jetzt ist es umgekehrt; damals glaubte man zu viel und kritisirte gar nicht, jetzt glaubt man zu wenig und bekrittelt Alles. Die Vermittelung mag einer kommenden Geschmacksperiode, welche Licht und Wärme gehörig zu vertheilen wissen wird, überlassen bleiben. Wir wollen hiermit Dr. Wollheim's „Raphael Sanzio" weder in Schutz genommen, noch gerechtfertigt haben. Die Motive und Charaktere dieses Drama's sind krankhaft und leiden an sentimentaler Ueberspannung, an Verschwommenheit, an Mangel innerer und naturwahrer Begründung, was ganz besonders von Fornarina gilt, die ihrem geliebten oder richtiger angebeteten Raphael ein Opfer bringt, welches füglich hätte unterbleiben und dessen Kraftaufwand auf ein besseres hätte verwendet werden können. Man darf dies Drama durchaus nicht kritisch beleuchten, denn wenn man es aus seinem Dämmerlichte herausrückt in das Licht des Tages, so zeigt es sich in einer eben so schwachen Anlage, als in höchst verschrobenen Verhältnissen. Was übrigens die Gattung der Künstlerdramen, wie man sie in der Bühnensprache zu nennen pflegt, betrifft, so müssen solche unserrs Bedünkens höchst einfach gehalten und nicht auf Bühneneffekte und theatralische Verwickelungen gestützt seyn, — wohl aber sollen sie auf der Entfaltung von Seelenzuständen und von geistigem Leben beruhen. Goethe hat uns in seinem Tasso ein herrliches Muster und Vorbild gegeben, welchem jedes Künstlerdrama nachstreben sollte. Je weiter ein solches das Gebiet der nach innen gekehrten Beschauung verläßt, je mehr es nach äußerlichen Effekten strebt, desto weiter wird es sich von seinem eigentlichen Ziele entfernen. — Die Aufführung auf hiesiger Bühne war eine so sorgfältige, daß man ihr zu lieb mit den Huldigungen des Beifalls wohl etwas freigiebiger hätte seyn können. Flieht doch dem Mimen nur der Augenblick seine duftigen Kränze! In der Sonne des Beifalls findet er nicht nur seinen schönsten Lohn, sondern auch die Erkräftigung zu erneutem Streben. Die Damen Janauscheck (Fornarina) und Lindner (Orsola), wie die Herren Breuer (Raphael) und Schneider (Ariosto) ließen es wahrlich weder an Liebe zur Sache, noch an den Beweisen der künstlerischen Befähigung fehlen. Auch der Fräul. Reger (Barbara) müssen wir in gerechter Würdigung gedenken und glauben ihre heutige Leistung als eine von Beruf zur Kunst zeugende hervorheben zu dürfen. Noch etwas mehr Wärme und Hingebung und Fräul. Reger wird ihrem Talente steigende Anerkennung zuwenden. — Das vortrefflich arrangirte Schlußtableau brachte den alten Wahlspruch zur Geltung: „Ende gut, Alles gut!" W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 15. Jan.

Die Schäfchen des Firmaments begannen heute schon mit dem frühen Morgen sich so stark zu schütteln, daß ihre Flocken in Masse herabfielen und die Fluren mit einer neuen Schichte körnigen Eises überzogen. Wir besitzen jetzt schon einen so starken Vorrath dieses himmlischen Produkts, daß unsere Felder einem lappländischen Winterfelde gleichen, welches bloß durch das ewige Grün des Nadelholzes, woran auch wir keinen Mangel haben, in etwas gemildert und zum Theil auch verschönert wird. Die Waldungen nach dem Odenwalde hin sind durch den tiefen Schnee fast unzugänglich geworden, und wer sich hineinwagt, ist herzlich froh, glücklich wieder herauszukommen, ohne in den aufgehäuften Schnee- und Eismassen, in den zugewehten Schluchten und Gründen stecken geblieben zu seyn. Die gewöhnlichen Waldarbeiten haben daher theilweise eingestellt werden müssen, und unter diesen sind die zur Abhülfe des augenblicklichen Bedürfnisses bestimmten nicht die geringsten, weil der das Leseholz suchende arme Mann bis über die Kniee in dem Schnee watet und bei aller Anstrengung zuletzt froh seyn muß, wenn es ihm gelingt, hin und wieder von einem Baume einen dürren Zweig zu erhaschen. Wir haben uns zwar seit der Märzerhebung von 1848 unter andern auch wohlfeilerer Holzpreise zu erfreuen, allein diese sind doch immer noch hoch genug, um den minder bemittelten oder armen Mann von der Wohlthat eines mühelosen Holzbezugs in Mitte eines anhaltenden Winters auszuschließen. Ich begegnete neulich einem Leseholzsammler, der einen schweren Bündel Reisig durch den Schnee schleppte; er sagte mir, als ich ihn begrüßte, mit eben so viel Laune als Selbstverläugnung: Das Holz des armen Mannes heizt doppelt, einmal auf dem Transport, indem er sich den Schweiß aus dem Angesicht wischte, und dann zu Hause in dem Ofen, wo es leider nur zu schnell verflackert. Die armen Leute sind schon froh, wenn sie Holz unter diesen Bedingungen erlangen können, ohne von den forstpolizeilichen Strafandrohungen getroffen zu werden. — Auch noch an andern Erscheinungen in dem weiten Reiche der Natur gewahrt man jetzt des Winters strenge Herrschaft, der den Thieren auf dem Felde und im Walde die Vorräthe der Erde verschließt und sie bis zum Verhungern darben läßt. Die Hasen, jetzt sicher vor den mörderischen Geschossen der beutelustigen Jäger, welche in dem tiefen Schnee nicht fortkommen können, umschleichen, Futter suchend, die Gärten und menschlichen Wohnungen, wo sie selten leer ausgehen, wie die Schwärme von Vögeln, die aus den Tiefen des Waldes hervorkommen, um an den Landstraßen nothdürftig ihren Hunger zu stillen. Die Vögel, welche uns in der schönen Jahrszeit durch ihren Gesang so sehr erfreuen, können wir im Winter gleichgültig hungern sehen! In der That, wir sind sehr undankbar gegen die Natur und nehmen wenig Antheil an der ungeschmälerten Erhaltung der Schöpfung und ihrer herrlichen Werke. Nicht einmal die Feldhühner, die doch für einen feinen Leckerdissen gelten, sind von dieser menschlichen Sorglosigkeit ausgenommen; man läßt sie lieber zu Grunde gehen, ehe man ihnen einiges Futter zu ihrer Erhaltung streuen läßt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Carl Töpfer.

Sonntag, 20. Jan. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Große Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bils, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen.)

Montag, 21. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): Berlin bei Nacht, Vaudeville Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von Meyer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 24. Jan. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 17. Samstag, den 19. Januar 1850.

Der Quäker und der Räuber.

Nach dem Französischen des N. Fournier.

(Schluß.)

Der Quäker gab die Hoffnung auf, seinen Dieb auf diese Art zu entdecken; wahrscheinlich wohnt er gar nicht in London, dachte er, wie thöricht bin ich nicht gewesen, anstatt der Behörde bei Zeiten Anzeige von dem Vorfall zu machen, verlasse ich mich auf den unsicheren Schritt eines unvernünftigen Thieres.

Plötzlich wurde er durch einen Angstschrei in seiner Nähe aus seinen Betrachtungen gerissen. Er blickte um sich und sah zu seinem Erstaunen sein Pferd auf einmal in so blinder Hast dahin jagen, daß es beinahe ein paar Kinder umgerannt hätte.

Von allen Seiten erscholl ein: „Halt auf! halt auf!"

„Haltet es um's Himmelswillen nicht auf," schrie der Quäker hastig und folgte dem eilenden Thiere mit den Augen. Es trat durch den halb geöffneten Thorweg in den Hof eines ansehnlichen Hauses.

„Also hier ist Deine Heimath," dachte er bei sich und schritt dem Hause zu. Wirklich sah er das Pferd im Hofe und dabei einen Diener, der es unter Liebkosungen dem Stalle zuführte.

Er fragte den Ersten, der ihm nahe kam, wer der Eigenthümer dieses Hauses sey.

„Sind Sie denn so fremd in diesem Stadttheile, daß Sie den reichen Kaufmann Weresford nicht als Besitzer dieses Hauses kennen?" war die Antwort.

Der Quäker war wie gelähmt vor Schrecken.

„Weresford ist der Besitzer," wiederholte der Fremde, welcher glaubte, Tobias habe ihn nicht recht verstanden; „derselbe, der so unglaublich schnell ein bedeutendes Vermögen erworben hat."

„Ich danke Ihnen für die Auskunft mein Herr," erwiederte der Quäker, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte.

Also Weresford, der Vater Eduard's, ein reicher, angesehener Mann sollte Straßenräuber seyn! Nein, das konnte er sich nicht als möglich denken; er glaubte wachend zu träumen. — Schon wollte er umkehren, um sich nach Hause zu begeben, da dachte er unwillkürlich an einige ähnliche Fälle, wo Leute in ganz angesehener Stellung sich nicht gescheut hatten, ein so entehrendes Gewerbe zu treiben. Das auffallend schnell erworbene Vermögen Weresford's war auch nicht geeignet, einen aufsteigenden Verdacht zu unterdrücken; nun, und das Pferd kannte ohne Zweifel seine Heimath! .... Er beschloß, Alles daran zu setzen, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Entschlossen trat er in den Hof und fragte nach dem Herrn des Hauses; zu seiner Verwunderung erfuhr er, daß derselbe noch im Bett liege. Bald Mittag und noch im Bett! das ließ auf eine durchwachte Nacht schließen. Er drang darauf, zu Herrn Weresford geführt zu werden, und in wenigen Augenblicken befand er sich in dessen Schlafzimmer. Herr Weresford, eben erst erwacht, rieb sich die Augen und fragte etwas verdrießlich:

„Wer sind Sie, mein Herr? und was steht zu Ihren Diensten?"

Der Quäker erkannte bei den ersten Worten die Stimme wieder; jetzt blieb ihm kein Zweifel mehr über die Person des Räubers.

Er griff nach einem Stuhle und nahm uneingeladen und mit bedecktem Haupte neben dem Bette Platz.

„Sie behalten den Hut auf!" rief der Kaufmann erstaunt.

„Ich bin Quäker," erwiederte Tobias ganz gelassen, „und Du kennst deren Sitte."

Bei dem Worte Quäker richtete sich Weresford ein wenig in die Höhe und betrachtete seinen Gast. Sicher erkannte er ihn, denn er erblaßte.

„Nun," fragte er zögernd, „was ist .... wenn ich fragen darf ... die Ursache Ihres Besuches?"

„Ich bitte wegen meiner Dringlichkeit um Verzeihung," sagte der Quäker; „aber gegen Freunde legt man sich keinen Zwang auf; daher komme ich, um Dich ohne Umschweif zu bitten, mir meine Uhr wieder zu geben, die Du von mir geliehen hast."

„Ihre Uhr?"

„Sie ist das Andenken von meiner guten Frau, von besonderem Werthe für mich; ich möchte sie um keinen Preis verlieren. Ach, und mein Schwager, der Aldermann, könnte es mir nicht vergeben, wenn er wüßte, daß ich mich auch nur einen einzigen Tag von meinem Kleinode getrennt habe, das mich an seine Schwester erinnert."

Das Wort Aldermann schien einigen Eindruck auf Weresford zu machen. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, fuhr der Quäker fort:

„Ich würde es Dir auch Dank wissen, wenn Du mir die zehn Guineen zurück geben wolltest, die ich Dir gleichzeitig mit der Uhr geliehen habe. Willst Du sie jedoch noch einige Zeit behalten, so will ich sie Dir gern noch lassen, vorausgesetzt nämlich, daß Du mir einen Schein darüber zustellst."

Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Quäkers raubte dem Kaufmann so gänzlich die Fassung, daß er gar keinen Versuch machte, den Besitz der fraglichen Gegenstände zu läugnen; er zögerte mit einer Antwort, und Tobias fuhr fort:

„Ich habe bei meinem Besuche auch noch den Zweck, Dir die bevorstehende Verbindung meiner Tochter Marie zu melden. Ich hatte nach und nach zweihundert Pfund Sterling zur Aussteuer für sie zurückgelegt; da ist mir nun gestern Abend ein Unfall begegnet: ich bin nämlich auf der Landstraße gänzlich beraubt worden. Es bleibt mir nun nichts übrig, als Dich zu bitten, Dei-

Digitized by Google

nem Sohne die Summe zu geben, die ich meiner Tochter versprochen hatte und nun nicht mehr besitze."

„Meinem Sohne?"

„Ja gewiß, weißt Du nicht, daß er der Bräutigam meiner Tochter ist?"

„Eduard?" rief der Kaufmann, und sprang aus dem Bett.

„Eduard Weresford," wiederholte der Quäker gelassen und nahm eine Prise; „es wäre mir lieb," fuhr er fort, „wenn Du Etwas für ihn thätest; denn," fügte er mit Nachdruck hinzu, „ich möchte vermeiden, daß er erführe, was sich diese Nacht zugetragen hat. Wenn Du ihm aber die Summe nicht ersetzest, die ich ihm versprochen habe, so bin ich genöthigt, ihm den Hergang der Sache zu erzählen."

Weresford ging an ein Büreau, nahm ein dreifach verschlossenes Kästchen heraus, öffnete dasselbe und gab dem Quäker nach und nach Börse, Uhr und Geld zurück.

„Ganz gut," sagte dieser, „ich sehe, daß ich mich nicht in Dir geirrt habe."

„Haben Sie jetzt noch mehr zu verlangen?" fragte der Kaufmann ein wenig gereizt.

„Nein, aber ich möchte von Deiner Freundschaft noch Etwas erbitten."

„Sprechen Sie!"

„Enterbe Deinen Sohn."

„Wie?"

„Ich bitte Dich darum; ich möchte nicht, daß man mir nachsagen könnte, ich hätte bei dieser Verbindung Dein Vermögen im Auge gehabt." Mit den letzten Worten verließ er das Zimmer. „Nein," sagte er leise vor sich hin, als er allein war, „die Kinder sind für die Vergehen ihrer Eltern nicht verantwortlich. Marie mag den Sohn dieses Mannes heirathen; aber geraubtes Geld anrühren — niemals!"

Indem er durch den Hof ging, sah er nach den Fenstern zurück; da er Weresford erblickte, rief er hinauf: „Ich habe Dir Dein Pferd wieder gebracht, sey so gütig, mir das meinige mit zurück zu geben."

In wenigen Augenblicken saß der Quäker mit seinem Geldsack, seiner Uhr und seiner Börse beladen, auf seinem Pferde und ritt gemächlich seiner Wohnung zu.

Als er zu Hause ankam, fand er Eduard. „Ich habe so eben Deinem Vater einen Besuch gemacht, um wegen Eurer Verbindung mit ihm zu sprechen, und zweifele nicht, daß wir uns darüber vereinigen werden," sagte er ihm.

Zwei Stunden später kam Weresford, um den Quäker zu sprechen.

„Sie sind ein braver Mann," redete er ihn an; „Ihre Handlungsweise hat mich tief gerührt. — Wie unglücklich konnten Sie mich und meinen Sohn machen! Doch Sie haben als Mann von Geist und Herz gehandelt. Aber ich will nicht mehr vor Ihnen erröthen. Ich komme, um Ihnen auf immer Lebewohl zu sagen; Sie sehen mich nie wieder. Nehmen Sie noch diese Papiere."

Der Quäker öffnete die Papiere, als er allein war. Es waren Wechsel von bedeutendem Werthe auf die ersten Banquiers in London; dabei befand sich eine Namensliste; hinter jedem Namen stand eine größere oder kleinere Zahl. Ein Billet an Tobias gerichtet, brachte in Beides einen Zusammenhang; es lautete:

„Beifolgende Namen bezeichnen die Personen, welche durch mich beraubt worden sind. Die jedem Namen beigefügte Zahl nennt die Summe, welche die bezeichnete Person zu fordern hat. Kassiren Sie diese Wechsel ein unter dem Vorwand, mir das Geld schicken zu sollen, und lassen Sie jedem Betheiligten die ihm gehörende Summe im Geheimen zukommen. Was mir jetzt noch von meinem Vermögen bleibt, ist rechtmäßig erworben, und Ihre Tochter darf nicht erröthen, es einstens von mir zu erben."

Den andern Morgen hatte Weresford London verlassen, und Jedermann war der Meinung, er sey nach Frankreich gegangen, um dort seinen Reichthum zu genießen.

Kurze Zeit nachher feierten Marie und Eduard ihre Verbindung. Unter den Hochzeitgästen befanden sich mehrere Personen, welche im Stillen vergnügt waren über die Handlungsweise der Londoner Diebe, die ihnen, durch Vermittlung des Quäkers, früher geraubtes Geld nebst Interessen zurückerstattet hatten.

Eine merkwürdige geschichtliche Vergleichung.

Man hat schon häufig darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen den Ereignissen, welche dem Sturze Carls des Zehnten von Frankreich und jenem Ludwig Philipps vorangegangen, eine merkwürdige Aehnlichkeit herrsche. Die Sache ist richtig, wie sich aus folgender Nebeneinanderstellung der Thatsachen ergeben wird:

1. Der Herzog von Berry, Sohn Carls X.,	1. Der Herzog v. Orleans, Sohn Ludwig Philipps I.,
2. verheirathet sich mit einer ausländischen Prinzessin (Sicilianerin).	2. verheirathet sich mit einer ausländischen Prinzessin (Mecklenburgerin).
3. Dieser Ehe entstammt ein Sohn als Erbe der Krone, der Herzog von Bordeaux.	3. Dieser Ehe entstammt ein Sohn als Erbe der Krone, der Graf von Paris.
4. Sein Vater, der Herzog von Berry, stirbt durch Meuchelmord,	4. Sein Vater, der Herzog von Orleans, stirbt gewaltsam,
5. den 13. Februar 1820.	5. den 13. Juli 1842.
6. In dem Jahre, welches dem Sturze Carls X. vorangeht (1829), erreichen die Brodpreise die außerordentliche Höhe von 1 Fr. 5 Cent.	6. In dem Jahre, welches dem Sturze Ludwig Philipps I. vorangeht (1847), erreichen die Brodpreise am 1. April die außerordentliche Höhe von 1 Fr. 24 Cent.
7. Die strenge Kälte des Winters von 1829 — 1830 macht, daß die Seine in Paris zufriert.	7. Die steenge Kälte des Winters von 1847—48 macht, daß die Seine in Paris zufriert; sie war seit 1830 nicht zugefroren.
8. Die retrograde Bewegung der Regierung nach gläuzenden Hoffnungen veranlaßt die wahren Royalisten, ihre Rathschläge über die bevorstehende Krisis zu unterstellen.	8. Die retrograde Bewegung der Regierung nach glänzenden Hoffnungen (wenigstens dem Anscheine nach) veranlaßt die wahren Conservativen, ihre Rathschläge über die bevorstehende Krisis zu unterstellen.
9. Diese Rathschläge werden von der Staatsgewalt verkannt.	9. Diese Rathschläge werden von der Staatsgewalt verkannt.
10. „Wenn strafbare Umtriebe meiner Regierung Hindernisse erwecken sollten, die ich nicht vorhersehen kann, nicht vorhersehen will, so würde ich die Kraft finden, sie zu besiegen" u. s. w. (Auszug aus der Thronrede 1830.)	10. „Mitten in der Agitation, welche feindliche oder blinde Leidenschaften anschüren, belebt und stützt mich eine Ueberzeugung, nämlich: Wir besitzen in der konstitutionellen Monarchie, in der Vereinigung dee großen Staatsgewalten die sichern Mittel, alle diese Hindernisse zu besiegen" u. s. w. (Auszug aus der Thronrede 1847).

Digitized by Google

11. Diese herben Worte führen die Protestation von 221 Deputirten herbei.

12. Einnahme von Algier und Gefangennehmung des Dey.

13. Erlasse vom 25. Juni, welche die Freiheit der Presse vernichten.

14. Montag Abends verursachen diese Erlasse Zusammenrottungen, in welchen mit lauter Stimme die Zeitungen gelesen und besprochen werden. Diese Zusammenrottungen sind eine Art Vorspiel der Revolution, welche am folgenden Tage ausbrechen sollte.

15. Man empört sich gegen diese Erlasse und die Gewalt geräth in die Hände der Insurgenten.

16. Der Kampf dauert 3 Tage, den 27., 28. und 29. Juli 1830.

17. Er beginnt am Dienstag und hört am Donnerstag auf.

18. Das Volk trägt den Sieg über die königl. Truppen davon.

19. Die Gensd'armerie kommt zuerst in den Kampf und unterliegt.

20. Sie wird abgedankt.

21. Die Unverletzlichkeit des Königs, proklamirt in der Charte von 1814, wird zum Spott.

22. Carl X. wird im Alter von 74 Jahren entfernt,

23. im Juli, dem Monat, in welchem der Herzog von Orleans starb.

24. Er dankt zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Herzogs von Bordeaux, ab, indem der Herzog von Angouleme die Königswürde nicht annimmt.

25. Der Herzog von Bordeaux wird als König vorgestellt.

26. Er wird zurückgewiesen und man antwortet, daß es zu spät sey.

27. Eine provisorische Regierung wird nach der Revolution eingesetzt.

28. Die königl. Familie ist genöthigt, den Boden Frankreichs zu verlassen.

11. Diese herben Worte führen die Protestation von 108 Deputirten herbei, welche sich dafür entscheiden, an dem Bankett des 12. Arrondissements Theil zu nehmen.

12. Gefangennehmung Abd-el-Kaders.

13. Erlaß des Polizeipräfekts, den 21. Februar angeschlagen, welcher sich dem Bankett und dem Associationsrecht widersetzt.

14. Montag Abends verursacht dieser Erlaß Zusammenrottungen, in welchen mit lauter Stimme die Zeitungen gelesen und besprochen werden. Diese Zusammenrottungen sind eine Art Vorspiel der Revolution, welche am folgenden Tage ausbrechen sollte.

15. Man empört sich gegen diesen Erlaß und die Gewalt geräth in die Hände der Insurgenten.

16. Der Kampf dauert 3 Tage, den 22., 23. und 24. Februar 1848.

17. Er beginnt am Dienstag und hört am Donnerstag auf.

18. Das Volk trägt den Sieg über die königl. Truppen davon.

19. Die Municipal-Garde kommt zuerst in den Kampf und unterliegt.

20. Sie wird abgedankt.

21. Die Unverletzlichkeit des Königs, proklamirt in der Charte von 1830, wird zum Spott.

22. Ludwig Philipp I. wird im Alter von 74 Jahren entfernt,

23. im Februar, dem Monat, in welchem der Herzog von Berry starb.

24. Er dankt zu Gunsten seines zehnjährigen Enkels, des Grafen von Paris, ab.

25. Der Graf von Paris wird als König vorgestellt.

26. Er wird zurückgewiesen und man antwortet, daß es zu spät sey.

27. Eine provisorische Regierung wird nach der Revolution eingesetzt.

28. Die königl. Familie ist genöthigt, den Boden Frankreichs zu verlassen.

29. Sie verläßt ihn in kleinen Tagereisen, begleitet von mehreren Tausend Nationalgarden, von einer großen Zahl von Freunden und treuen Dienern, sowie von drei Commissarien der provisorischen Regierung, welche größtentheils im Augenblicke der Trennung Thränen vergossen. Sie schifft sich zu Cherbourg den 16. August 1830 ein.

30. Sie wählt England als Land der Verbannung.

31. Carl X. vergießt Thränen, als er dasselbe betritt.

32. Die Temperatur ist im Augenblick der Revolution sehr hoch (29° R.).

33. Einige Tage nachher erhebt sich ein furchtbarer Sturm, von Blitz und Donner begleitet.

34. Die Minister Carls X. in Anklagestand versetzt.

35. Das Haupt der Familie stirbt auf fremder Erde.

29. Sie verläßt ihn eiligst, ohne sich Zeit zu lassen, das Nothwendigste mitzunehmen, genöthigt sich zu verbergen und zu verkleiden, um der Wuth des Volkes gewisser Gegenden, durch die sie reist, zu entgehen; ohne Schutz von den Ihrigen und selbst von ihren Günstlingen Preis gegeben. Sie schifft sich zu Havre in der Nacht vom 2. zum 3. März 1848 ein.

30. Sie wählt England als Land der Verbannung.

31. Ludwig Philipp I. ruft freudig aus: „Ich bin glücklich in diesem Lande", als er dasselbe betritt.

32. Die Temperatur ist im Augenblick der Revolution sehr mild für die Jahreszeit (10—12° R.).

33. Am 26. Februar, zwei Uhr Nachmittags, erhebt sich ein Orkan von Blitz und Donner begleitet.

34. Die Minister Louis Philipps I. in Anklagestand versetzt.

35. . . . . .

(D. R.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Aus Meet, dem berüchtigten Wunderorte, bringen die „Mar. Now." neuerdings einen Bericht, dem wir Folgendes entnehmen. Die Hütte, in welcher die Erscheinungen der Muttergottes vor sich gegangen seyn sollen, ist noch immer der Wallfahrtsort des abergläubigen Volkes und das Küssen und Knieutschen auf dem geheiligten Boden dauert fort. — Das Mädchen, dem die Jungfrau Maria sich offenbarte, wurde auf das Krinecer Amt gebracht und vor eine ärztliche Commission gestellt. Dasselbe hatte seine Rolle gut einstudirt und wollte nichts weiter bekennen, als was von den wunderbaren Erscheinungen bereits in den öffentlichen Blättern bekannt geworden ist. Auf alle anderen Fragen antwortete sie, daß sie es nicht verrathen dürfe, indem ihr die Muttergottes strenge verboten habe, bis zu ihrer nächsten Wiedererscheinung etwas zu erzählen. Dr. Prokſch in Krinec, dem das Mädchen zur Aufsicht übergeben wurde, stellte ein Zeugniß aus, worin er sagt: „Das Mädchen sey als Werkzeug schmutziger Menschen zum schändlichen Gaukelspiel und Betrug mißbraucht worden; sie sey vollkommen gesund, indem sie durch die ganze Zeit, welche sie unter seiner Aufsicht zubrachte, nicht ein einziges Mal in jene Wunderkrankheit fiel; nur sey es durch die Indifferenz der Behörden unmöglich zu ergründen, wer der eigentliche Betrüger bei diesem Betruge ist." — Wir unsers Theils müssen gestehen, daß uns bei dieser ganzen Angelegenheit die Indifferenz der geistlichen Behörde auffallender ist als die der weltlichen. Dieser Fall bewegt sich vorzugsweise auf religiösem Gebiete, es kommen die heiligsten Interessen der katholischen Kirche, der Glaube und das Vertrauen hierbei in's Spiel, und die Würde der geistlichen Autorität ist hier mehr gefährdet als irgendwo. Es kann ihr unmöglich gleichgültig seyn, was unter dem Namen ih-

Digitized by Google

rer Religion und ihres Glaubens vor sich geht. Entweder setzt die geistliche Behörde voraus, jene Muttergotteserscheinung sey in der That begründet und es herrsche hier ein Wunder, dann ist es aber unbegreiflich, wie sie bei einem so wichtigen Ereignisse theilnahmslos bleiben kann — oder aber sie vermuthet, daß hier ein Betrug obwalte, und dann ist es um so unbegreiflicher, wie sie einen solchen Betrug länger ungenirt dulden kann, da derselbe doch ihr Höchstes, die Religion, zum Deckmantel nimmt und dieselbe compromittirt. Wer den Mißbrauch einer Sache duldet, wo er ihn doch hindern kann, der darf sich dann nicht beklagen, wenn die Sache selbst an Ansehen verliert. (Const. Bl. a. B.)

(New-York, 26. Dec.) Der Kunstsinn regt sich im amerikanischen Volke immer lebendiger. Für diese Behauptung kann kein schlagenderer Beweis angeführt werden, als die immer steigende Ausdehnung, die der hiesige Kunstverein gewinnt. Derselbe ist vor elf Jahren gegründet worden und begann damals mit einigen hundert Subscribenten und mit der Vertheilung von 36 Gemälden. Im vergangenen Jahre zählte er bereits 18,900 Mitglieder und konnte mehr als 1000 Gemälde, Statuen und Kupferstiche vertheilen. Die Einkünfte des Vereins beliefen sich während des letzten Jahres auf 99,000 Dollars, wovon 71,000 Dollars zur Unterstützung von Künstlern verwendet wurden. Außerdem wurde ein herrliches Gebäude für das Institut und zwei schöne Galerien zu Ausstellungen angekauft. Jüngst wurde die Verloosung der Kunstwerke vollzogen und es wohnten ihr 7000 Personen bei. Die Galerien sind von Morgen bis zum Abend gedrängt voll; selbst die Aermsten, ja Straßenbettler zollen der Kunst ihren Tribut. Dieses sind Anzeichen eines Kunstsinns, der nicht verfehlen kann, auf den Nationalcharakter bald seinen wohlthätigen Einfluß zu üben.

Das Parlament wird der Erfurter Bühne endlich einmal würdige Künstler zuführen. Die „Truppen von Gotha und Weimar" werden abwechselnd dort spielen; so meldet wenigstens die gothaisch gesinnte „deutsche Reichszeitung."

Korrespondenz.

Leipzig, 16. Jan.

Um meinem Versprechen nachzukommen, mache ich Ihnen heute die Mittheilung über die neulich auf einem Dorfe bei Leipzig vorgekommene Spukgeschichte. Wir lernen daraus, was es mit der Höhe, auf der sich angeblich unsere Volksbildung befinden soll, für eine Bewandtniß hat. Dieser Spuk liefert einen trefflichen Beitrag zur Culturgeschichte Sachsens. In dem Dorfe Penitzsch, dem Schauplatze des Spuks, fiel es einem jungen Mädchen, das eben erst die Schule verlassen hatte und auf einem Gute daselbst in Dienst getreten war, ein, den Geist zu spielen. Trotzdem, daß dies in der allergewöhnlichsten Art geschah, d. h. in so handgreiflicher Weise, daß ein nicht ganz vor Aberglauben Blinder der Sache gleich auf den Boden gesehen hätte, dauerte der Spuk doch eine geraume Zeit fort. Bald warf's die Milchtöpfe um, bald die Betten aus den Fenstern, bald rollte es die Fässer im Hof ꝛc. ꝛc. Von unserem hochgebildeten Leipzig selbst eilten zahlreiche Gläubige hinaus und viele kamen, durchdrungen von dem geschauten Wunder, mit langen und bedenklichen Gesichtern wieder. Das hiesige Landgericht mengte sich endlich auch in die Sache und es gelang dem Untersuchungsbeamten denn auch bald, die Schuldige zu ermitteln und zum Geständniß zu bringen. So weit aber geht die betrübende Dummheit der Bauern, daß sie nun sagen, die Kleine sey durch furchtbare Schläge zu einem Geständniß gezwungen worden, wie es ihr der Richter vorgesagt. Die Sache ist jetzt vom Landgericht an das Criminalamt abgegeben worden. Hätten wir doch nimmermehr gedacht, daß in Sachsen und nun gar in der Nähe von Leipzig derartige Dinge möglich gewesen wären. — Ein weiterer Beitrag zur Culturgeschichte ist noch folgender: Ein hiesiges Handlungshaus, die Gebrüder Tecklenburg, hat, wie neuerer Zeit viele derartige Handlungen, seine Schaufenster aus hohen, sehr theuren Gläsern herstellen lassen. Als diese Sitte aufkam, wurden die Betreffenden vom Magistrat bedeutet, daß sie, im Falle Jemand aus Versehen ein solches Fenster zerbreche, doch nur 15 Ngr. dafür anrechnen dürften. Vorige Woche nun ging eine arme, schwer mit einem Korbe bepackte Frau an dem Tecklenburg'schen Laden vorüber, gleitet auf dem eisigen Wege aus und zerdrückt mit ihrem Korbe eine solche Scheibe. Das Handlungspersonal eilt heraus, holt die arme Frau in den Laden und erklärt, sich an dem Inhalt ihres Korbes vorläufig für den Schaden erholen zu wollen. Die Frau erhebt ein entsetzliches Lamento, die Leute laufen zusammen und es schlägt sich endlich ein Herr ins Mittel, der mit dem Hinweis auf die gesetzliche Vorschrift die 15 Ngr. zu bezahlen sich erbietet. Die Herren sind das aber noch nicht zufrieden; es kommen nun auch Polizeipersonen hinzu und vor dem Gewölbe sammeln sich immer mehr Leute, bei denen es arge und harte Reden über das hartherzige Gebahren des reichen Kaufmannes setzt, der noch dazu gar nicht im Recht ist. Die zahlreich mitversammelte Straßenjugend fängt durch diese Reden rasch Feuer, ballt Schnee zusammen und wirft hinter den Meßbuden hervor noch mehrere solcher großen, schönen und theuern Scheiben ein. Jetzt stand noch mehr in Frage und man ließ endlich die Frau ihre Wege gehen. — Schließlich noch ein dahin gehöriges Stückchen. Ein Lehrbursche hatte sich einen bedeutenden Unterschleif zu Schulden kommen lassen. Der Strafe gewärtig, faßt er den Entschluß, sich ins Wasser zu stürzen. Der Fluß ist aber voll Eis und so setzt sich der Unglückliche ins Rosenthal, wo er Arme und Beine erfriert. Ins Spital gebracht und amputirt, unterliegt er endlich den Qualen.

Darmstadt, 13. Jan.

Die hiesige freie Gemeinde, ein Vermächtniß des scheidenden alten Jahres an das eintretende neue, scheint einen gegen alles Erwarten gedeihlichen Fortgang zu nehmen. Die unmittelbare Ansicht entscheidet über bloßes Hörensagen, und in ersterer Beziehung kann ich als Augenzeuge berichten, daß die sonntäglichen Religionsversammlungen der hiesigen freien Gemeinde nicht blos von den Bewohnern unserer Stadt, sondern auch von Landleuten aus der Nachbarschaft fleißig besucht zu werden pflegen. Erst heute Nachmittag konnte man sich davon überzeugen. Auf einem Spaziergange begriffen, schlug ich die von dem Rheinthore nach dem Griesheimer Tannenwalde führende Lindenallee ein und bemerkte, nicht ohne Ueberraschung, auf der Hälfte des Weges, da, wo das ausgedehnte Doll'sche Wirthshauslokal steht, eine zahlreiche Versammlung im Freien, welche ihre Blicke nach dem Walde richtete und auf Etwas mit Ungeduld zu warten schien. Auf mein Befragen erhielt ich die Auskunft, daß der Prediger der Gemeinde, Hr. Kattmann, dieses Mal von Großgerau, wohin er zur Verkündigung des göttlichen Wortes eingeladen worden, jeden Augenblick erwartet werde. So groß hatte ich mir das Interesse des Publikums an der kaum auflebenden freien Gemeinde unserer Stadt nicht gedacht. Meine Ueberraschung stieg, als ich den geräumigen Saal betrat und diesen ganz angefüllt von Männern und Frauen, welche, hörbegierig auf das neue Wort, der Ankunft des Predigers harrten. — Das Weihnachtsfest hatte sich einer besonders zahlreichen Betheiligung von Seiten der Mitglieder und Freunde der freien Gemeinde zu erfreuen: nicht blos der Hauptsaal, sondern auch die vier Nebensäle, erzählte man mir, seyen von Andächtigen angefüllt gewesen. Bei der Abendmahlfeier, setzte man hinzu, habe sich eine Zahl von nicht weniger als 300 Communicanten ergeben. Diese Thatsachen scheinen mir keine gleichgültigen Erscheinungen in der Religionsgeschichte des Tages zu seon, weshalb ich es für angemessen hielt, Sie davon in Kenntniß zu setzen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 19. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Carl Töpfer.

Sonntag, 20. Jan. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Große Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bils, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen.)

Montag, 21. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hassel und zum ersten Male): Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von Meyer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 24. Jan. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 18. Montag, den 21. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier.

Eine der traurigsten und folgereichsten Begebenheiten des vierzehnten Jahrhunderts ist ohne Zweifel der erbitterte, lang fortgehende Streit zwischen Johann von Montfort und Carl von Blois um den Besitz der Bretagne. — Schien es doch, als ob mit dem guten Herzog Johann III. auch zugleich Gerechtigkeit und Friede gestorben wären; denn auf seinem Grabsteine entzündete sich gleichsam jener fürchterliche Krieg, der anfänglich nur eine Provinz bedrohte, sich aber bald über ganz Frankreich und England verbreitete und die schönsten, blühendsten Gefilde des Erdballes mit Leichen und Trümmern bedeckte, ja, der selbst den durch die Zeit geheiligten Thron eines Carl des Großen und eines Clodwig zu erschüttern vermochte, und erst nach fast einem Jahrhundert durch das Erscheinen der Jungfrau von Orleans endete, die, als rettender Engel von der Gottheit gesendet schien, um das Feuer der Zwietracht zu löschen.

Die neueren Schriftsteller haben mit gewissenhafter Strenge aller der Personen gedacht, die als Parteien oder als deren Verbündete, als Handelnde oder als Werkzeuge in diesem blutigen Streit zweier Nationen verflochten waren, bei welchem die Bretagne zuerst als Kampfplatz ausersehen war. Aber Ein Wesen hat Niemand der Vergessenheit entreißen wollen, und doch hat es gar mächtigen Einfluß auf die Ereignisse ausgeübt: es ist Yoland — das Windspiel Johann's III.

Wohl mag diese Behauptung im ersten Augenblicke lächerlich erscheinen; doch die einfache Erzählung der Thatsachen wird sie rechtfertigen. Ich gebe nur wieder, was mehrere glaubwürdige Chroniken aus jener Zeit darüber aufstellen.

Johann III. starb kinderlos; daher wäre die Bretagne eigentlich nach seinem Tode an Johann von Montfort gefallen. Doch was kümmerte es ihn, ob sein Stiefbruder einst einen Thron besitzen würde oder nicht! Aber auf dem jugendlichen Haupte seiner schönen, geliebten Nichte dereinst eine Krone zu wissen, war ihm ein freundlicher, erquickender Gedanke. Er ernannte sie daher wenige Jahre vor seinem Tode zu seiner Thronerbin, und übernahm die Sorge, einen Gemahl für sie zu wählen, der ihres Besitzes würdig, und der hohen Stellung, die er an ihrer Seite einnehmen sollte, gewachsen sey. An Bewerbern fehlte es natürlich nicht; Johanna's Anmuth, so wie die Aussicht auf den Besitz eines Thrones waren gleich verführerisch.

Nachdem der gute Herzog Johann die Vor- und Nachtheile einer jeden Partie gehörig erwogen hatte, schwankte er nur noch zwischen drei Bewerbern, nämlich zwischen Carl von Blois, Neffe des Königs von Frankreich, Carl d'Eveux, Sohn des Königs von Navarra, und Johann Plantagenet, Bruder des Königs von England. Um auch zuletzt unter diesen eine Wahl zu treffen, hatte er deren Gesandte eingeladen, nach Nantes zu kommen, wo er krank und schwach in seinem Schlosse darniederlag.

Der Tag zu dieser entscheidenden Versammlung war festgesetzt, da ereignete sich den Abend vorher in einem Zimmer des Schlosses ein Auftritt, den der gute Herzog nicht entfernt ahnete, der aber dennoch einen entscheidenden Einfluß auf seinen Entschluß ausübte.

Es ist ein großes, ganz einfach möblirtes Zimmer, in welches wir jetzt im Geiste treten. — Zwei hohe, nach der Loire gehende Fenster erleuchten dasselbe. Die Wände sind mit Goblins bedeckt, welche Scenen aus der heiligen Geschichte darstellen. Eine künstlich gearbeitete Truhe, ein mit dem Wappen der Bretagne verziertes Betpult und mehrere elegante Sessel bilden das ganze Möblement.

Im Hintergrunde dieses Zimmers saß an jenem Abende eine bejahrte Dame in einem breiten Lehnstuhle; ihr zur Rechten stand ein Spinnrädchen, mit dem sie sich jedoch nur sehr wenig beschäftigte; vielmehr nahm ein junges Mädchen, das vor ihr auf einem Damastkissen knieete, ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Obgleich die ältere Dame saß und das junge Mädchen eine unterwürfige Stellung einnahm, so war doch auf den ersten Blick zu erkennen, daß es nur das Alter, nicht aber der Rang war, das die ältere Dame über die jüngere erhob; denn in dem Blick, den sie auf das junge Mädchen heftete, lag keineswegs Herablassung, sondern eine gewisse Ehrerbietung, die von jener mit einer vertraulichen Zärtlichkeit erwiedert wurde. Ja, die ungezwungenen, etwas stolzen Mienen und Bewegungen der jungen Dame zeigten nur zu deutlich, daß sie sich eines gewissen Uebergewichtes sehr wohl bewußt war, und daß, während sie im engern Kreise sich in ächt kindlicher Weise dem Zuge ihres Herzens überließ, sie doch am rechten Orte und bei der rechten Gelegenheit sehr gut die kindliche, hingebende Stellung mit einer gebietenden zu vertauschen wußte.

Es war Johanna, Gräfin von Penthièvre und Goello, dereinstige Herzogin der Bretagne, die so eben in traulicher Unterredung mit ihrer Gouvernante, der Baronin von Saint-Yvon, war.

Johanna hatte ihr vierzehntes Jahr erreicht und war so recht eigentlich im Erblühen. Ihr schöner, schlanker Wuchs, ihr blaues, seelenvolles Auge, ihr langes blondes Haar, ihr niedlicher Fuß, die Anmuth ihres ganzen Wesens hatte ihre Bewerber nicht weniger für sie begeistert, als die Aussicht auf den Thron, die ihr Besitz gewährte.

Sie hatte, wie es schien, diese Stellung, in der wir sie eben finden, angenommen, um eine wichtige Mittheilung von der Baronin zu vernehmen, denn sie war ganz Ohr. Leicht auf dem

Digitized by Google

Kissen ruhend, die Füße etwas vorgesteckt, die gefalteten Händchen auf die Kniee ihrer Gouvernante gestützt, den Körper vorgebogen, den Mund ein wenig geöffnet und die Augen zu ihrer mütterlichen Freundin erhoben, schien sie gleichsam die Worte zu erflehen, die sie vernehmen sollte. Sicher war es etwas Neues, etwas Wichtiges, was ihre Gouvernante ihr zu vertrauen hatte. Aber sie war ja erst vierzehn Jahr alt, und sollte schon ein wichtiges Geheimniß erfahren!

Die Baronin schwieg lange, gleichsam als fürchte sie, ein Unrecht zu begehen oder ein Wagniß zu unternehmen. Endlich beugte sie sich mit einer gewissen ehrerbietigen Zärtlichkeit ein wenig zu ihrer jungen Freundin herab, spielte mit ihren faltigen Händen in den weichen Locken des Kindes und blickte sie mit jenem wehmüthigen, freundlich-ernsten Blicke an, mit dem eine Mutter ihre Tochter betrachtet, die, eben die Kindheit verlassend, gleichsam am Eingange ihres eigentlichen Lebens steht.

„Johanna," hub sie endlich an, „haben Sie den Herzog in den letzten Tagen gesprochen?"

„Aber Baronin," erwiederte das junge Mädchen mit dem Ausdruck kindlicher Verwunderung, „ich spreche ja meinen Onkel täglich, wenn ich ihm einen guten Morgen wünsche."

„Hat er Ihnen in den letzten Tagen Nichts dabei gesagt?"

„Mein Gott, ja! was er mir schon unendlich oft gesagt hat: daß ich sein Liebstes auf Erden sey, der Trost seine Alters . . . Ach, gestern habe ich recht weinen müssen, als ich bei ihm am Bette saß; er sprach wieder von seinem nahen Tode und von traurigen Begebenheiten, die sich vielleicht zutragen würden."

„Weiter sagte er Nichts?"

„Er wollte noch fortfahren; ohne Zweifel, um mir zu sagen, was sich zutragen würde; aber ich wollte Nichts mehr hören. Ich weinte so heftig, daß er zuletzt selbst mit weinte und mich gehen hieß."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Orkan in Antigua

Vor Jahr und Tag hielt ich mich im August bei einem Freunde zu Dry-Hill-Haus auf, unfern von St. John, der Hauptstadt Antigua's. Unsere Leute waren an einem Morgen eifrig mit Vorbereitungen zu einem Hochzeitsfest beschäftigt. Das breite üppige Laubwerk, das mir theilweise die Gruppen der Neger-Weiber und Kinder entzog, vermochte doch nicht, ihr beflügeltes Geplauder, schallendes Gelächter und fröhliches Singen zu dämpfen. Die Lustigkeit der Schwarzen, von der sich die Bewohner nördlicher Himmelsstriche keinen Begriff machen können, übertrifft die Fröhlichkeit aller andern Zweige der großen Menschenfamilie. Auch ich war früh aufgestanden und werde den Glanz nie vergessen, mit welchem der Tag anbrach, ein Glanz, wie man ihn nur im Tropenlande findet.

Eine der Dienerinnen, ein schwarzes Mädchen, brachte mir eine Tasse Kaffee und eine Cigarre, wie es auf einer westindischen Pflanzung üblich. Es fiel mir auf, daß etwas Ungewöhnliches, sogar etwas von übler Vorbedeutung in ihrem Wesen bemerkbar war, und ich wartete gespannt, was sie mir mitzutheilen habe. „Hier, Massa," sagte sie, „Kaffee. Will Massa," setzte sie mit bedeutungsvollem Blicke hinzu, „nicht nach Barometer sehen?" — „Dank, Nancy, es wird Zeit genug seyn, wenn ich meinen Kaffee ausgetrunken habe." — Mit einem Seufzer verließ sie die Stube. „Sehr räthselhaft!" dachte ich. „Es muß etwas Seltsames im Wetter seyn." — Sorgsam schaute ich nach allen Windgegenden aus, aber es war nichts Außerordentliches zu entdecken, als daß ein dichter weißer Reif langsam die Szene überzog und banges Schweigen herrschte.

Nach einigen Minuten, als ich meine Cigarre ausgeraucht hatte, ging ich in das Schlafzimmer meines Freundes. Obschon sonst frühzeitig auf, lag er heute noch im Bette. „Auf, Mann, auf, zur Arbeit!" rief ich. „Ihr habt diesen Tag genug zu thun." — „Gott gebe," versetzte er, „daß ich nicht zu viel zu thun habe, ehe ein paar Stunden verflossen sind. Ein Orkan ist in der Luft — ich weiß es bestimmt." — „Unsinn!" erwiederte ich; „der Barometer steht fest auf 30; er ist eher seit gestern gestiegen." — „Lieber Junge," antwortete er, „ich wohne seit dreißig Jahren in Westindien. In dieser Zeit habe ich acht Orkane erlebt. Die letzten drei wurden mir durch meine eigenen Empfindungen vorher verkündet. Diese Empfindungen sind nun zehnfach erhöht; ein Schreckenstag liegt vor uns."

Als ich aus dem Hause trat, fand ich Betsey, die ernste schwarze Haushälterin, das Geflügel fütternd. „Nun, Betsey," sagte ich, „Massa meint Orkan heute kommen." — Nie haben wenige Worte eine größere Veränderung in einer Person bewirkt. Des Weibes Schwatzen mit den Hähnen und Hühnern hörte plötzlich auf. Ein feierlicher betroffener Blick trat an die Stelle des gemüthlichen Lächelns, das um ihre dicken Lippen gespielt hatte. Ich möchte fast sagen, sie wurde bleich; und das Getreidemaß fiel ihr aus der Hand. „Ach!" schluchzte sie, „Massa immer recht," und rannte ganz verstört davon.

In wenig Minuten war der ganze Haushalt in heftiger Erregung. Boten wurden sogleich nach den Zuckerarbeiten gesandt (etwa eine halbe Meile landeinwärts); deßgleichen zu dem kleinen Hafen, wo man Schiffe zu verschiedenen Zwecken hielt. Inzwischen rückte man im Speisezimmer den Tisch, der eine große zu einem geräumigen Keller führende Fallthüre verdeckte. In diesen zu einem Asyl während den Stürmen bestimmten Schlund trugen die erschreckten Neger alle beweglichen Gegenstände von Werth.

Gegen neun Uhr hatte man alle nöthigen Vorkehrungen getroffen und ein hastiges Frühstück verzehrt. Der Barometer verrieth allerdings eine Neigung zum Fallen, aber sonst war kein Anzeichen von Wechsel merklich, Alles ruhig und schön wie zuvor. Im Hofe grünte ein prachtvoller Tamarindenbaum, mit fast reifen Früchten belastet. Sie hingen in dichten, lockenden Büscheln, und die Blätter, leise vom Lufthauch bewegt, zitterten anmuthig hin und her.

Offenbar waren die Hausthiere verstört. Sie spürten ein nahendes Uebel. Um elf Uhr fand ein sichtliches Fallen des Wetterglases statt. Der Horizont hatte sich nordwärts bedeutend verdunkelt. Der Windzug jedoch wehte lind und erfrischend über uns; allein um zwei Uhr erlosch er, und dann sank der Merkur beträchtlich. Aller Zweifel über den nahenden Sturm war nun vorbei. Die Bewohner der kleinen zu dem Anwesen gehörenden Nachbarhütten kamen schaarenweise herauf nach Dry-Hill-Haus, Trost in der Genossenschaft der Weißen zu suchen.

Ein leichtes Wehen erhob sich von Norden und alsbald sank der Merkur. Um drei Uhr brauste ein heftiger Wind. Um das Verfahren der Schiffleute zu beobachten, schlüpfte ich durch die Rückseite des Hauses und stieg nach einer den Ankerplatz überragenden Klippe hinunter. Zu meinem großen Verdrusse gewahrte ich, daß unter den zwölf Handelsschiffen nur vier irgend Vorkehrungen trafen, dem Sturme zu begegnen. Da der Wind noch immer ernstlich zunahm, däuchte es mir das Beste, nach dem schirmenden Hause umzukehren. Um das zu bewerkstelligen, mußte ich mich längs dem Gartenwall hindrücken, der einigen Schutz gegen die Luft bot. Da ich nicht die leiseste Idee hatte, daß die Gewalt des Windes während der ersten Stufe des Orkans so ungeheuer wäre, versuchte ich jenseits eines Thorwegs zu gehen. Augenblicklich faßte mich der Sturm mit voller Macht, wälzte mich fort unaufhaltsam wie mit Riesenkraft auf der Erde hin. Für einen Moment gab ich mich verloren, da der Hafen von

Digitized by Google

St. John gerade in der Richtung lag, nach welcher ich gerollt ward. Zum Glück dachte sich das Land, bevor man die offene Fluth erreichte, in einen buschigen Sumpf ab. Hier, durch Gehölze unterstützt, klammerte ich mich fest an den mütterlichen Grund.

Nachdem ich eine Weile ausgeruht und meine Gedanken gesammelt hatte, gelang es mir, indem ich mir die Beschaffenheit des Bodens zu Nutzen machte, der mich einigermaßen vor dem Winde schützte, den Hof von Dry-Hill-Haus wieder zu erreichen. Das betäubende Tosen des Sturmes dauerte fort, und der edle Tamarindbaum, sichtlich im Todeskampfe ringend, zerbröckelte seine starken Glieder, schleuderte mächtige Zweige weg und warf die Früchte prasselnd umher. Ich trat in die Wohnung und setzte mich, um wieder zu Athem zu kommen. Es wurde jetzt nöthig, jede Thüre im Hause zu schließen und zu verbarricadiren und die Fenster fest zuzunageln. Ein Haufen Weiber und Kinder drängte sich schweigend auf der Flur an einander. Man konnte kein Gespräch führen wegen dem wüthenden Lärm. Durch einen Spalt im Laden schaute ich nach meinem Liebling, dem Tamarind. Seine hundertjährigen Hauptäste kämpften hartnäckig mit dem Sturme, ihr Aechzen ließ sich durch den gewaltigen Wind hindurch vernehmen und bald blieb nichts zurück als einige zackige Stumpfen auf dem geschwärzten Stamme.

(Schluß folgt.)

Die erste transatlantische Dampfschifffahrtslinie unter deutscher Flagge,

deren Errichtung wir dem thatkräftigen Unternehmungsgeist des Hamburger verdienstvollen Rheders R. M. Sloman verdanken, wird bereits mit dem bevorstehenden Frühjahr in Wirksamkeit treten, und zwar werden die Fahrten durch das neue prachtvolle eiserne Hamburger Dampfschiff „Helena Sloman" eröffnet werden, welches zuerst die Reise von Hamburg nach Newyork antreten wird. Es ist mit Zuversicht veranschlagt, daß dieses Schiff seine Durchschnittsreisen nach Newyork hinaus in 22 Tagen, zurück in 18 Tagen machen wird. Das Dampfschiff „Helena Sloman" ist auf dem Verdeck von einem äußersten Ende zum andern 235 Fuß Hamb. Maß lang und hat in Allem eine Tragfähigkeit von 22,000 Zentnern, bei einem Gehalte von circa 56,000 Kubikfuß oder 1400 Tons Maßgut. Die sehr großen Kajüten umfassen: a) die erste Kajüte: einen geschmackvoll und höchst elegant eingerichteten Salon, Damenkajüte, ferner Rauchzimmer, Zimmer für den Kapitän, die Steuerleute und den Sekretär, Schlafkabinette für die Passagiere, letztere größtentheils für zwei Personen, mit 44 Betten. Diese Räume sind sämmtlich mit den schönsten Teppichen belegt, elegant, mit jeder Rücksicht auf Comfort eingerichtet und zur besseren Erhaltung der Gesundheit nach den neuesten Prinzipien gut ventilirt; b) die zweite Kajüte, weniger luxuriös, aber bequem, luftig und sehr zweckmäßig eingerichtet, enthält Räumlichkeiten und Betten für 32 Personen. Das Zwischendeck ist für eine große Anzahl Passagiere zweckmäßig und aufs Beste ventilirt eingerichtet. Außerdem ist noch für große, trockene Vorrathsräume, Räume zum Aufbewahren des Proviants, große eiserne Behälter zur besseren Erhaltung des Wassers, sowie auch für ein Eishaus zur Konservirung der frischen Speisen und für Weinkeller ꝛc. gesorgt. Die komplete Besatzung des Schiffes besteht aus 40 Mann, an deren Spitze der rühmlichst bekannte Kapitän P. N. Paulsen, als Führer des Schiffes. Das Dampfschiff wird seine erste Reise am 6. April antreten, und — nachdem das zweite Schiff im nächsten Jahre fertig geworden — eine regelmäßige monatliche Verbindung zwischen Hamburg und Newyork unterhalten. (Wes.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(Brody, 7. Januar) Eine höchst merkwürdige Procedur wird nächstens dem Herrn Minister des Innern vorgelegt. Die Grundherrschaft Brody erhob bei der Einfuhr geistiger Getränke unrechtmäßigerweise von den städtischen Schänken eine Abgabe. Unterm 4. Sept. 1840, Z. 20,681, wurde der gedachten Grundherrschaft in Folge des Einschreitens der betreffenden Parteien mittelst Hofkanzleidekrets die Ersatzleistung für die ungebührlich erhobene Auflage zur Pflicht gemacht und jeder weitere Rekurs untersagt. Dennoch gestattete man dem Dominium sowohl bei der h. Landesstelle, als bei der h. Hofkanzlei weitere Vorstellungen anzubringen. Mit kreisämtlichem Erlasse vom 16. Juni 1846, Z. 667, also nach dem Verlaufe von 6 Jahren, wurden die Schänker verständigt, daß die h. Hofkanzlei die fragliche Exquirung neuerdings aufs strengste anbefohlen. Das Kreisamt leitete indessen diese Exequirung keineswegs ein. Im Sommer des Jahres 1848 wandte man sich deshalb an das Landes-Gubernium; man urgirte den betreffenden Rekurs einige Monate später, und als auch dieses erfolglos blieb, ergriff man endlich im April des Jahres 1849 die Berufung an den damaligen Herrn Minister des Innern, Grafen Stadion. Aber auch aus dem Ministerium ist bis nun kein Bescheid herabgelangt. Man gedenkt nun den Gegenstand aufs neue dem Ministerium des Innern zu unterbreiten. Dieser Prozeß ist ein Bild unserer vormärzlichen und leider noch unserer jetzigen Administration.

(C. Bl. a. B.)

(Künzelsau.) Die Goldschätze Kaliforniens wollten sich bereits einen Kanal in unser Land eröffnen, durch die Fürsorge unserer Bureaukratie ist diese Gefahr wieder beseitigt. Ein junger Israelite unseres Bezirks kam mit seiner Errungenschaft im Betrage von 80,000 fl. in Gold aus Kalifornien zurück, wohin er vom mexikanischen Krieg ausgegangen war. Da er noch militärpflichtig war, gedachte er, einen Stellvertreter zu stellen. Dies ist aber bekanntlich nicht mehr gestattet und so wurde er der Garnison Ulm zugetheilt, um dort seinen Dienst anzutreten. Der kluge junge Mann hatte aber die Welt schon genug kennen gelernt, daß er wußte, man könne mit 80,000 fl. auch anderwärts leben, als in Würtemberg, und so soll er sich wieder über die Gränze gemacht haben. (Würt. Z.)

(Geographie.) Nach den „Daily-News" wurde kürzlich im Norden des Vorgebirgs der guten Hoffnung eine der wichtigsten geographischen Entdeckungen der neueren Zeit gemacht. Ein Hr. Moffat hat nach einer Reise von 556 engl. Meilen von Kolabeng aus das Glück gehabt, den großen inneren See aufzufinden, dessen problematisches Daseyn schon so lange die Wißbegierde der Reisenden auf die Folter gespannt hatte. Hr. Moffat nennt diesen See Nama oder Nyama. Zwei große Flüsse ergießen ihre Gewässer in denselben. Nach der Weichheit und Klarheit ihres Wassers zu urtheilen, kommen diese Flüsse aus dem Norden und verdanken ihren Ursprung besonders dem Schnee in den Gebirgen. Die Stämme, welches dieses Land bewohnen, gleichen den Bekuanen, sind aber von dunklerer Farbe; ausgehöhlte Baumstämme dienen ihnen als Fahrzeuge, in welchen sie ihre Nahrung bereiten, wie in Häusern schlafen und die sie mit großer Geschicklichkeit lenken. Sie haben einen sehr sanften Charakter und leben nur von Fischen, ungeachtet man eine große Menge Hornvieh daselbst findet. Was die geographische Lage des Sees anbelangt, der dem Wohlstande dieses Theiles von Afrika eine so reiche Aussicht darbietet, so geben die letzten Beobachtungen der Sonne 19 Grade 7 Minuten an.

Digitized by Google

In Aalen wurde neulich, wie man in würtembergischen Blättern liest, durch den Polizeidiener ausgeschellt: „Es wird hiermit bekannt gemacht, daß der große Elephant im Gasthof zum Bären angekommen und allda zu sehen ist; desgleichen der Herr Abg. Moritz Mohl in der Harmonie, allwo ihn seine Wähler hören können."

Kein Wunder, daß der Kaffee, wie die Hausfrau am Haushaltungsgelde gespürt hat, theurer geworden ist. Die letzten durstigen Jahre haben alle Vorräthe in Deutschland fast rein aufgezehrt und auf Brasilien und Java ist die letzte Ernte zwar nicht umgeschlagen, aber wenig ergiebig gewesen. In Brasilien wurden im letzten Jahre ungefähr 1,200,000 Säcke geerntet, in jedem der beiden vorhergehenden Jahre 1,800,000 und auf Java sind wenigstens 400,000 Säcke weniger gebaut worden. Allein in diesen beiden Ländern, woher der meiste Kaffee bezogen wird, hat der Ausfall gegen 140 Millionen Pfund betragen und der Ausfall in der Haushaltungskasse tritt jetzt erst ein.

Ed. Maria Oettinger will ein Pantheon berühmter Juden des 19. Jahrhunderts herausgeben, und theilt bereits das Inhaltsverzeichniß seines ungebornen Werkes mit. Von den Königsberger jüdischen Berühmtheiten finden wir gleich unter der ersten Rubrik: „Berühmte Staatsmänner", aufgeführt: Dr. Jakoby, Prof. Simson und — Prof. Rosenkranz. Rosenkranz — ein berühmter jüdischer Staatsmann. (Königsb. Z.)

In Wien darf auf den Theatern jetzt das geistliche Kostüm nicht mehr getragen werden. Der päpstliche Nuntius hat das beim Kaiser bewirkt.

Hr. Quatremère de Quincy, Mitglied der Akademie der Inschriften und der Wissenschaften zu Paris, starb in diesen Tagen in einem Alter von 95 Jahren. Er war Mitglied der Versammlungen der Revolution und der Kammer von 1815. 1816 ward er zum immerwährenden Sekretär der Akademie der Wissenschaften ernannt, ein Amt, das er 1839 seines hohen Alters wegen niederlegen mußte. Die Akademie der Inschriften hat die HH. Bopp und Grotefend zu ihren korrespondirenden Mitgliedern ernannt an die Stelle der HH. Lobeck und Wilson, die zu auswärtigen Mitgliedern erwählt wurden.

Maffei, der bekannte italienische Uebersetzer Schillers, Klopstocks, Moore's und Miltons, lebt jetzt in München und beschäftigt sich mit der Uebersetzung von Goethe's „Torquato Tasso."

Korrespondenz.

Hamburg, 16. Jan.

Unser Theaterpersonal ist eifrig beschäftigt mit der Einübung des „Propheten" von Meyerbeer, welcher hier noch früher als in Dresden zur Aufführung kommen wird. Der späteste Termin ist auf den 26. d. gesetzt. Die Direktion bietet Alles auf, um die äußere Ausstattung dem Sujet würdig werden zu lassen.

Köln, 16. Jan.

Der Sinn für die Kunst des Mittelalters scheint bei uns wieder zu wachsen. Während der Geschmack früher durch einen alterthümlichen Altar in der St. Ursula-Kirche beleidigt wurde und man einen mehr modernen Altar vor dem alten aufführte, meint man nun, der frühere sey doch werthvoller und deßhalb müsse man ihm den jüngeren vom Gesichte ziehen. — Ein alter, sehr werthvoller Gegenstand derselben Art, in Holz geschnitten, war jüngst in der Tonger'schen Kunstausstellung aufgestellt. Die Regierung stand mit dem Eigenthümer in Unterhandlung; aber ein nahes Frauenkloster kam jener zuvor und steigerte den Altar an. — Unser Gemeinderath will das Jahr selbst Fastnacht auf dem Gürzenich halten, um der Stadt einen möglichst großen Vortheil zuzuwenden; daher schlug man der Carnevals-Gesellschaft das Gesuch ab, ihr den Saal zu überlassen, was bis jetzt stets geschah.

Gotha, 14. Jan.

Am 11. d. M. wurde auf unserer Bühne „Iphigenie in Tauris" von Goethe aufgeführt. Da ich die Kräfte unseres Schauspiels kenne, so konnte ich mich der Besorgniß nicht erwehren, daß dieses Stück dieselben übersteigen würde. Und so war es auch in Wirklichkeit, wenigstens theilweise. Die Durchführung des ersten Aktes war befriedigend und die Mad. Schröder-Gerlach, eine tüchtige Schauspielerin, wußte als Iphigenie das Publikum bei der erschütternden Schilderung der Schandthaten des tantalischen Geschlechts zu einem Beifallssturme hinzureißen. Weniger genügend war die Durchführung des zweiten Aktes, in welchem die Leistungen des Pylades den Erwartungen nicht entsprechen. Man war deshalb auf den dritten Akt, als auf den Höhepunkt des ganzen Stückes, gespannt, da in diesem die ganze Fülle des Dichtergenies, die ganze geistige Kraft des Verfassers am leuchtendsten hervortritt in der Schilderung beinahe aller menschlichen Leidenschaften und Affecte. Denn Schmerz und Freude, Entzücken und Jammer, die höchste Wonne und das tiefste Weh, die leise, rührende Klage und der wild hervorbrechende Schmerzensschrei, sie alle drängen sich in dem engen Rahmen dieses Aktes in raschem Fluge aufeinander. Hr. Rudolph, als Orestes, ein talentvoller Schauspieler, der mit seltener Schmiegsamkeit seine Individualität der jedesmaligen Situation anzupassen weiß, vermochte doch die Ausdehnung seiner Rolle nicht ganz zu erfassen, ihre Schwierigkeiten nicht ganz zu bewältigen. Deshalb blieb das Publikum bei dem dritten Akte ziemlich theilnahmslos und nahm die Scenen kühl auf, wo Orestes die sich ihm als Schwester nahrende Iphigenie zurückstößt, dann, wo er, allein gelassen, die verschiedenen Phasen des Wahnsinns durcheilt und zuletzt, wo er in den Arme seines Freundes und seiner Schwester zu neuem geistigen Leben erwacht. Befriedigend war die Schlußscene, in welcher der wilde Sinn des Barbarenkönigs Thoas den sanften und rührenden Bitten Iphigenie's sich beugt. Bezeichnend für das hiesige Publikum war es übrigens, daß bei Aufführung dieses Stückes die Räume des Theaters nur spärlich besetzt, die ersten Ranglogen aber beinahe ganz leer waren.

Darmstadt, 16. Jan.

Aus Böhmen, dem Lande der musikalischen Harmonien und der politischen Dissonanzen, führte die Gunst des Augenblicks einen jungen Meister auf der Geige in unsere Mitte, den wir gestern auf dem Hoftheater zu hören die Befriedigung hatten. Hr. Johann Anger aus Prag, der auf dem dortigen Conservatorium seine Bildung erhalten hat, trug Compositionen von Ernst und Vieuxtems mit eben so viel Fertigkeit als Geschmack vor und zeigte durch die Art der Behandlung seines Instrumentes, daß er zu noch höheren Leistungen berufen sey, welche die ihm lächelnde künstlerische Zukunft wohl schwerlich versagen dürfte. An anerkennender Würdigung seines vorzüglichen Spiels fehlte es eben so wenig als an richtiger Beurtheilung der der Vorstellung des Abends vorausgegangenen, von ihm selbst componirten und dirigirten Konzert-Ouverture, welche für einen jungen Mann seines Alters, der seine künstlerische Laufbahn kaum begonnen hat, ein ehrenvolles Zeugniß seiner musikalischen Studien ist.

Theater-Anzeige.

Montag, 21. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Hasset und zum ersten Male): Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von Meyer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 22. Jan. Große Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bils, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei. (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen) Vorher geht (neu einstudirt): Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Aufzug von R. Benedix.

Donnerstag, 24. Jan. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 19. Dienstag, den 22. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier.

(Fortsetzung.)

„Hören Sie, mein Kind," fuhr die Baronin fort, „es steht mir nicht zu, einen Gegenstand zu berühren, den Ihnen der Herzog bis jetzt verschwiegen hat. Uebrigens wollte ich auch von ganz anderen Dingen mit Ihnen sprechen. Seit den zwei Monaten, wo Se. Durchlaucht krank darnieder liegt und wir hier in das Schloß mit ihm gebannt sind, haben Sie nur traurige und mürrische Gesichter um sich gesehen und sich oft gelangweilt . . . ."

„Ja wohl! Ach wie oft habe ich in diesem öden, einsamen Schlosse unseres Aufenthaltes vom vorigen Jahre am Hofe Philipps von Valois gedacht! Das war ein Hof! Ueberall waren wir von Damen und Fräulein, von Prinzen und Hofkavalieren umgeben! Alle Tage gab es Turniere, alle Nächte Ball!"

„Sie haben also die Herren noch nicht vergessen, deren Bekanntschaft wir in Paris gemacht haben, und die uns von einem Feste zum andern führten?"

„Wäre ich nicht eine Undankbare, wenn ich sie schon hätte vergessen können?"

„Nun, und welcher von Allen hat sich wohl am meisten in Ihr Gedächtniß geprägt?"

„Ach, Sie sind auch gar zu neugierig, Baronin," erwiederte Johanna halb zögernd, halb verlegen. Indessen neigte sie doch bei diesen Worten ihr schönes Köpfchen näher zu ihrer Gouvernante und blickte ihr mit der kindlichen Unbefangenheit einer Seele, die sich ihrer Gefühle selbst noch nicht klar bewußt ist, in's strenge, prüfende Auge.

„Willst Du den Herrn wissen, dessen Bild sich am tiefsten in meine Seele geprägt hat?" flüsterte sie leise. „Es ist der junge Mann, den wir das Erstemal bei dem Wettkampf sahen, den die Königin veranstaltete. Er setzte sich neben uns und klagte, daß er nicht mit in die Schranken treten dürfe, weil er sein sechzehntes Jahr noch nicht erreicht habe. Sein Bruder brachte ihm zur Entschädigung das Ehrenarmband, welches er gewonnen hatte."

„Und er überreichte es Ihnen mit so viel Anmuth, er sey noch zu jung, sagte er, um als Sieger aus einem Kampfe hervorzugehen; Sie aber wären so schön, daß Ihnen bei jedem Feste der Sieg der Schönheit gewiß sey."

„Er begleitete uns seit jenem Tage bei allen Festlichkeiten, ja er wurde endlich so vertraut mit uns, daß er mich ganz kurz Johanna nannte und ich ihn Carl."

„Carl von Blois?"

„Derselbe."

„Sie würden sich also wohl freuen, ihn wieder zu sehen?" fragte die Baronin mit einem Tone, der deutlich zeigte, daß sie sicher war, sich in ihrer Voraussetzung nicht geirrt zu haben.

„Ob ich mich freuen würde, endlich einmal wieder ein jugendliches Gesicht zu sehen, nachdem ich so lange von mürrischen, unfreundlichen Menschen umgeben war! endlich einmal wieder mit einem Lebenden aufzuleben, nachdem ich unter Todten geseufzt habe!"

„Nun, so freuen Sie sich, er ist in Nantes."

„In Nantes?"

„Seit gestern. Sie werden die Ursache seines Hierseyns bald erfahren. Er betheuert, nur die Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, habe ihn hierher geführt; diesen Morgen hat er mich beschworen, ihm die Gelegenheit dazu zu verschaffen."

In diesem Augenblicke klopfte es zweimal hintereinander leise an der Thür. Johanna zitterte; Frau von Saint-Yoon erä nderte keine Miene.

„Ist er es?" fragte Johanna, und hob das Köpfchen lauschend in die Höhe.

„Ja," erwiederte die Baronin mit einem prüfenden Blick auf Johanna, indem sie der Thüre zuschritt. Aber diese zeigte keine heftige innere Bewegung, ihre Wangen färbten sich nicht röther, aus ihren Augen leuchtete die reinste, kindlichste Freude.

Carl von Blois trat ein; bleich und bebend schritt er auf Johanna zu, die ihm freundlich die Stirn zum Kusse hinneigte. Nach den ersten Begrüßungen begab sich die Baronin wieder an ihr Rädchen, und die beiden jungen Leute zogen sich in eine Fensterbrüstung zurück.

Carl von Blois war ein schöner Jüngling von siebenzehn Jahren. Der Ausdruck jugendlicher Kraft, der sich in seinen Zügen aussprach, hatte die kindliche Anmuth noch nicht verdrängt; aber seine Seele war dem Körper vorausgeeilt; es schien, als sey sie sich bewußt, daß sie stark seyn müsse, um den Stürmen eines wechselvollen, vielbewegten Lebens nicht zu unterliegen.

Johanna hatte ihn das Jahr vorher so lebhaft, so fröhlich, so muthwillig gesehen. Sie konnte nicht begreifen, woher jetzt auf einmal dieser Ernst, ja man möchte fast sagen, diese Schwermuth in seinen Zügen. Das war ganz natürlich. Sie war während dieses Jahres noch Kind geblieben und hatte fortgespielt; er war aber aus dem Traume der Kindheit erwacht. Daher kam es auch, daß sie sich seiner wie eines Genossen ihrer Kindheit erinnerte, während bei ihm die Neigung zu ihr schon eine ernstere Richtung genommen hatte. Sein Entzücken war unbeschreiblich gewesen, als ihm sein Bruder mitgetheilt hatte, daß er mit in die Wahl komme, als einstiger Herzog von Bretagne, durch die Hand Johanna's.

Man wird leicht begreifen, warum er nicht, wie die übrigen Bewerber, nur durch einen Gesandten bei Johann III. vertreten seyn wollte, und warum ihm so viel daran lag, die dereinstige

Digitized by Google

Herzogin der Bretagne vor der entscheidenden Versammlung zu sprechen.

Doch, kehren wir jetzt in das große Zimmer des alten Schlosses zurück.

Nach einigen Minuten allgemeiner Unterhaltung war Frau von Saint-Yvon so gefällig, ihr Mädchen wieder in Bewegung zu setzen, und somit konnten die beiden jungen Leute ganz ungestört mit einander plaudern, als ob Niemand da wäre.

„Haben Sie mich erwartet, Johanna?“ fragte Carl in dem frühern vertraulichen Tone.

„Nicht mehr, als ich etwa den Papst oder den König erwartet hätte. So eben erst hatte ich von der Baronin Ihre Ankunft in Nantes erfahren, als Sie auch schon eintraten.“

„Sie wissen also nicht? . . . .“

„Was soll ich wissen?“ fragte Johanna mit ungekünstelter Verwunderung.

„Hat Ihnen Frau von Saint-Yvon nicht gesagt? . . .“

„Sie hat mir gesagt, daß Sie hier sind, weiter Nichts. Was brauchte ich auch noch zu wissen?“

„Wie?“ entgegnete Carl, „Ihr Onkel hat Ihnen wirklich weiter Nichts gesagt? . . .“

„Aber was hätte er mir denn sagen sollen?“ entgegnete Johanna mit einem Tone, welcher dem jungen Manne ganz unzweideutig zeigte, daß sie von Allem nichts wußte, was um sie her vorging und sie so nahe betraf.

„Hören Sie, Johanna. Als wir uns vor einem Jahre in Paris kennen lernten, waren wir Beide noch Kinder, die nur der Gegenwart lebten. Anders ist es jetzt. Die Kindheit liegt hinter uns und eine ernste Zukunft vor uns. — Ihr Onkel steht am Ende seiner Laufbahn, und wissen Sie, wer einst seine Krone tragen wird? . . . Sie, Johanna! Sie werden in kurzer Zeit Herzogin der Bretagne seyn. Aber Ihre Jugend bedarf eines Schutzes, einer Stütze bei so ernstem Berufe, darum sollen Sie heirathen.“

„Ich heirathen?“ rief die kleine Gräfin mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung. „Wenn ich nun aber nicht will?“

„Fast scheint es, als ob man Sie eben nicht sehr um Ihre Meinung dabei fragen würde. Morgen soll in dieser für Sie so wichtigen Angelegenheit ein Entschluß gefaßt werden, und heute wissen Sie noch nicht ein Wort davon.“

(Fortsetzung folgt.)

Klagelied einer Hausfrau.

(Dem poetisirenden Ehemann zur Erwiderung. Zur Zither zu singen. *)

Ich denke Dein,
Wenn dumpf herab vom Thurme
Der letzte Ton der Mitternacht verhallt
Und von dem lieben, treuen Gatten
Kein Tritt von ferne noch erschallt.

Ich denke Dein
Am langen Winterabend,
Wenn toll die Buben zanken, schrei'n,
Und Du, o zärtlichster der Männer!
Mir stets die Kinder läßt allein.

Ich denke Dein,
Wenn zu dem Mittagstische
Du heimkehrst, übler Launen schwer,
Und, steht nicht gleich bereit die Suppe,
Dein Zähzorn brauset wild daher.

Ich denke Dein,
Wenn alle Zimmer freundlich
Geordnet, mühevoll geputzt
Und dann Dein Fuß, Dein ungalanter,
Die reinen Böden mir beschmutzt.

Ich denke Dein,
Wenn für die treue Hausfrau
Die Höflichkeit Du oft vergißt
Und doch Dein Ton stets außer'm Hause
So schmeichelnd und so süße ist.

Ich denke Dein,
Wenn, was die Kinder brauchen,
Ich zagend Dir hab' vorgestellt
Und Du mir dann entgegen herrschest:
„Schon wieder kaufen? Hab' kein Geld!“

Ich denke Dein
Am schönen Maien-Sonntag,
Wenn's mich in's Freie zieht, wie nie,
Und Du unmöglich mit kannst gehen,
Weil Dich ein Freund holt zur Parthie.

Ich denke Dein,
Wenn Mancherlei mich quälet
Und ich mittheilend eil' Dir zu,
Doch Du gewaltig mürrisch polterst:
„Ich bitte Dich, laß' mich in Ruh'!“

Ich denke Dein,
Wenn wild Dein Zorn entflammet,
Weil Deine Ehr' Du wähnst verletzt,
Da doch mein Glaub' an Deine Treue
Gar jämmerlich wird oft zerfetzt.

Ich denke Dein,
Wenn ich gekocht, gebügelt,
Gewaschen hab' zum Ueberdruß,
Und nun mich sehn' (ist dies zu tadeln?)
Nach einem geistigen Genuß,

Wie denk ich Dein!
Wenn Du dann kalt und spottend
Mir nun zergliederst, zum Verdruß,
Daß für der Hausfrau Thun und Treiben
Der Geist ein reiner Ueberfluß!! —

Ich denke Dein
Zu jeder, jeder Stunde,
Ich denke Dein in jedem Augenblick!
Wie schön ist's doch im Ehe-Bunde,
Wie süß ist doch der Ehe Glück!

Eine Frankfurterin.

*) Vergl. Didask. Nro. 11.

Ein Orkan in Antigua.

(Schluß.)

Dunkel umgab uns nun. Die Gewalt des Unwetters nahm immer und immer zu. Das Geheul steigerte sich zu einem solchen übermächtigen Toben, daß die ärgsten Anstrengungen der menschlichen Stimme in dichtester Nähe gänzlich fruchtlos blieben. Lautes Krachen verkündete, daß das Haus zu leiden begann. Die Frauen und Kinder waren sogleich aus ihrer kauernden

Digitized by Google

Stellung aufgesprungen und drückten durch Zeichen den Wunsch aus, hinunter zu gehen. Dieser Umzug wurde hastig vollzogen und der Estrich mir und dem Hausherrn überlassen. Unsere Aufmerksamkeit theilte sich jetzt zwischen dem Barometer, der zum Glück an der offenen Fallthüre — unsere letzte Zuflucht — hing, und den gefährlichen Vibrirungen des Gebäudes. Die Mauern schienen sich zu neigen und dem rasenden Stürmen nachzugeben.

Plötzlich fühlte man einen heftigen Stoß, der uns bis an das Herz drang. Er ward, wie sich später ergab, durch das Einreißen der Küche, Stallungen und sonstiger Nebenbauten bewirkt, die mit Allem, was sie enthielten, auf den Schwingen des Orkans davon flogen. Nie hat man eine Spur davon zurückerhalten oder gesehen. Zahlreiche schwächere Stöße folgten, wie Kanonenschüsse. Große Steine fuhren durch die Luft und zerschmetterten die Veranda's, welche das Haus umringten.

Unserem Unstern die Krone aufzusetzen, kam eine große Röhre von schwerem Holze, bestimmt den Zuckerrohrsaft von der Mühle nach dem Südhause eines Nachbargutes zwei Meilen nordwärts zu leiten, wie Speere durch die Luft; in das Dach dringend, den Tisch durchbohrend und sich unfern von uns fest in den Estrich spießend. Der vorstehende Theil des Daches fing den Wind auf und diente zum mächtigen Hebel, das Haus hin und her schüttelnd, als wäre es von Pappedeckel. Ein Augenblick mehr und es ging davon, den unteren Theil noch fest zurücklassend.

Um diese Zeit war der Barometer auf 28' 50. gefallen. Wir fühlten oder glaubten zu fühlen, daß das Haus wich. Mit einem Abschiedsblick auf unseren treuen Mahner schickten wir uns an, in den Keller hinunter zu steigen. Zu meinem höchsten Erstaunen sank der Merkur plötzlich um einen Viertelszoll. In der Erregung des Augenblicks packte ich den Hausherrn und brüllte ihm diese Bemerkung in das Ohr; aber wie zuvor reichte die menschliche Stimme nicht aus in solchem Höllenlärm. Durch stumme Zeichen erreichte ich meine Absicht. Auf einmal gewahrten wir einen wunderbaren Wechsel in dem Stande der Dinge. „Großer Gott!" rief ich, „was kann das bedeuten?" —

Es herrschte eine Todtenruhe, ein tiefes Schweigen, nur unterbrochen durch das Wimmern und Schluchzen und abgebrochene Gebet der Weiber und Kinder im Keller. Wir waren auf dem Höhepunkt des Orkans. Das Grausenhafte dieses Abschnittes läßt sich nicht beschreiben. Eine Thüre ward freigemacht und geöffnet, und mit einer brennenden Kerze trat ich hinaus. Alles war schwarz, ruhig und stumm.

Aber die Stille dauerte nicht lang. Nach einer kleinen Weile ward ein fernes Poltern gehört, worauf ich schleunig in das Haus zurückkehrte, Riegel und Stange vorschiebend. Ein leichtes Zittern erschütterte den Boden: ein Erdbeben gesellte sich zu unsern Plagen. Wieder kam der Orkan von der entgegengesetzten Seite, unsere Sinne mit seinem wilden Grimme überwältigend. Das schon schwankende Haus wiegte sich her und hin, augenblicklichen Einsturz drohend. Wir stiegen sogleich in den Keller, die Fallthüre mit einem starken Riemen befestigend. Wir durchharrten mehrere schreckenvolle Stunden, betäubt durch das teuflische Toben über uns, indeß unsere Empfindungen durch das, Uebelseyn und Grauen erweckende, Gefühl des Erdbebens steten Wechsel erlitten. Einige Flaschen wurden umgeworfen durch die Erschütterung des Bodens, und die langen Reihen der Rumfässer aufgehoben und fortgerollt.

Um vier Uhr Morgens zeigte sich eine merkliche Abnahme des Windes. Wir banden die Fallthüre langsam los. Als sie zurücksank, war der Mond völlig sichtbar, dicke schwarze Wolken anstrahlend, die wild am Himmel jagten. Nichts war über unseren Häuptern, als der Himmel — der obere Theil des Hauses weg.

Mein Freund stieg mit mir auf einen Hügel, mit banger Erwartung dem anbrechenden Tage entgegen sehend. Der Osten röthete sich. „Schau nach der Mühle," sagte er, „ich vermag es nicht; sie muß fort seyn; nichts kann einer solchen Nacht widerstehen. Ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann." — Meine Augen starrten ängstlich nach der Richtung der Mühle. Endlich rief ich: „Tröste Dich! die Werke stehen fest und stark. Dort scheint Alles in Ordnung." — Die Sonne erschien jetzt mit derselben Klarheit, die am vorhergehenden Tag ihren Aufgang bezeichnete. Aber die Scene der Zerstörung, auf die unser Blick fiel, übersteigt allen Ausdruck. Wenn ein Gluthauch aus der Hölle über die ganze Insel geweht, hätte die Wirkung nicht vernichtender seyn können. Vegetation, Menschenwohnungen, Thiere, Leben, Alles war verschwunden.

Auf unserem Heimweg kamen wir durch Etwas, das eine Gruppe von hohen Kokusbäumen gewesen, von denen nichts übrig blieb, als Stumpen, die nur einige Fuß über die Erde ragten. Wipfel, Laub, Früchte und der Rest des Stammes waren fort. Eine dauerhafte zwei Fuß hohe, mit Eisenstäben beschlagene Steinmauer hatte das Haus eingefaßt. Diese Eisenstäbe und Alles war in Masse weggeweht; einige, von 200 Pfund Gewicht, fand man nachmals auf Entfernung einer Meile. Gestern befanden wir uns mitten im Ueberfluß und Luxus; heute waren wir froh, von einer verdorbenen, im Keller aufgefundenen Schinkenkeule schmausen zu können. Bald kamen Berichte von den verschiedenen Theilen der Besitzung. Das Hafenhaus war weggeweht. Alle kleine Schiffe hoch und trocken, weit über das Hochwasserzeichen an die Ratten-Insel getrieben. Der Arbeitsaufseher, ein Schwarzer, hinterbrachte, daß Alles zerstört sey außer dem Südhause, welches jedoch auch sehr Noth gelitten: der Kamin der Dampfmaschine war fortgeweht und die Mauern hatten einen Riß bekommen. „Ist Jemand getödtet?" fragte ich. „Nein, Massa," erwiederte der Aufseher, „bloß drei Neger vermissen." — „Aber ist Jemand getödtet?" wiederholte ich. „O nein, Massa, Niemand todt, nur schwere Felsen fallen auf armer Peggy Kopf." — „Ihr wollt nicht sagen, daß sie todt ist?" — „Kopf ganz fort, Massa. Schwerer Felsen durch Luft, durch Dach, auf Kopf." — Es bestätigte sich später, daß das arme Weib wirklich auf die angedeutete Art umgekommen war.

Mein Matrosengefühl zog mich natürlich an den Strand, um die Fahrzeuge zu besichtigen. Nie sah ich eine ähnliche Schiffbruchscene! Zwei von stärkster Kraft waren mit der ganzen Mannschaft untergegangen; nur die niederen Maste ragten noch aus dem Wasser. Es war aber auch eine unerhört heftige Convulsion der Elemente gewesen. Dieser Tag und diese Nacht stehen auf immer in den Annalen des unglücklichen Eilands.

E. N.

Mannichfaltigkeiten.

(Endingen, am Kaiserstuhl, 18. Jan.) Unsere Fluren, wohl den schönsten und segensreichsten des Landes beizuzählen, sind zur Zeit einer frühee niemals in solcher Weise gekannten höchst schädlichen Plage ausgesetzt. Wegen spärlichen Schnee's fast blosgelegt, werden sie von Tausenden von Schneegänsen wahrhaft überfluthet, welche die Wintersaatfrüchte derart hinwegzehren, daß große Strecken Ackerfeldes ganz kahl und leer dastehen. Es gewährt einen traurigen Anblick für die Eigenthümer, welche ihre Hoffnungen auf eine glückliche Ernte bauten, ihre schönen Felder auf solche Weise verheert zu sehen. Die genannten, sonst sehr scheuen Thiere haben jetzt keine Jäger zu fürchten, da die Gewehre mangeln, und ziehen somit den für den Landmann traurigsten Nutzen aus dem Umstande, daß die Jagdpächter außer Stand gesetzt sind, mit vereinten Kräften den Verwüstungen der gefräßigen Eindringlinge entgegenzutreten. Es

Digitized by Google

kann nicht dringend genug der Wunsch ausgesprochen werden, die Regierung möge, im Einverständniß mit dem Militärkommando, solche Anordnungen treffen, wie sie im Interesse des Schutzes unserer Felder nöthig erscheinen. Wird hier nicht die nöthige Ausübung des Jagdrechtes gestattet, um dem erwähnten Uebelstande abzuhelfen, so bleiben wir der Gefahr ausgesetzt, mit künftigem Frühjahre keine Wintersaatfrüchte mehr auf unsern Fluren anzutreffen, und zu den vielen Betrübnissen der Zeit, die dem fleißigen Landmann so manches Mißgeschick und so vielfältigen Nachtheil gebracht haben, gesellt sich ein neues, welches ihm die Hoffnungen auf einen bessern Lohn für seiner Hände Arbeit abermals zerstört. (N. Frb. Ztg.)

(Berlin.) Die von dem hiesigen Verein zur Unterstützung nothleidender Künstler veranstaltete Weihnachts-Ausstellung im Akademiegebäude hat, nach Abzug der Kosten, etwa 1500 Thlr. eingebracht, die zu dem Unterstützungsfond geschlagen werden. Der Verein zählt, außer ausübenden Künstlern, auch eine Anzahl Kunstfreunde zu seinen Ehren-Mitgliedern.

Unterm 17. Jan. schreibt man aus Paris: Wir stecken hier in einem Schnee, wie man ihn seit 1840 nicht gekannt hat. Paris ist eine wahre Cloake geworden, da die Versuche, durch Menschenhände den Schnee hinwegzuschaffen, ganz vergeblich sind. Die Wagen können durch den Schnee kaum durchkommen, und häufig begegnet man Omnibussen, deren Passagiere neben denselben hin zu waten genöthigt sind. Auch aus den Departements laufen unausgesetzt Nachrichten von dem ungewohnt starken Schneefall ein, der in den Bergländern die Wölfe aus ihren Schlupfwinkeln hervortreibt und mitunter auch Menschen und Thieren das Leben kostet, wie denn z. B. zu Barèges in den Pyrenäen 13 Häuser verschüttet worden sind. Die Eisenbahn in der Gegend von Troyes war gestern gar nicht mehr zu befahren. Drei Lokomotiven, auf einmal mit dem Maximum der Geschwindigkeit gegen die Schneemassen geschleudert, vermochten nicht durchzukommen, und man war genöthigt, die Garnisonen der Umgegend zu requiriren, um die häuserhohen Schneemassen von der Bahn hinwegzuschaffen.

(Dresden, 16. Jan.) Nach dem Verzeichniß aller im Königreiche Sachsen zur Civilpraxis berechtigten Aerzte und Wundärzte auf das Jahr 1849 zählt Sachsen: Civilärzte 1. Klasse 537 und 2. Klasse 217, Civilwundärzte 368 und Apotheken 169. Hierzu kommen noch 26 Militäroberärzte 1., 2. und 3. Klasse, und in Leipzig promovirte Oberärzte 4. Klasse und Unterärzte, so wie 61 Militäroberärzte, Oberwundärzte und mit der 1. u. 2. Censur versehene Militärunterärzte, so daß im Ganzen 1209 Personen zur ärztlichen Praxis in Sachsen berechtigt sind.

Von den in Kalifornien zahlreich angesiedelten Chinesen geben die „Pacific News" folgende Schilderung: Von früh Morgens bis spät Abends sieht man sie geschäftig, dabei sind sie ohne Ausnahme ordentlich, mäßig und von freundlichem Benehmen. Nirgend bemerkt man einen müßigen Chinesen, und die Reinlichkeit in ihrem Hauswesen ist musterhaft. Die meisten dieser Leute bauen Häuser, gewöhnlich von 20 Fuß in's Gevierte und ein Stockwerk hoch, zum Preise von 3500 Dollars. Viele solcher Häuser werden auch völlig fertig von Hong Kong eingebracht.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfurt a. M.) Vor einigen Tagen hielt der bekannte Mnemoniker Dr. Hermann Kothe im Saale des „Hotel Schröder" eine Sitzung, in welcher wir Gelegenheit fanden, seine wirklich seltene und hochgesteigerte Gedächtnißkraft zu bewundern. Hunderte von Zahlen und Namen, die ihm hinter einander genannt wurden, wußte er nicht nur sogleich genau wiederzugeben, sondern auch nach längerer Frist zu wiederholen; eben so war er im Stande, zehn verschiedene Briefe zu gleicher Zeit zu diktiren, ohne in Unordnung zu gerathen. Solche Resultate einer gesteigerten Geistesthätigkeit sind jedenfalls für den Psychologen von Interesse. Was die Gedächtnißkunst selber anbelangt, so möchten wir zwar deren Studium weder überschätzen, noch von demselben wesentliche Ergebnisse für das praktische Leben oder für die Wissenschaft erwarten, denn diese Kunst ist selber eine so complicirte, daß sie nicht nur eine große Naturbefähigung voraussetzt, sondern auch einen hohen Grad von Fleiß und Ausdauer verlangt. Hier scheint uns der Goethe'sche Ausspruch, daß ein Jeder nur so viel lernt, als er eben lernen kann, seine volle Geltung zu finden, und so gewiß Hr. Kothe ein Meister ist, so gewiß glauben wir, daß er nur selten einen Meister bilden wird. Indessen bleibt es immer verdienstlich, den Weg anzuzeigen, auf dem man eine angeborene Fähigkeit mit einigem Erfolg weiter ausbilden kann. Hr. Dr. Kothe gedenkt auch Vorträge über Prophetismus zu halten. Diese mögen als Curiosität anziehen, den Schleier der Zukunft werden sie uns nicht lüften, und wenn sie es vermöchten, so wäre das eine traurige Errungenschaft für uns.

Im Schauspielhause gab Hr. Adolph Bils am 20. d. M. seine zweite Vorstellung in der „geheimen ägyptischen Zauberei, seine eigene Erfindung". Wenn wir auch manche der von Hrn. Bils produzirten Stücke in ähnlicher oder gleicher Weise schon früher gesehen haben, so bringt er dagegen andere, welche nicht nur neu, sondern auch wirklich sehr überraschend und eigenthümlich sind. Jedenfalls darf er als ein Meister seines Faches bezeichnet werden, da er nicht nur überaus schnell und sicher experimentirt, sondern auch seinen Täuschungen eine eben so gefällige, wie anziehende Form zu geben und den Zuschauer vielfältig zu spannen und zu überraschen versteht. Das non plus ultra seiner Vorstellungen ist die in der Luft schlafende Hebe. Man begreift nicht, wie das zugeht, aber man hat das Wunder vor Augen. Reichlich gespendeter Beifall wird Hrn. Bils zu Theil und wir können demselben nur beistimmen. — Das der Vorstellung des Magiers vorausgegangene Lustspiel von R. Benedix: „Die Hochzeitsreise", wirkte auch heute auf das zahlreiche Auditorium sehr erheiternd. Dies freundliche Lustspiel beweis't, daß es keiner kunstreichen Verwickelungen oder unerhörten Effekte bedarf, um anzuziehen, sondern daß selbst das Einfachste genügt, wenn es nur aus dem Leben gegriffen, auf Wahrheit gegründet und von einem gesunden Gedanken getragen ist. Viele unserer Bühnendichter glauben in weiter Ferne suchen zu müssen, was sie in der nächsten Nähe besser und schöner haben könnten. Uebrigens mag R. Benedix Hrn. Schneider und Fräul. Hoffmann einen nicht geringen Theil des Erfolges seines Stückes schulden. Wo mit so viel Frische und Wahrheit der Empfindung, mit so viel Anmuth und unverkünstelter Behaglichkeit gespielt, wo so sinnig mancirt und jeder Intention des Dichters so nachgegeben wird, da kann der Erfolg nicht ausbleiben. Beifall und Hervorrufung waren einstimmig und noch öfters werden wir dieser kleinen „Hochzeitsreise" uns anzuschließen gerne bereit seyn.

Hr. Dr. Segnitz, Arzt zu Gelnhausen, beabsichtigt Vorträge aus dem Gebiet der populären Heilkunde demnächst hier zu halten. Diese sollen Damen wie Herren dadurch Interesse bieten, daß sie nur solche Gegenstände umfassen, deren Erörterung jedem gebildeten Laien willkommen seyn dürfte. Der erste Vortrag soll am 5. Febr. stattfinden. Die Liste zum Unterzeichnen liegt nebst dem Prospecte bei Hrn. G. Oehler auf.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Jan. Letzte Vorstellung des Hrn. Prof. Adolf Bils, k. griech. Hofkünstler aus Athen, in der geheimen ägyptischen Zauberei. (Eigne Erfindung. In 3 Abtheilungen.) Vorher geht (neu einstudirt): Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Aufzug von R. Benedix.

Donnerstag, 24. Jan. Großer Maskenball. Preise der Plätze: Logenplätze des 1. und 2. Ranges fl. 2. 42 kr. In den Ballsaal fl. 2.

☞ Den Besitzern von Logenplätzen ist der Eintritt in den Ballsaal zu jeder Zeit gestattet.

Um 12 Uhr eine kleine Ueberraschung.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 20. Mittwoch, den 23. Januar 1850.

Wo soll der neue Reichstag seyn?

So sagt's heraus nur ohne Scheu,
Trotz Junkerspott und Hohnwitz:
Nicht Er., nein Frankfurt werd' auf's Neu'
Der Reichsversammlung Thronsitz!
Verlief sie gleich das erste Mal
Sich wie der Rhein im Sande,
So komm' sie nun bei zweiter Wahl
Gereifter hier zu Stande.
Drum Brüder alle stimmt mit ein:
In keiner andern Stadt, o nein,
In Frankfurt soll der Reichstag seyn!

Des Maines holde Königin
Ist voll dazu berechtet;
Ihr freies Herz, ihr deutscher Sinn,
Wird nimmer ja geknechtet.
Stets in des Reiches Perlenschnur
Strahlt sie mit klarstem Lichte,
Mit Reiz geschmückt von der Natur,
Mit Ruhm von der Geschichte.
Drum Brüder alle stimmt mit ein ꝛc. ꝛc.

Wie weht die Luft so rein und frisch
Und doch voll Südens Milde
Durch das von Gott zum Segenstisch
Gedeckte Lustgefilde!
Ein Kranz von Gärten überall,
Statt öder Festungsmauern,
Wo zwischen Graben, Thurm und Wall
Das Leben muß versauern.
Drum Brüder alle stimmt mit ein ꝛc. ꝛc.

Dort ist für's Parlament kein Hort,
Wo rings metallne Rachen,
Das volle Herz, das freie Wort
Des Volkes überwachen;
Nicht hinter Schanzen und Bastei'n
Kann es sein Wohl berathen,
Leicht schlägt da Blitz und Hagel ein
In seiner Männer Saaten.
Drum Brüder alle stimmt mit ein ꝛc. ꝛc.

Da wo man draus das Volk schließt aus
Vom Baue der Verfassung,
Das wäre nur ein Fürstenhaus
Für Zeit- und Geldverprassung.
Wohl schüfe man mit knapper Noth
Ein Deutschland, doch welch kleines!
Nein, seiner Größe Morgenroth
Glänzt nur vom Strand des Maines!
Drum Brüder alle stimmt mit ein ꝛc. ꝛc.

Hierher geht aller Herzen Flug,
Für's Parlament zu wählen,
Gewitzigt sind wir nun genug,
Uns nimmer zu verzählen.
Hier ward einmal der Grund gelegt
Zum deutschen Einheitsbaue,
Der sey nun hier auch fortgepflegt,
Daß man kein Stückwerk schaue!
Drum Brüder alle stimmt mit ein ꝛc. ꝛc.

Der alte Kaiserkrönungssaal
Harr' nicht umsonst der Stunde,
Verbrüdernd im Versöhnungsmahl
Germaniens Tafelrunde;
Daß seiner Stämme bunte Zahl,
Nach Heilung jeder Wunde,
Bald unter Einer Krone Strahl
Verschmelz' zum ew'gen Bunde!
Drum Brüder alle stimmt mit ein:
In keiner andern Stadt, o nein,
In Frankfurt soll der Reichstag seyn!

August Schnezler.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier.

(Fortsetzung.)

Die arme Johanna konnte sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Träumte oder wachte sie? Das Wort morgen rufte sie plötzlich wach. Sie sprang heftig auf.

„Ich soll heirathen! . . . morgen . . .“ wiederholte sie, indem sie die Hände faltete und die Augen zum Himmel erhob.

„Sie fragen gar nicht wen?“ seufzte der junge Graf halb zärtlich, halb beleidigt, und zwei große Thränen glänzten in seinen schönen Augen.

„Nun, wenn denn, Carl?“ fragte sie mit einer Miene, die um Vergebung wegen eines begangenen Unrechts zu bitten schien.

Ein leiser Seufzer entwand sich der Brust des jungen Mannes, als er zum Erstenmale seinen Taufnamen wieder aus Johanna's Munde hörte. Er faßte ihre Hand und zog sie in den Sessel zurück, während die Baronin ihr Rädchen brav schnurren ließ.

Digitized by Google

„Morgen, ungefähr um gleiche Stunde, werden die Gesandten Ihrer drei Bewerber bei dem Herzoge versammelt seyn, und er wird Ihren künftigen Gemahl wählen. Ja, Johanna, er wird wählen zwischen Carl d'Eveux, Sohn des Königs von Navarra . . . .“

Johanna verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln; denn Carl d'Eveux war ein Kind von fünf Jahren.

„Johann Plantagenet, Graf von Cornwall, Bruder des Königs von England . . . .“

Bei diesem ihr unbekannten Namen zeigte Johanna eine kleine Ungeduld, den dritten ihrer Bewerber zu erfahren.

„Und mir,“ fügte Carl nach einem kurzen Stillschweigen hinzu, indem er einen fragenden, schüchternen Blick auf die Gräfin richtete.

„Und Ihnen! . . . Graf! . . .“

Zwischen diesen beiden Worten, die sie mit ganz verschiedenem Ausdrucke sprach, machte sie eine kleine Pause. Das erste war ihr augenblicklich entschlüpft und zeigte unverhohlen ihre kindliche Freude; das zweite fügte sie mit Bedacht, ja sogar mit einer gewissen affektirten Gelassenheit hinzu, gleichsam um den zutraulichen Ton, in den sie gefallen war, wieder zu verbessern.

„Das sind die drei Bewerber,“ sagte Carl mit sichtbarer Unruhe, „von denen einer bestimmt ist, Sie glücklich zu machen. Ist es Ihnen ganz gleichgültig, welche Wahl der Herzog treffen wird?“

„Wie kann mir das gleichgültig seyn!“ erwiederte Johanna erröthend und die Augen beschämt zur Erde senkend. „Aber,“ fuhr sie fort, „da ich gar nicht um meine Meinung gefragt werde und die Beweggründe meiner Bewerber nicht kenne . . .“

„Wollen Sie ihre Beweggründe wissen?“ fiel Carl von Blois lebhaft ein. „Ich will sie Ihnen nennen: der König von Navarra denkt die Macht und das Ansehen seines Hauses zu vergrößern, wenn sein Sohn die Krone der Bretagne trägt. Johann Plantagenet glaubt den ehrgeizigen Plänen seines Bruders zu dienen und seine Ansprüche auf den Thron von Frankreich zu begründen. Beide lieben nicht Johanna, sondern nur die dereinstige Herzogin der Bretagne.“

„Und Sie?“ fragte ein sanfter, schüchterner Blick des jungen Mädchens . . . .

„Und ich, ich frage nicht nach Krone, nicht nach Reichthum,“ fuhr Carl begeistert fort. „Ich liebe nur Johanna. Ach, wäre sie doch Schäferin, wie Theodegilde, daß ich sie aufsuchen könnte gleich dem König Caribert.“

Er fiel vor der jungen Gräfin auf die Knie und ergriff ihre Hand. Sie ließ es willig geschehen, nachdem ein flüchtiger Blick auf die Baronin sie überzeugt hatte, daß sie von dieser nicht gesehen werden konnte.

Eben wollte Carl seine Lippen auf die niedlichen Finger drücken, die in seiner Hand zitterten, als sich dicht neben ihnen, hinter einer Tapetenthür, die in das Nebenzimmer führte, ein leises Geräusch vernehmen ließ.

Johanna zog schnell die Hand zurück, der Graf sprang erschrocken auf und Frau von Saint-Yvon hielt ihr Rädchen an.

Die Gouvernante, die aus Erfahrung wußte, daß der alte Herzog, wenn er ein wenig das Bett verließ, zuweilen auf diesem Wege zu ihnen kam; zitterte an allen Gliedern; Carl suchte sich zu fassen und erzwang eine ruhige, natürliche Haltung; die arme Johanna, von tausend ihr bisher unbekannten Gefühlen bestürmt, erbebte das Erstemal bei dem Gedanken, in der Gesellschaft eines jungen Mannes überrascht zu werden. Alle Drei schwiegen bestürzt und hefteten den angstvollen Blick auf die Thür, welche sich schon ein wenig zu öffnen begann, als ob Jemand nahe. Auf einmal, ohne daß man ein Geräusch von Tritten hörte, ging sie auf und — ein großes, weißes Windspiel sprang aus derselben hervor.

Der Graf und die Baronin konnten sich des Lachens nicht erwehren.

„Yoland!“ rief Johanna, und eilte auf das schöne Thier zu, das sie durch sein Erscheinen aus einer großen Verlegenheit zog.

Yoland sah sich ein wenig keck im Zimmer um, betrachtete den jungen Grafen mit einem Blick, der einige Verwunderung aussprach, hier einem fremden Gesichte zu begegnen. Dann näherte er sich seiner Gebieterin, gleichsam um deren Liebkosungen zu empfangen, sprang einigemal vergnügt um sie herum, wedelte mit dem Schwanze, schmiegte sich sanft an sie an, leckte ihr die Hände und stellte sich, als sie ihm freundlich zunickte, auf die Hinterbeine, legte ihr die Vorderpfoten auf die Schulter und küßte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Kalifornien.

Das Land, das gegenwärtig die Blicke der beiden Hemisphären auf sich zieht, verdient es wohl, daß seiner von Zeit zu Zeit auch in diesen Blättern Erwähnung geschehe. Wir entheben den nachstehenden Bericht der „Newyork-Tribune“, einem Blatte, das von einem Hrn. Bayard Taylor, welcher sich in Kalifornien aufhält, ständige Berichte erhält, deren Wahrhaftigkeit es verbürgen zu können glaubt. Wir geben den nachstehenden Rapport auf die Gewährschaft dieses Blattes hin.

Am 29. August des letzten Jahres begab sich Hr. Bayard Taylor an die Ufer des Mokalume, von deren Goldreichthum man Wunder erzählte. Von dieser Reise berichtet er: die erste Bande, zehn Mann stark, Goldgräber, welchen wir begegneten, hatte so eben einen kleinen Arm des Mokalume abgeleitet. Sie waren mit Schaufeln und hölzernen Schüsseln versehen, um das Gold zu waschen. Des Morgens hatten sie drei Pfund Gold gesammelt; wir sahen ihnen bei ihrer Arbeit bis zum Abend zu, wo sie wieder drei Pfund vertheilten, was ungefähr sieben Unzen oder 590 franz. Fr. auf den Kopf machte. Das Gold war von der höchsten Reinheit. Als ich die Arbeiter sah, wie sie mit harter Mühe den Boden schürften, in dem Wasser und mit gebeugtem Rücken in der Sonnenhitze arbeiteten, so gestehe ich, es wandelte mich keine Lust an, es ihnen nachzumachen; als ich aber den Tagsertrag sah, fühlte ich einen eigenen Kitzel in den Fingerspitzen; das schwerste Werkzeug hätte meine Hitze nicht abgekühlt.

Ein wenig weiter von da hatten dreißig Goldgräber ebenfalls das Wasser aus seinem Bette abgeleitet, was einen Monat Arbeit erforderte. Gestern erst begannen sie mit dem eigentlichen Goldsuchen, und einzig während des Nachmittags sammelten sie zehn Pfund.

Das Metall befindet sich öfters in größerer Tiefe, als die, wo die Ungeduld der Minirer es zu finden glaubt. Daher ist es auch oft vortheilhaft, für eigene Rechnung die Arbeiten wieder aufzunehmen, welche Andere im Stiche gelassen haben. Ich sah gestern hier einen Mann, welcher vor drei Wochen hier ankam und bei geringer Arbeitslust sich in den Schatten eines Baumes legte, unter dem er während zwei Tagen arbeitete, ohne einen Heller zu verdienen. Entmuthigt verließ er den Platz, den jedoch sogleich ein kleiner Deutscher einnahm und gleich am ersten Tage in dem von dem Andern angefangenen Loche für 800 Dollars Gold fand. Das größte hier gefundene Goldgeschiebe wiegt elf Pfund.

Ueberall, wo es Gold gibt, gibt es auch Spieler. Hier sind wenigstens zwölf Spieltische, welche die Amerikaner und die

Digitized by Google

Mexikaner während der Nacht besuchen. Ich schreibe Ihnen auf der Ecke eines dieser Tische und unter einem Zelte von Laubwerk. Die Sonorier (Mexikaner) lassen einen großen Theil ihres Goldes auf diesen Spieltischen, und man behauptet, daß sie diesen Sommer schon für mehr als zehn Millionen Dollars gesammelt haben. Auch von hier wollte man sie vertreiben und hat es anfänglich gethan; allein sie kamen wieder zurück und arbeiteten ruhig, ohne daß Jemand daran dachte, ihnen etwas in den Weg zu legen.

Die letzte Nacht schlief ich herrlich auf dem Tische, auf welchem wir unser Mittagsmahl eingenommen hatten, und heute Morgen in aller Frühe habe ich mich aufgemacht, um die Arbeiter an dem Flusse zu besuchen. Ich begann mit den zehn, von welchen ich oben sprach und die an ihrer Verdämmung arbeiteten; vor Mittag hatten sie bereits sechs Pfund Gold gewonnen.

Der Doktor Gilette, dem ich für so viele Gefälligkeiten verpflichtet bin, hat mir die Geschichte der Entdeckungen erzählt, welche so viele Leute an den Mokalume gezogen haben. Vor ungefähr sechs Wochen hatte er und Doktor Martin eine Erforschungsreise in diese Gegenden gemacht, die damals ganz öde waren; sie begegneten nur einigen Indiern vom Stamme Jose Jesus. Einst an einem Mittage, während sie im Schatten eines Baumes ausruhten, hieb Doktor Gilette maschinenmäßig die Erde auf und der Zufall spielte ihm ein Goldgeschiebe von ungefähr zwei Pfund in die Hände. Durch diesen glücklichen Fund ermuthigt, setzten beide die Arbeit an diesem und dem folgenden Tage fort. Am Abende des zweiten Tages kehrten sie in das nächste Dorf mit 28 Pfund Gold zurück! Unter dem Vorwand der Jagd reisten sie am dritten Morgen wieder ab; allein man hatte sie schon im Verdacht und folgte ihnen. Sie machten sich nichtsdestoweniger an die Arbeit, und in weniger als zehn Tagen hatten sie nicht weniger als fünfzig Pfund von diesem kostbaren Metall gesammelt. Das Geheimniß einer so köstlichen Entdeckung konnte nicht bewahrt werden, die Menge strömte herbei, und im Anfang gab es Leute, welche zwölf bis achtzehn Pfund Gold täglich zusammenrafften. Der Doktor Gilette glaubt, daß seit ungefähr sechs Wochen mehr als 400,000 Dollars Gold aus dieser merkwürdigen Schlucht gezogen worden seyen.

Der Görlitz'sche Prozeß.

Darmstadt, 19. Jan. Die heutige „Darmstädter Zeitung" bringt endlich die Nachricht, daß der Görlitz'sche Prozeß am 13. Februar vor den Assisen zur Verhandlung kommt. Es dürfte daher von Interesse seyn, Das, was von dem Gange dieser cause célèbre ins Publikum gedrungen ist, zusammenzustellen. Man entsinnt sich, daß vor zwei Jahren in der Nacht die Gräfin Görlitz todt in ihrem Zimmer gefunden ward. Der Oberkörper war größtentheils verkohlt, der Kopf ganz zusammengeschrumpft, die Kleider des Unterkörpers wenig beschädigt. Der Sekretär war offen und brannte. Das Hofgericht glaubte an Verbrennung durch Unvorsichtigkeit, hielt die Meinung des Inquirenten, daß gegen den Graf Verdachtsgründe vorlägen, für irrig (was sich auch später bestätigte), und ging so weit, nicht einmal die Section anzuordnen. Die Polemik der Presse, die sich hauptsächlich gegen den Grafen richtete, brachte die Sache wieder in Anregung und hauptsächlich war es der Graf selbst, der Aufnahme der Untersuchung verlangte. Ungefähr zu derselben Zeit werden bei Angehörigen des Bedienten Johannes Stauf Goldsachen gefunden, von denen sich herausstellte, daß sie der Gräfin gehört hatten. Das hiesige Kriminalgericht wollte nun eine Vernehmung in dem Hotel des Grafen vollziehen, die Dienerschaft erfuhr dies, und an demselben Tage ward Stauf von der Köchin betroffen, wie er etwas in die Bratensauce schüttete. Die Untersuchung ergab, daß es Grünspan war, im Besitz Staufs ward auch Grünspan gefunden; Stauf gab vor, er habe sich damit Kleidungsstücke färben wollen. Nun wendete sich natürlich die Untersuchung gegen Stauf. Die Leiche ward ausgegraben und man will Spuren gefunden haben, die auf eine Erdrosselung schließen lassen. Die genauere Ermittelung ergab die Unmöglichkeit, daß der brennende Sekretär das theilweise Verbrennen der Gräfin bewirkt haben konnte. Stauf verwickelte sich hinsichtlich der Goldsachen in Widersprüche, es ergab sich, daß er allein zu der Zeit, in welcher der Tod oder das Verbrechen seine Entstehung gefunden haben muß, in der Nähe war, und so soll jetzt durch Combination einer Masse kleiner Thatumstände die Anklage dahin lauten: daß er, um die Gräfin zu berauben und dann zu entfliehen, sie erdrosselte, dann, um dies zu verbergen, den Kopf in einem Kamine oder Ofen auf einem Kohlenfeuer verbrannte und, um einen zufälligen Tod wahrscheinlich zu machen, den Sekretär anzündete. Dem gegenüber steht aber ein Konflikt der Gerichtsärzte. Einer derselben, der bekannte ausgezeichnete Chirurg, Stabsarzt von Siebold behauptet nämlich, daß der Tod durch Selbstverbrennung (compustio spontanea) entstanden sey, und soll diese Ansicht mit großem Scharfsinn ausgeführt haben. Wir sehen also auch einem wissenschaftlich-ärztlichen Kampfe entgegen, und man erzählt, daß nicht nur das hiesige Medizinalcolleg in corpore erscheinen wird, sondern auch auswärtige Notabilitäten veranlaßt werden sollen, vor den Assisen aufzutreten. Man nennt Liebig, Chelius, Bischof. Man kann hiernach einer Verhandlung entgegen sehen, welche sich dem Prozeß Lafarge, Bletry, Fonk u. a. an die Seite stellen wird. Ob die öffentliche Verhandlung Licht in die Sache bringen oder dieses schauderhaft-unheimliche Ereigniß in ihr, leider durch unverantwortliche Fehler von Behörden, mit verschuldetes Dunkel gehüllt bleiben wird, hierüber wird der nächste Monat uns Gewißheit verschaffen. Immer wird schon die öffentliche Verhandlung dem schwer verletzten Rechtsgefühle wenigstens eine theilweise Genugthuung gewähren. (M. J.)

Berlin bei Nacht.

Die Vaudeville-Posse von D. Kalisch, welche die vorstehende Benennung trägt, hat in Berlin so großen Erfolg gehabt, daß wir uns nicht wundern dürfen, sie auch über die hiesige Bühne schreiten zu sehen. Da ihr indessen bei uns die lokalen Beziehungen fehlen, so gehen viele Einzelheiten und Pointen theils spurlos verloren, theils gleichgültig an uns vorüber. Wenn der berühmte Lesage in seinem hinkenden Teufel uns die Hauptstadt Spaniens bei Nacht zeigt, wenn er uns ihre Geheimnisse, die in den Palästen, wie in den Hütten schlummern, enthüllt, so folgen wir dem geistreichen Führer mit stets wachsendem Interesse, denn er zeigt uns alle Höhen und Tiefen, den Glanz und die Nichtigkeit, das Gold und die Schlacken eines großstädtischen Lebens, er geißelt die Thorheiten und Verirrungen der menschlichen Gesellschaft und entfaltet nicht nur den Zauber einer reichen Phantasie, sondern auch die ganze Fülle einer gewaltigen Satyre, welche die Schattenseiten hervorhebt, um dadurch das Licht nur desto glänzender erscheinen zu lassen. Nicht so Kalisch in seinem Berlin bei Nacht. Er erhebt sich nicht hoch, greift weder tief noch weit aus, und hat kein anderes Ziel erstrebt, als das, sein Publikum ein wenig zu unterhalten und Couplets einzuflechten, die der Lachlust mitunter guten Vorschub leisten. Höhere Standpunkte der Anschauung, tiefere Blicke in das geistige und sittliche Leben darf man hier nicht suchen, denn das Ganze bewegt sich in der Sphäre des

Digitized by Google

Trivialen und der, wir möchten sagen Straßenanschauung. Da wird Alles bunt durcheinander geworfen, zur Karikatur herunter gezogen, keine edle Bestrebung geltend gemacht und kein leitender rother Faden durchgeführt. Solche tendenzlosen Possen ziehen die Massen an und füllen die Theaterkasse; man schimpft darüber, man ärgert sich, man verwirft den verdorbenen Tagsgeschmack und man amüsirt sich doch. Uebrigens wird diese Posse bei uns schwerlich so festen Fuß gewinnen, wie desselben Verfassers „Einmalhunderttausend Thaler." Die zu Grunde liegende Handlung, wenn wir sie so nennen dürfen, ist zu arm, zu wenig anziehend, die Charaktere sind zu flach, die Intentionen zu trivial. Dagegen wollen wir verschiedenen Couplets und manchen recht launigen Pointen des Dialogs die verdiente Anerkennung zollen, wie z. B. dem schmerzlich wahren Liede von der alten Leier, dem vom Gelde u. a. Der zweite Akt ist der beste und bekundet, daß Kalisch seine Pappenheimer wenigstens von einer Seite kennt, nämlich von der der Gesinnungslosigkeit. Aber wie weit anders und besser könnten solche Stücke auf das Volk wirken, wenn sie gesinnungstüchtig wären, und anstatt Alles à tout prix lächerlich zu machen, den höheren Interessen der Zeit und der anzustrebenden bessern Zustände sich zuwenden wollten. Sie würden darum doch erheitern und die Massen weit würdiger anregen können. Es versteht sich von selbst, daß der Bühnenerfolg von derartigen Possen hauptsächlich auf den Darstellern und auf der scenischen Ausstattung beruht. Beide sind bei uns zu loben. Hr. Meinhold (Alcibiades) war ein ächter und ergötzlicher Berliner Suitier, und Hr. Meck gab seinen jüdischen Wucherer mit der für Rollen dieser Art ihm so ganz eigenen Virtuosität. Hr. Hassel, als Benefiziant, mag in dem übertüllten Hause jenen klingenden Lohn, den er nach dem eigenen Glaubensbekenntnisse seines Couplets nur beansprucht, gefunden haben. Frau Röhrig (Mad. Püseke) und Fräul. Quint (Pauline), so wie Hr. Diehl (Lorenz), dürfen nicht minder wegen ihres ergötzlichen Spiels belobt werden. — Die Glanzpunkte der ganzen Vorstellung concentrirten sich in dem Maskenzug, welcher den Schluß der Posse bunt und frisch belebte und aus welchem die komische Figur eines bekannten Schutzwächters, die zu historischer Berühmtheit gelangte Eingangspforte zu unserer gesprengten Constituante und die zur drückenden Einquartierungslast metamorphosirte Märzerrungenschaft am frappantesten hervortraten. Trauriger Weise gibt es heutigen Tages Vieles, worüber man vor Aerger den Verstand verlieren könnte. Wohl Denen, die es über sich vermögen, über die eigene Schmach und über die Wiederkehr der alten Leier sich herzlich auszulachen.

W.

Mannichfaltigkeiten.

Der „S. u. M.-Z." schreibt man aus dem Kreise Prüm, vom 16. Jan.: Auch wir haben Ihnen von einem so bedeutenden Schnee zu berichten, wie er seit Jahren nicht mehr war. Zwei arme Taglöhner, Familienväter, sind bereits darin umgekommen. Schon seit drei Wochen ist alle Communikation gehemmt. Nur auf den Poststraßen ist jetzt mittelst Schlitten einigermaßen Bahn, alle anderen Wege sind verschwunden. Wir haben Dörfer, in welche man weder ein noch aus kann, weil der Schnee stellenweise 10 bis 15 Fuß hoch wie ein Wall die Eingänge verschanzt hat. Es ist dies für die Eifel um so trauriger, als sie ohnehin von aller geschäftlichen Verbindung so zu sagen abgeschnitten. Daher — bei unserm Ueberfluß an Frucht — doch nur Armuth.

Zur politischen Broschürenliteratur.

Die deutsche und die preußische Verfassungsfrage haben in jüngster Zeit eine große Anzahl von Broschüren in's Leben gerufen. Die bemerkenswertheste ist die von uns schon früher erwähnte des früheren Ministers, Generals von Canitz. In ihr finden sich außer der seltsamen Rechtfertigung des Unionsprojektes vom Mai v. J. auch Prognostika für das Erfurter Parlament, die aus der Feder eines den entscheidenden Persönlichkeiten so nahe stehenden Mannes sehr wichtig seyn würden, wenn sie bestimmter ausgesprochen wären, — man müßte denn in der Unbestimmtheit selbst etwas Bedeutungsvolles finden. Hr. von Canitz bekämpft sowohl Diejenigen, welche sich hoffnungslos oder geringschätzend über das Parlament äußern, als auch Die, welche die Erwartungen zu hoch schrauben. „Manche" — sagt er — „gehen in ihrer Mißstimmung so weit, das Ganze für eine politische Komödie zu erklären, invita Minerva entworfen, mangelhaft in Scene gesetzt, von Dilettanten aufgeführt, dürftigen Succeß versprechend. Ja es läßt sich mitunter eine Stimme vernehmen, die unumwunden ausspricht: Das Beste möchte seyn, daß dies Parlament sich als unmöglich erweise und aufgelöst werde." Hr. v. Canitz reproducirt diese „gegnerischen" Aeußerungen mit einer unverkennbaren Vorliebe und fügt hinzu: „Die Möglichkeit eines so jämmerlichen Erfolges wollen wir nicht läugnen, wohl aber behaupten, daß es des preuß. Volks eigene schwere Schuld seyn würde, wenn das begonnene Werk unter seinen Händen so zusammenbräche, daß nichts als ein Denkmal seiner Unfähigkeit, nach der sogenannten Erhebung, übrig bliebe." — In einer eben erschienenen Schrift: „Das Parlament zu Erfurt", entwickelt ein Mitglied unserer ersten Kammer, der Oberregierungsrath Triest, seine Gründe gegen eine sofortige Annahme des Verfassungsentwurfs vom 26. Mai. Das wichtigste Argument ist das aus dem erfolgten Rücktritt von Hannover und Sachsen entnommene, das charakteristischste die Behauptung: auch der Vorbehalt späterer Revision könne die Nachtheile der sofortigen Annahme nicht beseitigen, da die Erfahrung gelehrt habe, daß bei einer Revision „keine wesentliche Aenderungen" stattfinden können. Zum Beweise vergleiche man die preußische Verfassung vom 5. Dec. mit derjenigen, die als das Resultat der bereits erfolgten und der noch zu gewärtigenden Revision zu betrachten seyn wird. — Auch Hr. Huber hat ein „Suum cuique in der deutschen Frage" veröffentlicht, — eine Broschüre, in welcher der Rechtspunkt des Streites vom Standpunkt jener Rechtstheorie aus entwickelt wird, die dem gelehrten Vertheidiger des Briefe-Erbrechens, des Auflauerns und des Ueberfallens nach seiner Auseinandersetzung mit Bezug auf den Waldeck'schen Prozeß eigen ist. — Endlich findet hier ein „Sendschreiben eines Namenlosen an Dahlmann" über die Steuerbewilligungsfrage Beachtung, weniger wegen ihres eigenen Werthes, als wegen des Namens, an welchen „der Namenlose" sich richtet. Die eben erschienenen „Bausteine zum Tempel der Wahrheit, geliefert vom Grafen Bernhard Dohna", verdienen nur in sofern Erwähnung, als ihre Existenz ein rühmliches Zeugniß für die Herablassung des gräflichen Verfassers ist. Diese geht so weit, sich nicht bloß auf politische Erörterungen zu beschränken, sondern selbst „Sociales" in den Kreis gräflicher Betrachtung zu ziehen. Diese Leutseligkeit wird diejenigen Leser zufrieden stellen, welchen die Entdeckung, mit der der Verfasser diesen Abschnitt seiner Schrift schließt, nicht genügen sollte. Er selbst faßt sie in der Formel zusammen: „Daß Müßiggang nicht allein des Hungers, sondern auch aller Laster Anfang ist."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24. Jan. Großer Maskenball. Preise der Plätze: Logenplätze des 1. und 2. Ranges fl. 2. 42 kr. In den Ballsaal fl. 2.

☞ Den Besitzern von Logenplätzen ist der Eintritt in den Ballsaal zu jeder Zeit gestattet.

Um 12 Uhr eine kleine Ueberraschung.

Freitag, 25. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 21. Donnerstag, den 24. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier

(Fortsetzung.)

Carl von Blois hätte wohl Ursache gehabt, dem ungerufenen Gaste zu zürnen, der ihn in der traulichen Unterredung mit der Gräfin unterbrochen hatte. Yoland war aber der Liebling Johanna's! wie hätte er ihm also böse seyn können! Im Gegentheil, er bewarb sich um seine Gunst.

Das Thier ließ sich die Liebkosungen des jungen Grafen gefallen, ja, es nahm sie mit einer gewissen Protectormiene an, ohne sie jedoch zu erwiedern. Erst auf ein Zeichen seiner Gebieterin zu Gunsten des Grafen ließ es sich herab, demselben auch seinerseits Beweise des Wohlwollens zu geben. Den fortgesetzten Bemühungen Carls gelang es endlich, den Hund so für sich zu gewinnen, daß er ihm dieselben Freundschaftsbezeugungen zu Theil werden ließ, die er vor wenigen Minuten seiner Gebieterin gegeben hatte.

Jetzt war die Bekanntschaft gemacht.

„In Paris hatten Sie diesen liebenswürdigen Begleiter nicht?" sagte der junge Mann, indem er sich an Johanna wendete, um wieder ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen.

„Er gehört mir nur, wenn ihn mir mein Onkel überläßt. Uebrigens besitzt er ihn selbst erst seit sechs Monaten ...."

„Ach, das ist wirklich eine interessante Geschichte, wie Se. Durchlaucht in den Besitz dieses Hundes gekommen ist," fiel die Baronin ein.

„Ach, das müssen Sie mir erzählen!" sagte Carl, sich wieder an Johanna wendend, als ob er mit ihr allein im Zimmer wäre.

Frau von Saint-Yvon schien ein wenig verletzt und zog sich mit einer gezwungenen Freundlichkeit an ihr Rädchen zurück. Die beiden jungen Leute fanden den Faden des Gesprächs bald wieder.

Carl streichelte den Rücken des Hundes und Johanna spielte mit dem goldenen Halsbande desselben, während sie die interessante Begebenheit erzählte.

„So lange mein Onkel noch gesund und rüstig war," begann sie, „pflegte er täglich einen Ritt durch die Stadt zu machen. Vor ungefähr sechs Monaten, als er eines Abends über den Platz Saint-Pierre ritt, stieß er plötzlich auf eine ungeheure Menschenmasse, welche sich, unter lautem, verworrenem Geschrei, nach dem Kirchhofe und nach den Straßen drängte, die zum Fluß führen. Mitten in dieser Menge erkannte er eine Anzahl eigentlicher Landstreicher, welche sich vorzugsweise heftig und wüthend zeigten. Sie hatten sich einer alten Frau bemächtigt, welche gebunden und geknebelt war, und schrieen: In's Wasser mit der alten Hexe! in's Wasser mit ihr! — Die alte Frau, ganz erschöpft durch die erlittenen Mißhandlungen, so wie durch den Widerstand, den sie einige Zeit versucht hatte, überließ sich jetzt, fast willenlos, der wüthenden Menge. Doch ungeachtet ihrer drückenden, gefahrvollen Lage hielt sie mit einer Entschlossenheit ein Seil, an welchem sie einen schönen weißen Hund führte. Das arme Thier schien durch sein klägliches Geheul gleichsam das Mitleid der gefühllosen Rotte erflehen zu wollen ..... Mein Onkel war tief ergriffen und empört bei diesem Anblicke; er befahl, die Menge aus einander zu drängen, dann näherte er sich, unter dem wiederholten Rufe: Se. Durchlaucht! Platz dem Herzog! den wildesten unter ihnen. Das Wort: der Herzog, welches die alte Wahrsagerin mit neuer Hoffnung erfüllte, war für ihre Peiniger ein Wort des Schreckens. Wie von einer unsichtbaren Hand plötzlich zurückgehalten, stand die wüthende Menge still und ließ ihr Opfer zur Erde fallen. Dank! Dank! .... Sire! rief sie, indem sie sich vor die Füße des Pferdes warf, welches ihren Retter trug.

„Mein Onkel ließ sie aufrichten und fragte, wodurch sie den Zorn des Volks in so hohem Grade gereizt habe.

„Sie haben mich über die Zukunft gefragt, und da meine Prophezeiung keine glückliche war, wollten sie mich in's Wasser werfen."

„Man bestürmte sie, ihre Prophezeiung zu wiederholen, und so begann sie denn mit Stolz:

„Ja, ich will sie wiederholen, so wenig erfreulich sie auch ist, selbst auf die Gefahr hin, noch grausamer gestraft zu werden, als es eben geschehen ist. Ehe einige Jahre verflossen seyn werden," begann sie mit erhobener Stimme, „wird sich in der Bretagne ein blutiger Krieg entzünden. Die Leoparden werden vom Norden kommen und den Hermelin verschlingen, nachdem sie ihn vertheidigt haben; sie werden bis Paris dringen und das Lilienfeld verwüsten. Brüder werden Brüder morden und die Blüthe des französischen Adels wird im Keime getödtet werden."

„Als sie diese kühne, schreckliche Weissagung ausgesprochen hatte, suchten alle Anwesende ihr Urtheil in den Augen des Herzogs zu lesen .... Dieser aber schien mehr traurig als beleidigt zu seyn; er winkte der Menge, sich zu entfernen, dann neigte er sich zu der Alten und sagte mit sanfter Stimme:

„Gebe der Himmel, daß Du dich irrst, und daß mein Volk von dem Unglück verschont bleibe, das Du ihm prophezeist."

„Bei diesen Worten wollte er sich umwenden, um den Weg nach dem Schlosse einzuschlagen; die Alte aber faßte das Pferd beim Zügel und richtete noch folgende Worte an ihn:

„Sire, Sie haben mich gerettet. Da ist Alles, was ich besitze, (sie zeigte dabei auf den Hund) nehmen Sie ihn .... Er hat bis jetzt auf Stroh gelegen; aber wenn er einmal wird auf Hermelin geschlafen haben, dann wird er nirgends anders wieder schlafen wollen und stets dem Herzog der Bretagne angehören. Vergessen Sie nicht, dies Ihrem Nachfolger zu sagen."

Digitized by Google

„Mit Ungeduld erwartete die Menge meines Onkels Antwort. Er erwiederte jedoch kein Wort; nahm das Seil, an welchem der Hund ging, aus den Händen der Alten und kehrte in das Schloß zurück. Das Thier ließ sich willig von ihm führen, ja es folgte ihm, ohne auch nur Einmal nach seiner früheren Besitzerin zurück zu sehen."

„Und das war dieser hier!" fügte Johanna lebhaft hinzu, indem sie Yoland umschlang, der eben an ihr hinauf sprang.

Der Graf von Blois war bei dieser Erzählung immer mehr und mehr in Nachdenken versunken. Sein Geist, später ganz umdüstert von Aberglauben, war auch schon damals empfänglich für alles Uebernatürliche und Ungewöhnliche. Während Johanna nur flüchtig über diese Prophezeiung erschrocken war, ohne sich jedoch weiter darüber zu beunruhigen, hatte es auf sein Gemüth einen tiefen, bleibenden Eindruck gemacht. Er betrachtete das muntere, sorglose Thier mit ängstlichen Blicken, gleichsam als wäre es sein Schicksal,

„Er wird stets dem Herzog der Bretagne angehören!" wiederholte er nach einer kurzen Pause .... Dann, den schwermüthigen, sanften Blick auf Johanna gerichtet, fuhr er fort:

„Glücklich also Der, dem er einst gehören wird!"

Und, gleichsam als ob der Hund bei der Wahl seines künftigen Gebieters eine Stimme hätte, überhäufte er ihn mit Liebkosungen, wie um ihn für sich zu gewinnen. Das Thier ließ es sich gefallen, ohne jedoch ein besonderes Interesse zu zeigen. Eine Thräne, die der junge Mann nicht zurück zu halten vermochte, rollte auf sein goldenes Halsband wie eine Perle.

„Indessen," fuhr Carl, erröthend über seine Schwäche, die er jedoch nicht zu verbergen suchte, fort, „gibt es ein sicheres Mittel, mir das glückliche Loos zu verschaffen."

„Und welches?" fragte Johanna so leise, daß nur ein Liebhaber es verstehen konnte.

„Der Herzog hat Sie bei der Wahl, welche morgen statt finden soll, gar nicht zu Rathe gezogen; wahrscheinlich hält er Sie für gleichgültig dabei .... Irrt er sich hierin, so dürfen Sie ihn nur heute Abend oder morgen früh darüber sprechen und ihm offen denjenigen Ihrer Bewerber nennen, welchem Sie den Vorzug geben. Sie können wärmer und eindringlicher für ihn sprechen als ein Gesandter, und bei der zärtlichen Liebe, die Ihr Onkel für Sie hegt, werden Ihre Worte nicht ohne Einfluß bleiben."

„Ich werde mit ihm sprechen;" sagte Johanna und schlug die Augen nieder, aus denen die Freude ihres Herzens deutlich sprach ... „Aber," fuhr sie in einem freundlich neckenden Tone fort, „bis dahin suchen Sie sich in gutem Vernehmen mit dem Windspiel des künftigen Herzogs zu erhalten."

Der junge Graf grüßte die Baronin und das Windspiel, drückte einen Kuß auf die Hand Johanna's und endete seinen Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

Die gelben Rosen.

Vor zwei Jahren ging ich einmal Abends zu einer liebenswürdigen alten Frau, die unfern von mir wohnt. Ich wollte einige Stunden bei ihr verplaudern. Sie hat eine Leidenschaft für Blumen. Mit unglaublicher Koketterie binde ich ihr schöne Sträuße und bin ganz glücklich über ihre Verwunderung, wenn ich ihr eine Blüthe bringe, die sie noch nicht kennt oder die man wenigstens im Lande nicht kennt.

Als ich gestern zu ihr kam, fand ich einen Greis bei ihr, der seit einem Jahre Besitz von einem großen Gute genommen, welches ihm ein Verwandter unter der Bedingung vermacht hat, daß er den Namen davon führe, und den man folglich Herr Descoudraies nennt. Er ließ sich bei meiner alten Freundin vorstellen und ich habe alle Ursache, eifersüchtig auf ihn zu seyn. Sie haben Freundschaft für einander gefaßt und bringen fast alle ihre Abende gemeinschaftlich am Triktrak zu.

Ich grüßte schweigend, um die Partie nicht zu unterbrechen, und bot, als sie geendet war, der Frau von Lorgerel einen Strauß gelber Rosen, den ich mitgebracht hatte. Meine Rosen waren sehr schön, und zudem sind die Regengüsse in diesem Jahre Schuld, daß die gelben Rosen nicht schön blühten. Die meinigen, von einem vorspringenden Dache geschützt, sind vielleicht die einzigen, die gut geriethen; Frau von Lorgerel rühmte den herrlichen Strauß. Herr Descoudraies hatte nichts gesagt, aber er schien zerstreut; ich sah ihn verwundert an, ohne den geheimnißvollen Einfluß meiner gelben Rosen begreifen zu können; aber Frau von Lorgerel sprach bald von etwas Anderem und ich meinte, mich geirrt zu haben.

Herr Descoudraies seinerseits begann zu lachen und sprach zu uns Beiden: „Sollten Sie es glauben, daß dieser Strauß wie durch Zauber einen ganzen Abschnitt meiner Jugend mir heraufbeschwört? Fünf Minuten lang war ich wieder zwanzig Jahre alt, fünf Minuten lang bin ich wieder in eine Frau verliebt gewesen, die jetzt sechzig Jahre alt seyn muß, wenn sie je noch lebt. Ich muß Ihnen die Geschichte erzählen, es ist ein Umstand, der auf mein ganzes Leben großen Einfluß gehabt hat und der in der Erinnerung noch heute, wo mein Blut nicht mehr Wärme hat, als gerade noth thut zum Leben und Triktrakspielen, mich äußerst erregt.

„Ich zählte zwanzig Jahre, das ist etwas über vierzig Jahre her, ich trat eben aus dem Collegium, in welchem man die jungen Leute damals ein wenig länger behielt, als jetzt. Nachdem mein Vater reiflich, für mich und ohne mich, die Wahl eines Standes erwogen hatte, kündigte er mir eines Morgens an, daß er mir eine Lieutenantsstelle im Regimente ††† verschafft hatte, das in der Auvergne lag, und ertheilte mir die Weisung, mich bereit zu halten in drei Tagen dahin abzugehen.

„Ich war etwas betroffen, aus verschiedenen Gründen; erstlich liebte ich den Militärstand nicht, aber dieser Einwurf hätte sich leicht widerlegen lassen: der Anblick einer reichen Uniform, ein paar ehrgeitzige Phrasen, etwas Musik, hätten schnell aus mir nach Belieben einen Achill oder Cäsar gemacht. Aber ich war verliebt. Um keinen Preis der Welt wäre es mir eingefallen, meinem Vater ein Wort davon zu sagen; als einzige Antwort auf diese Eröffnung hätte ich den Befehl erhalten noch den nämlichen Abend abzureisen. Aber ich hatte einen Onkel. Und was für einen Onkel!

„Es war ein Mann in meinem jetzigen Alter; aber er war jung geblieben, nicht für sich — denn nie hat ein Greis freiwilliger dem Satan, seinem Glanze und seinen Werken entsagt — aber für Andere. Er liebte das junge Volk, verstand es; ohne uns zu beneiden, glaubte er nicht, daß die Gebrechlichkeit Fortschritt, das Alter durchaus Weisheit sey. Aus lauter Güte und Vernunft lebte er von dem Glücke Anderer. Man fand ihn in all' die großmüthigen Thorheiten, all' die edlen Albernheiten der Jugend verwebt; er war der Vertraute und Schirmvogt aller zärtlichen Gefühle, aller Schulden und aller Hoffnungen.

„Ich ging zu ihm und sagte: „Onkel, ich bin unglücklich." — „Ich wette zwanzig Louis, daß es nichts ist." — „Ach Onkel, scherzen Sie nicht! Ueberdies würden Sie verlieren." — „Wenn ich verliere, zahle ich; vielleicht dient es Dir zum Troste." — „Nein, Onkel, das Geld hat nichts mit meinem Kummer zu schaffen." — „Erzähl' mir das." — „Mein Vater benachrichtigte mich, daß ich Lieutenant im ††† Regiment bin." — „Ein rechtes Unglück! die schmuckste Uniform, alle Offiziere Edelleute...." — „Onkel, ich mag nicht Soldat werden." — „Was, Du willst

Digitized by Google

nicht Soldat werden? Solltest Du zufällig nicht tapfer seyn?" — „Ich weiß es nicht, Onkel, aber ich gestatte nur Ihnen, eine solche Frage an mich zu stellen." — „Nun gut, Eid, mein lieber Freund, warum willst Du nicht Soldat werden?" — „Onkel, weil ich heirathen will." — „Oh!" — „Kein Oh, Onkel, ich bin verliebt." — „Alle Welt! das heißt Du Unglück, Du Undankbarer? Ich wollte es gern seyn, ich, verliebt. Und wer ist der Gegenstand einer so schönen Flamme?" — „Ach, Onkel! es ist ein Engel." — „Ich weiß wohl, es ist immer einer. Später wird Dir ein Weib lieber seyn. Aber auf welchen Namen hört dieser Engel?" — „Onkel, sie heißt Noemi." — „Danach frage ich Dich nicht. Noemi, das ist für Dich Alles; zudem ein hübscher Name. Aber ich, der wissen will, wer der Engel ist, wem er angehört, ich brauche den Familiennamen." — „Es ist Fräulein Amelot, Onkel." — „Alle Teufel! das ist mehr als ein Engel: eine große schlanke Brünette mit schwarzen Sammetaugen. Ich mißbillige den Gegenstand nicht." — „Ach, Onkel, wenn Sie ihre Seele kännten!" — „Ich weiß, ich kenne . . . . , und Du findest Erhörung? wie man sonst zu sagen pflegte. Sagt Ihr noch so, Ihr Andern?" — „Onkel, ich weiß es nicht." — „Wie, Du weißt es nicht, Du Neffe, den ich verläugne? Alle Tage steckst Du im Hause und weißt nicht, ob Du geliebt bist?" — „Onkel, sie weiß nicht einmal, daß ich sie liebe." — „O, was das betrifft, da betrügst Du Dich, mein schöner Neffe, und verstehst Dich nicht darauf! Sie hat es mindestens eine Viertelstunde früher gewußt, als Du selbst." — „Onkel, Alles was ich weiß, ist, daß ich mich um's Leben bringe, wenn sie nicht mein wird." — „Oh, oh, mein holder Neffe, es hat viel Wahrscheinlichkeit, daß sie nicht Dein wird; Dein Vater ist viel reicher, als der ihrige, und wird ihr seinen Sohn nicht geben wollen." — „Dann, Onkel, weiß ich, was ich zu thun habe." — „Nun, laß' sehen; mach' wenigstens keine Albernheit. Höre mich an." — „Ja, Onkel." — „Erstlich kannst Du nicht mit zwanzig Jahren heirathen." — „Warum nicht, Onkel?" — „Weil ich nicht will, und weil ohne mich die Heirath nicht geschieht." — „O liebes Onkelchen . . . . ." — „Wenn das Mädchen Dich liebt, wenn sie Dir verspricht, drei Jahre auf Dich zu warten . . ." — „Drei Jahre, Onkel!" — „Raisonnire nicht, oder ich sage vier. Wenn sie Dir verspricht, drei Jahre auf Dich zu warten, gehst Du zum Regiment." — „Ach, Onkel!" — „Aber nicht nach Clermont; ich lasse Dich in ein Regiment einige Meilen von Paris eintreten, wo Du alle drei Monate einmal kommen kannst bis zum ersehnten Augenblick." —

(Schluß folgt.)

Das Städel'sche Kunstinstitut.

B Frankfurt, 20. Jan. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, auf den kürzlich erschienenen Bericht über das Städel'sche Kunstinstitut für den Zeitraum von 1836—49 aufmerksam zu machen. Nach Feststellung der allgemeinen Grundlagen, sowie der zu erstrebenden Aufgabe der Anstalt und nach Vorausschickung allgemeiner Bemerkungen wird zuerst über die Thätigkeit der Verwaltungsbehörde und die Veränderungen in derselben während des angegebenen Zeitraums, sowie auch über die Kunstschule berichtet. In der ersteren Abtheilung, der Elementarklasse, sind durchschnittlich jährlich 120—130 Schüler, in der eigentlichen Kunstschule dagegen 20—27 Maler, 6—10 Bildhauer, Holzschneider u. s. w., 8—12 Architekten, Ornamentisten u. s. w., 3 Kupferstecher, 25—50 Zeichner aufgenommen worden. An Geldunterstützungen während der Studienzeit wurden in dem genannten Zeitraum an 27 Zöglinge die Summe von 5665 fl., und zwar besonders für Reisen vertheilt. Von älteren und neueren Gemälden berühmter Meister wurden sehr werthvolle und bedeutende Erwerbungen gemacht. An Handzeichnungen wurden 350, an Kupferstichen über 1100 Blätter angekauft. Die ausgezeichnete Kupferstichsammlung umfaßt gegenwärtig 30,704 Nummern im Gesammtwerth von 76,540 fl. Auch die plastische Sammlung wie die Bibliothek wurden ansehnlich vermehrt. Der Gesammtwerth der Sammlungen der Anstalt wurde zu Ende des Jahres 1849 auf 480,000 fl. geschätzt. Außerdem entfaltete das beregte Institut eine nicht minder rühmliche Thätigkeit nach Außen und zwar durch Betheiligung am Frankfurter Kunstverein, dem Mainzer Gutenberg-Denkmale, der Ausschmückung des hiesigen Kaisersaals, der Monumente für Goethe, Guiolett, Gutenberg und endlich durch Herstellung der auf der Mainbrücke aufgestellten Statue Kaiser Karls des Großen.

Mannichfaltigkeiten.

(Lampen-Pflege.) Zu den Annehmlichkeiten des Winters gehören die Lampen, die in den zweckmäßigsten und schönsten Formen dem Käufer überall dargeboten werden. Die Freude über das herrliche Licht einer neuen reinlichen Lampe ist jedes Mal groß, dauert aber nicht lange, weil es häufig an Zeit und Geschick fehlt, das neue Ding in Ordnung zu erhalten. Die größeren Prachtlampen stehen oft längere Zeit außer Gebrauch, das Oel in der Dochtröhre wird zäh, metallisch, schwarz, und wenn's dann einmal gilt, muß sich das Kunstwerk gefallen lassen, zum Spott mit Kerzen umstellt zu werden, wenn die Gesellschaft nicht im Finstern sitzen will. Allen solchen Fatalitäten der Lichtfreunde abzuhelfen, und zugleich einigen fleißigen Leuten Erwerb zu verschaffen, wäre es zu wünschen, daß geeignete, mit Zeugnissen versehene Personen sich durch das Wochenblatt erbieten möchten, täglich oder wöchentlich, oder auf besonderes Verlangen zu ihren Kunden zu gehen, und deren Lampen nett und blank bis zum Anzünden vorzubereiten. Bei einiger Geschicklichkeit und Pünktlichkeit wird es nicht fehlen, daß ein solcher Lampier sich bald so viel Kunden verschaffen kann, um bei mäßiger monatlicher Forderung im Einzelnen, sich im Ganzen einen hinreichenden Erwerb zu sichern.

Bei Sinj in Croatien wurde unter den Ruinen eines alten türkischen Bergschlosses von einem alten Weibe das Siegel des bosnischen Königs Tvertok aufgefunden. Es ist von Kupfer und scheint das Reichssiegel gewesen zu seyn. Es besteht aus einer meisterhaft gravirten Abbildung des heil. Georg, der zu Pferde sitzt und mit der Lanze einen Drachen durchbohrt. Über dem Haupte des Heiligen befindet sich die Königskrone. Die Inschrift lautet: Tvartus I. D. G. Ras. Ser. Bos. Illir. Dal. et. Croat. Rex. Der Prätor von Sinj, Burati, brachte es an sich und überschickte es seinem Sohne, der Doktor der Rechte ist und in Wien eine Beamtenstelle bekleidet.

(Die Kettenbrücke über die Newa.) „Zum ersten Mal", schreibt man aus St. Petersburg, „so lange die Hauptstadt steht und so lange die Newa strömt, ist es geschehen, daß Menschen von einem Ufer zum anderen gelangten, während die Schollen des Ladoga-Eises ihren gewohnten wilden Durchzug hielten. Zwar war es nur eine beschränkte Zahl Personen, denen der Weg über die Gerüste der neuen Brücke offen stand, aber die merkwürdige Thatsache ist nun doch endlich ausgemacht und der unangenehme Querstrich durch das Petersburger Leben, über den alle Jahre regelmäßig zweimal seit anderthalb Jahrhunderten so viel geseufzt worden — die Unterbrechung der Verbindung zwischen beiden Newa-Ufern — für ewige Zeiten abbestellt. Der 12. (24.) November 1849, an welchem diesmal der Eisgang be-

Digitized by Google

gann, bezeichnet, also einen wichtigen Abschnitt in den Annalen der russischen Kaiserstadt, für deren innere Gestaltung dieser Brükkenbau von unberechenbaren Folgen seyn muß ..... Der Anblick der Brücke während des Eisganges war interessant: unten die entfesselte rohe Naturkraft, der in ein empörtes Eismeer verwandelte Strom — oben das fein ersonnene Menschenwerk, das den fürchterlichen Widerstand überhüpft, anstatt ihn brechen zu wollen. Dieses dünne, durchsichtige Sparrengewebe der Bogengerüste, das sich, nach amerikanischer Weise zusammengefügt, in gerader Linie von einem Pfeiler zum anderen zieht und, wie von unsichtbaren Händen getragen, über dem gähnenden Abgrunde schwebt, ist einer von den augenfälligsten Siegen des Geistes über die Materie."

(Russische Verschworne.) Unter den einundzwanzig Verschwornen, die jüngst in St. Petersburg durch die „unerschöpfliche Gnade des Kaisers" statt der ihnen „nach den Gesetzen" zukommenden Todesstrafe zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken oder zur Untersteckung unter das Militär verurtheilt worden, bemerken wir mehrere Namen, die in der russischen Literatur einen guten Klang haben, als den Novellisten Feodor Dostojevskji, dessen Roman: „Die armen Leute", vor einigen Jahren in deutschen Blättern besprochen wurde, ferner den sinnigen Dichter Sergéi Durov, die Herren Toll, Pleschtschejev und Konstantin Timkovskji (Uebersetzer Calderonischer Dramen) Auch bei diesem Unternehmen, wie bei der großen Verschwörung von 1825, scheinen sich daher vorzugsweise Männer der Intelligenz betheiligt zu haben, welche nun die Wüsteneien Sibiriens bevölkern helfen oder, wie der unglückliche Bestujev, unter den Kugeln der Tscherkessen verbluten müssen.

Von den elektromagnetischen Staats-Telegraphen sind die Linien von Berlin nach Aachen und von Berlin nach Hamburg während des letzten Quartals des verflossenen Jahres, die Linie von Berlin nach Stettin seit dem 15. Oct. und die Linie von Berlin nach Frankfurt a. M. seit dem 24. Oct. v. J. zur Beförderung von Depeschen des Publikums eröffnet gewesen. Die Einnahmen von der Beförderung der Depeschen auf den genannten Linien haben im letzten Quartal betragen:

	im Ganzen, Thlr.	Sg.	Pf.	darunter für Cours-Notirungen. Thlr.	Sg.	Pf.
auf der Linie von Berlin nach Aachen	4355	1	—	3178	25	6
„ „ „ „ „ „ „ Hamburg	2773	28	9	1144	20	6
„ „ „ „ „ „ „ Stettin	632	25	—	311	15	—
auf der Linie von Berlin nach Frankfurt	3078	25	—	2225	27	—
zusammen	10840	19	9	6860	28	—

Es macht daher die Einnahme von den Cours-Notirungen 63 prCt. oder nahe zwei Drittheile der Gesammt-Einnahme aus.

Das „Morgenblatt" enthält interessante Mittheilungen über G. A. Bürger von H. Pröhle. Es ist darin zum ersten Male die Bittschrift abgedruckt, womit sich Bürger an Friedrich den Großen wandte, um in seinen Diensten angestellt zu werden. Der Minister von Carmer hatte das Schreiben an einen Hrn. v. Zedlitz gegeben, mit der Bemerkung, daß er dem Dichter eine Professur ertheilt sehen möchte. v. Zedlitz rescribirte darauf: „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannover'sche Justiz-Amtmann Bürger durch seine von Zeit zu Zeit herausgegebenen übersetzten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewiesen und auch als Dichter sich bekanntlich Ruhm erworben hat, so ist er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Genieweesen sich auszeichnenden Schöngeister ist, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Ueberhaupt ist an Leuten, die die alten Sprachen verstehen, eben kein Mangel, und da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen."

Korrespondenz.

Darmstadt, 18. Jan.

Der schon seit Wochen in den Straßen hiesiger Stadt angehäufte dicke Schnee erzeugt eine Menge unebener und glatter Stellen, die für Fußgänger sehr gefährlich sind, besonders in der Altstadt, wo die Straßen enge sind und der Verkehr lebhaft ist. In Folge dieses mißlichen Umstandes fiel neulich eine Frau mit einem Kinde in der Nähe des Ludwigsbrunnens und brach ein Bein. Einige Tage später widerfuhr Abends einem Manne beim Nachhausegehen in der Obergasse dasselbe Schicksal, und so hatten wir binnen kurzem zwei Unglückliche, welche für einen falschen Tritt auf der unwegsamen Straße noch lange genug werden büßen müssen. Alle Menschenfreunde und braven Bewohner unserer Stadt sind gewiß mit mir der Meinung, daß dergleichen in das Familienleben äußerst störend eingreifenden schweren Unglücksfälle im Winter leicht verhütet werden könnten, wenn nach jedem Schneefall die engen Straßen der Altstadt ohne Verzug gereinigt würden. Aber die Ausführung einer solchen Maßregel ist weder zeitraubend noch mühevoll, wenn die Bewohner einer Straße rasch und thätig zusammenwirken wollten. Was in andern Städten zur Winterszeit möglich ist und in Ordnung geschieht, wird auch bei uns im Interesse der persönlichen Sicherheit geschehen können. Wir laufen sonst noch Gefahr, in dem Schnee zu ertrinken, da wir, unserer örtlichen Lage wegen, vor dem Wasser ziemlich geschützt sind, besonders jetzt, wo die Brunnenmeister allgemein über den tiefen Stand der Quellen klagen. Steht die Sonne in dem Zeichen des Steinbockes oder des Krebses, so sind wir in dieser Beziehung in dem einen wie in dem andern Falle gleich übel daran, und dem eintretenden Mangel an Wasser kann alsdann nicht anders abgeholfen werden, als durch eintretende günstige Elementarereignisse, die nicht in dem Bereiche menschlicher Macht liegen. Artesische Brunnen würden für die hiesige Stadt und Gegend von unschätzbarem Nutzen seyn, allein es scheint bis jetzt noch an den hierzu erforderlichen geognostischen Voruntersuchungen zu fehlen, und ohne diese können Bohrversuche mit der Aussicht auf Erfolg nicht wohl unternommen werden.

Freitag, 25. Jan. Dritte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett D moll von Mozart. 2) Quartett aus C dur von Franz Messer. 3) Quartett aus D dur von Beethoven. Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 24 Jan. Großer Maskenball. Preise der Plätze: Logenplätze des 1. und 2. Ranges fl. 2. 42 kr. In den Ballsaal fl. 2.

☞ Den Besitzern von Logenplätzen ist der Eintritt in den Ballsaal zu jeder Zeit gestattet.

Um 12 Uhr eine kleine Ueberraschung.

Freitag, 25. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 22. Freitag, den 25. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier

(Fortsetzung.)

Einer der verbreitetsten und bekanntesten Aberglauben unserer Vorfahren war der, gewissen Thieren, und unter diesen den Windspielen eine Art Sehergabe zuzuschreiben. Darf man den alten Chroniken Glauben beimessen, so waren oft wichtige und erfolgreiche Ereignisse nur durch diese Thiere verkündet worden. Kein Land war so empfänglich für alles Uebernatürliche, Unglaubliche, als die Bretagne, und kein Mensch in der ganzen Bretagne war so schwach in diesem Punkte, als der gute Herzog Johann III. Ein schwacher Verstand, ein empfängliches Gemüth und ein angeborner Hang zur Leichtgläubigkeit hatten ihn von Kindheit an dem Aberglauben seines Zeitalters zugänglich gemacht, und so kann man wohl sagen, daß er den Beinamen, den die Nachwelt ihm gegeben hat, verdient, und zwar in der wenigst schmeichelhaften Auslegung.

Die Begebenheit mit der Wahrsagerin hatte seine ohnehin gereizten und geschwächten Nerven noch bedeutend erschüttert und nicht wenig zu der Krankheit beigetragen, die ihn einige Monate später befiel. Auch sein Gemüth war für düstere abergläubige Ahnungen noch empfänglicher geworden, als vorher. Das Windspiel, was er auf eine so ungewöhnliche, eigenthümliche Art erhalten hatte, wurde sein geheimer Rathgeber, sein Orakel, gleichsam seine verkörperte Schicksalsgöttin. Er erfand tausend Mittel bei Allem, auch dem Unwichtigsten, was er unternehmen wollte, das Thier um Rath zu fragen, er wußte in seinen Blikken, in seinen Bewegungen billigende oder mißbilligende Antworten zu lesen, und richtete sich bei seinen Handlungen gewissenhaft darnach. Man wird leicht glauben, daß er, wo es sich um die Vermählung seiner Nichte und um die Wahl seines Thronerben handelte, keinen Entschluß faßte, ohne seine Sibylle erst um Rath zu fragen.

Am Morgen des entscheidenden Tages war der alte Herzog schon mit anbrechendem Morgen wach. Als die ersten Sonnenstrahlen auf seinen roth seidenen Bettvorhang mit den breiten goldenen Fransen fielen, da richtete er sich mit Mühe auf, machte dreimal das Zeichen des Kreuzes und sprach eben so viel Gebete halblaut vor sich hin. Dann klopfte er zweimal behutsam auf den breiten, in Wolle gestickten Fußteppich, dessen eine Hälfte zusammengerollt war und etwas Kostbares in den weichen Falten zu verbergen schien. Es war das Lager Yolands. Bei dem bekannten Zeichen seines Herrn bewegte sich der Hund langsam in seinem weichen Versteck, schob die Falten geräuschlos aus einander, steckte zuerst den Kopf heraus, dann die beiden Vorderpfoten, und kroch endlich ganz aus seiner Hülle hervor, näherte sich dem Herzog, gleichsam um sich von den zitternden Händen des guten Greises streicheln zu lassen.

Und in der That, der alte Herzog überschüttete seinen Liebling mit Gunstbezeugungen aller Art, nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, die es nur geben kann. Yoland schien die Freundschaft seines Herrn zu verstehen und nach Gebühr zu würdigen; er überhäufte ihn seinerseits mit allen erdenklichen Liebkosungen, deren ein Hund fähig ist. — Nachdem dieser gegenseitige, herzliche Morgengruß vorüber war, nahm Yoland ohne Umstände neben seinem Gönner Platz. Der Herzog wurde ernst, nahm von einer Truhe, die dicht an dem obern Ende seines Bettes stand, ein Gebetbuch in künstlich geschnitztem Einband. Die eine Seite stellte die Eroberung Jericho's, die andere die Geißelung Christi vor. Er legte es andächtig auf seine Knie, wie um es zu öffnen; aber anstatt es zu öffnen, gab er dem Windspiel ein Zeichen, auf welches dasselbe seine rechte Vorderpfote erhob und auf den goldnen Schnitt des Buches niederfallen ließ. Gleichzeitig zog der Herzog seine beiden Hände zurück, so daß das Buch sich öffnen mußte. Er las das Gebet, welches auf diese Art aufgeschlagen worden war, mit lauter Stimme, machte das Buch wieder zu und ließ es dreimal hintereinander auf dieselbe Weise öffnen. Dabei betrachtete er jedesmal den ersten großen Anfangsbuchstaben der linken Seite. Ein V, ein D und ein R erschienen nach einander. Der Herzog machte verdrießlich das Buch zu und legte es ein wenig heftig auf die Truhe zurück.

Er hatte gehofft, die Vorsehung werde durch dieses Orakel zu ihm sprechen. Da er nun aber keinen Anfangsbuchstaben von dem Namen einer der Bewerber gewahrte, so glaubte der abergläubische Greis darin zu sehen, daß der heilige Geist ihm seine Erleuchtung versage. Jetzt war er wieder rathlos; er seufzte tief auf und nahm zu einem andern Mittel seine Zuflucht. Unter seinem Kopfkissen befand sich ein langer Stock, der beim Ordnen des Bettes gebraucht wurde (eine Mode, die sich bei den Bauern in der Bretagne noch immer erhalten hat); er nahm denselben hervor, hielt ihn, ein Stück vom Fußboden entfernt, wagrecht und befahl dem Hunde, darüber zu springen. Yoland verließ das herzogliche Bett mit sichtbarem Bedauern und wartete auf ein Zeichen seines Gebieters.

„Springe für Carl d'Evreux!" sagte der Herzog.

Der Hund nahm einen Anlauf, blieb aber dicht vor seinem Ziele stehen und ging beschämt zurück.

„Springe für Carl von Blois!" fuhr der Herzog fort, indem er den Stock ein wenig senkte.

Yoland sprang darüber, ohne ihn zu berühren. Ein flüchtiger Strahl der Freude glänzte auf Johanns Gesicht. So verließ ihn doch das Orakel nicht! Voller Ungeduld, nun auch die dritte Antwort zu hören, rief er lebhaft aus:

„Springe für Johann Plantagenet!"

Der Hund sprang, wie er für Carl von Blois gesprungen

Digitized by Google

war, und wie er es für jeden Andern auch gethan hätte. Diesmal stieß er jedoch ein wenig an den Stock, so daß derselbe den schwachen Händen des Greises entfiel.

Wer war nun der vom Schicksal Begünstigte, Carl von Blois oder Johann von Plantagenet? Der Herzog schwankte. Erst hatte er gemeint, die Krone der Bretagne und die Hand Johanna's sey für Carl von Blois bestimmt; dann war er durch die dritte Probe wieder ungewiß geworden; doch der Fall des Stockes machte ihm dieselbe ein wenig verdächtig. Als die unbestimmte Antwort des Orakels ihn eben in neue Ungewißheit versetzte, trat Johanna in sein Zimmer.

Die frische, anmuthige Erscheinung des jungen Mädchens zerstreute plötzlich alle Wolken des Trübsinns auf der Stirn des Fürsten. Gleich den Engeln, welche überall, wohin sie kommen, Licht verbreiten, schien auch Johanna Licht und Leben in ihrem Gefolge zu haben.

Yoland zeigte bei ihrem Erscheinen die ausgelassenste Freude, und überhäufte sie mit den ungestümsten Zärtlichkeiten. Der alte Herzog begrüßte sie herzlich und küßte sie mehrmals. Nach einer kurzen Unterhaltung glaubte er, sie werde ihn, wie den Abend zuvor, wieder verlassen, aber das lag heute nicht im Sinne der jungen Gräfin; im Gegentheil, sie holte sich einen Stuhl und setzte sich mit ungewöhnlichem Ernst an sein Bett.

Fest entschlossen zu halten, was sie Carl von Blois und sich selbst gelobt hatte, versuchte sie mit weiblicher Schlauheit die Unterhaltung auf den Gegenstand zu leiten, der ihr so sehr am Herzen lag; aber umsonst. Der gute Herzog gehörte nicht zu Denen, die eine leise Andeutung gleich verstehen; und, wie es oft in solchen Fällen zu gehen pflegt, heute lenkte ein unglückliches Verhängniß seine Gedanken immer auf Gegenstände, welche die arme Johanna wieder von ihrem Ziele abführten.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksals-Walten.

Von dem tauben Himmel oben
Fleht umsonst der Mensch das Glück;
Unsre Klage schickt die Wölbung
Ohne Antwort uns zurück!

Ringe versendend seine Schläge
Aus dem düstern Hinterhalt,
Herrscht das Schicksal auf der Erde —
Eine rohe Truggestalt.

Und der Unschuld frommer Glaube
Wird durch seine Gunst geschwächt,
Weil es alle seine Güter
Ohne Wahl vertheilt und Recht.

Wie's den Amor mit der Binde
Forschen läßt nach unserm Werth,
Ueberträgts der blinden Themis
Nutzlos Wag' und Richterschwert.

Auch der Ruhm ist eine Gabe,
Die das Schicksal blind verschenkt,
Ohne daß es an das wahre,
Sittliche Verdienst nur denkt.

Nur dem kleinen Dieb die Schande,
Aber des Erob'rers Ruhm,
Dem der Städte, ganze Länder
Sich geraubt zum Eigenthum!

Diesen zeichnet es als Helden
In der Weltgeschichte Buch,
Weil er als ein tapf'rer Mörder
Hunderttausende erschlug!

Und des Frevlers Thaten prägt es
Glänzend aus in Erz und Stein;
Doch in ewiges Vergessen
Hüllt's die besten Namen ein.

Wie du seiner Lügen Herrschaft,
Seinen Launen kannst entgeh'n?
Ueber seinem Fluch und Segen
Mußt du gleich erhaben steh'n.

German Mäurer.

Die gelben Rosen.

(Schluß.)

„Nun ja, Onkel, wie erfahren, ob sie mich liebt?" — „Wie erfahren? Wetter! durch Fragen." — „Onkel, das wage ich nimmer." — „Also gehorche Deinem Vater und packe ein." — „Aber, Onkel, Sie wissen gar nicht, was das für ein Mädchen ist; hundertmal wollte ich ihr sagen, daß ich sie liebe; ich habe mich verhöhnt über meine Schüchternheit, mich auf alle Weise gesteigert, Reden auswendig gelernt; ich habe Briefe geschrieben, aber nichts da! wenn ich sprechen wollte, blieb mir das erste Wort in der Kehle stecken und ich fing von etwas Anderem an. Sie hat einen so sanften und zugleich strengen Blick, es kam mir vor, als ob sie nie einen Mann lieben würde, und dann sprach ich von etwas Anderem . . . . . mit den Briefen ging es noch schlimmer: im Augenblicke, wo ich sie hergeben wollte, fand ich sie so dumm, daß ich sie nicht klein genug zerreißen konnte." — „Kurz, Du mußt Dich entschließen und zwar darum: Dein Vater hat Dir nicht Alles gesagt; er schickt Dich nach Clermont, weil der Oberst des Regiments sein Freund ist und eine Tochter hat, und weil diese Tochter für Dich bestimmt ist; es ist eine reiche schöne Heirath. Aber . . . . . sage mir nichts, ich weiß, daß Alles dies bei einem Liebenden nicht in Anschlag kommt. Es ist eine derbe Dummheit, allein es wäre mir doch leid, sie nicht begangen zu haben. Ich weiß wohl, die Alten nennen das Illusionen. Die Brille, welche die Gegenstände verkleinert, ist nicht wahrer als die, welche sie vergrößert. Wenn sie Dich liebt, mußt Du ihr Alles opfern; es ist dumm, aber recht, und man soll es thun; Du mußt jedoch wissen, ob sie Dich liebt, und dazu ist eine treffliche Gelegenheit da. Man will sie vermählen. Neffe Du wirst bleich bei diesem Gedanken, möchtest Deinen verhaßten Nebenbuhler auf Degenweite von Dir haben — sagt Ihr das auch jetzt? Gut, erhalte Dir ein wenig von diesem Muthe Deiner schönen Noemi gegenüber. Man will sie vermählen, Du bist reicher als sie, aber Der, den man ihr zudenkt, ist reicher als Du; zudem ist er betitelt, und dann ist der Ehemann ganz fertig und mit ihm der Hochzeitskorb voll Geschenke; statt daß man bei Dir auf Dich warten muß. Geh zu Noemi, sag ihr, daß Du sie liebst, sie weiß es, aber man sagt es doch; frage sie, ob sie Deine Zärtlichkeit erwiedert, und sag' ihr — denn sie muß Dich lieben, Wetter! Du bist jung, schön und geistvoll — sag' ihr, daß sie Dir geloben soll, drei Jahre auf Dich zu warten, es mir aber schreiben in einem Briefe, den ich bewahre; dann mache ich die Heirath dort unten rückgängig, bringe Dich in ein anderes Regiment, und in drei Jahren, trotz Deinem Vater, trotz dem Teufel, trotz Allem, verheirathe ich Euch." —

Digitized by Google

„Onkel, eine Idee." — „Laß hören." — „Ich schreibe ihr." — „Wie Du willst." —

Ich schied von meinem Onkel und ging an meine Epistel; das war nicht das schwerste, ich hatte ihr schon fünfzigmal geschrieben; aber ihr den Brief zu geben, machte mich verlegen. Da jedoch nicht gezaudert werden durfte, ergriff ich meine Partie: ich kaufte einen Strauß von gelben Rosen und mitten in den Strauß steckte ich mein Billet. Sehen Sie, es ist vielleicht recht thöricht, aber es gedenkt mir noch. Nachdem ich ihr meine Liebe gestanden, flehte ich sie an, sich glücklich machen zu lassen, und drei Jahre auf mich zu warten; ich bat sie, wenn sie ei willigte, diesen Abend eine meiner gelben Rosen im Gürtel zu tragen: „dann," schrieb ich, „werde ich wagen, mit Ihnen zu reden und Ihnen sagen, was Sie thun müssen, um mein Glück, ich traue mir nicht zu sagen unser Glück, gewiß zu machen." —

„Ach, Sie steckten das Billet in den Strauß!" unterbrach ihn hier Frau von Lorgerel.

„Ja, gnädige Frau." — „Und dann?" — „Und dann, am Abend, hatte Noemi keine Rose an ihrem Gürtel. Ich wollte mir das Leben nehmen. Mein Onkel brachte mich mit Gewalt nach Clermont; er blieb zwei Monate dort, verkehrte mit den jungen Offizieren, zerstreute mich zuletzt, und bewies mir, daß Noemi mich nie geliebt hatte. — „Aber, Onkel," sagte ich zu ihm, „sie war, sie schien so froh, wenn ich kam, machte mir so sanft Vorwürfe, wenn ich mich verspätete." — „Die Frauen lieben die Liebe von Jedem, lieben aber nicht Jeden." —

Endlich brachte ich es beinahe so weit, sie zu vergessen, darauf heirathete ich die Tochter des Obersten, die ich nach achtjähriger Ehe verlor, und jetzt bin ich allein, denn mein Onkel ist schon lange todt. Nun ja, sollten Sie es glauben, daß ich noch zuweilen an Noemi denke, und — was das Merkwürdigste ist — sie immer als siebzehnjähriges Mädchen sehe, mit ihrem braunen Haare und, wie mein Onkel sich ausdrückte, mit ihrem schwarzen Sammetauge, während sie jetzt irgend eine gute alte Frau seyn mag." —

„Sie wissen nicht, was aus ihr geworden ist?" — „Nein." — „Ah so, Sie heißen also nicht Herr Descoudraies?" — „Nein, das ist der Name vom Gute meines Onkels: ich heiße Edmund von Altheim." — „Es ist wahr." — „Was ist wahr?" — „Ich will Ihnen sagen, was aus Noemi geworden ist." — „Wie?" — „Sie hat Sie geliebt." — „Aber die gelbe Rose . . ." — „Sie hat das Billet nicht erblickt. Sie weinte über Ihre plötzliche Abreise: nachher heirathete sie Herrn von Lorgerel." — „Herrn von Lorgerel!" — „Ja, Herrn von Lorgerel, dessen Wittwe ich nun bin." — „Was, Sie . . . . was, Sie sind Noemi Amelot?" — „Ach ja, wie Sie Edmund von Altheim sind, oder vielmehr nicht sind." — „Mein Gott, wer hätte geglaubt, daß wir uns einst nicht erkennen würden!" — „Ja, nicht wahr? und nur zusammen kommen, um Triktrak zu spielen!" — „Aber der Strauß!" — „Der Strauß — da ist er! ich habe ihn stets bewahrt." —

Und Frau von Lorgerel holte in einem Schrank ein Kästchen von Ebenholz, das sie öffnete. Sie zog einen welken Strauß daraus vor. Sie zitterte. „Binden Sie ihn auf, binden Sie ihn auf," sagte Herr Descoudraies. Sie band den Strauß auf und fand das Billet, das seit zweiundvierzig Jahren darin ruhte. Beide schwiegen; ich wollte mich entfernen, Herr Descoudraies stand auf. Frau von Lorgerel nahm ihn bei der Hand. „Sie haben recht," sprach sie zu ihm; „dieser Anfall von Herzensjugend darf nicht vor zwei alten Gesichtern, wie die unserigen, stattfinden. Sparen wir diese Lächerlichkeit einem edlen Gefühle, das uns vielleicht für den Rest unseres Lebens beglückt. Kehren Sie erst in einigen Tagen wieder." —

Seit dieser Zeit gehen der alte Descoudraies und die alte Lorgerel nie mehr von einander. Es besteht ein Gefühl zwischen ihnen, wie ich niemals ein ähnliches sah. Sie wiederholen sich alle kleinen Nebenumstände einer Liebe, welche sich nie ausgesprochen hatte; tausend Dinge haben sie sich zu erzählen, sie lieben sich in retrospektiver Weise, in die Vergangenheit zurück, gern möchten sie mit einander verheirathet seyn, aber sie wagen es nicht.

E. v. N.

Aus einer Rede von Victor Hugo.

In der gesetzgebenden Versammlung in Paris werden die interessanten Verhandlungen über ein organisches Schulgesetz fortgesetzt. Die Sitzung vom 15. Januar ist durch verschiedene Reden der entgegenstehenden Parteien, der Anhänger und Vertreter der katholischen Geistlichkeit und der Männer der Universität und des Forschrittes, besonders anziehend. Um 5 Uhr hatte Hr. Barthélemy Saint-Hilaire seine Lection und Hr. Parisis seine Homilie beendigt. Hr. Victor Hugo, der Partei des Fortschrittes angehörend, bestieg die Tribune und sprach: „Wer sind wir und wer sind Ihr? Wir sind für den unentgeltlichen und obligatorischen Unterricht; Ihr seyd die Partei des Clerus und der Jesuiten. Ihr nennt Euer Gesetz das der Freiheit. Aber mit welchem Recht fordert Ihr die Freiheit des Unterrichts? Seyd Ihr nicht dieselbe Partei, welche im Mittealter Scheiterhaufen und Inquisitionstribunale errichtete, Bücher verbrannte, selbst die Bibel zerstückelte, später den Cevennenkrieg veranlaßte, das Edict von Nantes zurückrief, gegen die ersten Bewegungen des nach Freiheit strebenden Geistes kämpfte? Seyd Ihr nicht im Jahre 1815 an der Spitze der Emigration zurückgekehrt, das Kreuz in der Hand und die Verwünschung im Munde? Habt Ihr nicht bei der Restauration das Gesetz der Gotteslästerung und des Kirchenraubs dictirt? Und habt Ihr nicht die Censur wieder hergestellt, diesen nur etwas schwächeren Abdruck der Inquisition? Seyd Ihr nicht die ewigen Feinde der Freiheit, und was würdet Ihr mit dieser Freiheit anfangen, wenn man sie Euch überlassen wollte? Seit Jahrhunderten habt Ihr nur sie zu verwünschen gewußt. Ihr donnert gegen sie von der Kanzel herab und wollt uns glauben machen, Ihr würdet sie in der Schule beschützen und pflegen! Würdet Ihr erlauben, den Kindern Belehrung zu spenden, die Ihr mit Eurem Bannfluch belegt habt? Könnt Ihr jener Unduldsamkeit entsagen, welche für Euch ein Dogma, eine Gewohnheit und eine Nothwendigkeit geworden ist? Nein, Ihr verlangt keine andere Freiheit, als die der unbedingten Herrschaft, und Ihr werdet erst dann Euch am Ziele glauben, wenn Ihr keine Nebenbuhler und keine Widersacher mehr habt. Die Freiheit soll Euch nur zum Vorwande der Unterdrückung dienen. Ihr setzt auf der Rednerbühne die Wunden und Krankheiten der Gesellschaft auseinander und wollt die Universität dafür verantwortlich machen. Thut Ihr Das aus reiner Ueberzeugung? Die Universität hält in ihren Schulen nur ein Drittheil der französischen Jugend. Ihr habt 20,000 geistliche Zöglinge, mehr als 30,000 in Euren Seminarien, mehr als 40 in voller Thätigkeit begriffene Institute, Ihr habt 9000 Brüder in Euren Unterrichts Congregationen, und empfangt jährlich für Eure Seminarien, geistliche Fabriken und Congregationen mehr als 4 Millionen an Gaben und Vermächtnissen, mehr als das Doppelte durch Hülfe Eurer frommen Betrügereien. Ihr beherrscht durch das Mittel der Beichte alle Frauen, predigt in allen Kirchen, überwacht alle Gedanken und Gewissen. So mächtig seyd Ihr, so weit ausgreifend ist Euer Einfluß, und dennoch wagt Ihr es zu sagen, Frankreich sey verdorben und moralisch versunken und die Universität sey schuld daran. Wenn aber die Gesellschaft wirklich so unterwühlt und verdorben ist, so seyd Ihr die Ursache davon, nicht die Universität. Laßt mir die Universität in Ruh! Es ist Euch wohl bekannt, daß sie das Schlechte nicht

Digitized by Google

lehrt, aber weil sie lehrt, weil sie Licht und Aufklärung verbreitet, darum wollt Ihr sie nicht. Ihr wollt in Euren Schulen die ganze französische Jugend haben, und warum? Um sie aufzuklären? Wie wäre das möglich, wenn man die Unbeweglichkeit als obersten Grundsatz festhält, wenn man mit den Waffen der Censur kämpft? In diesem Falle legt man die Hand nur darum an den Unterricht, um ihn zu zerstören, nur darum an das Licht, um es auszulöschen, nur darum an die menschliche Vernunft, um sie zu ersticken. Es ist nun nach fünfzigjähriger Anstrengung und nachdem Ströme Blutes vergossen wurden, die Republik zum zweiten Male gegründet. Da erhebt die so oft besiegte Partei der Geistlichkeit abermals ihr Haupt und verlangt, daß die Republik in ihre Hände die Herrschaft der moralischen Ordnung niederlege. Sie beschwört das Gespenst des Communismus herauf, indem sie die Furcht zu ihrem Verbündeten macht; sie stellt sich trotz ihrer Unpopularität als den einzigen Damm dar, welcher den Strom der Revolution hemmen könnte. Und was bietet sie, um — wie sie vorgibt — alle gesellschaftlichen Kräfte wieder zu vereinigen? Ist es Eintracht? Ist es Sittlichkeit? Ist es Wissenschaft? Eintracht? Darüber kann man nach unserer heutigen Sitzung urtheilen. Die Kirche des Hrn. v. Fallour ist nicht die des Hrn. Montalembert und Hr. Parisis, Bischof von Langres, verläugnet das Journal und den Artikel des Hrn. Dupanloup, Bischof von Orleans. Jeden Morgen liegen sich „der Religionsfreund" und das „Univers" in den Haaren. Ist uns die Geschichte der Kirche nicht wohl bekannt und kennen wir nicht die blutbefleckten Annalen der Ketzerverfolgungen? Diese Eintracht, deren Ihr Euch rühmt, besteht nur unter dem Schutz der Inquisition. Aber vielleicht ist es die Sittlichkeit, die Ihr uns bringen könnt? Durch Euren Ehrgeiz und Eure Treulosigkeit gebt Ihr davon wahrlich kein gutes Beispiel Sollen wir von neuem die Bibliotheken Eurer Seminarien durchstöbern? Wir würden nicht nöthig haben, den Escobar zu öffnen und die „Provinzialen" wiederum zu lesen. Wir dürfen uns nur an den „Constitutionnel", Euren neuen Bundesgenossen, halten, in dessen Spalten wir alles Schmachvolle des Vater Moullet und des Compendiums citirt finden. Wenn Ihr es verlangt, so wollen wir diesen Krieg, der so oft unheilvoll für Euch gewesen ist, noch einmal beginnen. Und nun die Wissenschaft, diese Bundesgenossin der Freiheit, dies Mittel des Fortschritts, was könnte sie von Euch anders erwarten, als Verfolgung und Verbannung? Wo ist unter allen großen Erfindungen der Menschheit diejenige, die ihr nicht verflucht und verfolgt habt? Wo ist unter allen hochbegabten Denkern Derjenige, der Eure Fesseln nicht getragen hätte? Wo ist an irgend einem Orte der getauften Welt der sprühende Geistesfunken, den Eure Hand nicht zu ersticken versucht hätte? Ihr bringt der Welt zugleich Friedensworte und Ketten! Da, wo Ihr keinen Gensdarmen hinstellen könnt, stellt Ihr einen Jesuiten hin!"

Während Victor Hugo auf der Tribune dem Haß des Volkes einen Ausdruck verlieh, mußte man die Verwirrung und die Erbitterung der rechten Seite des Hauses sehen. Zurückweisungen, Verneinungen und Schmähungen machten sich Luft. Die Herren Montalembert, Denjoy, de Laborde, Dampierre erhoben sich, um dem Redner ohnmächtige Herausforderungen entgegenzuschleudern. Schmähet nur, aber läugnet nicht! Läugnet nicht, daß Eure Schulen ganz Frankreich überschwemmen, und daß Ihr in sechs Monaten jede Concurrenz erstickt haben werdet, daß Ihr der Vortrab der Jesuiten seyd, die schon ihre Ungeduld, wieder zu erscheinen, nicht länger zügeln können. Seyd einmal recht offenherzig, wenn auch nur für eine Stunde, damit Frankreich erfahre, daß es sich um nichts Geringeres handelt, als um Censur, Inquisition und Jesuiten, damit es endlich begreife, wie die Sachen stehen — links der Socialismus, rechts die Jesuiten. Ihr habt es ja so gewollt; und nun bleibt dem Volke nur die Wahl zwischen der Revolution und dem Despotismus der Geistlichkeit. W.

Mannichfaltigkeiten.

Die Ausfuhr von Butter, Eiern, Geflügel und Wildpret von Ostende nach England hat im Jahre 1849 einen Werth von einigen Millionen erreicht. Von Antwerpen ist die Ausfuhr nach England viel bedeutender. Für Belgien ist daher höchst wünschenswerth, daß die Schutzzöllner in England ihr Ziel nicht erreichen mögen. Sir Robert Peel hat nun zu seinen Pächtern gesagt: „Ich bin fest überzeugt, daß weder das jetzige, noch ein späteres Parlament einwilligen wird, den Zoll auf Lebensmittel wieder einzuführen, weder mit der Absicht eines Schutzes, noch mit der, die Einkünfte des Landes zu vermehren."

Ein Husarenlieutenant in Wien ist von einem gesunden Knaben entbunden worden. Der Lieutenant ist eine muthige Amazone Maria Carl, focht im ungarischen Heer als Lieutenant und ist mit einem Artilleriehauptmann verheirathet, dessen Gefangenschaft sie jetzt theilt.

Korrespondenz.

Wien, 18. Jan.

Gestern wurde im Theater an der Wien ein neues Stück von Elmar: „Die Philisterschule" aufgeführt, welches gänzlich Fiasco machte. Das zahlreich versammelte Publikum machte seinen Unmuth durch allerlei Demonstrationen Luft, die nach überstürztem Schlusse in eine gellende Katzenmusik mit den erfolglosen Zwischenrufen: „Elmar abdiren!" übergingen und im Foyer mit dem Herabreißen der Zettel, welche die Wiederholung ankündigten, endigten.

Konzert des philharmonischen Vereins.

(Erstes Konzert im Abonnement 1849 — 1850. — Samstag, 26. Jan.)

1) Symphonie militaire von Joseph Haydn. 2) Hymne: „Betet an", für vierstimmigen Chor von Anselm Ehemant. 3) Fantasie für Violine von de Beriot (neu), vorgetragen von Hrn. Rudolph Gleichauf. 4) Ouverture zu „Coriolan" von L. van Beethoven 5) Variations sérieuses für Pianoforte von Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Hrn. J. Schoch. 6) Chöre aus dem Oratorium „Judas Macabäus" von Händel mit Orchesterbegleitung. — Anfang 7 Uhr im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten zu fl. 1.30 kr. sind bei Hrn. André (Haus Mozart) zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 25. Jan. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch Pfeifer.

Samstag, 26. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Akth. von Dr. Carl Töpfer.

Druck und Verlag von Heiler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 23. Samstag, den 26. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier.

(Fortsetzung.)

So war denn unter gleichgültigen Gesprächen eine Stunde verstrichen, die der Armen ein Jahrhundert schien. Es trat eine Pause ein, und schon zitterte Johanna bei dem Gedanken, der Herzog habe doch wohl ihre schüchternen Versuche, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, bemerkt, da auf einmal sagte dieser:

„Mein Kind, ich muß jetzt allein seyn; verlasse mich."

Die Gräfin stand bestürzt auf; doch faßte sie sich schnell wieder und sagte mit schwacher aber entschlossener Stimme:

„Mein Onkel, Sie fingen gestern an über Dinge mit mir zu sprechen, die ich nicht hören wollte .... Ich habe Unrecht gehabt .... Sicher .... Ich bitte Sie deshalb um Verzeihung, und bin heute bereit .... Sie zu hören."

Sie hatte wirklich mit Aufbieten aller Kräfte die letzten Worte gesprochen und fiel erschöpft auf ihren Stuhl zurück. Schon glaubte sie, jetzt aus dem Munde ihres Onkels zu hören, was sie so gern hören wollte .... da schlug es auf der Schloßuhr zehn. Es war dies die Stunde, wo der Herzog die Gesandten bei sich erwartete.

„Heute Abend, mein Kind, sollst Du das und noch mehr erfahren; jetzt verlasse mich," sagte er zu der jungen Gräfin und zwar in einem Tone, der jeden Einwurf im Voraus abschnitt.

Das arme Kind zog sich zurück. Der Herzog war zu sehr mit seinem Plane beschäftigt, um die Thränen und unterdrückten Seufzer seiner Nichte zu bemerken.

Poland schien den Schmerz Johanna's besser zu verstehen als sein Herr; er verließ diesen und folgte ihr nach.

Eine halbe Stunde, nachdem der Herzog seine Nichte so zur Unzeit verabschiedet hatte, schritt er, auf die Schulter von zwei seiner Kavaliere gestützt, in seinem Gallakleide, mit dem Hermelin bedeckt und von einem Pagen gefolgt, der eine Krone auf einem Kissen trug, durch eine Gallerie des Schlosses dem großen Saale zu, wo die Gesandten der drei Bewerber ihn erwarteten.— Der Graf Salisbury, Gesandter Johann Plantagenets, Louis von Navarra, der Carl d'Evreux vertrat, Carl von Blois und sein Onkel, der Graf d'Alençon, saßen neben einander an dem einen Ende des Saales. Die Räthe des Herzogs hatten jenen Herren gegenüber Platz genommen. In ihrer Mitte befand sich eine mit Teppichen bedeckte Estrade, auf derselben stand, unter einem roth seidenen Thronhimmel, ein Armsessel, der für den Herzog bestimmt war. Alle erhoben sich ehrerbietig, als derselbe eintrat. Er schritt dem Thronhimmel zu, ließ sich auf den für ihn bestimmten Sessel nieder und lud die versammelten Herren durch ein Zeichen mit der Hand ein, ihre Plätze wieder einzunehmen. Die beiden Kavaliere, die ihn begleitet hatten, blieben hinter seinem Sessel stehen; der Page legte das Kissen mit der Krone ihm zu Füßen.

Ehe wir im Geiste an der Berathung Theil nehmen, deren Folgen so wichtig und so schrecklich waren, müssen wir auch der beiden Wesen Erwähnung thun, die der Versammlung beiwohnten, ohne von derselben bemerkt zu werden. Hinter einer Tapetenthüre nämlich saß Johanna von Penthièvre auf einem Taburet und beobachtete Alles, was im Saale vorging, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Auf einem Polster zu ihren Füßen lag Poland.

Der Herzog nahm zuerst das Wort. Er stellte die Bedingungen auf, unter denen er einen Gemahl für seine Nichte anerkennen werde. Der Gemahl Johanna's sollte ihr am Range gleich stehen, sollte ihr Herzogthum regieren und nöthigenfalls vertheidigen, sollte die Wappen seines Hauses mit denen der Bretagne vertauschen.

Dann erhoben sich die Gesandten, einer nach dem andern, um die Sache ihres Herrn zu führen. Als der Graf d'Alençon sprach, folgte Carl von Blois mit sichtbarer Angst und Unruhe jeder Bewegung des Herzogs. Auf einmal schien sich Etwas hinter der Tapetenthüre zu bewegen ....

Johann hatte die drei Gesandten mit gleicher Aufmerksamkeit angehört; jetzt beleuchtete er ihre Antworten näher. Er rügte die Worte des Grafen von Salisbury ziemlich streng, in denen derselbe, ein wenig unvorsichtig, die Ansprüche Eduard's auf den französischen Thron hatte durchscheinen lassen. Auf die Aeußerung von Louis von Navarra, nicht darauf eingehen zu wollen, die Lilien in dem navarresischen Wappen in Hermelin zu verwandeln, erwiederte er mit Bestimmtheit, daß er seinerseits nie und unter keiner Bedingung ein navarresisches Wappen in der Bretagne dulden werde, daß seine Dynastie nicht weniger als die Sr. Majestät von dem französischen Throne abstamme, und daß auch in seinen Adern das Blut des heiligen Ludwig fließe, daß die Wappen der Bretagne zu den ältesten gehörten und ruhmvoll auf Siegesfahnen von seinen Vorfahren in das heilige Land getragen worden wären.

Der Graf von Alençon allein war so gemäßigt in den Ansprüchen für seinen Neffen gewesen, daß sich der Herzog nur beifällig über die Art seines Auftretens äußern konnte.

Jetzt wollte Johann die Ansichten seiner Räthe hören. Ihre Meinungen waren getheilt und blieben es auch, trotz aller gegenseitigen Aussprache. Das erschwerte dem armen Herzog, der ohnedieß schwankend und unentschlossen war, seinen Entschluß. Geistig und körperlich abgespannt, wollte er eben zu einem Hülfsmittel der Schwachen seine Zuflucht nehmen; er wollte nämlich seine bestimmte Erklärung aufschieben, da erhob sich Carl von Blois, um zu sprechen.

Digitized by Google

Obgleich von Anfange an bis jetzt nur stummer Theilnehmer an der Unterredung, war derselbe doch ängstlich und erwartungsvoll der Entwickelung derselben gefolgt; die plötzliche Unentschlossenheit des Herzogs brachte ihn in den Zustand der peinlichsten Ungewißheit und Spannung. Was sollte er jetzt denken? Hatte Johanna ihren Onkel über diese Angelegenheit gesprochen oder nicht? — Hatte sie ihn darüber gesprochen, dann konnte er sich dessen Unentschlossenheit nicht erklären; war es nicht geschehen, so sah er sich bitter getäuscht, denn dann war er nicht wirklich geliebt.

Diese Ungewißheit brachte ihn fast zur Verzweiflung. Die widerstreitendsten Gefühle bestürmten sein Herz; doch, wie gewöhnlich bei zarten, ängstlichen Naturen, so auch bei ihm, wurde bald das Gefühl des Schmerzes das vorherrschende, das ihm auch allen Muth gab zu sprechen.

„Durchlauchtigster, gnädigster Herr!“ begann er, sich an den Herzog wendend. „Ich bitte vor Allem um Verzeihung wegen meiner Kühnheit, in einer so ehrwürdigen Versammlung meine Stimme zu erheben; aber es drängt mich, zu den weisen und liebevollen Worten meines gnädigen Onkels noch Einiges hinzuzufügen. Meiner Ueberzeugung nach ist bei dieser wichtigen Besprechung Ein Hauptpunkt übersehen worden.“

Die Anwesenden sahen sich verwundert an.

„Der Rang und die Vorzüge eines Jeden von uns sind hinlänglich in Betracht gezogen worden,“ fuhr Carl fort. „Unsere Städte und Schlösser, unsere Herrschaften und Festungen, unser Einkommen und die Perlenzahl unserer Kronen, unsere Heeresmacht und die unserer Familien: das Alles ist gewissenhaft gezählt und verglichen worden. Es ist wahr, alle diese Dinge sind zu berücksichtigen; aber es handelt sich nicht allein darum, der Bretagne einen würdigen Fürsten zu geben, es handelt sich auch, und zwar vorzüglich, um das Lebensglück von Johanna von Penthièvre. Und da, meine ich, müßte ihre eigne Zustimmung die erste Bedingung seyn. — Ist sie nicht alt genug, um, wenn auch nicht gerade Theil an den Unterhandlungen zu nehmen, doch wenigstens auszusprechen, wen ihr Herz wählen würde? Und da Sie selbst noch unentschlossen sind, sollte nicht ein Wort von Ihrer Nichte hinreichen, Sie zu bestimmen?“

Ein Lächeln auf allen Gesichtern, das nicht sowohl Interesse an dem jungen Grafen, sondern vielmehr Unwillen über seinen Vorschlag verrieth, zeigte ihm deutlich, daß er in der Wüste gepredigt hatte.

Er setzte sich wieder, und zwar niedergeschlagener als zuvor; zu seinem Schmerze gesellte sich noch ein gewisses Gefühl der Demüthigung. Johanna hatte ihn also nicht verstanden, oder sie hatte ihn hintergehen wollen. Jetzt mußte er den Zufall anrufen, da die Liebe ihn nicht erhörte.

Der Zufall erhörte ihn wirklich.

(Schluß folgt.)

Die Schifffahrt auf dem Mississippi.

Wir entlehnen einem von W. Schulze in den „Blättern für Handel und Gewerbe“ mitgetheilten Briefe aus New-Orleans folgende Schilderung einer Fahrt auf dem Mississippi:

Fast jeden Augenblick gleiten riesige, schwarz und weiß angestrichene Dampfschiffe mit ihren ungeheuern Schornsteinen und schwarz und weiß bemalten Röhren vorüber, einen Regen blauer Funken ausspeiend, die knisternd in das dunkle Strombett fallen. Es sind dies unglaublich leichte, aus schlecht aneinander gefügten Brettern gezimmerte Fahrzeuge, die höchstens einige Monate dauern. Sie fliegen auf den Wellen dahin, wie brennende Pfeile, ganze Wälder verschlingen sie, und finden ihren Untergang bald durch das Wasser, bald durch das Feuer, bald durch beide Elemente zusammen, und nichts ist gewöhnlicher, als daß man hört, der Mississippi habe wieder einmal zwei oder drei von ihnen mit Mann und Maus verschlungen. Diese Schifffahrt auf dem Mississippi stellt das wahre Sinnbild amerikanischer Civilisation vor. Der Fluß ist in seiner ganzen gewaltigen Ausdehnung bis zur Mündung des Ohio hinauf mit so mannichfach verschiedenen Fahrzeugen bedeckt, daß es an die Unmöglichkeit gränzt, sie näher zu bezeichnen und die verschiedenen Gattungen zu zählen. Der größte Theil derselben sind Dampfschiffe, deren Verdeck mit Reisenden vollgepfropft ist. Bald versinken diese Dampfschiffe in die Tiefe, bald rennen sie mit einem andern Fahrzeuge zusammen und verschwinden mit ihm gemeinschaftlich in dem Wasserschlunde. Von solchem Vorfalle macht man wenig Aufhebens; denn in diesem neuen Lande, wo der Mensch so wenig bedeutet, ist auch das Menschenleben spottwohlfeil. Majestätisch schwimmen auf dem Strome, bald Heuschobern vergleichbar, eine Art weißer Gebirge einher; es sind Baumwollenballen, die auf einem Raume von 30—40 Fuß Länge und 6—9 Fuß Breite über einander geschichtet sind; bald kommen platte, vorn und hinten viereckige Schiffe stromabwärts. Ein Gedanke, ein bloßer Schatten von Segel treibt sie, und zwei am Vordertheil angebrachte Ruder spalten die Woge. Sie sind leicht gebaut diese Schiffe, und können wohl zu Thal, aber nicht zu Berg fahren. Sind diese improvisirten Fahrzeuge an ihrem Bestimmungsorte angelangt, so zerschlägt man sie und benutzt das Material, woraus sie gebaut sind, anderweitig. Hier und da tragen sonderbare, wie Hütten gestaltete, aus kaum viereckig behauenen Balken gebaute große Kähne eine ganze Familie, die mit ihren Matratzen, Betten, ihrem Hausgeräth und ihren Hausthieren auswandert, und am neuen Ansiedelungsorte angelangt, ihre kleine Arche Noah in Stücken schlagen wird. Wieder ein anderes Mal sind es vollkommen fertige, schwimmende Häuser, die man, ist endlich das Ufer erreicht, bis zu dem Orte transportirt, wo man seinen Wohnsitz aufschlagen will. Ganze Buden mit ihren Schildern kommen daher geschwommen, angefüllt mit Mode-, Material-, Töpfer- und Strumpfwaaren. Statt daß bei uns die Colporteure und Marktleute durch einen Ein- oder Zweispänner ihren Kram ziehen lassen, bewegt hier der Schiffsherr durch zwei Ruder seinen Kramladen stromauf und stromab. Auch Theater, Marionetten, Gaukler aller Art, chinesische Schattenspiele und selbst große Schauspielhäuser, in denen man Stücke von Shakespeare zwischen Himmel und Wasser aufführt, treiben auf Schiffen im Strome einher. Will Macbeth den alten König zur Seite schaffen, so stürzt er denselben, statt ihn zu erdolchen, in den Mississippi. Dann kommen lange Flöße, aus gewaltigen Bäumen bestehend, die von Jemand in seinen Wäldern in der Absicht gefällt wurden, sie hundert und mehr Meilen von der Wildniß, wo sie geblüht haben, wieder zu verkaufen.

Das Eselsfest.

Als die erste französische Republik durch einen Erlaß vom 8. Juni 1794 den katholischen Gottesdienst abschaffte und den Kultus der Vernunft einführte, wußten die Diener der „alleinseligmachenden Kirche“ keinen Ausdruck zu finden, die Urheber desselben vor der rechtgläubigen Gemeinde zu brandmarken. Sie, die in der Vernunft nur immer ihre Feindin, nie aber das göttlich berechtigte Menschenwesen erkannt, nannten diesen Kultus eine Ausgeburt des schändlichsten Wahns, eine ruchlose Entweihung des Heiligen; und, als fromme Hirten, predigten sie den ihrer Seelsorge anvertrauten Schaafen den Kreuzzug gegen die frechen republikanischen Ungläubigen. Und sie hatten, vom

Digitized by Google

Standpunkte ihrer Interessen die Sache betrachtet, vollkommen recht, denn der Sieg der Vernunft wäre ihr Untergang gewesen. Nur darin bestand ihr Unrecht, daß sie unter der Maske der Heuchelei ihre Gegner angriffen und des Wahns und der Entweihung bezüchtigten, während sie dieser Vorwurf seit Jahrhunderten wohl am gegründetsten treffen möchte. In der That, wo ist irgend ein Aberglaube und eine Dummheit im Volke, die sie nicht sorgfältig bebrütet, genährt und ihren Leidenschaften zinsbar gemacht hätten? wo der Mummenschanz, in dem sie nicht eine Hauptrolle gespielt? — Wahrlich, wenn von Verirrungen und Gaukeleien anderer politischen und religiösen Sekten oder Parteien die Rede, sollten sie in sündiger Demuth das Auge niederschlagen und sich ihrer gestrigen und heutigen Schuld anklagen und mit zerknirschtem Herzen denken: wir sind bloß durch unsere Kappen von andern Narren verschieden. Doch genug davon, wir wollten ja das Eselsfest beschreiben. Dasselbe wurde ehedem den 14. Jan. zu Beauvais in Frankreich gefeiert. Zur Darstellung der heiligen Jungfrau ward das schönste Mädchen der Stadt auserwählt, die einen prächtig gesattelten Esel bestieg und ein hübsches Kind, den jungen Welterlöser vorstellend, in den Armen hielt. In diesem Aufzuge trabte sie, vom Bischof und der Geistlichkeit gefolgt, vom Dom nach der Stephanskirche, wo sie ihren Platz neben dem Hauptaltar einnahm. Der Eingang der Messe, sowie das Kyrie, Gloria und Credo endigten jedesmal mit dem Chore: i—a, i—a, ohne nur im geringsten von der Tonart des Originals abzuweichen. Am Schlusse der Messe sagte der Priester zur Menge gewandt: „Ite missa est," und die Gemeinde antwortete: „Deo gratias!" — *)

Die Indier von Madure würden sich bei diesem Feste nicht weniger erbaut haben, als die christlich gesitteten Bewohner von Beauvais, da sie nach dem Zeugnisse der Missionäre ihre Abkunft von einem Esel ableiten und seine Stammgenossen als Brüder betrachten, und bei denen Jeder, der einen solchen vierfüßigen Bruder zu schwer belastet, dem Richter überantwortet und zu Geld- oder Körperstrafe verurtheilt wird und also besser behandelt ist, als ein großer Theil unserer Staatsbürger, die man ohne Erbarmen die schwersten Lasten tragen läßt, was an eine Bemerkung des Diogenes erinnert, der, als er zu Megara die Schaafe reichlich mit Wolle bekleidet, die Knaben aber nackend sah, ausrief: „zu Megara ist's vortheilhafter ein Widder, als ein Mensch zu seyn!"

Das Fest in Beauvais soll, nach Einigen, seinen Ursprung der Flucht der heiligen Familie nach Aegypten verdanken; Andere schreiben es der Eselin zu, die Christus bei seinem feierlichen Einzug in Jerusalem geritten, und, die der Legende zufolge, von jeder Arbeit befreit, trockenen Fußes die Fluten des Meeres durchschritt und nach Verona pilgerte, wo sie sehr zärtlich aufgenommen worden und im Geruche der Heiligkeit gestorben seyn soll. — Viele Länder der Christenheit beeiferten sich, das fromme Beispiel der Stadt Beauvais nachzuahmen, denn die ansteckendste aller Krankheiten ist — die Thorheit. German Mäurer.

*) Siehe: Les erreurs et préjugés, par Salgues. Paris 1821. Le dictionnaire des cultes religieux. Historiographie de la table par C. Verdot. Paris 1833. Dictionnaire des origines de Noël.

Maskenball im Frankfurter Stadttheater.

Nach einer zehnjährigen Pause fand am 24. d. M. im hiesigen Schauspielhause wieder ein öffentlicher Maskenball statt. Die Ursachen einer so langen Unterbrechung sind uns unbekannt. Maskenbälle gehören nun einmal in allen größeren Städten zu den beliebtesten Vergnügungen der Wintersaison, und dies mit Recht; denn was ist schöner und anregender, als diese bunten Spiele der Vermummung und des Humors, der lebenslustigen Heiterkeit und schalkhaften Laune, und bei welcher Veranlassung ist den Freuden des Tanzes, der harmlosen Intrigue und dem fröhlichen Genuß des Augenblicks so viel Spielraum vergönnt, als gerade hier? Auch diesmal herrschte wieder viel Heiterkeit in dem ganz in der früheren Weise eingerichteten und decorirten Saale und wogte ein buntes Maskenleben in wechselnden Gruppen auf und ab. Die Räume des Ballsaales waren fast überfüllt und der Logenränge von einem eben so zahlreichen als gewählten Publikum besetzt. Dort sah man Polen, Ungarn, Griechen und Türken, hier Matrosen, Marketenderinnen, Mönche und Nonnen; dort sich lustig umhertummelnde Harlekins, hier niedliche Tyrolermädchen. Aus den meisten unserer beliebten Opern waren die Repräsentanten der Hauptrollen anwesend, während Dominos in allen Farben und Gattungen die vorherrschende Mehrheit bildeten. Man sah reiche und geschmackvolle Maskenanzüge, aus welchen zu erkennen war, daß auch viele der Reichern unserer Einwohnerschaft sich eingefunden hatten und wie früher, so zeichneten auch diesmal die Damen sich durch Auswahl und Geschmack der Kostüme aus. An auffallenden Charaktermasken und durch Neuheit interessanten Erscheinungen, an witzigen Beziehungen und pikanten Scherzen, an originellen Spielen der Phantasie und humoristischen Figuren war im Ganzen wenig vorhanden. Das Ballorchester, aus 50 Personen bestehend, exekutirte unter Leitung des Hrn. Posch die schönsten und beliebtesten Tänze mit eben so viel Präzision als Energie und Frische. Die Sorgfalt der ganzen Anordnung war nicht zu verkennen. Was nun das Mehr oder Minder der Unterhaltung und der Erheiterung betrifft, so kommt es hier am meisten auf individuelle Stimmungen an, und wer eine verdrießliche mitbringt, wem die rosenfarbene Laune fehlt, wer sich der Lust des Augenblickes nicht hinzugeben vermag, dem wird Manches kalt und gleichgültig lassen, was den heiter Gestimmten entzückt. Die allgemeine Fröhlichkeit hängt von der der Einzelnen ab. Je mehr jeder Einzelne das Seinige beiträgt, je freier und fröhlicher er seinen Humor walten und dem Moment das gebührende Recht widerfahren läßt, je mehr er thätiger Mitspieler und je weniger nur bekrittelnder Zuschauer ist, desto schöner und lebensvoller gestaltet sich das Ganze. Die Theaterdirektion hatte hinsichtlich der Ausstattung und Belebung dieses Maskenballes das Ihrige gethan und wird es auch bei den folgenden Bällen nicht unterlassen. Wenn nun das Publikum fortfährt, ihr in gleicher Weise entgegen zu kommen, so werden diese Winterbelustigungen ihren Zweck nicht verfehlen. Die auf dem Zettel angedeutete „kleine Ueberraschung" wurde von Herrn Professor Bils in recht freundlicher Weise durch überaus reiche Blumenspendung und durch einige seiner so überraschenden Zauberstückchen ausgeführt. So wären für diesen Winter die öffentlichen Maskenbälle in würdiger und anziehender Weise eröffnet und wir wünschen den noch folgenden eine gleiche und selbst noch steigende Betheiligung.

Mannichfaltigkeiten.

(Seit 1840 in Frankreich erschienene Bücher.) Vom 1. Januar 1840 bis zum 1. Januar 1849 sind von den französischen Pressen 87,000 Werke und Broschüren gedruckt worden, darunter 3700 neue Auflagen alter lateinischer oder französischer Classiker, und mehr als 4000 Bände Uebersetzungen aus den modernen Sprachen. Von den letztern sind wenigstens ein Drittheil aus dem Englischen übertragen, dann kommen namentlich deutsche und spanische Bücher, die schwedische und portugiesische Sprache aber ist zumeist unbeachtet geblieben. Gegen 900

Digitized by Google

dramatische Schriftsteller haben ihre Stücke drucken und darstellen lassen, 60 haben sich mit dem Drucke begnügen müssen. Ueber geheime Wissenschaften, Kabbala, Wahrsagerei und schwarze Kunst sind in den angeführten neun Jahren 200 veröffentlicht worden, 75 über Adel, Wappenkunde und Genealogie. Die socialistische Literatur (Fourierismus und Socialismus mit inbegriffen) hat mehr als 20,000 Bände von verschiedenem Umfange und Format aufzuweisen; Romane und Novellen sind 6,000. Reisebeschreibungen über 800 erschienen. Ein Schlaukopf hat ausgerechnet, daß in all diesen Büchern mehr Papier verbraucht worden ist, als man nöthig haben würde, um die ganze Oberfläche der 86 Departements Frankreichs zweimal zu bedecken.

(Göthe über Schnürbrüste.) Göthe sagte zu Eckermann (Gespräche 3. Thl. S. 150): „Die Hauptsache (bei schönen Thieren) ist immer, daß die Race rein und der Mensch nicht seine verstümmelte Hand angelegt hat. Ein Pferd, dem Schweif und Mähne abgeschnitten, ein Hund mit gestutzten Ohren, ein Baum, dem man die mächtigsten Zweige genommen und das Uebrige kugelförmig geschnitzelt hat, und über Alles eine Jungfrau, deren Leib von Jugend auf durch Schnürbrüste verdorben und entstellt worden, alles dieses sind Dinge, von denen sich der gute Geschmack abgewendet, und die blos in dem Schönheits-Katechismus der Philister ihre Stelle haben.

In England ist kürzlich eine am Bord des Kriegsschiffes Arrogant verfaßte und gedruckte Zeitung angekommen, gewiß das erste Beispiel eines auf offener See redigirten und gedruckten Blattes.

Literatur.

Der bekannte Professor Moritz Beyer, Verfasser verschiedener als werthvoll anerkannter Schriften über Staats- und Hausökonomie, hat bei C. A. Händel in Leipzig neuerlich herausgegeben: „Das goldene Wirthschaftsbuch. Ein zeitgemäßer Rathgeber für Land- und Hauswirthe, Gewerbsleute und jede Familie u. s. w. u. s. w." Es ist dies Buch eine Sammlung von kurzgefaßten gemeinnützigen Mittheilungen, Rathschlägen, Hausmitteln, Belehrungen aller Art u. s. w., und der Herausgeber hat diese Auswahl besonders aus Tagblättern und Zeitschriften veranstaltet. Kein Schatz kann verborgener seyn, als wenn er in den zurückgelegten Jahrgang irgend einer Zeitschrift erfolglos untergegangen ist und besonders gilt dies in einer Zeit großer politischer Unruhen und welterschütternder Ereignisse, wie wir sie neuerdings erlebten, wo die Interessen der Wissenschaft und des industriellen Lebens in den Hindergrund treten. Es ist nicht genug, daß Gutes und Nützliches einmal geschrieben und veröffentlicht worden ist, sondern es muß solches auch öfters wiederholt, erneuert empfohlen und immer weiter verbreitet werden. Nach diesem Grundsatz hat der Herausgeber eine Sammlung veranstaltet, bei welcher er nicht auf den Ruhm Anspruch macht, Neues zu bringen, sondern nur auf das Verdienst, Gutes und Gemeinnütziges erneuert anzuempfehlen. Die Sammlung ist ungemein reichhaltig, für Leser aller Klassen berechnet und im Preise so billig gestellt, daß ihre Anschaffung auch dem Wenigbemittelten möglich wird.

Bei Schlodtmann in Bremen ist erschienen: „Neue und vollständige Handels-Korrespondenz in französischer und deutscher Sprache von Dr. Carl Munde, ehemaligem Direktor der Handels-Lehranstalt zu Dresden." — Längst ist das Bedürfniß gefühlt worden, daß eine gute und vollständige Mustersammlung französischer Handlungsbriefe erscheinen und um billigen Preis dem Publikum in die Hand gegeben werden möge. Der Herausgeber hat demselben entsprochen. Vorliegendes Buch enthält keine fabrikmäßig abgefaßten und unpraktischen Briefe, sondern die hier mitgetheilten Beispiele sind wirklichen Originalien entnommen, welche von den verschiedensten Orten und Personen herrühren. Unseres Wissens ist dies Werk eines der vollständigsten seiner Art, welches dem Schüler Muster von Briefen, Anzeigen in öffentlichen Blättern, Frachtbriefen, Wechseln, Scheinen, Rechnungen u. s. w. bringt. Die Wort- und Sacherklärungen am Fuße jeder Seite erleichtern dem Anfänger das Studium und setzen ihn nach und nach in den Stand, sich auch ohne ihre Hülfe richtig auszudrücken. Ein deutsch-französischer Theil soll demnächst folgen und beide werden alsdann ein vollständiges Handbuch der deutsch-französischen und französisch-deutschen Korrespondenz bilden, welches sowohl für den Schul- und Privatunterricht, als auch zur Selbstbildung gute Dienste leisten wird.

Korrespondenz.

Köln, im Jan.

Ein vor einigen Jahren in unserer Provinz errichtetes Institut erregt das Interesse der Behörden und aller Menschenfreunde. Es ist dies die Privat-Irren-Anstalt des Dr. Erlenmeyer zu Bendorf bei Coblenz, in der eine besondere Abtheilung, getrennt von den Irren-Abtheilungen, zur Heilung und Erziehung blödsinniger und schwachsinniger Kinder besteht. Dieselbe hat in kurzer Zeit schon überraschende Resultate erzielt.

Darmstadt, 20. Jan.

Der dramatische Gesang ist der Ausdruck der Gedanken in ihrem höchsten Glanze, gesteigert in der fünffachen Richtung der Mimik, Rhetorik, Declamation, Poesie und Melodie. Alles, was diese zu leisten vermögen, erscheint bei der Darstellung in harmonischer Verbindung, in einem bewundernswürdigen Ebenmaße, welches, auf das innerste Seelenleben angewendet, eine Verkörperung desselben ist, eine zur Andacht und Bewunderung hinreißende Veranschaulichung der Ideenwelt durch die Macht der Töne in den erwähnten Beziehungen. Getragen und gehoben durch Plastik, Musik und Poesie, erhalten die in die Form des dramatischen Gesanges eingekleideten Gedanken und Gefühle die bezaubernde Weihe der Kunst und sind in dieser Form des Ausdrucks als die geheimsten Offenbarungen des menschlichen Geistes zu betrachten. Die erhabene Sprache der Oper, welche die das menschliche Leben verschönernden und veredelnden Künste zu ihrem Dolmetscher hat, kann daher nicht verfehlen, eine mächtige Wirkung hervorzubringen, stark genug, um das lebendigste Mitgefühl für die handelnden Personen zu erregen und mit ihnen entweder zu dem höchsten Sturme der Leidenschaften hingerissen, oder durch die vermittelnde und besänftigende Macht der Musik wieder zu jener erhabenen Seelenruhe zurückgeführt zu werden, welche das bleibende Eigenthum vollendeter Geister zu seyn scheint. — In diesem reizenden Lichte erschien mir der dramatische Gesang, als ich am letzten Freitag in Donizetti's beliebter Oper: „Lucia von Lammermoor", Frau Marlow hörte und durch die herrlichen Melodien, welche ihrer glatten Kehle entströmten, alle dramatischen Situationen ihrer Lage mitempfinden und mitertragen lernte. Wie konnte es auch anders seyn, da Gesang und Action in einem so glücklichen Ebenmaße waren, daß die begabte Sängerin — gleichviel, ob von den Wogen der Leidenschaften an die Gränzen der menschlichen Affekte getragen, oder durch besänftigende äußere Einflüsse zu dem heilsamen Gleichgewichte der Seelenkräfte zurückgeführt — jederzeit Herrin ihrer Person und der dankbaren Rolle blieb, welche sie so schön zu gestalten und durch den Zauber ihres Gesanges zur erhebenden Kunstanschauung zu bringen wußte. Ihre das Gefühl so ansprechenden Melodien fanden im Hause überall das bereitwilligste Gehör, das freundlichste Echo, welches in den lautesten Beifallstönen den Weg zurück zur Bühne fand. — Man kann übrigens dieser Lucia nicht erwähnen, ohne zugleich auch unseres Alton, Hrn. Pasque, freundlich zu gedenken, um so mehr, als derselbe auch in dieser Rolle jene Kraft und jenen Wohllaut der Stimme entwickelte, welche, in Verbindung mit seinem gewandten Spiel, ihn auf den Brettern stets zu einer willkommenen Erscheinung machen.

Theater-Anzeige.

Samstag, 26. Jan. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Sonntag, 27. Jan. Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abth. nach dem Englischen des Planché von Th. Hell, Musik von C. M. v. Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 24. Montag, den 28. Januar 1850.

Das Windspiel des Herzogs der Bretagne.

Nach dem Französischen des Pitre-Chevalier.

(Schluß.)

Johanna hatte regungslos hinter ihrer Tapetenthüre gesessen und war der Unterhaltung in höchster Spannung gefolgt. Als nun Carl von Blois sich erhob, um zu sprechen, da konnte sie dem Wunsche, ihn zu betrachten, nicht widerstehen; sie öffnete die Thür ein wenig, beg den Kopf etwas vor und lauschte auf jedes seiner Worte, verfolgte jede seiner Bewegungen. Mit welcher Bewunderung erfüllte sie die Kühnheit des jungen Mannes! wie feig, wie unentschlossen war sie dagegen gewesen! — Furcht und Hoffnung bewegten ihre Seele. Wenn ihr Blick auf dem jungen, kühnen Redner ruhte, der so bescheiden und doch so überzeugend, so einfach und doch so wahr sprach, da schlug ihr Herz höher, da sahe sie im Geiste ihre Wünsche gekrönt. — Fiel ihr Auge aber wieder auf die kalten, herzlosen Gesichter der Gesandten, sahe sie das höhnische Lächeln, mit welchem die natürlichen, innigen Worte des jungen Grafen aufgenommen wurden, dann sank ihr Muth wieder, dann war sie in Versuchung, in den Saal zu stürzen und ihres Onkels Knie zu umfassen. Jeder Wechsel ihrer Gefühle zeigte sich auch durch eine kleine äußere Bewegung und entlud sich gleichsam auf Yoland. Bei Carls freundlichen Worten hatte sie den Arm um den Hals des Hundes geschlungen; so oft sein Blick auf ihr ruhte, drückte sie das Thier heftig an sich; bei dem Gemurmel des Unwillens, das sich in der Versammlung hören ließ, stieß sie ihn sanft zurück.

Als nun der Graf ihren Namen aussprach, und seine Stimme so unmerklich dabei erzitterte, daß nur ihr allein es nicht entging, da drückte sie Yoland fester an sich, öffnete die Thür ein wenig mehr und rückte etwas weiter vor, um den ganzen Saal überblicken zu können.

Der Hund, der lange instinktmäßig seine Blicke nach dem Punkte gerichtet hatte, nach welchem seine Gebieterin ihr Auge lenkte, benutzte auch jetzt die freiere Aussicht, welche die weiter geöffnete Thür gestattete; er näherte seine lange, spitzige Schnauze dem blonden Köpfchen Johanna's, blickte, gleich ihr, in den Saal, und erkannte unter den fremden Gesichtern den Graf von Blois, seinen Freund vom vergangenen Abend. Johanna, die zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt war, bemerkte nicht, daß er ihren Schooß verließ und keck in den Saal trat.

Alle Anwesende sahen natürlich verwundert nach ihm hin, doch fand Jeder einen ganz gewöhnlichen Zufall in seiner Erscheinung, ausgenommen Einer. Dieser Eine war der gute Herzog Johann. Er sprach eben mit dem Herrn von Léon und von Raiz, welche darauf hinarbeiteten, ihn für Johann von Plantagenet zu bestimmen. Wirklich hatten die beiden Herren ihn schon geneigt für ihre Ansicht gemacht. Jetzt bei dem Erscheinen des Hundes zog er sich plötzlich zurück, winkte den beiden Baronen gebieterisch, zu schweigen, legte die Hände gemächlich auf die Armlehnen seines Sessels und folgte ehrerbietig, ja mit einer gewissen heiligen Scheu, jeder Bewegung des Thieres. Die andächtige Ruhe des Greises theilte sich auch den übrigen Anwesenden mit, und so schritt denn Yoland in feierlicher Stille langsam auf die drei Gesandten zu, beroch jeden von ihnen mit einer Forschermiene, blickte jeden im Vorübergehen verächtlich an, gleichsam als wollte er sagen: Du bist nicht der Rechte! — Als er sich dem Grafen d'Alençon näherte, schlug er mit dem Schwanze, dann stellte er sich einen Augenblick vor Carl von Blois, und ohne daß ihm dieser irgend ein Zeichen gab, sprang er auf ihn zu, stellte sich mit den Hinterpfoten auf dessen Kniee, legte ihm die Vorderpfoten auf die Schulter und liebkos'te ihn lange zur Verwunderung der ganzen Versammlung.

Für Alle lag in diesem Ereigniß etwas Unerklärliches, Geheimnißvolles; für Johann III. war es ein Wink des Himmels, eine Stimme des Orakels, eine Offenbarung des göttlichen Willens ....

„Meine Herren!" sagte er verbindlich aber ernst zu seinen Räthen und zu den fremden Gesandten, „ich danke Ihnen für Ihre Anträge, so wie für Ihre Rathschläge. Der Himmel nehme Sie in seinen heiligen Schutz."

Dann stand er auf, reichte dem Grafen von Blois, der noch immer den Hund auf seinen Knieen hielt, die Hand und sagte mit sanfter Stimme:

„Carl von Châtillon, Graf von Blois, ich wähle Sie vor Gott und dieser Versammlung zum Gemahl meiner Nichte, Johanna von Penthièvre, präsumtiven Thronerbin der Bretagne. Umarmen Sie Ihren Onkel."

Carl stürzte, außer sich vor Entzücken, in die Arme des Greises, und in demselben Augenblicke ertönte hinter der Tapetenthüre ein unterdrückter Schrei der Freude. Die Versammlung trennte sich schweigend.

Einen Monat nach diesem Auftritte wurde die Verbindung Carls und Johanna's im Angesichte des Herzogs und des französischen Adels vollzogen. — Unglücklicher Weise hatte man bei den Verhandlungen, die Thronfolge in der Bretagne betreffend, Eine Person außer Acht gelassen, die gerade glaubte, das erste Recht dabei zu haben. Es war dies Johann von Montfort. Er hatte Alles ruhig gehen lassen, dafür aber auch seinerseits im Stillen gehandelt. Nach dem Tode Johanns III. entspann sich jener blutige Krieg zwischen Carl von Blois und Johann von Montfort, den später die Gemahlin Johanns, Johanna von Flandern, und dann Johann der Eroberer, der würdige Sohn dieses tapfern Paares, fortsetzte.

Es gehört nicht in unsern Plan, in die interessanten Einzeln-

Digitized by Google

heiten jenes Kampfes einzugehen, welche in den Geschichten Frankreichs, Englands und der Bretagne ausführlich behandelt sind. Wir wollen nur noch des Ereignisses erwähnen, das ihn endigte, und das in den Chroniken der Bretagne, so wie in den eben erwähnten Geschichten bestätigt wird.]

Carl von Blois (so erzählen die Geschichtschreiber) besaß ein prächtiges weißes Windspiel, das er von Johann III. geerbt hatte, und von dem er sich nie trennte. Bis zu dem Tage der Schlacht von Auray hatte ihm das Thier Proben der innigsten Anhänglichkeit und Treue gegeben. Fast schien es aus dieser Zuneigung zu seinem Herrn auch physische Lebenskraft zu schöpfen; denn es erreichte ein höheres Alter, als die Windspiele erreichen. — In dem Augenblicke, wo das Armeekorps des Grafen von Blois sich in Bewegung setzte, um das Bataillon anzugreifen, das Chandos befehligte und in dessen Mitte sich der junge Graf Montfort befand, verließ das Windspiel seinen Herrn, nahm seinen Lauf mitten durch die bewaffneten Reihen, wich allen Schlägen geschickt aus und gelangte glücklich bis zu Johann von Montfort. Er setzte demselben die beiden Pfoten auf die Schultern und überhäufte ihn mit gleichen Liebkosungen, wie seinen früheren Herrn. Augenzeugen versichern, daß dieser Hund, der eine Sehergabe besessen habe, den Ausgang der Schlacht prophezeiet und den Höflingen durch sein Beispiel gleichsam den Rath ertheilt habe, sich der Uebermacht anzuschließen.

Eine Stunde später war Johann von Montfort Sieger und Carl von Blois verlor die Krone und das Leben.

Nur mit Widerstreben haben wir das Andenken an Yoland getrübt durch den Zug von Untreue; aber wir wollten treu wiedergeben, was die Geschichtschreiber über ihn melden. Am Schlusse sey uns noch die Frage erlaubt, ob die Rolle, welche Yoland in der Geschichte gespielt hat, nicht wichtig genug gewesen sey, um ihn der Vergessenheit zu entreißen, in welche die neueren Schriftsteller ihn hatten sinken lassen?

Zwei neue Todtentänze.

Es gibt Menschen, welche läugnen möchten: daß im Jahre 1848 eine große Volksbewegung in Europa statt gehabt hat, daß namentlich in Deutschland alle Herzen für volksthümliche Einigung, für Befreiung von einer Wucht von Uebeln schlugen, welche ihren Grund in der Zerstückelung, in dem Stillstande haben, in dem Deutschland gegenüber dem Fortschritte anderer Völker beharrte. Es gibt Menschen, welche die Bewegung, welche damals auch die Lauesten ergriff, in Abrede stellen, höchstens gestehen, daß einige nichtswürdige Unruhstifter damals Aufwiegelungsversuche gemacht und Barrikaden gebaut haben. Ein Mann von einigem Verstande, von einigem Wahrheitsgefühl muß sich aber eingestehen, daß es eine Zeit war, in der vielleicht nur ein Mann zu erstehen hatte, um Deutschland wieder in seinem alten Glanze leuchten, in alter Kraft gelten zu lassen, mit einem Worte: um den verzauberten Kaiser zu wecken. Ob die Zeit je wiederkehre? Ob wir ihr Elegien nachsingen sollen? Das ist die Frage! Sie muß weit, sehr weit schon hinter uns liegen, weil die historischen Maler sich ihrer bemächtiget haben und sie als Todtentänze uns vorzuführen streben. Todtentänze!?! Im Mittelalter nannte man eine Reihenfolge von Bildern also, welche gewöhnlich an die Wände von Kirchhofskapellen angemalt waren, in denen der Tod Menschen aller Alter und Stände in ihren Beschäftigungen überrascht, sie den Kehraus tanzen läßt. Am bekanntesten ist der Basler Todtentanz von Holbein; obgleich genannter Meister nicht Erfinder der Art war, nicht einmal sich in Auffassung des Gegenstandes vor Andern auszeichnete. Die Todtentänze, von denen wir hier reden wollen, weichen aber von der alten Idee: daß „wir Alle sterblich, daß der Tod uns Alle in unsern Leidenschaften überrasche", ab, geben dem Tode nie die Bedeutung eines allgemeinen riesigen Schicksales, vielmehr den Anstrich eines einseitigen Parteiwesens, eines tückischen Partisans, der nur Unheil hier und dort anzurichten sucht, und sich dann feige und schadenfroh davon macht.

Alfred Rethel läßt (erste Darstellung) den Tod als Gerippe dem Grabe entsteigen, das von üppigen Frauen mit Waffen und Wahrzeichen des Volksführers geschmückt wird, läßt ihn auf einer andern Abtheilung (zweite) des Bildes durch das Land reiten, von Raben überflattert. Weiter (dritte) sehen wir den Tod als Freiheitsprediger vor der Branntweinschenke, wo Jedermann, ein altes Weib abgerechnet, ihm zujauchzt. Dann wächst (vierte Darstellung) der Aufruhr, sehen wir das Schwert der Gerechtigkeit dem Volke übergeben — die Erklärung der Volkssouveränität, in welche doch unsere besten Männer damals einstimmten. In der folgenden (fünften) Abtheilung entbrennt der Kampf zwischen dem Volke und den Soldaten, wird die Barrikade gestürmt. Auf dem letzten (sechsten) Felde liegen die Volkskämpfer erschlagen, tragen die Soldaten ihre gefallenen Kameraden weg, feiert der Tod seinen Triumph. So weit Rethel, den Reimk mit Reimen begleitet, deren Sinn etwa der ist: Wenn alle Selbstsucht erstickt wäre, käme uns erst die Freiheit; Gleichheit bestände schon längst unter allen Guten; Brüderlichkeit sey geschändet worden in der Neuzeit, sie solle aber wieder zum Himmel aufflammen, von dem sie herabgekommen.

Der andere Todtentanz, der in München erschienen (der erstere erschien in Leipzig), den Einige dem großen Maler Kaulbach zuschreiben wollen, geht gerade von der entgegengesetzten Ansicht des vorigen aus. Er stellt ebenfalls in sechs Feldern eine Reihe von Kämpfen des Volkes dar; nur läßt er die Aufwiegelungen durch die bevorzugte Klasse unter den niedern Ständen anspinnen, damit diese den Mittelstand einschüchtern, und durch die Söldnerschaaren das Volk sprengen, alle Errungenschaften wieder an sich ziehen können. Die Bilder wollen, sieht man, die Versicherung verbreiten, daß trotz des Jesuitenthums, trotz der Gewaltthaten, die Freiheit dennoch einst aus dem Grabe der Schlachtopfer erstehen werde.

Was die feine äußere künstlerische Arbeit, die Aus- und Durchführung betrifft, so ist die Arbeit Rethel's wohl die ausgezeichnetste; was die innere Wahrheit anbelangt, so beruht das Urtheil hier nicht nur auf dem Geschmack, sondern auch auf politischen Richtungen. Im Scherze könnte man sagen, es sey ein Todtentanz der Heuler, ein Todtentanz der Wühler an's Licht gefördert worden.

Uns will bedünken, daß beide Todtentänze nicht an der Zeit waren, wohl hätten unterbleiben können. Ist das Todtenregister von 1848 vielleicht reichhaltiger, als das irgend eines anderen Jahres? Wir bezweifeln es; wenigstens hat die gewaltige Bewegung in Deutschland sehr wenig Opfer gekostet. Und wenn sie Opfer gekostet hätte, viele Opfer — wo ist je eine große Idee über die Erde gezogen, die deren nicht verlangt hat? Wenn die Fackel durch das Volk getragen wird, sagt Lichtenberg, versengen welche ihre Bärte, ihre Mäntel an der Glut! — ist aber deßhalb die Finsterniß vorzuziehen? Wer zählt die Opfer, welche das Christenthum gefordert hat, noch stündlich fordert, und deßhalb sollten wir dem Christenthum gram seyn, ihm Todtentänze zeichnen wollen? Herr Alfred Rethel hat früher nicht also gedacht. Sein Held war dazumal der fränkische Karl. Mit diesem Helden, welchen die Sachsen bezeichnend „den abscheulichen" oder „den Metzger" nannten, errang er seine ersten, seine schönsten Lorbeern. In Italien, in Spanien, in Deutschland, in Ungarn, spielte dieser Mann, der Rethel begeistern konnte, furchtbare Todtentänze auf, er spielte sie nicht um Ideen auf, als da sind: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, nicht einmal

Digitized by Google

Volksthümlichkeit, nein, er opferte Tausend und aber Tausende dem Nutzen, der Habsucht seines Hauses, schlachtete vierzig Tausend auf einmal, weil sie sich weigerten, das Joch des völkeraussaugenden Zehntens zu tragen — diesem Helden zeichnete Rethel keinen Todtentanz!

Es läßt sich nicht läugnen, daß sich in die Bewegung der letzten Zeit viele unreine Elemente gedrängt haben, daß der Eigennutz, die Habgier oft dabei auftauchten; aber wo ist je eine Bewegung in den Völkern gewesen, wo diese nicht auch mit im Spiele waren? Und wer wollte behaupten, daß Eigennutz, daß Habsucht nicht auch im entgegengesetzten Heerlager weile? Hat Rethel den Muth, zu erhärten: daß die bevorzugten Klassen der Gesellschaft ihre Privilegien nicht auch aus Eigennutz und Habgierigkeit festhalten? Viel lieber wollte ich der schroffen Behauptung jenes französischen Philosophen beistimmen: daß Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey, und wollte sie weder im einen, noch anderen Heerlager hoch anrechnen.

Bei einer Volksbewegung aber gerade die Schattenseiten auffassen, wenn man überhaupt Lichtseiten anerkennen will, ist die Arbeit eines Karikaturisten, nicht eines historischen Malers. Würde Rethel mit solchen Ansichten, wie die im Todtentanz ausgesprochenen, an die christliche Urgeschichte gehen, dürfte das abgehauene Ohr des Malchus, dürfte der Polizeispion Judas das Einzige seyn, was er für seinen Griffel würdig aufsparte, wenn ihm nicht anders Judas, als im Solde der bestehenden Macht, eine zu heilige Person erschiene.

Sollte ein Todtentanz des Jahres 1848 geschildert werden, so konnte dieses nur ein Todtentanz der Hoffnungen seyn, der Hoffnungen des deutschen Volkes und vieler anderer Völker. Ich glaube, daß Viele in diese Behauptung mit einstimmen werden. Ein Todtentanz der Hoffnungen aber, der Ideen? Ich denke, daß diese ewig sind, nur unterdrückt, aufgeschoben werden, aber nie getödtet werden können. Mag deshalb der eine wie der andere Todtentanz als eine schielende Buchhändlerspekulation der Vergessenheit anheimfallen; der Kunst, wie dem Künstler eine würdigere, lebensfrischere, schönere Form vorbehalten bleiben, die Kämpfe der jüngstverflossenen Zeit aufzufassen und wiederzugeben!

W. v. W.

Die Geschwister im Norden.

Die so gelungene Auffassung der Sommermitternachtsbeleuchtung der im Städel'schen Institut aufgestellten norwegischen Landschaft, überhaupt die treffliche und wahre Darstellung einer der schöneren Partien des an stolzen Naturscenen und lieblichen Fernsichten so reichen Norwegens, veranlaßt einen Sohn dieses freien und glücklichen Landes, dem Künstler, Maler Saal in Heidelberg, seinen Dank und Anerkennung darzubringen, indem er ihm nachstehende nordische Mythe widmet:

„Die Zeit war gekommen und Gott, der Herr, hatte die Welt geschaffen. — Geheimnißvolles Dunkel ruhte über dem All. — Da sagte der Herr: „Es werde Licht!" — und es ward Licht. Und er trennte das Licht von der Finsterniß und befahl ihnen in immerwährender Wechselwirkung die neugeschaffene Welt zu beleben."

„Aber da, wo sich Licht und Finsterniß trennten, entschwebten zwei liebliche Engel. Der eine mit heiter spielenden Augen nannte sich Morgen, der andere mit melancholisch schmelzendem Blicke nannte sich Abend. Und der Herr lud sie vor seinen Thron und sprach: „Gehet hinaus, ihr holden Zwillingskinder, aus dem mütterlichen Chaos! Umschwebet die Erde, du Morgen, als des Lichtes Verkündiger, — du Abend, als der Finsterniß mahnender Vorbote! Lange sollt ihr getrennt wandern, nur selten und für wenige Augenblicke sollt ihr euch begegnen, bis ich euch einmal für immer wieder vereinige im mütterlichen Schooße."

„So sprach der Herr. — Der Morgen und der Abend verließen des Mächtigen Thron und mit brennender Sehnsucht folgen sie seitdem einander treu im freundlichen Wechselfluge um unsere Erde."

„Nur ein Mal des Jahres vereinigen sie sich über den stolzen nordischen Bergen zu einer flüchtigen Umarmung. Da zieht die Natur ihren schönsten Schmuck an, und über die Landschaften des Nordens verbreitet sich ein himmlischer Glanz — der Wiederschein ihrer feurigen Küsse!"

Frankfurt. B—.

Elektro-magnetische Telegraphen.

Schon vielfach ist sich über die von der preuß. Regierung in Deutschland zuerst gemachte und dem Publikum zur Benutzung verstattete Einrichtung der elektro-magnetischen Telegraphen ausgesprochen worden, und es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir zur Vergleichung Folgendes über diese Anstalten in Nord-Amerika anführen.

Es sind gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 42 Telegraphenlinien auf einer Gesammtlänge von 2240 deutschen Meilen in Anwendung und befinden sich sämmtlich in den Händen von Privatgesellschaften. Für die Strecke von Washington nach New-Orleans kosten 100 Worte 15 Thaler 23 Silbergr.; die Entfernung beider Orte beträgt 370 deutsche Meilen. Fast eben so viel kosten 100 Worte von Berlin bis Aachen auf nur 94 Meilen Entfernung. Von New-York bis Washington (53 deutsche Meilen) kosten 100 Worte 7 Thlr. 5 Silbergr.; von New-York nach Buffalo (circa 100 deutsche Meilen) 100 Worte 5 Thlr. 18 Silbergr. Bei mehr als 100 Worten wird die Taxe um 1/3 vermindert. Für die Benutzung des Telegraphen sind bei den verschiedenen Linien ziemlich gleichmäßige Bestimmungen erlassen. Die wesentlichsten sind: daß für Unterschrift, Datum und Adresse nichts zu bezahlen, daß die Bezahlung im Voraus stattfinden muß, wofern nicht der Absender erklärt, daß er auch für die Antwort bezahle, in welchem Falle für diese keine Vorausbezahlung stattfindet; Adresse und Ueberschrift müssen deutlich ausgeschrieben und in der Depesche selbst dürfen, außer für den Datum, keine Ziffern gebraucht werden. Die Geheimhaltung der Mittheilungen wird zugesichert. Depeschen, welche über die Telegraphenstation hinaus bestimmt sind, werden ausgeschrieben und durch die Post weiter befördert. Die Beförderung der Depeschen erfolgt in der Reihe, in welcher sie angemeldet werden; eine Ausnahme machen Mittheilungen für die Presse und die öffentliche Polizei. — Der preußische Tarif unterscheidet sich demnach durch seine Höhe wesentlich von den vorangeführten Sätzen.

Mannichfaltigkeiten.

In Straßburg lebt gegenwärtig eine Frau, Namens Barbara E . . ., welche nun in ihr 102. Lebensjahr eingetreten ist. Sie wurde geboren in Würzburg am 1. Jan. 1749, verheirathete sich in dem Alter von 22 Jahren und ist seit ungefähr 37 Jahren Wittwe. Sie ist Großmutter von 37 Enkeln und Urgroßmutter von 20 Kindern, welche alle noch am Leben sind, erfreut sich einer festen Gesundheit, lies't ohne Brille und besitzt noch Kräfte genug, um der Führung ihres Hauswesens vorzustehen.

Vor längerer Zeit schon ward in einem Walde bei Auerbach an der hessischen Bergstraße ein schauderhaft mißhandeltes

Digitized by Google

Mädchen, an den Füßen an einen Baum aufgeknüpft, leblos gefunden. Vergeblich waren alle Nachforschungen, bis ein sonderbarer Zufall plötzlich und unerwartet auf die Spur der Verbrecher führte. Der Einwohner N. N. zu Balkhausen bei Auerbach erhielt jüngst aus Amerika einen Brief, welcher 3 fl. kostete und deßhalb von dem erwähnten Einwohner N. N. nicht angenommen werden konnte, weil er eben nicht bei Kasse war. Seine Freunde, begierig auf den Inhalt des amerikanischen Briefes, legten zusammen und brachten das weitgereiste Schreiben dem Bürgermeister zum Vorlesen. Das ging Anfangs ganz gut. Die Fahrt über das große Wasser, und was dabei Schönes und Merkwürdiges zu sehen war, das amerikanische Leben und Treiben ꝛc. waren genau beschrieben. „Wie geht es Euch in Balkhausen?“ fährt der Schreiber fort, „und was“ — — da wird die Schrift nach der Versicherung des Vorlesenden plötzlich unleserlich, der Bürgermeister kann einige Zeilen nicht herausbuchstabiren, liest aber das Uebrige zu Ende und bittet sich nun den Brief aus, um das Unverständliche nachzusehen und den andern Tag zu berichten. Der Bürgermeister trägt den Brief nach Zwingenberg zum Landrichter, der die angeblich unleserliche Schrift eben so gut und schnell verstand, wie der Bürgermeister selbst. „Was ist denn jetzt aus dem Mädchen geworden, das wir damals an den Baum gehängt haben?“ so lautete die Stelle, die der kluge Mann absichtlich nicht laut lesen wollte. Auf diese schriftliche Frage hin und auf die weiteren unverkennbaren nähern Angaben und Zeugnisse der Mitschuld jenes Verbrechens wurde der Empfänger des Briefes alsbald ergriffen und gefänglich eingezogen, worauf er auch die mit seinem ausgewanderten Kameraden gemeinschaftlich verübte schaudervolle That bekannte. „Es ist nichts so fein gesponnen, so kommt's doch endlich an die Sonnen.“

Korrespondenz.

Leipzig, 23. Jan.

Ihr politischer ** Korrespondent von hier schrieb Ihnen unterm 17. d., die strenge Kälte habe seit dem 16. d. nachgelassen und man erwarte Thauwetter. Diese Erwartung ist sehr getäuscht worden, denn statt des Thauwetters trat seit dem Abend des 18. eine so große Kälte ein, daß wir uns am Sonntag, Montag und namentlich gestern Morgen nach Rußland versetzt glaubten. Die Prophezeiungen des 100jährigen Kalenders, der mehrere zwanzig Grade vorausgesagt, sind hier wörtlich eingetroffen und unser theaterliebendes Publikum mußte daheim bleiben und sich andere Kunstgenüsse bereiten. Der Heizungsapparat in unserem Theater ist nämlich nicht nur sehr mangelhaft, sondern genaue Kenner der Lokalität versichern auch, es lasse sich gar nicht heizen und sey bei einer Kälte, wie wir sie eben überstanden und zum Theil noch haben (heute 8 Grad mit heftigem Winde und Schneegestöber), zu einem Eiskeller ganz geeignet. Man scheint bei der Erbauung des Theaters auf eine glühende Begeisterung für die Kunst gerechnet zu haben, und von einer solchen Begeisterung erfüllt, hatte sich auch letzthin (am 13. Januar), zur Vorstellung von „Nacht und Morgen“, ein überaus zahlreiches Publikum eingefunden, über dessen Kunstsinn aber die 16 Grade Kälte die Herrschaft gewannen und dasselbe während der Zwischenakte zu solchem Zähngeklapper hinrissen, daß nur noch das Heulen fehlte, um sich in die Hölle, wie sie sich die alten Satzungen denken, versetzt zu glauben. Aber dies Gleichniß paßt nicht, denn in der Hölle soll es sehr heiß seyn, und deshalb sind wir auch überzeugt, daß an jenem Abende Jeder lieber in der Hölle als in unserem Theater gesessen hätte. Ein Wunder war's, daß einzelnen Schauspielern, die nicht viel von Memoriren halten, die Worte nicht im Munde erstarrten. Sie sehen hieraus, daß Leipzig, das sich so gern „Klein-Paris“ nennt, hinsichtlich der Theater-Baukunst noch in den Kinderschuhen steckt, und wenn Sie in unseren Blättern in der nächsten Zeit keine Theateranzeigen lesen, so werfen Sie die Schuld nicht auf unser Bühnenpersonal, sondern ausschließlich auf's Wetter. Uebrigens wird versichert, man werde, sollte einmal ein neues Theater gebaut werden, die geographische Lage unserer Stadt in der nördlich gemäßigten Zone berücksichtigen und darauf denken, dasselbe heizbar einzurichten. — Nach Briefen aus Braunschweig hat dort Dr. Griepenkerl's: „Robespierre“ solches Furore gemacht, daß zur dritten Vorstellung keine Billete mehr zu haben waren.

Wiesbaden, 24. Jan.

In der heutigen Sitzung unseres Schwurgerichts wurde unter dem Präsidium des Hofgerichtsraths Forst und dem Staatsprokurator Reichmann, Peter Kild von Bechtheim, Scheinehändler, 38 Jahre alt, wegen Münzvergehens zu 5 Jahre Zuchthaus, Entschädigung der Beschädigten, den Untersuchungskosten von 109 fl. 20 kr., den Verpflegungskosten vom 1. Nov. v. J. und die falschen Münzen in Beschlag zu legen verurtheilt. Derselbe hatte nämlich in Gerstroth (Nassau) und Rüsselsheim (Großh. Hessen) 7 falsche holländische Fünfguldenstücke ausgegeben und 29 solcher Stücke wurden noch bei seiner Verhaftung zu Wiesbaden am 6. Sept. 1849 gefunden. Die dumme Lüge, daß letztere in seinen verwechselten Kittel gesteckt worden und zwar gar von den ihn verhaftenden Polizeidienern selbst, flößte, außer dem graviren-den Zeugenverhör, den Geschwornen die moralische Ueberzeugung ein, daß er mit den Falschmünzern in Verbindung gestanden, das falsche Gold, wissentlich daß es falsch sey, und gewerbmäßig eingenommen und verausgabt habe. Der technische Zeuge machte auch noch besonders darauf aufmerksam, daß die falschen Münzen nur in einer Münze kunstfertig geprägt und gerändert und galvanisch oder mit Goldfirniß vergoldet worden seyen. Da dieses Falschmünzetablissement ein großartiges seyn muß, vielleicht in Holland, England u. s. w. seine Werkstätte hat, so dürfte dieser Prozeß für die gesammte Oeffentlichkeit, insbesondere den Handelsstand, von besonderem Interesse seyn, und bemerke ich nur noch, daß die Goldstücke die Jahrszahl 1827 führen und etwas kleiner als die ächten, natürlich leichter als diese sind. Dem Vertheidiger Lang gelang es auch bei aller Kunstfertigkeit seiner Rede nicht, einen solchen Verbrecher zu schützen.

Heidelberg, 24. Jan.

In der hiesigen Stadt ist in den letzten Tagen mehrmals Feuer ausgebrochen. Dieses wurde zwar durch schnell bereite Hülfe bald wieder gelöscht, dessen Ausbruch aber, wenn er zur Nachtzeit erfolgt wäre, bei der damaligen strengen Kälte (12 — 16 Grad Reaumur) leicht zu den beklagenswerthesten Unfällen hätte Veranlassung geben können. Ursache des ausgebrochenen Feuers war, wie sich bei der angestellten Untersuchung gezeigt hat, die unterlassene Reinigung der Ofenröhre. — Gegen das hiesige Handlungshaus Hartmann und Lindt ist Gant erkannt worden und Tagfahrt zum Richtigstellungs- und Vorzugsverfahren auf den 20. Febr. anberaumt worden. — In der Stadt hört man diesen Winter wenig von Diebstählen, da die Polizei eine ungewöhnliche Thätigkeit zeigt und auch die hier liegende preußische Garnison dazu beitragen mag. Nicht so ist es aber auswärts, wo in frecher Weise gestohlen wird. So wurde vor kurzem einem Krämer aus einem benachbarten Orte auf der Heidelberger-Schwetzinger Chaussee von einem unbekannten Manne sein Mantel herabgerissen und entwendet. — In Folge des öfter schon hier eingetretenen Glatteises sind Viele gefallen und nicht wenige Beinbrüche vorgekommen. Einer unserer renommirtesten Aerzte soll neulich vier Beinbrüche eingerichtet haben. — Von der hier liegenden preußischen Garnison ist ein Theil noch immer bei den Bürgern einquartiert, was auf die allgemeine Stimmung keinen besonders guten Eindruck ausübt. Einige Zeit war die hiesige Garnison dadurch vermindert, daß mehrere Truppenabtheilungen als Executionstruppen in benachbarten Orten, wie in Wiesloch, waren. Jetzt sind alle diese Truppen wieder in ihr hiesiges Standquartier eingerückt.

Theater-Anzeige.

Montag, 28. Jan. (Zum ersten Male wiederholt): Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von F. W. Meyer.

Dienstag, 29. Jan. Die Krondiamanten, komische Oper in 3 Abth. nach Scribe, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 25. Dienstag, den 29. Januar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

1.

Die Ueberraschung.

Amtsrath Heinrichs in Bromberg gab ein Abendkränzchen. Die kleine Gesellschaft, aus lauter guten Bekannten bestehend, war in der traulichsten Unterhaltung. Da brachte Doktor Wagner das Gespräch plötzlich auf ein Thema, welches bei Allen die spannendste Aufmerksamkeit erregte.

„Wie ich Dir sage, lieber Heinrichs!“ begann er, „der Vulkan in Galizien speit neues Feuer; der Aufstand der dortigen Bauern ist in hellen Flammen ausgebrochen, und die heutige Breslauer Zeitung — schade, daß ich sie mitzubringen vergessen! — meldet davon Entsetzliches.“

„Wär's wirklich wahr?“ rief erschreckt die Hausfrau und ihr rosiges Wangenpaar entfärbte sich sichtbar. „Armer, armer Bruder! Ach, ich bitte Sie, lieber Doktor, theilen Sie mit, was Sie gelesen.“

„Herzlich gern, wenn die junge Frau mir verspricht, sich weiter nicht abzuängstigen. Ihr Herr Bruder ist sicher aus aller Gefahr.“

„Bin derselben Ueberzeugung, liebes Weib,“ betheuerte der Amtsrath. „Doch erzähle, Freund Wagner.“

„Ich kann mich über die Gräuelscenen, die jene Zeitung aus Volhynien und Galizien mittheilt, kaum wundern,“ begann der Doktor, „denn das Landvolk ist dort furchtbar roh. Ohne einen Funken geistiger Bildung, gleicht sein ganzes Daseyn einer Kette von Entbehrungen, die es in jeder Veränderung nur Vortheil erblicken läßt; und dies ist gerade der Standpunkt, auf welcher sich ein Volk jedweder Einflüsterung hingibt und zu guten oder bösen Zwecken hinleiten läßt, bis es sich enttäuscht oder durch Waffengewalt zu Boden geschmettert sieht.“

Mit diesem moralisch-politischen Raisonnement hätte Doktor Wagner wahrscheinlich eine weitläufigere Disputation über die beregten Gegenstände herbeigeführt, wenn nicht in demselben Augenblick, wo er seine Rede schloß, ein Wagen vor dem Hause vorgefahren wäre, aus dem man einen jungen Mann mit einer schönen Dame, in etwas ausländischer, an das polnische National-Kostüm erinnernder Kleidung steigen sah.

Kaum hatten der Amtsrath und seine Frau einen Blick auf die Fremden geworfen, als Beide mit dem Ausrufe: „Albert, unser Bruder Albert!“ demselben entgegeneilten und ihn in ihre Arme schlossen.

Sobald die ersten freudigen Begrüßungen beendet waren, stellte Albert seinem Schwager Heinrichs und dessen Frau die hocherröthende Frau als seine Gemahlin vor.

Heinrichs und seine Frau waren Leute von viel zu offenem Charakter, als daß es ihnen möglich gewesen wäre, ihre Verwunderung über diese ganz unerwartete Präsentation zu verbergen. Eben so schnell wußten sie sich indeß zu sammeln und die neue Verwandte mit jener Urbanität zu begrüßen, die hier allein die sichtbare Verlegenheit der Fremden mildern konnte.

Sobald Albert mit seiner Frau vorläufig in Heinrichs Wohnzimmer sich der überflüssigen Reisekleider entledigt und eine flüchtige Toilette gemacht hatte, begaben sie sich zur Gesellschaft, die ihrer Ankunft mit der gespanntesten Erwartung entgegen sah, da Albert vom Schauplatze der neuesten Revolutionen aus Galizien kam.

Albert war vor einigen Jahren als Wirthschaftsbeamter auf die Güter des Grafen Vinzent nach Galizien gegangen, hatte aber während der letzteren sechs Monate seinen hiesigen Verwandten durchaus keine Nachricht über seine Verhältnisse zukommen lassen. Man war also um so besorgter wegen seines Geschicks gewesen, da gerade aus jenen Gegenden, wo die Güter des Grafen Vinzent lagen, schauderhafte Excesse der Insurgenten, besonders gegen Wirthschaftsbeamte gemeldet wurden.

Von allen Seiten mit Fragen über den dortigen Zustand und über die Wahrheit der Zeitungsnachrichten bestürmt, konnte er nur wiederholt versichern, daß sein eignes, höchst abenteuerliches Geschick und seine und seiner jungen Frau fast wunderbare Rettung das Einzige sey, was er mit Zuverlässigkeit berichten könne, und später, sobald er sich nur irgend gesammelt und die ihm widerfahrenen Begebenheiten in das Gedächtniß zurückgerufen haben werde, sehr gern und ausführlich berichten wolle. Für jetzt müsse er indeß bitten, ihm das wonnigliche Gefühl zu gönnen, von welchem sich nur Der eine Vorstellung zu machen vermöge, welcher der Zügellosigkeit und Willkür roher und zügelloser Banden entkommen, sich wieder unter dem Schutz der Gesetze und Ordnung, in einem ruhigen Lande und in der Nähe geliebter Freunde befinde. Unmöglich könne er sich heute diese Freude trüben, indem er die schauderhaften Bilder des kaum Erlebten sich in das Gedächtniß zurückrufe. Aber wenn er auch wirklich der Neugierde der Gesellschaft dieses Opfer darbringen wollte, so würde doch seine Frau sich schwerlich stark genug fühlen, eine Zuhörerin der Erzählung zu seyn.

Begreiflich wurde die Neugier der Gesellschaft durch diese von Albert in Aussicht gestellte Verzögerung seiner Geschichtserzählung nur noch mehr gespannt, und Doktor Wagner suchte zu erweisen, wie Erinnerung an überstandene Gefahren, sobald man im Hafen der Sicherheit angelangt sey, nur Genuß gewähren könnte. Albert beharrte indeß bei seiner augenblicklichen Weigerung, und man mußte sich mit dem Versprechen begnügen, daß er dem nächsten Kränzchen beim Doktor Wagner mit bei-

Digitized by Google

wohnen und dann bestimmt seine erlebten Abenteuer vollständig mittheilen wolle.

Albert hielt Wort, und gab sogar Wagner's Bitten nach, mit einigen Namensveränderungen die Erzählung der Oeffentlichkeit zu überliefern, wie sie hier folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Benehmen der Geistlichkeit im Zillerthale.

Innsbruck, 17. Jan. Eben komme ich von einer Reise aus dem Zillerthale zurück, die mir wieder einmal Gelegenheit verschaffte, über die dort herrschende Mißstimmung gegen das lichtscheue, jeder Regung geselligen Frohsinns im Volke schroff entgegentretende Treiben der dortigen Geistlichkeit nähere Information zu erlangen. Nicht genug, daß die bekannten, vielbeschriebenen Zillerthaler Kirchweihfeste, bei denen das Gefühl ungeschwächter Naturkraft, das diese Söhne des Gebirges beseelt, in übermüthigen Sprüngen und lustigen Jodlern, mitunter freilich auch in wildem Raufen sich kundgab, längst zu Grabe gegangen sind; die geistlichen Herren sind noch weiter gegangen und haben das Vergnügen des Tanzes im weitesten Sinne für eine Erfindung des Teufels erklärt und mit allem ihnen zu Gebote stehenden Einflusse auf dessen gänzliche Abstellung hingearbeitet. Nicht einmal bei Hochzeiten gestatten sie eine Tanzmusik, und wenn auch das Landgericht die Bewilligung dazu ertheilt hat, der Herr Vicar oder Dechant tritt mit seinem Veto dazwischen und der Tanz unterbleibt. Nicht selten wird dem Bräutigam schon bei dem der Trauung vorangehenden kirchlichen Examen das feierliche Versprechen abgenommen, seine Hochzeit ohne Tanz zu begehen, und wehe, wenn dies Versprechen nicht pünktlich gehalten wird; der geistliche Tyrann erscheint wie ein Schreckgespenst persönlich unter den versammelten Gästen und scheucht sie mit Donnerworten wie furchtsame Rehe auseinander. Folge hievon ist, daß die guten Zillerthaler, auf die, wie auf alle Adamssöhne, das nitimur in vetitum semper seine Anwendung findet, für Das, was ihnen öffentlich zu thun verboten ist, sich fleißig durch sogenannte Winkeltänze entschädigen, bei denen die Moralität in viel höherem Grade gefährdet ist, als bei öffentlichen Tanzmusiken. Ganz besonders wird ein gewisser Dekan als ein unbarmherziger Zelot in dieser Beziehung geschildert. Ad vocem Zelot muß ich Ihnen einen charakteristischen Zug des Curaten eines nicht fern von Hall in der Richtung gegen Schwaz gelegenen Dorfes melden. Dieser fromme Mann (es ist derselbe, von dem die Innsbrucker Zeitung unlängst berichtete, daß er ihren Redakteur von der Kanzel herab einen Teufelsbraten x. nannte) übt eine eigene Art von Rache gegen ketzerische, oder ihm sonst verhaßte Persönlichkeiten dadurch aus, daß er ihre Namen auf seine Schweine überträgt, deren er als Oekonom gewöhnlich mehrere besitzt. Vor einigen Jahren hieß demzufolge eines dieser Thiere „Bunsen", ein anderes „Nikolaus", und ein drittes „Sondermann". Letzteres ist der Name jenes Innsbrucker Gubernialrathes und Referenten in geistlichen Angelegenheiten, der — ich glaube, es war im Jahre 1840 — den Einfall hatte, nach Preußen auszuwandern und Protestant zu werden. Augenzeugen berichten, daß es sich höchst spaßhaft ausnahm, wenn der hochwürdige Herr in landwirthlicher Geschäftigkeit, auf seinem Hausanger umhertrippelnd, der Stalldirne zurief: „Moidl (Marie), vergiß nicht, heute den Bunsen und den Nikolaus in die Schwemme zu treiben!" oder wenn er mit einem leisen Seufzer vor sich hin murmelte: „Ach, der Sondermann will doch gar nicht fett werden, ich weiß nicht, was ich mit dem Vieh anfangen soll", u. dgl. — In neuester Zeit, wo Nikolaus, Sondermann und Bunsen längst in Gestalt duftiger Schinken und leckerer Würste unter den Zähnen des Herrn Curaten für ihre im Leben verübten Frevel gebüßt haben, sind wiederholt neue Namensträger an deren Stelle getreten. Gegenwärtig sind es Kossuth und Wiedemann (der Redakteur der Innsbrucker Zeitung), die in trauriger Metamorphose, wie weiland die Gefährten des Ulysses unter dem beherenden Einflusse der schönen Circe, den Schweinstall des geistlichen Herrn bevölkern. (Const. Bl. a. B.)

Deutsche Auswanderung und Colonisation.

CC Berlin, 24. Jan. Gestern fand die erste diesjährige General-Versammlung des Berliner Vereins zur Centralisation deutscher Auswanderung und Colonisation statt. Der Vorsitzende, Hr. Dr. Gäbler, erstattete zunächst einen ausführlichen Rechenschaftsbericht über die Thätigkeit des Verwaltungsraths seit dem bisherigen siebenmonatlichen Bestehen des Vereins. Derselbe entwickelte zuerst den Standpunkt, welchen der Verein in der Auswanderungsfrage überhaupt eingenommen hat. Obgleich dies nur in skizzenhaften Zügen geschah, und wegen näherer Ausführung auf den an die Mitglieder zu vertheilenden gedruckten Rechenschaftsbericht verwiesen wurde, so konnte man doch so viel entnehmen, daß der Verwaltungsrath diese Frage vielleicht gründlicher, als bisher irgendwo geschehen, erörtert hatte. Der Vorsitzende hob drei Gesichtspunkte hervor, von denen aus die Auswanderungsfrage zu beurtheilen sey: den national-ökonomischen, den politischen und den philantropischen, deren jeder für sich seine besondere Wichtigkeit hat. Als Resultat der Entwickelung stellte er drei Zielpunkte hin, welche gewissermaßen die Stufenleiter der Wirksamkeit des Vereins zu bilden haben. Zunächst: Abrathen von übereilten Auswanderungs-Entschlüssen, sodann Förderung der Colonisation im Inlande, und für Diejenigen, welchen zu der letztern nicht Gelegenheit gegeben werden kann, geregelte Colonisation im Auslande. Daneben für die nicht zurückzuhaltenden Auswanderer Rath im ausgedehntesten Sinne und Unterstützung durch Empfehlungen, Auskunftsertheilungen x. Die höchste Aufgabe des Vereins ist keine geringere, als die große Frage der deutschen Auswanderungs-Angelegenheit zur Lösung zu bringen und im Sinne der für richtig erkannten Grundsätze nach allen Seiten hin zu wirken.

Den Bericht über die praktische Wirksamkeit des Vereins gab der Vorsitzende vollständig. Allgemeine Befriedigung gewährte dabei die vielseitige Thätigkeit, welche vom Verwaltungsrathe entwickelt worden war. Abgesehen von dem fortlaufenden Geschäftsbetriebe des Büreau's (Linden, 45) war durch öffentliche Vorträge, durch Verbindung mit andern Vereinen, fremden Regierungen und competenten Privatpersonen, durch Gründung förmlicher Colonisations-Gesellschaften, durch die Presse, durch Intervention bei unserer Regierung, durch Beaufsichtigung des Agentenwesens u. s. w. gewirkt worden.

Schließlich entfaltete der Vorsitzende ein lebendiges Bild von der weitern Entwickelung des Vereins und von der wichtigen und segensreichen Stellung, die derselbe im Vaterlande einnehmen kann, wenn er auf der betretenen Bahn fortschreitet; ein Bild, welches die lebhafteste Theilnahme aller Anwesenden hervorrief.

Nachdem hierauf der Spezial-Direktor, Herr von Bülow, den Kassen-Abschluß vorgetragen hatte, und einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt waren, wurde die auf heute anberaumt gewesene Wahl eines neuen Verwaltungsrathes bis auf Mittwoch den 6. Februar vertagt.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Auch in der französischen Deputirtenkammer erleben wir jetzt das erbauliche Schauspiel, daß sich die strenggläubigen Klerikalen mit den Liberalen und Conservativen der alten Schule bei Gelegenheit der Unterrichtsfrage vereinigt haben, um so den gemeinsamen Feind, die Socialisten und Republikaner, zu bekämpfen. Eine solche Allianz steht indessen auf sehr schwachen Füßen, wie dies sich neuerlich bekundet hat. Hr. Thiers hatte den glänzenden Einfall, von einer Verschwesterung der Religion und Philosophie zu sprechen und glaubte hier die Brücke zur Versöhnung der Parteien gefunden zu haben. Wir hätten es ihm freilich voraussagen können, daß er mit diesem Ausdruck Oel ins Feuer gießen würde. Ist es doch ein alter und wohlbekannter Grundsatz der katholischen Kirche, daß man glauben, nicht aber denken und forschen soll, daß nur der Glaube selig machen, die prüfende Vernunft aber nur irre leiten kann. Die Klerikalen treten jetzt Hrn. Thiers mit aller Entschiedenheit entgegen und das „Univers" läßt sich vernehmen, wie folgt: „Es ist nicht wahr, daß die Religion und die Philosophie zwei unsterbliche Schwestern seyen. Es ist nicht wahr, daß Gott die Religion in das Herz des Menschen und die Philosophie in den Kopf gelegt habe. Es ist nicht wahr, daß die Religion und die Philosophie jemals Allianzen geschlossen haben. Die Philosophie muß sich gegen die Religion empören oder sich bequemen, die Ahalla, die demüthige Magd dieser Königin, zu seyn." Religion und Philosophie könnten sich wohl vereinigen, aber dazu müssen erst ganz andere Zeiten kommen.

Man liest jetzt sehr häufig in unsern öffentlichen Blättern Geschichten von Hirtenknaben, Schäfern, Bauern, Bäuerinnen und dergleichen Leuten, welchen die Sehergabe urplötzlich überkommen sey und welche die Zukunft, die besonders unserm Vaterlande bevorsteht, prophezeien. Derartige Geschichten sollen dazu dienen, die Dummheit und den Aberglauben der untersten Volksklassen, besonders der Landbewohner, zu charakterisiren. Die Absicht ist gut, das Mittel aber ganz verkehrt, indem die Erfahrung zeigt, daß durch solche Geschichten der Dummheit und dem Aberglauben nur Vorschub geleistet wird.

Nicht bloß früher, als bei uns die Eisenbahnen noch etwas Seltenes waren, sondern auch noch in der neuern Zeit berichtet man selbst die geringfügigsten Unfälle auf den Eisenbahnen, während man von solchen, die durch's gewöhnliche Fahren und Reiten entstehen, nur selten etwas hört, obgleich sich hierbei weit mehr Unglücksfälle ereignen, als beim Fahren auf Eisenbahnen. Unstreitig haben die vielfachen Berichte über Unglücksfälle durch Dampfwagenfahrten auf die Frequenz der Eisenbahnen nachtheilig gewirkt.

(Neapel.) Am 9. Jan. starb hier der als Alterthumsforscher rühmlich bekannte Gelehrte Avellino.

In Saint-Omer lebt eine 80jährige vornehme Dame, welche in ihrem ganzen Leben von der sonderbaren Manie besessen war, alle ihre Kleider aufzubewahren, so daß bei jedem Modewechsel die alten in die Kasten wanderten. Man kann sich denken, was das für ein Museum ist, von Reifröcken und rothen Absätzen von Louis XV., durch die Revolution und das Kaiserreich, die Restauration, den Philippismus, bis in die moderne Republik!

In Genf macht ein sogenanntes demokratisches Blatt, das Gespenst, le Revenant, seiner Partei zur Bedingung, sich nicht auf die „Suisse" zu abonniren. Das gleiche Verfahren beobachten die Jesuiten in Tyrol gegen die Innsbrucker-Zeitung. Und wenn wir recht gehört haben, hat auch ein Luzernerblatt den Bann der Basler-Zeitung als Wahrzeichen der Freisinnigkeit vertheidigt. Es ist unbegreiflich, wie sich die Presse so entwürdigen kann, gegen ihr eignes Fleisch und Blut zu wüthen! Hat denn die Presse nicht ein gemeinschaftliches Interesse der Selbsterhaltung? Beschädigt sie nicht ihren Leib, wenn sie ihre Glieder verstümmeln läßt? Ueberlasse man die Preßbeschränkungen den Gerichten, aber schäme sich jedes Blatt, den Haifchier gegen Seinesgleichen zu machen. Eine Zeitung, die ihrer Gegnerin nicht Luft und Licht gönnt, kömmt uns vor, wie ein Duellant, der seinen Gegner binden läßt, um ihm den Degen ohne Gefahr durch den Leib zu stoßen. (Zürich. Z.)

Die Buchhändler klagen, daß sie kein einziges Exemplar der dreibändigen Gedichte des königlichen Ludwig hätten absetzen können, seit der Dichter vom Throne gestiegen sey. „Der Dichter soll mit dem König gehen" sagt Schiller.

In Frankreich ist's doppelt lebensgefährlich, Schulmeister zu seyn, erstens wegen der winzigen Gehalte und zweitens wegen der Präfekten. Die sind von der Nationalversammlung ermächtigt worden, jeden Lehrer, mit dem sie unzufrieden sind, ohne Weiteres auf sechs Monate zu suspendiren und ihm den Gehalt zu entziehen. Der davon betroffene Lehrer darf auch in den Nachbargemeinden keinen Unterricht ertheilen. So strenge Maßregeln sind aber deshalb verfügt worden, weil dort die Lehrer fast durch die Bank für Sozialisten gelten, welche die Reichen arm machen wollen, ohne die Armen reich machen zu können. — Schon versichern Pariser Blätter, an 5000 Lehrer würden entlassen werden.

(Schiller und Haydn.) Ueber Haydn's Schöpfung schreibt Schiller am 5. Januar 1801 seinem Freunde Körner (Briefwechsel Schiller's mit Körner, Bd. 4): „Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Gluck's „Iphigenia auf Tauris" einen unendlichen Genuß verschafft. Noch nie hat eine Musik mich so rein und so schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmuth auflöst." Körner antwortete hierauf: „Daß Glucks „Iphigenia" bei weitem genialischer ist als Haydns „Schöpfung", bin ich ganz überzeugt. Haydn ist ein geschickter Künstler, dem es aber an Begeisterung fehlt. Für den Musiker ist viel in diesem Werke zu studiren, aber das Ganze ist kalt!" Man sieht hieraus, wie auch gefeierte Männer in ihrem Urtheile oft verkehrt seyn können.

(München, 24. Jan.) Sicherem Vernehmen nach hat Se. Maj. der König Ludwig, um den Aufschwung der Seidenzucht in Bayern zu befördern, dem Frauenverein für Seidenzucht einen Garten von großer Ausdehnung und Fruchtbarkeit zur Nutznießung überlassen unter der Bedingung, daß der Verein in demselben eine Maulbeerpflanzung anlege, um die ärmeren Seidenzüchter mit Bäumchen und Blättern unentgeltlich zu unterstützen. Dieser Garten war früher Eigenthum des Steuerliquidations-Aktuars Hrn. Fuchs gewesen und ist von Sr. Majestät zu dem angegebenen Zwecke eigens angekauft worden. — Der Gewerbverein zu Bamberg hat von Sr. Majestät eine weitere Unterstützung von 5000 fl. aus Staatsmitteln erhalten.

(Die öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten) sind an Zahl 182, und besitzen zusammen 1,294,000 Bände. Dreiundvierzig haben jetzt über 10,000, neun jede über 20,000 und nur zwei jede über 50,000 Bände. Die harvarder Universitätsbibliothek, die größte jenseit des atlantischen Meeres, enthält gemeinschaftlich mit den Bibliotheken für Theologen und Juristen nahe an 70,000 Bände.

Korrespondenz.

Köln, 24. Jan.

Unser Confratee aus Darmstadt berichtete in Nro. 16 der Didaskalia übee den harten Winter da droben; wir hier unten singen dasselbe Lied, bei dem uns das „Frankfurter Journal" secundirt, das gewiß ungeheure Schneemassen durchwaden muß, da dasselbe jetzt 24 Stunden spätee ankommt, wie sonst. In Köln selbst lag der Schnee in der frequentesten Straße am Sonntage fast ei en Fuß hoch und dabei hatten wir beinahe 15 Grad Kälte; der Rhein fließt träger an der alten Stadt voeüber und das Eis, das ee auf seinem Rücken teägt, scheint des Reisens bald müde, unterhalb Mülheim soll es sich schon eastlen. Es ziehen allerlei Geschichten um, die mit der Kälte in Koeeespondenz stehen. So erzählt man, daß ein Nachtwächter an einer Thüe in stzender Stellung am Morgen eefroren gefunden wurde; daß ein Mann, der am Abende etwas stark mit Beanntwein einheizte, am andern Morgen in dem Nachen, der die Fuhrwerke über den Rhein setzt, im Stroh des Fahrzeuges ebenfalls erfroren gefunden sey; daß an einem der sieben Berge ein Geistlicher sich im Schnee auf sein Taschentuch niederlegte und nicht wiedee aufstand, und von zwei Orten aus der Nähe trifft die Nachricht ein, es seyen die Wölfe aus der Eifel schon zue Ebene heradgestiegen. Der Wintee ist so ungewöhnlich strenge, daß erfrorene Vögel nicht zu den Seltenheiten gehöreu. Auf einem Gute außerhalb der Stadt flog eine Kette Feldhühner in eine Scheune, Nahrung suchend, wo ihnen Gefangenschaft und Tod zu Theil wurden von den grausamen Menschen. Doch gibt es auch Herzen, die einen liebevolleren Charakter äußern, wozu diese Belege: Man erzählt, vor F. Freiligrath's Fenster stehe ein Baum, der fast stets mit einer Vögelschaar besetzt sey, die sich von dem lieben Dichter auf dem Fensterdreit füttern lassen. Fernee: dem Lehrer einer Freischule brachten die Kinder eine Goldammee, die dem Hungee und der Kälte eelag. Der Lehree nahm Veranlassung, über das Mitleid gegen die Thiere zu sprechen. Am Nachmittage bröckelte ein armes Kind ein Stück (vielleicht erdettetes) Brod vor der Schule unter einen Baum, auf dem Vögel zwitscherten. Heute hat die strenge Kälte nachgelassen. — Der Stadtrath hat sich bedacht, er wird der Caeneval-Gesellschaft den Saal des Gürzenich überlassen, aber unter dee Bedingung, daß man 25prC. der Einnahme und wenigstens 500 Thlr. abgebe. — Der als Herausgeber zweckmäßigee Schreidemusee seit vielen Jahren berühmte Schönschreiber J. Heinrigs dahier, dessen Handschrift sich durch Gefälligkeit der Form und leichte Bildsamkeit auszeichnet, hat neuerdings, angeregt durch die immee mehe zum Bedürfniß werdende Schnellschrift, einen Versuch gemacht, die deutschen Scheiftzüge in der Art zu vereinfachen, daß sie bei größerer Leichtigkeit auch gefälligere Formen darbieten und zugleich den Ausländern den Vortheil gewähren, von der englischen Schrift ohne große Mühe zur deutschen übergehen zu können. Die eben erschienenen Proben bestätigen Dasjenige, was der wackere Verfasser zu deren Empfehlung in einem besonders gedruckten Blatte darüber sagt, und es steht zu erwarten, daß seine neuen Bemühungen um Vervollkommnung der Schreibschrift gedüheende Anerkennung finden werden.

Gotha, 20. Jan.

Unser Theaterrepertoir ist in diesem Jahee reichhaltiger an Opern wie lauge vordem. In kurzer Zeit sind „Lucia von Lammeemoor", „die Jüdin", „Joseph und seine Brüder", „Martha" über unsere Bühne gegangen. In der mit wahrhaft fürstlicher Peacht aufgeführten „Jüdin" zog besonders unsere neu engagiete Sängeein Fräul. Garrigues als Rebekka durch ihre angenehme Persönlichkeit und ihr geist- und gemüthvolles Spiel die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich. — Ein den Schauspieler Gerl betreffendee Vorfall, dem ähnlich, dessen vor kurzem in Bezug auf den Schauspieler Hoym zu Weimar in dee Didaskalia Erwähnung geschah, hat hier einiges Aufsehen erregt. Hr. Gerl hatte sich nämlich durch die Recension des Redakteurs der Land- und Stadtzeitung in Koburg verletzt gefühlt und sah sich deshalb veranlaßt, letzterem durch eine etwas starke, auf der Straße verabfolgte Ohrfeige einen schlagenden Beweis seiner persönlichen Abneigung gegen derartige Kritiken zu geben. Der Herzog aber billigte diese eigenthümliche Art von Recensentenhonorar nicht und Hr. Gerl wurde brevi manu entlassen. Dieser hat jedoch, da er überdies criminaliter wegen dieser Realinjurie zu mehrtägigem Gefängnisse verurtheilt woeden ist, Klage gegen diese Entlassung erhoben und es dürfte voeaussichtlich diese ad mandatum principis erfolgte Maßregelung voe dem Urtheile des Gerichtshofes nicht Stich halten. — Der Winter tritt bei uns und in unseren sonst so freundlichen Bergen mit ungewohnter Heftigkeit auf. Viele der im thüringee Walde liegenden Dörfer sind, wöetlich genommen, ganz eingeschneit und die Communication mit dem flachen Lande ist durch die oft hanshoch sich aufthürmenden Schneemassen ungeheuee erschwert. Das Wild in den Revieren stürzt vor Hunger todt an den Straßen niedee oder näheet sich, seiner Furcht voe Menschen ganz oergessend, ihren Wohnungen, um sich etwas Nahrung zu suchen. Die Wucht des Schnee's dricht Bäume und Aeste nieder, und, wie in den amerikanischen Urwäldeen, tönt fort und fort das Krachen der mächtigen Stämme, welche durch ihren Fall die Bergpfade noch unwegsamer machen.

Kunst- und Literatur-Notizen.

(Frankfuet a. M.) Dee denkwürdige Bürgeraufstand, welcher in den Jahren 1612 — 14 den inneeen Frieden unserer Vaterstadt erschütterte und dessen hervorragendste Persönlichkeit der bekannte Lebküchlee Vinzenz Fettmilch gewesen, hat unlängst eine dramatische Beardeitung gefunden. Karl Feldmann aus Gotha hat sich dieses wirklich dankdaren und für die Bühne sehr ergiedigen Stoffes bemächtigt und ein Drama geschrieben, welches neueelich im Druck erschienen ist. Ist dies Stück auch hinsichtlich der Bühneneffekte und der Anlage und Veewickelung nicht gerade bedeutend und wäre ihm auch in dieser Beziehung eine kunstreichere Schürzung des Knotens, sowie eine reichere Handlung zu wünschen, so hat es dagegen Vorzüge, die Anerkennung oerdienen und dem angehenden Bühnendichter ein günstiges Prognosticon stellen. Sowohl die Motive, wie auch die Consequenzen der damaligen Zeitereignisse sind historisch richtig aufgefaßt und mit lebhaften Farben daegestellt; die Charaktere der verschiedenen Parteien treten frisch und kräftig hervor und bekunden des Verfassers unverkennbare Anlage; der Dialog ist klar und unverkünstelt, stellenweise ausgezeichnet und wahrhaft drastisch. Wenn, wie wie vernehmen, die hiesige Theaterdirektion die Aufführung des genannten Stückes beanstandet, so finden wir dies in unsern Tagen der politischen Aufregung und der ohnehin schon scheuff genug sich gegenüber stehenden Zerwürfnisse gerechtfertigt, um so mehe, als in gewisse Beziehung ähnliche Kämpfe damals wie jetzt in dee Mainstadt odwalteten. Da demnach Feldmann's Dichtung wohl schweelich über die Bretter schreiten dürfte, so möge sie einen um so größeren Kreis von Lesern finden, denen sie ein anschauliches Bild eines dee interessantesten Abschnitte unserer vaterstädtischen Geschichte geben und zeigen wird, daß die menschlichen Leidenschaften und politischen Befehdungen in ihrem Keen und innersten Wesen stets dieselben bleiben, wie ihr Ziel und die Formen, unter welchen sie auftreten, auch andees seyn mögen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 29. Jan. Die Krondiamanten, komische Oper in 3 Abth. nach Scribe, Musik von Auber.

Mittwoch, 30. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum ersten Male): Mazaein, historisches Oeiginal Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 4 Febr. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heilee und Rohm. — Verantwortlichee Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 26. Mittwoch, den 30. Januar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

2.

Der galizische Edelmann.

„Vor einigen Jahren," begann Albert, „lernte ich in Posen den Graf Vinzent aus Galizien kennen. Er hatte mehrere deutsche Wirthschaften besucht, die als Musterwirthschaften gelten konnten, und den Plan entworfen, auch den Ertrag seiner Güter in Galizien durch angemessene Einrichtungen unter Leitung tüchtiger Wirthschaftsbeamten zu erhöhen. Auch mir machte der Graf Anerbietungen so vortheilhafter Art, daß ich mich entschloß, mit nach Galizien zu gehen, und dort in geeigneter Stellung auf den Gütern des Grafen für die Erreichung seiner Zwecke mitzuwirken.

Sie werden nicht erwarten, daß ich mich in politische Erörterungen, über die Stimmung der dortigen Bevölkerung, hier einlassen soll. Dies Thema ist erschöpft, und dürfte in Folge der wiederholentlich stattgehabten Unruhen sicher in politischen Blättern genug erschöpft seyn. Dagegen muß ich die Verhältnisse der Grundherrschaften zu ihren Hörigen oder Untergebenen in so weit berühren, als es zum Verständniß meiner Erzählung durchaus nothwendig ist.

Jene Verhältnisse haben sich in Galizien weniger geändert, als in irgend einem andern Theile von Polen, so sehr auch oberflächlich äußere Erscheinungen dagegen sprechen möchten. Genug, es hängt vom Geiste der Gutsherrschaft, oder besser, vom Geiste der Beamten ab, welchen dieselbe die Bewirthschaftung der Güter anvertraut, in wie weit das Loos der Arbeiter und Unterthänigen ein mehr oder weniger erträgliches seyn soll. Leider findet von diesen Seiten nicht immer diejenige Mäßigung statt, welche schon eigentlich die Klugheit gebieten würde. So nimmt man denn häufig Zustände wahr, deren Dauer nur durch Furcht oder Eigennutz erhalten wird. Treten Umstände ein, welche beide, wenn auch nur auf Augenblicke, in den Hintergrund drängen, so zeigt sich dann Haß und Rachgier in ihrer ganzen gräßlichen Gestalt, und Schuldige sowohl als Unschuldige fallen als ihre Opfer.

Graf Vinzent war im Allgemeinen ein Mann von angenehmen Sitten und durchaus nicht bösem Herzen. Dennoch war es ihm noch nicht gelungen, in seinen Untergebenen mehr als die nothwendigen, aber rohen und dummen Beförderer seines eigenen Wohlstandes zu erblicken. So konnte er denn nur wünschen, mit diesen Leuten möglich wenig in Berührung zu kommen, und er überließ Wirthschaftsbeamten mit ausgedehnter Gewalt, die Kräfte der Leute gegen die spärlichsten Belohnungen am vortheilhaftesten zu benutzen. Stolz, Ueberhebung, Habgier und andere Leidenschaften werden nun nicht seltene Begleiter solcher Beamten, die sich zu einem unverantwortlichen Benehmen gegen die ihnen Untergeordneten hinreißen lassen. Zum Theil werden Sie Gelegenheit haben, ähnliche Erscheinungen selbst in unsern civilisirten Provinzen wahrzunehmen; aber sie bleiben natürlich ein bloßer Schatten gegen jene unheilvollen Zustände.

Auch auf Graf Vinzent's Gütern bot sich reichlicher Stoff zu solchen Bemerkungen. Der Graf war nur höchst selten daselbst anwesend, und begnügte sich dann nur, das Fortschreiten der Meliorationen und die Rechnungen in Augenschein zu nehmen, die den steigenden Ertrag bekundeten; durch welche zum Theil gewaltsame Mittel derselbe erzielt worden, schien ihn weniger zu kümmern.

Es ist beinahe unerklärlich, wie ein Mann von des Grafen Geist sich so unseligen Vorurtheilen und Selbsttäuschungen überlassen konnte, wie ich sie beim Grafen wahrnehmen mußte.

Ich hielt mich verpflichtet, den Grafen auf die Härte und Ungerechtigkeit seiner Beamten aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, durch gemessene Befehle weiteren Uebergriffen vorzubeugen.

„Mein lieber Albert," entgegnete Graf Vinzent, „Sie kennen den hiesigen Bauer und Arbeiter noch nicht! Wehe Ihnen, wenn er lacht! dann haben Sie Alles zu fürchten. Weinen aber muß er, oder doch mindestens dem Weinen näher seyn, als dem Lachen, dann ist er einigermaßen zu gebrauchen und dem wirklichen gesitteten Menschen etwas ähnlicher! Sehen Sie nur um sich; geht nicht auf den Gütern, wo schlaffes Regiment statt findet, Herr und Knecht zu Grunde?"

3.

Ein Bauer.

Bei solchen Ansichten des Grafen würde es ganz verlorne Mühe gewesen seyn, ihn eines Bessern zu überzeugen. Ich mußte mich darauf beschränken, in meinem nicht unbedeutenden Wirkungskreise das Schicksal der Untergebenen zu erleichtern und wenigstens zu zeigen, daß man durch wirklich menschenfreundliche Behandlung und regen Fleiß sein Ziel stets sicherer erreicht, als wenn man durch bloße Gewalt den Geist des Widerstandes, der List und der Bosheit heranf beschwört.

Dies Letztere zu thun, schien das einzige Bestreben des Wirthschaft-Inspektors v. Tucholka, der sich mit mir auf dem Hauptgute Robota befand. Sein Betragen gegen die Leute wechselte nur zwischen grober Mißhandlung, übermäßigen Anforderungen und einer Art roher Vertraulichkeit, der indeß niemals eine vorherrschende Beigabe von Geringschätzung fehlte.

Dabei war Tucholka schmutzig geizig, und verkürzte den ge-

Digitized by Google

ringen Lohn der Leute, wo es nur irgend ging. Uebrigens verschmähte er es nicht, die eine oder die andere der hübschen Arbeiterinnen mit seiner Gunst zu beglücken, und wehe dann jedem Nebenbuhler, wenn er unter Tucholka's Botmäßigkeit stand.

Dieses Benehmen Tucholka's hatte eine so gereizte Stimmung unter den Leuten erzeugt, daß ich jeden Augenblick einen Exzeß erwartete und Tucholka ernstlich vor den Folgen eines so fortgesetzten Betragens warnte.

„Tragen Sie keine Sorge," lachte der Wirthschafter, „die Leute kennen den Tucholka und seinen Arm!"

Wirklich schien dieser seine Untergebenen gut zu kennen; wenigstens ertrugen sie seine Tyrannei mit einer Ergebung, von welcher man bei uns sich kaum einen Begriff zu machen im Stande ist.

Ein Vorfall ereignete sich indeß in jener Zeit, der noch ahnen ließ, welch furchtbarer Vulkan sich unter dieser Hülle von Ruhe und Ergebung verbarg.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zustände der Pfalz.

§ Aus der Pfalz, 20. Jan. Was ist denn wohl der Grund, daß aus einem Lande, an Einwohnerzahl Großherzogthümer übertreffend, verhältnißmäßig so wenig in öffentlichen Blättern geschrieben wird? Aus Bückeburg und Dessau und Hechingen lesen wir in allen Blättern längst Aufsätze, und zwar lange, über ihre politischen Zustände, Landtagsverhandlungen u. s. w., aus der bayrischen Pfalz — denn die betreffenden Artikel der Speyerer Zeitung werden leider nur zu selten in andere Zeitungen aufgenommen — sehr Weniges. So war es früher, so ist es jetzt. Von den schönsten und lobenswerthesten Anstalten, die sich in der bayrischen Pfalz entwickelten und segenbringend wirkten und wirken, als Armen- und Kleinkinderbewahranstalten, Gewerbsvereine, Musikvereine, Vereine zur Besserung junger Sträflinge u. s. w., von denen in andern viel kleineren Ländern viel Rühmens berichtet wird, lies't man in auswärtigen Blättern so gut als Nichts. Es ist dies gewiß eine eigene und bemerkenswerthe Erscheinung. Gibt es denn so wenig Leute in der Pfalz, die so etwas schreiben können? Gewiß nicht. Eher möchte diese Erscheinung bewahrheiten, daß der Pfälzer sich bisher bei dem Reichthum seiner Produkte wohl und behaglich fühlte, gut und zufrieden, nur mit seinen Interessen beschäftigt lebte, und sich wenig darum bekümmerte, ob dies auch Andere wüßten. Das Gute in seinem Kreise zu fördern, war er zufrieden. Oder aber wäre es eine durch bayrische Regierungsmaximen herbeigeführte Apathie? — Höchst beklagenswerth ist es, daß auch über die letztjährigen Zustände in der Pfalz nur sehr einseitige Berichte geliefert wurden, nur von einer Partei für ihre Zwecke geschrieben. Warum schwiegen doch und schweigen so viele unabhängige Leute und sagen nicht die Wahrheit, die reine Wahrheit? — Wäre es geschehen, die Urtheile über die Pfalz wären andere. Dank dem Deputirten Rebenack in München, in vielen Stücken die Wahrheit gesagt zu haben! Wie vermochten andere Deputirte der Pfalz sie zu verunstalten? Wer die Ursachen der in der Pfalz vorgekommenen Unordnungen kennen lernen will, verweisen wir auf die Rede Rebenack's. — Wir, die wir nun jene Zustände mit durchlebt, die Personen genau kennen (die Hinzugekommenen abgerechnet), können nur staunen theils über den Unsinn, theils über die Bösartigkeit und Frechheit, mit welcher im „Mainzer Journal", in der „Augsburger Postzeitung", in der „N. Münchner Zeitung" und Blättern ähnlicher Tendenz darüber verhandelt wird, wie über Männer, die in jeder Hinsicht ihre Schuldigkeit thaten und thun, der Stab gebrochen wird, sie als „ihrer Stellung durchaus nicht gewachsen", „als ziemlich schon in den Händen der Rothen" denuncirt werden; und dagegen Andere, die wir längst als im Dienste der Jesuiten arbeitend kennen, die durch einen Zufall der Volksversammlung in Neustadt, welche mit weniger Grund Luft und Ruft versetzen machte, entschlüpften, die unter der provisorischen Regierung sich verkrochen und erst als die Preußen schon im Einmarsch begriffen waren, sich mit abgegebenen Erklärungen bei der rückkehrenden Regierung einen Orden oder eine Beförderung verdienen wollten, nun als Männer hingestellt werden, „die allein wissen, was sie wollen" (ja wohl, das ist wahr), „die allein Einsicht und Kraft (die fehlte denn doch ganz und gar) entwickelten und entwickeln" u. s. w. Es ist freilich unnöthig, auf solche Artikel, die in den genannten Blättern erscheinen, irgend Gewicht zu legen, oder sie gar zu widerlegen; sie sind dadurch, daß sie nur in jenen Blättern erschienen, schon gerichtet Die Einwohner der Pfalz in der größten Mehrheit verachten sie, oder geben Erklärungen ab, wie sie die Speyerer Harmoniegesellschaft gegeben, ohne daß wieder viel darüber veröffentlicht wird. Auch glauben wir zuversichtlich, daß andere Blätter, selbst die Ober-P.-A.-Z., in ihrem richtigen Takte sie nicht aufnehmen würden, und können uns nur wundern, daß die „Deutsche Zeitung" ähnliche Einsendungen von einem Mann, und zwar einem sogenannten Großdeutschen aufnimmt, der in seiner Umgebung nicht das ist und das gilt, was von anderer Seite der Redaktion vielleicht versichert wurde. Wenn nun der Verfasser dieser Zeilen die Feder ergriffen hat, manche sehr irrige Meinungen über die Pfalz zu berichtigen, so ist es der ihm und seinen Freunden gewordene Ueberzeugung, daß es am Ende denn doch durchaus nöthig erscheint, dem übrigen Deutschland gegenüber wenigstens das Unverschämte und Wahrheitwidrigste in jenen Einsendungen zu beleuchten. Was sonst dabei über die Pfalz und pfälzische Zustände gesagt werden wird, soll nach bestem Wissen und Gewissen nur die Wahrheit und Nichts als die Wahrheit enthalten, damit das auswärtige Publikum und Einheimische, denen es nöthig ist, die Augen zu öffnen, ein richtiges Urtheil fällen können. —

Heute soll es einem Artikel des „Mainzer Journals" gelten in Nro. 11. dieses Blattes d. d. aus der Pfalz v. 10. Jan. Von vorn herein müssen wir gestehen, wir haben lange Zeit nichts Aehnliches in Bezug auf Entstellung der Wahrheit und Herabsetzung und Verdächtigung und dann wieder von Lobhudelei gelesen, als jenen Artikel. Und der Grund dazu ist? Der bisherige, wollen sagen der Curie ganz ergebene und bisher ganz in ihrem Sinne referirende Referent in Schulsachen bei kgl. Regierung der Pfalz ist endlich — was schon längst hätte geschehen sollen — gesonnen, aber nicht aus Alter, sondern aus Mißmuth, daß er nicht mehr unumschränkter Referent ist, daß ihm nicht mehr Alles durchgeht, daß ihm jetzt seine Arbeiten durch Andere überwacht und wenn nöthig, geändert werden, das Gesuch einzureichen, vom Referate entbunden zu werden. Freilich, da ist Gefahr vorhanden, nicht für die Katholiken, wohl aber für die Pläne der ja wieder im besten Aufblühen ihrer vorigen Macht begriffenen Ultramontanen. Einen solchen ihnen so gehorsamen und willfährigen Referenten nicht mehr in der Regierung thätig zu sehen, wäre ein großer, großer Verlust. Es möchte nicht leicht ein so thätiger und gewandter sich wieder finden. Daher ist denn das „Mainzer Journal" und die Augsb. Postzeitung voll des überschwenglichen Lobes des gedachten katholischen Referenten, des Hofraths Dr. Jäger, Kreisscholarchen und Rectors des Speyrer Lyceums und Gymnasiums.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rückblick auf die Kultur- und Sittengeschichte von Frankfurt a. M.

Unternehmungen von allgemeinem Interesse verdienen wiederholter Empfehlung, und somit erinnern wir an ein in diesen Blättern bereits angezeigtes Werk, dessen Subscriptions-Listen in Umlauf gesetzt sind. Es ist dies: Leben in Frankfurt a. M. Auszüge der Frag- und Anzeigungs-Nachrichten (des Intelligenz-Blattes) von ihrer Entstehung an im Jahre 1722 bis 1821. Gesammelt, geordnet und den Bürgern dieser Stadt gewidmet von Maria Belli, geb. Gontard. Diese Sammlung ist nicht sowohl als eine nur die Leselust reizende Kuriosität zu betrachten, sondern vielmehr als ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte des vorigen und eines Theiles des jetzigen Jahrhunderts. Unser Anzeige- oder Intelligenz-Blatt ist stets ein treuer Spiegel nicht nur der materiellen, sondern auch der sozialen Interessen der hiesigen Stadt gewesen und zwischen seinen Zeilen konnte und kann noch immer der aufmerksame Beobachter Dasjenige herauslesen, was der eigentliche nervus rerum gewesen. Auch im scheinbar Unbedeutenden prägt sich die Rückwirkung des Größern aus. Die genannte Sammlung wird Mittheilungen aller Art enthalten, welche theils ernste, theils ergötzliche Lichter auf das Leben und Treiben Frankfurts werfen. Auszüge, welche die Geschichte des mannichfaltigsten geschäftlichen Verkehrs, der gesellschaftlichen und politischen Beziehungen, der amtlichen Formen und Ausdrucksweisen, welche biographische und Familienverhältnisse, Statistik und Handel, Kunst und Wissenschaft berühren, — diese sind der aufmerksamen Beachtung eines jeden Freundes unserer vaterstädtischen Geschichte werth. Um den Lesern d. Bl. anzudeuten, welcher Art die Excerpte des genannten Werkes seyn werden, mögen nachstehend einige Proben folgen:

Den 8. Julii 1738.

Ein honettes Frauenzimmer ledigen Standes, von guter Gestalt sucht zur Ausmachung einer Erbschafft in hiesiger Nachbarschafft, welche ihr rechtmäßiger Weiße zukommt von incirca fl. 50,000 einen guten Doctor oder Advocaten ledigen Standes von hier, welcher sich obligiret diese Sache auszumachen, so groß und wohl aussiehet, wann er alsdann sich dieses wohl angelegen seyn lässet, so offeriret sie sich denselben zu heurathen, es müste aber je ehender je lieber seyn, weilen das Frauenzimmer sich dieserwegen noch allhier aufhalten wird.

Freytag den 24. Januarii 1749.

Nachdeme durch besondere Seegen Gottes in dem Jahr 1747 in dem Hochstifft. Fuldaischen Ober-Amt Brückenen an der Sinn, aus einem beynahe 40 Schuhe durchbohrten harten Felsen ein gantz neuer Gesundheits-Brunnen aus der Tieffe der Erden von ohngefehr entsprungen, welcher von so gutem Gehalt, und kräfftigen Eigenschafften ist, daß schon viele Preßhaffte ihre vorige Gesundheit durch denselben erlanget, wie beydes aus meinem hierüber nächstens an das Licht trettenden Tractätgen des mehreren zu ersehen seyn wird; Als hat man solches dem geneigten Publico hiermit um so mehr bekannt machen sollen, da von Ihro Hochfürstl. Gnaden unserm gnädigsten Landesherrn nicht nur allein gute Bequemlichkeit zubereitet wird, damit solcher Brunnen an der Quelle selbsten getrunken, sondern auch von Hochfürstl. Rent-Cammer die Versicherung hiermit beschiehet, mit denen schönsten steinernen Krügen, deren schon viele Tausend im Vorrath liegen, in Zukunfft anzudienen, damit derselbige auch in andere Orthe verführet, und zu Erhaltung der edlen Gesundheit benützt werden könne.

Fulda den 20 Januarii 1749.

J. B. Schlerth, Phil. et med. Dr.
Hochfürstl. Fuld. Hofrath et Leib-Medicus.

Mittwoch den 14. Januarii 1750. Frankfurther Frucht-Preise.

Korn das Malter	fl. 4.
Weitzen	6. 5 Kr.
Gersten	2. 54.
Haber	1. 48.
Geschwungener Vorschuß . .	10.
Weiß-Mehl	6. 30.
Rocken-Mehl	4. 30.
Hirschen	8. 20.

Den 2 Junii 1750. Fleisch-Taxe zu Frankfurth am Mayn.

Rindfleisch das Pfund zu . .	$5^1/_2$ Kr.
Schweinefleisch	5.
Kalbfleisch	6.
Hammelfleisch	6.

Ist angegangen Mittwochs den 20. May. 1750.
Rechney.

Donnerstags, den 9 October 1766.

S. T. Herr Johann Matthias Ba..sa, Schöff und des Raths, alt 80 Jahr 3 Monat 27 Tage.

Grabschrift.

Er war ein weiser Patriot,
Und wandelte auf GOttes Wegen,
Drum krönte Ihn der grose GOtt
Mit auserordentlichem Segen.

Im HErrn entschlief Er Lebenssatt,
Sein Ruhm stirbt nie, wie Seine Seele.
GOtt gebe, daß es unirer Stadt
Nie an dergleichen Männern fehle.

G.

Wir zweifeln nicht, daß ein Sammelwerk, dessen Herausgabe nicht nur viel Fleiß und Ausdauer erfordert, sondern auch mit sehr ansehnlichen Druckkosten verknüpft ist, zahlreiche Subscribenten finden und somit in viele Haus- und Familien-Bibliotheken eingeführt werden wird. Der den Subscriptionslisten beigegebene Prospectus besagt das Nähere hinsichtlich der Art und Weise des Erscheinens, sowie des Preises der hier wiederholt zur Anzeige gebrachten Sammlung.

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Vom 1. Nov. 1848 bis Ende October 1849 wurden im Wiener Münzamt geprägt: In Gold vierfache Dukaten 4411 Stück, einfache 648,614; in Silber: Thaler (Zweiguldenstücke) 118,754, Einguldenstücke 3,964, Zwanziger 13,653,062, Sechskreuzerstücke 90,472,393; in Kupfer: Zweikreuzerst. 7,754,847, Einkreuzerstücke 27,830,658, halbe Kreuzerstücke 652,800, Viertel Kreuzerstücke 232,635 Stück; zusammen 141,372,138 Stück.

(Schöllkrippen, 25. Jan.) Bei der vor wenigen Tagen gehabten großen Kälte befanden sich zwei Metzger aus einem nahen kurhessischen Städtchen (Gelnhausen) Vater und Sohn in hiesiger Gegend auf Viehkauf und haben sich auf ihrem Heimwege bis zur Ankunft die Glieder dermaßen erfroren, daß dem Vater beide Füße abgenommen werden mußten und bei dem Sohne nicht viel mehr Hoffnung seyn soll, als dies traurige Geschick zu theilen.

(Das nennt man Religionsfreiheit.) Gerichtsscene bei Gelegenheit der Forderung eines Attestes. — Gerichtshalter: Zur Ausfertigung dieses Attestes muß man aber Gewisses über Ihre religiöse Ueberzeugung wissen, Hans Tim — sind Sie katholisch oder evangelisch, Hans Tim? — — Hans

Digitized by Google

Tim: Jä — ick will Se watt seggen — ick bin eegentlich ut'n Mecklenborgischen.

In München ist die Polizei sehr zuvorkommend gegen die Hausbesitzer, welche vor ihren Häusern das Streuen vergessen. Sie läßt Sand vor die Häuser führen und selbst streuen und schickt den Säumigen dann die Rechnung. Probatum est!

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Jan.

Indeß selbst das blitzende Damoklesschwert der Kammerauflösung die wirren Wolkenknäuel, die an unserem politischen Horizonte heraufjagen, nicht auf die Dauer lösen zu können scheint: — ist unsere neue Theaterintendanz auf's eifrigste bestrebt, im Tempel Thaliens uns der gewitterschwangeren Wirklichkeit zu entrücken. Ihren Bemühungen haben wir insbesondere den Genuß zu verdanken, welchen ein von den Herren Breuer und Grunert angekündigter Gastvorstellungs-Cyclus uns theils schon gewährt hat, theils noch zu gewähren verspricht. Den Anfang machten gestern Abend Schiller's „Räuber". Jedem Kritiker, der an den Ecken und gigantisch-unbehülflichen Schärfen dieser Jugendschöpfung einen gerechten Anstoß nehmen zu müssen glaubt, hätten wir gewünscht, bei jener gestrigen Darstellung gegenwärtig gewesen zu seyn. Gewiß er würde auf sie Schiller's eigenen Spruch mit uns angewandt haben:

— Jedes Aeußerste führet die Kunst, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück!

Nicht als ob die sonst bei diesem Stücke so geschäftige Scheere einer unbarmherzigen Theatercensur jene Ecken rund abgeschnitten und die Lücken, wie sonst üblich, mit dem glatten Firniß nichtssagender Bretterphrasen ausgefüllt hätte; nein, sie alle waren diesmal geblieben, um von dem sicher treffenden Takte der Schauspieler selbst ihr eigenthümliches Gepräge zu erhalten. Die Glanzpunkte des Abends waren, wie natürlich, Breuer (Carl) und Grunert (Franz), Letzterer um so mehr Interesse erregend, als wir zum ersten Male Gelegenheit hatten, sein eben so wahres als bis in die feinsten Züge wohl berechnetes Spiel zu bewundern. Wenn je, so ward diesmal der Charakter Franzens in concreter Lebendigkeit uns vorgeführt; es müßte denn das jeder Täuschung vergessende Grauen, das sich aller Zuschauer bei den folternden Gewissensqualen Franzens bemächtigte, nicht für eine sichere Probe einer wahrheitsgetreuen Mimik gehalten werden. Das Urtheil aller Competenten stimmte darin überein, daß, seit Seydelmann, diese Rolle keinen würdigeren Repräsentanten auf unserer Bühne aufzuweisen hat. Was Hrn. Breuer (Carl Moor) betrifft, so ist sein Ruf bei uns schon zu begründet, als daß er nicht auch diesmal des Beifalls ungetheilte Spenden eingeerntet hätte. Wie immer im Spiele dieses Künstlers, so ist insbesondere in einer so leicht verführerischen Rolle das richtige Verhältniß zwischen Mäßigung und Kraftanstrengung zu rühmen. Noch nie machten Carl's sarkastische Schlußworte einen solchen Eindruck. — Bezüglich der Fräul. Antonie Grahn (Amalie) läßt schon der würdige Lehrer, eben Hr. Breuer, eine tüchtige Schülerin voraussetzen. Sowohl ihr gestriges, als ihr früheres Auftreten bei uns, gab die Ueberzeugung, daß hier allerdings ein nicht unbedeutendes Talent anzuerkennen sey. Nach einigen Tagen werden „Faust" und der „Kaufmann von Venedig", sowie „Nathan der Weise" und „Hamlet" jenen Gastvorstellungs-Cyclus weiter führen, der dem Schauspiele jedenfalls wiederum eine bei uns lang entbehrte Anerkennung verschaffen wird und unsere seitherige Operndomination etwas herabdrücken dürfte. — Auf demnächstige Vorlesungen unseres Hofschauspielers Pirscher „über Reform des Theaters" sind die Kunstfreunde gespannt. G. K.

Frankfurt, 24. Jan.

Der vor einigen Tagen im Druck erschienene sechste Jahresbericht über Dr. Christ's Kinder-Krankenhaus zu Frankfurt a. M. macht in seinem Vorwort nicht nur auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser Anstalt aufmerksam, sondern legt es auch allen Menschenfreunden dringend an's Herz, durch ihre milden Gaben jene Wirksamkeit zu unterstützen und zur Erweiterung derselben beizutragen. Die Gesammtausgaben für das Kinder-Krankenhaus mit Einschluß der Gehalte, der Löhne und Arzneien betrugen im Jahre 1849 fl. 8140. 58 kr. Kinder wurden verpflegt 79, darunter 40 unter vier und 39 von vier bis zwölf Jahren. An Geschenken gingen im verflossenen Jahre ein fl. 1019. 58 kr. und an jährlichen Unterzeichnungsbeiträgen fl. 528. 42 kr. Außerdem hatte hoher Senat der freien Stadt zu wiederholten Malen milde Zuwendungen der so segensreich wirkenden Anstalt bewilligt. B.

Einen eigenthümlich musikalischen Genuß bietet die gegenwärtig hier anwesende Familie Beyerböck aus Wien. Nachdem wir uns schon öfter von ihren ausgezeichneten Leistungen überzeugt haben, sey es uns vergönnt, dieser Familie hier auf's anerkennendste zu erwähnen. Sechs Personen, und darunter noch sehr jugendliche, machen hier den Effekt eines vollständig besetzten Orchesters. Die Fisharmonika bildet dabei, was man den Unterbau der Orchestermusik nennt und ersetzt durch die Fülle und Kraft ihres Tones ein ganzes Dutzend untergeordneter (Begleitungs-) Instrumente. Die Melodie führenden Instrumente, Violine, Flöte, Hoboe und Horn (welch letzteres bald die Rolle der Posaune, bald die des Althorns, bald seine eigene Rolle übernimmt), werden durch Beyerböck Vater, und Johann, Moritz, Leopold und Eduard, seine Söhne, mit wahrer Meisterschaft gespielt, und man weiß nicht, ob man mehr die Art und Weise der Zusammensetzung und Vertheilung dieses Orchesters oder die Schönheit, die mit Kraft und Feuer wechselnde Weichheit des Vortrags bewundern soll. Fräul. Therese Beyerböck singt Arien aus deutschen und italienischen Opern mit Kraft und Ausdauer der Stimme. Ehre und Lob dem Vater, der seine Kinder zu solchen Künstlern herangebildet, Ermuthigung und Beifall den Kindern, um auf der betretenen Bahn fortzuschreiten!

Hr. Dr Kothe hält gegenwärtig im Saale der Loge „Sokrates" öffentliche Vorträge über die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer willkürlichen Entwicklung der jedem Menschen als Naturanlage innewohnenden prophetischen Kraft, sowie des inneren Lebens überhaupt. Tendenz derselben ist die naturgemäße Begründung der Wahrheiten der Religion: „Das Christenthum gebe keineswegs bloße Glaubenssatzungen, sondern stelle auch die Zeichen fest, wodurch erprobt und bewiesen werden müsse, ob Das, was man glauben solle, Wahrheit sey. Diese Beweise könne Jeder praktisch in sich selbst finden durch Entwicklung und Uebung des inneren Lebens — die sogenannte Wiedergeburt oder den Aufbau des geistigen Menschen. Denn eben sowohl wie ein äußeres besitze der Mensch ein inneres Sensorium, und nur die Entwickelung des letzteren neben derjenigen des äußeren könne ihn zum ganzen Menschen machen." Was nun die Aufstellungen betrifft und in wiefern sie begründet seyen, so ist hier der Ort nicht, darauf einzugehen. Uebrigens zeigt Dr. Kothe's lebendiger und begeisterter, überall sehr bilderreicher Vortrag, daß er von der Sache ganz durchdrungen ist. Nächster Vortrag findet Freitag den 1. Febr. statt.

Der Redeverein,

der am 6 des Hornungs (Februar) 1846 unter Leitung des Hrn. Hartig ins Leben getreten ist, wird am nächsten Jahrestag seiner Gründung, den 6. im Hornung 1850, an welchem zugleich Hr. Hartig von der Leitung des Vereines zurücktritt, eine letzte öffentliche Uebung halten. Es werden deshalb auch die früheren Mitglieder dieses Vereines aufgefordert, sich dieser letzten Uebung anzuschließen und ihre Vorträge Hrn. Hartig baldigst anzuzeigen.

Der Vorstand des Redevereins.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 30. Jan. (Zum Vortheil des Hrn. Reger und zum ersten Male): Mazarin, historisches Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 31 Jan. Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 4 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Montag, 4 Febr. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 27. Donnerstag, den 31. Januar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Ein junger Arbeiter, Namens Murafsky, hatte die Absicht, sich mit der Tochter eines Einsassen zu verheirathen, die auch Tucholka mit seiner Gunst beehren wollte. Er gelangte indeß hier nicht so schnell zu seinem Ziele, als dies wohl fast immer zu geschehen pflegte, und vermuthete vielleicht ganz richtig in Murafsky das Hinderniß.

Jetzt begann eine Reihe von Plackereien und Verweisen, mit denen Murafsky überhäuft wurde, und die keinen andern Zweck hatten, als Murafsky zu reizen und seine Entfernung herbeizuführen.

Lange ertrug dieser, ein durchaus tüchtiger Arbeiter, die Behandlung; als er indeß sah, daß Tucholka immer weiter ging und ihn sogar bei einer Gelegenheit, wo eine große Anzahl Arbeiter zugegen war, völlig schuldlos mißhandelte, da warf er die Art weg, als wolle er der Versuchung entgehen, sie gegen seinen Peiniger zu gebrauchen. Dann trat er zu Tucholka und heftete den finstern, glühenden Blick auf denselben:

„Herr!“ sagte er, „ich gehe, weil Sie es so wollen! Aber ich rufe Gott und meine Kameraden hier zu Zeugen auf, Sie haben mir schweres Unrecht gethan, und bereuen es vielleicht dereinst.“

Tucholka wurde wüthend, und war im Begriff, über Murafsky herzufallen, der jedoch nicht geneigt schien, sich länger ohne Widersetzlichkeit mißhandeln zu lassen.

Um einen solchen Exceß zu vermeiden, trat ich, empört durch den ganzen Vorfall, schnell zwischen Tucholka und Murafsky.

„Ich bitte, Herr, lassen Sie den Murafsky in Ruhe. Es ist in seinem Verhältnisse hart genug für ihn, seinen bisherigen Wohnort verlassen zu müssen.“

„Wie, mein Herr!“ schrie Tucholka wüthend, „Sie nehmen die Partei dieses Schurken, und wollen sich in meine Angelegenheiten mischen? Da kennen Sie mich schlecht! — Nun erst werde ich der Bestie das Fell locker machen!“

Fest trat ich Tucholka entgegen und sagte ihm mit ziemlich gebietender Stimme:

„Herr, Sie vergessen sich, und werden mich nicht zwingen, ein stummer Zeuge Ihrer Ungerechtigkeiten zu seyn, und sollte ich hier diese Leute zur Hülfe nehmen, die sicher nicht anstehen werden, meinen Befehlen eher zu gehorchen, als den Ihrigen.“

Wie ein elektrischer Funke wirkten meine Worte auf die Leute. Im Nu ließen sie gleichzeitig die Arbeit ruhen, und ihre Mienen sagten nur allzudeutlich, wie bereit sie waren, jeden meiner Befehle augenblicklich zu vollziehen.

„Ah! steht es so?“ rief Tucholka, seine Wuth bezähmend mit einer Art von Hohn, „dann ist's wohl Zeit, daß Einer von uns Beiden hier in Robota das Feld räumt, und der Herr Graf wird wohl bestimmen, wer es sey! Ich werde sogleich berichten und anfragen!“

„Die Mühe können Sie sich ersparen!“ entgegnete ich, „schon vor vierzehn Tagen ersuchte ich den Grafen, mir meine Entlassung zu bewilligen oder Sie unter meine unmittelbare Befehle zu stellen, um Ihrem willkürlichen oder unbilligen Verfahren ein Ziel zu setzen!“

Da stand Tucholka, wie vom Donner gerührt, drehte sich um, und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Feld. —

Die Leute arbeiteten schweigend fort, und Murafsky küßte mir die Hand, dankte für den Schutz, den ich ihm gewährt, nahm seine Art auf und ging von dannen.

Mißmuthig sann ich über meine Lage nach, und wünschte ernstlich, Graf Vinzent möchte mir die erbetene Entlassung bewilligen. Immer mehr empörte sich mein Gefühl beim Anblick so vieler Menschen, deren man sich, ohne einige Rücksicht auf ihr eigenes persönliches Wohl, durchaus blos als Erwerbmittel bediente, ohne zu bedenken, daß es in der ganzen Welt keinen einzigen Menschen gibt, der nicht seiner selbst wegen, nur um Anderer willen geschaffen sey.

Als die einbrechende Dämmerung daran erinnerte, daß das Tagewerk der Arbeiter nun vollbracht sey, entließ ich die Leute, kehrte aber nicht mit ihnen nach Robota zurück. Nach dem mit Tucholka gehabten Auftritte war es mir zuwider, noch heute mit ihm zusammen zu kommen.

4.

Aurelia.

Ich schlug den Weg durch ein kleines Gehölz, nach dem Vorwerke Woinowo ein. Dort wohnte die Wittwe eines seit ungefähr einem Jahre verstorbenen Pächters des Grafen, mit Aurelia, ihrer Tochter, meiner jetzigen Gemahlin.

Diese Pachtung war von geringem Umfange, gewährte aber einen nicht unbedeutenden reinen Ueberschuß, weshalb sich Madame Baczko auf mein Anrathen entschloß, dieselbe nach dem Tode ihres Mannes, mit Genehmigung des Grafen, fortzusetzen.

Schon bei Lebzeiten Baczko's hatte ich den Aufenthalt in seinem Hause zu meinen angenehmsten Stunden gezählt, und mich um Aureliens Liebe bemüht, ohne meine Absicht im Geringsten zu verbergen. Wir wurden Verlobte, und nur die Ungewißheit meiner Stellung hatte unsere eheliche Verbindung verzögert. Es verging indeß selten ein Tag, wo ich nicht in Woinowo war, meine künftige Schwiegermutter sprach und ihr durch Rath und That in Leitung ihrer Wirthschaft behülflich war. Heute hatte ich nur die Absicht, mich in Gesellschaft meiner

Digitized by Google

Braut aufzuheitern. Aber es gibt gewisse Tage, an denen uns nichts nach Wunsch geht. Es wird Wenige geben, die eine solche Erfahrung nicht schon machten.

Bei meiner Ankunft in Woinowo fand ich die Mutter meiner Braut plötzlich und bedenklich erkrankt. Trübe Ahnungen hatten sich ihrer bemächtigt, und noch war ich nicht lange an ihrem Krankenlager, als sie mir gestand, wie es zu ihrer Beruhigung vor ihrem Hinscheiden, dessen Herannahen sie fühle, gereichen werde, wenn sie mich durch den Segen des Priesters mit Aurelien verbunden wisse. Sie habe bereits nach einem Priester in der Nähe geschickt, von dem sie die letzten Tröstungen der Religion erwarte, und der, als langjähriger Freund ihres verstorbenen Mannes, sich werde bewegen lassen, mich mit Aurelia zu trauen.

Noch bevor das zweite Morgenroth strahlte, war Aurelia eine Waise und ich ihr Gemahl.

Der Schmerz um den Verlust unserer guten Mutter war der erste, den wir in unserm neuen ehelichen Leben theilten. Die Mutter aber war so sanft entschlafen, hatte sich so bestimmt darüber ausgesprochen, wie sie in dem schmerzlos nahenden Tode nur die Wiedervereinigung mit ihrem vorangegangenen Gemahl erblicke, daß es in der That schwer schien, zu entscheiden, ob man die Heimgegangene beklagen oder beneiden solle.

Bald fühlten wir daher nur das Glück unserer unerwartet schnellen Vereinigung, und lebten unserer Liebe und unseren Geschäften, denn die letzteren hatten sich für mich bedeutend vermehrt.

Graf Vinzent hatte mein Entlassungsgesuch abgelehnt und dagegen Tucholka die Wahl gelassen, sofort seinen Posten niederzulegen oder sich meinem Befehle, ganz so wie des Grafen eigenen Befehlen zu unterwerfen.

Werden Sie es glauben, daß dieser Mensch, sofort nach Empfang dieses Schreibens nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als sich meine Verzeihung zu erbitten und sich überall bemühete, meinen Wünschen zuvorzukommen, ohne daß sich bei diesem Benehmen die geringste Spur von Heuchelei erkennen ließ. Er schien die Entscheidung des Grafen für eine Fügung des Himmels zu betrachten, der man sich, ohne zu murren, unterwerfen müsse.

Ich gestehe, daß ich mir einen solchen Charakter durchaus nicht zu erklären vermochte, und an seiner Existenz zweifeln würde, wenn ich denselben nicht an Tucholka kennen gelernt hätte. So wie er aber unbedingten Gehorsam gegen den Grafen für seine erste Pflicht hielt, so forderte er denselben auch von seinen Untergebenen in einer Ausdehnung, die alle Gränzen überschritt und ihn nicht selten zu offenbarer Tyrannei verleitete.

Der Unglückliche sollte nur allzuschwer büßen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Zustände der Pfalz.

(Schluß.)

Zum Verständniß Auswärtiger und selbst wieder Pfälzer, die die Sache nicht so genau kennen, möchte etwa Folgendes dienen: Das konstitutionelle Edikt über die innern kirchlichen Angelegenheiten der prot. Gesammtgemeinde im Königreich Bayern enthält im §. 14: „In den Kreisen, in welchen die größere Mehrheit der Einwohner protest. Konfession ist, soll das Referat in Schulangelegenheiten einem Rathe dieser Konfession übertragen werden." Daß nun die starke Mehrzahl der Einwohner der Pfalz — ungeachtet der durch bekannte Mittel bewirkten starken Vermehrung der Katholiken — auch noch heute der protestantischen Konfession angehört, ist notorisch. Der allbekannte und um den Kreis höchst verdiente Butenschön, prot. Konfession, wurde 1816 als erster Kreisschulrath und alleiniger Referent angestellt. Durch ihn, nicht durch Rektor Jäger, der erst Ende 1817 eintraf, wurde unser Schulwesen organisirt und in den folgenden Jahren weiter ausgebildet. Dabei hatte sich Butenschön oft zu beklagen, „daß seine Arbeiten oft genug durch Andere verstümmelt wurden", und dieser Andere war, wie es allgemein hieß, kein Anderer, als der Rektor Jäger, der mit dem Regierungs-Präsidenten innig befreundet und von Kempten durch ihn als Rektor und vielleicht auch schon zum künftigen Referenten nach Speyer berufen, als geheimer katholischer Referent in der Kammer des Präsidenten dies vornahm. Als nun Butenschön quiescirt und 1825 die Schulräthe entfernt wurden, wurde das Referat in Schulsachen zwar wieder einem Regierungsrathe prot. Konfession anvertraut, man mußte doch dem Buchstaben der Konstitution nachkommen, aber es war jetzt nur ein Anhang zu dem andern Referate des Regierungsraths oder Regierungsassessors, dem es ein Grauen war, in das Einzelne des Schulwesens einzugehen, und daher recht bald und gern das Ganze dem ernannten katholischen Correferenten überließ, dem Rektor Jäger, der von jener Zeit an in Wahrheit als alleiniger Referent zu betrachten ist und wegen der Masse von Arbeiten, die ihm zufielen, zwar der Besoldung wegen noch das Rektorat der Studienanstalt zu Speyer beibehielt, aber von allem Unterrichtgeben dispensirt wurde. Vollkommen stimmen wir dem „Mainzer Journal" bei, daß Jäger „oft mehr, als drei Regierungsräthe zusammengenommen, gearbeitet hat". Wir haben längst des Mannes Sitzfleisch und Schreibseligkeit bewundert, der nicht nur das umfassende Referat in Schulsachen bis in die kleinsten Einzelheiten besorgte, sondern eben so auch noch alle Scriptionen des Rektorats, sowohl der Studienanstalt als der Gewerbschule, eigenhändig schrieb, und dennoch auch noch die Korrespondenz der Schullehrer-Wittwenkasse, des historischen Vereins u. s. w. übernahm. Allein es frägt sich nun: warum übernahm denn nur Jäger so viel Arbeit und in welchem Sinne führte er das Referat? — Die Pfalz, Speyer insbesondere, ist darüber schon seit Jahren in der Ueberzeugung vollkommen klar und eins, wie sehr man auch früher durch des Mannes Thätigkeit und Allgewaltigkeit sich täuschen ließ oder befangen war. Sein ganzes Referat wurde im Sinne des Ultramontanismus geführt, gelind gesagt, um seine Glaubenspartei, die Katholiken, zu begünstigen, wenn auch einzelne nicht erhebliche Fälle vorkommen, wo es das Gegentheil scheint, um, wie es ja die Praxis der Jesuiten ist, die erheblichern zu verdecken, wie z. B. die Rede bei der Preisvertheilung des Gymnasiums zu Speyer im Herbst 1848, berüchtigten Andenkens. So schmuggelte Jäger — um einzelne allgemein bekannte Sachen anzuführen — gegen die bestehenden Verordnungen, wie es die Pfarrer und Bürgermeister in humaner Ansicht es sich gefallen ließen, katholische statt protestantischen Gehülfen an den Volksschulen ein, machte sogar in einzelnen Ortschaften, wo doch die Katholiken zu den Protestanten sich wie 1 zu 7 verhalten, den katholischen Gehülfen zum wirklichen Lehrer und den Protestanten zum Gehülfen, machte das Speyerer Gymnasium aus einem protestantischen zu einem rein katholischen, die protestantischen Progymnasien oder lateinischen Schulen wenigstens zu gemischten, begünstigte seine Angehörigen und deren Freunde, vertheilte die Stipendien ganz nach Willkür, nicht nach Würdigkeit und Armuth, hielt als katholischer Referent und Scholarch nicht die Prüfungen im katholischen Schulseminar in Speyer, sondern im protestantischen Seminar in Kaiserslautern, ja, ließ sich sogar Untersuchungen in rein protestantischen Angelegenheiten, die dort zu machen waren, übertragen oder schrieb sich dieselben vielmehr als Referent selbst zu u. s. w., Thatsachen, die, wie oben gesagt, entweder offenkundig sind oder durch Akten bei der Regierung und den Schulinspektionen dokumentirt und spezialisirt werden können, insofern das Amtsgeheim-

Digitized by Google

niß das zuläßt. Ursachen genug, aus denen die Partei, deren Organ das „Mainzer Journal" ist, wünschen muß, eines solchen Referenten nicht verlustig zu werden, zugleich Ursachen genug, den jetzigen protestantischen Referenten, der mehr als sein Vorgänger sich des Schulreferats annimmt, der dem Herrn Jäger wahrscheinlich etwas auf die Finger sieht und nicht mehr Alles, was Jäger concipirt, blind unterschreibt, als einen Rothen zu verdächtigen, ihn als „einen Lichtfreundlichen (man kennt die Bedeutung dieses Wortes im Munde jener Leute) zu bezeichnen, den wir als eines der letzten Vermächtnisse der traurigen Verwaltung Alwens noch erhalten haben". Eine traurige Verwaltung ist jenen Leuten aber die, welche nicht unbedingt in ihre Pläne eingeht und sie begünstigt. Das that nicht Alwens, und das thut auch der jetzige, wieder in Wahrheit, allverehrte Regierungs-Präsident nicht, und daher der Zorn und die oben angeführten schmähenden und verdächtigenden Ausdrücke auch gegen diesen Ehrenmann: „Aeußerst schwach" oder mit jenen Leuten im engen Bunde müßten wir ein Ministerium halten, das die Ursachen solcher Anklagen und Schmähungen nicht durchschaute und auf diese hin irgend eine Versetzung oder Quiescirung glaubte vornehmen zu müssen. Denn eingehend auf solche Verdächtigungen und ihnen Folge gebend, müßte der letzte Funke von Sympathie für die bayerische Regierung erlöschen und die Sehnsucht nach einem andern Regimente unabweislich erweckt werden. „Wir aber wissen, wie viel Uhr für die Pfalz geschlagen hat, wenn jene Geister — wie sie sich im „Mainzer Journal" kund geben — zur unbestrittenen Herrschaft gelangen". Dann „stehen wir wieder in jener Periode und bei jenen Verwaltungsmaximen in Schulsachen, welche unsere ganze Revolution einleiteten und so sehr förderten". Wir eignen uns gern diese Worte des „Mainzer Journals" an, da wir keine treffenderen anzugeben wissen, um den Werth des Referats des Hofraths Rektors Jäger zu bezeichnen, denn „durch ihn vorzüglich wurde ja, wie die „Augsburger Postzeitung" sagt, unser ganzes Schulwesen organisirt und geleitet; er war ja die Seele davon". Er allein also und kein Anderer trägt die Schuld, wenn es jetzt wirklich schlecht steht. „Muß demnach die Erziehung besser werden", so muß man den Mann entfernen, der durch seine Leitung der öffentlichen Erziehung in der Pfalz so bösen Samen säete und keimen und aufsprießen ließ, der durch seine Reskripte und Anordnungen die protestantischen wie katholischen Lehrer, ja den größern Theil der Pfalz zur Unzufriedenheit trieb, der, wenn er seine Verwaltungsmaximen in Schulsachen noch weiter verfolgen könnte, „die Revolution bei uns permanent machen würde". „Bayern kann hiernach seine Vorkehrungen treffen". — So viel für heute zur Würdigung des überschwenglichen Lobes, das das „Mainzer Journal" dem Hofrath Rektor Jäger spendet und früher schon gespendet hat. Bei anderer Gelegenheit vielleicht noch etwas Mehreres und Näheres über diese Persönlichkeit, ihr sonstiges Wirken und ihre nächste Umgebung.

Eine besondere und ernste Rüge verdient noch die Bemerkung in dem angezogenen Artikel des „Mainzer Journals", „daß der eben stark, unter den Protestanten besonders, aufkommende Deutschkatholizismus die Pfalz neu zu unterwühlen geschäftig ist". Es ist diese Behauptung eine faktische Unwahrheit. Deutschkatholiken gibt es bis jetzt noch wenige in der Pfalz, und Protestanten sind demselben in sehr geringer Anzahl beigetreten, und in der Folge wird dies noch weniger der Fall seyn, nachdem man ihren Wünschen in Bezug auf die Stellung des Consistoriums Rechnung getragen und ihren Wünschen in Bezug auf die Verwaltung ihrer Kirche nachzukommen scheint. Nicht also durch Protestanten vergrößern sich die deutschkatholischen Gemeinden, wohl aber durch Katholiken, die eine Verbesserung ihrer Kirche an Haupt und Gliedern für unerläßlich halten. Warum nicht die Wahrheit sagen? — Auch diese Angabe des „Mainzer Journals" gehört wieder zu jenen gehässigen Insinuationen und Denunciationen, an denen das „Mainzer Journal" bisher so reich war. Leider kommen auch dergleichen heute noch, wie in Baden, so bei uns vor, ungeachtet der schon am 26. Juni 1849 erlassenen Kundmachung des edlen Fürsten von Thurn und Taxis, Kommandirender des Armeekorps in der Pfalz, dem sämmtliche Pfälzer, wir glauben dies mit aller Wahrheit und Zuversicht sagen zu können, sich zum innigsten Danke für die Mannszucht und für die Loyalität, mit welcher er den Kriegszustand handhabt, verpflichtet fühlen. In jener Kundmachung heißt es: „Es sind Fälle zu meiner Kenntniß gekommen, daß einzelne Einwohner sich gegen ihre Mitbürger Verdächtigungen erlaubten. Ich muß dieses Benehmen im Interesse der Ordnung, der Gesetze und der Freiheit des Volkes, welche ich gegen jeden Angriff zu schirmen von Sr. Majestät dem Könige berufen worden, höchlich mißbilligen". So hat denn der wahrhaft edle Fürst auch von vornherein alle jene Anzeigeberichte, die ähnliche Verdächtigungen enthalten, gemißbilligt, und doch wie viele sind der Art und von welcher Art eingegangen! Welche Verdächtigungen, ja, welche schamlose Lügen gehen nicht heute noch in Speyer, gehen in München ein! So soll noch neulich einem Baubeamten in Speyer nachgesagt seyn, besser, er soll denuncirt worden seyn: sich bei der Verführung der Soldaten auf der Landauer Chaussee im Mai 1849 auch betheiligt zu haben. Nun ist es aber in Speyer allgemein bekannt (und der Arzt und der Baurath der Pfalz, der mit ihm in einem Hause wohnte, muß es bestätigen), daß jener Beamte in Folge einer Beschädigung bei einem Brande vom 8. Dec. 48 bis 8. Juli 49 nicht das Bett, zum mindesten nicht das Zimmer verließ, und im wörtlichsten Sinne das Pflaster Speyers nicht betreten hat. Und auf solche Denunciationen hin, von denen der Betheiligte selten Etwas erfährt, denn das Amtsgeheimniß wurde noch kürzlich wieder streng anempfohlen, erfolgen Versetzungen, Quiescirungen, ja Absetzungen! Gott besser's!

Eine Menschenversteigerung im Jahre 1849 im Osnabrück'schen.

(Osnabrück, 16. Jan.) Das hiesige „Osnabrücker Tageblatt" bringt heute einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte unserer jetzigen Zustände, nämlich einen Bericht über eine in dem Orte Dissen im Amte Iburg im vorigen Jahre vorgenommene Menschenauction. Die Gemeindevorsteher in Dissen haben nämlich alles Ernstes eine Publikation über das Ereigniß ergehen lassen, welche wörtlich folgendermaßen lautet:

„Publikandum."

„Es müssen folgende alte und junge Personen von den Vorstehers Mindestfordern auf Gemeinde Kosten untergebrag werden: (Folgen die Namen von acht Personen.)

Die Vorstehers lassen freundlich bitten, die solche Personen wünschen zu haben künftigen Sonntag den 8. Juli nach Mittag 4 Uhr bei Vorsteher Kortejohann einzufinden.

„Dissen, den 1. Juli 1849." „Die Vorstehers."

Ausgerufen den 1. Juli 1849 } jedesmal 3 Ggr.
dito den 8. — } Summa 6 Grg.

„Am Tage der Dissener Kirchmes", schreibt das Osnabrücker Volksblatt, „wo jeder Verkäufer seine Waare ausschreiet, wo vielleicht derselbe Ausrufer unmittelbar vorher der von allen Seiten herbeiströmenden Menge verkündet hat, daß am nächsten Markttage ein Viehhändler oder ein Roßkämmer vor dem Hause des Vorstehers Kortejohann „halten" werde, und deshalb um „freundlichen" Zuspruch bitten lasse, am Tage Mariä Heimsu-

Digitized by Google

chung wagen die Vertreter eines evangelischen Kirchspiels öffentlich ausrufen zu lassen, daß Diejenigen, welche „alte" und „junge" Personen zu „haben" wünschen, im Hause des Vorstehers Kortejohann am heiligen Sabbathe, nach beendigtem Gottesdienste sich einfinden mögen! Seltsames Spiel des Schicksals! die erste Handlung, welche die von der Bevormundung befreiten Gemeindevertreter vornehmen, ist eine Menschenversteigerung."

Die Auction ging wirklich und zwar im Schulgebäude vor sich; es fehlte nicht an Käufern und Schaulustigen, und unter den zu Versteigernden waren Kinder von wenigen und alte Frauen von 70 Jahren, jene schreien und wollen ihre bisherigen Pflegeeltern nicht verlassen, die alten Personen sind schon zu abgestumpft, um ihre Stimmung kund zu thun. Die Versteigerung beginnt, ein Kind wird ausgeboten, aber das Schreien desselben bewegt die bisherige Pflegemutter, es trotz ihrer Armuth zu behalten. Es folgt eine alte 70jährige Frau, die von ihren leiblichen Kindern verlassen ist; ein armer Heuerling erbietet sich, sie zu sich zu nehmen. So soll es fortgehen, da hat die Entrüstung, welche mehrere Anwesende aussprechen, den Erfolg, daß die Gemeindevorsteher die Auction aufgeben, und daß man sich privatim über die unglücklichen Gegenstände der Versteigerung einigt; sie finden ein Unterkommen.

Der Berichterstatter des „Volksblatts" meldet, daß noch in diesem Monat (Januar) abermals eine Anzahl alter und junger Personen an den „Mindestfordernden" verkauft werden soll, setzt aber hinzu, daß es doch wohl nicht dazu kommen werde. Mittlerweile singt die Dissener Jugend bereits auf den Straßen:

„Und wer eine Altsche nöthig hat
Und wer einen Jungen kaufen will,
Der stell' sich auf der Schule rin,
Dort wird 'ne schöne Auswahl syn!"

Mannichfaltigkeiten.

(Münster, 20. Januar.) Heute ist hier an dem in der Brigittenau schon einmal mit einer Execution bedachten Robert Blum in effigie eine Wiederholung derselben vollzogen. Ein Unteroffizier der hiesigen Garnison hatte einen Soldaten aus einem Pfeifenkopfe rauchen sehen, der das Bildniß jenes von Windischgrätz geopferten Mannes trug, und hielt sich verpflichtet, von dieser fürchterlichen Wahrnehmung höheren Orts Anzeige zu machen. Gestern vor versammeltem Heerhaufen mußte das Corpus delicti, der Soldat, das andere Corpus delicti, den unnatürlichen Robert Blum herbeiholen und wurde unter Worten, die Sie sich füglich denken und die Sie mir zu wiederholen erlassen können, das eine Corpus delicti, nämlich Robert Blum auf höheren Befehl zum Tod des Zerstückelns oder Viertheilens verurtheilt. Dieses Erkenntniß ist an Robert Blum, dem dieses Mal nicht einmal die sonst gewöhnliche Frist von 24 Stunden bewilligt wurde, sofort vollzogen.

Korrespondenz.

Hamburg, 26. Jan.

Die Aufführung des „Propheten" fand am Donnerstag bei überfülltem Hause statt und erntete einen ungetheilten und wohlverdienten Beifall. Besonders war es der vierte und fünfte Akt, der die Bewunderung und den Beifall auf's höchste steigerte. Nach dem Urtheile aller Kunstkenner übertrifft der Prophet alle früheren Werke dieses großen Componisten. So weit man nach einmaliger Aufführung ein Urtheil fällen kann, ist eine Fülle musikalischer Schönheiten darin enthalten, die bislang noch keine andere Oper darbietet. Auch das Auge wird durch die Pracht und den Glanz, welche darin entwickelt werden und durch die großartige Scenerie des vierten Aktes fast geblendet. Was die Darstellung betrifft, so herrscht darüber nur Eine Stimme, daß diese Oper auf fürstlichen Bühnen nicht besser gegeben werden kann, und besonders verdient das herrliche Spiel der Fräul. Wagner, welche die Rolle der Fides gab, hervorgehoben zu werden. Nur die Garcia ist die Einzige in Deutschland, welche die Wagner in dieser Rolle zu übertreffen vermag. In Betreff der Ausstattung muß es anerkannt werden, daß die Direktion Alles gethan hat, was in ihren Kräften stand. Der Reichthum der Costüme ist fast verschwenderisch zu nennen. Mehrere, welche den Propheten in Paris gesehen haben, versichern, daß die hiesige Ausstattung der Pariser nur wenig nachstehen soll.

Mainz, 26. Jan.

Seit langer Zeit hat hier kein Stück so allgemein angesprochen als Töpfer's „Rosenmüller und Finke", welches Lustspiel am Montag zuerst hier in Scene ging, und wohl noch häufig gegeben werden dürfte, bis sich unser Publikum daran satt gesehen. Hr. Wollrabe gab den Großhändler Bloom mit Meisterschaft und wurde von unserm wackern Komiker, Hrn. Echten, welcher der Rolle des Comptoiristen Hellermann eine besondere Bedeutung zu geben wußte, gut unterstützt. Nächst diesen beiden erwähnen wir noch Fräul. Boßler, welche die Rosamunde von Kronau trefflich spielte, und Hrn. Hübsch, der als Sohn des Großhändlers in jeder Bewegung den Offizier erkennen ließ. Hr. Hübsch hat recht schöne Anlagen und wird, wenn er in seiner Wirksamkeit fortfährt und vom Publikum aufgemuntert wird, bestimmt ein tüchtiger Schauspieler werden. In der Oper findet Fräul. Rummel bei jedem Auftreten gute Erfolge. Wie wir vernehmen, wird diese Sängerin den Winter über noch hier verweilen, bis Frühjahr aber unsere Bühne verlassen, da sie bis dahin an mehrern der ersten Bühnen auf Gastrollen engagirt ist. Als eine der besten Leistungen der Fräul. Rummel bezeichnen wir die Lucia, welche vor wenigen Tagen auf allgemeines Verlangen wiederholt werden mußte. Fräul. Rummel war in Gesang und Spiel ausgezeichnet und wurde bei offener Scene, sowie am Schlusse gerufen. Hr. Brauckmann, Sir Edgard von Ravenswood; Hr. Schott, Raimund von Bittlebrain, und Hr. Bertram, Lord Asthon, waren recht brav und erhielten mehrfachen Beifall. Im Schauspiele gastirt Hr. Danielson vom Stadttheater in Hamburg mit Erfolg, und soll es uns freuen, wenn wir diesen tüchtigen Schauspieler noch in mehrern seiner Rollen zu sehen bekommen. Unser Theater-Direktor, Hr. Böttner, hat von dem Magistrate zu Erfurt die Einladung erhalten, während der Dauer des Parlaments in dieser Stadt Vorstellungen zu geben, und wird derselbe, wie wir vernehmen, dieser Einladung Folge geben.

Programm des Museums.

(Freitag, 1. Febr. 1850.)

1) Pastoral Symphonie von L. v. Beethoven.
2) Sechster Vortrag des Hrn. Dr. Creizenach:
   „Wechselwirkungen der Literatur und der bildenden Kunst."
3) Terzett aus „Idomeneo" von Mozart.
4) Concertino für das chromatische Horn von Fuchs, vorgetragen von Hrn. Göbel.
5) Variations sérieuses für Pianoforte solo von Mendelssohn-Bartholdy, vorgetragen von Hrn. J. Schoch.
6) Ouverture zu Calderons: „Das Leben ein Traum", von Georg Aloys Schmitt.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 31 Jan. Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 4 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Montag, 4. Febr. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 28. Freitag, den 1. Februar 1830.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

5.

Die Verschworenen.

Schon längere Zeit hatten sich sehr unbestimmte und dunkle Gerüchte einer unter den Polen im Entstehen begriffenen Verschwörung verbreitet. Man vertraute indeß der Wachsamkeit der Regierung und überließ sich sorgloser Ruhe. Kaum aber waren die Unruhen in Krakau ausgebrochen, da zeigte sich, wie weit der Boden unterminirt sey. Furchtbare Banden rotteten sich an mehreren Orten Galiziens zusammen und verübten die gräulichsten Mordthaten.

Es herrschten dabei unter diesen Banden die verworrensten Begriffe über das Ziel ihres Aufstandes. Darin verfolgten aber Alle gleichen Weg, zunächst unter dem Schutze der Gesetzlosigkeit, Rache, blutige Rache an ihren nächsten Bedrückern zu nehmen.

Auch in Robota brach die Flamme der Empörung aus.

Noch hatte sich unter den Bauern keine Spur von Unruhe gezeigt, und ich glaubte dieses meinen ernsten Bemühungen verdanken zu müssen, die ich auf wesentliche Verbesserung der Lage jener Leute verwendet hatte. Auch rechneten wir auf den Schutz einer nicht über zwei Meilen entfernten Garnison, und überließen uns so einer Art von thörichter Sicherheit.

Da erhellten plötzlich nach Mitternacht unzählige Pechfackeln den Schloßhof zu Robota und beleuchteten eine Scene, die meinem Gedächtniß sicher nie entschwinden wird.

Ein Haufen von einigen fünfzig wilden, halbnackten und auf die verschiedenste und abenteuerlichste Art bewaffneter Gestalten, deren größter Theil helllodernde Kienfackeln trug, hatten einen großen Halbkreis formirt. Eben schleppte man den unglücklichen Tucholka, im bloßen Hemde, mit emporgesträubtem Haar, in die Mitte des Halbkreises. Ich sah ihn vor einem Manne, in einer Art von Priesterkleide, auf die Knie sinken, und die gefaltenen Hände zu einem vorgehaltenen Crucifix emporstrecken. Die blanke Axt im linken Arm ruhen lassend, stand Murafsky einige Schritte davon mit einer furchtbaren Gleichgültigkeit da. Ich fürchtete das Aergste, und da ich mehrere Leute unter dem Haufen erblickte, denen ich noch kürzlich aus drückender Noth geholfen hatte, so wollte ich versuchen, durch vernünftige Vorstellungen die Leute von gröberen Excessen abzuhalten.

Kaum nahm ich mir die Zeit, um die unentbehrlichsten Kleidungsstücke überzuwerfen, dann eilte ich in den Hof.

Tucholka schien bei meinem Anblick neue Hoffnung zu schöpfen. Aber nur wenige Worte hatte ich an die Versammelten gerichtet, da trat ein alter Mann auf mich zu:

„Spart Eure Reden, Herr! Euch selbst schützt nur die gute Behandlung, die Ihr den Unseren stets zu Theil werden ließet. Mit einem Wagen und zwei Pferden kamt Ihr hier an, und so wollen wir Euch abfahren lassen. Nehmet mit, was Euch gehört, aber eilt, denn Eures Bleibens kann hier nicht länger seyn."

„Aber," fragte ich, „was wollt Ihr mit Tucholka machen?"

„Das kümmert Euch nicht," sagte der Alte, „wollt Ihr aber mit ansehen, wie wir ihm den wohlverdienten Lohn richtiger auszahlen, als er uns früher den unseren, so wartet noch einen Augenblick!"

Der Mann mit dem Crucifix war von Tucholka zurückgetreten, und dieser hatte sich erhoben.

Da näherte sich ihm Murafsky.

„Es sind Wenige hier," sagte er, mit grimmigem Blick auf Tucholka, „an denen Du nicht den Tod zehnfach verdient hättest: aber Keinen hast Du nichtswürdiger behandelt, als mich und meine Braut. Aber doch will ich's kurz mit Dir machen!"

Mit Blitzesschnelle schwang Murafsky die Axt, und lautlos sank Tucholka zu Boden, während aus dem gespaltenen Haupte Blut und Hirn weit umherspritzte.

Ein Gebrüll des Beifalls begleitete diese grausige That. Flammen schlugen in demselben Augenblicke aus dem Gebäude empor, das Tucholka bewohnt hatte.

„Welcher Narr hat das Haus angezündet?" frug der Alte, der früher zu mir geredet hatte. „Wollen wir selbst unser Eigenthum verbrennen? Denn unser eigen wird das Alles künftig seyn, was wir hier sehen. Wir werden's frei und gemeinschaftlich besitzen."

Gleichgültig, als habe er eine ganz gewöhnliche Handarbeit verrichtet, war mir der Mörder Murafsky behülflich, meinen Wagen zu packen und die Pferde vorzuspannen. Auch bezeichnete er mir vertraulich einen Weg, den er für den einzigen hielt, auf welchem ich die Gränze erreichen würde, ohne auf andere Banden zu stoßen, die mich schwerlich ungehindert passiren lassen würden.

„Am wenigsten da in Gesellschaft Eurer schönen Frau," setzte Murafsky, mit einem bedeutenden Seitenblicke auf meine zitternd und bleich sich an mich schmiegende Frau hinzu. „Aber!" fuhr er fort, „auch hier ist für Euch nicht länger gut weilen. Die Flaschen aus dem Schlosse gehen zu fleißig herum, und dann schont ein Bruder den andern nicht. Drum macht, daß Ihr fortkommt und schont die Pferde nicht, bis Ihr wenigstens durch den Wald von Czichen seyd. Fahrt nicht über den Krug am Moor, sondern über das Fischerhaus am Librowo-See, dort wohnt mein Schwager. Dem gebt dieses Zeichen (Murafsky reichte mir ein Täfelchen von weißem Lindenholz, mit einer Art Heiligenbild und andern Charakteren bezeichnet), er wird Euch dann weiter Bescheid sagen und forthelfen. Und

Digitized by Google

nun lebt wohl! Geht es uns schlecht, und kehret Ihr und der Graf hierher zurück, so werde ich gewiß nicht mehr leben. Versprecht mir aber, daß Ihr dann meine Braut und ihre Angehörigen schützen wollt, so weit es in Eurer Macht stehen wird!"

Murafsky streckte mir die nervige Faust entgegen, die noch vor wenigen Minuten Tucholka's Haupt spaltete. Nicht ohne geheimen Schauder legte ich meine Rechte in die seine und gab die Zusicherung, ihm die Dienste, die er mir erzeigt, wann und wo es sey, auf jede mir zu Gebote stehende rechtliche Art zu vergelten. Für jetzt möge er meine Börse nehmen, da ich ihn anders nicht belohnen könne. Fest und bestimmt lehnte er die Annahme der Börse ab und trieb zur Eile, da die angezündeten Feuer immer heller loderten, der Haufe der Insurgenten sich jeden Augenblick mehrte, und das wüste Geschrei, welches durch die stille Nacht tönte, die steigende Wirkung des Spiritus verrieth.

(Fortsetzung folgt.)

Der engere Ausschuß des allgemeinen deutschen Vereins zum Schutz der vaterländischen Arbeit.

Die Illustrirte Zeitung brachte neulich das Porträt des Prinzen Felix zu Hohenlohe-Oehringen, Präsidenten des oben genannten Vereins, von dessen engeren in Frankfurt a. M. versammelten Ausschusse wir in Folgendem eine Skizze geben wollen. Dieser Ausschuß zählt eine Reihe interessanter Persönlichkeiten: Christ, Degenkolb, Toegel ꝛc., deren nähere Bekanntschaft den Lesern nicht unlieb seyn wird. Es ist eine überraschende und zugleich erquickliche Erscheinung, diese in ihren politischen Ansichten, ihrer gesellschaftlichen Stellung so sehr von einander verschiedenen Männer Ein großes Ziel mit derselben Begeisterung, demselben ernsten Willen verfolgen zu sehen. Während Zwiespalt und Haß im Lande herrschten, während der Hader zwischen Groß und Klein uns um eine Hoffnung nach der andern ärmer machte, wurde uns hier ein Beispiel treuen, festen Zusammenhaltens, lebendiger, warmer Hingabe an eine große, nationale Sache gegeben; mitten in der Zertrümmerung des kühnen Märzbaues hielten die Freunde und Förderer des aufbauenden vaterländischen Gewerbfleißes Stand; ohne von dem Kleinmuth und der Verzagtheit berührt zu werden, die das ganze Land ergriffen, hielten sie fest an dem Gedanken: daß der redlichen Arbeit, dem Fleiße die Zukunft gehört. Von gegenseitiger Achtung gehoben, im Bewußtseyn der Größe und Bedeutung seines Zweckes, in warmer Hingabe an eine edle, menschliche und versöhnende Nationalangelegenheit, ist dieser Verein eine frische Oase in der Wüste der Trauer und Zersplitterung. Um Erhaltung dieses Bandes hat sich vor Allen der Fürst Felix von Hohenlohe-Oehringen Verdienste erworben. Eine bessere Wahl konnten die deutschen Industriellen bei der Gründung ihres Vereins nicht treffen, und der Prinz dürfte sich eben so wenig täuschen, wenn er in der Zukunft der deutschen Arbeit seine eigene Zukunft erkennt. Irren wir nicht, so hat er alle Anlagen zu einem künftigen Minister der nationalen Arbeit und richtigen Ehrgeiz genug, um ein solches Ziel für strebenswerther zu halten, als irgend ein glänzenderes im Schatten eines Thrones. Wir sahen Fürst Felix vor wenig Tagen in Begleitung des Vereins-Vizepräsidenten, Kommerzienrath Degenkolb, nach Wien gehen, um sich dort von dem ernsten Willen der österreichischen Regierung, die deutsch-österreichische Zoll- und Handelseinigung anzubahnen, persönlich zu überzeugen und mit dem k. k. Ministerium und dem einflußreichen niederösterreichischen Gewerbeverein in nähere Verbindung zu treten. Der Fürst hat dort, wie überall, wo er auftritt, einen höchst angenehmen Eindruck hinterlassen, sich die Achtung hochgestellter, einflußreicher Personen erworben und viele Herzen gewonnen. Sein Urtheil ist human, wie sein ganzer Charakter. Er weiß es, daß die Fürsten seit einem Jahre an Geltung wieder zugenommen, was sie früher verloren; aber er hat viel gelernt in den Tagen, die hinter uns liegen, und nicht vergessen, Herz und Kopf auf der rechten Stelle zu tragen. — Das Aeußere des Prinzen ist im höchsten Grade imposant; er steht in seinem 33sten Lebensjahre, hat mehr als gewöhnliche Mannshöhe und eine schlanke, kräftige Figur. In einem schönen, jugendlichen Gesicht sind die deutlichsten Spuren harmloser Weltanschauung, eines edlen und wohlwollenden Gemüths nicht zu verkennen. Seine großen, blauen Augen sollen den Frauen nicht minder gefährlich seyn, als die seines ermordeten Freundes Lichnowsky, an dessen Sterbelager er bis zum letzten Augenblicke aushielt. — Der erwähnte Vizepräsident, Kommerzienrath Degenkolb, ist Fabrikant und beschäftigt in seiner Fabrik zu Eilenburg an der sächsischen Gränze 3—500 Menschen. Als Mann von Fach kennt er die Lage und Gebrechen der deutschen Arbeit, für deren Entwickelung und Erhebung von ihm große Opfer gebracht worden sind. Degenkolb war eines der intelligentesten und bedeutendsten Mitglieder des volkswirthschaftlichen Ausschusses; er arbeitete in demselben mit großer Umsicht und Unermüdlichkeit der deutschen Gewerbsgesetzgebung vor, die, wie vieles Andere, ohne sein Verschulden ins Stocken gerathen ist. Der volkswirthschaftliche Ausschuß hatte aus ganz Deutschland ein ungeheures statistisches Material über Handels-, Industrie- und Ackerbau-Verhältnisse zusammengetragen, zu dessen gehöriger Durcharbeitung Jahre nicht hingereicht haben würden. Degenkolb benutzte es unter Anderm zur Ausarbeitung einer vielgelesenen kleinen Schrift über die Arbeiterfrage, von der mehrere Auflagen erschienen sind. Das Eilenburger Mitglied des volkswirthschaftlichen Ausschusses gehört zur Gothaer Partei und zu den Aktionären der Deutschen Zeitung. Die Letztere ist deßhalb auch eben so undankbar als ungerecht, wenn sie sein Bemühen in der deutsch-österreichischen Unionsfrage zu verkleinern sucht. Der Ausschuß des Vereins hat es wiederholt klar und bestimmt ausgesprochen, daß er der Union seine Kräfte widmen, zu gleicher Zeit aber Alles aufbieten wird, um eine Trennung im deutschen Zollvereinsgebiet zu verhindern. Degenkolb ist ein rüstiger Vierziger; mit natürlichem Scharfsinn und guten Kenntnissen ausgerüstet, hat er die beseelende Hoffnung auf das Zustandekommen der deutschen Einheit nicht verloren, sondern setzt im Verein für deutsche Arbeit seine in der Paulskirche begonnenen Bestrebungen mit einem musterhaften Muthe fort. Ein Patriot im ächten, wahren Sinne des Wortes, fehlt er nirgends, wo es gilt, der Sache des Vaterlandes seine Kräfte zu widmen. — Sein Kollege und zweiter Vizepräsident ist der Regierungsrath Dr. Steinbeis aus Stuttgart, der in der würtembergischen Residenz allgemein geachtet und geliebt wird. Steinbeis gehört zu den Ausnahms-Schwaben; er hat nichts von dem mißtrauischen und eckigen Wesen seiner engeren Landsleute. Als Techniker und Kenner der Naturwissenschaften von Haus aus, hat er sich das große Gebiet der vaterländischen Industrie zum Felde einer Thätigkeit ausersehen, auf dem er sich um sein engeres Vaterland und die nationale Arbeiterfrage überhaupt große Verdienste zu erwerben wußte. Er steht an der Spitze der würtembergischen Centralstelle für Handel und Gewerbe und wird von der auf Hebung des inländischen Gewerbfleißes sorgsam bedachten Regierung bei allen im Interesse der Industrie unternommenen Schritten zu Rathe gezogen. Unter den deutschen Besuchern der letzten Pariser Industrie befand sich auch der Regierungsrath Steinbeis, der in Begleitung eines eigenen Zeichners und eines andern Industriellen dahin ging, um Stoff zu neuen Impulsen für die heimische Industrie zu sammeln. — Die Stelle eines Büreauchefs im Ausschuß des allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze der vater-

Digitized by Google

ländischen Arbeit hat der bekannte Hofgerichtsdirektor Dr. Christ, Mitglied des badischen Ministeriums, später der Nationalversammlung und kurz vor Ausbruch der badischen Revolution Reichskommissär, übernommen. Christ ist aus den vormärzlichen Zeiten, den badischen Kammerverhandlungen, und aus der Parlamentsperiode zu bekannt und oft genannt, als daß wir viel über ihn sagen dürften. Er gehörte sowohl in seiner engeren Heimath als in der Paulskirche zur gemäßigten Opposition. Die demokratische Partei zählt ihn zu den Ihrigen; er ist ein erklärter heftiger Gegner der roth-republikanischen Partei. Er saß nie auf der äußersten Linken und ist ein zu biederer, humaner und tiefer Charakter, als daß er mit dem Volke und seiner Geschichte spielen könnte. Von wissenschaftlichem Geiste durchdrungen, in der Rechtssphäre theoretisch und praktisch bewandert, wie der ehemalige Reichskommissär es ist, mag ihm wohl das Verhängniß, dem Baden entgegen ging, im Voraus bekannt gewesen seyn. Seine Regierung hat ihn pensionirt, weil ihm der Vorwurf gemacht wird, die projektirte Kontrerevolution in Karlsruhe verhindert zu haben. Die rothe Fraktion hat ihn als Anreger des kontrerevolutionären Planes bezeichnet. Christ's nähere Freunde wissen, daß weder das Eine noch das Andere wahr ist, und daß er zu viel Stolz besitzt, um sich vor der Regierung oder der Revolutionspartei rechtfertigen zu wollen. Die Zeit dürfte aber kommen, in der uns über die ganze badische Katastrophe durch Christ's Hände Aufschlüsse gegeben werden, welche auf manche Personen und begleitende Erscheinungen dieser traurigen Zeit ein neues Licht verbreiten möchten. Gewiß ist es ein großer Gewinn nicht bloß für den Verein, sondern für die deutsche Nationalökonomie, diese Acquisition gemacht zu haben.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die öffentliche Meinung hat sich wohl bei keiner andern Veranlassung so laut und entschieden ausgesprochen, als bei der für die Wahlen zum Erfurter Reichstag. Aus allen Gauen Deutschlands laufen noch täglich die hierauf bezüglichen Wahlresultate ein, welche den schlagenden Beweis liefern, daß nicht nur die Anhänger der Demokratie, sondern auch die Liberal-Conservativen von dem in Aussicht gestellten Reichstag sich nicht nur gar nichts erwarten, sondern ihn auch mit der größten Gleichgültigkeit und Geringschätzung betrachten. So viel auch für die Erfurter Zusammenkunft geschrieben worden, so viel man auch von dem Rechtsboden derselben, vom Vertrauen zu ihren Veranstaltern, von politischer Besonnenheit, welche den nun einmal obwaltenden Verhältnissen Rechnung zu tragen habe, von der Nothwendigkeit der Vereinigung aller Parteien gesagt hat, so viel Gründe der Sophistik auch geltend gemacht wurden, — die öffentliche Meinung hat sich nicht beirren, nicht verblenden lassen; sie hat die wahre Lage der Dinge erkannt und das rechte Ziel im Auge behalten. In dieser konsequenten Verfolgung des Zieles, in diesem festen Beharren, in dieser einträchtigen Gemeinsamkeit erkennen wir einen großen Fortschritt der politischen Aufklärung, erkennen wir, daß der Instinkt der Freiheit immer mehr zur Vernunft und zum Verständniß derselben wird. Wozu sollte man einen Reichstag beschicken, von welchem Jeder im Voraus weiß, daß er im glücklichsten Falle nicht einmal zu erträglicher Halbheit führen, daß er nur dem Schein der Einheit und Freiheit, keineswegs dem Kern und der Wahrheit derselben huldigen wird. Man ist solcher Täuschungen, die uns vorgespiegelt werden, solcher Verfassungen, die vom eigentlichen Constitutionalismus nichts wissen, sondern nur den Schein desselben bemänteln wollen, solcher nutzlosen Zeitverluste endlich müde geworden! Die jüngsten Berliner Ereignisse, die volksfeindliche Politik der österreichischen Regierung haben dem Volke die Ueberzeugung gegeben, daß die Großmächte nicht eine neue Zeit, eine freiere und glücklichere Zukunft anbahnen, sondern daß sie die alten Zustände, unter welchen das deutsche Volk so lange geseufzt hat, wieder herstellen wollen.

Ueber Griepenkerls „Robespierre" haben sich verschiedene Blätter in glänzender Anerkennung ausgelassen, und, wie das so häufig zu geschehen pflegt, wieder von einer neuen Aera der deutschen Bühne gesprochen, welche mit diesem Drama beginnen soll. Dagegen sind die Gränzboten anderer Meinung, und wollen dem Stück nur ein sehr bedingtes Lob spenden. Solche kritische Meinungsverschiedenheiten sind an der Tagesordnung; der Eine bewundert, was der Andere mit Verachtung wegwirft; die Zeit hört Beide ruhig an und bringt über lang oder kurz ihre endgültige Entscheidung. So wird sie auch über das Berliner Wunderwerk, welches Rötscher so hoch gestellt hat, entscheiden müssen, wir meinen über das viel erwähnte Schauspiel: „Der Genius und die Gesellschaft". In diesem Stücke wird der Kampf der genialen schrankenlosen Subjectivität mit den Formen und Gebräuchen der Gesellschaft, der Kampf einer gewaltigen Persönlichkeit gegen die beengenden Schranken des starren Bestehenden — dieses harte Problem der modernen Welt, an dessen Lösung sich schon so manches Gehirn zerschellt, so manches Herz verblutet hat — geschildert. Der Genius ist Lord Byron, der bekanntlich mit der englischen Gesellschaft einen harten Kampf zu bestehen hatte, den er durch Entfernung aus dem Vaterlande, durch ein Zerreißen aller Bande, die ihn an England knüpften, beendete.

Halb Part! ruft der Dorfzeitungsschreiber. Erfurt soll die Abgeordneten und die weite Umgegend die Soldaten bekommen. Manche wissen schon von 30,000 Mann. Im Eckartsberger Kreis sind schon die Standquartiere bestimmt.

(Heilbronn, 25. Jan.) Ein steckbrieflich verfolgter Schreiberlehrling von Eßlingen kam gestern mit dem Abendzug hier an. Derselbe soll seinem Prinzipal mittelst Erbrechung des Pultes 25 fl. entwendet haben. Das hiesige Polizeikommissariat ließ denselben in Folge erhaltenen Steckbriefs in der Frühe verhaften und auf die Wache führen. Statt auf Verlangen seine Effekten abzuliefern, griff er nach seinem Terzerol in der Tasche und setzte es vor die Stirne. Glücklicherweise mißlang ihm durch schnelle Abhülfe des Dienstpersonals sein Zweck; das Mordinstrument wurde beseitigt und der Verzweifelte mit dem ersten Bahnzug an das Oberamtsgericht in Eßlingen requirirt. Seine Baarschaft betrug noch 16 fl.

Zur Würdigung des freien Gedankens hat Börne ein treffliches Wort gesagt: „Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Tinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn." Möge der Himmel uns die Freiheit der Tinte und der Druckerschwärze erhalten! So viel auch schon von unsern neuerlichen Märzerrungenschaften verloren gegangen ist und noch verloren gehen wird, wenn wir nur die freie Presse uns bewahren, was doch hoffentlich geschieht, so wollen wir mit dem Teufel des Absolutismus und der Reaction schon fertig werden.

Die Wiener wüßten gar zu gerne, ob und was für ein Häkchen ihr junger Kaiser sey. Bis jetzt haben sie nur so viel heraus, daß er auf die Soldaten das größte, auf's Tanzen ein großes Stück hält und trotz aller Predigten des Hofmeisters gerne raucht. Auf den Hofbällen tanzt und macht er immer den Kehr-

Digitized by Google

aus. Bei seiner Tante Sophie tanzte er bis Morgens 3 Uhr, da zog er plötzlich seine Uhr und meinte lächelnd, es ist höchste Zeit zum Aufhören, Welden läßt uns Alle einsperren. Unter die Herren vertheilte er Cigarren und rauchte mit ihnen im Nebenzimmer und zwar so lange, daß die Sonne bald heraufkam —, da legte er sich nicht zu Bette, sondern setzte sich zu den Ministern und arbeitete mit ihnen. „Ruhig, Kinder, ich arbeite", donnert mein Nachbar, wenn er seinen Namen unterschreibt.

Wiener Blätter nennen unsern Landsmann **Lußberger** die erste Capacität der k. k. Nationalbühne an der Wien und berichten zugleich, daß er einen neuen Contract auf längere Zeit mit der Direktion dieser Bühne abgeschlossen hat.

Literatur.

Der Krieg Oesterreich's gegen Frankreich, dessen Alliirte und der Rheinbund im Jahre 1809; oder: Ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland, der Insurrectionen Tyrols und Vorarlbergs, der Aufstände in der Altmark und in Hessen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Majors Ferdinand v. Schill. Von Franz Joseph Adolph **Schneidawind**. Vierter Band (Urkundenbuch). Augsburg, 1850. Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.

Nach längerer Unterbrechung folgt der vierte Band eines Werkes, welches wir, bei der Beurtheilung der drei ersten Bände, mit Recht für eines der wichtigsten und interessantesten Werke der neueren kriegshistorischen Literatur erklärt haben. Der vierte Band enthält eine bedeutende Sammlung von Aktenstücken, Urkunden, Korrespondenzen, militärischen Befehlen u. s. f. Von Napoleon allein sind mehr als 140 Briefe, Ordres ꝛc. zu finden. Nicht minder reich oder interessant sind die Schreiben, Manifeste, Erlasse u. s. w. vom Erzherzoge Karl, vom Kaiser Franz von Oesterreich, vom Erzherzoge Johann, von den Königen von Bayern, Sachsen, Würtemberg und Westphalen, dem Kaiser Alexander von Rußland, dem Fürsten Peimas, den Erzherzogen Joseph, Ferdinand und Maximilian, dem Großherzoge von Hessen, dem Prinzen Eugen, Vicekönige von Italien, dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Oels, dem Erbprinzen Ludwig von Mecklenburg-Schwerin, von den französischen Marschällen Berthier, Lefebvre, Davoust, Bernadotte, Marmont, Massena ꝛc., den österreichischen Feldherren Johann Lichtenstein, Kienmayer, Chasteler, Hiller, Fr. Jellachich, Radivojevich ꝛc.; ferner von Metternich, Stadion, Zichy, Champagny, Otto, Maret, Hompresch, Dervi, Weede, Ferd. v. Schill, Gneisenau, Thielmann, Radet, Pacca, von den Fürsten Poniatowsky und Gallitzin, dann von den Führern der tyroler und vorarlbergischen Insurrection: Andreas Hofer, v. Hormayr, M. Teiner, Dr. Schneider, Menz, Toergler, Moeandrl, Müller u. s. f. — Die Wichtigkeit dieses Urkundenbuches für die Geschichte von 1809 ist unverkennbar, und, indem wir über die Herausgabe desselben unsern Beifall zu erkennen geben, empfehlen wir die Anschaffung des Werkes wiederholt.

Korrespondenz.

Dresden, 28. Jan.

Gestatten Sie mir zunächst eine kurze Uebersicht über die Leistungen des Hoftheaters während des verflossenen Jahres. In dem Zeitraume vom 1. Dezember 1848 bis mit Ende November 1849 wurden überhaupt 328 Vorstellungen gegeben, darunter waren 36 zum **erstn** Mal und 18 **neu** einstudirt. In Folge der Mai-Ereignisse war überdies das Theater einen ganzen Monat geschlossen. Das neue Jahr wurde mit „Mazarin", einem geistes- und gemüthsöderen Produkte von Ch. Birch-Pfeiffer eröffnet, das natürlich spurlos vorüberging, da sich die Theilnahme nirgends über den Gefrierpunkt zu erheben vermochte, so sehr sich auch die Darstellenden — namentlich Frau Bayer-Bürck, Hr. Quanter, Hr. Liedtke ꝛc — Mühe gaben, das Stück zu halten. Frau Birch-Pfeiffer scheint in ihren neuesten Arbeiten die dramatische Kunst überhaupt nur nach der mechanischen Uebung und Bekanntschaft auf Brettern abzumessen. Carl Töpfer's jüngstes Lustspiel: „Rosenmüller und Finke" fand dagegen vorgestern eine recht freundliche Aufnahme und insonderheit zeichnete das dichtbesetzte Haus Hrn. Quanter als Kaufmann Bloom und Frl. Wilhelmi als Rosamunde mit reichem Beifall aus, während am Schlusse „Alle" gerufen wurden. — Meyerbeer verweilt gegenwärtig hier, um der ersten Aufführung seines „Propheten" beizuwohnen. Wünschen Sie ferner Kunde aus unserer Stadt von andern geistigen Genüssen, so muß ich vor Allem auf die Literatur-Vorträge des Dr. Wilhelm Wolfsohn hinweisen. Diese Vorlesungen über Martin Opitz, Flemming, Paul Gerhard, Dach, Spee u. A. zeugten nicht nur von den gründlichsten selbstständigen Studien, sondern auch von einer Meisterschaft feiner und geistvoller Behandlung des Stoffes in virtuos freier Rede, die bewundernswerth genannt werden muß, und so kann es nicht befremden, daß Publikum und Kritik voll des Lobes darüber sind. Demnächst wird Hr. Wolfsohn frohe Vorträge über Schiller halten. In der musikalischen Welt waren es besonders die Soiréen von Frau Clara Wieck-Schumann und Franz Schubert und die Quartettacademien von Carl Lipinsky, welche ein eben so zahlreiches als elegantes Publikum in den Konzertsaal zogen. Die Namen Clara Wieck, Schubert und Lipinsky (beide Konzertmeister an hiesiger k. Kapelle) bürgen hinlänglich für den Werth und die Gediegenheit des Gebotenen. Von Robert Schumann, der dem Vernehmen nach an F. Hiller's Stelle nach Düsseldorf kommt, wurde ein größeres Tonwerk: „Das Paradies und die Peri", zwei Mal zur Aufführung gebracht und höchst beifällig aufgenommen.

Würzburg, 23. Jan.

Als einer im Gebiete der philologischen Literatur sehr erfreulichen Bereicherung glauben wir der eben dahier erschienenen Druckschrift erwähnung zu müssen, welche der hiesige k. Studienlehrer **Hiller** als die Frucht seines achtzehnjährigen verdienstvollen Wirkens als öffentlicher Lehrer, unter dem Titel: „Uebersichtstabellen der lateinischen und deutschen Formen- und Satz-Lehre", ein Beitrag zur erleichternden und populären Behandlung beider Sprachen, herausgegeben hat. Es unterstützt diese mit großem Fleiße ausgearbeitete Schrift den Gebrauch der in den k. bayerischen Studien-Anstalten eingeführten deutschen und lateinischen Schulgrammatiken von Heyse und Zumpt und wird, als dem Unterrichte in beiden Sprachen große Erleichterung bietend, dem Schüler nicht minder als dem Lehrer eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Das Buch empfiehlt sich auch durch gute typographische Ausstattung in der Offizin von Bonitas-Bauer. — Die frühere deutsche „Universitäts-Zeitung" von Lang und Schletter erscheint nunmehr dahier unter dem Titel: „Akademische Monatsschrift" in monatlichen Heften, statt wie bisher in wöchentlichen Bogen, in der Theinischen Offizin. — Das neueste Doppelheft des „Archives des historischen Vereines" dahier (Band X. Heft 2—3) enthält, als einen sehr interessanten Aufsatz des Hrn. Universitätssekretärs **Seuffert**, die Geschichte der während der schwedisch-sächsischen Occupation des Hochstiftes Würzburg aus den Archiven und Bibliotheken der genannten Stadt nach Schweden entführten Urkunden und Bücher und der innerhalb der Jahre 1823—1848 stattgehabten vergeblichen Reclamationsversuche derselben, aus den akademischen Senatsakten mitgetheilt. — Die Anzahl der Studirenden an der k. Universität ist fortwährend in erfreulicher Zunahme und beträgt in laufendem Wintersemester 603, darunter 89 Ausländer.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): **Mazarin**, historisches Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 3. Febr. **Martha**, oder: Der Markt zu Richmond, komischer Oper in 4 Abth. von F. v. Flotow. Hierauf: **Die Rückkehr des Landwehrmanns**, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Montag, 4. Febr. **Maskenball** im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 29. Samstag, den 2. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Tornwald.

(Fortsetzung.)

6.

Die Fahrt durch den Wald.

Ich hob meine Frau in das leichte Fuhrwerk und nahm selbst neben ihr Platz; die muthigen Pferde trabten unter dem Abschiedsgebrülle der Menge flüchtig vom Schloßhofe, auf der Straße nach dem Czicher Walde, dahin. Lange noch vernahmen wir in der Ferne verworrenes Geschrei, und länger noch leuchtete die rothe Gluth am nächtlichen Himmel.

Erst mit Tagesanbruch erreichten wir den stillen, dichtverwachsenen Wald, und schlugen die Richtung nach dem Fischerhause am Librowo-See ein.

Die Aufregung unseres Geistes, die Gefahr unserer Lage, hatten uns bis jetzt die empfindliche Kälte der noch rauhen Jahreszeit nicht bemerken lassen. Nun erst beim Aufgang der Sonne in der Einöde des finstern Waldes, hüllten wir uns fester in die wärmende Bekleidung und suchten durch etwas Ungarwein die völlig erschlafften Lebensgeister ein wenig zu erregen, um dem fieberhaften, innerlichen Frösteln zu begegnen.

Diese Stärkung, so ungewohnt uns deren Genuß in so früher Morgenstunde auch erschien, war doch nöthig, uns einigermaßen für den Anblick zu stählen, der unser harrte, und mit einem Male eine Art von augenblicklicher Sicherheit verscheuchte, welche die wenig befahrene und betretene Waldung, in der wir uns befanden, in uns hatte empor tauchen lassen.

Wir bogen um eine undurchdringliche Wildniß von Nadelholz, und sahen uns plötzlich auf einer kleinen Waldwiese, an deren Rändern die noch rauchenden Feuerplätze zeigten, daß hier ein zahlreicher Haufe während der Nacht bivouakirt haben müsse.

Noch irrten unsere Blicke über die zum Theil mit Ueberresten geschlachteter Thiere, aufgeschlagenen Kisten und zerbrochenen Flaschen und Töpfen bedeckte Fläche, da scheuten plötzlich meine Pferde, und ich hatte kaum Zeit, zu verhindern, daß sie nicht die Deichsel abbrachen und den Wagen umwarfen. Nur mit Mühe gelang es, die Pferde zu bändigen und sie nach dem Wege hinzulenken, den sie so plötzlich verlassen hatten.

Denken Sie sich unser Entsetzen, als wir jetzt die gräßliche Ursache dieses Scheuwerdens da erblickten.

An dem starken Zweige eines dicht am Wege stehenden Baumes war der schrecklich verstümmelte, fast ganz entkleidete Leichnam eines jungen Mannes, vermittelst einer aus Fichtenwurzeln gedrehten, starken Leine, wie sie die dortigen Fischer häufig gebrauchen, an den Beinen aufgehängt.

Die aus dem fast schwarzen, mit Blut unterlaufenem Gesicht weit hervorglotzenden Augen, die hervorstehende, von den Zähnen durchbissene Zunge bekundeten auf schauderhafte Art den qualvollen Tod des unglücklichen Opfers zügelloser Wuth und gränzenlosen Rachedurstes.

Noch hatte uns Tucholka's Tod als Schreckensbild vorgeschwebt; jetzt wurde er zum stillen Wunsche, wenn der Himmel beschlossen haben sollte, uns in die Hände solcher Banden fallen zu lassen. Meine Frau schien einer Ohnmacht nahe. Rasch lenkte ich die Pferde von der unheilvollen Stelle, um dem empörenden Anblicke zu entgehen. Erst weit genug davon entfernt hielt ich an, legte die Zügel in Aureliens zitternde Hände und stieg ab, mich genau zu überzeugen, welchen Weg die Bande, die hier übernachtet, eingeschlagen hatte.

Bald gewahrte ich an der Spur der Pferde, und eines Wagens mit unbeschlagenen Rädern, den sie mit sich führten, daß der Trupp die Richtung nach dem Kruge am Moor eingeschlagen habe.

Ein wenig ermuthigt, setzten wir den Weg nach dem Librowo-See fort und erblickten endlich das Fischerhaus.

7.

Das Fischerhaus.

Eine Art von Droschke, mit zwei wohlgenährten Rappen, hielt vor der Hofthür. Der Wagen war leer und der Kutscher schien auf dem Bocke zu schlummern. Die aufgehangenen Netze, die in der Bucht des See's liegenden Fischerkähne zeigten, daß die Bewohner des Hauses ihre Beschäftigung ungestört fortgesetzt hatten. Nur die Droschke erregte einige Besorgniß. Hier war indeß kein anderer Ausweg, ich mußte beim Fischer Wipors, dem Schwager Murafsky's, vorfahren und meine Lindentäfelchen abgeben.

Als ich neben der Droschke still hielt, erwachte der Kutscher und musterte uns mit Blicken, die eben kein Wohlwollen verriethen, auch schien er den Gruß, den dort Leute geringeren Standes dem Vornehmeren nie versagen, ganz zu vergessen.

Aurelia blieb im Wagen, und ich trat in die sehr geräumige und ziemlich reinliche Wohnung des Fischers.

Wipors, ein großer, starker Mann, mit langem, schwarzem, schlicht gekämmtem Haar und stark gebräuntem Gesicht, stand vor einem großen Tische, an welchem ein Geistlicher und ein Mann von mittleren Jahren, in der Tracht eines Edelmannes, saßen.

Dieses Kleeblatt schien in so eifriger Unterhaltung begriffen, daß es erst Notiz von mir nahm, als ich die Stubenthüre öffnete. Dann aber schwieg die Unterhaltung ganz, und die drei Männer richteten den ernsten, befremdeten und fragenden Blick auf mich:

Digitized by Google

„Kann ich hier die Pferde etwas füttern und ein Gericht Fische mitnehmen?“ frug ich nach dem gewöhnlichen Gruß.

„Habt Ihr Futter mit und verlangt keine Stallung, so habe ich nichts dagegen. Fische aber sind nicht mehr vorräthig; die Herren hier erhielten die letzten!“ entgegnete Wipors, und erwartete wahrscheinlich, daß ich unter solchen Umständen weiter fahren würde.

„Nun dann,“ fuhr ich fort, „bevor ich weiter fahre, habe ich Etwas von Eurem Schwager Murafsky an Euch abzugeben, wenn Ihr mit nach meinem Wagen kommen wollt.“

Bereitwillig folgte mir Wipors nach dem Wagen. Mit wenigen Worten sagte ich ihm, wer ich sey, überreichte ihm das Täfelchen von Lindenholz und bemerkte, wie ich mich der Hoffnung überließe, von ihm weitere Auskunft über die Fortsetzung meiner Reise bis zur Gränze, oder zur nächsten Garnison zu erhalten.

Mit allen Zeichen der Verwunderung und Ueberraschung betrachtete Wipors das ihm eingehändigte Täfelchen und die darin eingegrabenen Zeichen.

„Beim Himmel,“ sagte er endlich mit gedämpfter Stimme, welche der wieder in Schlummer zurückgesunkene Droschkenkutscher auch wachend nicht hätte vernehmen können. „Beim heiligen Adalbert, der ferner mir mein Haus beschütze, an diesen Zeichen erkenne ich meinen tollköpfigen, Alles wagenden Schwager. Dank Eurer Klugheit, an der ihr Deutschen sonst eben keinen Ueberfluß besitzt, und die Euch nur der heilige Adalbert, der in meiner Stube hinter Euch über der Thüre stand, eingegeben haben kann. — Dank dieser Klugheit, daß Ihr mich herausrieft, ehe Ihr mir die Tafel gabt, sonst waren wir Alle verloren! Die Ihr da drinnen am Tische seht, sind der hochwürdige Probst von Podgura und der gnädige Herr von Tremkowo! Stellt Euch fremd, dreist und zurückhaltend gegen sie, und gebt zu verstehen, Euer Weg führe Euch ungesäumt von hier nach dem Waldkruge am Moor. Bieten sie ihre Begleitung an, oder fordern Euch auf, mit ihnen zu fahren, so schlagt das kurz ab mit den Worten: „Mein Auftrag fordert, daß ich allein des Weges ziehe.“ Doch, wir weilten schon zu lange hier. Kommt zurück in die Stube! Veronika!“ rief Wipors mit durchdringender Stimme, „komm, führe die gnädige Frau in die warme Stube!“

Schnell erschien eine rüstige Frau, mit klugem funkelndem Auge, und kaum hatte sie ihren Mann nur einen Augenblick fragend angesehen, so war sie vollkommen unterrichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Der engere Ausschuß des allgemeinen deutschen Vereins zum Schutz der vaterländischen Arbeit.

(Schluß.)

Dr. Theodor Toegel aus Hildesheim fungirt im Ausschuß als erster, und Georg Schirges *) aus Lüneburg als zweiter Sekretär. Der erstere ist der eigentliche Konsulent der deutschen Industriellen und ein würdiger Schüler und Nachfolger des unsterblichen List, in dessen Geiste er das vom Verein gestiftete und herausgegebene „Vereinsblatt für deutsche Arbeit“ redigirt, das eine weite Verbreitung über Deutschland verdiente. — Außer den Genannten gehört noch der Fabrikant Alexander aus Bockenheim zu diesem thätigen Ausschuß, der mit den in ganz Deutschland zerstreut wohnenden Vereinsagenten und Mitgliedern des weiteren Ausschusses in beständigem Verkehr steht und die Spitze einer geschlossenen Partei bildet, die täglich mehr an Bedeutung gewinnt, weil sie sich, fern von politischen und religiösen Bestrebungen, die Kräftigung und Entwickelung des deutschen Volkes nach seiner materiellen Lebensseite hin, die Gründung inneren Wohlstandes und die Unabhängigkeit von Außen und die Einheit des Vaterlandes zum Ziel gesetzt hat. Das Bedürfniß der materiellen Einigung Deutschlands auf Grund einer vernünftigen, den billigen und gerechten Forderungen der deutschen gewerbtreibenden Stände Rechnung tragenden nationalen Handelspolitik führte im Jahre 1848 eine Anzahl einsichtsvoller und angesehener Fabrikanten und Freunde des deutschen Gewerbfleißes in Frankfurt zusammen, ließ sie den Verein gründen und den erwähnten permanenten Ausschuß desselben wählen, damit ein Körper vorhanden sey, der als ihr legitimirter Mandatar die für die Fortentwickelung der vaterländischen Industrie nöthigen Maßregeln vorbereitete, und als Wächter der nationalen Arbeit bei drohenden Gefahren das Signal zu erforderlichen gemeinschaftlichen Schritten gebe. An einem solchen, die Interessen der einheimischen Industrie vom Standpunkt des praktischen nationalen Bedürfnisses ununterbrochen und konsequent verfolgenden Institut fehlte es bislang in Deutschland, und diesem Mangel ist es gewiß theilweise zuzuschreiben, wenn die Regelung der gewerblichen Angelegenheiten den Händen einer Büreaukratie überlassen blieb, die, ohne hinreichende Kenntniß und Berücksichtigung jener praktischen Verhältnisse und Bedingungen, nach starren theoretischen Grundsätzen verfuhr, deren mechanische Anwendung einen lähmenden Einfluß auf die Gewerbszustände ausüben mußten. Um diesen Einfluß zu überwinden, und den produzirenden Ständen die gebührende Stellung zu der sie betreffenden Gesetzgebung zu vindiciren, ist eine Centralisation, ein organisches Ineinandergreifen derjenigen kompakten Kräfte, welche auf die Hebung des Nationalreichthums gerichtet sind, durchaus erforderlich. An diesen Kräften selbst fehlt es im deutschen Vaterlande durchaus nicht, aber sie sind nicht konsolidirt, sie fahren auseinander und lassen deßhalb den Gegnern der materiellen Einigung zur Verfolgung ihrer verderblichen Zwecke freies Spiel. Das Gelingen dieses Spieles zu verhindern und damit ein unberechenbares Unglück, eine Kette von Unruhe und Elend vom gemeinsamen Vaterlande abzuwehren, ist die höhere Aufgabe des Vereins. Wenn dieser mit eklatanten Erfolgen seiner Bestrebungen noch nicht auftreten kann, so liegt dies theils in der Neuheit seiner Bestrebungen und in der Kürze seiner Dauer, theils in der unfertigen Reform der deutschen politischen Zustände, die sich bis auf einen gewissen Grad werden ablagern müssen, bevor solche organische Vereine, wie der bezeichnete, am rechten Platze eingegliedert werden können. Nichtsdestoweniger versprechen die bereits erlangten Resultate einen segensreichen Erfolg. Der Verein hat in einer glücklich überwundenen schweren Zeit der Unruhe und Gefahr an mehr als einem Orte dazu beigetragen, daß die arbeitende Klasse dem gegebenen Beispiele des Aufruhrs und der Zügellosigkeit nicht folgte. Die meisten deutschen Regierungen haben Kenntniß von seinem Bestehen, mehrere derselben, wie die königl. bayerische, leisteten seinem Streben kräftig Vorschub; fast alle Mitglieder der produzirenden Stände in den verschiedenen Theilen Deutschlands wissen, daß der engere Ausschuß des allgemeinen deutschen Vereins zum Schutze ihrer Interessen wach ist. Die Zahl seiner Mitglieder aus allen Gauen des Vaterlandes mehrt sich fortwährend und er darf sich mit vollem Rechte der schönen Hoffnung hingeben, daß es ihm bei dem immer steigenden Zusammenflusse verwandter Kräfte gelingen werde, zum Heil und Frommen der deutschen Arbeit einen entscheidenden Einfluß auf die handelspolitische und gewerbliche Legislation auszuüben. (N. C.)

*) Auch Hr. Schirges gehört zu den beschäftigtsten Mitgliedern des Vereins und Das, was er für den deutschen Arbeiter mit rastloser Thätigkeit anstrebte, hätte wohl auch eine freundliche Erwähnung von Seite des Herrn Einsenders verdient. D. Red.

Digitized by Google

Die Decimirung der Bocskay-Huszaren.

Daß der ungarische Soldat einer der tapfersten und muthigsten in der österreichischen Gesammtarmee, das haben österreichische Generäle seit Jahrhunderten wiederholentlich anerkannt. Er hat es auch im Laufe des letzten Jahres zur Genüge bewiesen. Die Tapferkeit und der todesverachtende Muth, welchen die junge Insurgentenarmee bei ihrem siegreichen Vordringen von Debreczin bis Raab entfaltete, waren außerordentlich.

Die rasche, in wenigen Tagen bewerkstelligte Einnahme Ofens, welches der tapfere Hentzi bis zu seinem letzten Lebenshauch vertheidigte, zeigte, daß der Honved auch der schwierigsten Art des Angriffs, dem Sturmlaufen, vollkommen gewachsen war.

Allein eben seine aufbrausende Hitze, sein stürmischwallendes Blut und sein rasches Temperament, die ihn ohne Bedenken in den wildesten Kugelregen stürzen und dadurch im Angriff Wunder der Tapferkeit verrichten lassen, machen ihn zu einer andern, aber nicht minder wichtigen Seite des Krieges, zum Vertheidigungskampf, sehr ungeeignet. Der kalte Muth und die ruhige Ausdauer, welche dieser erfordert, fehlen ihm von Natur ganz. Es hält ihn nicht lange an einem Orte. Seine innere Aufregung treibt ihn stets zum raschen Vordringen oder — zur schnellen Flucht.

Besonders ungeschickt wird er durch diese Eigenheit zur längern Vertheidigung einer Festung, wenn er nicht wenigstens in öfteren Ausfällen sein Mütchen kühlen kann, sondern rein auf den — freilich allerlästigsten — Dienst, den Vorpostendienst, in der Festung, und auf deren aufmerksame und ruhige Bewachung und Vertheidigung angewiesen ist.

Darum wurde Ofen zweimal ohne den geringsten Widerstandsversuch von der ungarischen Armee geräumt, während der österreichische Kommandant es mit einem Häuflein von 2300 Mann energisch vertheidigte. Darum wurde Arad auf die erste Aufforderung hin von dem ungarischen General Damjanich übergeben, während General Berger es 9 Monate gehalten hatte. Darum ergab sich Peterwardein — Ungarns Gibraltar, wie es Joseph II. nannte — fast ohne Schwertstreich, während das bedeutend schwächere Temesvar ein ganzes Jahr hindurch von den k. k. Truppen vertheidigt und auch behauptet wurde.

Die bedeutendste Festung Ungarns, Komorn, war während der ganzen Revolutionsepoche in ungarischen Händen geblieben. Doch hatte es von Seiten der k. k. Truppen keine lange Belagerung auszustehen. Bei seinem ersten Vordringen nach Pesth hatte Fürst Windischgrätz nur ein schwaches Beobachtungskorps vor Komorn zurückgelassen, und die eigentliche Belagerung und Bestürmung der Festung begann erst Anfangs März, nachdem F.-M.-L. Simunich Leopoldstadt genommen hatte und jetzt vor Komorn rückte. Doch bereits am 26. April wurde sie von Guyon und Görgey entsetzt. Die zweite Belagerung, welche beim zweiten Vordringen der k. k. Truppen am 11. Juli begonnen, wurde durch Klapka's glücklichen Ausfall vom 3. August völlig aufgehoben. Somit hatte die Besatzung noch nicht Gelegenheit gefunden, ihren Muth und ihre Ausdauer im langwierigen Vertheidigungskampf zu erproben.

Ganz anders sollte es jetzt, nach der Katastrophe bei Vilagos, werden. Die Insurgentenarmee war ganz aufgelöst, mithin auf Entsatz nicht zu hoffen. Der Krieg war beendet, mithin die ganze österreichisch-russische Heeresmacht verwendbar; und es ließ sich voraussehen, sie werde Komorn derart umschließen, daß auch jeder Ausfall zur Unmöglichkeit werden dürfte. Jetzt konnte die wildbrausende patriotische Kampfeswuth nichts mehr fruchten; es galt, den kalten Muth und die besonnene Ausdauer des wohldisciplinirten Soldaten zu zeigen. Diese aber fehlt dem Magyaren überhaupt, fehlte besonders der improvisirten Insurgentenarmee.

Der 14tägige Waffenstillstand, welcher nach der Ergebung Görgey's geschlossen worden, war am 4. Sept. zu Ende gegangen. Die Friedensunterhandlungen wurden abgebrochen. Der Kriegsrath hatte beschlossen, die Festung bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Vor der Besatzung stand die Aussicht auf eine lange, thatenarme, aber mühsalreiche Cernirung, wo sie nur die Unannehmlichkeiten, nicht auch die Annehmlichkeiten des Soldatenlebens empfinden, und nicht von den feindlichen Kugeln, aber wohl vom Hunger getödtet werden sollten. Das mundete den heißblütigen und thatendurstigen Honveds durchaus nicht. Vor Kurzem noch freudetrunken von dem sieggekrönten Ausfall, begannen sie jetzt allmälig über den Kriegsrath zu klagen und ihre Unzufriedenheit über ihr bevorstehendes Schicksal laut werden zu lassen.

(Schluß folgt.)

Des Malers Frisch Reisen nach dem südlichen Rußland ꝛc.

** Darmstadt, 27. Jan.

Auf einen aus Rußland an ihn ergangenen Ruf, reiste der durch seine früheren Reisen in der Türkei, Syrien und Egypten der Kunstwelt hinlänglich bekannte hiesige Hofmaler, Hr. Frisch, vor etwa einem Jahre nach Petersburg und wurde dort von dem Kaiser Nikolaus mit dem Auftrage beehrt, sich nach dem südlichen Rußland und Transkaukasien zu begeben, daselbst malerische Aufnahmen von Land und Volksstämmen zu machen und — sobald er diesem Auftrage entsprochen, wozu ihm alle nur wünschenswerthen Mittel mit hinlänglicher Muße gestattet waren — mit den auf seinen Kunstreisen in, von Europäern nur wenig oder gar nicht besuchten Ländern gesammelten Skizzen wieder nach Petersburg zurückzukehren, um für dieselben dort seine Staffelei aufzurichten und die großartige Natur und die Völkerstämme jener Gegenden durch Gemälde darzustellen. Von Hrn. Frisch sind unlängst Briefe von sehr befriedigendem Inhalte hier eingetroffen, und bei dem besonders regen Antheil, den wir an dem vollständigen Gelingen des künstlerischen Unternehmens unseres Landsmannes nehmen, gereicht es uns zum wahren Vergnügen, hier einige Notizen über den weiteren Verlauf seiner Reise mitzutheilen. Am 21. Juni 1849 trat derselbe seine Reise von Petersburg nach dem Süden an und kam — nach mancherlei Beschwerlichkeiten und Strapazen, die auf einem Zuge durch schwach bevölkerte große Länder zu den gewöhnlichen Erfahrungen der Reisenden gehören — am 1. August 1849 zu Tiflis an, wo er nicht allein bei dem Gouverneur, Fürsten Woronzoff, sondern auch bei den übrigen k. russischen Beamten vom Civil und Militär, wie auch bei seinen deutschen Landsleuten die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme fand. Unter letzteren erwähnt er drei Söhne des Dichters Aug. v. Kotzebue, die sämmtlich in den zu Rußland gehörenden kaukasischen Ländern ihre Bestimmung fanden, und die ihm sehr schätzbare Freundschaftsbeweise gaben; eben so sein akademischer Freund Dr. med. Nood, der mit ihm gleichzeitig in München gewesen war, und mit dem er, zu seiner freudigsten Ueberraschung, nach elfjähriger Trennung an den Gränzen Asiens wieder zusammentraf. Sehr angenehm war es unserem Reisenden, daß ihm in Tiflis deutsche Zeitungen zu Gesicht kamen, welche zur Befriedigung des Lesebedürfnisses der Einheimischen und Fremden dienten.

Digitized by Google

Da, wo die deutsche Sprache lebt,
Ist man auch deutsch gesinnt,
Und ob man euch nach Norden strebt,
Und ob man Gold gewinnt —
Bleibt doch das deutsche Herz
In Liebe, Leid und Schmerz.

Mit allem Nöthigen versehen und durch den Fürsten Bewitoff den Gouverneurs der Städte und Provinzen, welche er besuchen würde, schon im voraus empfohlen, trat Frisch die Reise von Tiflis an und besuchte auf seinem, meist unter ansehnlicher militärischer Eskorte fortgesetzten Zuge durch unwirthliche und der Sicherheit der Reisenden Gefahr drohende Länder unter andern auch die Städte Alexanderpol, Achalzig und Eriwan, überall beschäftigt, malerische Studien zu machen und mit den Früchten seines Fleißes seine Mappe zu bereichern. In Achalzig lernte Frisch einen Hrn. v. Kotzebue kennen, der sich für ihn und seine Reisezwecke auf das lebhafteste interessirte. Die Gegenden, welche er durchreiste, schildert er als die großartigsten einer bewundernswürdigen Gebirgswelt, welche die erhabensten Naturscenen dem Auge fast ununterbrochen darbiete. Sein letztes Schreiben ist datirt vom 12. November 1849 aus Schumaika am kaspischen Meere. Vor Eintritt des Winters beabsichtigt er noch Baku und Saliau (beide am kaspischen Meere gelegen, ersteres durch seine heiligen Feuer und die Gebers (Feueranbeter) bekannt, letzteres dagegen durch seine großen Fischereien berühmt), zu besuchen. Ueber seinen Kunststudien hat Frisch das herrliche Klima und den fruchtbaren Boden von Transkaukasien nicht vergessen. Mit asiatischer Ueppigkeit gedeihen dort alle edleren Südfrüchte ohne große menschliche Nachhülfe, so daß die Bewohner jener von der Natur reich gesegneten Länder sich über kein Uebermaß von Arbeit zu beklagen haben. Gleichwohl würden die Bewohner auf einer höheren Kulturstufe von den natürlichen Vorzügen ihres Landes einen größeren Nutzen zu ziehen wissen. Der Betrieb der Landwirthschaft läßt in diesen Gegenden noch gar viel zu wünschen übrig, und nur eine schwäbische Kolonie, welche Frisch auf seiner Reise durch Georgien berührte, verschaffte ihm den wohlthuenden Anblick größeren Wohlstandes und höherer Gesittung in Mitte der Unkultur, welcher die unterschiedlichen Völkerstämme des Kaukasus noch verfallen sind. Dr. D.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Der Maler Kähler aus Düsseldorf, dessen Germania wir unlängst als ein höchst gelungenes Kunstwerk erwähnten, hat dasselbe bereits nach Amerika für 3000 Dollars verkauft. Es ist demnach ungewiß, ob dieses Gemälde noch zur Frühjahrs-Ausstellung wird hergesendet werden können.

Frankfurter Theater.

„Mazarin", von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Die Romantiker der neuern französischen Schule, Victor Hugo, Alfred de Vigny, A. Dumas u. A., haben Novellen und Dramen geschaffen, die als eine eigene und neue Gattung sich Bahn gebrochen haben; sie, sowie auch der liebenswürdige Scribe bewegen sich in einer wenn auch nicht großartigen, doch eigenthümlichen Sphäre. Ihre Hof- und Intriguenstücke haben die Runde über alle Bühnen von Europa gemacht und überall mehr oder minder Anerkennung gefunden. Ist in diesen auch für die Geschichte zu viel Roman und können sie auch den höhern Anforderungen an den Ernst und die Würde der Geschichte nicht genügen, so sind sie doch so reich an Interesse der Erfindung und Verwickelung, der spannenden und überraschenden Situationen, der effektvollen Charakteristik, daß sie die Theilnahme zu fesseln nicht verfehlen. Charlotte Birch-Pfeiffer hat in diesem Genre sich gleichfalls schon öfters versucht und wenn wir denselben überhaupt gelten lassen wollen, so haben wir ihren „Mazarin" als eine ihrer gelungensten Arbeiten anzuerkennen. In der Wahl des zu Grunde gelegten Stoffes ist sie in diesem Stücke besonders glücklich gewesen. Ein Liebesverhältniß zwischen dem jungen Ludwig XIV. und der edeln Maria Manzini, einer Nichte des Cardinals Mazarin, bildet den Mittelpunkt einer sehr anziehenden Intrigue. Anna von Oesterreich, der Cardinal Mazarin und die alte Amme desselben spinnen die Fäden und stehen den Herzensneigungen des jungen Königs und seiner Geliebten aus verschiedenen Interessen entgegen. Ludwig XIV. soll einer spanischen Prinzessin vermählt werden, denn so verlangt es die Politik und so liegt es im Plane der Königin-Mutter und des Cardinals; er widerstrebt, folgt leidenschaftlich dem Zuge seines Herzens und will der kalten Berechnung der Politik nicht zum Opfer werden. Da wird Maria Manzini in's Spiel gezogen und es gelingt der dynastischen Partei, sie zu bewegen, daß sie freiwillig zurücktritt und ihre reine uneigennützige Liebe dem Wohl oder doch wenigstens dem Zwecke des Staates unterordnet. Die hochherzige Entsagung eines so edeln Gemüthes, die reine Zuneigung eines noch jugendlichen Herrschers, die imposante Haltung der alten Amme gewinnen durch den Kontrast der ränkevollen Politik, des kalten Egoismus und der eisernen Consequenz der Kabinetsintrigue einen ganz eigenthümlichen Reiz, welcher sich besonders in der Person des Cardinals concentrirt. Diesen hat Charlotte Birch-Pfeiffer recht interessant zu schildern gewußt und wir möchten annehmen, daß sie hier die Vorzeichnung vom A. Dumas in dessen Musketieren fleißig benutzt hat. Wenn es auch nicht schwer seyn dürfte, manches Lückenhafte und Ungenügende im genannten Drama nachzuweisen, wenn auch die dramatische Kraft und Größe, wie die Tiefe der poetischen Auffassung fehlen, so kann man doch die glückliche Erfindungsgabe der Verfasserin, die effektvollen und spannenden Situationen, den raschen und belebten Fortgang der nirgends stockenden, wohl aber die Theilnahme des Beschauers stets fesselnden Handlung dieses Stückes nicht in Abrede stellen. Es wird die Literatur zwar nicht bereichern, wohl aber den Repertoiren der Bühnen sehr willkommen seyn, um so mehr, als es Rollen bietet, welche in den Händen guter Darsteller eines glänzenden Erfolges gewiß sind. — Was die Darstellung dieses Stückes betrifft, so scheinen uns hiee zwei Anforderungen unerläßlich, nämlich einerseits und besonders in den ersten Akten ein gewandter, seiner Conversationston, ein leichter und nobler Dialog, anderseits und besonders in den zwei letzten Akten eine ernste und gediegene Haltung der Charakteristik. Der ersten dieser Anfoederungen werden die meisten deutschen Schauspieler nur wenig genügen, der letzteren werden sie mehr entsprechen. Dies gilt unseres Bedünkens auch von der hiesigen Aufführung. Jenen feinen Conversationston, wie wir einen solchen in den höheren Kreisen der Gesellschaft und am Hofe jenes vierzehnten Ludwig nun einmal voraussetzen müssen, haben wir recht sehr vermißt und wurden wir unangenehm von der polternden Gespreiztheit, von der mitunter sehr derben Ausdrucksweise und von der theatralischen Effekthascherei berührt; in den letzten Akten dagegen, wo das deutsche Gefühlselement und die dramatische Charakteristik vorwalten können, fanden wir viele gelungene und mitunter sogar trefflich ausgeführte Scenen. Dies im Allgemeinen über eine jedenfalls mit viel Fleiß und Sorgfalt ausgeführte Vorstellung. Die Aufnahme der Novität war sehr beifällig, und wenn dem Beneficianten, Hrn. Reger, diesem mit Recht geschätzten Mitgliede unseres Schauspiels, kein zahlreicherer Besuch zugewendet wurde, so hätten wir hier nur das alte, aber wie bekannt, nutzlose Klagelied vergeblich anzustimmen. W.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Mazarin, historisches Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 3. Febr. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, komische Oper in 4 Abth. von F. v. Flotow. Hierauf: Der Kurmärker und die Picarde (erstes Theil), Genrebild in 1 Akt von L. Schneider, Musik von H. Schmidt.

Montag, 4. Febr. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 30. Montag, den 4. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Steigen Sie herab, gnädige Frau," bat Veronika, an meinen Wagen tretend, „das Feuer brennt hell im Kamine, und ein Schälchen Kaffee wird schnell bereitet seyn! der Pavell soll indeß die Pferde füttern. Pavell! Pavell! spute Dich und nimm die Pferde hier."

Ein flinker Bursche von 18 Jahren sprang herbei, dem Befehle der Mutter zu gehorchen, und meine Frau folgte auf einen Wink von mir der Veronika; ich aber trat mit Wipors in das allgemeine Wohnzimmer, zu den beiden noch an der Tafel sitzenden Herren, welche das Auge auf die Thür geheftet, schon längst die Rückkehr des Letzteren erwartet zu haben schienen, und in mir augenscheinlich nur einen unwillkommenen Begleiter erblickten.

„Nun, gnädiger Herr! setzen Sie sich hier zu seiner Hochwürden, ich werde zu meiner Alten sagen, daß sie für Frühstück sorgt."

„Laßt das!" sagte ich, und nahm mit einer Verbeugung gegen den Probst von Podgura und Herrn von Tramkowo Platz an der Tafel, „draußen im Wagen steht ein Korb mit einigen Flaschen Ungar und etwas kalten Speisen, das wird zum ersten Frühstück wohl genügen. Doch Gläser werden fehlen, und die holt, wenn mir die Herren hier es nicht versagen, ein Glas mit mir zu leeren."

„In dieser schweren Zeit thut eine Labung wohl, wie sie der feurige Tokaier oder ein anderer edler Ungar bietet, wenn man ihn auf das Wohl der guten Sache und des rechten Glaubens leert!" entgegnete der Probst, und sah mich mit stechenden Augen an.

„Wer sonst ein rechter Mann, dient stets der rechten Fahne und dem rechten Glauben!" rief ich laut.

„Recht so!" rief Tramkowo, „ist Euer Wein so gut wie Eure Worte, soll er beim heiligen Nepomuk nicht sauer werden."

„Herr von Tramkowo, Ihr liebtet von jeher die Pflege des Körpers mehr, als die der Seele!" sagte etwas bitter der Probst.

„Will's nicht läugnen!" lachte Tramkowo, „aber schaut Euch an, hochwürdiger Herr, und mich, ob ich's im Umfange meines Bauches auch halb so weit, als Ihr nur gebracht habe? — Nun, und die Seele sieht man nicht."

„Ihr seyd ein unverbesserlicher Sünder!" seufzte der Probst mit zum Himmel gekehrten Augen.

„Heil Euch und Euern Herren Kollegen, daß es noch Sünder gibt, denn wozu wäret Ihr sonst da?"

„Wir hätten genug zu thun, zu beten für die Seelen Derer, die böses Wort und böse That an einem Ort verweilen läßt, an dem ein Jeder nach Erlösung seufzet."

Wipors unterbrach das erbauliche Zwiegespräch, indem er den Korb, der die Flaschen und das Frühstück enthielt, auf den Tisch stellte und den Probst frug, ob er nicht eiligst solle einige Fische rösten lassen, da heute Fasttag sey.

„Thue das, mein guter Wipors," entgegnete freundlich der Probst, und wandte sich dann mit einem ernsteren Blick an mich: „Ihr scheint zu weiten Reisen eingerichtet?"

„Zunächst nach dem Waldkruge am Moor!" erwiederte ich gleichgültig und stellte einige Flaschen auf.

„Das ist auch unser Ziel! so können wir zusammen fahren, wenn's Euch beliebt!" fuhr der Probst fort.

„Meine ermüdeten Rosse würden Euren muthigen, die draußen am Gebisse kauen und im Sande scharren, nicht folgen können. Auch erfordert mein Auftrag, daß ich allein des Weges ziehe," setzte ich bestimmt hinzu.

Der Herr von Tramkowo und der Probst wechselten fragende Blicke, die ich nicht zu bemerken schien.

„Kennt Ihr vielleicht den — den — daß ich so leicht Namen vergesse! Nun den Krakusen?" — rief Tramkowo, anscheinend ungeduldig über seine eigene Vergeßlichkeit.

„Ich kenne gar viele Leute aus Krakau! Doch ist es wohlgethan, jetzt Namen nur mit Vorsicht zu nennen! Und nun auf Wiedersehen im Waldkruge!" rief ich, und deutete auf die gefüllten Gläser.

8.

Der Krakuse.

So weit konnte die Erzählung fast mit Alberts eigenen Worten wiedergegeben werden. Von jetzt ab häufen sich indeß die Begebenheiten, und es wird zur bessern Uebersicht für den Leser erforderlich, dieselben aus der Vogel-Perspektive der Erzählung zu betrachten und vorzutragen.

Die Antwort Alberts auf die Frage, ob er den Krakusen kenne, hatte augenscheinlich so wenig Tramkowo als den Probst befriedigt, aber vergebens mühten sich Beide, Albert zu deutlicheren Auslassungen zu bewegen. Er blieb karg in Worten, und speis'te die Herren mit leeren allgemeinen Redensarten ab, während er desto sorgfältiger die Gläser derselben mit feurigem Ungar füllte, so oft man ihm Gelegenheit dazu gab.

Auch die aufgetragenen, vortrefflich gerösteten Fische, mit denen sich der Probst und Tramkowo sehr ernstlich beschäftigten, befreiten Albert von mancher Frage, die ihm sonst wohl noch zur Last gefallen seyn möchte. Da störte plötzlich der ferne, aber sehr deutlich vernehmbare Ruf eines Jagdhorns das behagliche Frühstück.

Rasch erhoben sich Tramkowo und der Probst, nahmen eilfertig Abschied und bestiegen mit der wiederholt an Albert ge-

Digitized by Google

richteten Aufforderung ihre Droschke, ihnen baldmöglichst nach dem Waldkruge zu folgen.

Kaum war die Droschke dem Auge des nachblickenden Wipors entschwunden, als er Albert bat, ihm zur ferneren Rücksprache über die Fortsetzung seiner Flucht, nach dem Innern des Hauses zu folgen.

„Herr!" begann er, „mir war nicht wohl zu Muthe, so lange Tramkowo und der Probst hier waren. Ihr habt Euch gut benommen, sonst könnte uns Muraskv's gefährlicher Auftrag leicht verderblich werden, denn der Probst und Herr von Tramkowo sind beide tief in die Verschwörung verwickelt, stehen im hohen Ansehen, und würden, hätten sie Euch nicht für Einen der Unsern gehalten und Eure beabsichtigte Flucht geahnt, Euch und Eure Frau sicher nicht haben entkommen lassen. Der Himmel weiß, ob sie noch gelingt!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Decimirung der Bocskay-Husaren.

(Schluß.)

Am entschiedensten traten die Bocskay-Husaren auf. Sie verlangten offen ihren Abschied. Sie waren im Laufe des vergangenen Sommers, als man den serbisch kroatischen Aufstand in kurzer Frist beendigt zu sehen glaubte, auf drei Monate angeworben worden. Sie hatten anstatt der drei bereits vierzehn Monate gedient. Zum offenen Kampf wären sie wohl noch lange bereit gewesen. Aber sich in die dumpfe Festung einkerkern lassen, dazu haben sie weder Lust, noch sey es ihre Pflicht. Man möge sie also unverzüglich entlassen.

Das Beispiel wirkte ansteckend. Bereits rüsteten sich mehrere Bataillone, mit ähnlichen Forderungen hervorzutreten, so das Verlangen Jener gewährt werden sollte.

Der Kriegsrath versuchte alle Mittel, sie von ihrem Vorhaben abzubringen; vergebens. Kein Bitten, kein Zureden, kein Drohen half, auch nicht die glänzendsten Beförderungs-Versprechungen. Denn die andern Bataillone, welche nur des günstigen Bescheides harrten, um in ähnlicher Weise hervorzutreten, stachelten die Husaren zum hartnäckigen Beharren auf ihrer Forderung auf.

Und doch durfte das Kommando nicht nachgeben, wollte es nicht bald die Festung von dem größten Theil ihrer Truppen verlassen sehen. Es galt ein abschreckendes Exempel zu statuiren, um den Geist der Disciplin und der Ausdauer — wenn nicht anders möglich — durch Strenge und Furcht aufrecht zu erhalten.

Mehrmals abgewiesen, traten die Bittsteller am 10. Sept. abermals mit ihrem Verlangen vor, und forderten in kategorischem Tone: man müsse sie entlassen, wo nicht, würden sie sich ihre Freilassung zu erzwingen wissen.

In Klapka's Wohnung war der Kriegsrath versammelt, um über diese kritische Forderung zu entscheiden. Auf dem großen offenen Platze vor des Generals Wohnung, in dem anstoßenden englischen Garten und auf der großen Wiese bis zum Festungsthor hin wogte eine ungeheure Menschenmenge, Civil und Militär, um die gewichtige Entscheidung baldmöglichst zu vernehmen. Denn von dieser hing jetzt das Bleiben oder Nichtbleiben eines großen Theils der Besatzung, mithin auch das Schicksal Komorns ab.

Auf ihren kleinen, aber muthigen Rossen sitzend, denen es ebenfalls mehr nach dem freien Feld zu gelüsten schien, harrten die Husaren ungeduldig des entscheidenden Spruches. Sie hatten sich im Krieg stets tapfer gehalten, und das österreichische Schwert hatte ihre Reihen bedeutend gelichtet. Von dem ganzen stattlichen Bataillon, das im Juli 1848 siegeszuversichtlich in den Süden hinabgezogen, standen jetzt nur mehr 98 Mann da. Aus ihren trotzigen Mienen leuchtete klar der gefaßte Entschluß hervor, daß sie von ihrem Vorhaben um keinen Preis abstehen wollen.

Nach zweistündigem Warten trat endlich der Auditor in Begleitung zweier Stabs- und einiger andern Offiziere aus dem Berathungssaal. Ernst und zum letzten Mal richtete er die Frage an sie: ob sie von ihrem Verlangen abstehen wollen? Sie mögen sich im Weigerungsfalle auf einen fürchterlichen Bescheid, den der Kriegsrath einstimmig gefaßt, vorbereiten. Oberlieutenant Sz. S. vom Generalstab hielt eine ergreifende Anrede, in welcher er sie ermahnte, ruhmvoll, wie ihre vorangegangenen Kameraden, zu sterben, und die Sache des Vaterlandes nicht im letzten Augenblicke feiglings preiszugeben. An dem harten Panzer ihres festen Entschlusses prellte jede Ermahnung und Drohung wirkungslos ab. Sie blieben unerschütterlich.

„Unsere Verbindlichkeit ist längst abgelaufen. Wir dienen schon 10 Monate über unsere Dienstzeit hinaus, aber nur weil wir wollten. Zum fernern Dienst kann uns weder Gott noch König (se Isten, se Király) zwingen". Das war ihr einstimmiger Ruf, mit dem sie jedes fernere Zureden kurzweg abzuschneiden suchten.

Es blieb kein Ausweg. Das strenge Urtheil mußte vollzogen werden. Der Auditor forderte die Husaren auf, sich in die Mitte der nahen Wiese in Reih' und Glied aufzustellen. Dort werden sie den Bescheid des Kriegsraths vernehmen. Das Publikum möge sich in geziemender Entfernung halten.

Um die Wiese herum war schon des Morgens — angeblich zur Beschützung der Generalswohnung gegen einen etwaigen Gewaltstreich — das neugeschaffene Grenadierbataillon aufgestellt worden. Seine hochrothen Hosen gaben ihm etwas Scharfrichterartiges und ließen unwillkürlich beängstigende Gedanken aufkommen.

Todesstille herrschte bei Verlesung des Urtheils. Es lautete auf Decimirung der meuterischen Husaren. Sie ergaben sich ohne Widerrede in ihr Schicksal, ließen aber von ihrem Verlangen durchaus nicht ab. Mit trotzigherausfordernder Miene, ohne die geringste Furcht oder Reue blicken zu lassen, knieten die erwählten zehn Schlachtopfer in den Sand nieder. Eine Decharge streckte ihrer sechs zu Boden. Sie fielen ohne einen Laut von sich zu geben. Die andern vier wurden nach ausgestandener Todesangst begnadigt.

Die ungeheure Zuschauermenge verließ ernst und still den Schauplatz des Todes, den sie mit ganz andern Erwartungen betreten hatte. Die Exekution hatte gewirkt. Unter der Besatzung ließ sich kein ähnlicher Wunsch mehr vernehmen. Die übriggebliebenen Bocskay-Husaren wurden eifriger und thätiger denn früher im Dienst. Lange währte er nicht mehr. Am 2. October wurde auch ihnen ihr Wunsch gewährt. Sie wurden bei Uebergabe der Festung, wie alle übrigen ungarischen Truppen, entlassen.

Aulich.

Pesth. Aulich, aus Preßburg in Ungarn gebürtig, katholisch, ledig, 53 Jahre alt, als er in Arad am 6. Oct. v. J. gehenkt wurde, war vor den Märztagen Oberstlieutenant im k. k. Infanterie-Regimente Kaiser Alexander. Als sich die Altgläubigen in Südungarn erhoben, und Stratimirovich seine Glaubensgenossen zu unglaublichen Thaten der Kühnheit und Ausdauer in die Waffen rief, ward auch dies Infanterie-Regiment gegen das unbezwingliche Bollwerk Szent Tamas beordert. Das Regiment hielt sich sehr wacker vor den feindlichen Schanzen. Kommandant

Digitized by Google

war damals Oberst Baron Bakonyi, der aber später zum Generalmajor avancirte.

Aulich trat nun an seine Stelle, und wir finden ihn im letzten Drittel des Jahres 1848 als Oberst an das linke Donauufer disponirt, um mit den diesseits des Flusses concentrirten Streitkräften gegen das vereinigte Schwarzenberg-Simunich'sche Korps zu operiren. Als die Aprilcampagne begann, zählte Aulich, bereits General und Kommandant des zweiten Armeekorps, gleichfalls zu den Männern des Tages, und ward, wie die übrigen Heerführer, namentlich in dem bekannten Bulletin „Kossuth's Stimme aus Gödöllö", dd 7. April 1849 — als der Verdienstvollsten einer angeführt. Görgey marschirte nun bekanntlich aus der rechten Flanke zum Entsatz von Komorn ab, und ließ Aulich mit der Ordre vor Pesth zurück, die Kaiserlichen rastlos zu beschäftigen. Der zähe Haudegen that seine Schuldigkeit und engagirte namentlich am 11. April durch den Obersten Asboth ein hitziges Treffen.

Aulich war es, der die Deputation der Pesther Stadt, als die Oesterreicher das linke Donauufer räumten, empfing, und bald prangte an allen Straßenecken Pesths nachstehende Proklamation: „Bürger! Siegreich naht das ungarische Heer sich der Hauptstadt des nun bald befreiten Ungarlandes. Wir bringen Euch Freiheit, Unabhängigkeit und Frieden. Wir bringen Euch die höchsten Güter, damit Ihr dieselben für die Zukunft genießen könnt. Wir fordern Euch daher auf, an Euere Tagesgeschäfte zu gehen, und durch nichts die Ordnung und Ruhe der Hauptstadt zu stören. Wir entbieten Euch unsern brüderlichen Gruß, und rufen mit Euch begeistert: Es lebe das Vaterland! Feldlager bei Pesth, 25. April 1849. Aulich, General und Kommandant des zweiten Armeekorps."

Es läßt sich leicht denken, daß die Anhänger der Tricolore in Pesth am 24. April einen Jubeltag feierten. Von den Giebeln, aus den Fenstern flatterte die dreifarbige Fahne, einzelne Huszaren und Honveds sah man im Triumphe herumgeführt und mit Blumen und Bändern geschmückt. Nachmittags wurden Lebensmittel und Getränke nach Czinkota geschleppt, hierauf ging es zu Fuß und zu Roß, in Wagen und Tilbury's in das Feldlager. Es gab ein Gedränge, als sey man auf dem Corso in Rom, auf dem Prado in Madrid. Aulich war der Held des Georgi-Tages.

Aus Czinkota berichtete Aulich den Entsatz von Komorn. Eine neue Auszeichnung erwartete ihn, als er sich noch im Laufe des April eines Abends in das Nationaltheater verfügte. Man gab die Originaloper: „die Kumanier" und das zahlreich versammelte Publikum begrüßte den General, als er in seine Loge trat, mit einem donnernden „Eljen". Um diese Zeit ward auf dem Rakosfelde eine Feldmesse gelesen, und nach dem Schlusse derselben der Militär-Tapferkeitsorden an die Fahne eines der abtrünnigen Bataillone des ungarischen Infanterie-Regimentes Dom Miguel geheftet. Anfangs Mai wurde der größte Theil von Aulich's Armeekorps zu dem Belagerungsheer vor Ofen beordert.

Aulich besaß ein echt militärisches Gesicht, eine soldatische Tournure, und war mehr groß als klein. Als er nach Pesth kam, war sein Vollbart bereits stark ergraut. Er wurde damals, wie fast alle ungarischen Generäle, porträtirt, und stellten fast alle hiesigen Kunsthandlungen sein lithographirtes Porträt zur Schau aus. Nach der Einnahme von Komorn ward sein Name dem großen Publikum nicht mehr genannt; später jedoch ließ ihn die Stadtfama am untern rechten Donauufer gegen den F. Z. M. Nugent operiren, was sich jedoch als lügenhafte Zeitungsente erwies. Er that vielmehr Dienste als Ambassadeur und überbrachte Görgey mit dem Minister Csanyi und dem F. M. L. Kiß den entscheidenden Befehl Kossuth's zur Concentrirung in Szegedin. Daselbst führte er auch das Portefeuille des Kriegsministeriums. Aulich wurde ferner kurz vor dem Schlusse der ungarischen Tragödie von Görgey, als Generalen en Chef par ordre des Reichstages, zu Dembinski gesendet, um dem Polen den Befehl zu überbringen, sich mit der Südarmee auf Debrezin zurückzuziehen. Dembinski verneinte. Aulich fiel, wie die übrige Tafelrunde Görgey's.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Frau Birch-Pfeiffer hat wieder ein Theaterstück verfaßt: „Die Rose von Avignon", romantisches Schauspiel in 4 Acten, mit freier Benutzung einer Episode des Romans „Mémoires d'un Notaire" von Pontmartin. Sie schrieb es auf Andringen des Theaterdirectors Maurice in Hamburg, welcher etwas Drastisches wünschte im Charakter von „Hinko", „Glöckner von Notre-Dame" und Genossen, für das dortige Thaliatheater. Wir zweifeln nicht, daß gerade in diesem Genre der Verfasserin etwas Durchgreifendes gelungen seyn wird, das auch bei uns in der Königsstadt seine Wirkung nicht verfehlen dürfte. Eine wichtige Rolle in dem Stücke spielt eine furchtbare Ueberschwemmung des Rhonestromes, die auf der Bühne dem Publikum sichtbar.

(Königsberg, 21. Januar.) — Ein seiner Zeit in öffentlichen Blättern viel besprochenes Zwangsbegräbniß einer freigemeindlichen Leiche auf dem Kirchhofe zu Schönbruch, welches von dem betreffenden Landrathsamt angeordnet worden war, hat auf die Beschwerde der Gemeinde bei dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten folgendes Rescript d. d. Berlin, 24. Dec. 1849 veranlaßt: „Das evangelische Kirchenkollegium hat unter dem 31. Aug. v. J. darüber Beschwerde geführt, daß auf Anordnung des kön. Landrathsamtes Friedland die der sogenannten freien Gemeinde angehörige Ehefrau des Arbeiters Knöpke aus Kl. Poninken zwangsweise auf dem dortigen Kirchhofe beerdigt sey. Hierauf habe ich, nachdem ich von dieser Angelegenheit nähere Kenntniß genommen, die zur Vermeidung ähnlicher Vorfälle dienlichen Weisungen an die kön. Regierung zu Königsberg erlassen, wovon ich das evangel. Kirchenkollegium hiedurch in Kenntniß setze."

Herr v. Salignac-Fénélon, der Vertreter Frankreichs in Hamburg ꝛc., ist mit dem Hause Rothschild nahe verwandt; seine (verstorbene) Gattin war die Tochter des Frankfurter Bankiers Herz. — Der berühmte Ahn dieses Diplomaten, Bischof von Cambray, würde ein orientalisches Reis an seinem Stammbaume wohl nicht für möglich gehalten haben.

In der Nacht vom 20. Jan. zeichnete sich bei einem Brande in der Straße bei Macelli in Genua ein Militär durch seltene Kühnheit aus, indem er auf einer Leiter durch das Fenster stieg, aus welchem das Feuer herausschlug, und von zwei Kindern, von denen eines bereits erstickt war, eines lebendig herausbrachte und in die Arme seiner Mutter legte. Der Tapfere ist ein Genuese, heißt Picollo und dient als Wachtmeister im 23. Regiment.

Die Ausstattungskosten zur Aufführung des Meyerbeer'schen „Propheten" sind für Berlin auf einige 20,000 Thaler berechnet worden. In Dresden wird man etwa 15,000 Thaler dafür verausgaben.

Der Maler Lessing in Düsseldorf arbeitet an einem Gemälde, welches Huß vor dem Scheiterhaufen in Kostnitz darstellt und auf der zum Frühjahr bevorstehenden Berliner Kunst-Ausstellung öffentlich erscheinen soll. Zu derselben Ausstellung

Digitized by Google

hat Köhler in Düsseldorf eine Germania angemeldet. Einiges von Berliner Künstlern Vorbereitete erwähnten wir früher schon. L. Löffler wird eine Reihe seiner geschmackvollen Albumzeichnungen historischer und humoristischer Gattung auf die Ausstellung geben.

Musikdirektor Sokolewski in Königsberg hat eine neue Oper: „Der Seher von Khorassan", componirt, die viel von sich erwarten macht.

Korrespondenz.

Wien, 28. Jan.

Der sehr wohlthätig wirkende Unterstützungsfond für Nothleidende, welchen Gouverneur Welden hier gestiftet, verstärkt sich durch glänzende Theatereinnahmen. So wird heute im Hof- und Nationaltheater Goethe's „Faust" (zum ersten Mal in solcher Vollständigkeit) gegeben, und morgen singt zum gleichen Zwecke im Hofoperntheater die Sängerin Lagrange. Diese Aushülfe kömmt bei dem gegenwärtigen ungewöhnlich strengen Winter sehr gut zu statten, indem es wohl weit weniger als sonst an Arbeit mangelt, jedoch durch die letzten Ereignisse und Krankheitsepidemien es bei weitem mehr Arbeitsunfähige gibt. — Das Wagner'sche Ehepaar ist nun doch für unser Burgtheater gewonnen und das nun ausgedehntere Repertoir wird ihrer Kunst freien Spielraum geben. — Meyerbeer wird in diesen Tagen hier erwartet. Er wird sogleich die Leitung der Proben des „Propheten" übernehmen und von diesem Augenblicke an werden die in dieser Oper beschäftigten Solisten (Fräul. Zerr, Frau Lagrange, Hr. Ander, Hr. Staudigl, Hr. Draxler) sich blos den Proben widmen und bis zur ersten Aufführung des „Propheten" nur kleine Opern und Ballete gegeben werden. Das Orchester ist um 16 Violinen vermehrt und die Zahl der Choristen bis auf 84 erhöht worden; eben so ist für die Ausstattung Ungewöhnliches geleistet worden. Wenn auch die Energie und der rastlose Eifer eines Privaten, Freundes von Meyerbeer, der Urheber aller dieser großen Vorbereitungen ist, so wird das Faktum einer großartigen mise en scène darum dem Publikum nicht minder angenehm seyn. Die erste Aufführung dürfte nach 10—12 Proben, also ungefähr den 10. Februar stattfinden.

Aus dem Rheingau, 31. Jan.

Die Befürchtung, daß durch die starke Kälte der Weinstock erfroren sey, hat sich zur traurigen Wahrheit bestätigt. Mancher tüchtige Winzer sieht nun bei den verstümmelten Weinreben trostlos einer traurigen Zukunft entgegen. Dieser durch das Erfrieren der Weinstöcke entstandene Verlust ist für das Rheingau um so bedeutender, als dadurch die Aussichten auf zwei Jahre, eine vollständige Ernte zu machen, vernichtet sind, was besonders dem mittlern Bürgerstande empfindlich wird, weil er größtentheils seinen in den besseren Jahren erzielten Wein schon verkauft hat und durch die Geldnoth gezwungen ist, die noch lagernden mittelmäßigen Weine um Spottpreise loszuschlagen.

Wiesbaden, 25. Jan.

Am Heutigen saß auf der Anklagebank unseres Schwurgerichts ein ancien militair, ein ehemaliger Feldwebel, ein pensionirter Amtsdiener und ein charakterisirter Trunkenbold, Alles in einer Person, nämlich Friedrich Mantua von Würges, 69 Jahre alt, wegen Meineids. Hofgerichtsrath Forst leitete wieder die Verhandlungen, Flach war Staatsanwalt, Cramer Vertheidiger. Den Geschwornen wurde durch einige vom Vertheidiger verlangte Zeugen zur moralischen Ueberzeugung gebracht, daß der Eid nicht wissentlich abgeschworen worden sey. Ein Zeuge bezeugte z. B., daß Mantua ein halber Narr sey; ein anderer, noch gewissenhafter, daß er beinahe ein halber Narr sey. Dieser Prozeß hatte daher die merkwürdige Eigenthümlichkeit, daß der Meineid des Angeschuldigten nach dem Zeugenverhör über allen Zweifel erhoben wurde, und er dennoch, seiner geringen Unzurechnungsfähigkeit halber, freigesprochen wurde. Die Geschwornen beantworteten nämlich die Frage mit Nein: „Ist F. Mantua überführt, daß er bei seiner Vernehmung vor dem herzogl. Justizamte zu Idstein über einen angeblich erlittenen Diebstahl nach vorgängiger Beeidigung erklärt hat, er sey am 30. Juni v. J. nüchtern gewesen, während er doch gewußt hat, daß er betrunken war?" — Unser Theater hat eine Sängerin erworben, die zu großen Hoffnungen berechtigt. Fräul. v. Bracht, erst kürzlich aus Italien zurückgekehrt, wo sie sich mit Unterstützung Sr. Hoh. unseres Herzogs zur Sängerin ausbildete, mit einer gediegenen Schule, frischem und reinem Metallklang ihrer Stimme, debütirte sie am 22. Jan. in „Belisar" als Irene. Mit schwindender Zaghaftigkeit und steigendem Muthe wird ihr vocalisirter Vortrag durch ihr anmuthiges Spiel noch in einem Maße gewinnen, daß wir uns dieser Erwerbung mit vollem Rechte freuen dürfen, und der außerordentliche Beifall, womit das Publikum das 18jährige Mädchen auf der heimathlichen Bühne begrüßte, nicht verhallen, sondern mit ihrer Kraft wachsen wird. — Eine ökonomisch-naturhistorische Merkwürdigkeit, ein Rattenkrieg, fand vorgestern vor einer Remise mit ungedroschener Frucht statt. Da hinein hatte sich nämlich eine solche Masse Ratten gelagert, daß binnen wenigen Stunden auf der Wahlstatt mit Hunden und Knüppeln 104, ein hundert und vier, blieben.

Hanau, 31. Jan.

Der Oratorienverein unter Leitung des Hrn. F. W. Rühl.

In unserer kleinen Stadt ist uns am 29. ein Kunstgenuß zu Theil geworden, wie man ihn sonst in größeren Städten nur zu finden pflegt. Der hiesige Oratorienverein hatte nämlich das Oratorium „der Messias" von Händel zur Aufführung gebracht, welche dem Dirigenten Hrn. F. W. Rühl aus Frankfurt zur größten Ehre gereichte. Die Ausführung war im höchsten Grade gelungen, und ich muß gestehen, daß ich namentlich die Chorleistungen selbst bei den renommirtesten Vereinen noch nicht besser gefunden habe. Die Anerkennung von Seiten des Auditoriums war eine allgemeine, und man muß zugestehen, daß Hr. Rühl sich in der Gründung des Oratorienvereins um seine Vaterstadt ein wahres Verdienst erworben hat. Dem musikalischen Leichtsinne und der Oberflächlichkeit sind hier durch die Gründlichkeit des Hrn. Rühl Gränzen gesetzt worden und mit Freuden erblickt man nicht allein die Fortschritte des Vereins, sondern sieht auch im Allgemeinen ein gediegeneres musikalisches Streben. Ich glaube mir die Verehrer klassischer Musik in Frankfurt zu Dank zu verpflichten, wenn ich sie auf die Aufführungen des hiesigen Oratorienvereins aufmerksam mache. Manche dürften sich wohl veranlaßt sehen, der nächsten größeren Aufführung, für deren Gediegenheit die taktvolle Dirigentengabe des Hrn. Rühl Bürgschaft leistet, beizuwohnen.

Frankfurt a. M.

Die Vorträge des Hrn. Dr. Segnitz aus dem Gebiete der populären Heilkunde für gebildete Laien beginnen Mittwoch, den 6. Febr. Abends 6 Uhr im Saale des „Hotel Schröder." Eintrittskarten, auch solche nur für den ersten Vortrag, sind zu haben bei Hrn. Oehler (Zeil) und Hrn. Lizius (Buchgasse), sowie auch in der Wohnung des Hrn. Dr. Segnitz, „Hotel Landsberg".

Oeffentliche Uebungen des Redevereins.

(Zum letzten Male unter Hrn. Hartig's Leitung.)

Mittwoch, den 6. d., im Saale der Loge „Carl", Gallengasse, 3. Die geehrten Beförderer und sämmtliche Mitglieder des Vereines sind hierdurch höflichst eingeladen. Außer diesen hat Jedermann Zutritt, der am Eingange einen beliebigen Beitrag zur Deckung der Kosten erlegt. Der Anfang ist um 5 Uhr.

Der Vorstand des Redevereins.

Theater-Anzeige.

Montag, 4. Febr. Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Dienstag, 5. Febr. Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von F. W. Meyer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 31. Dienstag, den 5. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Werden wir Ihnen nach dem Waldkruge folgen?“ frug Albert.

„Nach dem Waldkruge? Wo denkt Ihr hin, dort wäret Ihr unfehlbar verloren! Dort ist und war der große Sammelplatz für diese Gegend, und Ihr könnt Menschen da aus aller Herren Länder finden. Sie kennen sich selbst nicht alle untereinander, doch alle gehorchen dem Krakusen, nach dem Euch Tramkowo frug.“

„Kennt Ihr den Krakusen, Wipors?“

„Wohl kenne ich ihn, von Angesicht zu Angesicht, doch anders nicht, als unter dem Namen des Krakusen. Ein ernster, kühner, strenger Mann, dem's Ernst ist um des Volkes Wohl, wenn er sich nur nicht selber trügt.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Nun seht, daß es uns schlecht hier geht, wird Jeder sagen; wie's aber besser werden soll, weiß Keiner; denn Alles, was sie uns da vorerzählen, ist leer Geschwätz, und hier nicht durchzubringen, das kann ein Kind begreifen. Am ehrlichsten sind wohl noch, die geradezu gestehen, es werde wohl noch schlimmer werden. Das wird kommen und kömmt bereits; Gott aber weiß allein, ob wir das Bessere erleben werden! Da ist nun der Krakuse, der glaubt und sagt das ganz bestimmt, und Alles, was er thut, geschieht aus diesem Grunde. Anders denkt Tramkowo, der Probst und Andere, die aus Frankreich kommen. Die betrachten uns nur, so wie ich etwa den Angelhaken, mit dem ich Fische fange; hält er, nun gut, bricht er oder reißt er ab, so knüpfe ich leicht einen andern an, das kostet nicht viel!“

Wipors wollte in seiner Rede fortfahren, aber Sporengeklirr und feste Tritte ließen sich im Vorhause vernehmen, die Thüre flog auf und herein trat der — Krakuse.

Die kräftige, wohlgebaute, und sich wenig über Mittelgröße erhebende Gestalt umgab ein blauer, reich mit Gold gestickter und karmoisin gefütterter Waffenrock. Dichte, schwarze Locken drängten sich unter der viereckigen polnischen Mütze hervor, und der sorgfältig gepflegte schwarze Knebelbart, der dicht bis unter die Adlernase die Oberlippe bedeckte, ließ die lichtblauen, blitzenden Augen, welche den edlen Zügen des Gesichts einen ganz besondern Ausdruck gaben, noch mehr hervortreten. Die Bewaffnung glich der eines französischen Offiziers. Ein schöner türkischer Säbel hing über den Hüften am Haken der Säbelkuppel, und ein Dolch, nebst ein Paar Doppel-Pistolen zierten den schön gearbeiteten Gürtel.

Dem Krakusen konnte die Bestürzung Alberts und des Fischers Wipors nicht entgehen. Er vermehrte sie noch, als er, auf Albert zuschreitend, diesem die Hand mit den Worten reichte:

„Ich freue mich, Sie auch hier zu finden! Sie sind auf meine Veranlassung hier!“

Noch hatte Albert nicht Worte finden können, die Anrede des Fremden zu erwiedern, als sich dieser an Wipors wandte:

„Geh', Fischer, und sorge für meine Leute und Pferde. Die Reise wird schnell weiter gehen!“

Wipors verließ staunend, aber augenblicklich das Zimmer.

9.

Ein Retter in der Noth.

„Wir sind jetzt allein, mein Herr,“ fuhr der Krakuse fort, „also rasch zur Erklärung. Wie ich sehe, erinnern Sie sich meiner nicht mehr, und das ist begreiflich, denn es sind fast acht Jahre verflossen, seit mir Ihr Onkel in Posen einen wesentlichen, damals in meiner Lage ganz unschätzbaren Dienst erwies. In Ihrem Wagen und in Ihrer Gesellschaft fuhr ich damals zur Post, um mit dem Eilwagen nach Brüssel zu gehen.“

„Wäre es möglich — —?“ fiel Albert ein.

„S'ist! Sie erinnern sich also, daß ich der Krakuse bin. Verstehen Sie mich? ein für allemal, nicht mehr und nicht weniger, als Krakuse schlechtweg. Vor einigen Jahren führten mich Geschäfte hier durch, und ich hörte nicht ohne Besorgniß, daß Sie in Geschäftsverhältnisse mit dem Grafen Vinzent getreten waren. Da ich indeß incognito bleiben wollte und mußte, so konnte ich mich Ihnen nicht nähern, so oft ich mich auch später, und namentlich im Laufe der letztern sechs Monate, in dieser Gegend befand. Ihre menschenfreundliche Behandlung der Leute beruhigte mich in Bezug auf Ihre Sicherheit, und erlaubte mir, bei dem unerwartet und plötzlich hereinbrechenden Sturme, Maßregeln für Ihre Rettung zu treffen, auf die ich unter andern Umständen hätte verzichten müssen, selbst wenn ich Ihrem Onkel und Ihnen ein zehnfaches Leben schuldete. Was Murafsky für Sie that, geschah, wie schon erwähnt, mit meinem Wissen und auf meine Veranlassung. Für die Rache, welche er an Tucholka nahm, bin ich nicht verantwortlich, so wenig es die Thäter mir dafür sind. Weh' uns, wenn wir unsere Privatangelegenheiten und besondere Zwecke mit der öffentlichen und allgemeinen Sache vermengen!“

So schloß der Krakuse, und der trübe Blick schien anzudeuten, daß er sich in dieser Hinsicht wohl begründeten Besorgnissen überlasse. Doch nur vorübergehend gab sich diese Niedergeschlagenheit, wenn wir es so nennen dürfen, zu erkennen. Schnell hatte er sich wieder gesammelt und fragte Albert, was er mit Wipors wegen der Weiterreise beschlossen habe?

Albert theilte offen und unverholen mit, was zwischen ihm, dem Probst, Tramkowo und Wipors verabredet sey.

„Sie thaten wohl, den Probst und Tramkowo zu mystificiren,

Digitized by Google

aber im Waldkruge wäre Ihre Kunst zu Ende gewesen, und dieses Ende würde beklagenswerth geworden seyn; den Waldkrug dürfen und sollen Sie nicht berühren. — Wipors!" rief der Krakuse zum Fenster hinaus, und der Gerufene erschien, nicht ohne Zeichen der Furcht, im Zimmer. „Du wirst den Herrn hier, sobald die Pferde sich erholt haben, bis zur Wolfseiche begleiten und ihm den Weg nach der Ottermühle zeigen, von dort kann er zum Sternschloß nicht mehr fehlen. Wo ist die Tafel, die Dir Murafsky sandte?"

Wipors wechselte die Farbe, griff aber nach kurzem Zögern in die Seitentasche seiner Fischerhosen und zog das Lindentäfelchen hervor. Dem Krakusen war die Verlegenheit des Fischers nicht entgangen:

„Ah, ich merke, die Sache sollte ein Geheimniß bleiben! Ja, ihr seyd ächte Polen! Ein Jeder will sein besonderes Geheimniß haben, wo möglich das Ganze allein bewegen, und geht's dann nicht, so kömmt's zu bitterem Streit, zur Trennung, und — daß ich's sagen muß — wohl endlich zum Verrath! So sank das theure, mächtige Vaterland, und so sind wir bis heute gesunken. Soll denn die Prüfung nimmer enden?"

Der Krakuse warf einen schmerzvollen Blick gen Himmel, Wipors fuhr sich mit der verkehrten, zusammengeballten Faust über die Augen.

„Beruhige Dich!" fuhr der Krakuse fort, nicht ohne Theilnahme die Bewegung des Fischers beobachtend. „Auf meine Veranlassung sandte Dir Murafsky die Tafel. Ich kenne Dich und ihn! — für eure Treue will ich bürgen, so verschieden ihr auch über die Sache denkt. — Doch genug jetzt von Geschäften! Ihr habt hier gut gefrühstückt, das zeigen die Reste dieser Mahlzeit und die Flaschenzahl. Der Probst und Tramkowo haben dermaßen gefastet, daß es mir kaum noch möglich werden wird, die Mahnung meines Magens zu befriedigen, der mich daran erinnert, daß ich die halbe Nacht zu Pferde war und ihm bis jetzt noch gar nichts bot."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wettlauf auf Schlittschuhen.

(Volksfest in Holland.)

Das Schlittschuhlaufen bildet in Holland im Winter ein Hauptvergnügen für alle Stände; für Männer sowohl als Frauen; und man kann wohl behaupten, daß — wenigstens unter den Männern — sehr wenige sind, die es darin nicht zu einer gewissen Kunstfertigkeit gebracht haben.

Die Beschaffenheit des Landes, die vielen Kanäle, welche im Winter immer sehr lange und fest zugefroren sind, fordert schon mehr zu dieser Art von Belustigung auf, und es ist eine natürliche Folge, daß da, wo es Viele zu einer gewissen Geschicklichkeit in etwas bringen, auch Jeder eine Ehre darin sucht, der beste zu seyn. Dies mag wohl die Feste hervorgerufen haben, von denen hier die Rede seyn soll, und deren jede Stadt einige im Winter veranstaltet.

Schon einige Tage vor dem Feste werden die Vorkehrungen dazu getroffen. Man beginnt an einer guten und passenden Stelle des Kanales den Schnee wegzukehren, und einen Raum von ungefähr 150 Schritte lang und 20 Schritte breit, mit Stangen, welche durch Stricke mit einander verbunden sind, als Bahn für die Wettläufer abzusperren. Buden und ein großes Zelt für die Musik werden errichtet und mit Fahnen geschmückt, und Erfrischungen aller Art hinausgeschafft. Am Morgen des festlichen Tages kommen die Landleute aus der Umgegend, sowie die im Winter müßig liegenden Schiffer in ihrem besten Putze, die Schlittschuhe um die Schultern hängend, in die Stadt gezogen, wo sich alle Theilnehmenden auf dem Marktplatze versammeln. Zu der zum Beginn des Festes festgesetzten Stunde ziehen die Festordner mit Bändern an den Hüten und Fahnen die Musik voran, die Masse des Volkes hinterdrein gehend, nach dem zum Wettlauf bestimmten Orte, allwo sich schon eine große Zuschauermenge versammelt hat. Nachdem die Musikanten ihre Plätze eingenommen, und Diejenigen, welche sich zum Wettlauf gemeldet, ihre Schlittschuhe untergeschnallt haben, versammeln sich diese vor den Festordnern, um sich in die Parteien, wie sie sich vorher schon zu zwei und zwei besprochen haben, eintheilen zu lassen. — Nachdem nun die Musik die Einleitung gegeben hat, beginnt auf ein Zeichen das erste Paar seinen Wettlauf. Die eigentliche Bahn, welche — wie schon bemerkt — vom übrigen der versammelten Menge überlassenen Theile des Kanales abgesperrt ist, ist durch ein befestigtes Holz der Länge nach in zwei Theile getheilt, so daß jeder der Läufer seine eigene Bahn hat. An beiden Enden der Bahn befinden sich Fahnen, welche nach beiden Seiten herabgelassen werden können, um damit das Zeichen des Sieges zu geben. Die beiden Wettenden fliegen mit fast bis zu Boden gebeugtem Oberkörper, die Arme hin und her schwingend, ihrem Ziele entgegen. Die Zuschauer, welche mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf erwarten, nehmen schon Partei für den Einen. Aber unter allgemeinem Jubel hat ihn der Andere überholt, und so ändert es sich oft zwei- und dreimal, bis der Sieg damit entschieden ist, daß einer der Beiden bei der Fahne anlangt, welche alsobald auf seine Seite herabgelassen wird. — Hierauf nehmen die Musikanten den Sieger in ihre Mitte, und machen unter dem Jauchzen der Nachziehenden die Runde um die Bahn, währenddem sich ein neues Paar rüstet. Unterdessen vergnügt sich die Menge, Männer und Frauen (letztere selbst bis in die höheren Stände und in ihrem besten Putze) auf dem Eise mit Schlittschuhlaufen. Masken machen ihre Späße und versetzen die Zuschauer in unendlichen Jubel. Hie und da gibt auch ein Zusammenstoß Ursache zu allgemeinem Jauchzen. Die aufgestellten Buden erquicken die Hungernden und Durstenden, und die Musik trägt ihr Möglichstes zur Erheiterung bei.

Nachdem nun die sich zum Wettlauf gestellt habenden Paare alle ihren Zweck erfüllt haben, versammeln sich dieselben, und ziehen mit der Musik vom Platze fort, auf dem die übrigen Theilnehmer noch bis zur Dunkelheit verweilen. — Stellt man sich nun die am hügeligen Ufer in Gruppen versammelte Menge der Zuschauer, die auf dem Eise hin und her wogende Masse, die Buden, die vielen Fahnen, und in der Mitte die freie Bahn vor: so hat man ein getreues Bild dieses echt nationalen Volksfestes, welches — wie unsere deutschen Turnfahrten — dazu geeignet ist, den Muth und die Ausdauer der Jugend zu stärken, die ja zu jeder männlichen That des Lebens nöthig sind. A. G.

Die Constitution der Republik Kalifornien.

Die neunzehn Artikel der Constitution der Republik Kalifornien, die im verflossenen October vom Parlamente in Monterey*) berathen wurden, lauten:

1) Alle Menschen sind von Natur frei und unabhängig und haben bestimmte unveräußerliche Rechte, worunter das Recht auf den Besitz und die Vertheidigung des Lebens und der Freiheit, das Recht, Eigenthum zu erwerben, zu besitzen und zu beschützen und das Recht, Sicherheit und Wohlstand zu besitzen und zu behaupten.

*) Die Bemerkung verdient hier eine Stelle, daß Hr. Sutter, ein Deutscher (aus Baden), eines der thätigsten Glieder des Parlaments gewesen ist.

Digitized by Google

2) Alle politische Gewalt ruht im Volke. Die Regierung ist zum Schutze, zur Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes eingerichtet, und letzteres hat das Recht, zu jeder Zeit die Regierung zu verändern und umzugestalten, wenn immer es die öffentliche Wohlfahrt erfordert.

3) Das Recht, von einem Geschwornengerichte gerichtet zu werden, ist jedem Menschen verbürgt. Jedoch kann der Prozeß von dem Schwurgerichte in allen Civilfällen nach der vom Gesetze vorgeschriebenen Weise von den Parteien aufgegeben werden.

4) Freie Ausübung des Gottesdienstes und freies Bekenntniß ist allen Menschen ohne Verkürzung, ohne Bevorzugung gestattet; kein Mensch ist seines Glaubens halber zu einem Zeugniß unfähig. Doch kann die Gewissensfreiheit nie unsittliche Gebräuche, oder auch nur solche entschuldigen, die mit dem Frieden oder der Sicherheit des Staates unvereinbar sind.

5) Die Habeaskorpusakte darf nur dann aufgehoben werden, wenn und so lange ein feindlicher Einfall oder offene Empörung sie bedingt.

6) Große Bürgschaftssummen sollen nie gefordert, auch keine große Geldbußen aufgelegt werden. Grausame und ungewöhnliche Strafen dürfen nicht verhängt, Zeugen ohne Grund nicht festgehalten werden.

7) Wegen Anschuldigung eines anrüchigen Verbrechens darf Niemand vor Gericht gestellt werden, als nach geschehener Anzeige und Anklage der großen Geschwornenbank. (Außer in Fällen der Anklagen in militärischen Angelegenheiten und zwar im wirklichen Dienste bei Land- und Seetruppen, wie bei Truppen, die der Staat in Friedenszeiten mit Genehmigung des Kongresses halten würde.) Bei jedem Verhöre, vor jedem Gerichtshofe hat der Angeklagte das Recht, sich mit seinem Vertheidiger zu berathen. Niemand darf wegen eines Verbrechens zwei Mal vor Gericht gestellt werden; Niemand soll gezwungen seyn, Zeugniß gegen sich selber abzulegen; Niemand soll ohne vorhergehendes gesetzliches Verfahren des Eigenthums oder des Lebens beraubt werden; Niemand darf seines Eigenthums durch den Staat entäußert werden, ohne daß billige Entschädigung stattfinde.

8) Jeder Bürger kann über alle Dinge frei reden, schreiben oder drucken; nie soll ein Gesetz gegen diese Freiheit vorgeschlagen werden. Jeder ist für den Mißbrauch dieser Freiheit vor dem Schwurgericht verantwortlich. Der Beweis der Wahrheit des Behaupteten hebt aber alle Verläumdungsstrafe auf. Die Geschwornenbank hat über die Wahrheit zu entscheiden.

9) Das Volk hat das Recht der Versammlung, sich über das Gemeinwohl zu berathen, seine Vertreter zu beauftragen, um Abstellung von Beschwerden zu bittstellen.

10) Alle Gesetze von allgemeiner Natur kommen stets gleichförmig zur Anwendung.

11) Die Militärgewalt steht unter der bürgerlichen. Im Frieden soll kein stehendes Heer vom Staate unterhalten, im Kriege keine Kriegssteuer für länger als zwei Jahre votirt werden.

12) In Friedenszeiten soll kein Soldat in ein Privathaus einquartiert werden, in Kriegszeiten findet dieses nur in gesetzlicher Weise statt.

13) Alle Menschen haben dieselben politischen Rechte. Die Vertretung richtet sich nach der Volkszahl.

14) Kein rückwirkendes Gesetz, das bestehende Verträge aufhebt, soll jemals erlassen werden.

15) Niemand soll in Folge von Schulden verhaftet werden, ausgenommen wegen Betrugs. Im Frieden soll auch Niemand wegen militärischer Geldbußen verhaftet werden.

16) Ausländer, welche Bewohner dieses Staates sind oder werden, haben in Besitz, Genuß und Erbschaft dasselbe Recht wie Eingeborne.

17) Sklaverei ist für immer untersagt. Unfreiwillige Dienste dürfen nur als Strafe von Verbrechen stattfinden.

18) Das Recht der Person, des Hauses, der Schrift und des Eigenthums ist sicher gestellt gegen Beschlagnahme. Verhaftsbefehle können nur wegen beschwornen, anscheinend wahrhaftigen Ursachen gefertigt werden. Die zu verhaftenden Personen, die zu beschlagenden Gegenstände müssen genau beschrieben werden.

19) Landesverrath kann nur in offener Kriegserhebung bestehen oder wenn dem Landesfeinde Hülfe und Beistand zugewiesen wird. Nur durch Zeugniß zweier Personen in öffentlicher Sitzung vor der Geschwornenbank soll Einer des Landesverraths überführt werden.

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Die Akademie scheint geneigt, dem von den Zeitungen mehrfach erwähnten Stück: „das Testament Cäsars" ihren großen Preis von 10,000 Fr. zuzuerkennen, welchen vor einigen Jahren Pousards Lucrezia erhielt. — Man kündigt einen neuen Roman von Victor Hugo unter dem effektvollen Titel „Les Misères" an. Das Werk soll sechs Bände haben, von denen die beiden ersten jetzt gedruckt werden. Es scheint, daß Hr. Hugo auf den Einfall gekommen ist, die socialen Fragen zu verarbeiten. Andererseits spricht man von einer Gesellschaft, welche Hrn. Lamartine vier Romane für 400,000 Fr. abgekauft habe. Neulich sagte man, Lamartine wolle nach dem Oriente auswandern. Vielleicht sind beide Erzählungen blos — Romane.

(Berlin.) Die Kraft und die Festigkeit, welche die französische Regierung gegen die Feinde der gesellschaftlichen Ordnung entwickelt, hat auf die Industrie belebend eingewirkt. Die Seidenweber in Lyon, die Baumwollenspinner in Rouen und die Tuchmacher in Sedan, Elbeuf und Bouriers haben im verflossenen Jahre vollauf zu thun gehabt. Aber nicht nur die Arbeit, sondern auch der Spekulationsgeist hat einen neuen Aufschwung genommen. In Paris allein sind, nach dem „Constitutionnel" (12. Jan.) 3000 Patente auf ausschließliche Benutzung gemachter Erfindungen vom Handelsminister im Laufe des Jahres 1849 verliehen worden, fast eben so viele wie 1847, während die Zahl solcher Patente 1848 auf 1173 gefallen war. Auch die in der Hauptstadt verfertigten Luxusgegenstände aller Art (articles de Paris genannt) werden wiederum sehr gesucht. Die große Industrieausstellung, die voriges Jahr in Paris stattfand, hat auch zur Hebung der Industrie beigetragen, die Hauptsache bleibt aber immer die Energie, mit welcher die Regierung, besonders seit Louis Bonaparte's Erwählung zum Präsidenten, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten weiß, und dadurch dem Verkehr und der Arbeit Lust und Vertrauen einflößt (C. C.)

(Der Giftmischer Wainwright.) Vor kurzem starb, als Sträfling in Neu-Süd-Wales, Thomas Griffiths Wainwright, das Original des „Gabriel Varney" in Bulwer's bekanntem Roman „Lucretia". Durch mannichfache Talente ausgezeichnet, war er vor etwa zwanzig Jahren, unter dem Namen Janus Weathercock (Wetterhahn), ein beliebter Mitarbeiter an dem „London Magazine" und stand als solcher in vertrautem Verkehr mit Shelley, Godwin, Barry Cornwall, Leigh Hunt, Charles Lamb und anderen literarischen Notabilitäten jener Zeit. Das Verbrechen, welches ihm durch die allgemeine Stimme schuldgegeben wurde, war die Vergiftung seiner Schwägerin, eines blühenden Mädchens von neunzehn Jahren, dessen Leben er kurz vorher bei verschiedenen Assekuranz-Gesellschaften für enorme Summen (30,000 Pfd. Sterl.) versichert hatte; es gelang aber

Digitized by Google

nicht, entscheidende Beweise dieser Unthat aufzutreiben, und es war eine einfache Fälschung, um derentwillen er zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt ward. In Bulwer's Roman sind die Details dieser Kriminalgeschichte zwar mit einigen Ausschmückungen, aber im Ganzen ziemlich getreu dem wahren Sachbestande nach wiedergegeben. (M. f. d. L. d. A.)

(Dresden, 31. Januar.) Gestern hörten wir, bei gänzlich überfülltem Hause, Meyerbeer's „Prophet" (der große Tonsetzer hatte mit unermüdlicher Sorgfalt die Proben selbst geleitet). — Meyerbeer wurde fünfmal stürmisch gerufen (wie auch die trefflichen Darsteller) und dankte dem Könige, in der königlichen Loge, für das ihm verliehene Ritterkreuz. Nach der Vorstellung überreichten ihm die Herren Konzertmeister Lipinski und Schubert, sowie die vorzüglichsten Kapellmitglieder in seiner Wohnung einen Lorbeerkranz. — Die Darstellung dieses Meisterwerkes, welches an Erhabenheit die dagegen an herrlichen Melodien vielleicht noch reicheren Hugenotten noch übertrifft, war über jede Vorstellung gelungen, und es dürfte (wir nehmen selbst das in dieser Hinsicht sonst unübertroffene Paris nicht aus) kaum der Prophet auf irgend einer Bühne vollkommner aufgeführt werden, als hier. (Leipz. Z.)

(Kopenhagen, 26. Januar.) Alle Blätter enthalten Beschreibungen des Leichenbegängnisses Oehlenschlägers und Nachrufe an denselben. Die Leiche wurde am Freitag Abend in aller Stille nach der Frauenkirche gebracht, welche ganz mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und erleuchtet war. Am Sonnabend 10 Uhr Morgens versammelte sich das aus etwa 3000 Menschen bestehende Gefolge in dem Universitätsgebäude und begab sich gegen Mittag von dort aus nach der Frauenkirche. Im Gefolge waren die Mitglieder der Gesangvereine, die Studenten und Schüler, der vom Könige abgeordnete General-Adjutant Schöller und der von der Königin-Wittwe abgesandte Graf Blücher-Altona. Außerdem der Erbprinz und der Conseilspräsident Graf Moltke, sowie die Geistlichkeit, die Minister und Leute aus allen Ständen. Nach einer Trauerfeierlichkeit in der Kirche wurde die Leiche von Männern aller Stände nach Friedrichbergs Kirchhof getragen, wo Pastor Grundtvig eine Grabrede hielt.

Mr. Henry Grattan macht dem Lord Clarendon in einem Briefe den Vorschlag, daß man die Sträflinge in den irländischen Zucht- und Arbeitshäusern zur Verfertigung von Kleidungsstücken für die Armen, und zwar so bald als möglich verwenden solle, indem er auf einer neuerlichen Tour durch verschiedene Theile Irlands häufig auf fast völlig unbekleidete Unglückliche gestoßen sey, ein Zustand, welcher in solcher Ausdehnung wohl nirgends als in Irland vorkommen könne.

In Waldsee, einem Städtchen des Landes, wo die bekannten Schwabenstreiche gemacht werden, sind bei der Wahl eines neuen Stadtrathmitgliedes auch sieben Stimmen auf die Tochter des dortigen Stadtschultheißen gefallen. Daß bei Landtagsabgeordnetenwahlen Stimmen auf den lieben Gott, auf Jesus Christus, auf den König fallen, ist im Schwabenlande nichts Seltenes. (Modeztg.)

Korrespondenz.

Leipzig, 30. Jan.

Die deutsche Bühne ist um eine Tragödie reicher geworden, die sich den besten Erzeugnissen unserer neuesten dramatischen Dichtkunst mit vollem Rechte an die Seite stellen kann. Vorgestern wurde hier nämlich zum ersten Male „Heinrich der Vierte von Frankreich", historische Tragödie in 5 Akten von Georg Köberle, dem Dichter des fünfaktigen Drama's: „Die Medicäer", gegeben, und zwar trotz des ungünstigen, rauhen Wetters bei überaus vollem Hause. Das Publikum war schon seit einiger Zeit auf die Darstellung dieses Trauerspiels gespannt, um so mehr, da der Dichter desselben unter uns lebt; und es gereicht uns zur Freude, melden zu können, daß den Erwartungen, mit denen wohl Jeder das Theater betreten, in hohem Grade entsprochen wurde. Der Dichter hat nicht eine einzelne Episode aus dem Leben Heinrich's des Vierten, sondern in ihren Hauptmomenten die letztzwölfjährige Regententhätigkeit desselben, die so glänzend und zugleich wohlthätig einwirkend auf die Unterdrückung des religiösen Parteihasses mit der Erlassung des Edictes von Nantes (1598) begann, dargestellt, aber dabei nicht vergessen, neben den Vorzügen seines Helden auch dessen Schwächen, namentlich sein Verhältniß zur schönen Henriette von Entraques, der späteren Marquise von Verneuil, und als nächste Folge hiervon den lange dauernden Zwiespalt zwischen ihm und seiner Gemahlin, Maria von Medici, hervortreten zu lassen. Der Dichter läßt uns ferner einen Blick in die teuflischen Ränke thun, welche am Hofe Heinrich's gegen ihn selbst, vorzüglich nach der Erlassung des Edicts von Nantes und der Aufhebung der schmählichen Pacht- und Finanzwirthschaft unter den Valvis, gesponnen wurden, und als deren Hauptanstifter der Herzog Karl von Biron, der ehemalige Waffengefährte und Freund Heinrichs, nachdem er sich wiederholt des Landesverraths schuldig gemacht, endlich fällt. Vortrefflich gezeichnet ist der Charakter des treuen Freundes und Rathgebers des Königs, des berühmten Staatsministers Sully, dessen rastlose Thätigkeit für Frankreichs Wohl und seines Königs Ruhm ein wohlthuendes Licht über das ganze Gemälde wirft. Zum Schlusse der Tragödie tritt dann auch der Held derselben mit seiner großen Idee hervor, Europa in eine christliche Republik zu verwandeln, um hierdurch den Despotismus und den fanatischen Glaubenshaß auf immer zu vernichten. In der Ausführung dieses kühnen Planes begriffen, sinkt Heinrich unter dem Mörderdolche Ravaillac's, und mit seinem Tode stürzt das Riesenwerk, den Völkern Europa's politische und religiöse Freiheit zu sichern, zusammen. Dies eine flüchtige Skizze der genialen Schöpfung, die durch lebendige, rasch auf einander folgende Handlung das Interesse in so hohem Grade steigerte, daß trotz der längeren Dauer der Darstellung (sie umfaßte mehr als vier Stunden) die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht ermüdete. Die Aufführung war im Ganzen eine gelungene, insbesondere aber verdienen die Herren Rekowsky Linden (Heinrich der Vierte), Kühn (Staatsminister von Sully) und Stürmer (Herzog von Biron), sowie Fräul. Schäfer (Maria von Medici) und Mad. Bost (Henriette, Marquise von Verneuil) einer rühmlichen Erwähnung. Der Dichter wurde vier Mal stürmisch gerufen, und zum Schlusse den Darstellern und Darstellerinnen der Hauptrollen dieselbe Anerkennung zu Theil.

Frankfurt, 4. Febr.

Künftigen Samstag, den 9. Febr., wird Hr. Conrad Baldenecker, Pianist und Musikdirektor der Gesellschaft „Lyra", unter Mitwirkung dieser so vortheilhaft bekannten Gesellschaft, sowie der Herren Bockmühl und A. Baldenecker und der Damen Deinet und Arnold, ein Konzert geben, auf das wir die Kunstfreunde aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen. Das Programm bietet außer einer gut getroffenen Auswahl klassischer Tonstücke auch die Wiederholung des Seribe'schen Lustspiels: „Der Stellvertreter", welches neulich bei der von der Gesellschaft „Lyra" veranstalteten Abendunterhaltung zum Besten des Künstler- und Handwerkervereins mit so großem Beifall aufgenommen wurde. Billets à fl. 1. 30 kr. sind in den Musikalienhandlungen der Herren André und Hedler, sowie am Abend der Aufführung an der Kasse (Heiligkreuzgasse 10) zu haben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Febr. Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von F. W. Meyer.

Mittwoch, 6. Febr. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 32. Mittwoch, den 6. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Der Krakuse ließ sich am Tisch nieder und genoß mit der heitersten, sorgenlosesten Miene ein sehr frugales Frühstück, zu dem er sich einige Gläser Wein einschenkte.

„Jetzt wieder auf und weiter!“ sagte der Krakuse, sich nach kurzer Rast erhebend, „und nun noch Eins. Ich that für Sie, was ich vermochte, aber ich bedaure, daß es nicht genügt, Sie völlig sicher zu stellen. Sobald Sie in der Ottermühle die Ihnen überreichte Marke abgegeben und das Sternschloß betreten haben, hört meine Macht auf, denn dort finden Sie eine kleine kaiserliche Besatzung. Kann es seyn, so bleiben Sie unter deren Schutz, bis Sie später, vielleicht unter sicherer Bedeckung, die Gränze erreichen können, oder — das Schloß sich an die Unsern ergibt! Leider kann ich Ihnen keinen bessern Rath geben; Sie müßten es denn vorziehen, sich uns völlig und mit treuem Herzen anzuschließen!“

„Um das Letztere zu thun,“ entgegnete Albert mit Freimuth, „müßte ich über Ihre Angelegenheiten und deren wahrscheinlichen Erfolg besser denken! Aber ich fürchte, man trieb zu Zwecken, die Ihnen und den Ihren fremd sind, vom Auslande her, ein böses Spiel mit Ihnen!“

„Ich ehre Ihre Offenheit und billige Ihren Entschluß, sich Ihrem Vaterlande zurückzugeben. Was aber Ihre Befürchtung anbelangt,“ sagte er ernst, „so kann ich sie bis jetzt nicht für begründet halten. Wäre sie es aber auch, so wird doch erst der Ausgang lehren, ob man uns nicht wider Willen diente.“

Albert schwieg, und der Krakuse fuhr nach einer Pause fort: „Erst jetzt erinnere ich mich, daß ich's vergaß, Ihrer Frau Gemahlin mich vorzustellen. Darf ich bitten, mich bei ihr zu melden.“

Albert ging, Aurelien zu holen, und kehrte bald darauf wieder in ihrer Begleitung in das Zimmer zurück.

Der Krakuse begrüßte sie artig und sagte im freundlichen und doch nicht von Wehmuth freiem Tone: „Es sind bereits über fünfzehn Jahre verflossen, da spielte die kleine Aurelia oft im älterlichen Hause am Bette des verwundeten Polen, plauderte mit ihm, und verkürzte ihm die Zeit auf seinem Schmerzenslager. Der Ring, welchen sie ihm bei seiner Abreise nach Ungarn schenkte, liegt in der Wüste, jenseit Algier. Es kann der Pole daher an seiner Stelle Aurelien nur einen andern überreichen!“

Er ergriff die Hand der erstaunten und freudig überraschten jungen Frau und schob einen schönen Solitair an ihren Finger.

Nach einem kurzen, herzlichen Abschiede schwang sich der Krakuse auf sein muthiges Roß und sprengte die Straße entlang, auf der Tramkowo und der Probst abgefahren waren. Zwei Polen, in lange, graubraune Mäntel mit großen Nebelkappen gehüllt, und mit Lanze, Säbel und Pistolen bewaffnet, folgten ihm in einiger Entfernung.

Nach der Beendigung des letzten polnischen Aufstandes hatten Aureliens Aeltern einen noch sehr jungen, verwundeten Polen Monate lang in ihrem Hause mit einer Sorgfalt pflegen und heilen lassen, wie sie solche ihrem eigenen Sohne angedeihen zu lassen nicht besser vermocht hätten. Aurelia war damals sechs bis acht Jahre alt, und der junge Pole, der sich scherzend ihren Bräutigam nannte, der Krakuse.

10.

Die Wolfseiche.

Der Abend dämmerte bereits, da finden wir Albert und Aurelie, von Wipors begleitet, an der Wolfseiche. Ein stark befahrener Weg senkt sich kaum merklich nach einem fernen Thale, und nur die dumpfen Schläge der Oelpresse einer in demselben liegenden Mühle unterbricht die lautlose Stille des immer düsterer werdenden Waldes.

„Hier ist die Wolfseiche, und da unten hören Sie die Oelstampfen in der Ottermühle. Sie können nun nicht mehr fehlen, und meine Ordre geht gewiß absichtlich nicht weiter, als bis zur Wolfseiche;“ sagte Wipors und hielt die Pferde an, die er bis dahin geleitet hatte. Er stieg vom Wagen, küßte nach dortiger Sitte Aurelia die Hand, und wollte durchaus ein Röllchen Geld nicht annehmen, das ihm Albert bot.

„Wipors,“ sagte dieser endlich, „Ihr wißt nicht, wie es kommen kann, habt Frau und Kind, und welchen Namen man der Sache auch geben mag, gemeinhin steckt doch nun einmal das verdammte Geld im Hintergrunde.“

„Wohl wahr, Herr! — aber Eure Frau Gemahlin hat meine Frau schon so reichlich beschenkt!“ entgegnete Wipors.

„Darum eben will ich Euch auch beschenken!“ sagte Albert lachend.

„Nun, wenn's dann einmal seyn soll, mag der Himmel Euch Euer Geschenk vergelten! Gebrauchen werd' ich's wohl, das sehe ich kommen.“

Von den Glückwünschen des Fischers begleitet, fuhr Albert der Ottermühle zu. Er befand sich noch immer in einer gefahrvollen Lage, in einem augenblicklich so gesetzlosen Lande. Das konnte er sich nicht verhehlen, und selbst der Krakuse hatte ihn darauf aufmerksam gemacht. Schauerlicher Ruf der Eulen ertönte von den uralten hohen Eichen, unter denen sie jetzt durchfuhren, und Aurelia schmiegte sich ängstlich an Albert. Die Töne klangen einer menschlichen Stimme so ähnlich, daß sie sich eines leisen Schauders nicht enthalten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Eisgang von 1850 in den Ortschaften Bacharach, Niederheimbach und Rheindiebach.

Acht Tage der Angst und vier Tage der größten Gefahr sind durchlebt und endlich hat unsere Erlösungsstunde geschlagen; die Gefahr ist beseitigt und freier athmet die Brust. Doch, wo unser Auge hinblickt, gewahrt es Verwüstung, und in dumpfem Schmerze schauen die Bürger die Zerstörung ihres so mühsam erworbenen Gutes. Einen Eisgang, wie den diesjährigen, haben unsere Annalen nicht aufzuweisen. Schon am 26. Januar, Nachmittags 2 Uhr, setzte sich die Eisdecke auf dem Rheine in Bewegung; das Wasser stieg, und mit ängstlichen Blicken folgten die Rheinbewohner den tobenden Eismassen; allein um 4 Uhr schon hatte sich das Eis wieder gestellt; das Wasser blieb auf seinem ungewöhnlichen Höhepunkte und die Eisschollen waren weit über die Ufer hinausgeworfen. In der folgenden Nacht fiel das Thermometer von 5° ober bis 7° unter Null; nichtsdestoweniger setzte sich am 27., Nachmittags 3 Uhr, das Eis wieder in Bewegung und ging während zweier Stunden rasch durch, so daß man sich mit der Hoffnung schmeichelte, dieses Mal mit der bloßen Angst davon gekommen zu seyn. Vielleicht wären auch einige am Lurlei, wo das Eis auch eine ganze Stunde durchging, gut angebrachte Schüsse mit Kartätschen hinreichend gewesen, unserer Noth vorzubeugen, allein der Fall war nicht vorgesehen. Um 5 Uhr stellte sich das Eis wieder; doch von Lorchhausen aufwärts war der Rhein frei vom Eise, aber am andern Morgen war die Decke wieder bis oberhalb Trechtingshausen hergestellt. Das Wetter wurde gelinder und das Eis drückte am 28. und 29., ohne Fortgang zu bekommen. Während der ganzen Zeit war das Wasser ungewöhnlich hoch. Am 30., Morgens 4½ Uhr, verkündeten Nothschüsse die abermalige Bewegung des Eises. Den Schüssen folgte in den Ortschaften Bacharach, Rheindiebach und Niederheimbach bald allgemeines, durchdringendes Angstgeschrei, in welches sich das Brüllen des Viehes, das in der Eile theils im freien Felde, theils im zweiten Stocke in demselben Lokale mit der Familie untergebracht wurde, mischte. Das Wasser hatte bald die Höhe von 1784 erreicht, und kolossale Eisschollen wurden in Bacharach über die Stadtmauern geworfen; in Niederheimbach aber lehnten sich die Eismassen drohend an die Häuser. Dann stellte sich das Eis, ohne daß das Wasser fiel. Endlich ward es Tag und unseren Blicken stellte sich ein schauerliches Bild dar: hoch aufgethürmt lagen die gewaltigen Eismassen bis weit über die Ufer hinaus, bedeckt mit Spuren der Verwüstung, die sie auf ihrem kurzen Wege schon angerichtet. Die ganze Häuserreihe längs der Chaussee zu Niederheimbach war förmlich abgeschlossen, vorn durch das hoch aufgeworfene Eis, hinten durch die steile Felswand, an welche diese Häuserreihe sich lehnt. Da das Wasser so schnell anschwoll, so konnte kaum das Vieh gerettet werden, an die Wegschaffung der Mobilien und Lebensmittel war nicht zu denken. So sahen viele Familien, entblößt von Nahrung und Heizungsmitteln, in dem zweiten Stocke ihrer Wohnung, abgeschlossen von der Welt, mit wahrer Todesangst dem ferneren Verlaufe der Dinge entgegen. In Bacharach konnte doch wenigstens durch Kähne die Kommunikation unter den Bürgern unterhalten werden; doch verließen die meisten in der Unterstraße wohnenden Familien ihre Wohnungen und flüchteten nach Steeg und den höher gelegenen Stadttheilen. Die Pferde des Herrn Posthalters und viele Kühe fanden eine sichere Zufluchtsstätte in der evangelischen Kirche. Während des ganzen Tages sah man mit ängstlicher Erwartung der ferneren Bewegung des Eises entgegen; aber als gegen Abend der Himmel sich aufhellte und der Wind sich nach Norden wendete, schwand die Hoffnung auf baldige Rettung mit Zunahme der Kälte mehr und mehr. Ueber dem in den Höfen und Häusern stehenden Wasser bildete sich bald eine Eisdecke. Gegen 9 Uhr Abends setzte sich wider alles Erwarten das Eis plötzlich in Bewegung; das Wasser fiel unter schrecklichem Gepraffel reißend weg und nahm, Thore und Thüren eindrückend, Alles mit fort, was nicht gut befestigt war. In drei Minuten war die Oberstraße von Bacharach frei vom Wasser, aber in drei anderen Minuten hatte dasselbe seinen vorigen Höhepunkt wieder erreicht, und auch in der Oberstraße flüchteten die Familien ihre Habe nach dem Speicher; viele verließen auch dort ihre Wohnungen. Das Eis stand wieder. Am 31. änderte sich der Stand der Dinge nicht. Nachts um 11½ Uhr wiederholte sich dasselbe Manoeuvre, wie Tags vorher um 9 Uhr. Auch am 1. Februar blieb unser Zustand derselbe, nur daß er immer unerträglicher wurde, und die Familien verließen immer mehrere ihre vom Einsturz bedrohten Häuser. — In Niederheimbach sah Referent einen durch Strapazen und Gefahren abgehärteten Schiffer, welcher sich mit einer Decke ein Kind auf den Rücken und eines auf die Brust gebunden hatte, laut weinend sich an der steilen Berghöhe mittels eines Seiles hinaufarbeiten, seine Frau von Stufe zu Stufe nachziehend. Auch an diesem Tage setzte sich Abends 7 Uhr das Eis in Bewegung, ohne jedoch durchzugehen. Am 2. Februar Morgens gegen 9 Uhr schlug endlich unsere Erlösungsstunde. Das Eis ging durch und das Wasser fiel. Viele Eingeschlossene beeilten sich, der lang ersehnten Freude zu genießen, endlich wieder Gottes freie Erde betreten zu können. Das Wasser stieg zwar wieder, aber die Gefahr war doch beseitigt, denn der Rhein war bis Caub vom Eise frei, und gegen Abend hatte die ganze Decke den Lurlei passirt. Aber welches Bild der Verwüstung zeigte sich nun unseren Blicken! Die Gärten innerhalb der Stadt waren mit Trümmern von durch das Wasser entführten Geräthen, Bau- und anderem Holze bedeckt, die Bäume theils entwurzelt, theils abgebrochen; viele Häuser sind ihres Fachwerks beraubt und drohen, unterspült, den Einsturz. Das Häuschen auf dem Werthe unterhalb Bacharach, das 400 Jahre den Elementen getrotzt, ist jetzt dem Drange der Eismassen unterlegen; die Pfalz soll ihres Daches beraubt seyn. Auf dem Wege von Bacharach nach Rheindiebach sind fast alle Bäume, darunter Nußbäume von enormer Stärke, entwurzelt. Durch ganz Niederheimbach ist die Chaussee 8 Fuß hoch mit Eis bedeckt, und obschon mehrere Hundert Mann mit der Wegräumung beschäftigt sind, dürfte doch die Passage, die schon seit dem 30. Januar gänzlich unterbrochen ist, vor drei Tagen nicht hergestellt seyn. — Doch wenden wir unseren Blick weg von der Zerstörung, und suchen wir Linderung unserer Trauer in der rühmlichen Menschenfreundlichkeit, die sich bei diesem Ereignisse kund gegeben. — In Bacharach wurde Alles aufgeboten, die Noth zu lindern, und Bürger, die selbst einen Schaden von wenigstens 1000 Thlrn. zu beklagen hatten, suchten die Bedrängten in den entferntesten Wohnungen, und spendeten mit vollen Händen, was fehlte. Wo sie mit Nachen nicht nahekommen konnten, wurden die Gesache so lange von Haus zu Haus eingeschlagen, bis die Unglücklichen erreicht waren. Auch von Steeg kamen die Spenden reichlich, und eben erfahre ich, daß auch von Simmern und Umgebung viele Nahrungsmittel zugebracht werden. Niederheimbach hat sich Seitens der nahe liegenden Ortschaften noch größerer Theilnahme zu erfreuen. Schon am 31. Jan. Mittags sah Referent, wie aus Oberheimbach Groß und Klein, beladen mit Brod, Fleisch und sonstigen Lebensmitteln, über das Gebirge herbeieilten. Nun aber wußten sie nicht, wie sie ihre Gaben den Unglücklichen zubringen sollten; doch die Nächstenliebe machte sie erfinderisch, und mit langen Stangen und Seilen erreichten sie ihren Zweck. Die Bürger von Trechtingshausen bewährten auch bei diesem Unglücke ihre noch kürzlich bei einem dort vorgekommenen Brande bewiesene Thatkraft und Mildthätigeit auf rühmliche Art. Ganz besonderer Erwähnung verdienen aber die Städle Bingen, Strom-

Digitized by Google

berg und Kreuznach und die Orte Weiler und Büdesheim. Die Bürger von Bingen haben allein zwei doppelt bespannte Wagen mit Lebensmitteln und 500 fl. baares Geld, die Stromberger ebenfalls viele Lebensmittel und 63 Rthlr., und die Kreuznacher eine sehr bedeutende Quantität Lebensmittel beigebracht. Hätten die Beschenker die Freudenthränen der Beschenkten gesehen, sie hätten darin gewiß eine beredetere Dankesabstattung gefunden, als sie durch die schönst gesetzte Rede gegeben werden kann.

Bürgermeisterei Niederheimbach, am 3. Febr. 1850.

Die Redaktion des Frankfurter Journals ist gerne bereit, Beiträge zur Unterstützung der unglücklichen Bewohner jener obengenannten rheinischen Städtchen und Ortschaften entgegen zu nehmen und den Empfang derselben öffentlich zu bescheinigen.

Eine große Jagd in Paris.

In den Röhrenleitungen von Paris fand auf eine Länge, die nicht weniger als 75 deutsche Meilen betrug, in der Nacht vom 22. auf den 23. December 1849 eine Rattenjagd statt. Nach der Versicherung der Blätter hatte dieselbe die Zerstörung von 250,000 Ratten zur Folge. Die Behörde soll Willens seyn, des Jahres viermal eine ähnliche Jagd zu veranstalten, damit die Stadt von diesen schädlichen Gästen allmälig gänzlich gesäubert werde. Die Brigade der Röhrenreiniger hatte verschiedene Einrichtungen getroffen, sich ihrer zu bemächtigen. Die, welche sich am praktischsten erwies, besteht darin, daß ein großer lederner Sack, worin ein Stück Hammelfett, das Leibgericht der Ratten, sich befindet, vor den Ausgang einer jeden Röhre angebracht ist und sie auf diesen zugetrieben werden. In der Vorstadt St. Marceau, der Rue Pascal und in allen Straßen, welche der Fruchthalle, den Märkten und der Seine am nächsten liegen, soll die Jagd am reichlichsten ausgefallen seyn.

Die „Union", die eine vollständige Beschreibung derselben liefert, bemerkt, daß diese 250,000 Ratten fast alle von der norwegisch grauen Gattung gewesen, nur 5—600 schwarze englische seyen darunter vorgekommen, von denen man zwei, als eine große Seltenheit, nach dem Jardin des Plantes gebracht habe. Diese Bevorzugten messen von der Nase bis zur Schwanzspitze 51 Centimeter, haben rothe Augen, einen schwarzen sammetweichen glänzenden Pelz, und ihre Gefräßigkeit ist so groß, daß sie in zehn Minuten eine der schwedischen Ratten ganz aufzehrten. Die gefangene Rattensippschaft wurde nach der Isle des Ravageurs gebracht, wo sie nicht ohne große Gefahr der Jäger getödtet und dann geschunden ward. Es heißt, daß zwei Handschuhfabrikanten von Grenoble vor dem Jagdergebniß dem Pariser Gemeinderath das Anerbieten gemacht, ihm das 1000 Stück Häute mit 100 Francs zu bezahlen, daß sie jedoch durch die ungeheure Zahl vor dem Ankauf zurückgeschreckt worden seyn sollen. Ein reicher Weißgerber von London, Namens John Warton, hat sie seitdem um einen viel höhern Preis erstanden. Die Helden des Alterthums hüllten sich zum Zeichen ihrer Tapferkeit in Löwen- und Tigerfelle, spätere Herrscher wählten den Hermelin; möglich wäre es, daß durch den englischen Spekulanten bei den Potentaten der Neuzeit ein symbolischer Rattenmantel aufkäme.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Am 4. d. M. fand im hiesigen Schauspielhaus der zweite öffentliche Maskenball statt. Wir haben über denselben nichts Besonderes zu berichten, da er im Allgemeinen dem frühern ähnlich gewesen. Der Besuch war übrigens auch diesmal sehr zahlreich und die anwesenden Balltheilnehmer, wie die Logenzuschauer repräsentirten nicht nur die mittleren, sondern auch die höheren Stände der Gesellschaft. Von Eleganz, Geschmack und mitunter selbst von Reichthum der Kostüme war Manches zu sehen, weniger dagegen von originellen und charakteristischen Masken. Das eigentliche Element der Mummerei, das lebensvolle und wohl auch überschäumende Walten des Humors und der Laune, so wie das Verschmelzen aller Klassen und Stände der gebildeten Gesellschaft wird auf den hiesigen Maskenbällen noch zur Zeit vermißt, während dagegen den Freuden des Tanzes gehörige Befriedigung gegeben wird. Von Seiten der diese öffentliche Maskenbälle veranstaltenden Theaterdirektion war auch diesmal nichts verändert worden, um dem Publikum die den Vergnügungen des schalkhaften Momus und der heitern Terpsichore gewidmete Nacht so angenehm als möglich zu machen.

(Die Kunst im Norden durch Künstler beschützt.) Der bekannte norwegische Violinist Ole Bull hat in seiner Vaterstadt Bergen, welche bisher kein Theater hatte, ein solches auf seine Kosten erbauen, ausschmücken und zu dramatischen Aufführungen vollständig herstellen lassen. Demnächst hat er auf ein Jahr eine dänische Schauspieler-Gesellschaft engagirt, deren Besoldung für diese Zeit er garantirte. Vor einigen Wochen wurde dieses Theater mit Holberg's dreiaktigem Lustspiele „Heinrich und Petronella" eröffnet, welchem Mehul's Ouverture zur „Jugend Heinrichs V." (le jeune Henri) voranging; am Schlusse spielte Ole Bull selbst seine berühmte Phantasie auf norwegische Volkslieder. Die städtische Behörde von Bergen hat dem Künstler bei dieser Gelegenheit das Ehrenbürgerrecht ihrer Stadt verliehen. — In ähnlicher Weise hat vor kurzem Jenny Lind in Stockholm eine Gesangschule, in welcher unentgeltlicher Unterricht ertheilt wird, auf ihre Kosten einrichten lassen.

(Schaffhausen) Man erzählt, ein Landmann aus hiesigem Kanton, der beim Betreten der badischen Gränze, wie gewohnt, nach den üblichen Ausweisdokumenten befragt wurde, habe irrthümlich dem betreffenden Beamten eine sogenannte Vieh-Urkunde vorgezeigt, die er gerade mit bei sich führte. Seinen Irrthum gewahrend, wies er nun lächelnd seinen Ausweis vor. — Fünf Stockprügel diktirt und ausbezahlt! — Leben wir wieder im Mittelalter?

Die Zunahme des Eisengeschäfts in Wales hat ihres Gleichen nicht auf der Erde. Die Bevölkerung ist binnen vierzig Jahren in Newport von 1423 auf ziemlich 14,000, in Trevesham von 1742 auf 15,000, in Oberystwith von 800 auf ungefähr 12,000, in Bedwelly von 600 auf 22,500 Seelen gestiegen; dasselbe gilt auch noch von vielen andern Orten, als Cardiff, Swansea u. s. w. Im Jahre 1820 wurden von Newport 15,462 Tonnen Eisen zur Verschiffung versendet, im Jahre 1847 betrug die versendete Menge daselbst 220,953 Tonnen.

(Berlin.) Hengstenberg (Herausgeber der evang. Kirchenzeitung) hat sich bekanntlich sehr entschieden gegen das „unsittliche" Treiben der Kreuzzeitung ausgesprochen. Seine Erklärung ist wirklich mannhaft, ohne alles Ansehen der Person, sogar rauh und derb nach Oben, wie die Stimme eines Bußpre-

Digitized by Google

digers in der Wüste. Er mahnt mit edlem Zorne „an das gegebene Wort und an die Unumgänglichkeit, es zu halten, selbst bei der Ueberzeugung, daß es nicht hätte gegeben werden sollen!“

Hackländer, welcher den letzten Feldzug in Italien in der Nähe Radetzky's mit machte, schildert darin den berühmten Feldmarschall Schönhals, welcher jetzt bekanntlich Mitglied der Bundeskommission in Frankfurt ist, mit folgenden Worten: Er ist fast sechzig Jahre alt, eine schöne große ritterliche Figur. Sein Gesicht, mit offenen edeln Zügen, würde noch jugendlich genannt werden können, wenn Haupthaar und Bart nicht schneeweiß wären. Er blickt frei und offen in die Welt, und Jedem geht der Blick seines glänzenden sinnigen Auges zu Herzen. Seine Bewegungen sind ruhig und sicher, eben so seine Sprachweise gemessen und gewählt, dabei aber voll Humor. Man könnte alle seine Worte niederschreiben und drucken lassen. Die Entwerfung seiner poetisch schönen und zu Herzen gehenden Proklamationen und Armeebefehle wird ihm außerordentlich leicht, so daß er dieselben rasch auf das Papier wirft und dann höchstens einige unbedeutende Worte ändert.

(Frankfurt.) Ernst Moritz Arndt ließ sich jüngst in der „Deutschen Zeitung“ wieder vernehmen in einem Artikel: „Die deutschen Einfälle und Möglichkeiten und der deutsche Gedanke“, den er mit den Worten schließt: „Bald werden die deutschen Männer sich in Erfurt versammeln, da wird es heißen: zieh' den Philister aus und den Mann an. Wird der deutsche Gedanke auch dort wieder von dem Geschrei von Unmöglichkeiten und Unausführlichkeiten übertönt werden? Wird zur Rettung des Vaterlandes nicht endlich das stolze Wort Nothwendigkeit dort den Sieg gewinnen, der Nothwendigkeit, daß wir mit dem Muthe der Alexander und Cortez unsere mit schwerster Philisterei beladene Flotte hinter uns verbrennen müssen, damit wir vorwärts marschiren können und vorwärts marschiren müssen zu Einheit, Macht und Ehre?“

Korrespondenz.

Wien, 29. Jan.

Die gestrige Darstellung des „Faust“ im Hofburgtheater war nicht nur ein Ereigniß für alle Verehrer des großen Dichters und für Freunde der darstellenden Kunst, sondern machte sich auch durch manche daran geknüpfte Demonstration bemerkenswerth. Besonders hervorgehoben wurden die Stellen: „Gehorchen soll man mehr als immer, und zahlen mehr als je vorher“; am meisten aber: „Es erben sich Gesetz und Recht — vom Rechte, das mit uns geboren ist, von dem ist leider nie die Frage.“ An den religiösen Discussionen im Stücke trat der Antheil minder lebhaft hervor, auch waren hier manche gar zu starke Stellen weggeblieben. Sonst konnte man mit Dem, was verblieben, sowie mit der Aufführung im Ganzen, zufrieden seyn, besonders mit Gretchen, wobei es sich herausstellte, daß die Wiener Kunstrichter der Frau Wagner sehr viel abzubitten haben; Mephisto wurde meisterhaft von Laroche gegeben; Faust (Hr. Wagner) befriedigte theilweise. Das Haus war übervoll und der Kaiser mit der kaiserlichen Familie anwesend. — Wie groß die Tanzlust der Wiener sey, läßt sich aus dem Umstande beurtheilen, daß während der diesjährigen Faschingsperiode wöchentlich im Durchschnitt 350 Bälle und Tanzunterhaltungen, ohne Einrechnung der Hausbälle, abgehalten werden. Am Faschingsdienstag soll dennoch eine Redoute gestattet seyn.

Köln, 1. Febr.

Der Humor des Kölners ist weit und breit als unverwüstlich bekannt; besonders zog derselbe bis jetzt eine lange Reihe von Jahren in den Carnevaltagen den Blick von außen auf sich und das mit Recht. Seitdem aber die Revolution ihr Haupt erhob, Europa zu durchschreiten, will es so recht nicht mehr; der Spiritus scheint verflogen zu seyn, wiewohl er eigentlich nur zurückgedrängt ist und nur seiner Wiedergeburt entgegen sieht. Daß jenes so weit bekannte Volksfest jetzt, anstatt aus den Ereignissen zu schöpfen und sich neuen Ruhm zu erwerben, am alten zehrt, hat einen doppelten Grund. Da ist zuerst eine große Partei, die der Ansicht ist, es sey die Zeit zu ernst und zu inhaltschwer, als daß man sich einer ungetheilten Freude in den Arm werfen könne. In diesem Jahre ist es den Anhängern dieses Grundsatzes erst gelungen, sich so viele Geltung zu verschaffen, daß die größere der beiden Gesellschaften, deren Präsident vor dem Mütz F. Raoeaux war, den Beschluß faßte, die Schellenkappe diesmal nicht aufzusetzen und lieber thätlich des fernen Expräsidenten zu gedenken. Ferner: der Humor ist verwundet worden, weil Köln, das sich früher über Berlin, Düsseldorf, und andere drav Städte lustig zu machen liebte, in den beiden letztverflossenen Jahren andern, sonst verachteten Städten des Stoffes zur Demüthigung die Hülle und Fülle lieferte. Köln fühlt es, daß es in der nächsten Vergangenheit den Hoffnungen nicht entsprach, die man draußen von demselben hegte, daß man sich selbst als Zielscheibe des Witzes aufpflanzte. Es ist bei einem solchen Bewußtsein leicht erklärlich, wenn der Komiker sich in einen Tragiker verwandelt, was uns am Dienstag Abend das sonst so beliebte Damen-Comité im städtischen Theater veranschaulichte, wo man für einen guten Witz ein Königreich hätte bieten können, ohne zu verlieren: das Publikum verließ das Lokal unbefriedigt. — Die Züge in den Festtagen werden sehr wenig zu bedeuten haben, da sich für dieselben nur 36 Personen zeichneten, wo sich sonst viele Hundert vorfanden. Wenn auch den Wirthen und Geschäftstreibenden unserer Stadt ein erheblicher Nachtheil erwächst, so sind wir doch weit entfernt, die sonstigen Freunde des Frohsinns auszuschmähen; wir beglückwünschen sie sogar, denn man ist auf dem Wege, einen neuen Menschen anzuziehen, der sich dann gewiß wieder in späteren Jahren herzlich der Freude hingeben wird, wenn erst das Volk nicht mehr mit den Leiden der Gegenwart zu ringen hat. — Gestern gab man den „Schill“ von Rudolph Gottschall, vom Verfasser der gepriesenen Marseillaise. Wiewohl das Stück große Vorzüge hat, so können wir uns des Gedankens nicht erwehren, daß Gottschall uns hier etwas schuldig blieb.

Wiesbaden, 26. Jan.

Wieder einen merkwürdigen Prozeß in seiner Art behandelte das heutige Schwurgericht. Wilhelm Hucke von Oberursel, Taglöhner, 25 Jahre alt, wurde am 9. März 1845 zum Brandstifter, in der Absicht, während des Brandes aus der Theke eines benachbarten Krämers einige Gulden zu stehlen und dieselben in den Wirthshäusern zu verausgaben. Die Untersuchung hatte nichts auf ihn herausgebracht, er aber selber nach drei Jahren bei dem Justizamt zu Königstein die Anzeige gemacht, er sey der Thäter, da ihn schon drei Jahre sein Gewissen plage, wolle er sich verdienten Strafe unterwerfen. Die Geschwornen beantworteten die Frage: Ist W. Hucke überführt ꝛc. vorsätzlich Feuer an der Scheune ꝛc. gelegt zu haben, mit Ja, und der Angeschuldigte wurde zu 6 Jahren Zuchthaus, Entschädigung des Eigenthümers der Scheune, zu 5 Jahren unter polizeilicher Aufsicht nach der Strafe, den Untersuchungskosten von 156 fl. 35 kr. und den Verpflegungskosten vom 1. Sept. 1849 verurtheilt.

Freitag, 8. Febr. Vierte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus C dur von Hayden. 2) Quartett aus E moll von Heinrich Wolff. Quartett aus Es dur (Op. 74) von Beethoven. Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. Febr. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!“ Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Donnerstag, 7. Febr. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 33. Donnerstag, den 7. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Lauter wurden die Schläge der Oelstampfen; man konnte nicht mehr fern von der Mühle seyn, aber die Gegenstände ließen sich nicht mehr in einiger Entfernung unterscheiden. Albert beugte sich zur Seite aus dem Wagen heraus, um zu erkennen, ob er nicht einen Kreuzweg passire, den ihm Wipors nahe der Ottermühle bezeichnet hatte. Richtig, ein breiter Weg durchschnitt die Straße, der Wagen befand sich gerade auf dem Kreuzwege.

„Halt! Steht!" erschollen plötzlich Stimmen vor den Pferden, und drei bis vier dunkle Gestalten sperrten den Weg.

Aurelia stieß einen Schrei aus; Albert fuhr zusammen, faßte aber schnell in die Seitentasche des Wagens, und zog ein Doppelpistol hervor, dessen Hahn er spannte.

„Ihr seyd bewaffnet?" fragte ein Mann mit großem breitkrämpigen Hut, wie man ihn hier bei den Mäusefall-Händlern aus der Wallachei sieht, und näherte sich der Seite des Wagens. Die Dunkelheit und der Mantel, in welchem der Frager gehüllt war, ließen nicht erkennen, ob derselbe selbst bewaffnet war. Albert aber besann sich nicht lange, sondern erwiederte dreist:

„Ein Narr ist, wer jetzt Waffen hat und sie nicht trägt! Wer aber bist Du, daß Du danach frägst?"

„Wir stehen hier Posten, und müssen wissen, von wo Ihr kommt, nnd wo Ihr hin wollt?" entgegnete der in den Mantel Gehüllte.

„Wir kommen vom Fischer Wipors am Librowo-See und fahren nach der Ottermühle."

„Seyd Ihr allein?" fragte der Rundhut, und trat einen kleinen Schritt näher.

„Zurück da!" schrie Albert, „oder Du fällst!" —

„Mach's doch kurz," erwiederte einer der beiden Männer, dem Ersteren im Aeußern ganz ähnlich, und nahete sich auf der andern Seite dem Wagen. Kaum hatte er jedoch die Hand ausgestreckt, die Thüre aufzureißen, so drückte Albert einen Lauf ab und der Rundhut stürzte; die Pferde wurden scheu, warfen den vor der Deichsel stehenden Mann nieder, und der Wagen rollte über ihn hinweg. Albert war nicht vermögend, die Pferde zu zügeln. Zum Glück hielten sie während ihres Laufes den Weg, and erst, als sie sich den erhellten Fenstern der Mühle näherten, wollten sie ausbiegen, da aber brachte sie Albert zum Stehen, und gewahrte erst jetzt, daß seine Frau ohnmächtig in eine Ecke des Wagens zurückgelehnt lag.

11.

Die Ottermühle.

Im kurzen Trabe näherte sich Albert der Mühle. Das Gebell der Hunde hatte seine Ankunft verkündet. Er fand schon Leute vor der Thüre, und der helle Schein der Fenster beleuchtete einige Frauenzimmer, deren Kleidungsstücke andeuteten, daß ihre Besitzer zu den wohlhabenden, dortigen Landleuten zu zählen seyen.

Aurelia begann sich zu erholen.

„Ist der Müller zu Hause?" fragte Albert mit sicherer Stimme.

„Er steht vor Euch," erwiederte ein korpulenter Mann in weißen Hemdsärmeln, und blies Dampfwolken aus einer kurzen Thonpfeife.

„Ich habe diese Marke vom Krakusen abzugeben, und Euch zu bitten, mich nach dem Sternschloß zu geleiten," sagte Albert, und überreichte die vom Krakusen erhaltene Marke.

Der dicke Müller hielt sie einen Augenblick an die erhellten Fensterscheiben und trat dann fast eilfertig an Alberts Wagen.

„Ihr werdet doch heute Nacht hier rasten? Ihr würdet erst gegen Morgen auf dem Sternschloß ankommen und die ganze Nacht durch fahren müssen. Die Wege aber sind in jetziger Zeit nicht sicher, und man schläft nicht ruhig unter dem eigenen Dache."

„Daß die Landstraße nicht sicher ist, erfuhr ich nicht fern von Eurer Mühle, wie ich Euch erzählen werde, wenn Ihr mir für diese Nacht Herberge geben wollt!" entgegnete Albert.

Schon war das Thor eines großen Gaststalles geöffnet, der wohl 60 — 80 Pferde aufnehmen konnte, und dennoch Raum für 10 — 12 Wagen übrig ließ.

Aurelia war ausgestiegen und der Tochter des Müllers nach der Wohnstube gefolgt, und Albert fuhr selbst den Wagen in den Gaststall.

„Woitek!" befahl der Müller seinem Burschen, „Du spannst die Pferde ab und sorgst für sie, stehst auch dafür, daß nichts vom Wagen entwendet wird. Schließ' nachher zu, und ohne Dich geht Niemand in den Stall. Nun folgt mir, Herr, und laßt mich hören, was Euch so nahe, wie Ihr sagt, bei meiner Mühle begegnet ist."

Albert hatte dem lauschenden Müller in dessen angenehm erwärmten Wohnstube das eben erlebte Abenteuer ausführlich erzählt, und freute sich, nun immer mehr zu vernehmen, wie er sich jetzt unter braven gutmüthigen Leuten befinde. —

„Das ist eben, was ich immer fürchtete," sagte seufzend der dicke Müller, „sobald das Schwert der Höllenbrut, die nur die Finger nach anderer Leute Schweiß ausstrecken, nicht dicht mehr über dem Scheitel schwebt, bleibt kein ehrlicher Mann ferner seines Lebens und wohlerworbenen Gutes sicher. Haben sie das Erste weg, ist's ihnen einerlei, ob der Türke, oder Heide hier

Digitized by Google

regiert. Nichts als pure blanke Straßenräuber sind's gewesen, die Euch anhielten, denn," setzte er vertraulich hinzu, „hier steht noch nichts vor uns, der Krakuse sammelt erst die Haufen. Wo, wißt Ihr nicht? Ihr wollt mich doch nicht mit der Marke und der Räubergeschichte in Versuchung führen?" sagte der Müller, dessen Augen immer größer und dessen Gesicht immer länger geworden war, nachdem er die Thonpfeife aus dem Munde genommen hatte, die im Begriff war auszugehen, wenn Albert noch länger mit der Antwort gezögert hätte.

Albert war wirklich in Verlegenheit, den Ort anzugeben, wo der Krakuse die Haufen sammeln wollte. Er antwortete ausweichend:

„Ich darf Euch darüber nur so viel sagen, daß der Krakuse heut zunächst nach dem Waldkruge am Moor ging, wohin der Probst von Podgura und der Herr von Tramkowo schon voraus waren. Ich aber gehe von hier nach dem Sternschloß! Seyd Ihr damit zufrieden?"

„Ah, vollkommen! vollkommen!" rief der Dicke, zwiekerte freundlich mit den Augen, und suchte in größter Geschwindigkeit alle versäumte Züge aus der kleinen Pfeife nachzuholen, um sie wieder in völligen Brand zu versetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Teufelsbeschwörer von Empfingen, *)

im Jahre 1850 als solche abgeurtheilt vor dem öffentlichen Gerichte in Tübingen.

Tübingen, 28. Januar. Wenn es nicht ganz gewiß wäre, daß wir im aufgeklärten Jahre 1850 leben, so hätten Diejenigen an dieser Thatsache zweifeln können, welche Zeugen der in den letzten Tagen stattgehabten öffentlichen Schlußverhandlung waren. Wurden wir doch von der anziehenden Anklage des Staatsanwaltes in die mittelalterlichen Zeiten des krassesten Aberglaubens geführt, wo der leibhaftige Satan mit den armen Menschen sein böses Spiel treibt, und die Geister abgeschiedener Seelen auserwählte Menschen um Erlösung anflehen; wo Schätze von 31 Millionen im Schooße der Erde liegen, gebannt vom Teufel selbst, der bald ein feuerspeiender Pudel, bald ein Bär, bald sonst Etwas, seine Donnerstimme gegen die beutesüchtigen Erlöser der Schätze erhebt. Hier in Kürze das Faktum: Jakob Kitterer von Mühringen, Oberamts Horb, kam als Musikus und Bettler mit seinem Weibe viel in der Umgegend herum, und lernte so im Jahre 1845 die Familie des Bauern Joseph Gauß im sigmaringenschen Orte Empfingen kennen, über welchen in kurzer Zeit mancherlei Unglück an Menschen und Vieh hereingebrochen war, welches Kitterer und seine im Kartenschlagen bewanderte Frau bösen Leuten zuschrieb. Sie forderten darum die Gauß'schen Eheleute zu Gebet, Wallfahrten und Almosen auf, und erhielten selbst Gaben an Frucht, Fleisch, Eiern und Geld, letzteres zu Almosen. Wirklich ging es Anfangs bei Gauß besser, aber nicht lange. Nun erklärte Kitterer, daß es böse Geister seyen, und daß diese erlöst seyn müßten, wozu sich Kitterer unter Betheuerungen erbot. Das Gleiche bestätigte ein ehemaliger Kandidat der katholischen Theologie, den man zu Rathe zog. Endlich versicherten die Kitterer'schen Eheleute, die bösen Geister seyen Verwandte des Gauß, welche in das benachbarte Schlößchen Frendeck gebannt, jämmerlich klagen und gerne erlöst werden. Letzteres sey möglich, wenn die Verwandten des Gauß gleichfalls Opfer reichten. Dieß geschah mehrere Monate hindurch bis Fastnacht 1846, so zwar, daß die Gaben häufig bei nächtlichen Zusammenkünften in Kapellen gefordert wurden. Als nun die gegebenen Summen ungefähr 300 fl. betrugen, eröffnete Kitterer dem Gauß und seinen Verwandten, er habe bereits einige Geister zum Erscheinen gebracht, sie schweben wegen Betrugs und hätten über große Schätze zu verfügen, von denen man schon etwas erheben könne. Gesagt, gethan. Kitterer führte die Empfinger, welche vorher 44 fl. opfern mußten, mit Säcken (um den Schatz aufzuladen) Nachts auf das Fremdecker Schlößchen, wo er ihnen ein Halt gebot, bis er ihnen die Kisten mit dem Schatze aus dem Keller herausgebe. Als aber Kitterer im Keller war, erscholl aus dem Walde plötzlich ein „Wer da!", worauf die erschrockenen Empfinger davon liefen. Da sie nun so „beschrieen" wurden, konnte natürlich der Schatz nicht erhoben werden. Abermals ging man auf den Platz. Man hörte im Keller ein Brummen. Weil sich aber die Empfinger fürchteten, so erklärte Kitterer, er könne die Geister weiter unten im Walde zitiren. Wiederum begab man sich nach Reichung von Opfern in den Wald. Da erschien ein weißes Fräulein, im Gebüsch hörte man ein arges Brummen, und ein schwarzer zotteliger Pudel ließ sich in der Nähe blicken. Allein es war wieder nichts zu machen, denn, sagte Kitterer, man habe sich verspätet. Uebrigens wurden 12 fl. geopfert. Einige Tage darauf ging man Nachts wieder an Ort und Stelle, Kitterer voran. Dieser rief: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn", und Alle sanken auf die Knie. Auf einmal waren vor ihnen vier schneeweiße Fräulein auf den Knieen. Das kleinste gab dem Gauß die Hand und sprach: „Ich danke Euch für die Erlösung, Glück und Segen für diese Welt; Ihr werdet belohnt auch in jener Welt und habt nun im Himmel einen Stuhl". Zwei weitere Geister, sagten sie, seyen zu erlösen, wozu man ein Opfer von nur 200 fl. brauche; diese müsse man in zwei Päckchen thun und drei geweihte Kerzen dazu legen, dann komme der Schatz am Charfreitag. Hiemit verschwanden die Geister. Nun führte Kitterer die Empfinger gegen das Schlößchen zu. Alsbald schwebten ihnen zwei schwarze Geister mit Lichtlein entgegen, welche, wie die Empfinger meinten, aus einem Todtenkopfe leuchteten. Inbrünstig flehten sie den Gauß und seinen Verwandten Walter an, sie möchten sie doch erlösen, sie seyen ja ihre Blutsverwandten, haben die Andern auch erlöst, und bekommen dann große Schätze, denn es liegen 31 Millionen da, sie dürfen nur sagen, wie viel sie davon wollen. Da die Empfinger sagten, sie könnten fast nichts mehr her thun, drohten die Geister, sie müßten sie bis ins Grab verfolgen und nicht leben und nicht sterben lassen. Die Lichtlein erlöschten. Aber ein neuer Anblick überraschte sie am Schlößchen: blaue Flammen schlugen aus dem Keller hervor, darinnen saß der Teufel selbst, die Vorderfüße auf zwei oder drei Kisten gelegt, in Gestalt eines rothen Pudels, im Gesichte feuerroth, mitten im Feuer, das rechts und links an ihm hinaufbrannte. Er brummte und brüllte, wie besessen, so daß dem Joh. Kreher übel wurde. Ein Opfer mit 22 fl. und Weihwasser, das man in den Keller warf, bewirkte endlich, daß der Böse wie ein Pfeil verschwand. Allein die Schwiegermutter des Gauß wollte nichts mehr beitragen. Da konnte sie, weil ein Geist auf ihr liege, drei Nächte nicht schlafen. Deßhalb sprach ihr Ehemann zu, Alles zu thun, damit seiner Frau nichts geschehe. Kitterer ließ die Schätze durchblicken, und das Fräulein erhielt die geforderten 200 fl. Außer diesen wurden dem Fräulein 44 fl., 20 fl. und 44 fl. übergeben, zugleich aber weitere 200 fl. bestellt. Allein nunmehr drangen die Empfinger darauf, daß ein Geistlicher beigezogen werde, wofür nun Kitterer einen angeblichen Kaplan in Rottenburg vorschlug. Dieser wurde besucht und bestellte die Empfinger in eine Kapelle, erklärte ihnen daselbst, die Sache könne Grund haben; es wäre ein Glück, wie es nur Wenigen zu Theil würde, sechs arme Seelen zu erlösen. Sie baten ihn, selbst auf den Platz zu kommen, und versprachen, wenn sie den Schatz bekommen, ein Kloster zu kaufen, ihn als Geistlichen anzustellen oder mit 800 fl.

*) im Sigmaringen'schen.

Digitized by Google

zu pensioniren. In der festgesetzten Nacht trafen sie sich schon unterwegs und begaben sich auf die Stelle. Nun erschienen sechs weiße Geister, mit deren vorderstem der Geistliche ein Gespräch anknüpfte. Der Geist erklärte, daß sie über den Schatz so lange keine Gewalt haben, bis der Böse durch Opfer ganz zum Weichen komme. Dann traten zwei Geister hervor und neben ihn hin an ein Altärchen, auf welchem ein Marienbild, ein Kruzifix und zwei Lichtlein waren, und knieten hin und weinten. Sofort äußerte der Kaplan, nun wolle er auch sehen, wo der Böse seinen Sitz habe, und rief: „Tritt hervor, böser Geist! ich beschwöre dich!" Und siehe, der Teufel kroch aus dem Gebüsche auf allen Vieren und brummte und wüthete gegen die Bauern und den Geistlichen und spie gegen ihn und schimpfte ihn einen Pfaffen. Allein dieser betete aus seinem Buch den Bann gegen ihn, worauf er und die Geister verschwanden. Den Empfingern aber wurde zugesagt, daß Alles richtig sey, ihnen großes Glück blühe; nur bedürfe es hiezu weiterer 200 fl., welche denn auch entlehnt wurden. Auch diese 200 fl. wurden den Geistern im Walde geopfert und weitere 150 fl. gefordert. Weil aber nach Kitterers Aufschluß der Schatz fürchterlich groß sey, so wollte noch immer der Böse nicht davon weichen, die bisherigen Opfer seyen ihm zu wenig. Zwar wollten sich die Empfinger mit weniger als 31 Millionen begnügen, allein es hieß das gehe nicht, sie müßten ihn ganz haben. Die 150 fl. wurden daher beigeschafft und geopfert. — Endlich wurden die Frauen der Empfinger schwierig und verlangten, den Kaplan selbst zu sprechen. Allein es war ihm ein Leichtes, den Frauen allen Zweifel zu benehmen, es wurden daher 77 fl. beigeschossen und vom Kaplan selbst dem Teufel zum Abschied vor die Füße geworfen. Alsdann erklärten die Geister, jetzt brauchen sie nichts mehr, sie werden nun miteinander in den Himmel fahren, der Schatz komme nun in das Haus des Gauß. Bis jetzt hatten die Empfinger ungefähr 1200 fl. geopfert. Da wurde es dem Gauß bei einem Besuche, den er dem Kaplan in Rottenburg allein machte und der nun ein ganz — anderer war, auch von den Geistererscheinungen nichts wußte, klar, daß er betrogen sey. Doch machte er keine Anzeige. Indeß waren die Empfinger dadurch meist an den Bettelstab gebracht. Oft, sagt die Frau eines derselben, habe sie die Kitterer gebeten, abzulassen, wenn es nicht wahr sey; allein sie habe Himmel und Hölle verschworen und, hochschwanger, gesagt: sie solle nicht gebären können und ihre Kinder sollen blind werden, wenn es nicht richtig sey. Nunmehr treten die Empfinger vom Schauplatze ab. Bereits hatte sich aber das Gerücht verbreitet, daß Kitterer durch den Teufel zu Schätzen verhelfen könne, so daß ihm viele Leute zugelaufen seyen. Unter diesen war auch Michael Fischer von Obernau, kurz vorher Gantmann, und daher nicht abgeneigt, vom Bösen Geld zu erhalten. Nachdem dieser mehrere geldgierige Männer der Umgegend ins Geheimniß gezogen hatte, verschrieben sie sich sämmtlich dem Teufel und begaben sich mit Kitterer an das Fremdecker Schlößchen. Hier öffnete dieser ein Buch und sprach: „Komm heran, du Böser, im gewaltigen Namen Jesu". Und es antwortete plötzlich aus dem Dickicht: „Was plagst du mich da her?" und hervor trat der Teufel. Kitterer: „Mein Begehr ist, daß drei Leute von dir Geld verlangen". Der Böse: „Hast's schriftlich?" Kitterer: „Ja, da hast's," und bot das Papier dem Teufel, der nun fragte: „Wie viel Geld wollen die Leute und wohin soll es kommen?" Leypold (so heißt einer der Männer): „100,000 fl. ins Haus des Michael Fischer in Obernau, Nr. 66". Der Teufel: „Wann soll's kommen?" Leypold: „Je bälder, je lieber, — in drei Tagen". Der Teufel: „Nun, so soll's am Samstag Nacht um 10 Uhr kommen". Sofort wurden die mitgebrachten 90 fl. dem Teufel gegeben. Als sie sich eben entfernten, erscheint eine schwarz und weiße Gestalt aus dem Gebüsche und spricht auf Kitterers Frage: „warum erscheinst du uns, guter Geist, was ist dein Begehr?" mit feiner lieblicher Stimme: „O Männer, was thut ihr, versündiget Euch nicht, geht euch dem Bösen nicht hin u. s. w." und erzählt nun, daß sie schon 3000 Jahre als Geist wandle und auf Erlösung warte, indem sie zugleich den bestürzten „Michael" (Fischer) als ihren Erlöser bezeichnete. Hiezu seyen 300 fl. binnen drei Tagen nöthig, wogegen ihm ein Schatz von 31 Millionen zu Gebot stehe. Während dem äußerte der Teufel die höchste Wuth, wollte auf die Männer losstürzen, wich aber immer auf das Gebot des Fräuleins 6 Schritte zurück. Man denke sich die Angst der Männer! Mit Hülfe weiterer in das Geheimniß gezogener Personen wurden die 300 fl. beigeschafft und dem Fräulein gegeben, übrigens weitere Summen gefordert, wogegen sie die bestimmtesten Zusicherungen des Empfangs des Schatzes entgegen nahmen.

(Schluß folgt.)

Das Personal einer Londoner Zeitung.

Fast alle Londoner Tagesblätter haben ihren Sitz an der großen Ader, welche die City mit den westlichen Stadt-Vierteln verbindet, oder in ihrer unmittelbaren Nähe. Von einigen gehen die Bureaux auf die Straße hinaus, andere sind in engen Nebengassen zu suchen. Das zahlreiche Personal einer Londoner Zeitung läßt sich in 6 Kategorieen theilen, die indeß nicht absolut getrennt sind, sondern in ihre gegenseitigen Funktionen übergreifen. Zuerst das typographische Departement, die Basis der ganzen Anstalt; es beschäftigt etwa 60 Personen; dann das kommerzielle, dem die Direktion des Materials, die Annahme und Klassifikation der Anzeigen, die Publikation ꝛc., kurz der ganze kommerzielle, industrielle und finanzielle Theil obliegt. Von großem Umfang ist das Departement der Reporters (Berichterstatter); es umfaßt die (12 bis 16) Stenographen der beiden Parlamentshäuser, die etwa 6 Stenegraphen der Gerichtsverhandlungen, die regelmäßigen Korrespondenten in den provinziellen Haupt- und den Hafenstädten, und schließlich die große Zahl der Reporter ohne festes Gehalt und regelmäßiges Engagement, die gewöhnlich unter dem Namen Penny a liners (Berichterstatter zu einem Penny die Zeile) zusammengefaßt werden und der Zeitung großentheils die städtischen Tagesneuigkeiten, Unglücksfälle, Mordthaten, Feuersbrünste ꝛc., sowie das Interessantere aus den Sitzungen der kleineren Tribunale, namentlich des Polizeigerichts, berichten. — Das Departement der auswärtigen Korrespondenz hat, seit der Februarrevolution, eine große Ausdehnung erhalten, da nicht allein die Berichte der regelmäßigen Korrespondenten aus allen Hauptpunkten Europa's umfangreicher geworden sind, sondern die englische Presse, namentlich die „Times", nach dem Schauplatz aller großen politischen und militärischen Ereignisse, besonders der letztern, spezielle Berichterstatter zu entsenden pflegt. — Dem Departement der Redaktion können die Verfasser der leitenden politischen Artikel, der literarischen, Kunst- und Theaterkritiken sich anschließen. Die Namen der letzteren sind in der Regel nicht unbekannt, rücksichtlich der leitenden Artikel wird dagegen in allen großen Zeitungen das Prinzip der Anonymität auf das Allerstrengste festgehalten und ihre Verfasser selbst Denen nicht genannt, die sonst in vertrauter Beziehung zu der Zeitung stehen. An die obigen fünf Kategorieen schließt sich endlich eine sechste an, die das Dienstpersonal, die Träger für den Tag und die Nacht, die Kommissionäre, Boten, Kouriere in das Ausland, kurz die ganze Masse Subalternen umfaßt, denen eine große Anstalt ihre Existenzmittel gibt.

In den Offizinen der Londoner Zeitungen befinden sich ohne Frage die intelligentesten und geschicktesten Typographen Englands. Manche von ihnen gewinnen wöchentlich 3 — 4

Digitized by Google

Pfd. St.; im Durchschnitte möchte ihr Salair $2^1/_2$ — 3 Pf. St. betragen. Die Arbeit der Schriftsetzer an einem Morgenblatte (Times, Morning Chronicle, Morning Post, Morning Herald, Daily News) beginnt gegen 7—8 Uhr Abends und dauert so lange, bis die Zeitung in die Form, „ins Bett", gebracht, was etwa um 5 Uhr Morgens geschehen ist; zuweilen natürlich, wenn der Telegraph eine neue indische, transatlantische ꝛc. Post angekündigt hat, noch länger. Eine der charakteristischen Fähigkeiten des Londoner Zeitungsschriftsetzers ist die rasche Entzifferung der Manuscripte, selbst der unleserlichsten. Ein halbes Dutzend Spalten eines Berichtes z. B. über ein wichtiges Provinzialmeeting von zwei oder drei Stenographen in aller Hast auf ihrer Rückkehr mit einem Spezialbahnzug umgeschrieben, diese halbverwischten Blätter entziffern, setzen und korrigiren, Alles in einer Stunde und wenigen Minuten, ist in den Londoner Offizinen etwas Gewöhnliches. Vorzugsweise der Fähigkeit der Schriftsetzer hat es das Publikum zu danken, daß ihm alle wichtigen Nachrichten so rasch und korrekt zur Kenntniß gelangen.

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt a. M.) Die wiederholten Anerkennungen, welche sowohl von Seiten unsers Publikums, als auch der Kritik den Kunstleistungen unserer Prima-Donna, der Frau Behrend-Brandt gespendet worden, sind um so gerechtfertigter, als der Ruf dieser vielbefähigten Sängerin auch außerhalb bereits weite Verbreitung und guten Klang gewonnen hat, so hat Frau Behrend-Brandt am 27. v. M. von der Administration des k. k. Hofoperntheaters zu Wien eine Zuschrift erhalten, in welcher sie nicht nur zu einem Gastrollencyclus eingeladen, sondern auch aufgefordert wird, ihre Engagementsbedingungen zu stellen. Das Gastspiel möge immerhin stattfinden, aber ein Engagement für die genannte Wiener Bühne möge es nicht zur Folge haben! Wir sind eigennützig genug, das Letztere im Interesse der hiesigen Oper und in dem der Theater-Direktion zu wünschen.

Korrespondenz.

Usingen, 1. Febr.

Erlauben Sie mir, Ihnen eine Schilderung unserer seit der Märzrevolution 1848 wesentlich veränderten Verhältnisse zu geben. Keiner Stadt im Herzogthum Nassau ist in Folge der Umgestaltung im Gerichts- und Verwaltungswesen eine solche tiefe Wunde geschlagen worden, als der unsrigen. Wir haben das Hofgericht verloren, welches seit 1832 dahier seinen Sitz hatte. Durch die Verlegung desselben nach Wiesbaden sind 20—30 Logis leer und dem Verkehr in unserer Stadt und Gegend 20,000 Gulden entzogen worden. Dieser Verlust ist ein Abrechnungsmittel für alle politische Begeisterung, und wenn man erwägt, wie viele Bürger durch Bauen, Erweiterungen ihrer Wohnungen ꝛc. große Opfer gebracht haben, so muß man vor der Zukunft erschrecken, wenn uns keine Entschädigung zu Theil wird. Andere Städte haben Handel, Mineralquellen, lebhafte Hochstraßen, Gymnasien, Pädagogien, Seminarien ꝛc., wir haben nichts von allem dem. Ein französisches Sprichwort sagt: „Il faut laver son linge sale en famille", und deshalb will ich, um Mißdeutungen zu entgehen, die Lage unserer Stadt nicht allzu düster malen. An Schriften ernst fordernder und bittender Art nach Wiesbaden hat es nicht gefehlt, auch nicht an Deputationen; aber die Antworten sind so kalt-höflich, so ausweichend, so zweifelhaft, daß man verzweifeln möchte. Außer diesem Verluste haben wir noch einen andern erlitten und zwar durch die sonst erwünschte Trennung der Justiz von der Verwaltung. — Das Verwaltungsamt, dem das Amt Usingen zugetheilt worden, hat nämlich seinen Sitz in Idstein erhalten und dadurch wird das Landvolk, dessen täglicher Besuch manche Vortheile gewährt, unserer Stadt entfremdet. Auch in dieser Sache ist vielfach vergebens petitionirt worden. So sind uns zwei Wunden geschlagen worden, die Heilung, und zwar schnelle, durchgreifende erheischen In den wöchentlichen Bürgerversammlungen wird stets über diese Gegenstände, aber erfolglos verhandelt. Es scheint, daß man in Wiesbaden mehr an Erfurt denkt, als an uns, daß man uns vornehm über die Achsel ansieht. Daher ist es auch bereits gekommen, daß Manche Wiesbaden nicht mehr als das Herz, sondern als die Milz des Landes betrachten, welche bekanntlich in dem Maße schwillt, als der Körper schmachtet. — Glücklicher sind die hassenheimischen Ortschaften, namentlich Schmitten und Werndorn. Wie flotte Studenten benutzten sie den Augenblick; sie zögerten nicht, sie erschracken nicht, und der Erfolg hat sie trotz allen Advokaten ꝛc. gerechtfertigt. — Wie bei uns Alles langsam wächst, so schlägt auch Alles tiefe Wurzeln. Das beweisen unsere Singvereine, der edle „Walther von der Vogelweide" oben an, der monatliche Konzerte mit Declamationen veranstaltet, welche sehr zahlreich besucht werden. Herwegh, Freiligrath, Platen, Schubart, Shakespeare sprechen durch den Mund des Declamators zu dem Volk. Sie geben dem Volke Ideen und Gefühle, die früher schlummerten. — Der große Lese-Verein für das Amt Usingen hat 2000 Bände und hat in diesen Tagen den Anfang zu einer französischen und englischen Bibliothek gemacht. Voltaire, Rousseau, Lamartine, Custine ꝛc. sind schon complet in der Ursprache vorhanden, desgleichen eine schöne Auswahl englischer Klassiker. Die Zahl Derer, die sich mit Fleiß und Beharrlichkeit dem Studium dieser beiden Sprachen widmen, mehrt sich stets. Mit 30 fl. im Jahre 1834 begonnen, hat der Verein jetzt eine Errungenschaft von 4—6000 fl. Er wird durch die neuesten Fortschritte seinem erhabenen Zwecke bedeutend näher geführt und es mehren sich die Bürger, welche begreifen, daß ohne Bildung die Freiheit eine Plage und eine Narrheit ist. Der Turnverein steht diesen Bildungsanstalten in jeder Hinsicht würdig zur Seite.

Mainz, 5. Febr.

Wie Sie wissen, wird auch dieses Jahr, sowie in den jüngst vergangenen zwei Jahren, kein Carneval in unserer Rheinstadt stattfinden, womit wir uns um so mehr einverstanden erklären, als unsere Zeit in der That zu ernst ist, um sich so recht con amore den Freuden des Carnevals hingeben zu können. Am meisten sind dabei unsere Armen zu beklagen, welche sich in Folge des Hungerjahres 1847, und der schon seit zwei Jahren andauernden revolutionären Bewegung nicht unbedeutend vermehrt haben; indessen vernehmen wir zu unserem Vergnügen, daß unser genialer Weiher, von mehreren Seiten dazu aufgefordert, bis kommenden Sonntag, als dem ersten Faschingstage, sein s. Z. mit so großem Beifall aufgenommenes Carnevalsstück: „Meister Oelgrün" in dem hiesigen Theater zur Aufführung bringen wird, und dürften sich in Folge dessen unsere Armen einer bedeutenden Einnahme zu erfreuen haben. Unsere tüchtigsten Dilettanten, Weiher an der Spitze, werden die Hauptrollen übernehmen, und dürfte es deshalb rathsam erscheinen, sich bei Zeiten mit Billets vorzusehen. — Gestern wurde ein früheres Carnevalsstück von Koch: „Die drei größten Helden des Jahrhunderts", neuerdings in unserem Theater zur Aufführung gebracht und sehr beifällig aufgenommen; diese Posse würde sicher auch anderwärts gefallen, und glauben wir daher in Ihrem vielgelesenen Blatte darauf besonders aufmerksam machen zu sollen.

Abendunterhaltung.

Im Laufe der nächsten Woche wird die von der Gesellschaft „Welpomene" angekündigte Abendunterhaltung zum Besten des israelitischen Frauenvereins (welcher Waisen und Töchter armer Eltern überhaupt theils gänzlich erzieht, theils zu gemeinnütziger Thätigkeit heranbildet) stattfinden. Es ist erfreulich, schon jetzt die allgemeine Theilnahme wahrzunehmen, welche der edle Zweck ohne Zweifel eben so sehr wie der zu erwartende Kunstgenuß anregt, und es steht zu hoffen, daß es dem achtbaren Verein, welcher jüngst die Christbescheerung mit so günstigem Erfolge förderte, auch diesmal seine Bestrebungen durch zahlreichen Zuspruch anerkannt sehen werde. J.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. Febr. Don Juan, große Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Montag, 11. Febr. Letzter Maskenball im hiesigen Stadt-Theater.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 34. Freitag, den 8. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Nehmt's nur nicht übel," fuhr der Müller fort, „daß ich Euch mißtraute. Wir sind hier schlimm daran, so lange noch Besatzung im Sternschlosse liegt und hier noch keine Haufen stehen. 'S sind nur vierzig Mann Kaiserliche in jenem Schlößchen, aber lauter gute Schützen; der Hauptmann ist ein geborener Tyroler, und selbst der beste Schütze, den ich sah. Leicht wird's daher nicht seyn, das Schloß zu nehmen, wenn nicht mit List." Der Dicke blickte Albert listig fragend an, und schien zu glauben, dieser gehe als Spion nach dem Sternschloß; da aber Albert keine Miene verzog, kein Wörtchen hören ließ, so fuhr der Müller fort: „Nun, Ihr werdet ja selbst sehen, wie's dort steht. Wenn Euch der Hauptmann nur aufnimmt?"

„Das wird sich schon machen!" sagte Albert, der an die sonderbare Lage dachte, die seiner und seiner Frau möglicher Weise im Sternschloß warten könnte, und der doch nicht zu entgehen war. „Wenn nur nicht schon in dieser Nacht Haufen vom Moore herauf zogen." — Albert bat den Müller dringend, ihn ja morgen zeitig abfahren zu lassen.

„Verlaßt Euch darauf, sobald der Tag graut, sollt Ihr reisen!" versicherte der Müller. „Woitek begleitet Euch zu Pferde, bis Ihr den Thurm des Schlosses seht, denn weiter mitzureiten wäre vergeblich. Eher läßt Petrus einen Heiden in den Himmel, als der Hauptmann einen Bauer oder Knecht oder wer er sonst seyn mag, in's Schloß, wenn er nicht hinein gehört oder kaiserliche Ordre zeigt!"

Das waren wirklich trübe Aussichten. Doch Albert vertraute seinen Papieren, die ihn vollständig als Geschäftsführer des Grafen Vinzent legitimirten. Da er sich nun in einer Lage befand, die ihn vollkommen berechtigte, den Schutz kaiserlicher Behörden nachzusuchen, so konnte ihm der Kommandant die Aufnahme, oder was ihm sonst noch lieber gewesen seyn würde, weiteres, sicheres Geleit so ohne Weiteres kaum versagen.

Bevor Albert am folgenden Morgen abfuhr, trat der Müller noch an seinen Wagen.

„Haltet noch einen Augenblick," sagte er, „da kommt eben der Runek von der Sawade gefahren, um hier zu mahlen. Der ist den Kreuzweg passirt, wo Ihr gestern angefallen wurdet, da hat er starke Blutspuren gefunden! Glaubte, ich hätte einen Rehbock geholt. Nein, so was thue ich nicht, aber seht, gut getroffen habt Ihr doch! Ich gönne es den Schurken von ganzer Seele, denn Ihr waret verloren, wenn sie Eurer Meister wurden! — Lebt wohl! Lebt wohl, und kommt glücklich nach dem Sternschlosse!" rief der Müller und winkte mit der Hand.

Der Weg zog sich jenseit der Mühlrücke an den freundlichen Ufern des Flüßchens entlang, und Woitek trabte munter dem Wagen Albert's voraus.

12.

Die Fahrt zum Sternschloß.

Bald ging die Sonne klarer auf, als es der gestrige Eulenruf vermuthen ließ. Um mit dem Burschen ein Gespräch anzuknüpfen, äußerte Albert diese Bemerkung.

„Die Eulen schreien nicht um's Wetter!" meinte der Bursche, „sie wittern Leichen, die hier und da im Walde hängen!"

„Wie?" fragte Albert, „man mordet hier, wo offene Feindseligkeiten noch nicht begonnen haben?"

„Ei, das kommt doch auf eine Rechnung, denn bald wird's auch hier drunter und drüber gehen. Es macht also Jeder seine eigene Sache vorher schon ab, wenn er gerade Den erreichen kann, der ihn gekränkt, geschunden und geplagt!"

Albert schwieg zu dieser Aeußerung Woitek's und dachte sich alle Schrecken eines solchen Zustandes.

Der Weg zog sich jetzt rechts über einen hohen Bergrücken. Noch war man denselben nicht lange gefahren, als im Walde ein Trupp Männer sichtbar wurde, welche jedoch, bis auf Einen, der, auf eine Büchse gelehnt, hart am Wege stehen blieb, im Gebüsch verschwanden.

Aurelia erbleichte und stieß Albert an. Er bat sie leise, keine Besorgniß zu verrathen, und folgte Woitek, der im Schritt sich dem Fremden näherte.

„Ah! das ist Wilk, der Jäger!" rief plötzlich Woitek, und sprengte im Galopp auf den Jäger zu. Als er sich dem Manne nahte, trat dieser an den Wagen und bot einen guten Morgen.

„Habt Ihr dringende Geschäfte heut im Sternschloß?" fragte der Jäger.

„Schon gestern sollte ich es erreichen!" erwiederte Albert.

„Sonst wollte ich Euch rathen, die Reise bis morgen zu verschieben, und bei mir in dem Jägerhause diese Nacht zu rasten!"

„Danke Euch, ich habe große Eile, und es wird gut seyn, wenn ich diese Nacht im Schlosse raste." Die letzten Worte hatte Albert stark betont.

„Das ist was Anders! Dann will ich Euch nicht länger zurück halten, und wünsche Euch gute Geschäfte," sagte der Jäger und trat zurück.

Albert athmete leichter, als er einige Hundert Schritte gefahren war, und ermahnte Woitek zur Eile.

Eine halbe Stunde war man von da an fortgetrabt, da hielt Woitek an einer freien Höhe an:

„Seht Ihr den runden Thurm dort über dem Gebüsch?" fragte Woitek.

„Ganz deutlich!" entgegnete Albert.

Digitized by Google

„Das ist das Schloß! Ihr könnt von hier nicht fehlen, denn die Straße führt da unten im Thal nun immer wieder am Ufer des Flusses entlang bis nach dem Schlosse am See, das Ihr in einer halben Stunde erreichen könnt, ohne allzuschnell zu fahren."

Woitek ritt beschenkt, vergnügt und dankend zurück, und Albert ließ seine Füchse munter vorwärts traben.

Bald lag das Sternschloß auf halber Kanonenschußweite vor ihm. Noch mußte er an einer Meierei vorüber, ehe er zu dem drei bis vierhundert Schritte dahinter sichtbaren Schloßthore gelangen konnte.

„Heraus!" rief ein Posten in hechtgrauer Uniform mit grünen Aufschlägen, der vor der Meierei stand, und ein Korporal mit zwei Mann befand sich unter dem Gewehr, noch ehe Albert heran kam.

Ganz verwundert sah Albert diese zwei Mann und den Posten ihren Gewehren eine Haltung geben, aus der sie sogleich anschlagen und feuern konnten, und hörte deutlich die Hähne knacken. Diese kriegerische Demonstration würde ihn auch ohne das „Halt — werda!" des Postens zum Halten gebracht haben.

Jetzt nahete sich der Korporal dem Wagen in etwas friedlicher Stellung, und erkundigte sich nach dem Namen, Stand, Zweck der Reise u. s. w.

Das Examen war so ausführlich gewesen, daß Albert endlich glaubte, nun nach dem Schloßthore fahren zu dürfen; darin irrte er aber sehr. Der Korporal stellte ihm blos frei, zurück zu fahren oder hier in der Meierei auszuspannen, die zugleich Gasthof sey, und dort die Entscheidung des Kommandanten zu erwarten, dem er gemeldet werden sollte.

Hier war kein Zögern! Nach einigen Minuten befanden sich Albert's Pferde im Stalle des Gasthofes und Albert mit seiner Frau in einem kleinen Seitenzimmer der überflüssig geräumigen Gaststube, in welcher die zwei Mann Wache dem sichtlich bornirten Söhnlein des Wirths, gewiß nicht ohne Vergütigung, Unterricht im Landsknecht-Spiele gaben, während der Korporal den mit Tinte gefüllten Rest einer Feder und den achten Theil eines Bogens Papier auf einem Gebetbuche Albert überreichte, um seine Anmeldung an den Kommandanten vom Sternschloß selbst niederzuschreiben.

Etwas unwillig über die Weitläufigkeiten und das schlechte Material zur Meldung, ergriff Albert das Federstümpschen und ließ dasselbe mit einer Flüchtigkeit über den Achtel-Bogen tanzen, die ihm gewiß während seines ganzen langzeitigen Gebrauchs nicht geboten worden war und ihm schnarrende pfeifende Töne Gelockten, welche des Korporals Respekt für Albert's Person unverkennbar wesentlich vermehrten.

Die Meldung war fertig, und eine unbeschuhete Stafette in Gestalt einer jungen Magd beeilte sich, sie nach dem Schloßhofe zu befördern. —

(Fortsetzung folgt.)

Hoffnung.

O Hoffnung, gold'ner Glaubensstern,
Hell strahlst du uns auf unsern Wegen,
Nicht Einem bist du allzufern,
Daß du nicht leuchtest ihm entgegen.
Du spendest Jedem deinen Glanz
Aus deiner ew'gen Zauberquelle
In immer neuer, frischer Helle;
Du gleichst dem holden Blüthenkranz.

Du schwellst in Freude uns die Brust,
Verleihst uns Trost in Leid und Schmerzen,
Du weckest neue Lebenslust
In trüben, wehmuthsvollen Herzen;
Du lenkst des Jünglings raschen Sinn,
Das Glück des Lebens zu erjagen;
Dem Greise wirst du nicht versagen
Des Trostes stärkenden Gewinn.

Ja, Hoffnung, ja, dein Zauberband
Hält jetzt das deutsche Volk umschlungen,
Vom Donau- bis zum Ostseestrand
Hast alle Herzen du durchdrungen.
Sie seh'n in dir erblüh'n die Zeit,
Die uns'rer Wünsche Ziel wird krönen,
In der gestillt wird unser Sehnen
Nach brüderlicher Einigkeit;

Wo Recht und Wahrheit das Panier,
Wo Lug und Trug im Grabe modern,
Wo huldigen der Freiheit wir,
In Lieb' nur deutsche Herzen lodern;
Wo aus dem Reiche sind verbannt
Die längst vergilbten alten Rechte,
Wo Heil und Segen dem Geschlechte
Erblüht im freien Vaterland.

Auch Alle, die in Kerkers Haft
Des Herzens freie Regung büßen,
Erfüllest du mit Trost und Kraft, —
Sie seh'n im Geist den Tag begrüßen,
Wo's rings erschallet: „Ihr seyd frei!
„Gebrochen sind der Knechtschaft Ketten,
„Das Recht, es ruft, Euch zu erretten
„Aus schnöder Haft und Tyrannei."

Ja, Hoffnung, gold'ner Glaubensstern,
Hell strahlst du uns auf unsern Wegen
Nicht Einem bist du allzufern,
Daß du nicht leuchtest ihm entgegen.
Ach, ohne deinen Zauberstrahl,
Wo wär' des Herzens frohes Beben?
Das ganze vielbewegte Leben
Glich' der Verzweiflung banger Qual!

Karl Hartmann.

Die Teufelsbeschwörer von Empfingen,

im Jahre 1850 als solche verurtheilt vor dem öffentlichen Gerichte in Tübingen.

(Schluß.)

So ging es fort. Mit der zunehmenden Fertigkeit und Frechheit der Betrüger wuchs auch die Zahl der Betrogenen, denen man unter immer neuen Vorwänden neue Summen zu entlocken und ihre Hoffnungen hinzuhalten wußte. Nicht immer glückte indeß das Vorhaben. Einem z. B. kam die Stimme des Teufels wie eine Menschenstimme vor, so daß er, als das Opfer gefordert wurde, erklärte, er gebe es nicht eher her, als bis er die versprochene Million sehe. Andere waren von einer einmaligen Anschauung des Teufels so bestürzt, daß sie auf weitere Zusammenkünfte gerne verzichteten. Einer habe unter Anderem vom Teufel auch verlangt, daß er seine Frau hole, und er habe dann die Handschrift seiner Frau durch List erhalten und dem Ritterer

Digitized by Google

zugeschickt. Ein andermal forderte das Fräulein, welches sich Theodora hieß, und einen gebannten Geist in schwarzer Frauengestalt, Katharina, mitbrachte, den Fischer auf, vorzutreten, sie wolle ihm den Kuß der Liebe geben, was er denn auch gethan; sie habe ihm dann auf den Backen und das Kinn den Geisterkuß gegeben; es sey gewesen, wie wenn ein Seidenhäschen an ihn hingekommen wäre. Kitterer bemerkt hiezu, er, Kitterer, habe wohl gesehen, wie Theodora unter dem Flörchen, womit sie das Gesicht bedeckt gehabt, einen starken Bart gehabt habe. Diese Scene rührte die Gesellschaft bis zum Weinen und Schluchzen, daß man es bis zum nächsten Dorfe hätte hören können. Wie wenig überhaupt die Gesellschaft den fabelhaften Eindrücken widerstehen konnte, geht aus dem gehörten „Rasseln wie eine Chaise", aus dem Emporschießen der Geister „wie eine Tanne", aus dem Feuerspeien des Teufels u. dgl. hervor. Indessen begann die Gesellschaft gegen Kitterer Verdacht zu schöpfen, da er es im Stillen mit dem Teufel halte, um von diesem einen Schatz zu erhalten, und dadurch Theodorens Erlösung verzögere. Daher wurden hinter Kitterer's Rücken noch manche 100 fl. geopfert. Hievon nahm Katharina eigenhändig mehrere Portionen, wobei ihr „die blauen Flammen an den Fingerspitzen hinausschlugen". Auch die Fräulein beschwerten sich bitter über Kitterer, der ein schlechter Kerl sey, weil er vom Bösen Geld angenommen habe, versprachen aber endlich, daß bei fleißigem Gebet der Schatz in 14 Tagen kommen solle. Die 14 Tage vergingen unter Gebet, aber der Schatz blieb abermals aus. Dies erklärte Fräulein Theodora, um den Grund befragt, damit, weil die Erlöser unter sich Händel bekommen haben und nicht recht gläubig seyen. Jedes wollte nämlich, daß der Schatz zu ihm komme. Inzwischen wurde ein vermöglicher Müller, Kempf, ins Spiel gezogen, welcher 150, 13 und 180 fl. opferte. Nun sey, sagte Theodora, diesmal mit einem mit Rosen besetzten Hütchen angethan und überhimmlisch schön, Alles im Reinen; am nächsten Samstag komme der Schatz. Alle waren befriedigt. Der Samstag erschien. Man wartete. Mitternacht, endlich der folgende Tag kam heran: kein Geist, keine Kiste, kein Schatz ward sichtbar. Aller Verdacht traf wieder Kitterer, den man nun durchprügeln wollte. Wieder wurde Theodora gefragt, welche die Schuld den Händeln zuschrieb und ein neues Opfer von 200 fl. zur Sühnung forderte und am 20. Februar 1847 erhielt. Dieses war das letzte, denn als die Sache ruchbar wurde, verhaftete das Oberamtsgericht Horb am 23. Februar die Kitterer'schen Eheleute, die drei Brüder, Jakob, Johann und Anton Müller, und den Sattler Kramer. Allein höchst merkwürdig ist es, daß keines der Betrogenen seinen Irrthum einsah. Das habe man wohl gesehen, sagen sie, daß es nichts Natürliches gewesen sey, sondern Geister; von einem Betrug könne keine Rede seyn; nur durch Kitterer sey die Sache aus eigennützigen Absichten verzögert worden. Fischer bat den Untersuchungsrichter, den Kitterer unter Bewachung auch nur Einmal zur Erhebung des Schatzes und Rücksprache mit dem Fräulein an Ort und Stelle gehen zu lassen, und später bat er den Oberamtsrichter, daß dieser doch selbst mit ihm hingehen möchte, indem es, mit Kitterer's Buch in der Hand, ein Leichtes sey, die Erhebung des Schatzes in Einer Nacht durchzuführen. Er erwähnte wiederholt, daß ihm das Fräulein noch alle Nacht erscheine. Auch ergab sich, daß die Betrogenen fast sämmtlich noch in der Charfreitagsnacht an Ort und Stelle auf den Schatz warteten. Dagegen haben sämmtliche Betrüger eingestanden, daß sie mittelst Beschwörung und Erscheinung der Geister und des Teufels fortgesetzte Betrügereien an den Bethörten begangen haben, wobei Jeder abwechselnd die Rolle der Geister und des Teufels, Joh. Müller insbesondere die des Kaplans gespielt habe. — Dies eine der gröbsten Betrügereien, die je vorkamen, wobei man nicht weiß, ob man mehr die Verblendung der Betrogenen oder die jedenfalls bei Leuten aus den niedersten Ständen seltene Fertigkeit in der Darstellung und Anordnung der Scenerie, aber auch ihre kalte Gefühllosigkeit, womit sie zahlreiche Familien an den Bettelstab brachten, bewundern soll. Gegen 4000 fl. wurden auf diese Weise gewonnen und natürlich in Ueppigkeit und Wohlleben verpraßt. — Die Ehre der Erfindung der Idee trifft den Kitterer, durch welchen dann allmälig die Uebrigen hereingezogen wurden, welche übrigens bei Berathung über die Art und Weise der Ausführung neuer Betrügereien immer auch ihre Beiträge lieferten. Es versteht sich von selbst, daß diese Art und Weise immer vorher verabredet und die nöthigen Anstalten gemacht wurden. So namentlich die Geschichte mit dem Kaplan, das Altärchen im Walde, das Rasseln und Rumpeln des Teufels, welches mit einer Kiste bewerkstelligt wurde. Charakteristisch ist, daß die Betrüger auch unter sich wieder Komplotte hatten, wie denn manche Geisterbeschwörungen, bei welchen geopfert wurde, hinter Kitterer's Rücken geschahen, wogegen dieser manches Opfer seinen Genossen verhehlte, oder als kleiner ausgab, als es wirklich war. — Begreiflich hatte die Vertheidigung einen schweren Standpunkt. Aus Mangel an Raum begnügen wir uns daher, die Namen der Vertheidiger zu nennen: Prokurator Pfeilsticker und die Rechtskonsulenten Nagel, Kaufmann, Heyd. Die Urtheile des Gerichtshofs lauten: Gegen Jakob Kitterer auf 9 Jahr 3 Monat, Katharina Kitterer 7 J. 3 M., G. Kramer 7 J. 6 M., Joh. Müller 8 J. 1 M., Jak. Müller 7 J. 6 M. und Anton Müller 5 J. 3 M. Zuchthaus unter Einrechnung von 9 Monaten der erstandenen Untersuchungshaft.

Ein Wort für den Pestalozzi-Verein.

Männer, welche zusammentreten, um mit vereinten Kräften Gefahren, die der Gesellschaft drohen, in ihrem Entstehen zu bekämpfen und zu vernichten, verdienen die Achtung und Unterstützung der Gesammtheit der Gesellschaft, welche ihnen um so größeren Dank zollen sollte, wenn sie aus eigenem Antriebe, durch das bloße Bewußtseyn der guten That geleitet, jedem öffentlichen Beifalle im Voraus entsagend, nur aus Liebe zu einem sittlichen Gedanken, sich ein Wirken auferlegten, dessen segensreiche Erfolge der Gesellschaft beinahe unbemerkt zu Theil werden. Männer dieser Art sind die Gründer und Förderer des Vereins, welcher im Januar 1846 zum Andenken an Pestalozzi gegründet, sich zum Ziele gesetzt hat, die verwahrloste Jugend zu retten, und durch gute derselben zu ertheilende Erziehung die Gesellschaft vor den Gefahren zu schützen, die ihr von einem verwahrlosten reiferen Alter drohen. Im Stillen, beinahe unbeachtet von dem lauten Tagsgetreibe, verfolgen sie ihr schönes Ziel, freuen sie sich der guten Erfolge, welche sie erlangen, und des schönen Bewußtseyns, daß jedes glückliche Ergebniß ihres uneigennützigen Strebens dem allgemeinen Eigennutze der Gesellschaft zu Gute kommt. Sie genießen die Wonne, welche jede im Stillen geübte gute That dem Urheber spendet.

Reichthum und Armuth gebären Gefahren, vor welchen sich zu schützen die beständige Aufgabe der Gesellschaft ist. Den entsittlichenden Wirkungen der Armuth insbesondere entgegenzuarbeiten, das ist das Streben der Männer des Vereins. Ein schönes Streben, geboten nicht nur durch die allgemeine Liebe zu den Mitmenschen, sondern auch durch echte, ehrliche, praktische Klugheit. Man braucht nicht der idealen Lebensanschauung des Mannes zu huldigen, dessen Name auf dem Banner des Vereines steht, um das Streben jener Männer anzuerkennen. Man braucht gerade kein Gefühlsmensch zu seyn, um den Zweck des Vereins schön und gut zu finden. Ein Blick in die neuere und neueste Geschichte genügt, um auch den Weltklugen von seiner

Digitized by Google

Nothwendigkeit zu überzeugen. Die Gefahren, welche der sittlichen Ordnung der Gesellschaft durch Armuth und die sich leider nur allzusehr in ihrem Gefolge befindende Verwahrlosung drohen, sind während der letzten Jahre in nur zu abschreckenden Gestalten hervorgetreten, und haben uns daran gemahnt, daß Abhülfe nothwendig sey. Diese Abhülfe aber ist nicht in Theorien zu suchen, wie sie die Verwirrungen der Neuzeit zu Tage gefördert; Theorien, welche dem innersten Wesen des Menschen widerstreben, nicht in Staatsformen, welche ideale Abstraktion geboren. Die einzige Abhülfe bietet die Mildthätigkeit. Ob diese ihren Grund habe in einem Triebe des fühlenden Herzens, ob in der Ueberzeugung, daß der eigene Egoismus sie erheische, immer werden wir darauf zurückkommen, daß sie sich eben als das einzige Mittel dagegen aufdrängt. Das ist eine Wahrheit unserer Zeit, welche vielleicht in einer früheren dem Weltklugen als ein Irrthum erscheinen durfte.

Wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß Macht wohl die Gesellschaft in gefährlichen Krisen stützt, daß aber, um derartigen Krisen vorzubeugen, gründlich entgegenzuwirken, zweckmäßige Mildthätigkeit ist. Gewalt mag das letzte Mittel seyn, die gefährdete Gesellschaft zu retten, dem Denkenden aber ist sie nicht letzter Zweck, nicht ausschließlicher Faktor der Erhaltung. Dieser sieht in ihr nur den Schild, unter dessen Schutze er auf humanen Wegen den Uebeln der Gesellschaft steuert, welch' letztere zu betreten ihn nicht nur das Einzelinteresse, sondern eine höhere religiöse Pflicht drängt. Möchten Alle, welche geben können, sich auch auf diesen Weg hingedrängt fühlen. Möchten Alle einsehen, daß Geben, um in dem Sinne wahrer Humanität zu wirken, Gewinnen heißt. Mildthätigkeit üben, heißt Zufriedenheit fördern; Zufriedenheit fördern, heißt die Sittlichkeit unterstützen und verbreiten helfen; Sittlichkeit erzeugt Freiheit, echte Freiheit und erhält dieselbe. Allgemeine Mildthätigkeit ist die Stütze allgemeiner staatlicher Freiheit.

Es bestehen gar manche Organe, durch welche eine zweckmäßige Verwendung milder Gaben vermittelt werden. Neue werden noch entstehen. Möchte unter den bestehenden dasjenige des Pestalozzi-Vereins recht sehr bedacht werden, damit er seine segensvolle Wirksamkeit gehörig auszubreiten vermöge! Es gibt der verwahrlosten Kinder viele zu retten. Man brauchte sie noch aufzusuchen, man bekäme deren genug. Aber der Verein sucht sie auf und findet deren mehr, als zu retten ihm seine Mittel erlauben. Man bedenke, daß jedes gerettete Kind ein der Gesellschaft geretteter guter Bürger ist, und daß ein guter Bürger schwer in die Wagschale fällt. Die Ergebnisse, welche der Verein bisher erzielt, sind sehr erfreulich; wir behalten uns vor, den Lesern interessante Mittheilungen darüber zu machen. Traget dazu bei, Ihr, die Ihr geben könnt, daß sie noch erfreulicher werden! H.

Literatur.

Anleitung zu einer vernünftigen Gesundheitspflege für Bürger und Landleute, von Dr. J. H. Pauliţki. 10. Auflage. Frankfurt. Heyer's Verlag.

In keinem deutschen Staat fehlt es an Aerzten; in den meisten klagt man, daß eher deren zu viele praktiziren, daß die Konkurrenz zu groß sey, und doch ist das angeführte Buch nicht überflüssig, jeder Familie, besonders einer Landfamilie, anzuempfehlen. In jedem Menschenleben, besonders in dem Leben einer Familie, kommen tausend Gesundheitsfragen, kommen hundert Fälle von unbedeutenden Leiden vor, welche sich leicht in erhebliche verwandeln können, um welche man aber nicht gleich einen Arzt zu Rathe ziehen kann und mag, und selbst in Städten ist die Möglichkeit vorhanden, daß sogar bei dringenden Fällen augenblicklich kein Arzt zur Verfügung stehe. Für diese Fälle hat nun der Familienvater in dem Buche Pauliţki's einen guten Rathgeber. Er braucht sich keinen Quacksalbern, keiner Sudelköcherei zu überliefern. Das Buch ist klar geschrieben, durchaus verständlich und nichts destoweniger tüchtig, ja erschöpfend in seinem ärztlichen Rath, lehrt einestheils die besten Mittel, die Gesundheit zu erhalten, erklärt dann die Krankheitserscheinungen vortrefflich und ist durchaus praktisch und für das Haus berechnet, wo es die Mittel angibt, dieselbe zu heilen. Doppelt wichtig ist aber das Buch für solche Familien, die ganz vereinzelt wohnen, die nicht auf die Hülfe eines vertrauenswürdigen Arztes zählen können. Diese haben, wenn sie nur einiger Beobachtung fähig sind, einen treuen Arzt in dem Werke, einen Arzt, dem sie sich ohne Sorge hingeben können. Für Auswanderer, die muthmaßlich eine Zeit lang eine solche Lage haben werden, ist dieses Buch ein wahrer Schatz, der jedem Einzelnen nicht genug anempfohlen werden kann. Das Buch hat dazu seine Geschichte gehabt, ist schon durch einen mehr als 50jährigen Gebrauch bewährt, durch den Sohn des Verfassers aber nach dem neuesten Standpunkte der ärztlichen Wissenschaften verbessert und vermehrt worden, ohne daß die alte Klarheit, die alte Verständlichkeit darunter gelitten hätte.

W.

Korrespondenz.

Köln, 3. Febr.

Daß die schönen Tage von Aranjuez für unser Stadttheater vorüber sind, wissen Sie schon. Der gordische Knoten, zu welchem sich die Verhältnisse unserer Bühne zusammenzogen, wird mit jedem Tage schwieriger. Bei einem so höchst mittelmäßigen Besuche ist es zum Verwundern, daß die Theaterkasse nicht schon in Verzweiflung gerieth. Daß es in derselben nicht sehr beneidenswerth aussieht, geht wohl schon aus dem Projekte einer Theater-Lotterie hervor, die aber wegen zu großer Theilnahmslosigkeit nicht in's Leben treten konnte. Bald darnach traten vier Schauspieler hervor und pflanzten sich als die Führer der Anstalt auf, was den Direktor in den Augen des Publikums zum Schattenregenten herabsinken ließ. Es ist bemerkens- und lobenswerth, daß ein Mann, dem gerade aus dem Untergange des Stadttheaters der größte Vortheil erwächst, es versuchen wollte, die Anstalt zu halten. Hr. Stollwerk, Besitzer des im besten Flor stehenden Vaudeville-Theaters, machte dem Direktor Hrn. Gerlach sehr annehmbare Propositionen; er bot sich als Associé an, wollte Geld vorschießen, dem städtischen Personal Gage im Voraus verabfolgen lassen u. dgl. m. Dann sollte vorzüglich das städtische Theater Opern und das andere Schauspiele geben. Wie es heißt, war Hr. Gerlach durchaus nicht abgeneigt zu einem Kontrakte, wohl aber einer der vier regierenden Schauspieler, der auf das andere Personal so einwirkte, daß die Unterhandlung sich zerschlug. Wahrscheinlich war es die Aussicht auf die Einnahme während des Faschings, die hier leitete.

Frankfurt a. M.

In dem in Nr. 32 d. Bl. enthaltenen Bericht über den zweiten Theater-Maskenball ist unerwähnt geblieben, daß durch die Aufstellung eines zweiten Orchesters, bestehend aus dem Musikcorps des 8. preuß. Kürassierregiments eine Veränderung und Erweiterung bewerkstelligt wurde, welche den Balldesuchern nur angenehm seyn konnte und auch mit lebhafter Anerkennung entgegengenommen wurde. — Dieser Tage haben die Orchesterproben von Meyerbeer's „Propheten" begonnen, welche Oper noch im Laufe dieses Monats zur Aufführung gelangen wird. Auf die scenische Ausstattung wird Alles verwendet, was dazu beitragen kann, das großartige Tonwerk auch von dieser Seite würdig ins Leben treten zu lassen. Die neuen Dekorationen sind theils von Hrn. Theatermaler Hoffmann, anderntheils von Hrn. Mühldorfer gefertigt, sowie auch auf Kostüme und andere Aeußerlichkeiten die größte Sorgfalt verwendet und kein Kostenaufwand gescheut werden wird.

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. Febr. Mazarin, Schauspiel in 4 Abth. von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Montag, 11. Febr. Letzter Maskenball im hiesigen Stadt-Theater, verbunden mit einer Tombola (Glücks-Urne).

Erster Gewinn ein Parterre-Abonnement auf 1 Jahr gültig.
Zweiter " " " " " ½ " "
Dritter " " " " " ¼ " "

Die drei scherzhaften Gewinne werden erst am Abend der Ziehung bekannt. Zu jeder Eintrittskarte wird eine Nummer für die Tombola gegeben.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. H. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 35. Samstag, den 9. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

13.

Die Meldung.

Stunden vergingen, und noch erschien kein Bescheid des Kommandanten. Albert hatte Zeit, aus dem Fenster seines Zimmers das Sternschloß zu betrachten.

Es lag hart am Flüßchen, auf einer sich hoch über den Spiegel eines meilenlangen See's erhebenden Landzunge. Seine Entstehung schien es dem 14. oder 15. Jahrhundert zu verdanken. Doch ragten auch zwischen der niedrigen weitläufigen Ringmauer und dem alten Schlosse, in welches man durch das hohe Thor eines sehr breiten runden Thurmes mit flachem Söller gelangen konnte, zahlreiche Wirthschaftsgebäude aus der neuern Zeit hervor, deren rauchende Schornsteine zu erkennen gaben, daß es dem Schlosse an Bewohnern nicht fehle. Gut besetzt mußte das Schloß, vor Erfindung des Geschützes, uneinnehmbar gewesen seyn; das zeigte seine ganze Lage.

Aber auch jetzt würde es, mit Geschütz versehen, einem Handstreiche wohl getrotzt haben. Dieses zu beurtheilen, war Albert wohl befähigt, da er im Vaterlande seiner Militairpflicht im Artilleriekorps genügt hatte und in dieser Waffe nicht unbedeutende Kenntnisse gesammelt hatte.

Aurelia war in einem großen ledernen Lehnstuhle am Ofen eingenickt, und auch Albert hatte die Augenlieder geschlossen und die Pfeife ausgehen lassen, als Beide plötzlich durch ein heftiges Pußen und ein knitterndes Geräusch geweckt wurden.

Der Korporal stand im Zimmer, blies wiederholt stark auf einen Bogen Papier, den er schon mehreremale mit dem Aermel seines Rockes überwischt und in die Luft geschwenkt hatte. Allein so oft er die Augen rieb, noch war kein Wörtchen über seine Lippen gekommen:

„Muß zornig gewesen seyn! allzuschnell geschrieben!“ murmelte er endlich, und reichte Albert den zum Theil beschriebenen Bogen.

Albert erkannte auf den ersten Blick, daß die Schrift keineswegs zu schnell, wohl aber mit vieler Anstrengung und mangelhaft angefertigt war.

Sie lautete:

„Der angemeldete Herr aus Robota und Frau, kann es halten, wie er will. Erstens: Er kann hinreisen, woher er gekommen ist. Zweitens: Er kann sich die Augen verbinden lassen. Drittens: Er kann mir einen kaiserlichen Orden schicken, wenn er einen hat. Viertens: Kann er mir andere Papiere schicken, oder selbst mitbringen, aber mit verbundenen Augen.

Der Kommandant vom Sternschloß.

1846. O. L. Wastel.“

Seufzend legte Albert den Bogen, dessen Inhalt er dem Korporal laut vorgelesen, auf den Tisch.

„Ueberlegen's sich's holt ä Bissel! 's hot Zeit!“ — sagte Korporal Gnitsch, und kehrte zum Landsknecht zurück, um zu sehen, ob seine Karte gewonnen hatte.

„Das sind trübe Aussichten!“ sagte Albert zu Aurelia. „Was werden wir von diesem weitläufigen, und wie mir scheint, eben nicht fein gebildeten Manne, uns nicht gefallen lassen müssen? Doch hier ist weiter keine Wahl; der einzige Weg in's Schloß zu kommen, ist Blindekuh zu spielen und meine Papiere mit zu nehmen. Sonst unterhandeln wir noch in acht Tagen, wenn wir nicht gar mit einbrechender Dunkelheit aus dem Bereich der Festung gewiesen werden.

Albert theilte dem Korporal seinen Entschluß mit.

„Warten's noch ä Bissel! 'S kommt halt gleich die Ablösung, dann nehm' i Sie mit hinein!“

Nach zwei Stunden erschien die Ablösung, und Gnitsch forderte Albert auf, sich die Augen verbinden zu lassen, und gestattete, daß Aurelia diese Operation nicht ohne Lächeln und nicht allzufest bewerkstelligte.

„Könn's halt no was schaue?“ — fragte Gnitsch.

„Nein!“ war die Antwort.

„Na, denn komm's mit! Halten's nur Tritt! links, rechts, links, rechts! 'S wird halt schon gehen.“

Und es ging ganz gut bis zum Thore des Schlosses, wo die ankommenden vier Mann mit ihrem geblendeten Arrestanten ganz so behandelt wurden, wie ein wildfremdes Bataillon, das den Eingang in das Schloß begehrt hätte. Es dauerte sehr lange, bevor Albert ein Thor sich öffnen und ein Fallgitter aufziehen hörte, dann stand er auch bald in einem Zimmer des Thurmes vor dem Kommandanten, und Gnitsch nahm ihm die Binde ab.

14.

Das Verhör.

Der Ober-Lieutenant Wastel, (denn diesen Rang sollte das O. L. vor seinem Namen andeuten), war ein noch rüstiger, untersetzter Mann von ungefähr sechzig Jahren. Der Ernst, welchen er seinen, von der Natur mit der den Tyrolern eigenen Freundlichkeit begabten Zügen aufzuzwingen bemüht war, gab denselben einen unaussprechlichen Ausdruck, welchen besonders die sehr hoch hinaufgezogenen Augenbraun zum Lächerlichen machten.

Wastel hatte den Feldzügen von 1813, 14 und 15 beigewohnt, war aus Vorliebe Soldat geblieben, und endlich bis zu

Digitized by Google

seiner jetzigen hohen Stufe als Ober-Lieutenant und Kommandant emporgestiegen, auf welcher ihm, der auf den höchsten Felsenspitzen Tyrols, als Gemsenjäger, ohne Schwindel herumgehüpft war, doch jetzt, da der Ruheposten im Sternschloß, durch die Lage des Landes, mit einem Male aus der Vergessenheit emportauchte, wirklich von Zeit zu Zeit ein Schwindel anwandelte.

Er hatte Schloß und Umgegend in Belagerungszustand erklärt und dann, wie wir noch später erfahren werden, sehr auffallende und wunderliche Vorkehrungen getroffen. Zu diesen gehörte der Entschluß, Niemand im Sternschloß aufzunehmen, der nicht durchaus unentbehrlich darin sey oder eine kaiserliche Ordre vorzeigen könne. Er war daher fest entschlossen, Albert's Gesuch, das er nun schon kannte, rund abzuschlagen. Dennoch ließ er sich herab, das Examen mündlich noch einmal ganz von vorn zu beginnen, und richtete die Frage an Albert.

„Was wünschen's?"

Albert trug seine Bitte ausführlich vor, schilderte seine Lage und äußerte den Wunsch, über die Gränze zu gehen, um dann den Grafen Vinzent, der sich jetzt in B. befinde, mündlich von den auf seinen Gütern stattgehabten Ereignissen in Kenntniß zu setzen.

„Korporal Gnitsch! rufen's mir doch mal den Herrn Fähnrich, Graf Dovich!" sagte Wastel, als Albert geendet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gespenst in Cock-Lane.

Vor Jahren gab es keine Stadt, wo nicht ein verdächtiges Haus gestanden, in dem, nach dem Volksglauben, Geister und Gespenster umgegangen. Selbst in den protestantischen Landen ist der Aberglaube nicht ganz kraftlos gewesen, und mehrere Leute von Gewicht haben versucht, ihm ein weites Feld zu öffnen. Berlin, London und Weinsberg haben ihre Geister gehabt. Wir wollen hier die Geschichte der glücklichen Beschwörung eines derselben mittheilen, der in London, in der Cock-Lane (im Hahnen-Gäßchen), in einem ziemlich verdächtig aussehenden Hause spukte.

Im Jahre 1759 wohnte in diesem Hause der Pfarrer der heiligen Grab-Kirche, bei welchem sich noch ein Herr mit seiner Gattin eingemiethet hatte. Nachdem der Fremde einige Wochen dort geweilt, ward er über Land gerufen. Die Tochter des Predigers ward von der Dame, Miß Fanny, gebeten, bei ihr zu schlafen. Eines Morgens beschwerte diese sich über großes Geräusch, welches sie während der Nacht beläftiget habe. Das Geräusch dauerte nun fort und verschiedene Personen wurden eingeladen, in das Zimmer zu kommen und sich von der Wahrhaftigkeit der Aussagen zu überzeugen; unter diesen befanden sich einige, deren Biederkeit über jedem Zweifel stand. Der obengenannte Herr, Kent mit Namen, kam nun nach der Stadt zurück, wechselte die Wohnung und zog in die Nachbarschaft von Klerkenwall, wo seine Frau bald darauf starb. Der Lärm währte nun in des Predigers Hause stätig fort, bis zum Beginn des Januars 1762, dann aber wuchs er auf eine außerordentliche Weise. Das Mädchen fiel auf ein gewisses Pochen und Kratzen, das unter ihrem Bette her zu kommen schien, in heftige Krämpfe und Zuckungen. Ein aufwartendes Frauenzimmer und der Prediger, der Vater des Mädchens, befragten den Geist und brachten heraus: daß ein vereinzeltes Pochen eine Bejahung, wiederholtes Pochen aber eine Verneinung bedeuten solle. Wenn der Geist übelgelaunt war, wurde das Kratzen sehr stark. Da Miß Fanny vor ihrem Tode schon von dem Geräusche getrübt worden war, vermuthete man, daß es von ihrem Geiste herrühre. Durch die Unterhaltung mit diesem Geiste entdeckte man ferner: daß Miß Fanny durch Gift, das man drei Stunden vor ihrem Hinscheiden in ihr Wermut-Bier gemischt, ermordet worden sey.

Hierauf wurde das Mädchen, weil mehrere Leute irgend Betrug unter der Geschichte wittern wollten, von Cock-Lane entfernt; nichtsdestoweniger aber erklärten zwei Dienstboten, der Prediger und seine Tochter dazu, daß sie den Geist regelmäßig erschauten und zwar in Gestalt einer glänzenden Frau.

Jetzt wurde der Lord-Mayor ersucht, die Sache in nähere Erwägung zu ziehen, und in Folge dieser das Mädchen von ihrem Vater entfernt, zu dem angesehenen Geistlichen Aldeich in Klerkenwall gebracht, den Betrug, wenn er vorhanden sey, zu entdecken. Männer von unbezweifeltem Rufe, sowohl Geistliche als Weltliche, waren zugegen, als das Mädchen am 1. Februar befragt wurde. Gegen 10 Uhr Nachts ward die Geisterseherin durch mehrere Frauen zu Bette gelegt. Der Geist hatte zuvor durch ein bejahendes Pochen angezeigt, daß er einem der Herren in dem Gewölbe unter der St. Johannes-Kirche in Klerkenwall, in welcher der Leichnam der Miß Fanny ruhte, erscheinen, daß er ein untrügliches Zeichen durch Pochen auf den Sarg an den Tag legen wolle. Während die Herren sich noch darüber besprachen, wer von ihnen die nächtliche Fahrt zum Grabgewölbe machen solle, wurden sie in das Schlafzimmer gerufen, wo eben seltsames Pochen und Kratzen gehört worden war, wo denn das Mädchen erklärte, sie fühle den Geist gleich einer Maus über ihre Wange laufen. Wenn man die Seherin bat, ihre Arme über der Bettdecke zu halten, ward aber nicht das mindeste Geräusch gehört. Hierauf verfügte sich die Gesellschaft, unter welcher der obengenannte Herr Kent sich befand, der eben Miß Fanny vergiftet haben sollte, in das Grabgewölbe. Kent beschwor dann den Geist, das ganze Geheimniß zu enthüllen, aber der arme Geist blieb stumm, kein Klang ward gehört, kein Zeichen gegeben! Die Ergebnisse dieser Nacht überzeugten die Meisten, daß das ganze Gewebe nur auf einem Betruge beruhe, jedoch gab es noch Einige, welche die arme Predigerfamilie ob des Spottes bemitleideten, eine neue Untersuchung verlangten.

Sonntag den 7. Februar ward daher das Mädchen in das Haus eines Herrn auf dem Strand gebracht und durch zwei Frauen zu Bette gelegt; aber kein Geräusch ward gehört, sowohl während der Nacht, als auch am folgenden Morgen. Montag Abends ward sie in ein anderes Bett gelegt, wo denn der Lärm etwa sieben Uhr Morgens wieder begann. Mehrere Beweise von der großen Macht des Geistes wurden nun an Tag gelegt, bis zum nächsten Sonntag, wo es sich ergab, daß es dem Mädchen gelungen war, in die Küche zu schleichen und dort ein Brett, sechs Zoll lang, vier Zoll breit, unter ihrer Schnürbrust zu verbergen. Ins Bett gebracht, erklärte sie nun, daß sie nächsten Morgen sechs Uhr den Geist Fanny's bringen wolle, was sie auch that, indem sie an ihrem Brett pochte und kratzte. Sie ward nun durch zwei Mädchen durchsucht und das Brett ward in dem Bette gefunden.

Nachdem der Betrug solcherweise entdeckt war, legte das listige Mädchen ein getreues Geständniß ab, auf welches am 10. Juli 1762 fünf Personen vor dem Lord Oberrichter Mansfield vor dem Gerichtshofe Kings-Bench der Verschwörung gegen Leben und Ruf des William Kent angeklagt und für schuldig befunden wurden. Nach diesem Urtheile wurde Elisabeth, die Frau des Predigers, zu einem Jahr, Marry Leaser zu sechs Monden Haft verurtheilt. Richard, der Prediger, ward zu dreimaliger Ausstellung am Pranger verdammt: zuerst in der Straße Cock-Lane, dann vor der königlichen Börsenhalle, drittens vor Charing Croß —, wo wir ihn lassen wollen. W. v. W.

Digitized by Google

Aus einem Schreiben aus Paris.

Der Schreiber dieser Zeilen befand sich neulich in einer französischen Gesellschaft, worin nicht nur über unsere Naivetät in politischen Dingen, sondern auch über unsere Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche und namentlich über unser Titelwesen mit einer Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit abgeurtheilt ward, wie es nur leichtfertigen und oberflächlichen Franzosen zusteht, die nur ihr Monsieur und seit der Revolution nur ihr Citoyen kennen.

Obgleich Ihr Korrespondent nun schon Jahre lang ohne Titel in Frankreich lebt, so hat er darum doch keineswegs seinen germanischen Patriotismus verloren. „A tous les coeurs bien nés que la patrie est chère", sagt selbst der spöttische Voltaire. Sie mögen also leicht denken, wie sich mein Herz entrüstet fühlen mußte, als die deutsche Ehre, bei einem so wesentlichen Punkte, wie die unserer Titel, angegriffen wurde. Dies hat mich selbst auf die Idee gebracht, das Vernunftgemäße unserer Titel sowohl denjenigen Deutschen zu beweisen, die sich bis dahin derselben nur gedankenlos bedienten, als auch die Begriffe Derer zu berichtigen, die in ihrem jakobinischen Uebermuthe noch dagegen eifern.

Zwar könnte man, ich gesteh' es, so lange man die Sache nur obenhin betrachtet, es lächerlich finden, wenn Jemand die Titel von denjenigen Dingen gebraucht, wovon er nicht das Geringste besitzt, so daß Einer der Großmächtigste genannt wird, wenn er gleich weder gegen die Beschwerden des Zipperleins, noch auch wider die Schmerzen des Podagra's sich schützen kann; ein Anderer der Hochlöblichste, wovon kein Mensch auch nur was Löbliches zu sagen weiß, noch ein Anderer Excellenz, wovon Niemand eine Vortrefflichkeit bemerkt hat; eben so könnte es sonderbar scheinen, daß die Ehre der Titel nicht an der Person, sondern am Amte und Stande hange, endlich durch Geburt und Heirath mitgetheilt oder durch Geld sogar erkauft werden können.

Aber sind die Titel eben darum nicht schon eine wohlthätige Einrichtung in der Welt, daß durch sie mehrere und größere Vorzüge der Menschen möglich werden, als die Natur selbst hervorbringen konnte. So kommen nicht nur mehr Tugenden zum Vorschein, sondern jedes Amt und jeder Stand bekommt auch eben diejenigen, welche ihm am angemessensten sind. So bekommt die Theologie die Hochwürdigsten, der Adel die Gnädigsten, die Regierung die Excellenzen, ein Senat die Hochweisen.

Und wie angenehm ist es nicht, mit lauter Menschen von verschiedener Würde zu thun zu haben, da alle Diejenigen, an welche man schreibt oder mit welchen man spricht, hoch zu ehrende, oder durch so manchen andern Ehrentitel ausgezeichnete Männer sind? Noch größer ist der Vortheil, daß man schon auf der Stirn jedes Briefes lesen kann, wer und wie Derjenige sey, an welchen er geschrieben ward, was man außerdem aus ihm selbst oft mit aller Mühe nicht herausbringen würde.

Es war eine gute preisliche Einrichtung, daß die Erfinder der Titel nur sehr wenige von der Weisheit und hingegen die meisten von der Geburt ableiteten. Was soll auch die Weisheit? Um eine so seltene Eigenschaft entbehren zu können, wurden ja eben die Titel als ihre Stellvertreter erfunden. In Rücksicht auf die Geburt könnte vielleicht Jemand einwenden, es scheine viel rühmlicher, wenn man von Jemanden sagen könne, er sey wohl gestorben, als er sey wohl geboren. Aber auch das ist falsch. Denn von Vielen weiß man nie eine größere oder berühmtere That, als diese, daß sie geboren wurden. Bei Vielen wären wir auch durch ihr Leben und ihre Thaten nie auf die Vermuthung gekommen, daß sie je geboren und gestorben wären, hätten wir nicht gelesen und gehört, daß sie wohl geboren waren.

Ich schließe, mein werther Redakteur, obgleich ich fühle, daß ich meinen Gegenstand noch keineswegs erschöpft habe. Mögen Diejenigen, denen die deutsche Ehre (die in Titeln ihr schönstes Symbol hat), wie mir am Herzen liegt, mich ergänzen. Und an Solchen kann es in einem Lande nicht fehlen, wo beinahe Jeder an der Sache betheiligt ist. Das Vernünftige wird und muß doch am Ende über die Unvernunft obsiegen. Barkas.

Kälte-Grade vom 22. auf den 23. Januar 1850.

Aufgenommen nach den verschiedenen Lagen der Frankfurter Gemarkung und den verschiedenen Stunden der Nacht und des Morgens bei Ostwind. *)

Auf dem Röderberg 1½ Uhr Morgens 24½° Reaumur, in mehreren Gärten gleichlautend.

Am Fuße des Mühlbergs 4 Uhr Morgens 22°, auf dem Berge gleichlautend.

Zwischen dem Schaumain- und Affenthor 1½ Uhr Morgens 21° knapp, 7½ Uhr 20°.

Vor Oberrad 7 Uhr Morgens 22½°.

In Bockenheim, südlich, 7 Uhr Morgens 19½°.

Am Weg nach den Kettenhöfen 1 Uhr Morgens 21½°.

An der Windmühle 6 Uhr Morgens 22°.

Am Main-Neckar-Bahnhof 1¾ Uhr Morgens 22°.

An der Bockenheimer Chaussee 7 Uhr Morgens 19½°.

An der Hochstraße, Promenade-Seite, 11 Uhr Abends 22°.

Im Senkenberg'schen Garten am Eschenheimerthor 7 Uhr Morgens 19½°.

Am Friedhofsweg 1½ Uhr Morgens 21°.

Auf der Günthersburg 7½ Uhr Morgens 22°.

An der Bornheimer Haide 1 Uhr Morgens 20°.

Das Quecksilber hatte nicht festen Stand zwischen diesen Kälte-Graden; an mehreren Orten wurde bemerkt, daß es von 20½ auf 19, selbst auf 17° wieder aufwärts sich hob, und daß ein fester Stand erst gegen Morgen 7 Uhr sich zeigte, was jedenfalls der nach Mitternacht sich öfter bildende und sich wieder zerstreuende Nebel bewirkt hatte.

Die Verschiedenheit der Kälte-Grade an den verschiedenen Orten zu ein- und derselben Stunde mag wohl daher rühren, daß z. B. der Röderberg dem Wind voll ausgesetzt war, während der Wind auf die anderen Lagen seinen Weg über die Stadt nahm und sich auf diesem Weg durch die ausströmende Wärme der Schornsteine ꝛc. um 1—2° bricht. Höhe und Tiefe der Lagen, Umgebung ꝛc. haben unstreitig ihren Antheil am höheren und tieferen Thermometerstand. Gewiß ist, daß, wenn das Quecksilber in einer Nacht zwischen hohen Kälte-Graden fällt und steigt, ein Witterungswechsel nahe bevorsteht. In diesem Falle ist der Thermometer ein besserer Wetteranzeiger als der Barometer. B.

*) Aus den Verhandlungen der Freitags-Versammlungen der Gesellschaft „Flora" vom 25. Januar 1850.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine neue Nordpol-Expedition.) Auf Anordnung der englischen Admiralität ist eine neue Nordpol-Expedition, bestehend aus den Schiffen „Enterprise" und „Investigator", zur Aufsuchung des Capitains Sir John Franklin oder doch mindestens zur Ermittelung des Schicksales dieses kühnen Seefahrers

Digitized by Google

und seiner Reisegefährten abgegangen. Die beiden genannten Schiffe sind bekanntlich früher bereits unter dem Kommando von Sir James Roß in den Nordpool-Meeren gewesen; gegenwärtig werden sie von Capitain Collinson geführt. Derselbe hat den Auftrag, in die Behringsstraße einzulaufen und nach der westlichen Seite der Melville-Insel zu gehen, wo man, nach der Meinung von Roß und anderen Nordpolfahrern, Spuren von Sir John Franklin finden dürfte. Man vermuthet, daß der „Erebus" und der „Terror", die beiden von Letzterem befehligten Schiffe, in der Gegend von etwa 110° W. L. (von Greenwich) eingefroren seyen, wohin Sir James Roß, der den Weg durch die Barrowsstraße bis zum Kap Bunny genommen, nicht gedrungen war. Manche glauben inzwischen, daß eine Durchfahrt von der Behringsstraße nach der Westküste von Melville — ein Weg von beiläufig 900 engl. Meilen — gar nicht möglich sey, und daß, wenn sie gelänge, dadurch das seit Jahrhunderten ungelöste Problem der Auffindung einer Nordwest-Durchfahrt gelöst würde. An die Expedition des Capitains Collinson knüpft sich demnach ein doppeltes Interesse: eine Auffindung und eine Entdeckung.

(München.) Aus guter Quelle kann versichert werden, daß das alte Hoftheater an der Residenz, in welchem schon seit 18 Jahren nicht mehr gespielt wurde, wieder hergestellt wird, so daß darin schon in diesem Jahre wieder Operetten, Konversationsstücke, Lustspiele und mitunter kleine Ballete oder Pantomimen, auch Possen mit Gesang oder Zauberspiele aufgeführt werden können, während im großen Hof- und Nationaltheater große Opern, Tragödien, großartige Schauspiele und Ballets zur Vorstellung kommen sollen. Das Schauspielpersonal für beide Hofbühnen hat für gewisse Rollenfächer eine erforderliche Vermehrung zu gewärtigen, so daß künftig jeden Tag gespielt werden kann.

In dem spanischen Kloster La Canal im Thale von Cariedo leben 22 Nonnen, die zusammen 1922 Jahre alt sind; jede zählt also durchschnittlich ungefähr 90 Jahre. Von Entführungen kann dort wohl nicht die Rede seyn!

Frankfurter Theater.

Obgleich seither vielfach über Theilnahmslosigkeit des Publikums am Theater geklagt wurde, so hatte doch die Oper „Martha" von Flotow ein dicht besetztes Haus zusammengerufen. Mochte immerhin auch der Sonntag mit seinem eben recht schlechten Wetter, vielleicht auch das lustige Genrebild: „Der Kurmäcker und die Picarde" von Schneider, welches der Oper folgte, manchen Gast noch mitbestimmt haben, wir dürfen dennoch annehmen, daß das Hauptstück, die wirklich durch und durch vortreffliche Oper, das Meiste gethan hatte. Jene erwähnte Theilnahmslosigkeit ist übrigens mehr im Hause selbst zu finden; man glaubt die dem Künstler so wohlthuende und für ihn so nothwendige und in ihrer Folge so fruchtbringende warme Empfänglichkeit zu vermissen; der Beifall fällt meist spärlich aus, selbst bei ausgezeichneten Leistungen. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, es sey dieser Vorwurf keineswegs als direkte Schuld beizumessen; es sey keineswegs die von Haus aus kalte Natur des Publikums, noch weniger aber eine Nichtanerkennung der Vortrefflichkeit des Dargebotenen, denn sowohl die Direktion, als das Personal haben in dieser Saison alles Erreichbare aufgeboten und sehr viel geleistet. Es erscheint uns vielmehr das Theater vorherrschend leider ein Lückenbüßer seyn zu müssen, nach Katastrophen in unserem öffentlichen wie geselligen Leben, welchen nothwendig eine Abspannung folgen mußte, größer um so mehr, als vorher so seltene, so erwartungs- und hoffnungsreiche Ereignisse gingen, begleitet von abenteuerlicheren Situationen in Wirklichkeit, als sie die Bühne im Spiegel zeigt; und dazu die unfertige, unbehagliche Gegenwart! Muß nicht durch und durch nasses Holz wieder trocknen und unter schützendem Dache liegen, bevor es zündet? So auch hier. Um so mehr Gewicht müssen wir aber auf die Unverdrossenheit und den Fleiß der Künstler legen, sowohl derer auf der Bühne, als der des Orchesters. Die Oper anerkennend, so ist sie das Kind eines Komponisten, der in dem Cyclus der Neuern, insbesondere zwischen der Trias Weber, Spohr, Maeschner mit in vorderster Reihe steht. Wahrheit der einzelnen Charaktere, wie des Ganzen, national wie psychologisch betrachtet; Reichthum der Erfindung, welche selbst das Nichtoriginale mit individuellen Farben ziert; feine Benutzung der Mittel, namentlich auch in den Chören und im Orchester; Fluß und reizende Lebendigkeit in den einzelnen in einander greifenden Situationen bei schöner Abrundung des Ganzen sind die hervorstechendsten Eigenschaften derselben. Die Träger der Hauptrollen waren die Damen Behrend-Brandt und Lutz und die Herren Oettmer und Caspari. Die Erstere (Martha) ist mit Recht eines unserer geschätztesten Mitglieder der Oper; ihre reichen Stimmittel und die Sorgfalt ihrer Darstellungen berechtigen sie dazu, welches auch meist vom Publikum beifällig anerkannt wird. Noch etwas mehr Freiheit, objectivere Fassung der Charaktere, welche die Schwierigkeiten leicht überwindet und dem Hörer verdeckt, würden vielen ihrer Rollen den Stempel der Genialität aufdrücken und gewiß auch einzelne Detonationen, namentlich bei ihrem gewohnten Fleiße, glücklich besiegen. Ueber ihre im Ganzen recht brave Martha haben wir nur ein Rokadene zu machen, nämlich dies: Wir glauben nicht, daß es wirklich die englische Lady war, als sie im Hause des Pächters nun als Magd ihre Arbeit beginnen sollte, obgleich wir die Mehrzahl der uns bekannten Darstellerinnen der Martha in ziemlicher Uebereinstimmung mit Frau Behrend wissen. Ihr würdig zur Seite gab Frau Lutz die Nancy. Eine gewandte Künstlerin, die sich rührig und leicht in ihrer Rolle bewegte und durch wahre und schön abgerundete Darstellung verdienten Beifall erntete. An Hrn. Oettmer besitzen wir einen ausgezeichneten Sänger von einem selten reichen Repertoir; eine sehr glückliche Natürlichkeit beherrscht in ihm den Künstler, ohne daß je eine Stelle ein allzu individuelles Gepräge erhielt, und so soll es seyn. Es will uns bedünken, als wenn in ihm der wackere Künstler im Allgemeinen nicht die gleiche Anerkennung fände, wie bei seinem früheren Hierseyn der jugendliche, übersprudelnde Sänger, der gerade jetzt als fortgeschrittener Sänger dasteht. Wir haben sogar über seinen Pächter Stimmen gehört, welche meinen, er habe ihn zu sehr im Einzelnen schattirt, namentlich zu lebendig gehalten. Wie theilen diese Ansicht nicht und geben zu bedenken, daß diese Bemerkungen meist aus jenem Gefühle entspringen, welches ein jedes nicht vollkommen ebenmäßige Ensemble erzeugt, und meinen, es habe besonders an Hrn. Caspari gelegen, hierin abzuhelfen. Dieser objektivirt nicht genug; meist tritt uns der weiche, in Empfindung sich bewegende Troubadour, nicht aber der die einzelnen Züge scharf zeichnende Charakteristiker vor Augen. Gesang und Action müssen Hand in Hand die innern Kanten der Gemüthskämpfe in scharfe Spitzen vorkehren und immer wieder zum psychologisch vermittelt lebendigen Ganzen umwenden. Mögen diese wenigen, durchaus ohne Hörner und Zähne gegebenen Bemerkungen eine unparteiische und fruchtbare Würdigung finden! Der Totaleindruck der Oper war ein sehr günstiger, woran auch das wackere Orchester und die gelungenen Chöre ihren guten Antheil hatten und wir zählen sie zu den gelungensten Darstellungen der laufenden Saison. Die Damen Behrend-Brandt und Lutz, sowie Hr. Oettmer wurden am Schluß gerufen. D.

Theater-Anzeige.

Samstag, 9. Febr. Berlin bei Nacht, Vaudeville-Posse in 3 Abth. von D. Kalisch, Musik von F. W. Meyer.

Sonntag, 10. Febr. (Neu einstudirt): Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abth., Musik von Wenzel Müller.

Montag, 11. Febr. Letzter Maskenball im hiesigen Stadt-Theater, verbunden mit einer Tombola (Glücks-Urne).

Erster Gewinn ein Paterre-Abonnement auf 1 Jahr gültig.
Zweiter " " " " " 1/2 " "
Dritter " " " " " 1/4 " "

Die drei scherzhaften Gewinne werden erst am Abend der Ziehung bekannt. Zu jeder Einteilskarte wird eine Nummer für die Tombola gegeben.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. H. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

M. 36. Montag, den 11. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Nach wenigen Minuten schwebte ein nettes, junges Männchen von siebzehn bis achtzehn Jahren in's Zimmer.

„Herr Fähnrich, Graf Dovich, kenn's den Herrn da?" fragte Wastel, auf Albert deutend.

Der Fähnrich verneinte diese Frage auf's bestimmteste.

„Na, da haben wir's! Was sagen's jetzt?" fragte der Kommandant den erstaunten Albert, der um Aufklärung bat.

Diese gab ihm Wastel sofort, indem er geradezu äußerte, Albert sey gar nicht in Robota beim Grafen Vinzent gewesen, denn der Fähndrich, Graf Dovich, sey ein nahee Verwandter des Grafen Vinzent, öfter in Robota gewesen, und müsse dort Albert haben kennen lernen, wenn er sich wirklich da befunden habe.

Obgleich sich nun ermittelte, daß Graf Dovich seit fünf Jahren nicht in Robota gewesen, und Albert, laut seinen Papieren, erst seit drei Jahren sich dort befunden habe, so blieb der Kommandant doch beharelich bei seiner Weigerung, Albert und seine Frau aufzunehmen oder weiter geleiten zu lassen.

„Gut! Herr Kommandant," sagte endlich Albert, „Sie werden dem Grafen Vinzent regreßpflichtig werden, wenn seine Papiere und Gelder verloren gehen und ich von Insurgenten gemißhandelt oder getödtet werde, da mir doch der Gesandte durch seines Namens Unterschrift und des Kaisers Siegel in den kaiserlichen Landen Schutz und Sicherheit zusagte."

Das wirkte!

„Lasse's mi doch mal schauen des Kaisers Siegel!" sagte Wastel verdutzt.

Nicht ohne Zagen langte Albert seinen vom Gesandten visirten, aber längst verjährten Paß hervor. Doch seine Besorgniß war grundlos. Dem Kommandanten, der nicht auf dem Berliner Paß-Bureau gearbeitet hatte, wurde der Paß durch sein Alter, wie andere Urkunden, nur noch ehrwürdiger.

„Ach, das is was anders! d'ob i Respekt! Nu is mei Pflicht und Schuldigkeit, i muß Sie schütze! — Nu kommen's, wenn Sie wolle!" sagte Wastel.

Und diese fatale Sache war somit glücklich beendigt. Mit militärischer Eskorte und Beobachtung aller kriegerischen Sicherheitsmaßregeln, kehrte Albert nach dem Gasthofe zurück, und hielt bald wieder, in Begleitung seiner Frau, vor dem Thore des Schlosses. Da thürmte sich ein neues Hinderniß auf.

„Halt!" rief der Kommandant, als Albert ausstieg und seiner Frau aus dem Wagen half, „'ne Frau steht niet im Paß!"

Glücklicher Weise half hier der Fähnrich aus der Verlegenheit. Erfreut begrüßte er in Aurelia die Schwester seines verstorbenen Jugendfreundes, mit dem er so manchen tollen Streich in Woinowo und Robota ausgeführt, und viele fröhliche Tage verlebt hatte.

Mehr bedurfte es nicht, hier die Bedenken des alten Tyrolers zu beseitigen, der ohnedieß dem hübschen Gesicht eines Mädchens oder einer jungen Frau niemals gram gewesen war.

15.

Das Sternschloß.

Außer Wastel bewohnte noch ein Intendant Loibel mit seiner Familie und Hausgenossen das Schloß. Dieser Intendant war im Frieden hier offenbar die Hauptperson, und Wastel hatte seit dreißig Jahren mit seiner gegen vierzig Mann starken Besatzung nur im Schlosse verweilt, um den Intendanten in Aufrechthaltung und Durchführung der gesetzlichen Ordnung, und nöthigenfalls Beitreibung der Abgaben u. s. w. zu unterstützen und dessen Requisitionen, in Betreff nöthig werdenden Einschreitens, zu genügen. Hierbei hatten denn von Zeit zu Zeit kleine Streitigkeiten stattgefunden, die sich indeß, wenn nirgend anders, gewöhnlich an der Tafel des Intendanten ausglichen, welche der unverheirathete Wastel, gegen geringe Vergütigung, regelmäßig besuchte.

Der plötzlich ausgebrochene Aufruhr unter den Landleuten, und die Excesse, die ihn begleiteten, hatten den Intendanten erschreckt und in Furcht gesetzt. Dies veranlaßte den Kommandanten zu außerordentlichen Maßregeln, denen sich der ängstliche Intendant um so bereitwilliger fügte, da er sich durch dieselben eines großen Theils seiner Verantwortlichkeit enthoben und seine eigene und seiner Familie Sicherheit befördert glaubte. Wastel war also augenblicklich Gouverneur, Kommandant, Direktor, kurz Alles, was er wollte. Gewiß die glänzendste, aber wie wir gleich erfahren werden, auch ohne Zweifel die gefahrvollste und verantwortlichste Stellung seiner ganzen langen Dienstzeit.

Zuvorkommend hatte der Intendant (in dessen Frau und Tochter Aurelia einen lang entbehrten, ihr zusagenden weiblichen Umgang fand) Albert einige, zwischen seiner und des Kommandanten Wastel Wohnung belegene Zimmer eingeräumt.

Der Rittersaal des Schlosses war der allgemeine Versammlungsort, das Speise- und Berathungszimmee. Er befand sich auf einer Ecke des Schlosses, und gewährte sowohl die Aussicht nach dem Meierhofe, als über den bedeutenden Landsee.

Der strengen Sperre zu Lande, welche Wastel angeordnet, haben wir bereits gedacht. Freier war die Kommunikation zur See, denn der Kommandant hatte sich gleichzeitig mit der Erklärung des Belagerungszustandes bewundernswürdig schnell in den Besitz aller Fahrzeuge zu setzen verstanden, welche mehr als zwei Mann trugen und dieses Meer befuhren, das die unverkennbar allerschwächste Seite der überhaupt nicht eben festen Festung umspülte.

Digitized by Google

Sechs große Fischerboote füllten den Hafen vom Sternschloß, hier eine so entschiedene Uebermacht zu Wasser, daß die der englischen Marine auf den übrigen Gewässern der Erde dagegen auf Null herabsinkt.

Einen Gefreiten Karpani, einen gebornen Triester, den Wastel unter seiner Besatzung ausgewittert, hatte er zum Hafen-Kommandanten und Groß-Admiral dieser Flotte bestellt und ihm einige tüchtige Schützen, die zugleich tüchtige Ruderer waren, beigesellt, und nun schlief Wastel ruhiger, wie vorher, wenn das überhaupt möglich gewesen wäre. — Das müssen wir aber bezweifeln, denn eine fast dreißigjährige Gewohnheit hatte es dahin gebracht, daß Wastel, gleichgültig gegen alles andere Geräusch dieser profanen Welt, nur erst spät am Morgen, nach wiederholtem Klirren der Kaffeetassen, dem Bette entstieg. Dagegen verweilte er gern lange an der Abendtafel, und es kostete ihm keine besondere Anstrengung, die Stunde der Mitternacht schlagen zu hören.

Wastel kannte seine schwache Seiten. Er hatte daher dem Korporal die gemessenste Ordre ertheilt, mit Vernachlässigung alles militärischen Respekts, ihm, dem Chef und Kommandanten, in dieser gefährlichen Zeit, wo sich die Festung in Belagerungszustand befand, ohne alle Umstände ein Glas kaltes Wasser über das Gesicht zu gießen, wenn wirklich einmal in den Stunden zwischen Mitternacht und dem anbrechenden Tage die Erweckung des Kommandanten des Platzes nöthig sey.

Aber die Welt ist stets geneigt, das Strahlende zu schwärzen, und so könnte sie auch leicht geneigt seyn, Wastel's bisher gerühmte Eigenschaften zu verkennen. Wir fühlen uns daher um so mehr verpflichtet, einige seiner unbestreitbaren Tugenden und Geschicklichkeiten sofort zu erwähnen.

(Fortsetzung folgt.)

Die pfälzisch-hessische Eisenbahn.

Aus der Pfalz, 5. Febr. Wenigen Lesern dieser Blätter ist es wohl unbekannt, daß die Eisenbahn von Speyer nach Berbach, d. h. dem letzten bayerischen Orte an der preuß. Gränze, vollständig fertig und seit einem halben Jahre dem Betriebe übergeben ist. An sie anschließen wird sich noch in diesem Jahre die preuß. Bahn nach Saarbrücken, an den reichen, die besten Kohlen enthaltenden Gruben unmittelbar vorbeiführend, so daß die Wagen, welche die Kohlen hinausfahren, an den Gruben selbst belastet und in die östliche Pfalz, an den Rhein u. s. w. mit geringen Kosten verführt werden können. Es ist unzweifelhaft, daß — wie es auch schon im ersten Projekt der Herren Ingenieure Straus und Hummel berechnet war — allein dieser Kohlentransport die Zinsen des Baukapitals decken wird, und der Personen- und Waarenverkehr, sobald die Bahn von Saarbrücken nach Metz und von da bis Frouard fertig, und so der Anschluß an die Bahn von Paris nach Nancy und Straßburg bewerkstelligt ist, eine namhafte Dividende den Aktionären abwerfen wird. Indessen kann dieses doch nur erst dann zur Verwirklichung kommen, wenn — wie es schon in der Berechnung der Herren Straus und Hummel auch angenommen war — die Bahn von Speyer nach Straßburg fertig seyn wird. Daß die Erbauung der bayerischen Section von Speyer nach der Gränze, welche durch Aktien vollständig gedeckt war, durch gewisse, von der bayer. Regierung gestellte, ganz unannehmbare Bedingungen, z. B. Erbauung eines Forts an der Gränze, Unterhaltung der Soldaten darin auf Kosten der Aktionäre u. s. w., nicht in Angriff genommen werden konnte, ist auch wohl noch im Gedächtniß. Aber auch die Erbauung der französischen Section stieß auf mannichfache Hindernisse; dennoch blieb die Nothwendigkeit der Speyer-Straßburger Linie eine ausgemachte Sache, von den Regierungen von Bayern und Frankreich selbst anerkannt, so daß beide sich in dem Vertrage vom 4. Febr. 1848, abgeschlossen zu Straßburg zwischen dem Präfekten des Niederrheins, Sers, und dem Regierungspräsidenten der Pfalz, Alwens, vereinigten, definitiv festsetzend, daß die Bahn von Straßburg über Hagenau nach Altenstadt bei Weißenburg und von Altenstadt über Germersheim nach Speyer gehen solle. Die bayerische Regierung ratificirte diesen Vertrag, dagegen die französische Kammer, über den wahren Werth der Bahn zu wenig erleuchtet, durch gehaltlose, aber leider ohne kräftige Widerlegung gebliebene Beweise sich bestimmen ließ, die Genehmigung des Vertrags auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Dies bedauernswerthe Votum des 11. Juli 1849 rief eine trübe Stimmung im Elsaß hervor, für welches die Erbauung dieser Bahn, als Fortsetzung der von Basel nach Straßburg, ja als Verbindung nicht bloß mit Mannheim und Mainz, sondern als Verbindung des Mittelmeeres mit der Nordsee eine Lebensfrage bildet. Es ist unglaublich, wie Deputirte, wie Ternaux, solche Unkenntniß über die Gegend und Das, was bereits geschehen und gebaut, an den Tag legen konnten! Die Gemeinderäthe des Nieder- und des Oberrheins, sowie die Gemeinderäthe fast aller Städte des Elsasses haben nun an eine besser unterrichtete Kammer appellirt, und es wäre wohl unbegreiflich, wenn nach einer so klaren Darlegung des Sachverhalts, wie sie der Gemeinderath von Straßburg in seinem Sitzungsprotokolle vom 29. Nov. 1849 niedergelegt hat, noch ein Mal die französische Kammer eine Vertagung aussprechen sollte. Die Bahn ist und bleibt eine absolute Nothwendigkeit für's linke Rheinufer, ohne sie würde es seinem vollständigen Ruin entgegen gehen. Sie muß und wird gebaut werden, und zwar nicht bloß von Basel nach Mainz, sondern auch von Mainz bis Köln, sowie südlich von Mühlhausen oder Tann über Dijon und Lyon nach Marseille. Wird nun aber nach Genehmigung des Vertrags durch die französische Kammer die Bahn von Straßburg nördlich in Angriff genommen, so kann sie nach dem von Bayern bereits ratificirten Vertrage nur von Altenstadt (resp. Weißenburg) nach Speyer gehen.

Wie ist es daher möglich, daß die Neustädter hoffen können, noch jetzt es dahin zu bringen, die Bahn von Weißenburg nach Neustadt geführt zu sehen? Wie ist es möglich, daß — wie uns mit Bestimmtheit versichert wurde — sogar der, ohne Zweifel kenntnißvolle Erbauer der Ludwighafen-Berbacher Bahn, der jetzige Oberingenieur und Betriebsdirektor derselben, Hr Denis, mehrere Sectionsingenieure auf ihre baldige Verwendung an der Neustadt-Weißenburger Bahn hingewiesen hat? — Hr. Denis hat mit seinen Ingenieuren die Linie von Speyer nach Weißenburg nivellirt und vermessen, 4000 Gulden dafür bereits von den Aktionären erhalten, kann man es den Speyerern, die also neben draus liegen bleiben sollen, verdenken, wenn sie dem Hrn. Denis für seinen jetzigen Wunsch, die Bahn von Neustadt nach Weißenburg zu führen, Motive unterlegen, die edel wohl nicht zu nennen wären? Wir können unmöglich glauben, daß die Gewinnung einiger Tausend Gulden für ein neues Nivellement ein solches wäre. Hr. Denis ist viel zu reich, als daß ihm der Zuwachs seines Vermögens um einige Tausend Gulden der Grund für irgend eine seiner Handlungen seyn könnte, zumal da er ja am Ende nur für lachende Eiben das Gold aufhäufen würde. Also wäre es ein besonderer Haß gegen Speyer? Woher aber der? Doch wahrlich nicht, weil Hr. Denis als ein so reicher und kinderloser Mann, mit einem jährlichen Gehalte von 5—6000 Gulden, in Speyer seine verhältnißmäßige, besser gesagt: eine dem Verhältniß sich nur annähernde Einquartierung halten sollte? Wurde deßhalb die Direktion der Berbacher Bahn (deren Lokal übrigens die Stadt bezahlte) von Speyer nach Ludwigshafen verlegt, und müssen nun deßhalb die bei ihr Angestell-

Digitized by Google

ten um die Hälfte mehr als in Speyer für Kost und Logis, für den Unterricht ihrer Kinder u. s. w. ausgeben, bloß um dem Zorn ihres Herrn und Meisters gegen Speyer zu dienen? Hat sich vielleicht der wegen bekannter Beschlüsse, oder vielmehr wegen nicht gefaßter Beschlüsse des Stadtrathes zu Speyer entstandene Zorn des Regierungs-Präsidenten Fürsten Eugen Wrede auf Hrn. Denis fortgepflanzt? — Was für ein Uebel aus dieser durchaus ganz unbegründeten, und also blinden Wuth gegen Speyer durch Anlegung des Knotenpunkts in Schifferstadt hervorgegangen ist, weiß jetzt Jedermann, der die Bahn befahren hat, es wissen es die Aktionäre, welche zu berechnen verstehen, wie viel die Kosten der Anlegung desselben waren, wie viel die Erhaltung der größeren Strecke, wie viel der Betrieb mehr kostet, als wenn die Bahn unmittelbar auf dem kürzesten Wege von Neustadt über Speyer nach Ludwigshafen wäre geführt worden. Wohlunterrichtete, zum Theil bei der Bahn selbst Angestellte, haben uns versichert, daß, wenn man noch jetzt die Bahn auf die angegebene Weise anbaute, die Kosten dieser Umbauung in 5—6 Jahren an den jetzigen Ausgaben für die Unterhaltung, den Betrieb, die Gehalte u. s. w. erspart seyn würden, nach diesen Jahren sich die Rente also bedeutend erhöhen würde. Wohl ein Punkt, der verdient, von den Actionären in genaue Erwägung gezogen zu werden.

(Schluß folgt.)

Luther's Vermählung.

(In Stahl gestochen von C. A. Schwerdtgeburth.)

Schwerdtgeburth in Weimar hat zu seinen bekannten vier trefflichen Lutherbildern noch ein fünftes Familienstück: Luther's Vermählung (vollzogen am 13. Juni 1525 zu Wittenberg) durch einen meisterhaften Stahlstich hervorgezaubert, das allen Freunden dieser sinnigen Kunstgebilde recht warm empfohlen werden darf. Die Geschichte dieses Bildchens wird in folgendem gedruckten Rahmen erzählt: „Nach allen Orten und Enden hin strahlte und flammte die neue, durch Luther entzündete Glaubenssonne. Auch in die Zelle eines düstern Klosters, Nimptschen, im freundlichen Thale der Mulde, nahe bei dem Städtchen Grimma, fielen ihre aufklärenden Strahlen. — Ein Rathsherr zu Torgau, Leonhard Koppen, bot hülfreiche Hand dazu, daß neun Klosterjungfrauen aus Nimptschen sich durch heimliche Flucht am Osterheiligabend des Jahres 1523 befreien konnten. Unter ihnen war Catharina von Bora. Während ihre Freundinnen sich zerstreuten und da und dort bei biedern Menschenfreunden Asyle fanden, kam die gewesene Nonne von Bora in das Haus des Stadtschreibers und später Licentiaten Reichenbach zu Wittenberg, wo Luther sie kennen lernte. Anfangs dachte Luther noch nicht an eine Verbindung mit ihr, er suchte vielmehr für sie eine andere mit dem Dr. Glatz, Pfarrer zu Orlamünde, einzuleiten, allein Catharina schlug diesen aus, und erklärte, sie werde sich entweder nur mit Luther, oder gar nicht ehelich verbinden. — Luther ging mit sich und mit Gott zu Rathe, und that den Schritt, der nicht ohne mannichfachen Tadel von Feinden, ja selbst von Freunden blieb, voll hochherziger Uneigennützigkeit und mit christlich frommem Gemüthe. Am 13. Juni 1525, des Nachmittags, verfügte er sich in Begleitung treuer Freunde zum Pflegevater seiner Erkorenen, that geziemende Werbung, und empfing nach kurzer Bedenkzeit Catharinens Hand. — Dr. Bugenhagen vollzog die Trauung, und diese Scene ist's, welche unser Bild darstellt. Wir sehen den Freund über Luther und Catharina den Segen sprechen. Hinter diesen Knieenden steht der Pflegevater Reichenbach, dessen Frau, (die dunkelgekleidete) steht neben Lucas Cranach's Frau als Zeugin. Cranach selbst ist dem Brautpaare zur Seite gestellt. Am Schreibtische ist der Dr. der Rechte, Apel, sichtbar. Die Kinder gehören zur Reichenbach'schen Familie. — Luther war bei seiner Verheirathung 42 Jahre, seine Erkorene 26 Jahre alt. Ihre Ehe war glücklich und friedenvoll, mit Kindern gesegnet, und gar oft hat Luther sein treues Käthelein hoch und dankbar zu rühmen Anlaß genommen."

Mannichfaltigkeiten.

(Wien.) Wie wir vernehmen, geht man nun ernstlich damit um, Nacht-Asyle für arme Obdachlose zu gründen. Wir können solche Anstalten nur dann billigen, wenn sie so eingerichtet werden, daß sie nicht zu Pflanzschulen desselben Uebels entarten, dem sie begegnen sollen. Dies würde aber unfehlbar der Fall seyn, wenn sie jedem Obdachlosen unentgeltliche Aufnahme gewähren, wie dies in England Anfangs der Fall war und zum Theil noch ist. Das große night-asylum in Manchester machte in dieser Hinsicht sehr lehrreiche Erfahrungen. Wenige Monate nach seiner Eröffnung hatte sich schon eine eigene Menschenklasse gebildet, welche förmlich auf diese Wohlthätigkeitsanstalt spekulirte, den Tag über im gefährlichen Müßiggang zubrachte und Abends seine Rumfortsuppe, Weißbrod und Ruhestelle in Empfang nahm. War doch für die allernothwendigsten Lebensbedürfnisse im äußersten Nothfalle gesorgt; warum sollte der Arme noch außerordentliche Anstrengungen machen, wie sie immer geboten sind, wenn Geschäftsstockung und Ueberfülle an disponibler Arbeitskraft den Werth derselben fast auf Null reduciren. Einige pence auf brandy konnte sich der Unglückliche doch zusammenbetteln, und wenn die Blöße seines Leibes hie und da ein mitleidiges oder ästhetisches Gefühl erweckte, so wurde ihm auch irgend ein Lappen zur Bedeckung derselben vorgeworfen. So stieg die Zahl der Obdachlosen nächtlich bald auf mehr als 700, und die Administration erklärte, dem Andrange nicht mehr widerstehen zu können. Die Polizei mußte sich ins Mittel legen, die herangebildeten professionellen Müßiggänger ausscheiden und fortschaffen, um Platz für — neue Kandidaten zu schaffen. Nun erst wurde der Grundsatz erkannt, daß eine mäßige Gegenleistung allein die natürliche Concurrenz um jene traurige Wohlthat vermindern und ihre Ertheilung in den Schranken der Vernünftigkeit erhalten könne. Und so möge es auch bei uns gehalten werden, wenn die Menge der brod- und obdachlosen Personen wirklich zu so bedeutender Höhe angewachsen seyn sollte, daß eine die Uebersicht erleichternde Unterbringung derselben als nothwendig, und ihr Schutz vor Hunger und Kälte als Gebot der Humanität sich aufdringt. (Wanderer.)

(Wallis.) Der Courier vom 23. Januar bringt Details über eine bedaurungswürdige Verschüttung auf dem Simplon. Den 16. Januar zwischen ein und zwei Uhr nach Mittag, reiseten bei starkem Schneegestöber fünf Personen, Abbé Amacker, zwei Brüder Posseti, Kaufleute von Lar, im Bezirk Gumbsch, und zwei Männer von Saas, vom Hospiz ab. Umsonst hatten ihnen die Mönche das gefährliche Unternehmen abgerathen. Bald waren die Reisenden von wirbelnden Schneewolken eingehüllt und konnten nur nach langer Zeit bis zum alten Hospiz vordringen. Dort angelangt, löst sich ein Schneeschwall (gonfle) über der benachbarten Höhe ab, stürmt über die Straße weg und reißt die Wanderer mit sich über die Stützmauer, an deren Fuß er vier von ihnen erdrückt und begräbt. Der fünfte, ein Posseti, ist nur mit dem halben Körper eingesargt, kann sich aber doch den Rest des Tages, die ganze Nacht und einen Theil des nächsten Tages nicht aus seiner Lage befreien. So wurde er von den Straßenaufsehern gefunden. Man erkannte den Men-

Digitized by Google

schen an seinen Kleidern, welche vom Schnee abstachen, man kam herbei, brachte ihn zu sich selbst und fragte ihn, wo seine Gefährten seyen. „Zieht mich nur vor der Hand heraus," antwortete Posseti, „meine Kameraden haben euere Hülfe nicht mehr vonnöthen; da unten liegen sie, unter dem Schnee." Man brachte den Unglücklichen in das nächste Zufluchtshaus, wird ihn aber schwerlich retten, da man ihn, statt seine Glieder mit Schnee zu reiben, gleich in eine stark geheizte Stube brachte. Abbé Amacker ist als ein Opfer seiner Hingebung für die Schule gefallen; er leitet nämlich die Primarschule in Simpeln, und um die Schule nicht zu versäumen, ist er auf dem Wagstück bestanden.

Korrespondenz.

Gotha, 3. Febr.

In diesen Tagen wurde Iffland's Schauspiel: „Dienstpflicht", auf dem hiesigen Theater gegeben. Ungeachtet die Leistungen des dabei thätigen Schauspielerpersonals gut zu nennen waren, machte doch das Stück nur wenig Eindruck, da sein Inhalt und, wenn ich mich so ausdrücken darf, seine Pointe der Richtung der jetzigen Zeit zu fern liegt. Ein Fürst, als Urprinzip alles Guten, als Focus, von dem alle erwärmenden und erleuchtenden Strahlen ausgehen, kann beim Publikum unserer Zeit die Bewunderung nicht mehr erregen, wie damals, wo noch Zopf und Galladegen figurirten. Besseren Eindruck machte das Benefiz unserer Primadonna, der Mad. Herbst-Jazedé, Meyerbeer's „Robert der Teufel", in welcher Oper die Benefiziantin als „Isabella" ihrer wirklich schönen Stimme die verdiente Anerkennung verschaffte. Zu bedauern war nur, daß eine Fledermaus, welche wahrscheinlich durch das Getöse der Musik und des Gesanges, sowie durch den Lichterglanz aus ihrem Winterschlafe aufgeschreckt war und nun heimathlos den Theaterraum durchirrte, besonders die Bewohner der Galerie mehr als nöthig amüsirte und dadurch störend einwirkte. Die Scene, in welcher Robert das verhängnißvolle Reis brechen will und in diesem Entschlusse von den wiedererweckten Nonnen bestärkt wird, war durch die beredte Mimik der Solotänzerin besonders anziehend. Das Spiel der Fräulein Garrigues als Alice war gut, nur gefällt sie sich in einem oft zu großen Aufwande von Stimme, der letzterer auf die Dauer nachtheilig werden muß. Hr. Hofer als Bertram hatte hier wieder Gelegenheit, die ganze Fülle seiner klangreichen Stimme zu zeigen. Hr. Reer als Robert sang schön, nur war sein Spiel, wie auch in andern Opern, etwas zu matt und farblos. Wie ich vernehme, enthält das Repertoir unserer Saison auch Meyerbeer's „Propheten"; er wird bereits einstudirt; über diese Oper deshalb im Nächsten ein Mehreres. — Der harten Kälte ist ein milder Hauch gefolgt; der Schnee ist verschwunden, die Eisdecke bricht und die Bäche fließen in reicher Wasserfülle; auch die Häupter unserer thüringer Berge haben sich schon ihrer Winterhülle entledigt und schauen wieder freundlich ins Land hinein. Alles athmet und ahnet den Frühling; wird auch er uns täuschen, wie uns der Frühling des Jahres 1848 getäuscht hat?

Darmstadt, 2. Febr.

Unsere schlimmen und guten Theatertage sind vorüber: die schlimmen, weil die strenge Kälte einer gelinden Witterung Platz gemacht, und die guten, weil Dr. Grunert, Regisseur des k. Hoftheaters in Stuttgart, kurz vor dem Monatsschluß sein Gastspiel beendigt hat. Dieser Günstling der Musen trat in folgenden vier Rollen auf: 1) Franz Moor, 2) Ludwig der Elfte, 3) Shylock (Kaufmann von Venedig), 4) Mephistopheles. In allen hat er seine ausgezeichnete Meisterschaft bewährt und den, öfter bis zum Enthusiasmus gesteigerten, wohlverdienten Beifall in reichem Maße erhalten. Sein erstes Gastspiel erhielt dadurch noch ein besonderes Interesse, daß der bei uns so gerne gesehene Hr. Breuer von Frankfurt die Rolle des Karl Moor übernommen hatte und die Amalie durch Fräul. A. Grahn von da vorgestellt wurde. Beide wirkten auch in Grunert's letzter Gastrolle mit, nämlich im Faust, wo Breuer in der Titelrolle erschien, Antonie Grahn aber sich als Margarethe geltend machte. Des Ersteren Monolog bei Eröffnung des Stücks war tief ergreifend für Jeden, der Goethe's Faust seiner philosophischen Bedeutung nach richtig zu würdigen weiß. Mephistopheles, der Repräsentant des bösen Princips, verläugnete keinen Augenblick seine Eigenschaft als Fürst der Finsterniß, als böser Dämon, der stets bereit ist, die Guten und Schwachen unter den Menschen zu berücken und sie in die Fallstricke der Hölle zu locken. — Ich sprach oben von den durch Kälte veranlaßten schlimmen Theaterabenden, welche wir, bei der Möglichkeit ihrer Rückkehr, dem Verwaltungsrathe der Bühne zur wirksamen Abhülfe empfehlen wollen. Wenn es möglich ist, auf andern Theatern, selbst bei strenger Kälte, eine Wärme von 12 bis 15 Graden zu erhalten — warum sollte dasselbe Resultat nicht auch auf unserer Bühne, bei zweckmäßigen Feuerungsanlagen, zu erreichen seyn? Kälte und Kunst vertragen sich nun einmal nicht zusammen, wo die erstere vorwaltet, friert die letztere ein, und Schauspieler wie Sänger haben nur wenig Dank davon, bei ihrem innerlichen „Heulen und Zähnklappern" vor Eiszapfen gespielt zu haben. D.

Frankfurt a. M.

Populär-medizinische Vorträge von Dr. Segnitz.

Am 6. d. M. eröffnete Hr. Dr. Segnitz den Cyclus seiner Vorlesungen aus dem Gebiete der populären Heilkunde. Sie sind nicht für Aerzte, sondern für gebildete Laien bestimmt, sollen der Wissenschaft nicht nur neue Bahnen brechen, sondern dem Wissenswürdigen neue Verbreitung verschaffen, sollen nicht Resultate gelehrter Forschung zu Tag fördern, sondern gemeinnützig wirken. Die Gesundheit ist des Menschen edelstes Gut und nur im gesunden Körper wohnt die gesunde Seele. Es bleibt demnach immerhin verdienstlich, diejenigen Mittel anzugeben, welche geeignet sind, die Gesundheit zu erhalten und zu stärken und anderseits die nachtheilig wirkenden Einflüsse zu beseitigen. Besitzen wir auch eine Menge von gehaltvollen Schriften über den genannten Gegenstand, so sind doch nur Wenige im Besitze derselben, noch haben sie Zeit und Muße, solche Werke zu studiren. Auch behält das lebendige Wort immer den Vorzug der stärkeren Anregung. In Bezug auf die Vorträge des Hrn. Dr. Segnitz möchten wir an Lichtenberg's Ausspruch erinnern: „Man achte nicht darauf, wer und wie Viele etwas sagen, sondern was sie sagen. Das Letztere ist in vorliegendem Falle von unverkennbarem und allgemeinem Interesse. Nach kurzen Einleitungsworten ging Hr. Dr. Segnitz zur Beleuchtung der Frage über, in wiefern Vorträge über populäre Gesundheitskunde von Nutzen seyn könnten und erörterte dann den wissenschaftlichen Begriff von Gesundheit und Krankheit. Weiter folgten Betrachtungen über die Constitution und über die Temperamente, in welchen zwar nichts Neues, wohl aber manches Beachtungswerthe gesagt wurde. Den Schluß dieser ersten Vorlesung machten Andeutungen über örtliche, klimatische und andere auf den Gesundheitszustand einwirkende Verhältnisse unserer Mainstadt. Da dieser Vortrag im Ganzen nur als Einleitung zu betrachten ist, so müssen wir unser Urtheil über den Werth derselben noch suspendiren und sey hier nur bemerkt, daß die Darstellung des Hrn. Dr. Segnitz klar und bündig und der Vortrag wohl geordnet und sehr verständlich gehalten sind. Schließlich machen wir auf die nächsten Mittwoch den 13. d. M. stattfindende zweite Vorlesung aufmerksam, welche in dem gleichen Lokale, Hotel Schröder, Abends von 6—7 Uhr stattfinden wird.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. Febr. Letzter Maskenball im hiesigen Stadt-Theater, verbunden mit einer Tombola (Glücks-Urne).

Erster Gewinn ein Parterre-Abonnement auf 1 Jahr gültig.
Zweiter " " " " " 1/2 " "
Dritter " " " " " 1/4 " "

Die drei scherzhaften Gewinne werden erst am Abend der Ziehung bekannt. Zu jeder Eintrittskarte wird eine Nummer für die Tombola gegeben.

Dienstag, 12. Febr. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Abth. von R. Benedix. Hierauf (zum ersten Male): Roderich und Kunigunde, oder: Der Eremit vom Berge Prazzo, oder: Die Windmühle auf der Westseite, oder: Die lange verfolgte und zuletzt doch triumphirende Unschuld, ein dramatisches Saliamathias und Fastnachts-Scherz als Parodie aller Rettungsstücke und aller gewöhnlichen Theatercoups in 2 Aufzügen, mit sattsamer Musikbegleitung und vier verschiedenen Decorationen geziert, auch mit Gefechten und Evolutionen ausgestattet, durch einen Tyrannen und mehrere Räuber schauerlich, durch eine heimliche Ehe interessant gemacht, zuletzt durch eine Feuersbrunst erwärmt und mit einem Prolog versehen von J. F. Castelli. Die begleitende Musik ist von Hrn. Ignatz Ritter von Seyfried. Zum Schluß: Großer Maskenzug aus der Vaudeville-Posse „Berlin bei Nacht."

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 37. Dienstag, den 12. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Wastel war ein grundehrlicher Mensch und muthiger Soldat; seinem Kaiser getreu bis zum letzten Athemzuge und seinem wirklichen Vorgesetzten in einem Grade gehorsam, welcher beinahe einen Jesuiten-General befriedigt haben würde. Dabei war er, seinem sechzigsten Jahre nahe, ein Schütze, dem der größte Theil der bebrillten und unbebrillten 16- und 26jährigen Schützen den Preis streitig zu machen sich nur vergebens bemüht haben würde. Dieser letzteren Geschicklichkeit war er sich gar wohl bewußt, und hatte die Gabe, sie Andern beizubringen, wenn sie zu diesem Behuf nicht so ganz von der Natur vernachlässigt waren. Seine Besatzung schoß daher sehr gut, das wußte man weit und breit.

Albert hatte keine Verpflichtungen übernommen, hier im Schlosse zu verschweigen, was ihm von dem Aufstande der Bauern und ihren etwa bevorstehenden Bewegungen bekannt geworden war. Als man sich daher im Rittersaale zum gemeinschaftlichen Mittagsmahle versammelt, und an der gutbeschickten Tafel Platz genommen hatte, versäumte er nicht, diese Gelegenheit zu benützen, den Kommandanten von Allem in Kenntniß zu setzen, was die Absicht der Insurgenten verrieth, nächstens, und vielleicht schon gar in der kommenden Nacht vor dem Sternschlosse in Masse zu erscheinen und einen Handstreich zur Einnahme desselben zu versuchen.

Es war gut, daß Albert diese Mittheilungen bis zum Dessert verschob, wo der Appetit bereits gestillt ist, und die Tischgespräche erst lebhaft zu beginnen pflegen; denn mit Ausnahme Wastels und des Fähnrichs wirkten diese Neuigkeiten auf den übrigen Theil der Tafelgesellschaft sehr niederschlagend. Man hatte bereits von den Ausschweifungen und Grausamkeiten der Bauern unter ihren ersten rohen und wilden Befehlshabern gehört und konnte demnach ermessen, was bevorstand, wenn sie Meister des Schlosses würden.

„Lassen's nur kommen, die Lump! I werd' sie schon heimschicken!" sagte der muthige Kommandant, dem die Besorgnisse seiner Hausgenossen und besonders des Intendanten nicht entgingen.

Auch Albert suchte den Eindruck zu verscheuchen, den seine Erzählung gemacht hatte, und sprach sich darüber aus, daß für das Schloß nichts zu fürchten sey, da die Bauern kein Geschütz mit sich führten. Im allerschlimmsten Falle habe man nur zu besorgen, daß der Feind bis zu den zwischen der nicht haltbaren, niedern, zu weitläufigen Ringmauer und dem eigentlichen Schlosse belegenen Wirthschaftsgebäuden vordringen könne. Eine ganz kleine, für ungefähr zehn Schützen eingerichtete Redoute würde, wie es ihm aus dem Fenster dieses Saales geschienen, auch jene Gebäude vor den Angriffen der Bauernhaufen haben decken können.

Wastel und der Fähnrich hatte dieser militärischen Bemerkung volle Aufmerksamkeit geschenkt, und auf ihre Fragen Albert's letzte Laufbahn als Ingenieur erfahren.

Kaum war die Tafel aufgehoben, so näherte sich Wastel Albert und redete denselben an:

„Herr Kamerad! wollen's nit holt ä bissel mit spaziere?"

Albert war sogleich bereit, der vertraulichen Einladung des Kommandanten zu folgen.

Mit einem Gemisch von Stolz und Zweifel zeigte Wastel ihm alle getroffenen Vorkehrungen und forschte nach seiner Meinung. Besonders aber ließ sich Wastel die mögliche Anlage eines Blockhauses oder einer Redoute zur Deckung der Wirthschaftsgebäude auseinandersetzen und konnte nicht umhin, Albert's Ansichten seinen Beifall zu schenken.

Das Vertrauen Wastels mehrte sich während der fernern Unterhaltung in so hohem Grade, daß er Albert ganz unumwunden bat, die Rolle eines Ingenieurs vom Platze, während seines Aufenthalts hier, in dieser bedrohlichen Zeit zu übernehmen.

Albert entgegnete: Er halte es für Pflicht, während dieses Aufenthalts seine Dienste ganz dem Kommandanten zu Gebote zu stellen.

Diese freiwillige Unterordnung unter den Willen Wastel's hatte keine andere Folge, als daß der geschmeichelte Befehlshaber von da ab alle bestimmte Aeußerungen Albert's für Orakel hielt. —

16.

Ein Doppel-Schreck.

Der Kommandant Wastel und Albert standen am Schlusse ihrer Wanderung auf dem runden Thurme, dessen wir bereits erwähnten und der die eigentliche Citadelle des Schlosses bildete.

Man konnte von hier aus die Meierei und den davorstehenden Posten genau beobachten.

Noch dachte Albert darüber nach, wie er den Kommandanten, ohne ihn zu beleidigen, auf das Nutzlose und Gefährliche jener Vorwacht aufmerksam machen solle, deren Mannschaft, der vierte Theil der ganzen Besatzung, verloren wäre, wenn die Bauern einen nächtlichen Ueberfall wagten; da sah man plötzlich die Wache aus der Meierei stürzen und unter das Gewehr treten.

Umsonst erwartete Wastel und Albert, daß sich nun auch ein Gegenstand zeigen werde, der diese Bewegung veranlaßt habe.

Dagegen sah man bald, den Gefreiten an der Spitze, die ganze Wache im flinken Laufe sich dem Schlosse nahen.

„Oh Jeh!" rief der Kommandant und eilte nach der Treppe, des Thurmes, „jetzt ist's richtig! — G'schwind macht holt's Thor auf! der Feind ist da!"

Digitized by Google

Wastel verschwand und überließ dem staunenden, provisorischen Ingenieur des Platzes, sich selbst zu enträthseln, was er eben sah und hörte. —

Die Ursache, welche die Flucht der Wache veranlaßt hatte, zeigte sich bald.

Ein starker Trupp Bauern, mit Sensen, Piken und auch zum Theil mit Gewehren bewaffnet, besetzte die Meierei, und ähnliche Haufen zeigten sich links und rechts auf den Höhen, jedoch außer Gewehrschussesweite vom Schlosse. Die Massen vermehrten sich und Albert konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die pfälzisch-hessische Eisenbahn.

(Schluß.)

Doch um wieder auf den Wunsch, Speyer beseitigt zu sehen, zurückzukommen, so steht diesem, wie schon gesagt, der von der bayerischen Regierung mit Frankreich am 4. Februar 1848 abgeschlossene und von ihr ratificirte Vertrag entgegen, und wir glauben nimmermehr, daß die Regierung wiederum den Fehler begehen würde, andere Städte, ja, wie früher, sogar einzelne Personen, auf Kosten Speyers, des Regierungssitzes, zu begünstigen. Wäre es früher nicht geschehen, wäre nur die Hälfte Dessen, was auf Ludwigshafen verwendet worden ist, auf Speyer verwendet worden, wir hätten jetzt eine Hauptstadt von mindestens 25 bis 30,000 Seelen, und diese hätte gewiß bei den neuesten Wirren, wie schon im Jahre 1832, den Ausschlag gegeben, die Regierung hätte Speyer gewiß nicht zu verlassen brauchen, der Speyerer Bitte, in der Stadt zu verbleiben, nicht hinter die Wälle von Germersheim zu gehen, sich dem Schutze der Bürger von Speyer anzuvertrauen, hätte ein williges Gehör gefunden. Welches Unheil wäre verhütet worden! — So muß und kann also die Bahn nach Straßburg vertragsmäßig, wie im wohlverstandenen Interesse der Verwaltung der Pfalz, auf bayerischem Gebiete nur von Speyer über Germersheim und Langenkandel nach Altenstadt bei Weißenburg gehen. So will es auch der Municipalrath von Straßburg mit Stimmeneinhelligkeit.

Nachschrift. Im Begriffe, Vorstehendes der verehrlichen Redaktion zu übersenden, kommt uns ein Werklein zu; betitelt: „Die pfälzisch-elsässische Eisenbahn. Neustadt a. d. H., Trautwein. 1850.", das die Führung der Bahn von Neustadt nach Weißenburg als allein ersprießlich darthun soll. Wir verdenken es den Neustädtern ganz und gar nicht, wenn sie wünschen, daß Neustadt der Knotenpunkt für alle in der Pfalz noch entstehenden Eisenbahnen seyn möchte, allein dieser Wunsch muß denn doch auch mit gewichtigen und nachhaltigen Gründen unterstützt werden. Ist dies der Fall mit denen vom Verfasser jener Broschüre angeführten? Keineswegs.— Nur Weniges sey hier noch sogleich kurz berührt. — Im Vorwort sagt der Vers.: „Es gilt die endgültige Feststellung der Richtung von der pfälzischen Ludwigsbahn bis Altenstadt bei Weißenburg." Es gilt? Ist denn nicht durch den obenangeführten Staatsvertrag vom 4. Febr. 1848 die endgültige Feststellung bereits erfolgt? Wie konnte der Verf. diese vollendete Thatsache ganz unberührt lassen? Oder glaubt er, es sey eine Möglichkeit, auch diesen Staatsvertrag noch umzuändern? — Was ist freilich zur Zeit nicht möglich! — Der Verf. spricht immer von der indirekten Linie über Speyer, und von der Direktion von Neustadt nach Weißenburg, und will dies durch seine beigelegte Karte beweisen. Allein nicht Neustadt ist der Ausgangspunkt der Bahn, sondern Ludwigshafen. Nun ist aber bekanntermaßen von Ludwigshafen nach Speyer $5^3/_4$ Stunden, und von Ludwigshafen nach Neustadt 8 Stunden. Jetzt meint freilich der Vers., von Neustadt bis Weißenburg betrüge die Entfernung 11 Stunden, von Speyer aber bis Weißenburg 14 Stunden, und begründet nun hierauf — ohne auf die Strecke von Ludwigshafen nach Neustadt Rücksicht zu nehmen — seine ganze Deduktion zum Vortheile Neustadts. Wir wollen glauben, daß es bloße Unkenntniß war, die den Verf. zu dieser Behauptung führte, denn sonst müßten wir, da er das zu seiner Zeit hinlänglich veröffentlichte Protokoll vom 31. August 1847 gänzlich unerwähnt läßt, ihn einer trügerischen Absichtlichkeit zeihen. Nach diesem Protokoll, und dann auch nach der von der Regierung schon in zweiter Ausgabe herausgegebenen Karte der Pfalz, beträgt der Weg von Speyer nach Weißenburg auch nur 11 Stunden; also der Weg von Ludwigshafen über Speyer nach Weißenburg $16^1/_2$ Stunden, von Ludwigshafen über Neustadt nach Weißenburg 19 Stunden. Und so fällt denn damit die ganze zum Vortheile Neustadts, auf die Ersparung von 3 Stunden begründete Deduction in Nichts. — Aber auch die Vortheile, die sonst für Neustadt angegeben und einen Mehrertrag an Einnahmen begründen sollen, möchten eine bedeutende Minderung erfahren. Wer möchte annehmen, daß beim wirklichen Bau sich kein Mehraufwand ergeben möchte, wie es bis jetzt bei allen Eisenbahnbauten der Fall war? Welcher infallible Techniker hat die Aufnahme gemacht? Bietet sein Name eine Garantie dafür? — Die Erwerbungen von Grund und Boden werden zwar theuerer, als die auf der Linie von Speyer nach Weißenburg angenommen, wo große Strecken sehr wohlfeil zu haben sind, allein nach unserer Ueberzeugung lange nicht so hoch, wie sie in der Wirklichkeit kommen werden. Die Erbauung der Ludwigsbahn und dann die am Gebirge hin geführten Kunststraßen haben die Erfahrung gegeben, wie theuer die Gebirgsbewohner bei solchen Gelegenheiten ihre Grundstücke halten. Von Patriotismus ist da nicht viel die Rede. — Und wenn nun gar der Verf. eine größere Frequenz, und also auch eine größere Ertragsfähigkeit der Neustadt-Weißenburger Bahn in Aussicht stellt, weil die Gebirgsbewohner mit ihrer natürlichen Jovialität und ihrer Wohlhabenheit weit beweglicher sind und sich weit weniger die Genüsse eines angenehmen Lebens versagen, als die Ackerbauer (nämlich Speyerer, Germersheimer, Kandeler und Consorten, die sich für das ihnen gemachte Compliment bedanken mögen), so müssen wir dies schon nach der im vorigen Frühling gemachten Erfahrung bei den auf Subscription veranstalteten Theaterfahrten sehr bezweifeln. Wie wenig hatten sich dabei die Neustädter (im Verhältniß zu den Speyerern wie 1 zu 7), die Gebirgsbewohner betheiligt! — Wie kommt's, daß Speyer gewöhnlich die größere Personenzahl in den Verzeichnissen der Ludwigsbahn aufweist? Wir halten deßhalb des Verfrs. Angabe, daß die Personenfrequenz auf der Neustadt-Weißenburger Linie um die Hälfte stärker seyn werde, als die auf der Speyer-Weißenburger, für grundfalsch. Haben die Germersheimer, die Kandeler u. s. w. nicht eben so viel Lust als die Landauer, Edenkobener, nach Mannheim, Mainz, Frankfurt zu gehen? Die andern kleineren Orte wollen wir gegenseitig abrechnen. — Wenn nun aber gar der Verf. unter den nach dem Elsaß gehenden Kaufmannsgütern dem Wein die bedeutendste Stelle einräumt, so wissen wir nicht, was wir dazu sagen sollen. Wie viel Wein geht denn von uns nach dem Elsaß? — Ganz gewißlich kommt, ungeachtet des Zolls, mehr herüber als hinüber, und von diesem zu uns geführten geht nicht die Hälfte auf der offenen Straße ein. Vom Wein ist also kein Ertrag zu hoffen. — Auf einen Punkt wollen wir aber noch den Verf. aufmerksam machen, den er sich wohl gescheut hat, zu berühren. Der Bau von Speyer über Germersheim unterliegt wegen der Festung Germersheim keinem Anstande mehr; wie ist's aber mit Landau? Landau ist eine Bundesfestung, Bayern hat darüber nicht allein zu verfügen; wird die Central-Bundes-Commission oder wie immer das künftige Haupt Deutschlands, des

Digitized by Google

starken, großen, einigen, heißen wird, keine Schwierigkeiten wegen des Baues der Bahn an dieser Festung vorüber erheben?

Endergebniß, also wäre: Die pfälzisch-elsässische Eisenbahn kann, sowohl nach dem abgeschlossenen und bereits ratificirten Vertrage, als im wohlverstandenen Interesse der Aktionäre wegen der geringeren Baukosten und des sich ergebenden höheren Ertrags, nur von Speyer nach Weißenburg, als auf dem kürzesten Wege von Ludwigshafen nach Weißenburg, gebaut werden. Für diese Bahn sind hinlänglich Aktionäre da, und wenn nicht, muß sie der Staat selbst, vertragsmäßig, bauen. Wo werden die Neustädter ihre Millionen hernehmen?

Wir glaubten, daß diese Darlegung des Sachverhalts der besprochenen Eisenbahnen auch für das nicht-pfälzische Publikum Interesse haben werde, um bei etwaigen Aktienanerbietungen sich betheiligen oder nicht betheiligen zu können; selbst ein Urtheil fällend.

Die Ueberschwemmungen am Rhein.

Lorchhausen, 6. Febr. — (Auszug aus einem Privatbriefe.) Der diesjährige Eisgang ist einer der ärgsten und merkwürdigsten, welcher seit Menschengedenken vorgekommen ist. Am 24. Januar konnte man noch mit aller Sicherheit über den Rhein gehen; am 25. war es schon durch das anhaltende Regnen gefährlich, den 26. wurde es wieder kalt, den 27. neigte sich das Wetter wieder zum Regen, am 28. befürchtete man, daß das Eis sich in Bewegung setze, den 29. hat es sich wirklich einige Minuten bewegt, konnte aber nicht vorwärts, jedoch blieben wir vom Wasser verschont; allein am 30. des Morgen um halb 4 Uhr begann das Eis seine Rolle zu spielen, und siehe da, in Zeit von einigen Minuten waren wir so mit Wasser überhäuft, daß es den Wasserstand von 1811 um 3 ein halb Fuß überstiegen hatte. — Das Hülferufen und Klagegeschrei der Erwachsenen und Kinder war herzzerreißend, doch vermittelst Nachen, die in Eile herbeigeschafft wurden, sind sämmtliche in Lebensgefahr schwebende Personen gerettet worden, manche Familie, welche nicht gleich Hülfe hatte, rettete sich über die Dächer vermittelst Dielen, welche man von einem Hause zum andern legte. Wir haben kein Menschenleben zu beklagen, allein die meisten Nahrungsmittel sind vom Wasser verdorben, oder die in Sicherheit gebrachten erfroren. Viele Leute, die in den Kellern beschäftigt waren, um dieselben auszuräumen, wurden von dem Wasser so schnell überrascht, daß sie alles im Stich lassen mußten, um ihr Leben (bis am Hals im kalten Eiswasser schwimmend) zu retten. — Möbel und leere Fässer trieben frei auf den Fluthen umher, auch soll in einigen Kellern Wein ausgelaufen seyn. Der schlimmste Umstand ist, daß der Eisgang drei Tage und drei Nächte dauerte, und wenn man glaubte, das Wasser sey abgelaufen, so kehrte es bald um so gefährlicher wieder zurück. 33 Häuser standen während dieser Zeit im Wasser und haben mitunter viel gelitten, auch sind die Wohnungen vor Mitte des Sommers schwerlich bewohnbar. — In unserer Gemarkung sind die Weinberge, welche zwischen dem Flurweg und dem Leinpfad liegen, verschwunden, keine Spur ist mehr davon zu sehen. Das Elend, welches bei uns und in unserer Gegend herrscht, ist nicht zu beschreiben, Hülfe thut Noth, da viele ärmere Leute ihr ganzes Vermögen verloren haben. — Es bestehen so viele menschenfreundliche Vereine, könnte denn nicht auch ein solcher für die jetzigen Hülfsbedürftigen im untern Rheingau in's Leben treten? In Caub erreichte das Wasser die Höhe von 39 Fuß, und standen alle im vorigen Jahr neu erbauten Häuser im Wasser. In Lorch standen 93 Häuser im Wasser, worunter mehrere, von denen man nur noch das Dach gesehen hat, auch konnten hier die Leute nur mit der größten Lebensgefahr gerettet werden. — Viele dieser Häuser sind dem Einsturze nahe, auch sind daselbst 4 Backöfen eingestürzt, und muß jetzt das Brod von entfernten Orten beigebracht werden. In Bacharach stand das Wasser weit über den Markt hinaus, und in Niederheimbach sollen 3 Häuser von dem Eis eingedrückt worden seyn. Die hier angeführten Thatsachen sind nicht im Geringsten übertrieben, im Gegentheil noch zu gelind ausgemalt, da es unmöglich ist, daß die Feder das große Unglück so beschreiben kann, wie es uns betroffen hat. (Mannh. Journ.)

Düsseldorf. Ueber den Deichdurchbruch bei Worringen geht uns folgender Bericht zu: Worringen, 6. Febr. Die Befürchtungen, in denen wir fast zwei Tage mit einer unbeschreiblichen Beklommenheit verlebten, sind leider in der traurigsten Weise in Erfüllung gegangen. Den mit augenscheinlichster Lebensgefahr angestrengtesten und rastlosesten Bemühungen gelang es, die an zwei Stellen drohenden Dammbrüche, wodurch der größte Theil Worringen's von den eindringenden Fluthen vernichtet worden wäre, länger als 24 Stunden zu verhindern. Da durchbrach gestern, Morgens gegen 11 Uhr, der immer mehr anschwellende Strom, der bereits an vielen Stellen den Damm überfluthete, einige Hundert Schritte oberhalb des Ortes den Damm. Mit reißender Schnelligkeit und unter furchtbarem Brausen wälzte sich bald die ungeheure Strommasse den Niederungen zu, und in einigen Stunden waren an 400 Wohnungen meistens bis an's Dach unter Wasser. Was unsere Noth bedeutend steigert, ist der seit heute Morgen furchtbar brausende Sturm, welcher unter entsetzlichem Wellenschlage bereits einige Häuser niedergeworfen hat und vielen noch sichern Untergang droht. Bei der bekannten Dürftigkeit der größten Anzahl hiesiger Bewohner, welche der arbeitenden Klasse angehören, ist dieses Elend, wovon sich die in der nächsten Umgebung Wohnenden leicht augenscheinlich überzeugen können, unbeschreiblich, und wenn auch der Nothleidenden in gegenwärtiger Zeit so viele sind, so wird doch noch manches menschenfreundliche Herz Mitleid empfinden und für die so hart Bedrängten gern ein Scherflein spenden. Besonders wagen wir, den verehrlichen Vereinen, welche schon mehrmals ihre Wohlthätigkeit an dem unglücklichen Worringen bewährten, unsere Bitten recht dringend an's Herz zu legen. (Rh.- u. M.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

(London.) Verschiedene engl. Blätter geben ausführliche Berichte über einen Besuch, welchen der Oberrabbiner Dr. Adler der jüdischen Gemeinde in Portsmouth abstattete. Nicht die Ehrenbezeugungen, welche diesem würdigen Manne überall zu Theil wurden, und die gewiß viele Ihrer Leser, als einem aus Frankfurt a. M. gebürtigten Landsmanne widerfahren, erfreuen, veranlassen uns, auch Ihnen eine kurze Mittheilung darüber zu geben; wir wollen nur wiederum einen Beweis liefern, wie in diesem christlichsten Lande der Welt sich Alles bemühet, öffentliche Behörden sowohl, als Privatpersonen, die Fesseln der Unduldsamkeit zu lüften und allmälig ganz zu lösen. Der Besuch geschah in der Absicht, dem jährlich stattfindenden Bankett einer jüdischen mildthätigen Gesellschaft beizuwohnen. Der Lord Major von Portsmouth, die angesehensten Geistlichen und Rechtsgelehrten, See- und Landoffiziere, alle stellten sich dabei ein, um dem würdigen Hirten ihrer jüdischen Mitbürger ein englisches „welcome" zu geben. Den Tag vor seiner Abreise wurde Dr. Adler dem Admiral Prescott vorgestellt, und besuchte alsdann das Arsenal, ein Gebäude, in welchem die Macht und die Größe Englands wohl am besten begriffen wird. Der Admiral ließ Hrn. Adler alsdann in seiner eigenen Jolle an Bord der „Vic-

Digitized by Google

tory" fahren, — das Schiff, auf welchem der unsterbliche Nelson fiel. Abends war Dr. Adler der Gast der ganzen Gemeinde, und bei dieser Gelegenheit wurde ihm ein prachtvolles silbernes Thee-Service überreicht. Unter den Toasts wurde der auf die betagte Mutter*) des Oberrabbiners nicht vergessen, eine Theilnahme, die den Sohn tief zu rühren schien. Aehnliche Besuche werden nach den andern Gemeinden Englands stattfinden; ähnliche Ehren erwarten gewiß den jüdischen Rabbiner auch dort. Die Lords werden einsehen, daß das englische Volk der Schutzzölle so wenig für sein geistiges als für sein materielles Wohl bedarf, und werden die Bill zur Emancipation der Juden in dieser Sitzung nicht verwerfen. (Hannöv. Morgenz.)

Die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten wächst außerordentlich schnell; sie beläuft sich gegenwärtig auf ungefähr zwei Millionen Seelen. In New-York allein beträgt ihre Anzahl 60,000.

Am 16. v. M. ertappte der Bauer Wagmüllner (nächst dem Löfflerhofe bei Linz) eine seiner Mägde, als sie eben ein frischgelegtes Ei austrank. Mit den Worten: „Habe ich dich endlich, du Diebin!" versetzte er ihr einen solchen Schlag auf den Kopf, daß sie todt zu Boden sank. Der Thäter wurde in Eisen nach Linz gebracht.

Hans und Michel gaben sich Räthsel auf. Noch eins, sagte Hans: welches ist das theuerste Fleisch im deutschen Lande? Vergebens mühte sich Michel ab, das Räthsel zu lösen. „Ei, das Sitzfleisch, lachte Hans, zum Exempel im Landtag kostet es täglich 3 Thaler und ist gewiß viel für's bloße Sitzen."
(Dorfztg.)

Musikalische Literatur.

Die Hermannsschlacht, ein Päan in zwei Abtheilungen. Gedicht von G. Logau. Musik von C. A. Mangold. Op. 30. Verlagshandlung Schott's Söhne in Mainz, Antwerpen und Brüssel.

In diesem Werke reicht Hr. Mangold allen größeren Gesangvereinen für gemischte Stimmen eine Gabe von zwiefachem Werthe dar, indem dasselbe als poetisch urdeutscher Stoff, wie als Composition eine der ehrenwerthesten Stellungen im Gebiete der musikalischen Literatur einnimmt. Päan oder Päon hieß ursprünglich eine dem Cultus des Apollo gewidmete lyrische Dichtung. Nach Homer sind die Päanen vielstimmige Dank- und Lobgesänge. Im engeren Sinn und in späterer Zeit versteht man Sieges-, Schlacht- und Jubelgesänge darunter, und der heutige Begriff gibt uns darin eine Composition, welche die Mitte zwischen dem Oratorium und der Opera eroika hält. Hier kann nur von einer Hindeutung auf obiges Werk die Rede seyn, indem eine ausgedehntere Kritik hier den Raum überschreiten würde. Doch geben wir in Uebereinstimmung mit unserer eigenen Ansicht eine Concentration der verschiedenen in musikalischen Blättern ausgesprochenen Urtheile, welche sich darin vereinigen, daß wir um ein Werk reicher sind, welches im Einklange mit einer schönen Dichtung Wahrheit und Adel des Ausdrucks zum Gepräge hat; daß dessen volksthümliche Melodieen von reichen Harmonieen gehoben werden und daß Kraft und Schwung sich hier vereinigen, ohne in Bizarrerie oder Schwulst zu verfallen. Dem schön ausgestalteten Klavierauszuge (146 Folioseiten stark) ist das Gedicht Logau's in dramatischer Form vorgedruckt. Chor- und Singstimmen (ebenfalls gedruckt) sind von dem Verleger, die Partitur aber in Abschrift vom Componisten (in Darmstadt) zu beziehen. Der Preis ist nicht angegeben. Wir schließen die Anzeige mit den Worten des Kritikers Emanuel Klitzsch, welcher eine größere Abhandlung in der Leipziger Neuen Zeitschrift für Musik (Nro. 31 im Oct. 1849) über dieses Werk geschrieben hat: „Möge diese Darstellung dazu beitragen, dem Werke die Aufmerksamkeit aller Derjenigen zuzulenken, deren Herz für deutsche Kunst und deutschen Sinn geöffnet ist, damit in allen Gauen die Klänge bald heimisch werden, die der Brust eines für deutsche Freiheit und ächtes deutsches Wesen begeisterten Sängers entquollen sind." Und gewiß stimmen Alle mit uns in diese Worte ein, welche Gelegenheit hatten, dieses Werk zu hören (bisher in Darmstadt, Dresden und Mainz) oder dasselbe am Klavier durchzugehen.
C. G.

*) Eine 83jährige Greisin, die in Hannover lebt.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Wir machen unsere Opernfreunde auf die Biographie unserer um das hiesige Theaterinstitut hochverdienten Sängerin Elise Ansch ütz-Capitain aufmerksam, welche sich in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik" (Galerie ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen 18. Bd. Nro. 44 und 32. Bd. Nro. 3 und 4) abgedruckt befindet. Diese Lebensbeschreibung oder vielmehr diese Darstellung einer künstlerischen Entwicklung zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster bis zu der Verheirathung dieser Künstlerin, deren zweiter bis zu den Gastspielen Roger's (August 1849) reicht, mit welchem Sänger sie bekanntlich den Lorbeer auf der Frankfurter Bühne getheilt hat.

Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin", zwei Bände (insbesondere eine vortreffliche Lekture für Frauen) sind bereits in dritter Auflage erschienen, haben bei vielen Lesern den lebhaften Wunsch hervorgerufen, auch die „Briefe der Freundin an W. v. Humboldt" möchten dem Druck übergeben werden. Genaue Erkundigungen darüber lassen nicht zweifeln, daß sie wirklich verbrannt sind. So wollte es die Verfasserin, Charlotte Diede, geborne Hillebrand. Der Verlust dieser Briefe ist sehr zu beklagen, denn Charlotte Diede war, was die Humboldt'schen Briefe an sie bezeugen und die Bruchstücke aus ihren eigenen Briefen, die in der genannten Sammlung abgedruckt sind, eine Frau, begabt mit ausgezeichnetem Verstand und idealem Sinn, die leider ein langes leidvolles Daseyn durchleben mußte, und diese Noth zu ertragen, dazu trug nicht wenig ihre ideale Geistesrichtung bei. Es war eine Frau von Charakter und Bildung, wie es eben nur wenige gibt. — Der Verleger der „Leipziger Modenzeitung", Hr. Buchhändler Baumgärtner, sucht zum Behuf des Stiches und artistischen Schmuckes dieser Zeitung das Porträt von Charl Diede. Wer darüber Auskunft zu geben im Stande ist, versäume nicht, es zu thun.

Geographischer Verein.

Mittwoch, 13. Febr. l. J., Abends 7 Uhr. Hr. Dr. Stricker: Ueber Peru.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. Febr. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Abth. von R. Benedix. Hierauf (zum ersten Male): Roderich und Kunigunde, oder: Der Eremit vom Berge Prazzo, oder: Die Windmühle auf der Westseite, oder: Die lange verfolgte und zuletzt doch triumphirende Unschuld, ein dramatischer Galimathias und Fastnachts-Scherz als Parodie aller Rettungsstücke und aller gewöhnlichen Theaterstücke in 2 Aufzügen, mit saltsamer Musikbegleitung und vier verschiedenen Decorationen geziert, auch mit Gefechten und Evolutionen ausgestattet, durch einen Tyrannen und mehrere Räuber schauerlich, durch eine heimliche Ehe interessant gemacht, zuletzt durch eine Feuersbrunst erwärmt und mit einem Prolog versehen von J. F. Castelli. Die begleitende Musik ist von Hrn. Ignaz Ritter von Seyfried.

Mittwoch, 13. Febr. Yelva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth. nach dem Französischen von Th. Hell. Hierauf: Herrn Hampelmann's Landpartie nach Königstein, eine Hampelmaniade in 4 Bildern und 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 38. Mittwoch, den 13. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Wastel erschien, sobald die von der Meierei entwichene Mannschaft im Schlosse aufgenommen war, und die Besatzung desselben unter Waffen stand, in Begleitung von sechs Mann, wieder auf der Zinne des Thurmes und spähete mit scharfem Auge nach dem Feinde. Seine Mienen verriethen eher Kampfbegier, als Besorgniß. Er ermahnte seine Leute, keinen Schuß umsonst zu thun und die Munition zu sparen; bezeichnete ihnen auch zu diesem Behufe genau die Weite, bis zu welcher sie den Feind sollten vorschreiten lassen.

Jetzt wurden auch Reiter unter den Bauern sichtbar, und Albert glaubte sogar in einem den Krakusen zu erkennen.

Noch hatte sich Niemand dem Schlosse genähert, sondern man schien ganz ruhig bivouaquiren zu wollen. Vielleicht erwartete man noch Verstärkung oder den Einbruch der Nacht, um etwas zu unternehmen, denn es wurden Feuer angezündet, und die Reiter hatten sich meist nach der Meierei gezogen.

Dem Kommandanten behagte diese Waffenruhe keineswegs, da dieselbe doch nur wahrscheinlich bis zur einbrechenden Nacht dauern würde, und wie er sehr richtig bemerkte: seine Schützen bei Tageslicht besser zu treffen wüßten, als im Dunkeln, wo ein Jeder ein Gewehr abdrücken könne.

Die fernere Beobachtung des Feindes erschien Wastel unter solchen Umständen nutzlos, und er begab sich mit dem neuen Ingenieur in den Rittersaal, um eine Tasse Kaffee zu genießen

Die liebe, braune Stunde, nach der sich nicht blos junge und alte Damen, sondern auch neuere Ritterlein sehnen, deren eiserne Vorfahren nur den Genuß des Humpens kannten, war nämlich herangerückt, und hatte die Hausgenossen vom Sternschloß wiederum im Rittersaale versammelt. Aber heute wollte der braune Trank nicht recht munden, und die bleichen Gesichter der Damen zeigten, daß ihnen dieses Mal eine wirklich schwarze Stunde geschlagen habe.

Tiefe Stille herrschte in der ernsten Gesellschaft. Man hörte die säuselnden Töne der Kaffeemaschine. Ein klirrendes Geräusch, dem ein Schrei des Schreckens folgte, ließ sich auf dem Vorsaale vernehmen. Der wachsame Kommandant war der Erste, welcher nach der Thüre sprang, sich von der Ursache dieser Ruhestörung zu überzeugen. Sie war ganz gefahrlos. Die niedliche junge „Schließerin," wie man dort die Wirthschaftsgehülfin der Hausfrau nennt, war dem Graf Dovich auf dem Vorsaale begegnet, indem sie eine Wasser-Karaffe und ein paar Gläser hinwegtrug. Die liebenswürdige Annette kam dem Grafen in ihrer Niedergeschlagenheit noch liebenswürdiger vor, als bei dem gewöhnlichen schelmischen Lächeln. Er wollte sie in der Eile durch ein Küßchen aufheitern, und — Karaffe und Gläser fielen von dem Präsentirteller. Ein Wehruf Annetten's mischte sich in das Klirren der Gläser.

„Aber Herr Fähnrich, machen's doch keinen Lärm niet und lassen's s' Mädel! — die Festung is ja im Belagerungszustand!"

Albert, der Ingenieur des Platzes, konnte sich nicht enthalten, über diese fast väterliche Ermahnung des ernsten Kommandanten in ein Gelächter auszubrechen, dem die ganze Gesellschaft, schnell erheitert, unwillkürlich beistimmte.

Der etwas verblüffte Wastel machte gute Miene und lachte mit.

17.

Neue Gäste.

Der Rest des Tages verfloß ohne irgend ein erhebliches Ereigniß fast eben so ruhig, als spielte Korporal Gnitsch auf der Meierei mit seiner Mannschaft noch Landsknecht. Erst die einbrechende Dunkelheit zeigte eine Veränderung der Scene in der Umgegend des Sternschlosses. Weit umher, und sogar jenseit des See's, flammten Wachtfeuer, und der fernhin geröthete Horizont bekundete eine Feuersbrunst. Am Ufer des See's bewegten sich Fackeln, gleich Irrlichtern, und lauter Ruf tönte durch die Nacht.

Wastel hielt einen Kriegsrath, dem außer ihm noch Graf Dovich und Albert beiwohnten. Es wurde jedoch in demselben nur beschlossen, den Gefreiten, Hafen-Kommandanten und Groß-Admiral Karponi mit einem bemannten Fahrzeuge auszusenden, um, in möglichster Stille zu erkunden, was man mit den Fackeln am See treibe, doch sich durchaus jeder Feindseligkeit zu enthalten, es sey denn im Fall der Nothwehr.

Kaum war eine Stunde verflossen, so kehrte Karponi von seiner Expedition zurück und brachte eine Prise mit. Sie bestand aus einem ganz kleinen, wohl mit Fischen gefüllten Fischerkahn, in dem sich zwei lediglich mit Fischspeeren bewaffnete Bauern befanden. Sie wurden indeß als Kriegsgefangene behandelt und Kahn nebst Fische für gute Prise erklärt.

Karponi rapportirte zugleich, daß die Fackeln am Strande sämmtlich Leuten angehörten, welche damit beschäftigt wären, den fischreichen See zu plündern. Er habe indeß zugleich Haufen Bewaffneter entdeckt, unter deren Schutz jene Operation bewirkt werde, und sich daher laut Ordre zurückgezogen. Auf seiner Rückfahrt habe er den aufgebrachten Fischerkahn, der keine Fackeln geführt, fast übersegelt, und daher der Sicherheit wegen und um dem Feinde Nachricht abzuschneiden, denselben mitgebracht

Wastel belobte den Groß-Admiral, fügte aber auch die Versicherung hinzu, daß es unfehlbar Fuchtel gesetzt haben würde, wenn er auf andere Art, als in diesem Falle der Nothwendigkeit die erhaltene Ordre übertreten und die Feindseligkeiten er-

Digitized by Google

öffnet hätte. Er beschloß indeß, diesen anscheinend friedlichen Beschäftigungen des Feindes nicht zu trauen, und um sich keiner Erweckung durch ein Glas Wasser auszusetzen, wachend den Anbruch des Tages zu erwarten, und dann erst nach Umständen den versäumten Schlaf nachzuholen.

Die Hausgenossen bezeigten eben so wenig Lust, sich zur Ruhe zu legen, und man durchwachte die Nacht nach spät beendeter Mahlzeit, bei einer Powle Punsch ganz angenehm im Rittersaale.

(Schluß folgt.)

Das Ende der ungarischen Revolution.

Ueber die letzten Tage der ungarischen Revolution erhalten wir allmälig einige aufklärende Darstellungen. Sind auch die Motive der Katastrophe nach wie vor dunkel und dem Reiche der Vermuthungen anheimgegeben, so wird doch wenigstens das Detail klarer. Besonders bringen die „Gränzboten", die sich schon zur Zeit des Krieges durch höchst anziehende und meisterhaft geschriebene Darstellungen auszeichneten, mehrere sehr schätzenswerthe Beiträge zu der Geschichte der letzten Tage Ungarns. Das neueste Heft dieser Zeitschrift enthält unter der Ueberschrift: „Die Katastrophe von Facset", eine Schilderung des letzten verunglückten Versuches der ungarischen Revolutionsmänner, auch nach der Kapitulation von Vilagos noch einmal das der Revolutionsfahne treu gebliebene ungarische Heer zu sammeln. Diesen Versuch machte Bem in Facset, einem Flecken dicht an der Gränze Siebenbürgens, in welches er die Reste der Armee führen wollte. Wir führen unsere Leser durch einige einleitende Bemerkungen auf den Schauplatz der Darstellung. Der Plan der Kossuth'schen Partei, die ganze ungarische Armee an der Theiß zu sammeln, war durch Görgey's Widerspenstigkeit vereitelt. Als Haynau in den letzten Tagen des Juli von Pesth nach dem Süden vorrückte, stand ihm allein Dembinsky mit etwa 40,000 Mann gegenüber, während des ersteren österreichisch-russisches Heer fast 60,000 Mann zählte. Bei Szegedin an der Theiß traf man zusammen, Haynau erzwang den Uebergang, drang im Banat gegen Temesvar vor und schlug Dembinsky bei Szöreg und am 9. August in der Entscheidungsschlacht bei Temesvar. Dembinsky hatte die Schlacht angenommen, obwohl weder der sehnlich erwartete Görgey erschienen, noch Temesvar von den Ungarn erobert war; Bem selbst, am Morgen des 9. aus Siebenbürgen angekommen, nahm an der Schlacht Theil. Die gänzliche Niederlage der Magyaren hatte eine Auflösung des Heeres zur Folge, dessen größester Theil sich gegen Siebenbürgen zu wandte. Bei Lugos sammelten Bem, Guyon, Vecsey, Török und Kmety ihre Schaaren, während Dembinsky und Perczel bereits gegen die türkische Gränze gezogen waren. Kossuth verließ am 14. Abends Lugos, alle Hoffnungen aufgebend, nachdem am 11. der große Kriegsrath in Arad Görgey zum Dictator ernannt, und dieser am 13. die Kapitulation von Vilagos abgeschlossen hatte. Die bei Lugos stehenden Truppen hatten noch nichts von dieser Katastrophe erfahren und wurden weiter gegen die siebenbürgische Gränze geführt. In Facset machte nun Bem den Versuch, sie zu einer Fortsetzung des Krieges in Siebenbürgen zu vermögen; er wird den „Gränzboten" folgendermaßen geschildert:

Am 16. Abends ruhte das Heer vor Facset. Es war ein trauriger Weg bis dahin; eine öde, unwirthbare Gegend, über Hügel und Wälder zogen wir entlang, ein einziges Dorf, ohne Wasser in seinen Brunnen, ohne eine menschliche Seele unterbrach den einförmigen Marsch. Die Leute litten Hunger und Durst. Die ganze gut gebaute Straße war mit umgestürzten Munitionswagen und den Trümmern des Trains der Abtheilungen bedeckt, welche vor uns zogen. Nahe am Eingange des Fleckens Facset, zu beiden Seiten der Straße, lagerte das müde Heer, rechts von der Straße hart am Dorfe lagen die Trümmer des Vecsey'schen Korps, dahinter an einen Hügel gelehnt Bem und Guyon, links das Korps Kmety's. Die Husaren, welche die Nachhut bildeten, hatten sich eine Viertelmeile zurück auf die Felder gelegt, auf denen die Frucht noch in Garben stand. Es war ein milder Augustabend, der auf einen sonnigen Tag folgte, und um die Lagerfeuer herrschte ein so reges Leben, so wenig war von Niedergeschlagenheit zu merken, das Aussehen der Honveds war besonders in Vecsey's Korps so stattlich, daß ein Fremder unmöglich hätte glauben können, ein geschlagenes Heer vor sich zu sehen. An den Ruthenzäunen des Fleckens waren die Wagen, Karren und Kanonen des einen Korps aufgestellt, unter ihnen der geschlossene Scheibenwagen des General Vecsey, welcher die Stelle des Hauptquartiers vertrat. Dort hatte sich eine große Anzahl Offiziere versammelt, zunächst um durch Wahl die Lücken im Offizierkorps auszufüllen. Im Anfang flog die Unterhaltung lustig, fast übermüthig hin und her, man scherzte und prophezeite einander Avancement. Allmälig wurde es dunkler, die Stimmung ward ernster, es ging durch die Menge, welche aus Offizieren aller Korps bestand, wie sie die Neugierde und Erwartung zusammengetrieben hatte, ein Geflüster: Kriegsrath soll gehalten werden, Bem wird kommen! — In einer offenen vierspännigen Kalesche kam Bem heran, ganz allein im Wagen, auf dem Haupt einen weißen Kossuthhut mit langer weißer Straußenfeder. Rüstig sprang er herab, das narbige, bleiche Gesicht so voll von stolzer Zuversicht und freudiger Kraft, wie nur je; sonst ging er wankend und vorwärts geneigt, aber heute war sein Schritt fest, seine Haltung gerade und stramm, seine geistige Kraft war in dieser Stunde Siegerin über seinen hinfälligen, von Wunden gelähmten Körper. Man empfing ihn mit stürmischem Eljen, unser Cirkel öffnete sich, er trat in die Mitte und eine feierliche Stille legte sich auf die erwartende Menge, man konnte das Summen einer Fliege hören. Der Dämmerglanz des Abendhimmels legte einen feierlichen Schimmer über die verhängnißvolle Scene, welche jetzt anfing. Bem begann sogleich mit diesen Worten in seinem gebrochenen Deutsch: Meine Herren, ich komme im Namen der Regierung und in meinem eigenen Namen als Oberkommandant zu Ihnen, ich fordere auf alle Kommandanten der Bataillons, der Escadrons und der Batterien, morgen früh 6 Uhr sich schtagfertig zu halten, um gegen Siebenbürgen nach Dobra zu ziehen. — — Hier unterbrach ihn ein Oberst, ein hochgewachsener Mann mit ausdrucksvollem Gesicht und schwarzem Bart, aus dem Kreise heraus und auf ihn zutretend: Herr Feldmarschall-Lieutenant, wir kennen keine Regierung. Die Regierung hat uns schändlich verlassen, sie hatte nicht die Kraft, das Werk auszuführen, welches wir so glorreich begonnen und für welches wir mit unserem Herzblut eingestanden haben. Sie hat das Heer in der fruchtbarsten Gegend verhungern lassen, hat nicht nur Mangel an Energie gegen den äußern Feind gezeigt, sondern auch Unfähigkeit, die Kräfte des Landes, welche sich ihr so reichlich darboten, zu benutzen. Sie hat sich der großen Aufgabe, die ihr das Schicksal stellte, unwürdig gezeigt. Darauf sagte Bem kurz und barsch: Aber warum laufen Sie denn? Kämpfen Sie und das Heer wird Brod haben; ein flüchtiges Heer hungert immer, ein siegendes Heer ist immer satt. — Der Säbel des Obersten klirrte auf dem Boden: Um Vergebung, Herr Feldmarschall Lieutenant, das ist eine Beleidigung, die wir nicht verdienen. Wir haben tapfer gefochten, wir haben selbst alle Entbehrungen freudig ertragen, aber gegen eine solche Uebermacht, und bei dem Mangel aller Lebensmittel mußten wir geschlagen werden. Jetzt trat Vecsey vor: Herr Feldmarschall-Lieutenant, wir gehen nicht nach Dobra, wir folgen der Aufforderung Görgey's, wir gehen über die Ma-

Digitized by Google

ros. — Bem sah Vecsey fest an und erwiderte ruhig, fast bedächtig: Meine Herren, ich bin kein Würger, ich bin kein Henker, ich hätte durch mein Amt die Macht, Sie zu zwingen, aber die Sache, für welche wir kämpfen, fordert freie Krieger, ich fordere also nochmals alle Kommandeurs der Bataillons, der Escadrons und der Batterien, welche zu mir halten wollen, auf, sich morgen früh bereit zu halten, nach Dobra zu gehen. Ich habe nie unterhandelt und werde nie unterhandeln, bei Dobra haben wir eine Position, wo wir Monate lang vom Feinde nicht angegriffen werden können und ich werde im Stande seyn, mit einer Kanone den Weg nach Siebenbürgen zu sperren, dort wollen wir uns reorganisiren und dann den Feind mit erneuter Kraft angreifen und schlagen. Glauben Sie nicht, daß wir schwach sind, wir sind noch stark, ja mächtig, wenn wir wollen, und es wäre eine Schmach, sich mit 40,000 Mann zu ergeben. — Da fiel Vecsey ein und rief mit Erbitterung: Aber ich bitte, Herr Feldmarschall-Lieutenant, wie denken Sie Ihr Heer zu verpflegen? In dem ausgehungerten Siebenbürgen werden Sie doch wohl keine Lebensmittel für dasselbe finden. Und der Feind rückt uns auf dem Fuße nach und sperrt die Zufuhr auf allen Seiten. Darauf Bem: Wenn der Walach das ganze Jahr hindurch von Kukuruzbrod leben kann, so wird doch ein Soldat, der für die heiligste Sache der Menschheit kämpft, bei derselben Kost leben können. Ich werde, wie immer, dem Heere mit meinem Beispiel vorangehen und die meiner Meinung sind, hoffe ich, werden mir folgen. Thun Sie also, wie Ihnen gut dünkt. Gute Nacht, meine Herren! — Mit diesen Worten schritt er nachlässig grüßend aus dem Kreise, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Die Honveds von Vecseys Lager aber riefen ihm stürmische Eljen nach. Die Armen wußten noch nicht, wie es mit ihnen stand. —

(Schluß folgt.)

Xenien.

Der Zeitgeist.

Der Geist der Zeit behauptet starr sein Recht:
Was über ihn hinausgeht, nennt er schlecht;
Er mag nicht dulden, was er nicht erkannt;
Er hat allein den praktischen Verstand.

Warnung.

O glaubet nicht, ihr schlummertrunk'ne Seelen,
Wenn ihr den Hahn habt stumm gemacht im Haus:
Die liebe Ruhe könn' euch nun nicht fehlen —
Der läst'ge Morgen bliebe länger aus.

Trotz alledem.

Möcht ihr der Nacht ein Halt auch kommandiren,
Und denken, daß im Dunkeln ist gut munkeln:
Es wagen d'rum die Sterne doch zu funkeln —
Und auch die Sonne wird sich nicht geniren.

Haus- und Staatsklugheit.

Wer macht dem Kinde heut' schon ein Paar Schuhe,
Die es in zwanzig Jahren noch kann tragen?
Und wer den Völkern heut' ein Bett der Ruhe,
Das ihnen auf die Dauer kann behagen?

Frage an Conservative.

Alles seh' ich die Zeit hier unterwühlen und umgestalten:
Und, ihr Thoren, ihr meint im Ernst, es ewig aufrecht zu halten?

Ewiger Trieb.

Wie auch die Tyrannei erbost
Ihr furchtbar Schwert durch die Gefilde
In jeder edlen Brust doch lebt
Der Trieb zur Freiheit und zum Lichte

Das Menschenwesen.

Vergönnt dem Geiste seine freie Regung,
Nur die Unendlichkeit sey seine Schranke!
Ist Leben nicht der Fortschritt der Bewegung?
Nicht alles Daseyns Urquell der — Gedanke? —

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Laut amtlichem Bericht haben im Laufe des vergangenen Jahres in London und seinen Vorstädten nicht weniger als 835 Feuersbrünste stattgefunden, wodurch zwischen 400 und 500 Häuser zerstört wurden und 20 Personen ihr Leben verloren. Es kamen also auf jeden Tag mehr als zwei Feuersbrünste, und es verging kein Tag, wo nicht ein oder zwei Häuser durch Feuer zerstört wurden.

In der Times wird erzählt, daß in den letzten drei Jahren nicht weniger als 25 Mill. Pfd. Sterl. von den Kapitalisten des Kontinents aus Furcht vor den politischen Ereignissen in England angelegt wurden. Eine andere Ursache der Anhäufung des baaren Geldes in England ist die fast auf Null reduzirte Ausgabe englischen Geldes auf dem Festlande, die sonst durch die massenhaften Travellers Albions mehrere Millionen betrug. Insbesondere war in den letzten drei Jahren vor der Februarrevolution die Reiselust so sehr gestiegen, daß eine Summe von 10 bis 12 Millionen Pfund dem Lande jährlich entzogen wurde.

Der russische Gelehrte Uwaroff erzählt in seinen „Abhandlungen" folgende Anekdote von Goethe: „Als ich Goethe das erste Exemplar meines „Nonnos" übersandte, sagte ich ihm in einem vertraulichen Briefe, daß er in diesem Buche wahrscheinlich manche ausländische, undeutsche Redeweise und vielleicht sogar einige Solözismen finden werde, die meinem Ohre entgangen wären, und daß ich mich vergebens bemüht hätte, einen deutschen Literaten aufzufinden, der sich die Mühe genommen, mein Manuscript einer grammatikalischen Durchsicht zu unterwerfen. Goethe antwortete mir darauf in nachstehender Weise: „Ich bitte Sie auf das Inständigste, und nöthigenfalls fordere ich Ihnen das Versprechen ab, keinem Deutschen jemals anzuvertrauen, was Sie die grammatikalische Durchsicht Ihrer Manuscripte nennen. Ganz sicher würde er Ihrem Styl alles Das nehmen, was ihm in meinen Augen Werth verleiht, und dafür eine Menge schöner Dinge anbringen, an denen mir gar nichts gelegen ist. Machen Sie sich den ungeheuren Vortheil, die deutsche Grammatik nicht zu kennen, bestens zu Nutze; ich arbeite nun bereits dreißig Jahre daran, sie zu vergessen."

(Halle, 5 Febr.) Die Universität beging gestern mit einem solennen Redeaktus die Inauguration der Büste des verstorbenen Konsistorialraths und Professors Gesenius, welche auf Kosten von Freunden, Schülern und Verehrern desselben durch die Meisterhand Professor Rietschels in Dresden angefertigt worden und bestimmt ist, fortan die Aula des Universitätsgebäudes zu schmükken. Es hatten sich zu dieser Feier sehr viele sonstige Zuhörer und Freunde des großen Hebräikers, dem neben Wegscheider zu-

Digitized by Google

meist die Universität Halle den neueren Aufschwung der theologischen Studien verdankt, selbst aus der Ferne eingefunden. Die Festrede wurde von Prof. Hupfeld gehalten; derselben folgte eine zweite Rede des Stud. Blau aus Nordhausen, der Vaterstadt von Gesenius.

Die preußische Post ist so gut eingefahren, daß nöthigenfalls die Pferde allein ihre Schuldigkeit thun. So hielt neulich der Postwagen 3 Stunden von Köln in Königsdorf, weil Passagiere und Kondukteur und Postillon einen heißen Trunk thun wollten. Die Pferde aber hatten keinen Durst und trabten mit dem Wagen allein nach Köln, und da der Thorschreiber sie passiren läßt, in die Glockengasse und kommen in vorschriftmäßigem Schritte am Postgebäude an, wo sie noch viel freundlicher empfangen werden, als die nacheilenden Postbedienten.

Es ist eine in unseren deutschen Zeitungen bei Berichterstattungen über öffentliche Feste stereotyp gewordene Redensart, die fast immer die Pointe solcher Beschreibungen ausmacht, nämlich die Phrase: „Die Ruhe ist durch Nichts gestört worden.“ Wir müssen doch ein ungemein ruheliebendes und friedfertiges Volk seyn, bei welchem die Ruhe noch immer als die erste und höchste Bürgerpflicht angesehen zu werden pflegt. Wenn aber ein paar Tausend Menschen beisammen sind, von denen ein Jeder sich auf seine Weise belustigt, wo wäre denn das Unglück für den Staat, wenn einer oder zwei derselben etwas zu laut schreien, ein nicht ganz conservatives Wörtchen fallen lassen oder selbst ein Lied anstimmen, welches von den Festordnern nicht vorgeschrieben war. Wo durch solche Dinge die Ruhe eines Staates gefährdet werden kann, da muß er wahrlich auf sehr schwachen Füßen stehen. Es wäre wohl an der Zeit, jene eben so philisterhafte als nichtssagende Redensart in die Rumpelkammer der abgenutzten Phrasen zu verweisen.

An der Burg in Wien wurde einst unter der Regierung Joseph II. eines Morgen folgender Anschlag gefunden:

Ein Freund der Waffen,
Ein Feind der Pfaffen,
Ein wahrer Tuckmäuser
Ist unser Kaiser.

Joseph ließ den Anschlag abreißen, statt dessen aber hinsetzen:

Das Erste ist wahr,
Das Zweite offenbar,
Das Dritte nothwendig,
Dem Autor sind fünfzig Dukaten zuständig.

Am folgenden Tage las man:

Unser sind Vier,
Ich, Tinte, Feder und Papier;
Wir werden einander nicht verrathen,
Drum Kaiser behalte die Dukaten.

Korrespondenz.

Köln, 8. Febr.

Die Literatur ist um eine Brochüre bereichert worden, welche diesen Titel führt: Der Leinweber Jakobus Küpper als Wahrsager, Armseelenerlöser, Schatzheber, Stifter eines sogenannten heiligen Bundes und einstiger Papst. Ein Beitrag zu den Geheimnissen von Köln. Von C. Jacobi. In diesen Worten ist die ganze Biographie eines Mannes gedrängt enthalten, der seit dem Jahre 1816 innerhalb unserer Mauern seine Betrügereien treiben soll. Wie es heißt, erlangte vor kurzer Zeit ein hiesiger Pfarrer Kunde von dem Treiben und stellte den Mann zur Rede, der allerlei Unsinn auskramte, indem er einen alten Radnagel für einen der Nägel ausgab, vermittelst welcher Christus an's Kreuz geheftet wurde, indem er vorgab, mit Rom durch einen unterirdischen Gang in Verbindung zu stehen u. dgl. m. Als der Geistliche ihn ermahnte, den betretenen Weg zu verlassen, entgegnete er trotzig, daß er weit über der Würde eines Pastors stehe. Wie es heißt, ist der Mann mit dem Gericht in Berührung gekommen, die in eine Verhaftung ausläuft. Es ist traurig, daß das untere Volk noch auf einer so tiefen Bildungsstufe steht, daß ein J. Küpper oder eine Deutzer Kartenschlägerin zu den Möglichkeiten gehören.

Eisenach, 7. Febr.

Die Klavierspielerin Fräul. Zick hat die Güte gehabt, dieser Tage auf ihrer Durchreise in hiesiger Stadt ein Konzert zu geben, welches allen Anwesenden (worunter auch die Umgebung der Herzogin von Orleans). einen hohen Genuß bereitete, da die Künstlerin mit Eleganz und Reinheit des Spiels einen süperben Anschlag vereinigt. Sie trug besonders mehrere Compositionen von Dreischock und Thalberg, sowie mehrere Phantasieen und Variationen für die linke Hand vor, und geben ihr Kunstkenner das Zeugniß, daß seit der Klara Wieck noch keine Andere diesen Grad von Kunstfertigkeit erreicht, daß aber Fräul. Zick jene noch an Kraft übertreffe. Zu bedauern war nur, daß sie es mit der Wahl der vorzutragenden Stücke nicht genau zu nehmen scheint. So war z. B. das letzte aus einem ganz werthlosen Potpourri. Da Fräul. Zick auf ihrer Reise nach Paris auch in Frankfurt a. M. einige Tage zu verweilen gedenkt, so haben wir dem kunstliebenden Publikum dieser Stadt diese Notiz nicht vorenthalten wollen. N.

Mainz, 6. Febr.

Es ist doch traurig, wenn man etwas, das man als wahr in die Welt hinausgeschickt, als unwahr wieder zurücknehmen muß; also ist es der Mainzer Journalspartei in der Bischofssache gegangen mit allen jenen Lügenartikeln, die aus ihrer Offizin damals hervorgekrochen. Unter den Artikeln, die zurückgenommen worden sind, wird aber wohl der oben stehen, welcher dem Prof. Schmid den Charakter der Unkirchlichkeit und Reformsucht aufzustempeln suchte — wir meinen den Artikel über eine vermeintliche Friedberger Conferenz. Es sind in dieser Angelegenheit Männer als Zeugen aufgetreten, deren Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe wir volles Vertrauen geben und die sicher den weit an Charakter und Würdigkeit übertreffen, der den Falschmünzer gemacht, mag er ein Rheinpreuße oder ein Rheinhesse seyn. Aber wird wohl der edle Schmid sich bei dem Zurücknehmen der seine Richtung als Priester verdächtigenden Artikel beruhigen? Es ist nicht sehr schwer, bei dieser Verdächtigung mit der sogenannten Conferenz in Friedberg dem Herrn Sausen so einen kleinen Injurienproceß an den Hals zu werfen, aber Hr. Schmid thut wohl besser daran, mit der sauberen Sippschaft dahier sich in keinerlei Erwiederung einzulassen, denn wer weiß ist, macht sich da zu leicht schmutzig. Indessen aber mögen die Feinde Schmid's nicht vergessen, daß allgemeine Verachtung ihnen zugewendet ist und ihr schändliches Treiben dem ganzen Priesterstande einen Schlag und Schimpf bereitet hat, den sie nicht verantworten können. Dem von Rom nicht bestätigten Ehrenmanne dagegen mag das schon Satisfaktion genug seyn, daß man hier allseitig so warmes Interesse an seiner Verwerfung nimmt und dem heiligen Vater Aufschluß zu geben gewillt ist, wie sehr man ihn getäuscht habe; es mag dem Prof. Schmid bestätigen, daß nicht alle Mainzer undankbar seyen, sondern sehr Viele dankbar zu schätzen wissen, was er auch an ihren Söhnen, die Theologie studirten und studiren, schon Gutes gethan. Ja im Volke hier nimmt man an ihm viel mehr Interesse als man dies bei unsern hiesigen Priestern sieht; sie sind mehr oder minder Dem nicht hold, was von jenseits herrührt. Daher revolutioniren sie in ihrer Mehrheit auch gegen die Gießner theologische Bildungsanstalt, d. i. sie möchten sie gerne bei sich haben von wegen bessrer in dem Kram passender Dressur. Sic est. Ja aus Abneigung gegen die Gießner Fakultät empfiehlt man von gewisser Seite den Theologen lieber eine andere Fakultät als die Gießner, da die würdigen kath. theol. Professoren sich von den Mainzer Herren nicht gängeln lassen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13 Febr. Yelva, die Waise aus Rußland, Melodrama in 2 Abth nach dem Französischen von Th. Hell. Hierauf: Herrn Hampelmann's Landpartie nach Königstein, eine Hampelmaniade in 4 Bildern und 1 Akt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 39. Donnerstag, den 14. Februar 1850.

Die Flucht aus Galizien.

Historische Erzählung aus dem letzten Bauernaufstande. Von M. Dornwald

(Schluß.)

Die aufgehende Sonne verscheuchte mit einem Male alle Träume von Sicherheit, denen man sich im Vertrauen auf See- und Landmacht, vom Punsch befeuert, überlassen hatte.

Von den Zinnen des Thurmes gewahrte kommenden Tages der bestürzte Kommandant und sein nicht minder verwunderter Ingenieur, daß die Feinde in der Nacht nicht müßig gewesen waren. Auf einer, kaum einen Kanonenschuß entfernten, das Schloß ganz beherrschenden Höhe, standen vier Geschütze, und am fernen, jenseitigen Ufer des See's nahm man Segel wahr, die ein Ostindienfahrer hätte tragen können.

„Was sagen's holt dazu?" frug Wastel; Albert antwortete nur durch ein Achselzucken.

Wenn man durchaus nicht weiß, was man thun soll, so ist es am besten, gar nichts zu thun und zu erwarten, wozu die Umstände endlich nöthigen. Auch Wastel versetzte sich in diese Defensive und ging zunächst zur Ruhe.

Der Tag verging abermals still, wie der gestrige, und auch die Nacht glich der gestrigen, nur daß sich die Hausgenossen zur Ruhe begaben. Aber der Morgen enthüllte ein neues Schrecken. Die Wirthschaftsgebäude innerhalb der Ringmauer waren vom Feinde besetzt. Das konnte ohne Verrath so in aller Stille nicht geschehen seyn.

Noch hatte Wastel sich nicht von Zorn und Erstaunen erholt, da wehete eine Parlamentair-Flagge vor dem Thore des Thurmes. Ein Lanzenreiter gab eine Depesche ab und sprengte nach der Meierei zurück.

Der Inhalt der Depesche war trostlos. Alle Schwächen, welche einer kräftigen und nachhaltigen Vertheidigung entgegentraten, waren gründlich hervorgehoben, und dagegen die Uebermacht des Feindes, seine errungenen Vortheile und die Mittel, die er zu Lande und zu Wasser besaß, in ein grelles Licht gestellt.

„Man wisse," schloß das Schreiben, „daß sich das Schloß nicht halten könne, man wisse aber auch, daß es sich der tapfere Kommandant ohne hartnäckigen Widerstand nicht würde entreißen lassen. Um Blut und Menschen zu sparen, biete man daher der Besatzung und Allen, die ihr folgen wollten, freien Abzug nach der nächsten kaiserlichen besetzten Stadt. Dabei solle es den Abziehenden frei stehen, mit hinweg zu nehmen, was ihnen beliebt, und den zurückbleibenden Bewohnern ihr Eigenthum geschützt werden.

„Nehme man dieses Anerbieten nicht sofort an, so solle mit einbrechender Nacht das Sternschloß zu Lande und zu Wasser angegriffen, mit Feuer und Schwert verheert werden und Alles in demselben über die Klinge springen, wie es sich nach Kriegsrecht zieme, wenn ein unhaltbarer Platz die Uebergabe verweigere."

Das war wirklich für Wastel eine verzweifelte Lage; hätte er auch einen zweiten Zrini spielen und das Sternschloß, gleich der Festung Sigeth, in die Luft sprengen, sich selbst und seine Besatzung aber in den sicheren Tod stürzen wollen, so fehlte ihm doch zu Ersterem das Pulver und zum Letzteren wenigstens seinen Untergebenen der Muth. Dazu bestürmten ihn sämmtliche Hausgenossen, mit Einschluß des Intendanten, ein unter den obwaltenden Umständen so vortheilhaftes Anerbieten des Feindes anzunehmen. Wir dürfen uns also nicht wundern, wenn wir schon am Mittag desselben Tages unter der Gesellschaft im Rittersaale auch den Krakusen erblicken, der vor einer Stunde die Uebergabe-Convention mit Wastel abgeschlossen hatte.

18.

Der Abzug.

Unter klingendem Spiel, d. h. unter dem Schall einer Trommel und Querpfeife, zog Wastel nach zwei Tagen, an der Spitze seiner Besatzung, nicht ohne Hoffnung aus dem Sternschloß, bald an diesen Ort, den er beinahe dreißig Jahre bewohnt, wieder zurück zu kehren. Albert mit seiner Frau und der Intendant mit seiner Familie, nebst einigen Wagen folgten der Besatzung, und waren mit in die Convention eingeschlossen.

Was würde aber der gute Wastel gefühlt haben, wenn er, wie Albert, dem es der Krakuse vertraut hatte, gewußt hätte, die auf der dem Schlosse gegenüber liegenden Höhe aufgefahrenen vier Geschütze seyen nichts anders, als vier kurze, auf Moderwagen gelegte Baumstämme, und die auf dem See sichtbaren Segel nur große, auf Holzflößen befindliche Plane und Bettücher. Die Miene aber, mit der er durch die allerdings sehr zahlreichen Insurgentenhaufen zog, würde minder stolz gewesen seyn.

Nur einmal wurde sein Marsch noch durch einen Insurgentenhaufen bedroht, bevor er in der, der Gränze nahe liegenden Stadt einrückte, von wo Albert nach Schlesien eilte. — Es kam indeß nicht zum Gefecht, obwohl Wastel eine Art von Quarree formirt und mit lauter Stimme kommandirt hatte: „d'Frauenzimmer und die Bagage in's Quarree!" —

Dies erinnert an den ägyptischen Feldzug Napoleons, in welchem ein General beim Herannahen der Mamelucken die Gelehrten, welche die Expedition begleiteten und die zahlreichen Esel, die ihr Gepäck trugen, zu sichern suchte, indem er laut rief: „Die Gelehrten und die Esel in's Quarree!" —

Digitized by Google

Das Ende der ungarischen Revolution.

(Schluß.)

Nach Bem's Entfernung begann eine Debatte, stürmisch und leidenschaftlich bewegt, wie unser Inneres war. Zunächst von vielen Seiten die bestürzte Frage: weßhalb diese Scene? Die meisten von uns konnten leider darauf schon Antwort geben: Es ist die Aufforderung von Görgey an Vecsey gekommen, mit seinem Korps nach Vilagos zu gehen und sich dort mit den Russen zu vereinigen. Das Wort „ergeben" wurde nicht gehört, und die allgemeine Auffassung von Görgey's Aufforderung war, daß er eine Konvention mit Rußland geschlossen habe und Rußland als Vertreter der ungarischen Interessen auftrete. Ich habe Grund zu glauben, daß die Führer selbst diese Meinung theilten, sicher wenigstens ist, daß sie den „Verrath" Görgey's in seiner ganzen Ausdehnung nicht ahnten.

Der Streit der Ansichten wurde im Kriegsrathe mit der größten Erbitterung geführt, Drohungen und Forderungen tobten durcheinander. Die Verwirrung wurde noch dadurch vermehrt, daß die einzelnen Offizierkorps selbst sich spalteten, mehrere Offiziere von Vecsey's Korps sprachen für Bem, dagegen wieder Offiziere von den Abtheilungen Guyon und Kmety, deren Führer sich schon früher an Bem geschlossen hatten und deßhalb von dem Kriegsrath fern geblieben waren, vertheidigten den Anschluß an Görgey. Die Nacht trennte die Leidenschaftlichen. — Was war das für eine Nacht! Die Soldaten sangen, aßen und tranken und überließen sich zuletzt sorglos der Ruhe; uns aber, die wir die verhängnißvolle Scene und die finstere Ahnung in uns trugen, blieb der Schlummer fern. Jetzt noch steht jede Kleinigkeit jener Stunde vor Vecsey's Wagen in meiner Seele, nicht nur die Worte, welche gesprochen wurden, auch die Mienen der Einzelnen, die Beschaffenheit ihrer Uniform, die Stellung der Aeste und Zweige an den Bäumen, Alles sah ich, während meine Ohren das Furchtbarste hörten, den kläglichen Ausgang der größten Sache. Und so lange ich lebe, werden die Einzelheiten dieser Stunde nicht vergehen aus meinem Gedächtniß.

Mit Aufgang der Sonne traten die Korps unter die Waffen. Weder die Korps, noch die einzelnen Abtheilungen derselben wußten sicher, wohin der leitende Wille ihres Führers sie ziehen wollte. Und jetzt begann eine Auflösung der Heere, die sich am besten mit einer chemischen Zersetzung vergleichen läßt. Die Bataillone lösten sich in Kompagnien, die Kompagnien noch in kleinere Theile auf, die Einen zogen zu Bem, die Andern zu Vecsey. Von Vecsey's Korps hatten sich nur kleinere Haufen getrennt, aber von Kmety und Guyon zogen unregelmäßig in halber Auflösung ganze Züge auf der Spur des vertrauenden Freundes von Görgey. Auf der Landstraße aber und in den Gassen der Stadt entstand ein tolles Durcheinander, die Anhänger Bem's drängten nach Osten, die Andern nach Westen, nach Lugos zurück, überall ein Stoßen, Schreien und Hadern. Auf dem Marktplatz von Facset hielt eine Schwadron von Vecsey's Husaren, sie weigerten sich, zurückzuziehen nach Vilagos. Die Leute fluchten und zogen die Säbel, wohl eine Stunde schrieen und drohten sie einander. Endlich waren sie verschwunden, Niemand hatte Zeit zu fragen, wohin. Die Schaaren, welche nach Siebenbürgen zogen, eilten mit einer Hast vorwärts, als ob der Feind auf ihren Fersen sey, sie stopften die Brücke, welche hinter Facset über den Bach führt, sie stopften die Passagen durch den Bach selbst, Menschen, Karren, Kanonen und Pferde bildeten einen verworrenen Knäuel, wie auf verzweifelter Flucht.

Das war das Ende der ungarischen Revolution. Vecsey ging nach Vilagos in sein Verhängniß, und Bem kam nicht bis Dobra, obgleich das nicht viel über drei Stunden von Facset entfernt ist. Noch auf dem Marsch debandirte sein Heer, die Gemeinen erfuhren jetzt erst vollständig, warum es sich handle, und die Einzelnen faßten ihren Entschluß und nahmen Partei. Manche wollten zur Heimath, Viele zur „Föderation" mit den Russen gehen. Die Korps waren aufgelöst, bevor sie die Berge Siebenbürgens überstiegen hatten. — Bem aber ging mit Guyon und Kmety nach Orsova zu den Türken.

Wintervergnügungen.

In den vormärzlichen Tagen waren in unserer Mainstadt die öffentlichen Maskenbälle dadurch erschwert, daß die Erlaubniß zu einem derselben nur um den Betrag von 100 Thlrn. von der betreffenden Behörde verwilligt wurde. Man war damals der Meinung, daß solche Bälle der Moralität sehr nachtheilig und in verschiedenen Beziehungen verderblich seyen. Die gegenwärtige Wintersaison, in welcher die eben genannte Bedingung der Zulässigkeit aufgehört hat, ist überaus reich an Maskenbällen, die einander gleichsam verdrängen und nicht nur zu geselligen, sondern auch zu wohlthätigen Zwecken zahlreich besucht und exploitirt werden. Man tanzt und maskirt sich zum Besten der politischen Flüchtlinge, der städtischen Armen, der Wasserbeschädigten und anderer Nothleidenden; das Vergnügen erscheint im Mantel der christlichen Liebe, der politischen und religiösen Duldung, der Freigebigkeit und Humanität. So heiligt der Zweck die Mittel, und indem wir unsere Weltlust befriedigen, vollbringen wir gottgefällige Werke. Den sittenverderbenden Einfluß der Maskenbälle haben wir indessen stets für nichts Anderes, als für ein Vorurtheil gehalten. Ist die Sittlichkeit in diesem Winter durch jene Art von Vergnügungen herabgesunken? Wir können davon nichts bemerken und Andern wird es eben so gehen. Jede Jahreszeit hat ihre eigenthümliche Art von Vergnügungen, von Veranlassungen zu Ausgaben und vielleicht zu Geldverschwendungen; aber es ist gut, wenn das Geld in Umlauf gebracht wird, und wer hierbei weiter greift, als seine Mittel ihm erlauben, der macht eben einen Mißbrauch, den man auch von dem Besten machen kann und dessen Nachtheil dann selber auf ihn zurückfällt. Wollte man heutigen Tages bei der Befriedigung der nothwendigen Lebensbedürfnisse stehen bleiben, wollte man das Ueberflüssige ausschließen und den Luxus verbannen, wollte man in puritanischer Sitteneinfalt leben, was sollte denn aus jenen Tausenden werden, deren Erwerb und Existenz ausschließlich nur auf den Luxus und auf die Raffinements desselben verwiesen sind? Mit jedem Jahre wächst die Bevölkerung in den Städten, wie auf dem platten Lande, und Jeder will leben, Jeder macht sein soziales Anrecht auf seine Existenz geltend. Wo die klingende Münze in Umlauf gesetzt wird, da sollte man sich nur freuen, und hierzu tragen namentlich die Maskenbälle nicht wenig bei. Ihre Gegner, jene frommen Kopfhänger und nicht selten scheinheiligen Moralprediger, verweisen wir auf die Hunderte von fleißigen Händen, die ein Ballabend in Bewegung setzt, auf die unsere Straßen während der ganzen Nacht durcheilenden Fiakers, auf die geschäftigen Toiletten- und Haarkünstler, auf die Industriellen und Gewerbtreibenden aller Art. Außerdem bietet das Leben so viele Mühen und Sorgen, Anstrengungen und Entbehrungen, daß es wohl vergönnt seyn mag, sie mitunter, wenn auch nur auf ein paar Stunden, abzuwerfen und zu vergessen. Sind doch Mühe und Arbeit nicht unsers Daseyns einziger Zweck, sondern ist im Gegentheil jede froh verlebte Stunde ein offenbarer Gewinn, eine unverkennbare Bereicherung des Lebens! Unsere weisen Staatslenker haben übrigens auch noch ihre besonderen Gründe, Volksbelustigungen und Maskenbälle gegenwärtig nicht nur zu verstatten, sondern selbst zu begünstigen; denn wenn die Leute sich gut amusiren, wenn sie mit Tanz und Mummerei sich ergötzen, wenn sie solchen Zerstreuungen sich harmlos in die Arme

Digitized by Google

werfen, so werden sie dadurch von der leidigen Politik abgezogen, fragen weniger nach der Verworrenheit und Unerquicklichkeit der Welthändel, und kommen wieder auf den friedlichen Weg des ruheliebenden und ordentlichen Bürgers, der nichts Höheres verlangt und in seinem Gott zufrieden ist, wenn er Gelegenheit findet, Geld zu verdienen und wieder auszugeben. Der gute Bürger überläßt das Regieren Denjenigen, die ihm als Obrigkeit eingesetzt sind und die mit dem Amte den dazu nöthigen Verstand erlangt haben. Gegen Wühlerei und Unzufriedenheit des Volkes werden sich Maskenbälle als besonders heilsame Gegenmittel bethätigen, und dies allein genügt, ihnen recht eindringlich das Wort zu reden. Die vielgerühmten Märzerrungenschaften sind längst wieder im Strome der Zeit untergegangen, die alten Zustände sind in verbesserter und vermehrter Auflage wieder erschienen, und wir wollen uns freuen, daß wir wenigstens die Maskenfreiheit und den Maskenball ohne die hundert Thaler gewonnen haben. Der Moral werden sie nicht schaden, aber der Ruhe und dem Frieden des Staates werden sie nur nützen. W.

Pariser-Gaunerstreiche.

Vor Kurzem kam der Sohn eines reichen Handelsmannes von Bordeaux nach Paris, um seine juridischen Studien zu beginnen. Er hatte einen Brief seines Vaters für einen seiner Freunde, Hrn. D . . ., bei sich, der, ehemals ein höherer Beamter, sich seit den Februarereignissen in eines jener alten Hotels der Insel St. Louis zurückgezogen hatte. Der Notar und der Handelsmann waren von Jugend auf innige Freunde, daher hatte letzterer keinen Anstand genommen, seinen Sohn dem Freunde auf das wärmste zu empfehlen.

Der erste Gedanke des jungen Studenten bei seiner Ankunft in Paris war, sich zu Hrn. D . . . zu begeben; allein er suchte vergebens nach seinem Empfehlungsbriefe. Er glaubte, ihn beim Oeffnen der Brieftasche unterwegs verloren zu haben, machte sich aber keinen großen Kummer über diesen Verlust, weil er nur an seinen Vater zu schreiben brauchte, um mit umgehender Post eine Abschrift desselben zu erhalten.

Indessen erhielt Hr. D . . . an demselben Tage den väterlichen Brief, welchen ihm ein junger Mensch von ausgezeichneten Manieren überreichte. Er nahm diesen jungen Menschen mit lebhafter Herzlichkeit auf, behielt ihn beim Essen, und sagte ihm zuletzt, er könne ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn er dieses Haus als das seinige betrachte. Der junge Mensch schien ganz entzückt; er nahm das ihm gemachte Anerbieten an, und versprach beim Fortgehen, morgen wieder zu kommen. Er kam in der That noch vor 8 Uhr Morgens, und der Diener sagte ihm, während er ihn ganz wie einen Hausgenossen empfing, Hr. D . . . sey noch im Bette. „Wecken Sie ihn ja nicht, ich bitte Sie darum, antwortete der Student, ich habe einige Briefe zu schreiben, und ich werde es thun, bis Hr. D . . . erwacht."

Der Diener, welcher Tags zuvor Zeuge von dem Empfange des jungen Menschen gewesen, zauderte nicht, ihm das Arbeitskabinet seines Herrn zu öffnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er, mit mehreren Briefen in der Hand, heraus, die er auf die Post legen wollte, wie er sagte. Allein der Rest des Tages verstrich, ohne daß er sich blicken ließ. Gegen Abend bemerkte Hr. D . . ., daß er um eine namhafte Summe bestohlen war. Es war kein Zweifel, der Dieb war kein Anderer, als der junge Bordelenser. Hr. D . . . war aufgebracht; allein aus Rücksicht der langen Freundschaft mit dem Vater stellte er keine Klage an.

So standen die Sachen, als drei Tage nachher der wirkliche Student von Bordeaux ein Duplikat des Briefes seines Vaters erhielt. Er ging sogleich nach der angezeigten Adresse und verlangte Hrn. D . . . zu sprechen. „Der Herr ist ausgegangen," antwortete man ihm, „er speist anderwärts, und der Diener ist auch abwesend." Der junge Mensch trat in die Loge des Portiers, verlangte Feder und Papier und schrieb seinen Namen: Julius N. . . . von Bordeaux.

„Mein Herr, heißen Sie ganz gewiß Julius N . . .?" fragte der Portier, als er den Namen von der Hand des jungen Menschen erhielt. — „Wie! ob ich ganz gewiß so heiße?" — „Es scheint mir doch, Sie seyen größer und nicht so braun." — „Der Mensch ist betrunken oder ein Narr," sagte der junge Mann, und ging auf die Hausthüre zu; aber diese öffnete sich nicht für ihn, sondern der Portier packte ihn und rief um Hülfe.

So wurde er bis gegen Mitternacht in Haft behalten, wo Hr. D . . . nach Hause kam, und alle seine Protestationen halfen nichts, bis dieser, den man von dem wichtigen Fang in Kenntniß setzte, den begangenen Irrthum erkannte, aber auch die Ueberzeugung von dem frechen Betrug erhielt, dessen Opfer er geworden war. B.

Erinnerung.

Zwischen heut und fernen Jahren
Trifft der Blick auf Gram und Schmerz,
Doch auch manche Freuden schaaren
Wieder liebend sich um's Herz.

Längst erlosch'ne Sonnen schweben
Jung im Osten uns empor —
Gold'ne Schätze, die das Leben
In der Fluth der Zeit verlor.

Frohe Ahnung aus der Kindheit
Hingeschwund'nem Paradies,
Die das Herz in seiner Blindheit
Ew'ge Freuden hoffen ließ.

Blüh'nde Träume, tausendfarben,
Voll von süßem Wunderduft,
Die vom Hauch des Schicksals starben,
Steigen lächelnd aus der Gruft.

Herzen, die wir längst vermissen,
Die an unser'er Brust geruht —
Liebchen mit den heißen Küssen,
Mit dem Aug' voll dunkler Gluth.

Und es schließt sich im Gemüthe,
Aus dem alten Zeitenlauf,
Die Vergangenheit als Blüthe
Eines neuen Frühlings auf.

Seeman Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Die Ueberschwemmungen der Provinz Lüttich sind noch furchtbar, obgleich seit dem 4. die Wasser der Maas am Fallen sind. Alle Behörden wetteifern, um dort Hülfe zu bringen, wo es noth thut. Nach manchen Gegenden war dies aber kaum möglich. Zu Vennes bildete die Ourthe einen Alles zerstörenden Waldstrom, und von dem unglücklichen Orte aus steckte man Nothfahnen aus und feuerte Schüsse ab, um Hülfe flehend, die man durch die

Digitized by Google

aufgeregten Fluthen nicht bringen konnte. Ganze Wohnungen sollen fortgeschwemmt worden seyn, und wirklich ist das Kaffeehaus und das Schießgebäude der Insel Wexired zertrümmert. Die Arbeiter der Gießerei zu Landen wurden mit genauer Noth von den Pontonniers von den Dächern gerettet, auf die sie sich geflüchtet. Die Kähne, welche Rettung nach der Durthgegend bringen, mußten mit Tauen an Bäumen befestigt werden, sollten sie nicht von dem reißenden Strome fortgeschleudert werden. Auch die Verwüstungen der Vestre sind schrecklich. Die Drahtbrücke des Etablissements von Hauster ist ganz zerstört; nur noch eine Säule steht aufrecht. Man weiß nicht, welche Menschen das Opfer geworden. Vieh ist viel ertrunken. Ein Leichnam ist aus der Maas aufgefischt worden. Die Brücken von Fraipont und Chaudfontaine sind fortgerissen, wie die kleine Drahtbrücke, die nach dem Gute Masures führt. Aus Namur hört man ebenfalls Trauriges über die Verheerungen des Wassers, welches auch zu fallen anfing. Außerhalb die Maas hinab bildet die Gegend einen weiten See, so daß die Verbindung der Stadt mit der Gegend von Beez ganz abgebrochen ist. Auch die Maas hinauf ist die Jambe-Ebene ganz überschwemmt. Gärten und Felder sind schrecklich verwüstet. Auch die Straße nach Dinant ist nur an wenigen Orten fahrbar. Auch bei Brüssel und Löwen haben die Wasser Unheil angerichtet, jedoch sind sie überall im Fallen begriffen. Die Lütticher Blätter glauben, daß die Eisenbahn von Lüttich nach Verviers schwerlich vor sechs Wochen wieder hergestellt werden könne. Auch zu Maestricht und Ruermonde ist die Maas ausgetreten. Ein Theil Maestrichts steht unter Wasser. Zu Ruermonde sind 14 Personen im Wasser umgekommen. Bei Ruermonde sind einige Dämme durchgebrochen, so daß ganze Dörfer unter Wasser gesetzt und die Einwohner flüchten müssen.

(Schiller als Rathsherr und Heirathskandidat in Schweinfurt.) In dem trefflichen und bisher vom deutschen Publikum noch nicht nach Verdienst gewürdigten Briefwechsel Schiller's mit Körner (Berlin, Veit u. Comp., 1847) ist eines Heirathsantrages an Schiller gedacht, von dem bisher noch in keiner seiner Lebensbeschreibungen Erwähnung geschehen. Schiller selbst berichtet darüber Folgendes in einem Briefe an seinen Freund Körner, aus Weimar vom 25. April 1788 (Band I. S. 286): „Einen Spaß muß ich Dir doch erzählen, wenn es noch nicht geschehen ist. Vor einigen Wochen ist durch die vierte Hand die Anfrage aus der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt an mich ergangen, ob ich dort nicht eine Rathsherrnstelle mit leidlichem Gehalt, verbunden mit einer Frau von einigen Tausend Thalern, die, setzt man hinzu, an Geistes- und äußerlichen Vorzügen meiner nicht unwerth sey, annehmen wolle. Die Stelle soll mich wöchentlich nur zwei oder drei Stunden kosten, und dergleichen Vortheile mehr. Wie ich mich dabei genommen, magst Du Dir leicht selbst einbilden; doch möchte ich eigentlich wissen, wie man auf mich gefallen ist. Da die ganze Sache mehr der Gedanke einiger Privatleute ist und man eigentlich nur sagt, daß, wenn ich mich melden würde, sie mir nicht schwer fallen sollte, so erkläre ich es mir so, daß das Ganze eine Idee der Person seyn mag, die ich heirathen sollte. Diese hat vielleicht einige Lektüre, die ihr den Menschenzirkel um sie herum verleiden mochte, und da mag sie nun denken, daß sie mit ihrem bischen Geld und der Lockspeise einer Stelle einen Menschen fischen könnte, der auch andere Forderungen befriedigt. Der Zufall hat ihr von meinen Schriften einige vielleicht in die Hände gespielt, an denen sie Geschmack gefunden hat, und für einen Juristen hält sie mich ohne Zweifel. So muß ich mir das Räthsel erklären, und der Meinung ist auch Wieland."

Frankfurt a. M.

Dir zerstörendrn Wirkungen, welche die große Wasserfluth in den letztrn Tagen, besonders an den herrlichen Ufern des Rheins hervorgebracht, sind zu Jedermanns Kunde gekommen. Groß ist die Noth, erschütternd das in mehreren an sich armen Orten ausgebrochene Elend, und schnelle wirksame Hülfe ist ein heiliges Gebot der Menschenpflicht. Schon sind hier und da Vorbereitungen getroffen, um schleunigen nachdrücklichen Beistand zu leisten. Unser Liederkranz, dem schon oft bewährten Grundsatze getreu, menschlich edlen Zwecken seine Kräfte zu weihen, hat, sicherem Vernehmen nach, die Absicht, auch hier der Kunst ein höheres Ziel zu setzen und sie zur Milderung menschlichen Elends geltend zu machen. Es wird zu diesem Zwecke ein großes Konzert auf nächsten Dienstag, den 19. Febr., veranstaltet, welches durch die dabei wirkenden Kräfte, sowie durch ein reiches gedrgenes Programm in den verschiedenartigsten Schattirungen einen recht genußreichen Abend verspricht. Möge den Bemühungen des Liederkranzes die verdiente Anerkennung durch einen recht zahlreichen Besuch zu Theil wrrden und den durch die Noth Bedrängten eine Unterstützung zuwachsen, die ihnen das über sie hereingebrochene Elend erleichtert und sie vertrauensvoll erhebt in ihrem Glauben an das reinere Gefühl der Menschlichkeit!

Gesellschaft Melpomene.

Das Konzert zum Besten des israelitischen Frauenvereins findet Freitag, den 15. Febr., im Lokale der Gesellschaft (Schäfergasse Nro. 17 neu im ehemaligen sächsischen Hof) unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Quint und Mina Tourny und der Herren Dettmer, Posch, Sprenkel, Julius Sachs ꝛc. statt. Billets à fl. 1 sind Abends an der Kasse zu haben. Das Nähere im Programm, das am Eingange verabreicht wird. Anfang 7 Uhr. Drr Saal wird um 6 Uhr geöffnet.

Der Vorstand.

Programm des Museums.

(Freitag, 15. Febr. 1850.)

1) Symphonie in C dur von Franz Schubert (erste Hälfte).
2) Bruchstücke aus einrm neuen Gedicht: „Ring und Pfeil", von F. M. Hessemer.
3) Arie aus der Oper: „Die Vestalin", von Spontini, gesungen von Frau Anschütz.
4) Klavier-Konzert in C moll von L. van Beethoven, mit eingelegter Cadenz von Alovs Schmitt, vorgetragen von demsrlben.
5) Zwei Lieder aus „der schönen Müllerin" von Schubert:
   a) Die liebe Farbe,
   b) Der Neugierige,
   gesungen von Frau Anschütz.
6) Zweite Hälfte der obigen Symphonie.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. Febr. Zampa, oder: Die Marmorbraut, romantische Oper in 3 Abth., Musik von Herold.

Samstag, 16 Febr. Das Nachtlager von Granada, Oper in 2 Akten von Kreutzer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 40. Freitag, den 15. Februar 1850.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

Drei Wochen lang hatte Meister Adam fast Tag für Tag sechzehn Stunden vor seinem Webersstuhle gesessen und das Schiffchen hin und her wandern lassen. Die Frucht dieser Anstrengung und seines unermüdlichen Fleißes war ein schönes, untadelhaftes Stück Leinwand, das er endlich vom Stuhl nehmen konnte. Es war spät am Abend vor dem bestimmten Lohntage, als er das besagte Stück zur Ablieferung an seinen Arbeitgeber, den Faktor Stürmer, zurecht machte. Er musterte den schönen, derben Stoff, ging die Ellenzahl durch und freute sich seines Werkes, wie ein braver, fleißiger Meister darf und soll.

„Nun, Gott sey Dank! da hast Du's, Christel," rief er, als er das Stück zusammengelegt und geschnürt hatte, und warf es froh aufathmend auf den kleinen, vor Alter gebrechlichen Tisch, vor welchem seine Frau mit einer Näharbeit beschäftigt saß, so daß derselbe heftig erzitterte und stöhnte, und Frau Christiane erschrocken auffuhr.

„Herr Gott!" rief sie, und sah ihren Mann verwundert an, „Du bist ja ganz außer Dir; Du wirst die Kinder aufwecken, und ich bin froh, daß die kleinen Plagegeister schlafen und ich hier etwas zuwege bringen kann."

Meister Adam schien selbst etwas betroffen über seine Ausgelassenheit und suchte seine Gattin zu besänftigen. „Nimm es nicht übel," entgegnete er, „habe Tag und Nacht wie angenagelt gesessen und darf nun wohl einmal tüchtig Athem holen. Es geht mir wie einem Pferde, das lange angespannt gewesen und endlich einmal aus dem Joche kommt. — Aber sieh Dir nur das Stück an, Frau, — Kapitalwaare, — wäre was in Deine Wirthschaft."

„Ja, wenn wir's nur behalten könnten und nicht Baares brauchten!" seufzte die Frau.

„Leider Gottes!" stimmte Adam ein. „Und gerade diesmal; aber da ist auf einmal meine ganze Freude weg und der Aerger frißt mir in das Leben."

„Was hast Du denn?" fragte Frau Christel besorgt.

„Nun, daß es wieder die alte Leier geben wird bei Stürmern. Wahrhaftig, ich liefere ihm die Waare nicht aus, wenn er mich auch diesmal mit seinem verdammten Krame lohnen oder mir ein paar beschnittene Dukaten aufhängen will."

„Gott, er wird es doch diesmal nicht thun, wo wir so nothwendig gutes, baares Geld brauchen? Du hast es ihm doch schon letzthin an's Herz gelegt!"

„Letzthin und immer, wenn ich ablieferte, und nicht blos ich, sondern alle seine Leute haben es gethan. Aber er hat kein Herz. Wir haben ihm dringend vorgestellt, diese unchristliche Auslohnerei abzuschaffen, aber er ist hart wie Eisen. „Wenn es Euch nicht ansteht bei mir, so könnt Ihr zu Andern gehen!" Das ist seine Antwort. Ja, die Andern treiben es eben so, und die paar christlichen Fabrikanten in der Stadt können neben ihnen nicht aufkommen. — Gott, ist das ein Elend! Nun bangt mir schon vor morgen!"

Meister Adam hatte Recht. Die ganze Freude, die er anfangs über seine gelungene Arbeit empfunden, war ihm vergällt worden durch diesen trüben Gedanken. Ja, die Freude ist nun einmal ein seltener Gast in den Wohnungen der Armuth, und will sie einmal auch dort einkehren, da kommt plötzlich und tückisch ein anderer Dämon und scheucht sie wieder von dannen!

Bekümmerten Herzens suchte der arme Meister sein Lager in dem finstern Kämmerchen, wo seine vier Kinder bereits im süßen Schlummer ruhten. Bei dem Vernehmen ihrer leichten Athemzüge fiel es ihm noch schwerer auf's Herz, er seufzte und sendete einen schmerzlich flehenden Blick zum nächtlichen Himmel empor. Spät erst schloß der Schlaf ihm die brennenden Augen.

Schweren Herzens erwachte Meister Adam auch wieder. Die trüben Gedanken vom vergangenen Abend hatten ihn nicht verlassen, sie hatten sich in seinen Traum gedrängt. Er sah sich und die Seinen vom hartherzigen Hauswirthe auf die Straße geworfen. Trostlos irrte er mit Frau und Kindern auf den Gassen umher, ein anderes Obdach zu suchen, aber Niemand wollte den Armen, den bösen Schuldner aufnehmen. Beim Erwachen dankte er Gott, daß er sich doch noch nicht in der Lage befinde, die der böse Traum ihm vorgelogen, aber mit Schaudern mußte er daran denken, daß er diesem jammervollen Zustande bald verfallen könnte, wenn ihm heute Herr Stürmer nicht den vollen verdienten Lohn in baarem, gutem Gelde auszahle; denn er kannte seinen Hauswirth in der That als einen hartherzigen Mann, dem, wie er gesagt hatte, die Geduld wegen des rückständigen Miethzinses bis auf's höchste gestiegen war, und der in wenig Tagen sein Geld bis auf den Heller haben wollte.

Bei dem kärglichen Frühstück schnitt ihm die muntere Laune seiner Kinder tief in's Herz. Was wußten die Kleinen von den Sorgen und Mühen des Vaters, zumal er ihnen, von treuer, väterlicher Liebe erfüllt, nie ein gramgefurchtes Antlitz zeigte, vielmehr, so viel er konnte, mit ihnen scherzte und heiter war. „Wenn es uns trübselig geht," hatte er oft zu seiner Gattin gesagt, „so wollen wir dies nur am wenigsten unsere Kinder merken lassen; sie werden zeitig genug mit dem Elende des Lebens bekannt werden, und begreifen es jetzt doch nicht, was uns drückt." Daher vermied es Frau Christiane auch heute, den Kummer, der sie drückte, zur Schau zu stellen. Sie ordnete ruhig ihren Hausstand, zog die Kinder an und sendete den ältesten Knaben, der schon zwei Jahre die Schule besuchte, mit gu-

Digitized by Google

ten Ermahnungen dahin, während sie die Kleineren veranlaßte, hübsch und ruhig zu spielen. Meister Adam machte sich indessen fertig, sein Stück Waare an den Faktor Stürmer abzuliefern. Der Gang, den er gewöhnlich alle vierzehn Tage oder drei Wochen zu gehen hatte, wurde ihm diesmal besonders schwer. —

Die Wohnung des Faktor Stürmer war ein ansehnliches Haus, von dem man auf einen ziemlichen Wohlstand des Eigenthümers schlirßen konnte. Herr Stürmer war Materialist und besaß das größte Geschäft in der Stadt. Als Faktor für einige bedeutende auswärtige Handelshäuser beschäftigte er nebenbei eine große Anzahl Lohnweber. Sein Ruf aber war nicht der beste, er wurde als einer der hartherzigsten Arbeitgeber bezeichnet. Dennoch fehlte es ihm nicht an Arbeitern, denn sie wußten, daß sie, wenn sie sich seinen Bedrückungen unterwarfen, wenigstens immer Arbeit haben würden, da er immer die sichersten und größten Bestellungen hatte, selbst dann, wenn die Arbeiter anderer Fabrikanten feiern mußten. Der Mensch erträgt oft viele kleine Uebel, um einem größern dadurch vorzubeugen und auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bestrafung politischer Verbrecher.

In dem berühmten Zwiegespräche, welches in Schiller's „Don Carlos" König Philipp und Posa führen, sagt dieser zum mächtigen Beherrscher, in dessen weitem Reiche die Sonne nicht untergeht:

— — — — — — — — Sanftere
Jahrhunderte verdrängen Philipp's Zeiten!
Die bringen mild're Weisheit; Völkerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der kaege Staat mit seinen Kindern geizen,
Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn.

Diese sanfteren Jahrhunderte sind bis auf den heutigen Tag noch nicht erschienen und liegen wohl noch in weiter Ferne. Noch sehen wir Bürgertugend und Fürstengröße nicht vereinigt, noch geizt der Staat mit dem Leben seiner Bürger nicht und noch ist die Nothwendigkeit nicht menschlich geworden. Um ihres politischen Glaubens willen werden Volksvertreter, Parteiführer und freidenkende Männer verfolgt, zu Pulver und Blei begnadigt oder in strenger Haft gehalten. Die Gerechtigkeit — wenn sie überhaupt diesen Namen verdient — ist grausam und schreitet gegen ihre Opfer mit einer Strenge ein, welche mit den vielgerühmten Fortschritten unserer Humanität in grellem Widerspruch steht. Es ist verdienstlich, auf diese noch herrschenden Uebelstände zu verweisen und dahin zu streben, daß das Loos der politischen Gefangenen so viel als möglich gemildert werde. Als ein dankenswerthes Scherflein hierzu betrachten wir ein kleines Schriftchen, welches neuerlich unter dem Titel: „Die Mißhandlung der politischen Verbrecher unserer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf das Zellengefängniß zu Bruchsal in Baden, von Jan van Boer. Leipzig, Johann Friedr. Hartknoch" erschienen ist. Ueber das Prinzip der Zellengefängnisse wollen wir hier keine Untersuchung aufnehmen, sie würde zu weit führen. Das pennsylvanische Zellensystem stammt zwar aus dem freiesten Lande und ist dort allgemein eingeführt, wird aber einerseits in den Vereinigten Staaten mit möglichster Milde gehandhabt, anderseits dort nur auf gemeine oder brutale Verbrecher, nicht aber auf politische, die man in Nordamerika nur dem Namen nach kennt, angewendet. Politische Vergehungen und Verbrechen sind von einem ganz andern Standpunkte aus zu betrachten und anders zu bestrafen, als gemeine. Der Verfasser des genannten Schriftchens geht nicht so weit, jeden politischen Verbrecher für unbedingt schuldlos und keine Strafe verdienend zu erklären. Er sagt: „Man glaube ja nicht, daß wir die politischen Verbrecher ohne Weiteres und an und für sich in Schutz nehmen, und darin vielleicht gar so weit gehen wollen, eine völlige Straflosigkeit derselben zu beanspruchen. Ganz im Gegentheile! wir wollen sie — aus Gründen, die wir sogleich entwickeln werden — noch entschiedener bestraft wissen, als die gemeinen Verbrecher; allein die Art ihrer Strafe soll den Charakter der Humanität tragen, wie die Art ihres Verbrechens diesen Charakter trägt. Man soll den Menschen, welcher aus Humanität Verbrecher wurde, nicht mit Brutalität bestrafen! — Reden wir zuerst von der Berechtigung des Staates, seine politischen Verbrecher ganz entschieden zu bestrafen; denn es gibt eine Menge Menschen unter dem Volke, welche der Meinung sind, daß politische Verbrecher überhaupt nicht bestraft werden dürften, sondern sogleich ohne Weiteres amnestirt werden müßten. Diesen Leuten wollen wir ihren Irrthum benehmen. Der politische Verbrecher verletzt den bestehenden Zustand des Staats. Wollte man ihn straflos lassen, so hieße das nichts Anderes, als jedem Menschen das Recht einräumen, nach Gutdünken den innern Frieden des Staates zu stören, nach Willkür Revolutionen zu machen, ein Recht, wodurch die Rechte der Staatsbürger wesentlich beeinträchtigt werden würden. — Da aber — wie Jedermann weiß — Revolutionen häufig nöthig sind, um den Staat aus einem bestehenden schlechten Zustande in einen noch nicht bestehenden bessern zu versetzen, da es also Fälle gibt, in denen Angriffe auf den bestehenden Zustand des Staates ihre Berechtigung in sich tragen, so fragt es sich: wann der einzelne Staatsbürger dazu berechtigt wird, revolutionär zu handeln, ohne als politischer Verbrecher verfolgt werden zu können. — Dies geschieht allemal alsdann, wenn die bewirkte Revolution dadurch, daß sie gelingt, ihre innere Berechtigung beurkundet hat; und die Erscheinung, worüber man wohl oft spotten hört, daß nämlich ein Revolutionär nach einer gelungenen Revolution als ruhmwürdiger Held gepeiesen, nach einer mißlungenen aber als Verbrecher verfolgt wird, ist eine aus der Natur des Staatswesens hervorgehende Consequenz, über die vernünftiger Weise nicht gespottet werden kann. — Es ist Sache des Revolutionärs, den Zeitpunkt für seine durchzuführende Revolution richtig zu erfassen. Darin besteht seine Hauptkunst; denn das Uebrige, den Ausbruch des Aufstandes herbeizuführen und hinterher einer provisorischen Regierung beizutreten, ist wahrlich eine viel zu leichte Arbeit, als daß sie mit Staatsstellen, Ehren und Würden belohnt werden dürfte. — Hat der Revolutionär also seine Hauptaufgabe richtig gelöst, hat er den passenden Zeitpunkt erkannt und erfaßt, so wird er mit Recht dafür durch den Erfolg belohnt; hat er dies verabsäumt, hat er in seiner Hauptkunst Fiasco gemacht und so die angestiftete Revolution mißlingen lassen, so wird er mit Recht dafür gestraft, und muß um so entschiedener dafür gestraft werden, als durch seine Ungeschicklichkeit Leben, Freiheit und Vermögen vieler Menschen ganz ohne Nutzen für die Gesammtheit aufgeopfert worden sind. — Wo auf der einen Seite großer Lohn ist, muß auf der andern Seite große Strafe seyn; und darum ist es auch ganz folgerichtig, daß bei einer mißlungenen Revolution nur die Rädelsführer ernstlich gestraft werden, die untergeordneten Werkzeuge aber in der Regel frei ausgehen. — Wir glauben hierdurch bewiesen zu haben, daß der Staat zur entschiedensten Bestrafung der politischen Verbrecher wohl berechtigt ist. Aber wir wollen auch noch nachweisen, daß ihre allerentschiedenste Bestrafung im Interesse der Revolution selbst liegt. — Man weiß, daß dem Zwecke der Revolution nichts hinderlicher ist, als mißlungene Demonstrationen, überwältigte Putsche, unterdrückte Aufstände. Wollte man nun die Anstifter von dergleichen blinden Revolten, die ohnehin nutzlos Menschenleben auf's Spiel setzen, ungestraft

Digitized by Google

lassen: so würden dieselben sich in's Ungeheure mehren, würden namenloses Unheil ohne den geringsten Vortheil für den Staat erzeugen und würden die heiligen Zwecke der Revolution selbst total vernichten. Darum müssen die Anstifter blinder Revolten im Interesse der Revolution durch die entschiedensten Strafen von ihrem unheilvollen Beginnen abgeschreckt werden, so daß ihnen zur Vermeidung ihrer eigenen Vernichtung nur die Alternative bleibt: einen Aufstand entweder gar nicht zu bewirken oder ihn bis zum vollkommenen Gelingen durchzuführen. — Das beständige Amnestiren der politischen Verbrecher ist im Interesse der Revolution selbst durchaus verwerflich, denn es ermuntert zu den der Revolution so schädlichen blinden Revolten. Eine Revolution wird um so eher gelingen und um so gründlicher ausfallen, je weniger die Revolutionärs im Fall des Unterliegens Aussicht auf Gnade haben, und je mehr sie überzeugt seyn müssen, daß sie ihr Leben auf dem Kampfplatze vielleicht, auf dem Schaffot aber gewiß zum Opfer bringen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die kriegsrechtlichen Urtheile in Oesterreich.

Da es vielen unserer mit den Kriegsgesetzen nicht vertrauten Lesern unbekannt seyn dürfte, worin die Strafarten der kriegsrechtlichen Urtheile bestehen, theilen wir nachstehend mit, was der Lloyd darüber sagt: Sie lauten theils auf Schanzarbeit, theils auf Festungsarrest. Die Schanzarbeit bringt mit sich, daß dem Verurtheilten bei der Uebernahme in den Verwahrungsort Alles, was er an Geld, Kleidern, Wäsche oder sonstigen Effekten mit sich bringt, ab- und in Verwahrung genommen, dagegen aber die für die Sträflinge vorgeschriebene Kleidung übergeben wird. Es werden überdieß dem neu Zugewachsenen die Haare abgeschnitten, dem auf nicht länger als fünf Jahre Verurtheilten $3^1/_2$ Pfund, jedem über fünf Jahre Kondemnirten aber $5^1/_2$ Pfund schwere Eisen angeschmiedet. Der Sträfling wird in einer von aller Gemeinschaft abgesonderten, luftigen, geräumigen und trockenen, gepflasterten und mit Eisenstangen vor den Fenstern versehenen Kasematte einer Festung verwahrt; sein Lager ist auf eine an den Wänden befestigte sogenannte Pritsche von Brettern beschränkt, und nur in den Wintermonaten wird ihm eine Decke verabreicht. Die Kost erhalten die Sträflinge durch den Stabsprofoß, und es ist für dieselben nach dem Hofkriegsraths-Reskript vom 13. Februar 1817 täglich eine warme Speise und wöchentlich zweimal eine Fleischspeise, welche in einem halben Pfund Fleisch ohne Knochen besteht, bewilligt. Mit der Schanzarbeit ist stets die Anhaltung zur Arbeit verbunden, mit welcher nach dem hofkriegsräthlichen Reskripte vom 24. November 1816 folgende Verrichtungen verbunden werden können, als: alle bei den Fortifikationen vorkommenden Taglöhnerarbeiten, alle bei der Artillerie vorkommenden Arbeiten, welche im Tragen, Ziehen, Ab- und Aufladen u. dgl. bestehen, das Hacken des Brennholzes, Maurer- und Zimmermanns-Arbeiten, Gassenkehren, Schneeschaufeln u. dgl. Die Schanzarbeit wird lediglich gegen solche der Militärgerichtsbarkeit unterstehende Personen verhängt, deren Rang nicht wenigstens dem eines Unterlieutenants gleichkommt. — Der Festungsarrest besteht darin, daß jeder Sträfling in einem besonderen, von jeder Gemeinschaft abgesonderten Behältnisse einer Festung verwahrt wird. Dem Sträflinge werden bei seiner Ankunft im Straforte die beihabenden Kleider zum Gebrauche gelassen und nur Geld und sonstige Effekten abgenommen. Die während der Strafzeit nöthig werdende Bekleidung wird nur im Falle der Mittellosigkeit des Sträflings von Staatswegen angeschafft; auch ist dem Festungsarrestanten der Gebrauch seines eigenen Bettes gestattet, im Gegentheil aber sein Lager auf einen Strohsack, derlei Kopfpolstern, ein Leintuch und eine wollene Decke beschränkt. Dem Sträflinge sind nicht nur alle Besuche, sondern auch Schreibmaterialien und Bücher untersagt. Das Festungskommando kann übrigens in erheblichen Fällen eine Unterredung unter Aufsicht gestatten, wie auch Briefschreiben und Bücherlesen dulden; nur müssen erstere in Gegenwart eines Offiziers geschrieben und keineswegs andere Bücher zugelassen werden als solche, welche ganz unbedenklichen Inhalts sind und Religionsgegenstände, Moral und Gebete enthalten. Der zum Festungsarrest verurtheilte Sträfling wird an Fuß und Hand in leichte Eisen nur dann geschlossen, wenn in dem Urtheil ausdrücklich darauf erkannt ist. Das Ausgehen aus dem Arreste wird nur auf ärztliche Anordnung bewilligt. Die tägliche, durch den Stabsprofosen herbeizuschaffende Kost besteht nebst einer Brodportion täglich aus warmen Speisen von Gemüse oder Mehl, mit Fleisch vermengt. Die Verpflegsgebühr ist mit täglichen acht Kreuzern bestimmt und wird seit 16. November 1820 in K.-M. ausgezahlt. Der Sträfling ist nach diesem Ausmaße zum Ersatz der Kosten, so wie der Auslagen für Holz, Licht und Wäsche verpflichtet. Zum Getränke ist nur Wasser gestattet. Der Festungsarrest wird verhängt gegen Oberoffiziere und Parteien mit Offiziersrang. Sowohl mit der Schanzarbeit als dem Festungsarrest ist der Verlust aller Orden und sonstigen Auszeichnungen verbunden. Die Strafen beginnen vom Tage der publizirten Kriegsrechtssentenzen. Nach abgelaufener Strafzeit werden die Sträflinge den politischen Behörden zur Beförderung in ihre Heimath übergeben. Personen weiblichen Geschlechts können zur Schanzarbeit nicht, wohl aber zu einer zeitlichen Zuchthausstrafe, oder wenn es Offiziersfrauen wären, zum Festungsarrest verurtheilt werden.

Wichtige Erfindung.

** Neuyork, 8. Jan. Wir erfahren durch einen in der Union abgedruckten Brief des bekannten Gelehrten Rufus Porter, ehemals Herausgeber des „wissenschaftlichen Amerikaners", daß Heinrich Paine eine Vorrichtung erfunden und praktisch angewendet habe: Wasser zu zersetzen und in Gas zu verwandeln. Er bringt dieses durch eine kleine Maschine ohne galvanische Batterien oder der Auflösung von Metallen oder Säuren zu Wege, nur durch Anwendung von $^1/_{300}$ Theil einer Pferdekraft. Paine gewinnt 200 Kubikfuß Hydrogengas und 100 Fuß Orygengas in einer Stunde. Dieser Gasbetrag, dessen Kosten kaum 1 Cent betragen, bringt bei seinem Verbrennen so viel Hitze hervor als 2000 Fuß gewöhnliches Kohlengas und hinreichendes Licht, um 300 gewöhnliche Lampen für zehn Stunden zu unterhalten, oder ein gewöhnliches Wohnhaus zwölf Stunden zu heizen, mit eingeschlossen das Küchenfeuer oder die erforderliche Hitze für eine Pferdekraft Dämpfe.

Diese Erfindung hat sich durch sechs Monate des Versuches bereits bewährt, ist auch zur Beleuchtung der Wohnungen angewandt worden, hat in neuerer Zeit zur Heizung von Häusern auch treffliche Ergebnisse geliefert. Die einzige Auslage für die Erwärmung eines Hauses besteht in dem täglichen Aufwinden eines Gewichtes, gleich dem Aufziehen einer Uhr. Die Hitze, die dadurch hervorgebracht wird, kann eben so regulirt werden, wie bei einer gewöhnlichen Gasvorrichtung. Nicht der geringste Rauch wird durch dies Verfahren hervorgebracht, blos Dampf, der dazu dient, die gehörige Feuchtigkeit der Luft zu erhalten.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(Tübingen, 10. Febr.) Unsere Geisterbeschwörer Kitterer und Genossen sind in vergangener Woche an ihren Bestimmungsort Gotteszell abgeliefert worden. — Als Nachtrag zu dieser interessanten Verhandlung kann ich melden, daß die Betrogenen nicht nur fortwährend an die Wahrheit der Geistererscheinungen glauben (denn was das Auge sieht, glaubt das Herz), sondern auch, dem Vernehmen nach, ihr Bedauern über die Verurtheilung des Kitterer und seiner Genossen mit dem Bemerken ausgesprochen haben sollen, daß diese Verurtheilung blos darum geschehen sey, damit die Richter den Schatz — selbst erheben können!!

Die Straßenreinigung der Stadt Berlin hat im Jahre 1849 vom 1. Jan. bis zum 31. Dec. gekostet 79,833 Thlr. 13 Sgr. 9 Pf. Dieses Jahr wird die Summe wegen des langen und harten Winters voraussichtlich noch viel höher werden. Im Monate December vorigen Jahres wurden 6041 Fuhren Eis abgefahren, und im Monate Januar dieses Jahres 21,002 Fuhren.

Korrespondenz.

Köln, 12. Febr.

Unser Carneval hat unter guten Auspicien begonnen. Am Freitag ließ der Oberbürgermeister der großen Gesellschaft ansagen, der in Bonn studirende Sohn des Prinzen von Preußen, der Thronerbe, werde sich den Zug ansehen. Ob man dadurch der Gesellschaft nur Meldung zu thun beabsichtigte, welche Ehre ihr zugedacht sey, oder ob man ihr den Wink ertheilen wollte, sich nicht so politisch zu gebärden, wie das Gerücht sagte, daß man es im Schilde führe — das sind Meinungsverschiedenheiten, um die wir uns nicht weiter bekümmern. Daß wir es diesmal übrigens mit politischen Narren zu schaffen hatten, darüber belehrt uns ein Vorfall vom Samstag Abend im Stollwerk'schen Café, wo im Comité ein Redner derart mit der Politik liebäugelte, daß die Polizei glaubte, es sey an der Zeit, den Burschen einzufangen und man hätte ihn auch bekommen, wenn er nicht durchgegangen wäre; selbst das requirirte Militär konnte den Verbrecher nicht verhaften helfen, denn hin ist hin, verloren ist verloren. Doch nicht Alles, was verloren, bleibt verloren, wenn man nur fleißig und am rechten Orte sucht. Hätte nur die Polizei die hübsche Dame, welche nach einer halben Stunde so keck in den Saal trat, ergriffen, sie wäre vielleicht völlig entschädigt gewesen. — Die Kappenfahrt am Sonntag Nachmittag war besser besetzt, als man es erwartete, die alten Faschings-Notabilitäten aber fehlten, ehe der Nachwuchs sich gehörig entwickelt hatte. — Der Zug am Montag war zwar sehr klein gegen frühere Jahre, aber dennoch mußte man sich wundern, daß die wenigen Theilnehmer noch acht bis zehn Wagen auf die Beine oder besser auf die Räder brachten, unter denen einige die Aufmerksamkeit auf sich zogen, z. B. die Stadtrathsitzung, von sechs Ochsen gezogen, und der Kasten für milde Beiträge zur Deckung städtischer Schulden. — Der Gürzenich war gestern Abend schlecht besucht und vom Witz hätte man sagen können, er sey festgefroren gewesen, wenn es kalt gewesen. aber auf dem Ball wollte es doch nicht warm werden. Auf dem Casinoball soll es mehr Humor gegeben haben; der Prinz war da, soll für 300 Thlr. Blumen besorgt und zuerst mit den drei Frauen: Camphausen, Oppenheim und Engels getanzt haben. — Heute in den Mittagsstunden wurde das Stück: „Drei Tage aus dem Gasthof zum rothen Ochsen", von F. Raveaux, gegeben. Hr. Stollwerk hatte der Carnevalsgesellschaft sein Theater für die Aufführung abgetreten. Das Schauspiel, das unsere Revolution und das Wachsen der Reaction vorstellt, wurde sehr brav, besonders durch das Auftreten des Buchdruckers Rothmann, gegeben und fand einen durchaus entschiedenen Beifall. Der diesmalige Erlös von vielleicht 600 Thlr. kommt den Flüchtlingen und die nächste Vorstellung dem Verfasser zu gut. Wie wir hören, will Raveaux diese Arbeit aus dem Kölnischen Dialekt in die Büchersprache übersetzen und herausgeben, wogegen wir ihm indeß rathen, da sich sein Stück in andern Städten schwerlich des Beifalles erfreuen wird, wie bei uns, weil dasselbe ein Lokal-Schauspiel ist, wie „Berlin bei Nacht", dem es nicht nachsteht. — Jetzt, am Nachmittage, gibt es Vorstellungen auf der Hochstraße, bei denen das untere Volk mitwirkt. So eben noch gab es eine kannibalische Prügelei.

Gotha, 9. Febr.

Die excessive Kälte unseres Winters hat auch im thüringer Lande manche Opfer gefordert. Von einem will ich Ihnen berichten. Ein armer Holzhauer wurde erstarrt im Walde gefunden. Seine Frau und seine Söhne brachten ihn auf einer Tragbahre nach Hause. Als man ihm die Kleider ausziehen wollte, konnte man die in unsern Bergen gebräuchlichen schweren, großen Schuhe nicht von seinen Füßen bringen. Die Frau holte deshalb einen Topf heißen Wassers herbei und setzte, wie sie sagte, um die Schuhe abzuthauen, die erfrornen Füße hinein. Zwar wurden bald auf den Rath Anderer zweckmäßigere Mittel angewendet, doch der rasche Wechsel von Kälte und Hitze hatte auf die erfrornen Glieder des wieder zum Leben, aber auch zu neuer Qual erwachten Holzhauers so verderblich gewirkt, daß ihm beide Beine abgelöst werden mußten. — Dies ein neuer Beweis dafür, wie nöthig es sey, von oben herab darnach zu streben, wenigstens einige medizinische Kenntniß auf dem Lande zu verbreiten, damit nicht, wie im vorliegenden Falle, durch ganz verkehrte Maßregeln das Leben Einzelner und die Wohlfahrt ganzer Familien vernichtet wird. — Doch zu etwas Anderem. Unser Hoftheater, besonders durch das Opernpersonal ausgezeichnet, wird von einem voraussichtlich schwer zu ersetzenden Verluste bedroht. Hr. Hofer nämlich, unser Bassist, dessen eherne Stimme im kräftigsten Dur wie im zartesten Moll gleich klangvoll und schön ist, hat ein Engagement in München unter so vortheilhaften Bedingungen erhalten, daß er, um dasselbe annehmen zu können, die Zahlung von 1000 fl. nicht scheut, welche ihm für den Bruch des hiesigen Kontrakts auferlegt worden ist.

Stuttgart, 9. Febr.

Die Schrift, von der ich Ihnen vor einiger Zeit schrieb, welche einer unserer hiesigen Aerzte in Betreff des Impfzwangs herauszugeben deabsichtige und welche derselbe der medizinischen Fakultät zu Tübingen vorgelegt habe, ist nun im Druck erschienen. Sie führt den Titel: „Ueber die 50jährige Impfvergiftung des würtembergischen Volkes, von C. G. G. Nittinger, Doktor der Medizin, Chirurgie und Geburthülfe, praktischem Arzt in Stuttgart." Die drei Thesen, die der Verfasser in seiner Schrift aufstellt, lauten: 1) Die Impfung erscheint vor dem Tribunal der Vernunft als Unsinn. 2) Die Impfung erscheint vor der Leuchte der Wissenschaft als eine traurige Illusion. 3) Die Impfung erscheint vor der Geschichte der Menschheit als das größte Verbrechen, das seit 50 Jahren begangen worden ist. — Nachdem der Verfasser diese Sätze wissenschaftlich verfochten und durch eine Menge von Beispielen belegt hat, stellt er folgende Forderungen: 1) Daß die Verordnung vom Jahr 1818 und das ganze Impfinstitut mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde. 2) Daß jeder Impfzwang aufhöre, vielmehr vor dem Impfen ernstlich verwarnt werde, als vor einer Kunst, künstlich zu morden. 3) Im Fall dieser Weigerung soll jeder Bürger das Recht der Natur in Anwendung bringen dürfen, zu verlangen, daß der Staat das Risico für all und jeden Schaden und für den nicht erfolgten Nutzen der Impfung auf sich nehme und schriftlich versichere. 4) In Zukunft dürfe der Staat keinem Ehrenmann mehr es erlauben, ein Kind zu impfen, weil sich derselbe der Gefahr aussetzt, einen unschuldigen Menschen elend zu machen oder gar zu tödten. 5) Der Staat wolle die breiteste Grundlage der Humanität wählen, um sein uns zugefügtes Unheil auf allmögliche Weise wieder gut zu machen. Er heilige, reinige wieder sein vergiftet Volk, er öffne Bäder, Heilquellen, Armen- und Kranken-Anstalten ꝛc.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Febr. Das Nachtlager von Granada, Oper in 2 Akten von Kreutzer.

Sonntag, 17. Febr. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abth. Hierauf: Der Maskenzug aus „Berlin bei Nacht."

Druck und Verlag von Hetter und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 41. Samstag, den 16. Februar 1830.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Wenn man Herrn Stürmer sah, so mußte man unwillkürlich im Augenblicke das Urtheil bestätigen, was die allgemeine Stimme über ihn fällte. Er war ein dürrer, kleiner Mann, dem die Habsucht auf dem Gesichte geschrieben stand. Als Meister Adam in das Gesellschaftslokal für die Leinwaaren trat, wühlte Herr Stürmer eben, hinter ein großes Gitter verschanzt, in einem Haufen von Geldstücken. Auf einer langen Tafel lagen verschiedene Stücke Waare, die eben erst von andern Lohnwebern abgeliefert zu seyn schienen, denn ein junger Mann mit finstern Mienen war beschäftigt, dieselben zu mustern und zu ordnen.

Erst nach längerem Warten ließ sich der Faktor herbei, mit Adam zu sprechen.

„Nun Adam, kommt Ihr endlich? — zwei Tage zu spät — he?"

„Nein, Herr Stürmer, Sie irren sich," erwiederte Adam bescheiden, „heut ist der richtige Ablieferungstag, ich habe freilich Tag und Nacht sitzen müssen."

„So? Nun laßt sehen, was Ihr wieder einmal zusammengeschoben haben werdet: werdet mir wohl das schöne Garn verhunzt haben."

„Ich hoffe, Sie werden zufrieden seyn, Herr Stürmer," entgegnete Adam ruhig auf diese kränkende Aeußerung; denn er kannte die Art des Faktors, sich im Tadel über die beste Arbeit auszulassen.

„Kommen Sie her, Herr Fischer, und sehen Sie das Zeug durch," rief Stürmer jetzt dem jungen Manne zu. Mit großer Verdrossenheit unterzog sich derselbe dem Geschäft. Adam mußte das Stück aufbinden, und der Gehülfe ging unter Beiseyn des Faktors die Arbeit durch. Wie kränkend mußte es für den armen Meister seyn, daß der Gehülfe hier und da eine Ausstellung an dem untadelhaften Stücke zu machen hatte. Er zügelte aber seinen auflodernden Zorn und sagte ganz ruhig: „Die Arbeit wird Ihnen Niemand besser liefern."

„Oho, Großmaul," fuhr Herr Stürmer auf, „noch auf's große Pferd steigen. Ich kenn' Ihn schon, Er will sich nichts sagen lassen. Ist das notirte Maß richtig, Herr Fischer? Der Gehülfe schlug in einem großen Buche nach.

„Das stimmt," sagte dieser.

„So, nun, das ist auch immer das Einzige, was bei Euch in Ordnung ist, Adam."

„Herr Stürmer, Sie können wohl mit mir zufrieden seyn, wie mit jedem Andern," sagte Adam gereizt.

„Schon gut, Er mit seiner Ambition . . . ."

„Herr Stürmer . . . ."

„Ei, das kommt mir bald wie eine Drohung vor, Adam," sagte der Faktor, und sah den armen Lohnweber mit stechendem Blicke an.

„O Gott!" seufzte Adam im Stillen, „was sich ein Armer gefallen lassen muß! —"

„Nun, Lohn wollt Ihr doch?" fragte Stürmer barsch.

„Ich habe seit drei Wochen keinen Pfennig eingenommen, und die ganze Zeit auf Borg mit meiner Familie leben müssen," entgegnete Adam.

„Ja, baares Geld aber kann ich Euch nicht geben."

„Herr Stürmer!" bat Adam dringend, „wenn ich Sie nur diesmal bitten dürfte . . . ."

„Ich kann Euch nicht helfen, es fehlt mir selber. Ihr müßt Waare nehmen."

„Gott, was soll ich mit den Waaren? Baares Geld brauche ich!"

„Nun, Kaffee, Zucker, Tabak, Reiß, Graupen, Seife, das sind alles Sachen, die Ihr in Eurer Wirthschaft braucht."

„Kaffee, Zucker —?" sagte Adam bitter, „Gott sey's geklagt, wenn wir nur immer trockenes Brod hätten."

„Was Ihr nicht braucht, das setzt Ihr um. Ihr wißt Euch ja zu helfen."

„Aber, Herr Stürmer, es wird Unsereinem so schwer gemacht, und einbüßen muß ich allemal bei dem Umsetzen."

„Ich kann Euch nicht helfen, Adam; bei mir ist einmal so die Einrichtung, das wißt Ihr. Steht es Euch nicht an, so sind wir geschiedene Leute. Aber Ihr werdet's bei andern Faktoren auch nicht anders finden. Die Zeiten sind schlecht, wir müssen uns so helfen, wenn wir existiren wollen. Uebrigens wißt Ihr, an wen Ihr Euch wenden könnt. Herr Brünning in der Nachbarschaft ist nicht der Mann, der Euch drückt, wenn Ihr die Waare gegen Geld bei ihm austauscht."

„Ich mag dazu nichts sagen," entgegnete Adam bitter, „denn Herr Brünning ist Euer Schwager."

„Adam, ich glaube gar, Ihr wollt mit mir spaßen," sagte Stürmer mit einem stechenden Lächeln, heimlich aber kniff er die Lippen zusammen.

„Ich kann jetzt weiter keine Zeit mit Euch verlieren," fuhr er fort. „Geht hier mit dem Herrn in's Comptoir und laßt Euch lohnen. Wollt Ihr das nicht, so laßt Ihr's bleiben, die Waare ist mein." Damit wandte er sich um und wühlte, wie zum Hohne des armen gefolterten Mannes, in den klingenden Geldhaufen.

„Gott im Himmel," rief Adam verzweiflungsvoll, „was bleibt mir übrig?" Wie vernichtet wankte er dem finster und wortlos voranschreitenden Gehülfen durch eine kleine eisenbeschlagene Thüre nach.

„Schwager!" rief jetzt eine widerliche Stimme dem wieder in seine Geldhaufen vertieften Stürmer zu.

Digitized by Google

„Ah — Du, Brünning?“ sagte der Faktor, und trat hinter dem Gitter wieder hervor.

„Ja,“ entgegnete der Gekommene, „und ich habe auch schon Deine Empfehlung meiner armen Person dem Trotzkopf gegenüber gehört, der jetzt dort hinein ging.“

„Nun, heute machen wir wohl gute Geschäfte? Wie viel sind denn schon bei Dir gewesen?“

„Spaßvogel! Du wirst es doch selber wissen, hast mir ja alle über den Hals geschickt. Das Geld ist mir ausgegangen, und ich wollte mir ein neues Sümmchen erbitten.“

„So? Du rechnest aber doch genau?“

„Hahaha! Ich gebe so viel, als sich mit meinem Gewissen verträgt; das weißt Du schon.“

„Gut! Mach' nur, daß Du wieder in Deine Klause kommst, denn wahrscheinlich wird gleich der Adam zu Dir kommen und Deine Menschenfreundlichkeit in Anspruch nehmen. Knöchle ihn besonders ein bischen, denn er verdient es.“

„Der scheint nur nicht besonderes Vertrauen zu mir zu haben,“ entgegnete Brünning. „Ich glaube, er merkt unser Einverständniß; seine Aeußerung vorhin über unsere Verwandtschaft, Schwager . . . .“

„Schon gut! Hier hast Du dreißig Thaler, damit kannst Du schon wieder Einige abfertigen; ich werde Dir schon noch welche hinübersenden. Zum Abend,“ fuhr Stürmer, während er das Geld aufzählte, fort, „räumen wir das Zeug wieder fort, es gehört zur Ordnung. Es ist doch immer noch genug Plackerei mit dem bischen Verdienst verbunden. Nun mach', daß Du heimkommst!“

„Adieu, Schwager,“ sagte Brünning und wollte forteilen. „Doch halt,“ rief er, sich besinnend, „ich muß Dir noch mittheilen, was mir heute aufgefallen ist. Die Leute, die bei mir waren, kamen mir alle so unheimlich-ruhig vor; sie barmten und klagten und feilschten nicht, wie sie es sonst immer thun. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.“

„Narr!“ entgegnete Stürmer und lachte laut, „was wird es seyn? Sie brauchen Geld, es brennt ihnen auf die Nägel, und da können sie nicht viel Worte machen.“

„Ich weiß nicht, Schwager, ob sie nicht etwas vorhaben sollten.“

„Geh' mir mit Deiner Aengstlichkeit! Etwas vorhaben? — gegen wen? — gegen mich? — uns — die Faktoren? — Geh' — das wäre zum Lachen! — Geh' Narr!“

Der Faktor trat an seinen Geldtisch zurück und Brünning schlich sich kopfschüttelnd zum Hause hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bestrafung politischer Verbrecher.

(Fortsetzung.)

Indem der Verfasser nun die Strafwürdigkeit von politischen Verbrechen anerkennt, stellt er sich zugleich die Aufgabe, die Nothwendigkeit eines auf humanen Grundsätzen beruhenden Straffystems nachzuweisen und tritt ganz entschieden gegen die Anwendung des pennsylvanischen Systems für derartige Vergehungen auf. Seine Ansichten sind eben so klar, als seine Beweisgründe überzeugend und gründlich motivirt erscheinen. „Die Satzungen,“ sagt Jan van Boer, „welche der gemeine Verbrecher verletzt, sind allgemein anerkannte; sie gelten (mit geringen Ausnahmen unter einigen uncivilisirten Volksstämmen) bei allen Völkern und zu allen Zeiten als gleich heilig und unverletzlich; und ihre Beobachtung wird als Haupterforderniß der menschlichen Würde, als vorzüglichstes Moment der Sittlichkeit überall gefordert. Der Mörder, der Dieb oder der Betrüger wird in jedem civilisirten Lande und zu allen Zeiten als Verbrecher verfolgt und als unsittlicher Mensch verachtet werden. — Ganz anders aber gestaltet sich die Sache bei dem politischen Verbrecher. Die Satzungen, welche dieser verletzt, sind nicht allgemein anerkannte, sondern im Gegentheil solche, welche Jahrhunderte hindurch streitig waren, es vielleicht noch Jahrhunderte hindurch seyn werden, und welche bei dem einen Volke für heilig, bei dem andern aber für verdammt erachtet werden. Schon daraus allein geht auch hervor, daß die Beobachtung jener Satzungen kein Erforderniß der menschlichen Würde, kein Moment der Sittlichkeit ist. Der Republikaner, welcher in einem monarchischen Staate für die Republik, also hochverrätherisch wirkt, kann zwar von der monarchischen Gewalt gehaßt und als Verbrecher verfolgt, aber er wird von allen Republikanern der Welt, ja selbst von seinen politischen Widersachern, geachtet werden müssen. Eben so wird der Legitimist, welcher in einer Republik für die Monarchie, also wieder hochverrätherisch wirkt, von den Republikanern gehaßt und verfolgt werden können, aber er wird sich der Achtung aller Legitimisten der Welt erfreuen, und selbst von den Republikanern nicht verachtet werden, sobald nur seine legitimistische Wirksamkeit nicht in der Unsittlichkeit des Knechtsinnes, sondern in einer — wenn selbst falschen — aufrichtigen Ueberzeugung ihre Ursache hat. — Man wird also eingesehen haben, welch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem gemeinen und dem politischen Verbrechen aus der verschiedenen Autorität der von beiden verletzten Satzungen hervorgeht. Aber dieser Unterschied tritt noch greller hervor aus den verschiedenen Motiven, die den beiden Arten von Verbrechen zu Grunde liegen. Der gemeine Verbrecher verletzt die für unverletzlich geltenden höchsten Lebensgüter einzelner Menschen zu seinem persönlichen Vortheile, handelt also brutal; der politische Verbrecher hingegen verletzt die für nicht unverletzlich geltende, sondern mindestens auf einem strittigen Rechte fußende Staatsgewalt zum Vortheile der Gesammtheit des Volkes, handelt also wesentlich human. — Man könnte daher auch — so sonderbar dies Manchem klingen mag — statt von gemeinen und politischen, von brutalen und humanen Verbrechen reden. Aus dieser in der Natur der beiden Arten von Verbrechen liegenden wesentlichen Verschiedenheit ergibt sich für die Strafrechtspflege — falls sie auf Vernunft- und Rechtsprincipien, nicht aber auf einem brutal-despotischen Fundamente ruhen will — die Verpflichtung, in der Bestrafung der beiderartigen Verbrechen den ihrem Wesen entsprechenden Unterschied eintreten zu lassen.“ — Die einzelnen Abschnitte der genannten Schrift handeln zuerst von der Natur und Bestrafung der Verbrechen im Allgemeinen, dann von jener der politischen insbesondere. Hierauf folgt eine ausführliche Beschreibung des Zellengefängnisses zu Bruchsal, dessen innerer Einrichtung und Hausordnung, sowie aller Einzelheiten der Behandlung der dort inhaftirten Sträflinge. Eine Betrachtung über die Mißhandlung der politischen Verbrecher und ergreifende Mahnung zur Humanität gegen dieselben macht den Schluß einer Schrift, deren Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden kann. Wir theilen schließlich noch einen Auszug mit, in welchem die enge Zelle eines dortigen Gefangenen beschrieben wird. — „Die Zelle, welche dem Gefangenen zu seiner mehrjährigen alleinigen Wohnung eingeräumt wird, ist 7 Schritt lang und $4\frac{1}{2}$ Schritt breit. Den Fußboden bilden 408 sehr hellgebrannte quadratförmige Ziegelsteine, von denen die Gefangenen behaupten, daß sie zu weich gebrannt sind, und daß sich durch das Gehen eine Menge Ziegelmehl abreibt, wovon ein Theil eingeathmet werden muß. — Die Höhe der Zelle beträgt 9 Fuß, und die Decke ist wie ein Sargdeckel gewölbt. Die Wände sind mit Kalkfarben gelblich-grau angestrichen und völlig kahl. Die Thür befindet sich in der schmalen Wand nach dem Innern des Flügels zu, das Fenster in der entgegengesetzten Wand in einer Höhe von $6\frac{1}{2}$ Fuß. Die Thür ist von Eichenholz mit starken Eisenbeschlägen, welche gegen das

Digitized by Google

Verrosten mit schwarzem Firniß überzogen sind. Sie hat nach dem Innern der Zelle zu weder Schlüsselloch, noch Klinke, noch Riegel, so daß der Gefangene sich nicht einschließen kann und keinen Augenblick vor dem Ueberraschtwerden sicher ist. Damit er aber auch von außen beobachtet werden kann, ohne daß er etwas davon merkt, befindet sich oben an der Thür ein kleines Loch mit einem Glase, welches durch ein durchlöchertes Blech geschützt und verdeckt ist und dem draußen Stehenden das Ueberschauen der ganzen Zelle gestattet. Unter dieser eigenthümlichen Art Jalousie befindet sich eine viereckige, nur von außen zu öffnende und nach innen hinein schlagende Klappe, durch welche dem Gefangenen das Essen und dergleichen gereicht wird. — Oben an der Thür steckt ein weiß lackirtes ovales Schildchen, auf welchem die Nummer der Zelle in schwarzen, erhabenen Ziffern steht. Dies Schildchen muß der Gefangene in das Knopfloch seiner Jacke hängen, sobald er zu irgend einem Zwecke aus der Zelle geht. Denn die Nummer vertritt bei dem Gefangenen die Stelle seines Namens, auf den er für die Dauer seiner Gefangenschaft verzichten muß. Er heißt nicht mehr Hr. v. Werdenberg, sondern Sträfling Nr. 36. — Links von dem Schildchen ist ein Ring angebracht, der eine Schelle in Bewegung setzt, im Fall der Gefangene einer schnellen Hülfe bedarf. Ein hölzerner Arm, welcher durch das Ziehen der Schelle nach außen hervorspringt, zeigt dem Aufseher die Zelle an, in welcher geschellt worden ist. Doch wird das Schellen in nicht dringenden Angelegenheiten disciplinarisch bestraft, und was dringend ist, darüber hat hinterher der Vorsteher zu entscheiden. In der rechten Seite der Thürnische, tief in das Mauerwerk hineingehend, befindet sich unten am Boden ein Raum für das eiserne Leibgeschirr. An derselben Seite der Thür in der Zellenecke steht ein hölzernes Gestell, auf welchem der zinnerne Eßnapf, der Wasserkrug, die Lampe und sonstige Geräthschaften ihren Platz finden. Dicht an diesem Gestell, also so weit wie möglich vom Fenster entfernt, ist an der Mauer ein Klapptisch befestigt, der mittels eines Charniers an die Wand geklappt und dort durch einen Riegel befestigt aber niemals von seiner Stelle gerückt werden kann. Eben so verhält es sich mit einer Klappbank, die so neben dem Tische steht, daß man beim Sitzen am Tisch dem Fenster den Rücken, das Gesicht aber der Thüre und deren Beobachtungsloche zuwenden muß. Man möchte wo möglich noch die Gedanken des Gefangenen lesen, wenn er nachdenkend am Tische sitzt! — Dem Tische und der Bank gegenüber, also an der andern langen Wand der Zelle, befindet sich das Bett, und zwar so, daß das Kopfende zunächst der Thür angebracht ist. Die Bettstelle besteht aus einem eisernen Rahmen mit Gurten und einem kleinen eisernen Geländer. Sie hat keine Füße, sondern ist mit Charnieren an der Wand befestigt, so daß sie, wie der Tisch und die Bank, sammt dem Bett in die Höhe geklappt werden kann, was den ganzen Tag über geschehen muß. Da die aufgeklappte Bettstelle während des Tages angeschlossen ist, so wird es dem Gefangenen unmöglich, sich am Tage für einen Augenblick auszuruhen. — Man sieht, es ist die Erfindung eines teuflischen Geistes, dieses Zellengefängniß! Denn sie ist darauf berechnet, den Menschen in seinen natürlichsten Bedürfnissen zu martern. — Das Bett selbst besteht aus einer Matratze von Seegras, einem eben solchen Kopfpolster, zwei Leinentüchern und einer wollenen Decke.— Einen Ofen besitzt die Zelle nicht; denn die ganze Anstalt wird auf russische Manier geheizt. Zur Erwärmung der Zelle dienen zwei viereckige, einen Quadratfuß große, aber vergitterte Oeffnungen in der Wand, durch welche die erwärmte Luft eindringt; die eine Oeffnung ist über dem Bette, die andere an der diametral entgegengesetzten Stelle angebracht.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Blutige Schauspiele.) Im vorigen Monat ist in London der schreckliche, leider nicht vereinzelt dastehende Fall vorgekommen, daß in einer Menagerie ein junges, schönes Mädchen, die auf den Anschlagzetteln immer als „the Lion Queen“ (Löwen-Königin) bezeichnet war und die zu den wilden Raubthieren in die Käfige stieg, wo diese dem Winke der Königin gehorchten, von einem wüthend gewordenen Tiger angefallen und getödtet wurde, und zwar im Beiseyn einer großen Menge von Zuschauern. Englische Zeitungen finden sich dadurch veranlaßt, an das Publikum die Bitte zu richten, in Ermangelung von Gesetzen gegen einen solchen in den meisten Menagerieen eingeführten Mißbrauch, selbst dagegen einzuschreiten und keine Schaustellungen der Art mehr zu besuchen, bei welchen sich Menschen für Geld dazu hergeben, ihre Köpfe in die Rachen von Raubthieren zu stecken, diese durch Vorhaltung und Wiederentziehung von Speisen zur Wuth zu reizen u. dgl. m. Mit Recht wird von ihnen die Bemerkung gemacht, daß ein solches Schauspiel mindestens eben so widerwärtig und eines gebildeten Zuschauers nicht weniger unwürdig sey, als die früheren englischen Boxerkämpfe, die blutigen spanischen Stierhetzen und die sonst so beliebt gewesenen Hahnengefechte. Leider aber geht der Stumpfsinn gewisser Müßiggänger so weit, daß eine Masse von Menschen nach jener Londoner Menagerie geeilt ist, um sich für Geld den Tiger anzuschauen, der die unglückliche schöne Löwen-Königin zerfleischt hat.

Bei Marienwerder fiel auf dem Lande ein höchst eigenthümlicher Selbstmord vor. Man fand einen Knecht von 19 Jahren eines Morgens in einem Wasserkasten eingefroren und natürlich todt vor. Derselbe hatte sich durch eine nur zwei Fuß im Quadrat breite Oeffnung des Kastens wie in einen Sarg durchgezwängt, um im eisigkalten Wasser seinen Tod zu finden. Man muß staunen über die Willensfestigkeit des Unglücklichen.

(Königsb. Z.)

Als Friedrich der Große sich in dem Alter befand, welches der jetzige König von Preußen erreicht, da trug dem Fritz zu Ehren der russische Thronfolger preußische Uniform, die Engländer feierten seinen Geburtstag wie den ihres Georg, Tausende von Kindern empfingen in der Taufe seinen Namen; der ferne Tartar-Chan schickte Gesandte an ihn nach Potsdam, und Pitt sagte im englischen Parlament: „Eh' der Tower in London nicht mit dem Schwert in der Faust erobert ist, laff' ich nicht vom Fritz.“

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. Febr.

Unstreitig ist die Natur die beste Lehrerin der Menschen; es kommt nur darauf an, ihre Fingerzeige zu verstehen und ihre, durch die hervortretenden Erscheinungen ihrer wirkenden Kräfte kenntlich gemachten Gesetze richtig begreifen und anwenden zu lernen. Der bürgerliche Haushalt ist dabei öfter nicht weniger interessirt, als die Wissenschaft mit ihren Untersuchungen und endlosen Aufgaben. Wären z. B. manche Lichterscheinungen der Natur, welche von den Kindern gefürchtet und von dem Aberglauben der Alten nicht gerne gesehen werden, von den Naturkundigen früher im Interesse des bürgerlichen Lebens ausgebeutet worden, so würden wir uns auch schon längst einer zweckmäßigeren und schöneren Beleuchtung der Wohnungen und öffentlichen Versammlungsorte zu erfreuen gehabt haben. Wir können freilich keine Feuerkugeln aus den Wolkenregionen herabholen und in Laternen einschließen; wir sind nicht im Stande, die Strahlenbüschel des prächtigen Nordlichts auf die Candelaber eines Ballsaales zu stecken, aber wir haben doch — Dank den Fortschritten der Wissenschaft — endlich die brennbaren Luftarten in ihrer Beschaffenheit und eigenthümlichen Zusammensetzung er-

Digitized by Google

kannt und uns ihrer als Kerzen bedienen gelernt. Vergebens hat uns nicht die Natur durch thee. bei nächtlicher Weile auf den Angern, an Sümpfen und auf Friedhöfen hüpfenden Irrlichter an die Vervollkommnung der Beleuchtung unserer Wohnungen gemahnt; wir haben endlich ihren Fingerzeig begriffen und das alleinbelebende Licht nicht dem Himmel, wie Franklin den Blitz, sondern dem dunklen Erdkörper und den Zersetzungen seiner Kräfte kühn entrissen. In unserer Stadt ist diese herrliche Erfindung ziemlich spät praktisch geworden, und erst seit kurzem werden die Spiel- und Lesezimmer der „vereinigten Gesellschaft" durch Gasflammen erleuchtet. Am frühesten ist hier die Gasbeleuchtung in dem Wirthschaftslokal von Hrn. Metzger (Luisenstraße) eingeführt worden. Wir sind hier eben keine Lichtfeinde, betrachten aber doch jedes neue Licht mit einer gewissen bedächtigen Vorsicht und warten erst zwei bis drei Jahrzehnte, bis es sich anderwärts vollkommen bewährt hat. Schon im März 1820 leuchteten Gasflammen in dem Wirthschaftssaale von Klaus in Oberrad bei Frankfurt; ihre glänzenden Stearinen brauchten 20 bis 30 Jahre Zeit, um nur in den Gesichtskreis der Nachbarschaft zu dringen und dort als ein wohlthätiges Geschenk der Natur bemerkt und erkannt zu werden, Beweis genug, daß man in Deutschland nichts zu übereilen pflegt. Je mehr wir übrigens auf die gröberen Naturstoffe verzichten und uns der, fast aller Beobachtung entschwindenden, feineren Naturkräfte zu unserem Nutzen und Vergnügen bedienen, desto mehr scheinen wir an der unsichtbaren Hand einer oberen Weltleitung einer höheren Bestimmung entgegengeführet zu werden. Gas beleuchtet in magischer Weise die menschlichen Wohnungen; Gas hebt die verwegenen Wißbegierigen, die die Haemonie der Sphären oder die Geheimnisse des Himmels erlauschen wollen, in der Montgolfiere bis in die höchsten Wolkenregionen; Gas endlich, oder doch ein gasähnlicher Körper, treibt lange Wagenzüge pfeilschnell auf dem Eisengeleise durch ganze Länder und Reiche, oder bewahrt sich als mächtige Triebkraft bei Schiffen, die das Weltmeer durchfurchen und in ungewöhnlich kurzer Zeit ihr fernes Reiseziel erreichen. Bald werden wie auch bei Gas unsere Speisen bereiten, uns dabei erwärmen und — wie die Bewohner der Sonne in der sie umgebenden ewig leuchtenden Gashülle — über die wohlthätige Einwirkung von mehr Licht und Wärme uns freuen können!

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Frankfurt, 14. Febr.

Die von dem bekannten Pianisten C. Baldeneckee veranstaltete Abendunterhaltung fand vorigen Samstag statt und war recht zahlreich besucht. In den von dem Konzertgeber gespielten Phantasieen von Döhler und Thalberg zeigte sich derselbe wiederholt als gewandter und richtig auffassender Künstler. Die beiden Ouverturen („der letzte Tag von Missolonghi" von Herold und „der Barbier von Sevilla" von Rossini) wurden unter Baldeneckee's Leitung von dem Orchester der Gesellschaft „Lyra" mit Kraft und Präcision ausgeführt. Auch des Gesanges der Mad. Deinet, sowie des Violinspiels des Hrn. Aloys Baldeneckee müssen wir anerkennend gedenken. — Das die zweite Abtheilung füllende Lustspiel: „Der Stellvertreter", ging recht gut und sprach allgemein an.

Heinrich Wolff's Quartett-Abende

werden nun, zur Freude aller sinnigen Kunstfreunde, mit dem ersten Cyclus nicht abgeschlossen seyn. Der Antheil an diesen herrlichen Genüssen ist zu warm und bedeutend, als daß Hr. Wolff dieselben nicht fortsetzen sollte. Und so werden wir denn von neuem eine Reihe klassischer Tonwerke in uns aufnehmen können, die wir ohne den wackeren Künstler nur schmerzlich vermissen müßten, und zwar in einer Form, wie sie wohl nur selten ein günstiger Zufall bietet. Diese Quartett-Abende fügen sich nicht in dem prunkenden, augenfälligen Glanze an, wie die großen s. g. Vokal- und Instrumental-Konzerte; mit bescheidener Anmuth bergen sie sich gleichsam in einer stillen schattigen Laube des großen musikalischen Parks; aber der süße Duft erfüllt um so inniger die Seele des wahren Kenners, der gern über der einfach edlen Herrlichkeit das bunte Farbenspiel der Alltagsblumen vergißt. — Noch zollen wir mit einigen Worten dem letzten Quartett-Konzerte herzlicher Anerkennung, wo Hr Wolff zugleich als schöpferischer Künstler auftrat und bewies, daß sein großes Talent nicht mit der unvergleichlichen Darstellung fremder Werke erschöpft ist, daß ihn selbst Phantasie und Geschmack berechtigt, sich den besseren Meistern der Gattung würdig anzureihen.

Feldbergfest 1850.

Die Mitglieder des Ausschusses für dasselbe, sowie überhaupt Alle, welche dabei leitend mitwirken möchten, sind zu einer Besprechung auf Sonntag, den 3. März, Vormittags 11 Uhr nach Homburg v. d. Höhe in's „Gasthaus zur Rose" ergebenst eingeladen. Da möglicher Weise die Frage wegen Verlegung jenes Festes zur Berathung und Entscheidung kommen könnte, so erwartet man eine recht zahlreiche Vertretung der Turn-, Gesang- und Schützen-Gesellschaften aus Hessen und Mittel-Rheinland.

Die verehrlichen Zeitungs-Redaktionen des erwähnten Bezirkes sind höflichst gebeten, dieser Einladung ein Plätzchen in ihren Spalten zu öffnen.

Frankfurt a. M., 12. Febr. 1850. A. Ravenstein.

Konzert des Cäcilien-Vereins.

(Montag, den 18. Febr., im Saale des Weidenbusches. Abends 7 Uhr.)

1) „Davide penitente" von Mozart.
2) Musik zu Racine's „Athalia", von Felix Mendelssohn-Bartholdy, mit verbindendem Gedicht von Eduard Devrient.

Beide Werke mit vollständiger Orchesterbegleitung. — Billets à fl. 1. 30 kr. in der Musikalienhandlung von C. A. André (Zeil).

Der Vorstand.

„Der Prophet",

große Oper in 5 Abth. von Meyerbeer, wird mit neuen Decorationen von Rühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen den 25. d. M. auf der Frankfurter Bühne zur Aufführung kommen.

Berichtigung

zu dem Aufsatze: „Die pfälzisch-hessische Eisenbahn" in Nro. 36 und 37 der Didaskalia.

Es kann mir in meiner Stellung nicht einfallen, mein Thun und Lassen in Zeitungs-Artikeln rechtfertigen zu wollen. Nur um die öffentliche Meinung nicht irre leiten zu lassen, bemerke ich Folgendes zu dem angeführten Aufsatze: 1) Es ist, gelinde ausgedrückt, eine Unwahrheit, daß ich meine Ingenieure auf den Neustadt-Weissenburger Bahnbau hingewiesen hätte. 2) Die Vermessung der Speyer-Weissenburger Linie habe ich nur in Auftrag ausgeführt, wie viele andere. 3) Ueber die Frage: welche Richtung nach Straßburg die bessere sey, habe ich noch kein Urtheil abgegeben, und würde ich einmal dazu aufgefordert, so würde ich erst alle Gründe für und gegen zusammenstellen und abwägen, den Anforderungen einzelner Plätze nur das ihnen gebührende Gewicht einräumen, nie aber mich durch bloße Wünsche bestimmen lassen. 4) Die Bestimmung des Knotenpunktes zu Schifferstadt war schon vor meiner Zeit getroffen, selbst schon vor der des Fürsten Eugen Wrede. 5) Die Gründe, aus welchen die Direktion verlegt wurde, sind an den berechtigten Stellen entwickelt, geprüft und gewürdigt worden. — Das mir Fernerliegende lasse ich unberührt, sowie alles Persönliche, das ich nie einer Beachtung würdigen werde.

Ludwigshafen, 13. Febr. 1850. Denis.

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. Febr. Das Nachtlager von Granada, Oper in 2 Akten von Kreutzer.

Sonntag, 17. Febr. Die Schwestern von Prag, komische Oper in 2 Abth. Hierauf: Der Maskenzug aus „Berlin bei Nacht."

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 42. Montag, den 18. Februar 1850.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Mit einem Arme voll Papiersäcken trat Meister Adam wieder in seine Wohnung. Seine Frau erschrack über sein bleiches, schmerzvolles Aussehen, und beim Anblick der Sachen, die er trug, wurde ihr sogleich Gewißheit über die Ursache seines veränderten Zustandes.

Heftig warf Adam die Säcke und die Tüten auf den Tisch, so daß einige aufsprangen und deren Inhalt in der Stube umherflog. Kaffeebohnen, Reis- und Graupenkörner bedeckten den Fußboden.

„Nun, Frau," sagte der Meister mit bitterem schneidenden Tone, „da hast Du die Bescheerung! Was hat es bei uns für Noth? Da kannst Du nun Kaffee kochen nach Herzenslust, kannst Mandeln stoßen, Rosinen wiegen und Kuchen backen. Alles das ist für unsere Wirthschaft, wir können nun herrlich und in Freuden leben. Reis ist da — und Gräupchen von der feinsten Sorte, es fehlt nur das Fleisch dazu. O Gott, o Gott!" rief er dann schmerzlich, die bittere, ironische Rede unterbrechend, und ging mit starken Schritten in Stübchen auf und ab; „dies ist die Bezahlung für drei Wochen des angestrengtesten Fleißes. Hätte mir der Faktor für diesen Plunder wenigstens Brod und Kartoffeln gegeben, so hätte ich ihm noch danken wollen. Aber nun soll und muß ich, nach all' der Plage um's tägliche Brod, noch gehen und betteln, daß mir Jemand für ein Sündengeld dieses Zeug abkauft, das wohl für Reiche und Wohlhabende ein Bedürfniß ist, das aber der Arme gern entbehrt, wenn er sich sonst nur satt essen kann. Herr des Himmels! wie schwer wird dem Armen das Leben gemacht!"

Frau Christiane wagte nicht, ihren Gatten in den Ausbrüchen seiner Verzweiflung zu unterbrechen. Sie fühlte, daß er Recht hatte und fühlte dasselbe, was er in wilden Worten austobte. Still weinend sammelte sie die zerstreuten Körner und verwahrte die Säcke und Tüten wieder, so gut es gehen wollte. „Zu wem soll ich nun mit dem Zeuge gehen?" sprach Adam nach einer Pause weiter. „Zu Brünning, dem Schurken? Gewiß nicht! — Der steckt mit dem Faktor unter einer Decke; o es ist schändlich, was für ein Spiel diese Beiden mit uns treiben!"

„Mache doch einen Versuch bei dem Eckenkrämer," nahm Frau Christiane das Wort; „er soll immer noch das Meiste geben."

„Ach, ich schäme mich, mit dem Krame auf der Gasse zu gehen. Es ist mir immer, als müßten die Leute mich auslachen und sagen: Seht, da geht der Adam hausiren, seit wann hat er sich denn auf den Handel gelegt?"

„Lieber Mann, die Andern müssen dies ja auch thun, es geht Dir nicht allein so."

„Aber ist es nicht himmelschreiend, wenn man sich den sauern Lohn zweimal verdienen soll, und beim zweitenmal noch schlimmer ausgeht, als beim ersten? Du weißt von früher, was ich im besten Falle für den Kram bekommen werde; wo soll das hinlangen? Und warum sollen wir stets mir nichts, dir nichts, gleich so viel vom rechtmäßigen Verdienste einbüßen? Nein, Christel, so schwer mir's wird, von meinem Handwerke, das ich mit Lust und Liebe gelernt, zu lassen, so will und muß ich doch die Weberei aufgeben. Der Stuhl wird zerschlagen, heute noch, und ich suche Arbeit an der Straße oder bei den Bauern."

„Ach Gott, Mann!" jammerte die Frau, „dazu wirst Du viel taugen, Du mit Deiner kranken Brust, Deinem kurzen Athem . . . ."

„Du hast Recht," unterbrach sie Adam bitter, „so einen Stubenhocker wird Niemand in's Tagelohn nehmen wollen; wie soll ich herauskommen aus diesem Elende? — Laß mich eine Stunde fort, ich muß hinauslaufen in's Freie, es erdrückt mich sonst."

Frau Christiane hatte nichts einzuwenden, vielmehr war es ihr lieb, daß ihr Mann auf diese Idee kam, sie hoffte, daß er beruhigter heimkehren und dann besonnener die bekümmerte Lage, in der sie sich befanden, betrachten werde.

Adam schritt über den Marktplatz nach einer dunkeln Gasse zu, um durch dieselbe auf dem nächsten Weg in's Freie zu gelangen. Ziemlich am Ende der Gasse lag eine unansehnliche Schenkwirthschaft, die von den Bürgern, weil zu abgelegen und nicht in dem besten Rufe stehend, nicht besucht wurde und meistens nur der Aufenthaltsort von faulem, lüderlichen Gesindel, Schnapstrinkern und falschen Spielern war. Hier mußte Adam vorüber. Am Tage ging es in der Regel sehr still in dieser Wirthschaft zu, toller und wüster dagegen bei Nacht, was sehr erklärlich, da ihre Stammgäste meist Freunde der Nacht waren. Zum Verwundern mußte es daher seyn, daß heute ein ungewöhnliches Leben in der gedachten Wirthschaft herrschte. Es fiel dies selbst dem in seine trüben Gedanken versunkenen Meister Adam auf. Ein verworrenes Geräusch von durcheinander streitenden Stimmen schallte heraus, und Adam glaubte mehrere unterscheiden zu können, die Bekannten von ihm angehörten. Er blieb einige Minuten stehen, um etwas aus dem Tumulte zu vernehmen. Wirklich hörte er auch, als sich der Wortführer auf einen Augenblick etwas gemäßigt hatte, wie eine durchdringende Stimme rief: „Nein, Brüder, heute muß es geschehen, heute nach frischer That; der beste Tag ist heute!" Ein neuer Sturm brach los, darauf hindeutend, daß die Anwesenden den gesprochenen Worten Beifall zollten. In diesem Augenblicke schien man drinnen auch den vor den Fenstern stehenden Meister Adam bemerkt zu haben.

Digitized by Google

„He, da ist der Adam! Was will der? Will der lauschen und den Verräther machen?“ scholl es heraus.

„Was denkt Ihr?“ rief eine andere Stimme dazwischen, „dem geht es eben so wie uns. Er hat sein Pikchen schon lange auf die verdammten Schinder, das weiß ich. Zitirt ihn nur herein; es kann nur ein Versehen seyn, daß er nicht bestellt worden ist. Herein, Bruder Leidensgenosse!“

„Herein, herein!“ scholl es im Chor.

Adam, so erschrocken er anfangs über den Ausgang seines Horchens war, faßte sich doch bald und folgte dem Zurufe. Er hatte mehrere Bekannte und Berufsgenossen erkannt, und es schien ihm augenblicklich Gewißheit darüber zu werden, was die Versammelten beabsichtigten. Sein rechtliches Gefühl sträubte sich aber mit aller Macht dagegen, und sein Entschluß war gefaßt, so viel in seinen Kräften stand, dem tollen Beginnen entgegen zu arbeiten. Er erkannte mit richtigem Blicke, daß ein gewaltsamer Versuch zur Abstellung des Unfugs, der ihn und seine Berufsgenossen drückte, nicht den erwünschten Erfolg haben, und daß nur ein vereintes Wirken auf gesetzlichem Wege ihrer Noth ein Ende machen könnte.

Unbefangen, als ahne er nicht den Zweck der Versammlung, trat er in das Gastzimmer, aus dem ihm eine drückende Wärme, Tabaksqualm und Schnapsgeruch entgegen strömte. Einige fünfzig Personen mochten versammelt seyn, und viele hatten dem Glase schon so tapfer zugesprochen, daß sie in ihren Ausdrücken und Gebärden keine Mäßigung mehr kannten und nur noch den dunkeln Gedanken zu haben schienen, Etwas ausführen zu müssen. Die meisten der Anwesenden waren Leinweber, mit Adam hinsichtlich des Verdienstes in gleichen Verhältnissen und zum größten Theile auch bei dem Faktor Stürmer in Lohn stehend.

„Du bist doch dabei, Bruder,“ wurde Adam von mehreren Seiten angeschrieen. „Heute wollen wir einmal den Schindern, und vor allem dem Stürmer, vor's Quartier rücken!“

„Ja, diese Sündenwirthschaft muß aufhören,“ schrieen Andere dazwischen. „Wir helfen uns, wie es unsere Brüder in Schlesien und andern Orten gethan haben.“

„Das sind richtige Kerl's! Wir hätten es schon lange eben so machen sollen.“

„Ja, die verfluchten Nester, die sie sich mit erpreßtem Gute gebaut, müssen der Erde gleich gemacht werden . . . .“

„Und schinden und schleifen müssen wir die Hunde, wie sie uns bisher geschunden haben . . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bestrafung politischer Verbrecher.

(Schluß.)

Das Fenster befindet sich der Thür gegenüber in einer Höhe von $6\frac{1}{2}$ Fuß. Es ist 3 Fuß breit und 1 Fuß hoch, und besteht der Breite nach aus zwei Flügeln: einem untern mit matt geschliffenen Scheiben, welcher ganz unbeweglich ist, und einem obern mit hellen Scheiben, welcher nach innen zu mittels eines Stockes aufzuklappen ist, um etwas frische Luft einzulassen. — Man begreift, wie wenig Tageslicht dem Gefangenen dadurch vergönnt ist, und daß er vom Himmel und der schönen blauen Luft, oft die einzige Freude des Eingekerkerten, eigentlich gar nichts genießen kann. Denn das Heraussehen aus dem Fenster ist dem Gefangenen schon deshalb unmöglich, weil er es nicht erklettern kann; und gelänge es ihm auch, so stände er in Gefahr, von den Schildwachen erschossen zu werden, da diese den Befehl haben, sogleich in das Fenster zu schießen, wenn sich ein Gesicht an demselben blicken läßt. *) — Außer den genannten Dingen enthält die Zelle noch an der Wand über dem Tische die gedruckte Hausordnung und einen Kalender, ferner einen Spucknapf, einen Fußabtreter, einen Stock zum Aufmachen des Fensters und das Handwerkszeug des Gefangenen, je nach dem Handwerke, welches er betreiben muß. Wer kein Handwerk versteht oder keines erlernen will, muß wenigstens Wolle spinnen und auf diese Weise dem Institute seine Erhaltungskosten verdienen. — Zu der Zelle gehört der Gefangene, wie die Schnecke zu ihrem Hause. — Daher müssen wir in der Zelle auch dem Bewohner derselben einen Blick schenken, namentlich was seine Kleidung betrifft, da diese in der That das Einzige ist, was der Beobachter von der Person des unglücklichen Zelleneinsiedlers sehen kann. Der Zellengefangene darf nicht das kleinste Kleidungsstück aus eignen Mitteln tragen, nicht einmal einen wollenen Shawl um den Hals oder ein seidenes Schnupftuch in der Tasche. Die Kleidung aber, welche ihm geliefert wird, muß er tragen, mag ihm dies oder jenes Stück auch noch so widrig erscheinen. Der Gefangene erhält ein Paar grob gearbeitete Schuhe von Rindleder, ein Hemde von grober Leinwand, ein weißwollenes Kamisol, eine Hose und Jacke von grauem dicken Zwillich, ein Halstuch von gestreifter Leinwand und ein Schnupftuch von einer Art Sackleinen. — Das fürchterlichste Kleidungsstück aber ist seine Kopfbedeckung; denn durch diese Kopfbedeckung hat man im neunzehnten Jahrhundert die Methode des Zeitalters der eisernen Maske wieder ins Leben gerufen. Die Kopfbedeckung des Zellengefangenen besteht nämlich aus einer spitzrunden Kappe von blauem Tuche und an der Stelle des Schirmes befindet sich eine förmliche Maske von demselben Tuche, die das ganze Gesicht bis zur Oberlippe bedeckt, und in welcher für die Augen zwei Löcher eingeschnitten sind. So oft der Gefangene die Zelle verläßt, muß er diese Maskenkappe aufgesetzt und die Maske selbst heruntergeschlagen haben. Versäumt er es, so steht sein Leben in Gefahr, da jede Schildwache die Befugniß hat, auf den Gefangenen, den sie ohne Maske sieht, zu schießen! *) — Die Unglücklichen lernen also ihre Schicksalsgenossen selbst da, wo sie mit ihnen zusammen gehen müssen, nicht einmal von Angesicht kennen, und es mag vorkommen, daß zwei Brüder oder Vater und Sohn dicht neben einander wohnen, hinter einander gehen und neben einander in der Kirche sitzen, ohne nur eine Ahnung von einander zu haben! — Wahrlich, die Brutalität dieses Strafsystems hat in der Erfindung jener Maskenkappen seinen höchsten Grad erreicht! — Die umherwandernden, schweigsamen, verlarvten Gestalten machen auf den Beobachter einen unheimlichen, grauenhaften, gespenstischen Eindruck. Sie gemahnen ihn an die Schatten der Verdammten im Tartaros; und alles Ernstes muß er sich fragen, ob er in den Zeiten der Humanität, der Aufklärung und der Oeffentlichkeit, oder in der Schreckensperiode der heimlichen Gerichte lebt, wo die Vermummung eine so grausenvolle Rolle spielte. — In Rücksicht der Nahrung finden wir dieselbe Brutalität, welche wir in Betreff der Kleidung wahrnehmen. Der Gefangene erhält, wie das Vieh, nur zu essen, um sein Leben zu erhalten, und es ist ihm nicht gestattet, das geringste Bedürfniß des Magens aus eignen Mitteln zu befriedigen. Weder Bier noch Wein, weder Fleisch noch Brod, weder Kaffee noch Thee darf er sich für sein Geld verschaffen. Er muß mit der gelieferten Kost seinen Hunger, mit Wasser seinen Durst stillen, und hat — wenn die Kost ihm widersteht — nur das Recht zu verhungern! Man reicht ihm durch die Thürklappe — wie einem wilden Thiere im Käfig — täglich ein hal-

*) Ein Aufwärter hat uns erzählt, daß er einst, von dieser Ordnung nichts wissend, an das Fenster einer unbewohnten Zelle gestiegen sey, um etwas daran zu verbessern, als die Schildwache auf ihn anschlug, so daß er sich nur durch schnelles Bücken vom Tode errettete.

*) Diese Verordnung ist neuern Ursprungs; denn sie ist erst mit Rücksicht auf die politischen Gefangenen erlassen worden und vorzugsweise gegen diese gerichtet.

Digitized by Google

des Brod, zum Frühstück eine Suppe aus Brod, Wasser und Fett, zum Mittage eine ähnliche Suppe, Hülsenfrüchte, Kartoffeln oder Rüben und jeden zweiten Tag vier Loth Fleisch, zum Abendessen wieder jene — Hundesuppe. — Jeder, auch der kleinste Genuß ist auf immer vertilgt für den Gefangenen; und wie man ihm viele Jahre hindurch, — dem gewaltigsten Naturgesetz zum Hohne! — den weiblichen Umgang, die Umarmung und Zärtlichkeit seiner Gattin entzieht und ihn zu einem widernatürlichen Cölibate verdammt, so zwingt man ihn, auch die kleinern, ihm zum Bedürfniß gewordenen Genüsse zu ersticken. Er darf sich kein Thier zur Gesellschaft nehmen, darf keine Musik treiben, darf keine Cigarre oder Pfeife Tabak rauchen. Der Zellengefangene darf bloß Das genießen, was man ihm reicht, um sein Leben zu erhalten, das Leben, was ihm nöthig, um seine Qual zu fühlen. Er soll nur leben, um gemartert werden zu können!"

Eine Zeitbetrachtung.

Seit mehreren Decennien schon leben wir in einem Stadium der Gährung, in der Altes sich zersetzen und Neues sich gestalten will, und diese Gährung ist um so bedeutender, da sie nicht auf ein einzelnes Lebensgebiet sich beschränkt, sondern fast sämmtliche umfaßt, als da sind: die kirchlichen Verhältnisse nach innen und nach außen, gegenüber andern Kirchen und gegenüber dem Staat; die gewerblichen und mercantilen, und vor allen die nationalen und allgemeinen vaterländischen Interessen, sowie die staatlichen Verhältnisse in einzelnen Ländern zwischen den Regierungen und Unterthanen, zwischen den verschiedenen Klassen der letztern unter sich und bezüglich den meisten öffentlichen Institutionen — Gerichtsverfassung, Gemeindeverfassung, Armenwesen, Steuerung des Pauperismus und Proletariats, Volksbewaffnung, Preßfreiheit ꝛc.

Hätten nun die Staatslenker und Vormünder der Völker in dieser Gährung einen nothwendigen Wandlungsprozeß der Natur, deren Gesetze sich auch in menschlichen Verhältnissen und Bestrebungen geltend machen, erblickt, so würde dieselbe ohne nachtheilige Folgen abgelaufen und eine neue Gestaltung, ein neuer Geist, wie sie eben im Bedürfniß der Gesellschaft lagen, würden zu Tage gefördert worden seyn, wobei es freilich ohne merkliche Veränderung des Bestehenden nicht abgehen konnte, Aber man wollte im Widerspruch mit dem allgewaltigen Naturdrange das Bestehende und selbst das Abgestorbene festhalten; das Alte sollte fortgelten, weil es einmal gegolten hatte und zum Theil durch ehrwürdige Autoritäten geheiligt schien; man hatte kein Auge für den Moder, die Fäulniß, welche daran hafteten; man fürchtete den neuen Geist, der aus der Gährung hervorgehen sollte, und suchte deßhalb dieselbe auf alle Weise zu unterdrücken. Die hohe Obrigkeit befahl demnach: es soll keine Gährung seyn, weil darin etwas Ordnungswidriges liege und Ordnung und Ruhe die erste Bürgerpflicht sey. Da das aber nichts helfen wollte, so schickte man die Diener und Wächter dieser Ordnung und Ruhe, die emsige Polizei und Censur, mit Knebeln, Netzen, Maulkörben, Sperrhaken, Pflöcken und Spunden aus auf alle Wege und Stege des geselligen und literarischen Verkehrs, um den Urheber dieser Gährung, den bösen Geist der Zeit, einzufangen und alle Oeffnungen wohl zu verspunden, wodurch dieser Geist sich manifestiren und der Gährungsstoff sich Luft machen könnte. Es fehlte zwar nicht an wohlmeinenden Stimmen, welche die Warnung aussprachen: ihr Herren, durch solche Mittel wird die Gährung nur vermehrt und beschleunigt, und wenn ihr auf diese Weise fortfahrt, so sind die schlimmsten Conflicte zu gewärtigen und eine gewaltsame Explosion ist unvermeidlich. Die Herren hörten aber nicht und lächelten selbstgefällig zu solchen Warnungen, von erfahrungsbaren Stubengelehrten ausgesprochen; denn die Regierungsweisheit hält sich bekanntlich für unfehlbar und spricht dem beschränkten Unterthanenverstande jede Befähigung ab, ihre Maßregeln zu beurtheilen. Aber es hat sich gezeigt, daß dieser schlichte Verstand trotz seiner Beschränktheit doch Recht und weiter gesehen hatte, als der staatsmännische bei aller seiner angeblichen Intelligibilität. Die Krisis, die gewaltsame Explosion ist erfolgt, weil sich durch jene Prohibitivmaßregeln die Gährungsstoffe immer stärker ansammelten und zusammendrängten. Weil man eine friedliche Revolution der Natur hemmen wollte, ist eine gewaltsame erfolgt.

Da ist nun die Frage, ob die Staatslenker durch Schaden klug geworden sind, ob sie nun einsehen, daß es ihre Aufgabe nicht ist, lebendige Kräfte zu vernichten, um Gegensätze und Conflicte zu vermeiden, sondern diese Aufgabe darin besteht, den Kampf und den Andrang dieser verschiedenen Kräfte so zu mäßigen und zu leiten, daß gewaltsame Ausbrüche verhindert und neue wohlthätige Gestaltungen zu Tage gefördert werden. Nach einem ewigen Naturgesetze ist immer die Repression der Compression gleich; will man also keine neue Explosionen, so hüte man sich, die Compressionsmaschinen des alten Polizeistaates wieder in Thätigkeit zu setzen. Oder wollen die Herren, um nach einer andern Methode zu verfahren, etwa den Versuch machen, die Springfedern der deutschen Kraft und des deutschen Geistes ganz zu brechen? — Dann würde ihr Triumph so lange dauern, als der kurze der Liliputer, als sie den starken Gulliver gefesselt glaubten. Die Deutschen lassen sich viel gefallen, aber durchaus nicht zu Chinesen oder russischen Leibeigenen machen, und auch die Jesuitenschulen finden in Deutschland keinen günstigen Boden. (Reichsanz. d. D.)

Mannichfaltigkeiten.

(Newyork, 23. Jan.) Wie groß die Armuth auch in unserm Lande ist, erhellt aus einem Berichte des Hrn. Mastill, des hiesigen Polizeichefs. Er weis't darin nach, daß sich in 11 Polizeidistrikten 2955 Kinder ohne Subsistenzmittel — heimathlose, obdachlose Wanderer — befinden, die entweder von ihren Eltern oder durch Armuth oder Mangel an Schutz zur Bettelei gezwungen, zu den gesetzlichen Strafen verurtheilt worden sind. Zwei Drittel dieser Zahl sind Mädchen, die 11 bis 16 Jahre alt sind.

(Breslau, 11. Febr.) Die Einwohnerzahl der Stadt Breslau beläuft sich nach der letzten Zählung im Monat December v. J. auf 104,222 Seelen und 6401 Militair. Unter diesen 110,623 Seelen sind 53,945 männlichen und 65,678 weiblichen Geschlechts.

Der siebente Volksverein in Berlin wurde vor einigen Tagen durch einen Constabler-Wachtmeister in einer Weise aufgelöst, welche lebhaft an die Censur-Anekdoten der Vergangenheit erinnert. Ein ehemaliger Schutzmann las ein an sich ziemlich harmloses Gedicht: „Der Palast und die Hütte", vor. Der beaufsichtigende Constabler-Wachtmeister war jedoch der Meinung, daß das Gedicht verboten seyn müsse, da es nicht gedruckt sey, denn wenn es nicht verboten wäre, würde es gedruckt seyn. Aus diesen Gründen confiscirte er das Gedicht und löst'e die Versammlung auf.

Es würde weit besser in der Staatenwelt aussehen, als es jetzt noch leider der Fall ist, wenn die Monarchen immer ihren Vortheil verständen und mehr darauf dächten, ihre Staaten in die Höhe, als in die Länge und Breite zu bauen, oder mehr der

Digitized by Google

intensiven als der extensiven Größe Rechnung trügen. Gütiger Himmel, was könnte aus manchem Staate werden, wenn alle jetzt noch schlummernden productiven Kräfte desselben entwickelt, wenn die physischen, intellectuellen, moralischen und politischen Anlagen seiner Bewohner nur einigermaßen ausgebildet wären! Wenn die Regenten sich damit befassen wollten, so würden sie alle Hände voll zu thun und gar keine Zeit haben, über die Gränzen zu schauen oder auf die Erweiterung derselben zu denken. Friedrich der Große verstand diese Kunst, und gerade in dem Zeitraume, wo der preußische Staat den kleinsten Umfang hatte und gänzlich erschöpft und gelähmt schien (v. 1807 — 1813). hat sie sich am glänzendsten bewährt. — Ein Staat braucht demnach keine äußere Eroberungen zu machen, um an Stärke und Gewicht zu gewinnen; in seinem Innern sind die besten und nachhaltigsten Eroberungen zu gewinnen, ohne daß von der Politik seiner Nachbarn der geringste Einspruch erhoben werden könnte. Auch auf einem kleinen Fundamente läßt sich ein stattliches und festes Gebäude errichten, wenn man es versteht, in die Höhe zu bauen und alle Räume zu benutzen.

Die Consequenz ist eine schöne Sache, aber wie die Welt nun einmal ist, führt sie nicht immer zum Ziele, am wenigsten, wenn man mit inconsequenten Menschen zu thun hat. Man kann die Consequenz auch zur Absurdität treiben, wenn man Zwecke verfolgt, die an sich gut seyn mögen, aber nur unter gewissen Bedingungen erreicht werden können, die eben nicht vorhanden sind. Wenn der Wind widrig ist, muß der Schiffer laviren, und wenn der Belagerer nicht durch geraden Sturmschritt in eine Festung gelangen kann, muß er seine Lauf- und Annäherungsgräben in Zickzack anlegen, woraus hervorgeht, daß der gerade Weg nur dann der beste ist, wenn kein unübersteigliches Hemmniß uns hindert, ihn einzuschlagen, und daß ein Umweg nicht immer ein Schleich- oder Diebsweg zu seyn braucht. Man darf daher nicht gleich den Charakter eines Mannes verdächtigen, wenn er sich nach den Umständen fügt und bei der Durchführung seiner Grundsätze nicht bloß fragt, was zweckmäßig und wünschenswerth, sondern auch, was praktisch möglich ist. Oft kommt es darauf an, die Form zu schonen und die Prinzipien so viel als möglich außer dem Spiele zu lassen, damit das erreichbare Gute nicht verfehlt werde durch hartnäckiges Streben nach dem unzugänglichen Besten.

Die Straßen in Preßburg und Pesth haben neue Namen bekommen und die meisten erinnern an die Generäle, welche Ungarn unterjochen halfen. Eine eigene Schickung aber war's, daß man die Straße der Barmherzigen in Preßburg die Haynaustraße taufte.

Als einst am Geburtstage des Königs Hieronymus Napoleon Abends die Residenz erleuchtet werden mußte, hatte ein Bäcker die transparente Devise über seiner Hausthür:

ZWANG.

Er wurde sogleich arretirt und befragt, was das bedeuten solle? Ohne sich lange zu besinnen, erwiederte der Schlaukopf: „Ich ehre meinen König, und will damit sagen: Zur Weihe an Napoleons Geburtstage.“ Man konnte daraus ihm kein Vergehen machen und ließ ihn frei gehen.

Korrespondenz.

Leipzig, 14. Febr.

Wir erwarten in nächster Zeit die Aufführung der neuen Oper; „Die Deserteure“, Musik von unserem Mitbürger Conrad, der Text von Gollmick. Diese Tonschöpfung wird von competenten Richtern eine der genialsten genannt. — An unserem Theater gastirt jetzt Hr. Henckel (Vater), zuletzt Direktor des Mainzer Stadttheaters. Er trat bis jetzt als Oberförster in Iffland's „Jäger“, ferner als Heinrich IV. in „Heinrichs IV. Familienleben“ und als Reiseader in „Mirandolina“ auf und erwarb sich den allgemeinsten Beifall. Man hofft, Hr. Henckel werde hier engagirt werden.

Mainz, Anfangs Febr.

Die Versöhnung und Einigung heraufbeschwörende Mainzer Journalspartei spielt, nachdem sie ihre schwarzen Pläne, Schmid's Verwerfung — im Bunde mit treuen Waffengefährten innerhalb wie außerhalb der Diözese Mainz — beim Papste durchgesetzt, den Unschuldigen. Wir wollen über sie nicht den Stab brechen, aber an ihre Unschuld glauben, das vermögen wir nach so manchen bekannt gewordenen Dingen nimmer über uns zu gewinnen. Unter so Vielem, was uns zu Ohren gekommen, kam uns dieser Tage wieder ein hübsches Anekdötchen zu Gehör, das wir gerade so wieder geben, wie man es da und dort erzählte, und das deutlich beweist, wie man schon vor der Mainzer Bischofswahl die Kanonen geladen, um, wenn etwa Prof. Schmid aus der Wahlurne hervorginge, mit diesem feindlichen Geschütze gegen ihn loszudonnern. — Riffel soll mit mehreren andern Waffenbrüdern am Abende vor der Bischofswahl dahier irgendwo eine berathende Versammlung gehalten und dabei folgenden Plan, je nachdem die Würfel fallen würden, entwickelt haben, den wir der Curiosität wegen dem Publikum mitzutheilen nicht verfehlen wollen — er verschafft, wenn anders die Sache wahr, einen ziemlich klaren Blick in das hiesige geistliche Parteigetriebe, das freilich jetzt ganz und gar schon der öffentlichen Verachtung bloßgestellt und preisgegeben ist. Wählen sie den Schmid — so soll Hr. Riffel gesprochen haben — so thut das nichts, der wird in Rom nicht bestätigt, das übernehme ich (wegen seiner Ausweisung aus dem Tübinger Convict, die Schmid indeß durch seine Denkschrift als freiwilligen Austritt ehrenvoll und bescheiden hervorgehoben); wählen sie den Gresser, der nimmt die Wahl nicht an und gibt seine Stimme dem Lennig; wählen sie aber Lust und nicht Lennig, so gehen wir in Lust's Lager über, er muß der Unsre werden. — Sapienti sat. — Nach diesen und andern Vorgängen konnte eher ein Kameel durch ein Nadelöhr hindurchkommen als Schmid von Rom Bestätigung erhoffen. Es ist übrigens gut, daß die Dinge so gekommen, wir wissen jetzt, was wir von unsern hiesigen Heiligen zu halten haben; Keiner macht uns mehr einen blauen Dunst vor — wir sind ja bessere Christen, als solche Pfaffen, die in unseliger Verblendung, mit leidenschaftlicher Bosheit so rücksichtslos sich befeinden. — Wir geben der hiesigen bekannten schwarzen Parteigarde wohl zu bedenken, welche Wunden sie unserer Diözese geschlagen, und sagen ihr frei und offen ins Gesicht, daß sie unvermögend ist, diese zu heilen; ein halbiges Abtreten vom Schauplatze ihrer hiesigen Thätigkeit wäre klug zu heißen, insbesondere würde der pensionirte Professor gut daran thun, wenn er rheinabwärts nach dem Scharlachberge hinzöge, statt wiederholt die Domkanzel zu besteigen. Der unmöglich gewordene Bischofscandidat Lennig wolle von nun an besser Hand über seine Leute halten, damit sie sich nicht so dumm bei ihren Parteibestrebungen anstellen, ihm selbst empfehlen wir mehr Ehrfurcht vor seinen älteren Collegen, diesen recht viel Festigkeit und männlichen Muth bei der bald folgenden Neuwahl (wenn die von allerwärts nach Rom laufenden Petitionen um Schmid's, dieses Ehrenmannes, Bestätigung bei dem höchsten geistlichen Forum keinen Eingang finden sollten), wobei wir deren Aufmerksamkeit auf ihren jüngsten Collegen, Hrn. Gresser, diesen eben so bescheidenen wie liebevollen und hier in allgemeiner Achtung stehenden Mann, lenken möchten, denn auf Ausländer dabei das Augenmerk richten, hieße sich und dem Klerus der Diözese ein testimonium paupertatis ausstellen; hat ja der Papst selber geschrieben: Wählet einen aus Euch!

Theater-Anzeige.

Montag, 18. Febr. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

Dienstag, 19. Febr. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Dammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 43. Dienstag, den 19. Februar 1850.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

In solcher und ähnlicher Weise sprachen sich die Aufgeregten aus. Adam erschrack auf's höchste darüber. Indessen bemerkte er doch, daß es im Ganzen nur Einige waren, die so leidenschaftlich sprachen. Der größere Theil schien allerdings auch sehr aufgeregt und von dem Entschlusse der Selbsthülfe beseelt zu seyn, doch war es augenscheinlich, daß sie nur durch den Einfluß der Ersteren und durch den Genuß des spirituösen Getränks in diese Aufregung versetzt worden waren. Adam kannte Viele von ihnen als Personen, die in ihrem gewöhnlichen Zustande und im gewöhnlichen Leben stille, friedliche und vernünftigen Ermahnungen zugängliche Leute waren, auch sonst gesunde Ansichten hatten. Er erkannte bald, daß die Aufregung in der Weise, wie sie jetzt unter den Versammelten herrschte, nur eine künstliche war, hervorgerufen von Einigen, die sich besondere Vortheile von dem Unheile, das bei Ausführung des Planes entstehen mußte, versprachen, oder gar von der schlechtesten Gesinnung, der Absicht des Raubes und der Plünderung, geleitet wurden. Es lag dies am Tage, da die Hauptschreier dem Stande der Weber gar nicht angehörten und Personen waren, deren häusliche und Familienverhältnisse und deren Verhalten im gesellschaftlichen Leben nicht eben geeignet waren, besonderes Vertrauen zu der Reinheit ihrer Gesinnungen zu erwecken. Durch all' das Drängen und Toben, das ihn umgab, suchte Meister Adam zu Worten zu kommen.

„Es wundert mich, Freunde und Brüder," rief er so laut und vernehmlich, als es ihm möglich war, „daß Ihr mir, der doch eben so wie Ihr unter der harten Bedrückung seufzt, da ich erst vorhin die schlimmste Erfahrung in dieser Beziehung gemacht habe, nichts von Eurem Vorhaben mitgetheilt. Ich hätte Euch gleich von vorn herein meine Meinung gesagt. Jetzt weiß ich nicht, ob Ihr sie hören wollt und gut aufnehmen werdet."

„Ja, laßt ihn reden!" hieß es, „der Adam hat immer eine vernünftige Ansicht gehabt."

„Wenn ich Euch meine Meinung sagen soll, so muß ich gerade herausreden, daß ich mit Dem, was ihr vorhabt, nicht einverstanden seyn kann."

Eine lebhafte Bewegung entstand unter den Anwesenden. Adam ließ sich aber nicht dadurch stören, und versuchte seine Stimme noch vernehmlicher erschallen zu lassen.

„Ueberlegt Ihr Euch die Sache recht, so werdet Ihr zu derselben Meinung kommen. Glaubt mir, Freunde und Berufsgenossen, auf diesem Wege erlangen wir nichts, oder nur für den Augenblick etwas. Wir befriedigen blos unsere Rache, deren ursprüngliches Gefühl zwar nicht unbegründet, deren Ausführung aber unchristlich und ungesetzlich ist. Doch davon will ich jetzt nicht reden; ich will Euch blos sagen, daß wir uns selbst den größten Schaden thun würden. Ihr habt Euch auf das Beispiel in Schlesien und an andern Orten bezogen. Diese haben sich nach Eurer Meinung selbst geholfen. Ja, sie haben die Fabriken zerstört und geplündert, haben die Fabrikanten mißhandelt, haben dann einige Tage in Saus und Braus gelebt. Aber was ist dann gekommen? Sie sind in noch größeres Elend gerathen. Sie hatten ihre Arbeitstätten zerstört und ihre Arbeitgeber vernichtet. Sie konnten nun selbst den kärglichen Lohn nicht empfangen, den sie früher unter Schmach und Bedrückung gehabt, wenn sie sich denselben nun auch wieder unterworfen hätten. Ihr habt gehört, wie Hungersnoth und Krankheit in jenen Gegenden gewüthet, und wie viele Opfer dieselben gefordert haben. Ich spreche zu Euch, wie es mir um's Herz ist. Und wir wollen Aehnliches ausführen? Bedenket die Folgen! Es wird uns eben so gehen, wie jenen Webern. Wenn wir die Fabriken zerstört, die Faktoren mißhandelt und vertrieben haben, was wird dann geschehen? Wird unser Zustand ein besserer seyn? Dreimal Nein! Als Empörer, Räuber, Plünderer werden wir betrachtet und in die Gefängnisse gesteckt werden, und was wird unterdessen aus unsern Familien? Leuten, die sich solche Gewaltthaten erlaubt haben, hilft Niemand, und wer wird uns später Arbeit geben? O, Ihr müßt es einsehen, Brüder, daß wir durch ein solches Beginnen nur noch größerem Elende entgegen gehen müssen. Es ist wahr, unsere Klagen sind gerecht, wir leiden himmelschreiendes Unrecht, aber sollen wir deshalb, weil wir Unrecht leiden, auch wieder solches thun? Als Christen müßt Ihr doch wissen, wie diese Frage zu beantworten ist. Ihr wißt auch, daß es eine höhere Gerechtigkeit und Vergeltung gibt und daß diese Hartherzigen, die uns jetzt drücken, ihrer Strafe nicht entgehen werden. Ihr wißt auch, daß von vielen redlichen Fabrikherren, besonders aber von unserer Regierung, alles Mögliche geschieht, um uns aus diesem Elende zu helfen. Wollen wir aber so dareinfallen, dann verderben wir mehr, als wir erwerben!"

Nach diesen Worten, die Adam mit lautem, festem Tone und in überzeugender Wärme aussprach, herrschte eine Zeit lang eine lautlose Stille in der Versammlung. Endlich brach ein Gemurmel los, das immer mehr anwuchs, und zuletzt wiederum zu einer Fluth von durcheinandertobenden Worten wurde. Aber am lautesten und zahlreichsten waren doch die Aeußerungen des Beifalls für Das, was Adam gesprochen. Es schienen viele von den Anwesenden dadurch aus ihrem Rausche aufgeweckt und nüchtern geworden zu seyn.

„Adam, Ihr habt Recht!" rief eine große Anzahl.

„Nein, nein," schrie ein kleinerer, aber um so wüthender gewordener Haufe dagegen. „Er hat Unrecht, er ist ein Freund der Schinder, er steckt mit ihnen unter einer Decke!"

Digitized by Google

„O gewiß," sagte Adam bitter lachend, und seine Hand ballte sich, „geht hinein in die Stadt und in meine Wohnung, da werdet Ihr mein Elend sehen. Eben erst, vor kaum einer Stunde, bin ich von Stürmer so mißhandelt worden, wie es noch Keinem von Euch gegangen ist, das könnt Ihr glauben!"

„Ach was, da würdest Du nicht so ein Narr seyn und nicht mitmachen, wenn es losgeht," riefen Jene spottend.

„Haltet mich für einen Narren," entgegnete Adam ruhig. „Mein Vorsatz dagegen ist, daß ich bei meinem Unglück wenigstens ein ehrlicher Mann bleiben und kein Schurke und Uebelthäter werden will!"

„Rache ist süß, Rache müssen wir haben!" schrieen die Böswilligen von neuem, und suchten die mahnenden und warnenden Zusprüche des Meisters zu übertäuben, mit denen er sich wieder an die Versammelten wandte. Aber der gute Funke hatte schon gezündet und der größte Theil wendete sich den Worten des redlichen Meisters Adam zu. Unverholen gaben sie ihm ihren Dank zu erkennen, daß er sie aus ihrer Verblendung, in die sie die Aufstachelung einiger Bösgesinnter und der Genuß des Getränks versetzt, zur wahren Anschauung der Sachen geführt, und erschracken vor den Folgen, die ihr unvorsichtiges Handeln hätte mit sich bringen können.

Kurz gesagt, die Folge von der Dazwischenkunft Adams bei der Versammlung war, daß sich zwei Parteien bildeten, von denen sich die bei weitem größere von der Verschwörung gegen die Fabrikbesitzer und Faktoren im Städtchen lossagte und gleichzeitig der andern die ernstliche Aufforderung stellte, ebenfalls zur Ruhe zurückzukehren, außerdem sie ein ernstes Entgegentreten zu erwarten habe. Scheinbar gaben die Mitglieder der Letzteren dieser Aufforderung nach, indem Einige unter höhnischem Lachen bemerkten, daß sie allerdings nichts dawider haben könnten, wenn die Schaafe fernerhin sich freiwillig das Fell über die Ohren ziehen lassen wollten, und daß sie der Mehrzahl weichen müßten. Wer aber die heimlichen Blicke gesehen hätte, die sie untereinander austauschten, der mußte wohl überzeugt seyn, daß sie dennoch wahrscheinlich Alles aufbieten würden, um ihren verworfenen Plan zur Ausführung zu bringen. Unter leisen Drohungen und Flüchen — denn laut durften sie dieselben vor der Mehrzahl der Bekehrten nicht werden lassen, — verließen sie die Schenkwirthschaft.

„Der rothe Hahn muß heute noch über die Stadt leuchten," rief noch eine Stimme aus dem abziehenden Haufen, welche Bemerkung jedoch nicht so laut geschah, daß sie von den in dem Lokale Zurückbleibenden gehört werden konnte.

Meister Adam bemühte sich nun, die Bekehrten noch mehr in die Schranken der Gesetzlichkeit und ihrer Pflichten und Rechte zurückzuführen, was ihm auch vollkommen gelang. Anstatt des vorherigen tumultuarischen Durcheinanderredens fand nun eine ruhige und besonnene Besprechung statt, deren Resultat, in Verbindung mit den von anderer Seite her in naher Aussicht stehenden Maßregeln gegen das unselige Truckſystem einen günstigen Erfolg versprach.

(Fortsetzung folgt.)

Nur keinen Stein!

Werft keinen Stein auf Jene, die gefallen,
Der Mensch ist schwach, Versuchung über Allen;
Vielleicht hat Euch nichts mit der Welt entzweiet,
Vielleicht das Glück nur Euch vom Fall befreiet —
Nur keinen Stein!

Habt denn auch Ihr in ruhelosen Stunden
Der Kränkung Qual, des Manzels Pein empfunden;
Empfandet Ihr bei leicht bewegtem Blute
Der Willkür Druck, den Hohn vom Uebermuthe —
Nur keinen Stein!

Kennt Ihr der Meinung magische Gewalten,
Durch keine Macht im Sturme aufzuhalten,
Die Den, der nicht zum Opfer sie kann bringen,
Daß er ihr Opfer werde, weiß zu zwingen —
Nur keinen Stein!

Ihr seht die That, doch auch des Thäters Schmerzen?
Habt Ihr gelesen auch in seinem Herzen?
Er fiel — allein er hat wohl auch gestritten;
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten —
Nur keinen Stein!

Und müßt mit Abscheu wenden Ihr die Blicke,
So wendet sie zu Besseren zurücke;
Kann nicht durch Euch ein kaltes Herz erwarmen,
So gebt es auf, ja nehmt ihm selbst Erbarmen —
Nur keinen Stein!

Der Stein, den Ihr geschleudert auf den Sünder,
Er fällt auf Euch, vielleicht auf Eure Kinder,
Man frägt Euch vor des höchsten Thrones Stufen:
Wer hat zu And'rer Richter Euch berufen? —
Nur keinen Stein!

Als reuerfüllt, mit flehender Geberde,
Das Weib gekniet vor dem Herrn der Erde,
Und als der Herr, sie All' betrachtend, fragte:
Wer wirft zuerst? — Wer war es, der es wagte? —
Nur keinen Stein!

Deinhardstein.

Aus A. Freiherrn von Holzschuher's gekrönter Preisschrift.

Die A. A. Ztg. widmet dieser Preisschrift über die materielle Noth der untern Volksklassen, ihre Ursachen und Mittel zur Abhülfe, eine ausführliche Besprechung und Beleuchtung, welcher wir die nachstehenden Stellen entnehmen:

Zu den Ursachen des Nothstandes der unteren Volksklassen übergehend, nennt der Verfasser zuerst Ungunst des Klima's, Unfruchtbarkeit des Bodens, Holzmangel, kurz die in gegebenen Naturverhältnissen liegenden Hindernisse des Wohlstandes, welche gewöhnlich schwer zu überwinden sind, in einzelnen Fällen aber gleichwohl vollständig überwunden werden, zumal durch Förderung eines geeigneten Gewerbebetriebs. In zweiter Reihe folgen die in der Verfassung des Staats und der Gesellschaft liegenden Ursachen des Nothstandes. Uebermäßige Anhäufung des Reichthums in wenigen Händen, Auflösung oder Lockerung der religiösen und sittlichen Bande, welche die einzelnen Klassen der Gesellschaft über die Vermögensunterschiede hinweg an einander knüpfen, überhaupt Mangel einer natürlichen Gliederung der Gesellschaft, werden hier von Hrn. v. Holzschuher mit besonderm Nachdruck hervorgehoben. Gleichwohl ist derselbe weit entfernt von dem Gedanken an die Wiederherstellung von Einrichtungen, welche sich überlebt haben, und namentlich von dem Gedanken, die alte Stände-Eintheilung wieder einzuführen, welche aus der Wirklichkeit verschwunden war, lange bevor das Gesetz sie aufgab. Eine den Bedürfnissen der

Digitized by Google

Gegenwart entsprechende Gliederung der Gesellschaft kann — wie der Verfasser sehr richtig bemerkt — nur aus dem Princip der freien Association hervorgehen.

Als Hauptquell des wachsenden Elends des großen Haufens aber gilt dem Verfasser der industrielle Geist des Jahrhunderts, welcher, lediglich auf Gelderwerb gerichtet, alle Klassen der Gesellschaft zum Kampf um den Besitz auf Leben und Tod gegen einander hetzt — ein Kampf, in welchem der Schwächere, das heißt der Aermere, nothwendigerweise unterliegt. Die Habsucht, der Heißhunger des Erwerbs — wer wollte ihr Daseyn leugnen, wer wollte ihre verderblichen Folgen bezweifeln! Aber gerade gegen dieses Uebel ist die Abhülfe am schwersten, und in der Gesetzgebung würde man die Mittel derselben ganz vergebens suchen. Auch die Mittel, welche unser Verfasser andeutet, scheinen uns von ziemlich zweifelhafter Wirksamkeit. Vollkommen richtig ist es, daß auf dem fraglichen Gebiete nur aus dem Innern der Gesellschaft heraus gebessert und umgestaltet werden kann; allein keine Erziehung, keine Bildung, keine Humanität wird die Menschen jemals davon abbringen, den Gelderwerb als eine ihrer wichtigsten Lebensaufgaben zu verfolgen, so lange das Geld die Bedingung der Erziehung, der Bildung, der persönlichen Unabhängigkeit, der Gesundheit ꝛc. ist, gar nicht zu reden von den bloßen Genüssen und von den unerlaubten Zwecken der Selbstsucht, die sich mit Geld erreichen lassen. Der Verfasser selbst gesteht stillschweigend ein, daß er kein Heilmittel gegen die Geldgier des Jahrhunderts kennt, indem er die Auffindung eines edleren Werthmessers als des Metalls der Zukunft anheimstellt.

Die Staatsverfassung trägt endlich die Mitschuld für die zunehmende Verarmung des großen Haufens, indem sie übermäßige Anforderungen an die Finanzkräfte des Volkes macht. Damit in diesem Punkte geholfen werde, verlangt der Verfasser, daß der Staat aufhöre, den Geschäftskreis seiner Verwaltung über solche Gebiete auszustrecken, welche füglich der Gemeinde- oder der Privatthätigkeit überlassen werden können. Auf diese Weise wird es möglich, das von Jahr zu Jahr wachsende und dennoch für die fortwährend steigende Fluth der Geschäfte ungenügende Beamtenheer zu verringern, beträchtliche Ersparnisse zu erzielen und zugleich den Geschäftsgang nicht bloß zu beschleunigen, sondern auch sicherer zu machen.

Was die Auswanderung betrifft, so führt sie vorzugsweise die fleißigen und bemittelten Familien aus dem Lande, mit denen der Staat Arbeitskraft und Kapital zugleich verliert, und wir, für unsere Person, waren deßhalb von jeher der von Hrn. v. Holzschuher ausgesprochenen Meinung: daß der Staat seine guten Bürger nicht nur zum Auswandern nicht aufmuntern, sondern sie sogar mit allen rechtmäßigen Mitteln davon abzuhalten suchen sollte. Die Auswanderung ist ein zu unorganischer Prozeß, als daß sie eine Lösung der Frage vom Proletariat enthalten könnte. Wie, wenn die überseeischen Länder sich heute oder morgen gegen Europa absperren, wie ein deutscher Staat gegen den andern? Und ist denn wirklich Uebervölkerung bei uns vorhanden und die Quelle des Proletariats? Wir haben allerlei gute Gründe, das zu bezweifeln. Von Uebervölkerung kann nur da die Rede seyn, wo der Boden nicht so viel Nahrungsmittel hervorbringt, als der Unterhalt der gesammten Einwohnerschaft verlangt. Deutschland ist nicht in diesem Fall, es bringt im Gegentheil noch einen beträchtlichen Ueberschuß von Früchten hervor, welchen es den Nachbarn abgeben kann. Die Ernährung der ganzen Volksmenge ist also lediglich eine Sache der richtigen Vertheilung eines vorhandenen Stoffs und diese richtige Vertheilung ihrerseits ist bedingt durch eine Einrichtung, welche Jedermann in den Stand setzt, seinen Antheil zu verdienen. Die Arbeitskräfte sind vorhanden, das Bedürfniß der Arbeit nicht minder, und es kommt also nur darauf an, beide in das rechte Verhältniß zu einander zu bringen. Das ist das von dem Unverstand verspottete Problem der Organisation der Arbeit, dessen Lösung die ganze Civilisation der Zukunft bedingt. So lange das Wort dieses Räthsels nicht gefunden ist, sitzt Europa auf einer Pulvertonne, deren Explosion alle Kulturerrungenschaften der letzten anderthalb Jahrtausende in die Luft sprengen würde. Also wachet und suchet!

Mannichfaltigkeiten.

Man schreibt uns aus Magdeburg vom 14. Februar: Ein tragisches Ereigniß setzte heute Morgens die ganze Stadt in Bestürzung. Die zwanzigjährige hübsche Tochter der verwittweten Besitzerin eines der ersten hiesigen Hotels hatte ein von Niemandem, auch von den nächsten Verwandten nicht, gekanntes Liebesverhältniß mit einem jungen Artillerie-Unteroffizier der hiesigen Garnison angeknüpft. Es ist keine Aussicht vorhanden, daß Hymens Bande je das Verhältniß krönen. Da geht gestern Nachmittags das junge Mädchen in einen Waffenladen, kauft unter Scherz und Lachen ein Paar Pistolen, und als der Geliebte am Abend wie gewöhnlich ins Haus kommt, schleicht sie sich gegen Mitternacht mit ihm in den Vorsaal zu ihrem Schlafzimmer. Dort fallen kurz nachher zwei Schüsse fast gleichzeitig; man stürzt herbei und findet beide in ihrem Blute schwimmend. Der junge Mann, dem die Kugel das Herz in der Mitte durchbohrt hatte, war auf der Stelle todt geblieben; das Mädchen, gleichfalls tödtlich in die Brust getroffen, lebte noch eine halbe Stunde und starb dann unter unsäglichen Schmerzen. Ob Einer den Andern, ob Jeder sich selber erschossen, kann Niemand sagen. Verwandte und Bekannte der beiden Liebenden sind um so mehr durch das Ereigniß überrascht worden, als Letztere die Zeit unmittelbar vorher in der anscheinend allerheitersten Laune im geselligen Kreise, der sich gewöhnlich Abends in jenem Hotel zu versammeln pflegt, zubrachten.

(Berlin.) Auf dem Appellationsgericht wurde vor Kurzem ein Riesen-Betrugsprozeß in zweiter Instanz gegen einen Feldmesser aus Neu-Ruppin entschieden, welcher seit Jahren ein Gewerbe daraus gemacht hatte, unerfahrenen Landleuten durch hinterlistige und betrügliche Kontrakte die Landgüter abzuschwindeln. Es lagen 22 solcher Fälle vor. Der Gesammtwerth der erschwindelten Grundstücke betrug 642,000 Thlr. Die Verhandlung hatte beim Kreisgericht zu Ruppin 4 Tage und 4 Nächte gedauert. Der Staatsanwalt hatte 146,854 Thlr. Geldbuße oder 15 Jahre Zuchthaus beantragt, der erste Richter hatte auf 93,000 Thlr. Strafe oder $10\frac{1}{2}$ Jahre Zuchthaus erkannt. Das Appellationsgericht setzte nach einer 11stündigen Verhandlung die Strafe auf 61,900 Thlr. oder $8\frac{1}{4}$ Jahr Zuchthaus herab.

(Naturmerkwürdigkeit.) Einige Stunden von Tours, an der Loire, wiederholt sich alljährlich und seit unfürdenklichen Zeiten eine merkwürdige Naturerscheinung, über welche die Wissenschaft noch keine genügende Erklärung zu geben vermochte. Dieses Phänomen, das man noch wenig kennt, ist das Blühen eines Schwarzdornstrauches (prunus spinosa), unter dem Namen Schlehendorn noch besser bekannt, mitten in der Strenge des Winters. — Wir haben, schreibt das „Journal d'Indre und Loire", uns von dieser Naturmerkwürdigkeit mit eigenen Augen überzeugt, und wir können es öffentlich bestätigen, ohne Besorgniß, Lügen gestraft zu werden. Wir haben von diesen wunderbaren Blüthen gepflückt und können uns auf das Zeugniß von Tausenden berufen, welche alljährlich gegen das Ende Decembers dieses Wunder sich erneuern sehen. Es ist demnach eine unbestreitbare Thatsache. Dieser merkwürdige Strauch befindet sich

Digitized by Google

zu St. Patrice, nahe bei dem Schlosse Rochecotte, an dem Abhange eines Hügels. Die Circulation der Säfte, welche zu dieser Jahrszeit stillstehen sollte, zeigt sich auf eine bemerkliche Weise. Die durch diesen Wintersaft ganz durchfeuchtete Rinde löst sich leicht von dem Holze; die Knospen schwellen an, die Blüthen brechen aus wie im April und bedecken die Zweige mit einem wohlriechenden Schnee; einige Blättchen versuchen schüchtern, ihr zartes Grün dem eisigen Nordostwinde auszusetzen. Den Blüthen folgen die Früchte, und in den ersten Tagen des Januars erblickt man mitten in den verwelkten und farblosen Petalen am Ende eines langen Fruchtstieles eine kleine Beere, welche sich bald runzelt und verdorrt. B

(Statistik der Sterblichkeit in England.) Man liest in der „Union medicale": Die mittlere Sterblichkeit in England ist gegenwärtig 350,000 Seelen, die von London 47,000 Seelen jährlich. Die Bevölkerung von England und Wallis beträgt ungefähr 16 Millionen, die von London 1,900,000, dies gibt eine durchschnittliche Sterblichkeit für die Hauptstadt von 1 auf 40 und für den übrigen Theil des Landes von 1 auf 45. Es ist daher eine Verminderung in der Zahl der Todesfälle eingetreten, denn im Jahr 1700 starben von 25 Einwohnern 1. Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts betrug die jährliche Zahl der Todesfälle 1 auf 20. Seit diesem Zeitraum verminderte sich die Sterblichkeit in England fortwährend; im Jahr 1801 belief sie sich auf 1 von 31 Einwohnern; 1811 auf 1 von 38; 1845 auf 1 von 45, so daß während achtzig Jahren die Todesfälle sich in London beinahe um die Hälfte vermindert haben. In Paris war sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 1 auf 25, gegenwärtig 1 auf 32. In Rom stirbt jährlich 1 Einwohner auf 25; im Amsterdam 1 auf 24, und in Wien 1 auf 22. In London und dem übrigen England ist die Sterblichkeit während des Sommers am geringsten. Sie wird stärker im Frühjahre, dann im Herbste, und ist am stärksten im Winter, doch ist der Unterschied zwischen diesen verschiedenen Jahreszeiten nicht besonders hervorstechend. B.

Die toskanische Regierung soll den größten und werthvollsten Theil der Manuscripte der Biblioteca Rinucciniana, unter welcher sich Werke von Machiavelli, Varchi, Borghini, Poliziano ꝛc. befanden, für 32,000 Lire verkauft haben.

Nach der Petersburgischen Handelszeitung haben die Goldbergwerke im Ural in den ersten sechs Monaten des letzten Jahres einen Ertrag von nahe an 4 Millionen Rthlr. (14,490,000 Fr.) geliefert. Die sibirischen Goldbergwerke (60 an der Zahl) haben in derselben Epoche eine noch viel größere Ausbeute, nämlich beinahe 7 Millionen Rthlr. (431 Puds) abgeworfen.

Korrespondenz.

Offenbach, 10. Febr.

Am 12. Dezember 1849 schickte die deutsch-katholische Gemeinde dahier Folgendes an die großh. Regierungs-Commission zu Darmstadt:

„. . . Eine unter dem 13. Oct. 1845 erlassene Verfügung des großh. hessischen Ministeriums des Innern erlaubte den Deutschkatholiken die Abhaltung eines Gottesdienstes „nur in dem Gebäude, welches sie für diesen Zweck bestimmt haben." Obgleich wir nun so glücklich waren, einen geeigneten Raum für die Abhaltung unserer gottesdienstlichen Versammlungen zu finden, so geboten uns doch die obwaltenden Verhältnisse, dabei uns nicht zufrieden zu geben. Wir wandten uns deshalb an unsere protestantischen Brüder, und baten um den Mitgebrauch ihrer Kirchen. Sie mußten unsere Bitte abschlagen, weil sie an deren Gewährung durch eine Verfügung großh. Oberconsistoriums gehindert waren. Es bleibt uns nun nichts anders übrig, als an den Bau eines eigenen Gotteshauses zu denken. Unterm 8. Juni 1846 wurde die Ausführung des Bauplans durch großh. Kreisrath genehmigt, und am 31. August 1846 der Grundstein zu dem Gebäude gelegt. Dasselbe steht nun bereits schon unter Dach, kann aber, trotz aller Anstrengungen, von unserer Seite nicht vollendet werden. Unterm 10. März 1848 ist uns nun zwar die hiesige, vormals lutherische, nun Stadtkirche zum Mitgebrauch übergeben worden, aber nur „zur Vollendung unseres Bethauses", und dieses selbst leidet in seinem gegenwärtigen Zustand immer mehr Schaden. Um die Vollendung unseres Bethauses zu ermöglichen, haben wir uns entschlossen, eine allgemeine öffentliche Sammlung zu diesem Zwecke zu veranstalten, und bitten dazu großh. Regierungscommission um die erforderliche Erlaubniß. Nur unverschuldete Noth zwang uns zum Bauen, und wir glauben darum der Gewährung unserer Bitte mit Zuversicht entgegensehen zu dürfen. — —"

Am 17. Jan. 1850 nun erhielt die Gemeinde eine Antwort von großh. Regierungscommission in der Mittheilung folgender Entscheidung großh. Ministeriums: „Auf Ihren Bericht vom 18. Dez. v. J. erwiedern wir Ihnen, unter Rücksichtnahme der Anlage desselben, daß den nicht zu den bisher anerkannten christlichen Kirchen gehörigen Religionsgemeinschaften die Erhebung von Collekten für Gemeindezwecke um so weniger ertheilt werden kann, als der Staat von der inneren Einrichtung dieser religiösen Gesellschaften nur in soweit Kenntniß nimmt, als das Interesse des Staates dieses nöthig macht, namentlich aber die ökonomischen Angelegenheiten den Gemeinden ganz überlassen bleiben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Aufforderung und Sammlung von Beiträgen in anderer Form als durch Collekte nicht ausgeschlossen ist. Sie wollen hiernach die Bittsteller bedeuten. Jaup. v. Lehmann." — Dagegen sagt ein Gesetz vom 2. August 1848: „Um den Grundsatz der Gewissensfreiheit vollständig durchzuführen, haben Wir, mit Zustimmung Unserer getreuen Stände, verordnet und verordnen hiermit, wir folgt: Art. 1. Jedem Einwohner des Großherzogthums steht die freie und öffentliche Ausübung seines religiösen Cultus zu. Unter dem Vorwand der Religion dürfen jedoch weder die Gesetze des Staates oder der Sittlichkeit übertreten, noch Andere in ihren politischen, bürgerlichen oder religiösen Rechten beeinträchtigt werden. Art. 2. Die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses hat keine Verschiedenheit in den politischen oder bürgerlichen Rechten zur Folge. Jede Unfähigkeit oder Beschränkung hinsichtlich der Ausübung von politischen oder bürgerlichen Rechten und Rechtshandlungen, welche bisher als Folge der Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses bestanden hat, ist aufgehoben. Art. 3. Die Bestimmungen dieses Gesetzes genießen den Schutz der Verfassung. Urkundlich ꝛc. Ludwig. Jaup." — Wer es fassen kann, der fasse es!"

Frankfurt, 19. Febr.

Das heute, Dienstag, den 19. d., vom hiesigen Liederkranze stattfindende Konzert zum Besten der durch Ueberschwemmung Verunglückten am Rhein bietet folgendes Programm: Erste Abtheilung. 1) Der Gesang, Chor von Maurer. 2) Vortrag von Hrn. Breuer. 3) Wer tief gerührt bei fremden Leiden u. s. w., Lied mit Chor, von Scheible. 4) Solo für die Flöte, vorgetragen von Hrn. Mohr. 5) Introduction aus der Oper Faniska, Solo und Chor, von Cherubini. Zweite Abtheilung. 1) Aufruf zum Gesang, Chor von Spamer. 2) Die Advokaten, komisches Terzett (in Costüme), von F. Schubert. 3) Humoristischer Vortrag, von C. Wolff. 4) Duett aus dem „Sängerkamrf auf der Schnackenburg" (in Costüme), componirt von W Speyer. 5) Komisches Quodlibet, Chor mit Solo, von Kunz. 5) Die Automaten, komisches Sextett (in Costüme). Eintrittspreis: 1 fl. Mehrbeträge werden dankend angenommen. Billets sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André auf der Zeil, Hans Mozart, und Abends an der Kasse (im Saale des Weidenbusches) zu haben. Anfang 7. Der Eingang ist nur von der Töpfergasse aus.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. Febr. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Mittwoch, 20. Febr. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroisch-komisch-burlesker Lustspiel in 2 Abth. (Gastrolle) Lieschen: Fräul. Daun, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 44. Mittwoch, den 20. Februar 1850.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

Als sich die Gesellschaft trennte, wurde dem wackern Meister Adam mancher warme Händedruck zu Theil, der deutlicher als Worte sagte, daß man ihm die Bewahrung vor einer großen Verirrung danke, und Mancher rief dem Meister beim Abschiednehmen noch voller Rührung zu: „Adam, das werde ich Dir nie vergessen!“ Adam aber fühlte sich in diesen Augenblicken so glücklich, wie noch nie.

Er war seit einiger Zeit durch seinen natürlichen Scharfsinn hinter das schändliche Spiel gekommen, was der Faktor Stürmer in Gemeinschaft mit seinem Schwager Brünning zur noch größeren Bedrückung der armen Lohnweber trieb. Die Leser werden dasselbe schon aus der Unterhaltung der beiden saubern Verwandten durchschaut haben, und es wird daher nicht nöthig seyn, es hier besonders zu beschreiben. Adam fühlte die tiefste Empörung hierüber, und er hatte sich schon oft vorgenommen, dem Faktor Stürmer Vorstellungen über dieses schändliche Spiel zu machen. Aber er hatte dieses immer unterlassen, nothgedrungen theils, weil von Stürmer seine Existenz abhing, und theils in der Hoffnung, daß bald ein anderer Zufall den Verräther der Schlechtigkeit des Faktors machen werde. Nach den Vorgängen des heutigen Tages jedoch glaubte Adam eine besondere Veranlassung zu haben, der Wucherseele des Faktors wenigstens eine Beschämung zu bereiten, und, wenn ihn auch nicht zu einem Aufgeben seines schändlichen Verfahrens zu bewegen, doch ihm die Gewißheit zu geben, daß man dasselbe durchschaut habe. Der heutige Abend, wie allemal der Abend nach einem Auslohnungstage, bot die Gelegenheit hiezu dar, und Adam weihte einige seiner nähern Bekannten in diesen unschuldigen Plan ein, und theilte ihnen das Nöthige über die Art und Weise der Ausführung desselben mit.

„So,“ schloß er, „geben wir ihm eine Lehre, die doch vielleicht nicht spurlos an ihm vorübergeht, die uns selbst aber von einer Seite keinen Schaden bringen kann, da sie ganz wie eine Zufälligkeit aussehen wird, in die wir mit ihm verwickelt werden, wegen der er uns nichts anhaben kann, und deshalb auch nicht die Arbeit entziehen wird.“

„Nun siehst Du, Frau, mein Ausgang ist mir nicht ohne Nutzen gewesen,“ sprach Meister Adam, als er nach den geschilderten Vorgängen in seine Wohnung trat, und sein Gesicht drückte dabei die größte Zufriedenheit aus. „Zwar bring' ich im Augenblicke noch keine Hülfe, und wir müssen schon sehen, daß wir diese Waaren hier gegen Verlust an den Mann bringen, weshalb ich mich auch gleich umthun will; aber so Gott seinen Segen gibt, wird es bald besser werden.“

Frau Christiane war herzensfroh, daß sie ihren Mann in einer so ruhigen, heiteren Stimmung wieder sah, und bemerkte ihm nur, was sie bei seinen vorherigen Zornesausbrüchen nicht gewagt hatte, daß sie sich auch gar nicht habe erklären können, warum er diesmal so außer sich gerathen, da ihn Herr Stürmer doch stets in dieser Weise bezahlt habe, und sie sich gewöhnlich in dem Falle, wie heute, befunden hätten.

„Ja, Frauchen, der Mensch ist manchmal so,“ antwortete Adam aufgeräumt. „Ich hatte diesmal zu bestimmt auf eine Baarzahlung gerechnet; und übrigens muß es mir in den Gliedern gelegen haben, daß heute etwas ganz Absonderliches passiren würde . . . .“

„Was meinst Du denn damit?“ fragte Frau Christiane neugierig.

„Laß das nur, Du wirst es schon erfahren,“ erwiederte Adam.

Die Frau schwieg zwar, weil sie wußte, daß es ihr nicht gelingen werde, etwas Weiteres von ihrem Manne zu erforschen, aber sie spann sich das von ihm Hingeworfene nach verschiedenen Seiten aus und hatte darüber keine Ruhe, zumal sie merkte, daß Adam ungewöhnlich aufgeregt war.

Adam lud jetzt die Waaren auf und ging, um dafür baares Geld zu erlangen zu suchen. Unwillkürlich wurde er bei diesem bitteren Geschäfte wieder trübe und ärgerlich gestimmt. Absichtlich wendete er sich an Herrn Brünning, der sich darüber höchlich verwunderte, da es Adam bisher immer vermieden hatte.

Brünning suchte ein Gespräch mit dem Meister anzuknüpfen, aber Adam war kurz und einsylbig.

„Drücken Sie mich nicht zu sehr,“ sprach er zu dem Kaufmann.

„Bester Mann,“ nahm Brünning, sich die Hände reibend, das Wort, „Sie wissen, daß ich gebe, was ich als ehrlicher Mann geben kann. —“

„Ja, ja!“ sagte Adam mit zweifelhaftem Tone.

„Und Sie müssen bedenken, daß ich der Einzige bin, der Ihnen den Gefallen thut, die Waare abzunehmen. Was wollten Sie außerdem mit den Sachen anfangen? Es ist freilich zu bedauern, daß die Herren Faktoren in dieser Weise bezahlen, aber sie können auch nicht anders, das Geld ist rar.“

Es war ein wahres Lumpengeld, was Herr Brünning, nachdem er die Waaren gewogen und dem Meister den Preis vorgerechnet hatte, hinzählte. Adam strich es schweigend ein und empfahl sich, indem ein bitteres Lächeln über seine Züge glitt und sein Mund einen etwas höhnisch klingenden, schönen Dank für die gehabte Gefälligkeit an den scheinheiligen Patron richtete.

„Der Schwager kann heute zufrieden seyn,“ sprach Brünning, nachdem Adam ihn verlassen, und rieb sich abermals vergnügt die Hände.

Digitized by Google

Die achte Abendstunde war vorüber und auf den Gassen war es bereits still und sehr dunkel, kalt und stürmisch dazu; Mond und Sterne leuchteten nicht, und auch durch die Fenster der Häuser konnte kein Lichtstrahl auf die Gassen fallen, da die ersteren durch Läden verschlossen waren. Eine einzige Laterne wandelte auf der Gasse, sie kam aus Brünnings Haus, und Brünning war es auch, der sie trug. Er hatte sich wegen der Kälte gut eingehüllt und schlich dem Stürmer'schen Hause zu. Nachdem er die Hausglocke gezogen, öffnete sich bald die Thüre, und der junge Mann mit dem verdrießlichen Gesicht, den wir am Vormittage mit Herrn Stürmer beschäftigt gesehen, erschien in derselben, ebenfalls mit einer Laterne bewaffnet und gut vermummt.

„Sind Sie so weit, daß wir kommen können?" fragte er Brünning.

„Ja, liebster Herr Fischer, der ganze Kram ist eingepackt," entgegnete Jener. „Es ist diesmal eine verteufelte Masse, wir werden zu schleppen haben."

„Der Prinzipal geht mit!"

„Ja, ich weiß schon, das ist seine Freude."

Brünning setzte einstweilen seine Laterne im Hause ab und rieb sich die Hände, während der junge Mann ging, um Herrn Stürmer zu rufen. Der Faktor kam und war auch eben so verwahrt, daß man ihn nicht gleich erkennen konnte.

„Guten Abend, Schwager!" rief er Brünning zu. „Na, da wollen wir mein Eigenthum wieder aus Deinem Hause holen. Wir wollen nicht lange säumen, es ist ein miserables Wetter; nachher können wir uns ein Gütchen bei mir thun. Ihre Laterne, Herr Fischer, lassen Sie nur im Hause, wir haben an einer genug."

Die drei Männer gingen und verschwanden im Hause Brünnings, ohne daß sie bemerkt hatten, wie in einiger Entfernung hinter ihnen sich einige Gestalten bewegten. Bald erschienen sie wieder auf der Gasse, Brünning und Fischer trugen ziemlich schwer an mehreren Paketen und Stürmer hielt die Laterne.

(Fortsetzung folgt.)

Das Haupt der heiligen Anna.

Wer kennt nicht die gewerbreiche Stadt Düren am Roerflüßchen in Rheinpreußen? Neben der Gewerbthätigkeit besitzt die Stadt noch einen zweiten großen Schatz, der in ihrer Hauptpfarrkirche aufbewahrt wird, dem bis in die neueste Zeit Pilger zuziehen, reiche Opfer und Spenden zufallen, dem ehedem so reiche Geschenke gemacht wurden, daß die Stadt nach ihrer Zerstörung durch Karl V. allein den großartigen Bau ihrer Kirche daraus bestreiten konnte. Dieser Schatz besteht in dem Haupte der heiligen Anna, der Großmutter unseres Heilandes.

Die Art und Weise, wie das seltene Kleinod nach Düren gelangte, ist für die Zeit bezeichnend, liefert ein unblutiges und ziemlich unschuldiges Einschiebsel zu der Geschichte jener wildbewegten, grauenvollen Tage.

Die ursprüngliche fromme Besitzerin und Trägerin des Hauptes, die heilige Anna selber, soll in Jerusalem gestorben, im Garten Gethsemani begraben worden seyn. Nach einigen Forschern in der Geschichte der Heiligen sollen nun die Gebeine schon durch die gläubige Kaiserin Helena erhoben worden seyn; nach Andern wurden sie erst später durch fromme Mönche vom Berge Karmel ausgegraben und nach Konstantinopel gebracht. Die Sage berichtet ferner: daß ein großer Theil der Gebeine von dort nach der Stadt Apta Julia in Gallien gegangen und in der Domkirche aufgestellt worden sey. Das dazu gehörige Haupt wäre aber erst später durch den Grafen Ludwig von Karmot (im Jahre 1154) derselben Domkirche geschenkt worden. Nach dieser Zeit ward das heilige Haupt, ob durch Frevel oder nicht, ist ungewiß, zertheilt und dann durch fromme reisende Spendensammler in den Landen umhergeführt. Durch einen dieser Abenteurer, Theobald geheißen, soll der Theil des Hirnschädels, welcher heutzutage St. Anna's Haupt genannt wird, nach Mainz gekommen seyn. Die gläubigen Bürger dieser alten Stadt scheuten keine Opfer, das seltene Rüstzeug an sich zu bringen, und stellten, als ihnen der Erwerb gelungen war, im Jahre 1212 das Heiligthum in der Stiftskirche des h. Stephanus auf, wo es bis zum Jahre 1501 die Herzen aller Mainzer erfreute.

Ein Steinmetze aus Kornelimünster, bei Aachen, welcher in genanntem Jahre in Mainz beschäftiget war und in der Stephanskirche arbeiten sollte, fand zufällig den Kasten, in welchem das Heiligthum verschlossen zu seyn pflegte, offen stehen. Die Gelegenheit machte den Mann zu einem Diebe, wenn auch zu einem ziemlich unzurechnungsfähigen. Leonhard, so hieß der Steinmetze, brachte nach gethaner Arbeit die Hirnschale unter seinem Gewande unter, nachdem er alle Kleinodien, welche sie geschmückt hatten, abgelöst und in dem Kasten zurückgelassen, und reiste dann, Mainz plötzlich verlassend, seiner Heimath zu. Ein Dieb von etwas mehr Schalkheit würde sicherlich die leere Stelle mit einem anderen Schädelknochen gefüllt, das heilige Rüstzeug, wie es in unsern Tagen öfter geschehen, doppelt in die Welt gesetzt haben.

Leonhards Mutter, nicht allein eine fromme, sondern auch rechtliche Frau, warf dem Sohne, als er mit dem Heiligthume anlangte, seinen Frevel auf das eindringlichste vor, und vermochte ihn, durch ihre Rede, sich aufzumachen, das Heiligthum wieder an die alte Stätte zu bringen. Da der junge Mann sich die weite Reise sparen wollte, sich auch wohl nicht getrauen mochte, in Mainz sein Schuldbekenntniß abzulegen, ging er nach dem benachbarten Kloster Schwarzenbroich, um das entwendete Gut durch dessen Mönche rückerstatten zu lassen. Die Mönche von Schwarzenbroich verlachten aber den Schädelknochen, wiesen den reuigen Sünder zurück, den sie wohl angenommen haben würden, wenn er ihnen ein Orthof Niersteiner gebracht hätte. Leonhard zog daher bei fallender Nacht traurig weiter, schlief im Weiler Velden und ging des andern Tages nach Düren, die dortigen heiligen Väter Franziskaner um den Liebesdienst der Vermittlung anzusprechen. Diese Väter waren entweder dümmer, oder viel pfiffiger als die Prämonstratenser von Schwarzenbroich und nahmen den heiligen Schädel in Beschlag.

Es dauerte darauf nicht lange, bis daß ein Gerücht gen Mainz gedrungen: bei den Franziskanern in Düren läg' der Hirnschädel der heiligen Anna. Berthold, damaliger Erzbischof von Mainz, hätte durch einen andern Schädel leicht das Gerücht beseitigen können. Er mag aber gedacht haben: daß das werthlos gewordene Heiligthum durch das bestandene Abenteuer neues Aufsehen erwecken, neue Gewinnste der Kirche einbringen könne, und sendete deßhalb zwei Abgeordnete nach der Stadt, um das Heiligthum zurückzufordern und einzuholen. Diese Gesandten, der Priester Hurd und ein nichtgenannter Karthäuser-Laienbruder, gelangten glücklich an das Ziel ihrer Reise, empfingen den heiligen Raub aus den Händen der Franziskaner, und kehrten dann in der Herberge zum Stören auf dem Dürener Marktplatze ein, um sich nach den gethanen Schritten für die noch bevorstehenden gehörig zu stärken. Unterdessen daß die fromme Gesandtschaft sich gütlich that, lief ein Gerücht durch die gute Stadt Düren: das Haupt der heiligen Mutter Anna, welches die Vaterstadt durch besondere Fügung des Himmels heimgesucht habe, solle derselben schändlicherweise durch zwei Fremdlinge ent-

Digitized by Google

führt werden. Besonders die Frauen ließen sich durch diese Nachricht schnell aus dem Kreise ihrer Häuslichkeit reißen, versammelten sich in hellen Haufen zu einer stürmischen Berathung. Sie beschworen, das Heiligthum der Stadt zu bewahren, was es auch kosten möge und Den, der dessen Entführung zu unternehmen wage, auf das Schrecklichste zu bestrafen. Die Kampfgenossenschaft wählte sich rasch eine Anführerin in Frau Klara de Pera, einer Dame von spanischer Abkunft, und diese zog nun mit der heiligen Schaar rasch auf den Fuhrmann los, der vor dem Gasthofe hielt, um die geistlichen Herren mit dem Kleinode von dannen zu führen. Ein Regen von Steinen machte den sorglosen Kutscher aufmerksam. Als er die schrecklichen Drohungen zu sich hinüber hallen hörte, als er die Ofengabeln, Küchenmesser, Bratspieße und Hackmesser schwingen sah, ließ er den Rossen die Zügel schießen und machten sich durch das Thor auf und davon, ohne weiter zu forschen, was der Lärm eigentlich bedeute. Hierauf stürzten die begeisterten Frauen, durch den Sieg ermuthiget, von ihrer heldischen Hauptmännin geführt, in den Speisesaal des Stören und setzten die dort arglos speisenden Heiligthumswächter in nicht geringe Verlegenheit. Die Anrede der Frau Klara de Pera war so kräftig, von so viel spitzigen und schneidenden Gründen unterstützt, dazu blitzten die schönen Augen so blutdürstig, fluchten die milden Zungen so gräßlich, daß die beiden überraschten Männer sich glücklich schätzten, das Heiligthum eben abgeben, mit dem Leben davon kommen zu können. Sie eilten zitternd dem Kutscher nach und fuhren eilfertig nach Mainz zurück.

Ganz Düren wiederhallte nun vom Jubel des Sieges, vom Schrei der ausgelassensten Freude. Die Männer, jetzt auch begeistert, zogen hinter den Frauen her, welche das eroberte Kleinod auf das Rathhaus brachten. Es wurde dorten von der frommen Schaar drei Tage und drei Nächte hindurch unter fortwährendem Absingen heiliger Lieder bewacht. Die Hauptheldin hatte sich indessen an den hohen Rath der Stadt gewandt, daß dieser das heilige Haupt als Stadteigenthum erklären und für immer in Besitz nehmen möge. Sie fand diesen aber in tausend Aengsten, sah, daß hier nicht so leicht einzuschüchtern war, als gegenüber den Mainzer Herren!

(Schluß folgt.)

Dem Muthigen gehört die Welt.

Wann sich die Zeit will umgestalten
In neu verjüngter Lebenskraft,
Wann draußen Frühlingsstürme walten,
Parteienwuth und Leidenschaft:
Dann gilt es Kämpfe zu bestehen,
Es beauf't die Fluth, hoch angeschwellt,
Dann wird der Feigling untergehen:
Dem Muthigen gehört die Welt.

Du sollst für deinen Glauben streiten,
Wie And're vor dir es gethan,
Und als ein Bürger bess'rer Zeiten
Dem schönen Ziel vertrauend nah'n,
Selbst nicht verzagen, wann es dunkelt,
Wann sich umwölkt das Himmelszelt,
Wenn nur der Hoffnung Stern noch funkelt:
Dem Muthigen gehört die Welt.

Da, wo kein Kampf, ist auch kein Leben;
Nur aus der Kräfte Widerstreit
Kann sich der schöne Bau erheben
Der neuen langersehnten Zeit.

D'rum seh' ich's gerne, wenn ein Jeder
Sich seiner Fahne beigesellt;
Sey's mit dem Schwert, sey's mit der Feder:
Dem Muthigen gehört die Welt.

Die Menschheit ringt nach hellem Lichte,
Und Freiheit ist des Lichtes Kind;
Sie siegt, trotz blutige Gerichte,
Und ob die Feinde zahllos sind.
Sie wird das schöne Ziel erreichen,
Wie Manche auch im Kampfe fällt;
Das nächt'ge Dunkel wird entweichen!
Dem Muthigen gehört die Welt.

W.

Reisen in das Innere von Afrika.

Die britische Regierung hat dem berühmten Richardson den Auftrag gegeben, das Innere von Central-Afrika zu bereisen. Die „Times" veröffentlichen hierüber folgende näheren Umstände. He. Richardson wird in Begleitung zweier deutschen Gelehrten, Dr. Barth und Dr. Overweg, beide Preußen, auf Kosten und unter dem Schutze der engl. Regierung die Reise antreten. Dr. Barth ist Mitglied der Universität von Berlin und Dr. Overweg Mitglied der dortigen geologischen Gesellschaft. Hr. Richardson, das Haupt der Expedition, ist bereits nach Tunis vorausgereist, wo seine beiden Reisegefährten zu ihm stoßen werden. Hr. William Crost, ein geschickter englischer Seemann, wurde ihnen beigegeben, um die Schifffahrt auf den Flüssen und dem See Tshad zu leiten. Eine Barke wird auf Kameelen durch die Wüste nach Bournon an das westliche Ufer dieses See's gebracht, wo sie sich bei der Ankunft des Hrn. Richardson und seiner Gefährten von Soudan finden wird. Hr. John Hasewan, gebürtig aus Aleppo, wird die Expedition in der Eigenschaft als Dolmetscher begleiten. Er ist zugleich beauftragt, diejenigen Dokumente in's Arabische zu übersetzen, welche den eingebornen Häuptlingen zugestellt werden, und die Korrespondenz mit ihnen zu führen.

Diese Expedition hat den Zweck, diese ausgedehnten und den Europäern noch so wenig bekannten Gegenden näher kennen zu lernen, ihre Hülfsquellen, den Reichthum ihrer Felderzeugnisse, ihrer Mineralien zu studiren, in der Absicht, einen Tauschhandel gegen europäische Manufakturwaaren einzuleiten. Ein fernerer Zweck ist, die eingebornen Häuptlinge und Fürsten zu überzeugen, daß ihr materielles Wohl, sowie dasjenige ihrer Stämme weit mehr durch einen gesetzlichen Handel mit den europäischen Völkerschaften gefördert werde, als durch den Sklavenhandel. Der Aufenthalt des Hrn. Richardson in Ghal und Ghadamez am Anfang der großen Wüste, sowie in Mourzouk, im Mittelpunkt von Fezzan, ferner seine Kenntniß der Sitten und Gebräuche der afrikanischen Araber, bieten ihm große Erleichterungen in der Erforschung der Mittel, welche dazu dienen können, die Handelsverbindungen zwischen Großbritannien und Afrika zu entwickeln und zu erweitern. Nicht weniger ist Hr. Richardson beauftragt, die Kommunikationsmittel zu studiren und zu bestimmen, welche die größte Leichtigkeit für den Transport der Waaren darbieten, und endlich zu erforschen, welche europäische Produkte und Fabrikate die geeignetsten zum Austausche gegen die des afrikanischen Bodens sind.

Die Expedition ist mit Empfehlungsbriefen der englischen Regierung für den Sultan von Shafon versehen, der Hrn Richardson bei seinem ersten Aufenthalte in dessen Staaten mit außerordentlicher Güte aufgenommen hat. Dieser Sultan hatte im Jahre 1846 der Königin Victoria ein sehr ehrerbietiges Schrei-

Digitized by Google

ben mit Geschenken gesandt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß nicht auch die gegenwärtige Expedition die gleiche Aufnahme finde und der Sultan, welcher unter den Stämmen der Wüste Sahara in großem Ansehen steht, nicht seinen Einfluß auf die Häuptlinge im Innern, mit welchen er in häufigen Beziehungen steht, verwende, um sie zu veranlassen, die Forschungen der englischen Reisenden zu unterstützen. Der Sultan von Shafon, der schon den Wunsch ausgesprochen hat, mit der britischen Regierung einen Vertrag abzuschließen, wird wahrschrinlich erfreut seyn, Gelegenheit zu finden, dieses Vorhaben zu verwirklichen und zugleich die andern Häuptlinge von Central-Afrika zu ermuntern, diesem Beispiele zu folgen und mit England Handelsverbindungen anzuknüpfen, welche für alle dabei interessirten Theile nur vortheilhaft seyn können.

Dem Vernehmen nach haben auch der englische General Consul und der Vice Consul in Tripolis Instruktionen erhalten, welche sie verpflichten, die Expedition in ihren Bestrebungen, in das Innere von Afrika einzudringen, zu unterstützen und ihr alle Hülfe und Beistand zu leisten.

Mannichfaltigkeiten.

(Neuyork, 8. Jan.) Unter den riesigen Verbindungsprojekten, die dem Congreß vorgelegt werden sollen, befindet sich auch der Plan eines transatlantischen elektrischen Telegraphen zwischen Neuyork und der Insel Wight! Eine Gesellschaft will sich verpflichten, den Telegraphen, dessen Leitung aus 36 in einander geflochtenen Metalldrähten mit einem Ueberzug von 1/2 Zoll dicker Gutta percha bestehen soll, binnen 20 Monaten für 3 Mill. herzustellen.

In Florenz ist ein Buchdrucker wegen Druckens des Neuen Testaments zu 50 Thlr. Strafe verurtheilt worden.

Korrespondenz.

Berlin, 13. Febr.

Trotz des sehr ausgebreiteten Clubbwesens in unserer Stadt herrscht jetzt hier eine in der That fast unerhörte Apathie für politische Dinge. Nur der frivole Berliner Witz vermag es, den Bewohnern der Metropole der Intelligenz die Politik noch genießbar zu machen. — Dagegen ist die vormärzliche Liebe der Berliner für das Theater im vollsten Maße wieder erwacht. Die königl. Bühne erfreut sich trotz eines sehr eintönigen und fast nichts Neues darbietenden Repertoirs sehr zahlreichen Besuchs. In neuester Zeit wohnte die königl. Familie den Vorstellungen wiederum häufiger bei. Gestern namentlich bei der Aufführung der alten Operette: „Der Wasserträger", bemerkte man außer Ihren Majestäten dem König und der Königin in der königl. Loge alle hier anwesenden Prinzen, sowie den General Wrangel. — Königstädtisches und Friedrich Wilhelmstädtisches Theater sehen selten leere Bänke. Auf der letzteren Bühne geht jetzt unausgesetzt eine neue Zauberposse: „Die Macht des Goldes", von A. Mödinger, unter größtem Beifall in Scene. In den nächsten Tagen ist dort eine parodirende Posse: „Der Genius in der Gesellschaft", zu erwarten. — Das vor einigen Jahren durch die Munificenz Sr. Maj. des Königs hier begründete galvanoplastische Institut hat, trotz seiner trefflichen Leistungen, dennoch in geschäftlicher Beziehung keine günstigen Resultate erzielt. Das Institut ist demnach in den Privatbesitz Sr. Majestät übergegangen und es ist erfreulich, daß auf diese Weise der technischen Kunst ein Institut erhalten bleibt, das vielleicht das bedeutendste seiner Art in Deutschland ist. Der zeitige Dirigent desselben, Hr. Julius Winckelmann, wird Ende d. M. seine erste große plastische Arbeit, eine kolossale Büste der Juno aus der Villa Ludovisia, beenden, und es steht zu erwarten, daß dieselbe eben so gelungen aus seinen Händen hervorgehe, wie die vor kurzem angefertigte Büste Sr. Maj. des Königs. Die früher begonnene kolossale Figur des Christus von Thorwaldsen wird Ende d. J. vollendet seyn und an ihren Bestimmungsort abgehen. Wenn das galvanoplastische Institut auf diese Weise ein anerkennenswerthes Streben bekundet, so ist ihm andererseits auch eine lebendige Theilnahme des Publikums für die Förderung der technischen Plastik und für die Erzeugung von Luxusgeräthen, die mit den reinen Formen der edelsten Metalle auch deren reichen Farbenglanz verbinden, zu wünschen.

Hannover, im Februar.

Was man mit unserem Hoftheater eigentlich für Absichten hat, mag Gott wissen. Drei unserer ersten und zwar die beliebtesten Schauspieler, die Herren Devrient, Kaiser und Pohle, verlassen uns. Mad. Behrend-Brandt, deren neuliches Gastspiel von dem außerordentlichsten Erfolge begleitet war, läßt man ziehen, ohne ihr Engagements-Anträge zu machen, und wahrscheinlich nur, um unseren hiesigen Sängerinnen, die für ihr Engagement nicht unbedeutende Opfer bringen sollen, nicht zu schaden; ein Hr. Liede, der ohne Zweifel ein ganz vortrefflicher Mensch, aber kein Mime ist, spielt uns erste Liebhaber vor und versetzt das Publikum in den ernstesten Situationen sehr oft in die heiterste Stimmung, während seine Gattin, deren Name auf dem Theaterzettel jeden Besucher zurückschreckt, kayser und rücksichtslos beinahe in jedee Oper singt. Ist eine solche Bühnenleitung nicht traurig? Gewiß! Desto komischer aber ist es, zu sehen, wie fast alle Mitglieder der Hofbühne, deren Kontrakte abgelaufen, gleichsam darin wetteifern, ihrem Direktor Aufmerksamkeiten aller Art zu erzeigen, um ihn zum Abschlusse neuer Kontrakte geneigt zu stimmen.

Köln, 16. Febr.

Die Angelegenheiten der hier projectirten Kettenbrücke haben eine Reihe von Monaten geschlafen, auch der Gemeinderath verhielt sich ruhig, bis gestern die „Köln. Ztg." mittheilte, derselbe sey zur Einsicht gekommen, daß die Straßen der mittleren Stadt ein Recht darauf hätten, den Rheinübergang da zu wünschen, wo derselbe sich jetzt befinde. Da kam es ferner an das Licht, daß der Gemeinderath der Verbindung der beiden Eisenbahnen durch die Kettenbrücke eben so wenig entgegenzutreten gesonnen sey, wie auch den gerechten Wünschen von ganz Köln, incl. des nördlichen Theiles, zu widersprechen — kurz, daß man auf zwei Schultern zu tragen geneigt ist und da wird dann von den Räthen der Vorschlag gemacht werden, die neue Brücke zu bauen und die alte stehen zu lassen, ein Mittelweg, der sehr wenig zur Beruhigung unserer Bevölkerung beitragen wird, da man so kurzsichtig nicht ist, nicht einzusehen, daß sich der Verkehr bald ganz der Kettenbrücke zuwendet und daß die alte Schiffbrücke nach kurzer Zeit so wenig frequentirt wird, daß ihre fernere Existenz nur die städtischen Ausgaben steigern wird. Dieses Project, dessen Ausführung wir nicht im mindesten bezweifeln, paßt so ganz in unsere Zeit, in welcher nichts ganz ausgeführt wird. — „Drei Tage aus dem Gasthofe zum rothen Ochsen", von F. Raveaux, wurde gestern zum Besten des Verfassers im Stollwerk'schen Theater gegeben. Das Haus war besetzter, wie bei der ersten Vorstellung, wo die Einnahme 550 Thlr. betrug.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. Febr. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufzügen von R. Benedix. Hierauf: Der alte Bürger-Capitain, oder: Die Entführung, ein Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Abth. (Gastrolle) Lieschen: Fräul. Daun, vom Hoftheater zu Wiesbaden.

Donnerstag, 21. Febr. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Hetler und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 45. Donnerstag, den 21. Februar 1850.

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Fortsetzung.)

„Ich dächte, da kämen uns Leute entgegen," flüsterte Brünning seinem Schwager zu.

Der Faktor überzeugte sich davon und kam etwas aus der Fassung, da ihm eine Begegnung von Leuten, trotz dem, daß er nicht zu fürchten hatte, sogleich erkannt zu werden, fatal seyn mußte. In dieser Ueberraschung war er so unbesonnen, die Laterne auszulöschen, ohne zu bedenken, daß dadurch gerade die Aufmerksamkeit der Entgegenkommenden erregt werden mußte. Und in der That rief auch jetzt eine Stimme:

„He, was löscht denn da so plötzlich eine Laterne aus? — Wer ist da? — Auf unrechtem Wege wahrscheinlich? — Kommt einmal her, Gevatter, und helft sehen, was es hier gibt!"

„Was kümmert Euch unser Weg!" antwortete Stürmer mit verstellter Stimme, „geht Ihr den Euern und laßt uns unsern gehen!"

„Nein, nein, so kommt Ihr nicht los," entgegnete die andere Stimme. „Wir sagen Euch, wer wir sind; wir sind ehrliche Bürger und gehen vom Quartale heim; aber Euer Weg scheint mir verdächtig. Gevatter, kannst Du nicht leuchten? „Einer der Fremden drehte jetzt eine Blendlaterne zurecht, und das Licht fiel auf die Gruppe.

„Ei wohl gar Diebe?" rief Meister Adam. Denn dieser war es, der mit seinen Bekannten den nächtlichen Wanderern entgegengetreten war. „Was habt Ihr hier? — Setzt ab!"

„Ha, das soll Dir theuer zu stehen kommen, daß Du mir so in die Quere läufst," murmelte Stürmer, dem es natürlich nicht einfallen konnte, daß die Begegnung eine von Adam angestellte war.

„Laßt uns ungeschoren, ihr Nachtstreicher!" rief er dann laut und suchte vorwärts zu kommen.

„Ha, Bursche," erwiederte Adam, und vertrat den Weg, „diesen Namen und wohl noch einen schlimmeren können wir Euch zurückgeben! Das ist fürwahr gestohlenes Gut, und wenn ich nicht irre, so sind die Sachen aus dem Hause des Herrn Brünning. Mein Seel', sieh' her, Michael, das ist die Waare, die mir heute erst Herr Brünning abgekauft hat! — Gesteht, Ihr habt bei ihm eingebrochen, — Diebe hier!"

„Genug der Possen!" rief der Faktor jetzt mit seiner wahren Stimme und zitternd vor Wuth. „Ich bin es, der Faktor Stürmer, und das hier ist Brünning . . . ."

„Herr — Stürmer — — Sie?" rief Adam mit dem Tone des höchsten Erstaunens, und fuhr, wie heftig erschrocken, zurück. „O verzeihen Sie, wie konnten wir ahnen . . . ."

„Schon gut," unterbrach ihn Stürmer in seiner Entschuldigung; „ich will Euch das Nöthige morgen erklären, jetzt scheert Euch zum . . . ." Damit wandte er sich und wollte seinem Hause zuschreiten. Aber plötzlich prallte er zurück und ein lauter Schrei entfuhr ihm.

„Mein Leben, was ist das?" schrie er, indem er zurücksank, die Hände aber verzweiflungsvoll nach seinem Hause emporstreckte.

„Gott im Himmel!" riefen auch Adam und seine Begleiter im höchsten Erschrecken. „Was soll das bedeuten? —"

Adam war der Erste, der seine Fassung wieder gewann und eine augenblickliche Ahnung überkam ihn.

„Ha, Freunde!" schrie er, „das kommt von den Schurken; sie wollen ihr böses Werk in Ausführung bringen. Herr Gott! hätten wir die Sache doch heute früh nicht so leicht genommen! — Herr Stürmer, auf, um Gotteswillen, es gilt Ihrem Eigenthum! Lassen Sie Alles aufbieten!"

Der Faktor schien erst durch diese Worte aus seinem starren Entsetzen gerissen zu werden, laut jammernd und die Hände ringend stürzte er fort.

„Auf, wer ein ehrlicher Mann ist, der trete dem Unheil entgegen!" rief Adam nun mit lauter Stimme, und eilte mit seinen Bekannten der Unglücksstätte zu. Brünning hielt es für gerathen, nach Hause zu flüchten, und er vergaß dabei nicht, so viel er für den Augenblick konnte, von den Waaren mitzunehmen. Fischer war unentschlossen, was er thun solle; endlich schien ihn die Sorge für seine Habseligkeiten im Stürmer'schen Hause zu bewegen, sich dorthin zu begeben.

Bald war die ganze Stadt vom Feuerlärm aus der nächtlichen Ruhe gejagt. Die Thurmglocke heulte ihren Schreckenston und das Nachtwächtersignal erscholl in allen Vierteln; Spritzen rasselten, Geschrei und Tumult füllte die Gassen. Das Feuer war im Stürmer'schen Hintergebäude ausgebrochen, Niemand konnte sich erklären, durch welche Ursache; aber Meister Adam und seine Freunde hatten sich nicht in ihrer Vermuthung getäuscht, der Brand war von jener Rotte angestiftet worden, die am Morgen dieses Tages, unbekehrt von Adams mahnenden Worten, mit Drohungen und Rachegedanken die Versammlung in der berüchtigten Schenkwirthschaft verlassen. Aber zum Glück scheiterte das böse Unternehmen an dem redlichen Sinne der übrigen Bürgerschaft und Einwohner und ihrer kräftigen Hülfe. Begünstigt durch die ziemlich massive Bauart des brennenden Gebäudes, gelang es den Anstrengungen der Hülfeleistenden, unter denen ein Geist der Ordnung und Besonnenheit waltete, größeres Unglück zu verhüten, indem sie die Nebengebäude, so wie das Haupt- und Wohngebäude des Faktors vor den Flammen bewahrten, so daß nur das erstere, und auch blos zum Theil, ein Raub des verheerenden Elements wurde. Die Waaren, welche sich in demselben befanden, wurden ebenfalls bis auf wenige gerettet. Meister Adam war vor Allen thätig und unermüdet; hauptsächlich aber ging seine Aufmerksamkeit dahin,

Digitized by Google

von den ihm bekannten Anstiftern des Brandes Einige zu entdecken und zu entlarven. Aber es schien, als hätten sich diese vor dem ungünstigen Erfolge ihres Unternehmens zurückgezogen. Uebrigens mußte es eine schwere Sache bleiben, die Bösewichter, wenn es nicht gelang, sie auf frischer That zu ertappen, zu überführen; Adams Forschen war vergeblich, sie hatten sich aus dem Staube gemacht.

„Nun, ihr werdet eurer Strafe nicht entgehen," sprach Adam vor sich hin und war ferner unermüdlich beim Löschen und Retten.

(Schluß folgt.)

Das Haupt der heiligen Anna.

(Schluß.)

Frambach von Birzel hieß der Bürgermeister, an welchen sich nun die beraubten Mainzer um Rückgabe ihres Eigenthums wandten. Dieser, nicht kräftig genug, das gute Recht zu schützen, anderseits zu ehrenfest, demselben ein Schnippchen zu schlagen, nahm den Verlauf der Sache zu Papier, ließ dann das Haupt der h. Anna bis zu weiterem Entscheid in der Martinskirche, der jetzigen St. Annakirche, in Verwahrung bringen.

Kaum ruhte das Heiligthum an der neuen Stelle, als die Geschichte des Aufruhrs ihre Wellen weit durch die Lande trug, Pilger aus allen Weltgegenden an die Stufen des Münsters lockte, welche der Stadt für den himmlischen Segen den irdischen Segen in Fülle mitbrachten. Die edeln Dürener thaten Alles, was den Zulauf nur immer vermehren konnte. Sie ließen ein silbernes Brustbild verfertigen, welches die h. Anna vorstellte, auf dessen Scheitel gerade die heilige Hirnschale eingefügt wurde. Nach diesem Brustbilde wurden nun andere, irdene, hölzerne, wächserne zu Tausenden verfertiget, an dem wahren Haupte angerührt und den Gläubigen um baar Geld feil geboten. Die gute Stadt Düren fühlte bald den Vortheil, den sie ihren kecken Weibern zu danken hatte, der freilich auch wieder seine unangenehmen Nachwehen nachzog.

Die Mainzer wandten sich nämlich, da die Sache ruchbar geworden, da sie das Kleinod noch einigemal vergebens zurückgefordert hatten, gerades Weges nach Rom, wo dazumal Alexander VI., seligen Andenkens, die dreifache Krone trug. Borgia, der keinen Grund hatte, hier vom Wege des Rechtes abzuweichen, sandte ein Breve aus, welches die gute Stadt mit den härtesten Kirchenstrafen bedrohte, wenn sie sich länger weigere, das Heiligthum herauszugeben. Man sollte meinen, eine Stadt, die aus reiner Frömmigkeit einen Raub begangen, hätte sich geduldig einem päpstlichen Breve gefügt, aber nein. Düren, einmal durch seine Frauen für den Hirnschädel begeistert, blieb unerschütterlich, ließ sich nicht durch die Forderungen weltlicher Gerichtsbarkeit, ließ sich nicht durch den über dem Haupte schwebenden päpstlichen Bannstrahl beugen. Man kann von den frommen Bürgern wohl sagen: daß sie katholischer als der Papst gewesen. Bürgermeister, Schultheis und Schöffen, sammt der ganzen Gemeinde von Düren wurden nun von dem in Mainz wohnenden geistlichen Richter, aus hoher päpstlicher Machtvollkommenheit, mit dem Kirchenbanne belegt.

Düren ließ sich aber nicht verblüffen durch den Bann, gab nicht nach, sondern berief sich kühn an den besser zu unterrichtenden Papst. Es müssen damals schon welche in Düren gelebt haben, die da wußten, wie es am päpstlichen Hofe zuging, die namentlich das schamlose Leben Alexanders kannten, die sich daher anboten, die Sache wieder einzulenken. Einer dieser Herren, ein Geistlicher, Hildebrand von Werword, übernahm es, den verzweifelten Handel in Rom zu betreiben und reiste im Jahre 1502 nach der heiligen Stadt. Die Bürgerschaft hatte sich vorher zu allen Kosten und Auslagen verbindlich machen müssen. Der römische Kaiser Max I. und der Herzog Wilhelm von Jülich und Berg, welche Düren zu Ende des Jahres 1504 besuchten, gelobten beide, die Stadt in ihrem Besitze zu erhalten und ihr allen Vorschub in Rom angedeihen zu lassen.

Hildebrand von Werword kehrte, nachdem er eine ungeheure Geldmasse in Rom verschwendet hatte, mit guten Hoffnungen in die Vaterstadt zurück; allein bald erfuhren die Bürger, daß ihre Hoffnung eitel gewesen, sie mußten dem Unterhändler zum zweitenmale die Säckel straff füllen, ihn den schon einmal betretenen Weg ziehen lassen. Aber auch jetzt wollte kein Versuch gelingen, kehrte der Unterhändler, als alle Mittel vergeudet waren, zum zweiten Male unverrichteter Dinge heim. Als endlich Alexander VI. selig verschied und Papst Julius II. den Stuhl des heiligen Petrus einnahm, bewirkte, nach nochmaligen bedeutenden Geldopfern, Johannes von Thure, derzeit Bürgermeister von Düren, im Jahre 1505 ein günstiges päpstliches Endurtheil. Papst Julius II. entschied für den Besitz Dürens, gebot Mainz, für immer mit der Forderung zu schweigen, und hob den verhängten Kirchenbann auf. Die päpstlichen Gründe lauten verdeutscht folgendermaßen:

„Daß die Andacht und Verehrung der heiligen Anna in Düren groß sey, daß man das Kleinod nicht ohne großes Aergerniß des Volkes wegnehmen könne, daß ferner eine Reliquie kein Privateigenthum sey, daß der Kaiser sich für Düren verwendet habe, daß es in der Macht des Papstes stehe, die Reliquie nach Umständen zu verschenken und endlich auch dem Prozesse ein Ende zu machen."

Jetzt war Jubel in Düren, Trauer in Mainz. Letztere Stadt konnte sich jedoch damit trösten, daß sie nichts verloren, als ihr gutes Recht an einen alten, morschen Hirnschädel, wohingegen in Düren alle Säckel leer geworden waren. Die Dürener verzweifelten aber nicht, veranstalteten Jubelfeste und Wallfahrten, umgaben das Heiligthum mit allem nur erfinnlichen Schmucke, feierten das Haupt Annens jeden Dienstag und zogen durch all' diese Bemühungen so viele Fremde herbei, daß der Schatz sich allmälig wieder füllte, der Schaden ausgemerzt wurde. Jedes fromme Dürener Haus hat seit jenem Tage wenigstens Eine Anna in seinen Mauern, welche in dem Heiligthume den Schädel der Pathe zu verehren hat.

Diejenigen, welche diese Geschichte genauer zu verfolgen wünschen, dürfen wir auf die Sammlung von Materialien zur Geschichte Dürens von Bonn, Rumpel und Fischbach (Düren, bei Knoll, 1835) verweisen, auf ein Buch, in welchem jene wackeren Dürener Alles zusammengetragen haben, was über ihre Vaterstadt, die einst eine deutsche Reichsstadt war, Wichtiges ergangen ist.

W. v. W.

Eine Jagd am Ufer des Arkansas.

Wir gelangten bald an den Arkansas, dessen feuchte und frische Ausdünstungen uns der Wind entgegen trug. Der Fluß lag glänzend im Mondscheine vor uns. Trotz der Dürre wogte die Fluth ungestüm zwischen steilen, von Kreideadern durchfurchten Klippen. An andern Stellen umschloß ein dichtes Bett von Schilf den Lauf des Wassers. „Man schießt dort unten!" schrie ich meinem Gefährten, dem Kanadier, zu. Er spitzte die Ohren. „Was ist das?" rief er plötzlich vergnügt: „Sie sind es, by god." — „Die Reisenden?" fragte mein anderer Genosse. — „Nein, der Bär und der Büffel, deren Spur ich verfolgte, ohne es Ihnen zu sagen. Nun, wenn ich mich nicht irre, werden Sie ein Schauspiel vor Augen haben, um welches ein Millionär oder ein König viel gäben. Sperren Sie Augen und Ohren auf, und vor Allem lassen Sie mir freies Spiel."

Digitized by Google

Der Jäger stieg eilig ab, die Karabine in der Hand. Unser Herz pochte voll Erwartung. Ein kleiner Berg verbarg uns den Fluß. Wir konnten bald das dumpfe Dröhnen nicht mehr verkennen, das immer vernehmlicher ward, begleitet vom Rasseln zertretener Kieselsteine, welche über die Uferwand in die Wellen rollten. Im nämlichen Augenblicke drängten sich zwei ungeheure schwarze Massen auf den Gipfel der Höhe, in halber Schußweite von uns. Es war der Bär und der Büffel, die der Kanadier verkündigt hatte. Als ob bei unserm Anblicke der Büffel die Schmach der Flucht verstünde, wandte er sich rasch gegen seinen Feind, und wartete gesenkten Hauptes, mit der Mähne die Erde fegend, indem er ein herausforderndes Gebrülle ausstieß. Der Bär stand auch still mit wüthendem Brummen und streckte die mächtigen Tatzen über die Hörner seines Opfers aus; wir sahen, wie der arme Buckelochs wich und allmälig zusammenbrach; ein klagendes Brüllen bezeichnete seine Niederlage, als der Jäger mit großem Geschrei auf ihn los sprang und Feuer auf die Gruppe gab. Der verwundete Bär ließ seine Beute fahren und der Büffel, die kurze Frist nützend, sprang gegen den Fluß und ward durch den Uferrand unsern Blicken entzogen.

Der Jäger sagte: „Der arme Bär lernt auf seine Kosten, daß es weit von den Pfoten zum Maul ist; er wird aber nicht Zeit haben, die Erfahrung zu nützen. Jetzt ist's an Euch, während ich meine Karabine wieder lade; aber schießt nicht, wenn es möglich ist, denn es ist eine Schande: Drei gegen Einen!" — Ich saß jetzt auch ab und warf die Zügel unserer beiden Pferde meinem Gefährten hin. Dann suchte ich mich, obgleich ich den unzeitigen Muth des Jägers verwünschte, so gut es gehen wollte, zusammen zu nehmen. Beim Anblicke von drei Feinden schien das Thier zu zaudern, aber das Knirschen seiner langen weißen Zähne war doch fürchterlich, und mein Freund bezwang nur mit großer Mühe sein Roß und die unsern. Wenn schon der Bär nicht vordrang, so ging er doch auch nicht zurück; er schien einen fernen Geruch einzuziehen und das Wiegen seines Hauptes verrieth Unentschlossenheit. Plötzlich schien er sich für den Rückzug zu entscheiden, und wir sahen ihn in der von dem Büffel eingeschlagenen Richtung verschwinden. Der Jäger war eben mit dem Laden seiner Karabine fertig. Diese Flucht taugte nicht in seinen Kram, er setzte dem Bären nach und lud mich zur Begleitung ein; als wir aber den Gipfel erreichten, den das Thier eben verlassen hatte, gewahrten wir es nicht mehr. Erst nach einer Weile bemerkte es der Jäger von neuem. Längs dem Hügel hatte es in starkem Trab das sandige Gestade des Flusses erreicht und lief stromaufwärts. Sichtlich schien der Bär noch jetzt mehr auf der Jagd, als auf der Flucht. „Ich brauche aber doch ein Fell," sagte der Jäger, „und seines paßt mir herrlich. Es ist in seinem Treiben etwas, das ich nicht begreife."

Vergebens stellte ich ihm vor, daß wir eine kostbare Zeit verlören; hingerissen von der Jagdlust, wollte der Waidmann nichts davon wissen, und ich sprang ihm nach. Wir stiegen an das Ufer hinab. Die Wasserfläche des Arkansas schimmerte wie Silber, und indem unsere Blicke dem trabenden Bär folgten, konnten wir gewahren, daß er vor einem Baumstamme hielt, der auf der Strömung trieb, und dann wieder umkehrte, um den von den Wogen fortgerissenen Rumpf zu geleiten. Bald streckte das Thier, so hoch als möglich über der Fluth, welche es zu fürchten schien, die Tatzen aus, als wollte es einen der Zweige haschen, die am Stamme hängen geblieben; bald in gleicher Linie mit dem Baume trabend, schien es dessen Schifffahrt mit zärtlicher Sorgfalt zu bewachen. Darunter steckte ein unerklärliches Jagdgeheimniß. Mein Waidmann packte mich rasch am Arme. „Es ist ein Mensch auf dem Baume!" schrie er. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich daraus klug werde."

Ich bemerkte in der That einen an den Stamm gebundenen Menschen. Die tobenden Wellen des Arkansas warfen den schwimmenden Baum umher und drohten jeden Augenblick diesen gebrechlichen Raub in ihre unzähligen Wirbel hinabzureißen. Ich wähnte zu träumen und fragte mich; welch unversöhnlicher Haß ein so grausames Gegenstück der Marter Mazeppa's ersinnen konnte. Das frohe Geheul des Bären rief mich bald zum Gefühle der Wirklichkeit zurück. Es war dem riesenhaften Thiere gelungen, mit seinen Tatzen einen der Aeste zu fassen, und es mühte sich, dies seltsame Floß auf das Trockene zu ziehen. Wir durften nicht länger zögern. Im Augenblicke, wo der Baum, einer noch stärkeren Gewalt als der der Strömung weichend, an das Ufer stieß, feuerten wir auf den Bären, der, von unseren zwei Kugeln getroffen, in den Fluß rollte und unter den hochschäumenden Wogen verschwand. Wir mußten nun Sorge für den Unglücklichen tragen, den das Geschick auf unseren Weg gesandt zu haben schien, um ein Verbrechen zu vereiteln. Leider war unser Bestreben fruchtlos; wir konnten die Bande zerschneiden, welche den Körper des Ertrunkenen fesselten, aber nicht das entflohene Leben ihm wieder einhauchen. E. N.

Aufgespeicherte Gedanken.

(Aus meinem Tagebuche.)

Wie die Erfahrung lehrt, so stehen in christlichen Staaten Religion und Gesetzgebung in einem so innigen Zusammenhange, daß ein Rückschritt in der ersteren als ein bedrohliches Vorzeichen einer ähnlichen Erscheinung in der letzteren zu betrachten ist. Diejenigen sind keine guten Bürger, welche einerseits kirchliche Rückschritte mit Gleichgültigkeit ansehen, anderseits aber dem politischen Fortschritt zugethan sind. Ohne es zu wissen, gerathen sie mit sich selber in Widerspruch und tragen unbewußt das Ihrige dazu bei, der kirchlichen Reaktion in die Hände zu arbeiten. Wer für religiöse Freiheit und Aufklärung kämpft, dem gebührt unzweifelhaft das Verdienst der mittelbaren Betheiligung an der Verbesserung der bürgerlichen Zustände der Staatsgesellschaft. Politische Freiheit ohne religiöse ist ein sehr unsicheres Gut, welches dem Volke bei dem ersten günstigen Anlaß wieder entrissen werden kann.

— Je länger ich in der Welt lebe, desto fremder wird sie mir — das ist das traurige Endergebniß alles Nachdenkens über den Ursprung der Dinge, ihre Bestimmung und ihr letztes Ziel. Wer in irgend einem älteren oder neueren philosophischen System darüber Aufklärung zu finden hofft, der versuche nur, ein solches System zu studiren, um von seiner Meinung bald enttäuscht zu werden.

— Nur in der Erinnerung ist das Leben schön — schal und frostig ist die Gegenwart.

— Friedrich von Schlegel sagt in seiner trefflichen Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" (Heidelberg 1808): „Alles Leiden, was nicht blos dem Menschen, sondern jedem fühlenden Wesen in diesem Leben hier widerfährt, ist nach der indischen Lehre Strafe für die in einem vorigen Leben begangenen Verbrechen." Wenn dieser Satz aus der Religion der Hindus wahr wäre, so erschiene der mit ihm im Zusammenhange stehende Glaube an die Seelenwanderung als ein furchtbares Verhängniß des menschlichen Geschlechts, weil in einer jeden folgenden neuen Existenz die Strafen für die in den vorhergehenden Lebenszuständen begangenen Verbrechen sich wie Zinsen von Zinsen steigern würden. Zu viel für das arme gebrechliche Wesen, genannt Mensch, aber nicht zu viel für eine betrügerische indische Priesterkaste (Braminen), welche in der Kunst, den ausschweifendsten Religionsfanatismus zu erregen und zu erhalten, bis jetzt unübertroffen da steht. Dieser Fanatismus, der bis zur rasenden

Digitized by Google

Selbstvernichtung geht, kann mit der Zeit der englischen Herrschaft in Hindostan noch gefährlich werden, sobald er eine durch äußere Umstände begünstigte politische Richtung erhält.

— Die Naturforscher (Physiker) haben schon so große Mühe, das Wesen eines Gegenstandes, der ihrer unmittelbaren Beobachtung und Untersuchung nicht entrückt ist, nur annäherungsweise mit einiger Zuverlässigkeit zu bestimmen — wie wollen nun die Metaphysiker im Stande seyn, das Uebersinnliche, jenes unbekannte große Etwas oder Nichts, was dieser Sonnenwelt gänzlich entrückt seyn soll, nur mit einem Scheine von Wahrscheinlichkeit zu bestimmen? Der Naturforscher findet eine Welt fix und fertig vor, der Metaphysiker dagegen macht sich erst eine, bestehend aus leeren Einbildungen, Hypothesen und Träumen, in delphisches Dunkel gehüllt, welches der unbefangen Prüfende, der überall nach Wahrheit forscht, nimmer zu durchdringen vermag.

— Alles vereinigt sich, den Menschen in geistiger Sklaverei zu erhalten: der Staat, durch seine verkehrten, der menschlichen Natur öfter widersprechenden Gesetze und Einrichtungen; die Gesellschaft, durch ihre zahllosen Vorurtheile und Gewohnheiten, und endlich die Kirche durch ihre mysteriösen Lehren vom Unbegreiflichen und Uebersinnlichen. Wahre Aufklärung oder Geistesfreiheit ist selten und nur das Eigenthum weniger Menschen, welche durch ernstliche Beschäftigung mit den Wissenschaften zum Selbstdenken hingeleitet wurden, und eben dadurch zur Emancipation des Geistes gelangten.

— Es ist eine bedauerliche Erscheinung in der Geschichte, daß die Regierungen das Gute selten aus eigenem Antriebe thun, daß sie vielmehr erst vielfältig gemahnt werden müssen, ehe sie sich dazu entschließen, und daß es in der Regel zu spät ist, wenn sie thätig Hand an's Werk legen wollen. Regieren heißt die Angelegenheiten der Staatsgesellschaft im Sinne der Zeitbedürfnisse leiten. Diese rasch erkennen und geschickt befriedigen, dies ist das Kennzeichen einer weisen und guten Regierung.

Darmstadt. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Literatur.

Schnock, ein niederländisches Gemälde von Friedrich Hebbel. Leipzig, J. J. Weber. 106 S.

Der Dichter der Judith hat uns hier mit einem Werkchen beschenkt, das wir mit aufrichtigster Freude begrüßen. Es ist eine kleine und anspruchlose Produktion, aber eben so originell als ergötzlich, ein wahres Cabinetsstück humoristischer Charakterzeichnung. Der Held derselben ist ein ehrsamer Schreinermeister in einem kleinen Neste, von vierschrötiger, breitschultriger Gestalt und gewaltigem Knochenbau, wie ein Bär, aber in diesem ungeschlachten Bärenleibe haus't eine Kaninchenseele, so jammerherzig, so selbstquälerisch in ihrer Aengstlichkeit, daß sie allenthalben Gefahren wittert, stets drohende Wolken über sich erblickt. Meister Schnock, der bei allen Mißbilden und Aengsten indeß immer korpulenter wird, wundert sich, wie man in dieser gräulichen Welt nur über die Vierzige hinauskommt; er verwünscht seine „vermaledeiten breiten Schultern", seine „lügenhafte großprahlerische Gestalt", womit irgend ein schadenfroher Teufel ihn begabt habe. „Jeder, der mich nicht kennt", sagt er, „glaubt, daß ich Berge versetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedsames, geruhiges Leben, sprichwörtlich ist's, daß sie keine Courage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche." Wir schauen hier in die Mikrologien eines Daseyns, das so putzig ist, als ob es, um des Verfassers eigne Worte zu gebrauchen, „gar nicht seiner selbst wegen, sondern zur Belustigung Anderer" geführt würde. Und es ist mit so glücklicher Laune und sprechender psychologischer Wahrheit gezeichnet, daß man unwillkürlich glaubt, einem solchen hasenherzigen, dummpfiffigen Kauze schon begegnet zu seyn. Man fühlt es, der Verfasser hat hier ein Stück Menschenleben gepackt. Das köstliche Büchlein, besonders die Geschichte von Schnock's Verehelichung, wird sich daher sicherlich in allen Klassen Beliebtheit erringen, ja es würde vielleicht klassisch werden, wenn Alles so gelungen wäre, als die ersten 50 Seiten, wenn es der Verfasser noch etwas hätte beschneiden wollen und einzelne Züge weggeblieben wären, die den Eindruck des Ganzen schwächen, zu seiner Abrundung nichts beitragend. Hierin gehört die Geschichte, wie Meister Schnock sich selbst bestiehlt, namentlich aber eine Stelle auf Seite 94. In einem niederländischen Gemälde sind derbfleischige Züge an ihrem Platz, aber in dieser Stelle scheinen uns der gute Geschmack und das bessere Gefühl verletzt. In dem Vorwort wird uns mitgetheilt, daß dies in seiner Art einzige Büchlein früher von dem Altmeister Tieck brieflich mit vieler Wärme begrüßt worden sey. Auch sagt uns der Verfasser, Schnock sey ein Jugendwerk, ein Vorläufer, nicht ein Nachfolger seiner übrigen Produktionen. Wir finden das Erstere eben so begreiflich, als uns das Letztere in Verwunderung setzen muß. Denn bei der kräftigen, sicheren Pinselführung und gesunden Objectivität würde man keineswegs einen literarischen Erstling in diesem Schnock errathen. J. W. Appel.

Korrespondenz.

Gotha, 17. Febr.

In vergangener Woche hatten wir einen Kunstgenuß eigenthümlicher Art. Zufällig waren nämlich hier vier junge Virtuosen zusammengetroffen und vereinigten sich zu einem Konzerte, welches in dem sehr geräumigen und schönen Saale unseres Schießhauses stattfand. Hr. A. Kratky aus Prag hielt wirklich originelle Vorträge auf der Blasharmonika und dem Hornmelodikon, welche unscheinbaren Instrumente er mit solcher Geschicklichkeit zu behandeln wußte, daß er ihnen die reinsten und schönsten Töne entlockte und die verschiedenartigsten Klangfarben gleichzeitig so darstellte, daß sie gleichsam ein ganzes Orchester en miniature bildeten. — Hr. C. Bayer aus München spielte die Pedalharfe, ein bis jetzt nur wenig bekanntes, ganz eigenthümlich construirtes Instrument, und erntete wegen der Präcision und Eleganz in der Durchführung sämmtlicher Piecen den verdienten Beifall. Auch die Gebrüder Mohrenschläger erhöhten durch ihr meisterhaftes Flötenspiel den Genuß des Publikums und bildeten für die Leistungen der ebengenannten Künstler eine angenehme Folie. — Vor kurzem ist hier im Verlage von Karl Gläser eine Schrift: „Mittheilungen aus dem Gebiete der homöopathischen Heilkunde von Aug. Pillmann", erschienen. Der Verfasser dieses Schriftchens, in welchem eine große Anzahl der glücklichsten und schwierigsten von ihm gemachten Kuren enthalten, ist eigentlich Kaufmann aus einem bei Gotha gelegenen Dorfe. Der Schmerz über den raschen Tod aller seiner Kinder trieb ihn, den schon Bejahrten, zum Studium der Naturkräfte und ihrer Wirkung auf den menschlichen Körper. Bald kam er auch, ohne Leitung eines Fachkundigen, zur Entdeckung der von ihm nun beobachteten Heilmethode, die, glücklich zwischen Allopathie und Homöopathie die Mitte haltend, die Klippen vermeidet, an denen beide so oft scheitern. Der ihn leitende Grundsatz ist, die Kraft des kranken Organs zu stärken, nicht aber dieselbe, um momentane Hülfe zu leisten, herabzustimmen und dadurch nur noch mehr zu schwächen. Die Resultate, welche Pillmann, auf diesem Prinzipe vorschreitend, besonders bei rachitischen und scrophulösen Uebeln erzielt hat, sind in Wahrheit wunderbar und von nah und fern strömen die Leidenden zu ihm, der ganz uneigennützig (er ist selbst wohlhabend) ihnen seinen Rath ertheilt.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. Febr. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 3 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Freitag bleibt das Theater wegen Vorrichtungen der Oper: „Der Prophet", geschlossen.

Montag, 25. Febr. (Zum ersten Male): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 46. Freitag, den 22. Februar 1850.

An Helvetien.

(Von Ludwig Hub.)

Von allen Seiten nah'n bewaffnet Legionen,
Dir, Freie, der von je schon gram sind alle Kronen;
Sprich, bangt dir nicht, Helvetia?
Es zieht ein Wetter sich ob deinem Haupt zusammen,
Die Blitze leuchten schon, bald wird es gräßlich flammen, —
Fürwahr, dein letzter Tag scheint nah'!

Verbündet haben sich Europa's Monarchieen,
Um dich, der Freiheit Hort, mit Macht zu überziehen,
Sie wünschen sehnlich deinen Fall.
Schon ist der Fürsten Ruf ergangen an die Krieger,
Sie steh'n gerüstet da und träumen sich als Sieger, —
Wer zählet ihre Streiter all'!

Dein Erbfeind, Oesterreich, geht vornan in dem Bunde;
Es sehnt die Zeit herbei, wo es die Todeswunde
Der Tiefgehaßten schlagen kann.
An deinen Marken steh'n schon seine Söldnerschaaren;
Der Sprößling Habsburg's wird geführet von dem Czaaren,
Der jüngst erst Ungarn ihm gewann.

Des Selbstbeherrschers Freund und Schwager, dessen Heere
Der große Friedrich einst geführt zu Ruhm und Ehre,
Auch Preußens König zürnet dir.
Er hat, weil du seither, nicht folgsam seinen Noten,
Die Flüchtlingsschaar gehegt, die Wehrkraft aufgeboten
Und harrt des Kampfes mit Begier.

Der Sardenkönig, zwar erst jüngst auf's Haupt geschlagen,
Will doch den Waffentanz mit dir, du Kleine, wagen, —
Sein Heer zieht deinen Gränzen zu.
Wohl hör' ich in dem Lärm beschwicht'gend England's Stimme,
Doch schützt sie schwerlich dich vor der Verbund'nen Grimme:
O Schweiz, wie hart bedrängt bist du!

Wirst du die Stürme wohl, die heft'gen, überdauern?
Nicht Fürsten sind es blos, die ungeduldig lauern
Auf deinen letzten Augenblick, —
Nein, Frankreichs Häuptling auch, den du einst treu beschützet,
Er ist es, der mit Macht die Fürsten unterstützet;
Wie war's mit Rom, der Republik!?

Doch du bist unverzagt, wie auch von allen Seiten
Heran die Söldner zieh'n, um wider dich zu streiten, —
Du weißt: Noch lebt der alte Gott,
Der vordem oftmals schon in deinem Alpenlande
Durch deiner Männer Arm gesprengt der Knechtschaft Bande
Und ihren Plan gemacht zu Spott.

Auch jetzt kann er im Nu zerstreu'n die Wetterwolke!
Die Fürsten sind dir gram, doch werth bist du dem Volke;
Es blickt auf dich voll Zuversicht:
Das Land, das einen Tell, das Winkelried geboren,
In dem die Väter einst den heil'gen Bund beschworen,
Ihm bangt selbst vor der Hölle nicht!

Der Lohnweber.

Nach einer wahren Begebenheit von M. Dornwald.

(Schluß)

Mit zerknirschtem Herzen sah der Faktor die aufopfernde Thätigkeit der Leute, die meist solche waren, welche er so unbarmherzig drückte; Reue und Beschämung schlich sich in sein Herz; besonders geschah dies, als er den Eifer des Meister Adam beobachtete, der hier anordnete und Rathschläge ertheilte, dort selbst mit Lebensgefahr in eine brennende Thüre stürzte, um einige werthvolle Gegenstände retten zu helfen und dann wieder ihm Trost und Hoffnung einsprach, daß Alles gut abgehen werde. Wenn er bedachte, daß dies derselbe Mann sey, den er noch am Morgen so hart behandelte, dem er von dem sauer verdienten Lohn einen verhältnißmäßig großen Theil abgedrückt, so konnte er sich nicht erklären, wie Adam so thätig, als gelte es sein eigenes Hab' und Gut, seyn konnte und nicht vielmehr träg und mit höhnischen Blicken auf ihn dastand. Er konnte sich dies nicht erklären, weil er bis jetzt noch keine Ahnung und Regung von einem edlen Gefühle gekannt hatte. Aber diese Nacht war es, die einen Funken hiervon in seine Seele warf, der nie wieder verlöschte.

Dem Meister Adam war mittlerweile noch eine bittere Scene aufbewahrt.

Als Frau Christiane den Feuerruf vernahm und hörte, daß es beim Faktor Stürmer brenne, da geschah es, daß sie sich plötzlich der Worte ihres Mannes erinnerte, die er gesprochen hatte, als er am Vormittage wieder nach Hause gekommen war. Er hatte gesagt: „es habe ihm in den Gliedern gelegen, daß heute Etwas geschehen würde." Eine fürchterliche Angst stieg in der armen Frau auf. Sie deutete die Worte auf das Feuer und glaubte, daß ihr Mann um die Ursache wisse, wenn er in seinem Rachegefühl gegen den Faktor Stürmer, nicht gar der

Digitized by Google

Urheber desselben sey. Voller Verzweiflung, mit fliegenden Haaren, stürzte sie nach dem Orte, und als sie ihren Mann erspäht hatte, fiel sie ihm, da er gerade im Begriff war, in das brennende Haus zu eilen, in den Arm und rief: „Adam, ist es das, was Du heute meintest? — Ach, ich verlorne Frau!"

Adam erkannte sogleich, wohin diese heftigen Worte seiner Frau zielten. Eine schmerzliche Ueberraschung zuckte durch sein Gesicht.

„Bei Gott, Christel," rief er, „Du beleidigst mich auf eine schreckliche Art, hier ist nicht der Ort, daß ich Dir Aufschluß geben kann."

Diese Worte, welche er mit einem schmerzlichen Blicke begleitete, weckten die augenblickliche Ueberzeugung in Frau Christiane, daß sie ihrem Manne bitteres Unrecht in ihrer Vermuthung gethan habe. Bekümmert sprach sie zu ihm: „Verzeih mir Adam, meine Angst war zu groß!"

Still trat sie dann von ihm zurück. Die Umstehenden, welche wohl die heftige Scene zwischen den beiden Gatten gesehen, aber den dabei stattgefundenen Worttausch nicht vernommen hatten, glaubten, die Frau habe ihren Mann beschworen, sich nicht so tollkühn der Gefahr preis zu geben, wie er es eben beabsichtigte, und lobten, als er sich dennoch in's Haus begab, auf der einen Seite seine Unerschrockenheit, während sie auf der andern Seite der Frau Recht gaben und sie bedauerten, daß sie solche Angst um ihren Mann auszustehen habe. Den eigentlichen Grund konnte natürlich Niemand errathen.

Gegen Mitternacht war man des Feuers Herr geworden, die Leute verliefen sich; auch Frau Christiane kehrte nach Hause zurück, Adam aber und noch Einige wachten bei den rauchenden Trümmern. —

Am andern Tage ließ der Faktor Stürmer den Meister Adam vor sein Bett rufen. Er lag vor Angst und Schrecken über die gestrigen Vorgänge krank und schwach darnieder. Seine Züge waren bleich und angegriffen, eine tiefe Erregung sprach aus ihnen, doch schien der Grund davon mehr in einer milden Stimmung zu liegen Es war augenscheinlich, daß die Schreckensnacht mit ihren Beispielen von Edelmuth seitens Derjenigen, die Ursache hatten, ihm zu fluchen, einen tiefen Eindruck auf Stürmers Gemüth gemacht hatte, und daß die Eisrinde der Hartherzigkeit, Lieblosigkeit und Habsucht, die sein Herz umspannte, zersprungen war und vor Regungen der Beschämung und Reue zu zerschmelzen begann.

Er reichte dem herantretenden Adam die matte Hand und sagte voller Bewegung:

„Adam, ich habe Euch viel zu verdanken, wie ich selbst gesehen habe und mir berichtet worden ist, und ich gestehe, daß ich von Euch so etwas nicht erwarten konnte, da ich Euch oft und gestern noch sehr hart behandelte."

„Was ich that," antwortete Adam, „war weiter nichts, als meine Pflicht als Mensch und Christ, Herr Stürmer."

„Ihr thut mir weh, indem Ihr dies sagt," sprach der Faktor; ich fühle und habe es ganz erkannt, wie sehr ich zeither diese Pflicht mit Füßen getreten habe. Gerade Euch will ich's gestehen, weil Ihr mich am meisten beschämt habt. Aber es soll nun anders zwischen uns werden. Ihr wißt, was ich meine, Adam."

„Schonen Sie sich doch, Herr Stürmer, Sie sind matt und angegriffen, und leicht könnte Ihr Unwohlseyn bedenklicher werden," bat Adam, den es dauerte, daß sich der alte Mann in seinem hinfälligen Zustande ein so peinliches Selbstgeständniß auferlegen wollte. „Ich verstehe, was Sie thun wollen," setzte er hinzu, „Gott wird Sie dafür segnen!"

Der Faktor sank in seine Kissen zurück und nickte ihm mit einem Lächeln voll Dank und Zufriedenheit zu, einem Lächeln, was lange, lange Jahre nicht über sein Gesicht gekommen war. Meister Adam aber entfernte sich still in der freudigen Gewißheit, daß nun die Erlösungsstunde von dem unseligen Drucke, in dem er und seine Brüder sich zeither befunden, geschlagen habe, und ging, um diesen die freudige Kunde zu überbringen.

Der Prophet.

(Große romantische Oper in 5 Akten, nach Scribe von Rellstab. Musik von Meyerbeer.)

Welch ein Gemisch von Gruppen läßt uns
dort die bunte Bühne schauen?
Goldsmith.

Dieses lang ersehnte Werk ist bereits stark im Angriff und soll am 25. Februar zum ersten Male über unsere Bühne gehen. Frankfurt ist die dritte deutsche Bühne, *) welcher der Komponist gestattet, diese Oper zu geben. In diesen paar Worten liegt das ganze Gewicht einer Namens-Superiorität, um welche manchek deutsche Tonkünstler, nicht minder mit der Musen Milch genährt, Herrn Meyerbeer beneiden wird. Ueber die Musik werden wir ein unparteiisches Urtheil abgeben, sobald wir sie gehört haben. Vorläufig sey der Handlung erwähnt, um die Theaterbesucher auf einen Standpunkt zur Würdigung der Komposition zu stellen.

Der erste Akt spielt bei Dortrecht auf dem Gute eines Grafen von Oberthal. Seine Unterthanen, von einem herumstreifenden Trifolium von Anabaptisten zur Opposition aufgeregt, finden zur offenen Emeute nur noch keinen offenbaren Grund. Dieser soll sich jedoch bald finden. Die Apostel der neuen Lehre heißen Jonas, Mathiesen und Zacharias. Sie durchstreifen das Land unter dem Gesang: Iterum ad salutares undas, ad nos, in nomine domini, ad nos venite populi! und predigen über Kommunismus, über Abschaffung der Obrigkeit, der Zehnten u. s. w. Mittlerweile erscheinen Fides, die Mutter des Gastwirths Johann von Leiden, und Bertha, dessen verlobte Braut, vor dem Grafen, um dessen Consens zu der Heirath zu erbitten. Der Graf aber, der um eine Scene früher die Prädikanten fortjagen ließ, findet selbst Geschmack an der schönen Braut, läßt beide Frauen auf seine Burg führen — der Gesang der drei Schwarzen ertönt wieder in der Ferne — und somit wäre der erwünschte Funke ins Pulverfaß gefallen.

Der zweite Akt führt uns den Helden der Oper vor. Ein schlichter Gastwirth, der seine Gäste, unter diesen die drei Verhängnißvollen, bedient, welchen aber Johanns Aehnlichkeit mit dem wunderthätigen Bilde des Königs David im Münsterlande auffällt. Diese Aehnlichkeit zu ihrem Zwecke zu benutzen, und wohl unterrichtet, daß er Schwärmer, tapfer und bibelfest sey, wollen sie ihn, den durch einen prophetischen Traum bereits aufgeregten, zum Könige von Zion machen. Doch zieht er den friedlichen Herd dem neuen Reiche vor, und weiset die Proselytenmacher ab. Da stürzt seine Bertha in das Zimmer, sie ist entflohen und wird verfolgt. Johann verbirgt sie, und des Grafen Schergen, Fides in ihrer Mitte, füllen die Scene. Da der Sohn die Braut zu überliefern sich weigert, wird die Mutter mit dem Leben bedroht. Da siegt des Sohnes Kindesliebe, und er — überliefert seine Geliebte. Diese Katastrophe aber hat über sein Leben entschieden, und seine Losung kann nur Rache seyn, weßhalb er sich nun, alle irdischen Bande abstreifend, freiwillig den Schwarzen hingibt. Nicht mehr darf er die schlafende Mutter umarmen, er wird von den Unvermeidlichen gewaltsam fortgezogen.

*) In Hamburg fand die erste Darstellung des Propheten am 24. Januar d. J. statt, und in Dresden die zweite zum Geburtstage des Königs von Sachsen.

Digitized by Google

Im dritten Akte sehen wir die Würfel gefallen, denn die Anabaptisten haben das Volk frei gemacht, den Adel ermordet und seiner Besitzthümer beraubt. Nicht minder aber lastet die Schreckensherrschaft auch auf dem Volke, das seinen Unterdrückern und selbst dem Propheten flucht, welcher, obgleich das Werkzeug Anderer, nichtsdestoweniger doch auch wieder der Diktator seiner Sekte ist. Wie hier moralische Kontraste, so häufen sich in diesem Akte die scenischen, und die Ereignisse folgen mit Blitzesschnelle aufeinander. Die Dekoration zeigt uns das Lager der Aufständigen in einem Walde im Westphalenlande und im Hintergrunde einen zugefrornen See. Kampfgetöse, gefangene Patrizier, Weiber und Kinder, hier das Geschrei: „Blut und Rache!" dort ein „Te deum laudamus", gleich darauf Schlittenfahrten, Eisläufe und Schlittschuh-Volksfeste, dann ein nächtlicher Ueberfall der Stadt Münster, das Alles in eine Nußschale zusammen zu drängen, war für den unerschöpflichen Scribe eine Kleinigkeit. Ein Flüchtling, vor den finstern Propheten geführt, ist Graf Oberthal. Von diesem erfährt Johann, daß die todtgeglaubte Bertha (denn man befürchtet ihren freiwilligen Tod in den Fluthen) wieder gerettet und sich in Münster befinde, wohin er, der reuerfüllte Graf, sich so eben begeben wolle, um ihre Vergebung zu erflehen. In diesem Augenblicke wilde Aufregung im Lager. Die Anabaptisten haben eine Schlacht (gegen Johanns Willen unternommen) verloren, stürzen nun herbei und rufen: Tod dem falschen Propheten, er hat uns verrathen! Aber ein Blick, ein Wort von ihm genügt, daß Führer und Heer vor dem Erwählten auf die Kniee fallen. Nun fehlt es nicht an Chorälen, Fanfaren des Feindes, an Psalmen und kriegerischen Triumphgesängen, und kampfesmuthig ordnet sich das Heer zur Erstürmung Münsters; der hochbegeisterte Seher deutet nach dem Hintergrunde, und — wie Bagdad vor dem Liliencepter Oberons erscheint — so schwindet jetzt der Nebel, und die unglückliche Stadt Münster zeigt ihre Thürme im Goldesglanz der Sonne.

Im vierten Akt entwickelt sich mehr ein psychologisches Curiosum, eine Mystification, worin Fides die Hauptfigur bildet. In dem gefallenen Münster, wo nun der Prophet als König des neuen Israels gekrönt werden soll, begegnen sich Fides als Bettlerin, Bertha als Pilger, unwissend, wer der eigentliche Prophet sey, und den Tod Johanns betrauernd. Jene flucht dem Tyrannen, diese will den Tod des Geliebten an dem Mörder rächen. Im Innern des Domes aber — dem Mittelpunkte von Prunk und dramatischen Effekten concentriren sich alle Kräfte. Hier ist der eigentliche Schwingungsknoten der ganzen Oper, die Krönungsfeier mit ihren Zügen und allen Emblemen königlicher Pracht. Die Mutter, welche im Vordergrunde des Himmels Rache auf den Fluchwürdigen herabruft, erkennt den Sohn, von Trabanten umgeben. Welch ein Wiedersehen! Johann aber muß sie verläugnen, sollen die Dolche der Schwarzen sie nicht treffen. Er hat die Aufgabe zu lösen, der Mutter Leben und seinen Wunderruf zu retten. Der Gekrönte des Herrn, der neue Heilige, darf keines Menschen Sohn seyn! Er erklärt sie daher für irrsinnig, gebietet ihr nieder zu knieen, und beschwört den Geist des Herrn auf sie herab. Durch seinen starren magnetischen Blick zwingt er endlich die Widerstrebende, seine eigene Gefahr zu errathen, denn er weiht seine Brust den ringsum gezückten Waffen. Wenn sie ihn ferner Sohn nennt, ist er das Opfer. Sie muß ihn also verläugnen, wie er sie verläugnet hat. Mit dem Ausruf: Ich habe kein Kind mehr! bricht die gequälte Mutter besinnungslos zusammen. Die Bewaffneten fallen nun dem erhabenen begeisterten Seher anbetend zu Füßen, und mit dieser drastischen Gruppe schließt dieser Akt.

Ist es möglich, die holden Wirren dramatischer Effekte noch zu vermehren, so geschieht es im fünften Akt. Hier erwachen die menschlichen Gefühle des Propheten. Er wirft die falsche Heiligkeit, die blutbefleckte Krone von sich und erfleht der Mutter Vergebung, welche im Kerker schmachtet. Indem sie ihm endlich vergibt, erscheint auch Bertha, beglückt im Anblick des Geliebten, in welchem sie indeß den Propheten immer noch nicht ahnet. Hier entwickelt sich nun, daß sie in Erfahrung gebracht hat, der Palast des Sehers sey unterminirt und solle in die Luft gesprengt werden. Sie selbst hat dem Tyrannen den Untergang geschworen, und indem sie nun Fides und den Geliebten auffordert, mit ihr zu fliehen (denn als Tochter des Schloßvoigts ist ihr ein unterirdischer Ausgang bekannt) erscheint ein Krieger Johanns und entdeckt ihm, daß man eine Verschwörung gegen ihn beschlossen habe, ihn dem Kaiser inmitten eines Festgelages auszuliefern. Somit erkennt Bertha in dem fluchbeladenen Feind ihren Geliebten, und gibt sich selbst den Tod. Johann kann nach dieser Scene sich nur selbst optern. Er empfiehlt den ihm übrig gebliebenen Freunden der Mutter Rettung, und beschließt, was in der Schlußscene folgt.

Die verwandelte Bühne zeigt uns nun das glänzende Festgelage der Wiedertäufer, und Johann auf seinem Thron. Hier hat Scribe noch einmal alle Register gezogen und wieder Kontraste aufgehäuft, denn unter sinnberauschenden Genüssen dringt der Bischof von Münster, der Churfürst mit Rittern vom kaiserlichen Heere auf die Scene. Aber der Tyrann, den sie suchen, hat die Gitter schließen lassen, und wie er selbst sagt: den Festsaal in ein Grabgewölbe verwandelt, denn Qualm und Flammen dringen überall hervor, Alles will flüchten — allgemeiner Schrei des Entsetzens — und mit furchtbarem Gepraffel stürzt der Palast ein. Da nun nichts mehr übrig bleibt, so bleibt auch uns nichts mehr zu wünschen übrig. C. G.

Das deutsche Theater.

Ein langjähriger Leser der „Zeitung für die elegante Welt", welcher sich viel mit dem Theaterwesen beschäftigt, die größten Schauspieler und Sänger fast alle persönlich kennt und bewandert in der dramatischen Literatur ist, hat am Ende des vergangenen Jahres herausgebracht, daß Deutschland jetzt 123 Theater besitzt, auf welchen nicht weniger als 1982 Schauspieler, 213 Sänger, 197 Sängerinnen und 1416 Schauspielerinnen agiren. Die Zahl sämmtlicher an den deutschen Bühnen beschäftigten Personen gibt er auf 13,200 an. Unter den Sängerinnen befinden sich 12, die im Auslande gebildet sind. Unter den Schauspielern gewahrt man einen Grafen, 2 Freiherren und 36 Adelige. Der Herr Graf gehört einer reisenden Gesellschaft an. Sogar unter den 120 Souffleurs (inkl. 8 Souffleusen) erblickt man 4 Adelige. Von den gestorbenen Schauspielern hinterließ ein solcher 11,000 Gulden Schulden, während ein ebenfalls zu seinen Vätern gegangener Theater-Portier seinen Erben außer einer hübschen Wirthschaft noch 8000 Thaler in Papieren und baarem Geld hinterließ. An einem Hoftheater wurden vom Februar bis Mitte December 17 Heiserkeiten der Sänger angemeldet und im Ganzen vom Theaterarzt 32 Krankheitsatteste ausgestellt. An einer Bühne mußte in 6 Monaten der Vorhang im Laufe des Stücks siebenmal wegen Ohnmacht und sonstigen Unwohlwerdens herabfallen. Dann — man staune — gibt es an einem der größten deutschen Hoftheater, wo der Hof jährlich 70—80,000 Thaler zuschießt, unter den Kammermusikern etliche mit einer Jahresgage von 150 Thalern, mithin gerade so viel Gehalt, als ein Ofenheizer bezieht, der an diesem Theater mit dem Titel „Temperateur" fungirt. Auffällig ist es, daß im vergangenen Jahre nur zwei Kontraktbrüche stattgefunden, nämlich an größeren Theatern; ein Beweis, daß die Engagements rarer denn jemals. Was die Einnahmen der dramatischen Dichter betrifft, so stellt unser Sammler die Frau Birch-Pfeiffer oben an und schlägt ihr Gesammthonorar mit Inbegriff der Berliner Tantième auf

Digitized by Google

2800 Thaler an. Unter den Intendanten befindet sich einer, welcher in einem Briefe an einen dramatischen Dichter das Wort Drama mit dem harten T schrieb und Weber's „Euryanthe“ eine Jugendarbeit zu nennen beliebte. Bei der Regieführung gibt es auch drei Regisseurs der Parodie, und eine der Direktion vorgelegte Seilerrechnung wurde erst dann bezahlt, nachdem sie der „Versenkungsmeister“ geprüft und für richtig befunden hatte. Laut einer Kaufmannsrechnung für eine Schauspielerin zu St. (welche dieselbe aber nicht aus ihrer Tasche bezahlt) hat diese Dame bis Ende November für 200 Thaler Glaceehandschuhe verbraucht. Am Schluß seiner Zusammenstellung gibt der Sammler und Berechner auch noch die ungefähre Totalsumme der Schulden all' dieser Männer an. Man erlasse uns die Angabe dieser Summe zu Nutz und Frommen ferneren Kredits; sie erreicht eine schauderhafte Höhe.

Mannichfaltigkeiten.

(Reutlingen, 16. Febr.) In Pfullingen hat sich gestern ein gräßliches Unglück zugetragen. In der oberen Papierfabrik spielte auf dem Boden, wo die Lumpen sortirt werden, der siebenjährige Knabe des Besitzers Z. in der Nähe zweier eisernen durch Kammräder ineinandergreifenden Wellen, welche mit der im unteren Boden befindlichen Maschine verbunden, im raschesten Schwunge begriffen waren. Plötzlich wird das Kind am Kleid erfaßt und zwischen die Walzen hineingerissen, eine junge Arbeiterin sieht's, greift schreiend zu, das Kind zu retten, im Augenblick ist auch sie verwickelt, das Bein ihr aus dem Leibe gerissen und bald sind es nur noch zerrissene, gequetschte Gliederstücke von Mädchen und Kind, an denen die Maschine fortwüthet, bis sie zum Stehen gebracht wird. Die Leichen waren so unkenntlich, daß man erst nach Abzählen der Arbeiterinnen die Fehlende als die Verunglückte bezeichnen konnte, die älteste, zwanzigjährige Tochter einer braven Familie. Die Glieder des Kindes mußten stückweise von den Rädern abgelöst werden. Die Erschütterung und Theilnahme ist allgemein.

Ein Stockholmer Blatt erzählt folgende Anekdote: Einer unserer Gelehrten, Berzelius, kam von Palästina nach Rom und befand sich in dürftigen Umständen. Er klagte seine Noth einem der gelehrten Kardinäle und bat ihn um eine Unterstützung. Der Kardinal rieth dem Berzelius, er solle eine kleine Partie des Strohes zum Verkauf annonciren, auf welchem die Mutter Gottes mit dem Kinde in Jerusalem geruhet habe, und als Berzelius ihm den Einwand machte, er habe kein solches Stroh von Jerusalem mitgebracht, entgegnete ihm der Kardinal lächelnd: „In Rom ist kein Mangel an altem Stroh.“

Saphir fragt im Humoristen: Mit dem „Einrücken“ der österreichischen Truppen in Sachsen werden auch preußische einrücken; wie wird's mit den „Insertionsgebühren“ aussehen?

Die politischen Zustände Italiens sind noch immer sehr traurig und die Ruhe ist in diesem schönen Lande nur äußerlich hergestellt. Man fürchtet das Gesetz und die Gewalthaber, aber man liebt sie nicht und überall sind Zündstoffe aufgehäuft, die über lang oder kurz neues Unheil bringen werden. Oesterreich hat Italien erobert aber noch keinen Fuß breit festen Boden gewonnen. Hinter den Verordnungen muß gleich die Polizei oder das Militär stehen, sonst wird nichts befolgt. Der Haß läßt sich wohl bändigen, aber nicht regieren.

Patriotisches Zwiegespräch eines Pärchens auf dem letzten Hofmaskenballe in G.:

Der Herr: Eine flotte Deutsche ist mir lieber als eine deutsche Flotte.

Die Dame. Und mir ist ein deutscher Freier lieber als ein freier Deutscher.

Korrespondenz.

Von der Lahn.

Als ein nicht uninteressanter Beitrag zur Beleuchtung der in den letzten Jahren in Deutschland und insbesondere im Herzogthum Nassau verhandelten Frage über Trennung der Schule von der Kirche dürfte nachstehender Vorfall gelten, welcher in jüngster Zeit in dem Flecken Villmar bei Runkel sich ereignete. Der Pfarrvikar N—ll daselbst, wahrscheinlich angetrieben von überströmendem Selbstgefühl geistlicher Sanftmuth und liebevoller Hinneigung zu Kindern, fand, als er den Schülern der dortigen Elementarschule Religionsunterricht ertheilte, Gelegenheit, seine genannten Eigenschaften in eklatanter Weise geltend zu machen, indem er einen 12jährigen Knaben, weil dieser sich mit seinem Nachbar gegenseitig über eine Aufgabe aus dem Katechismus besprach, mit solch roher Gewalt Ohrfeigen gab, daß durch Zersprengung des Trommelfells der Knabe auf der rechten Seite taub wurde. Auf die hierauf von dem Vater des Knaben dem Vicar gemachte Vorstellung über die traurige Lage jenes, erwiederte der geistliche Herr nur mit Verachtung; im Uebrigen habe er schon so Manches durchgefochten und werde deshalb auch mit ihm fertig werden. Unter diesen Umständen fand der Vater des Knaben sich veranlaßt, bei herzogl. Justizamte zu N—t—l auf förmliche Untersuchung anzutragen, welche aber bei der selbstgerühmten Eigenschaft des Herrn Vicar in Durchführung von Streitigkeiten, den Erfolg hatte, daß die Untersuchung, ohne nur einen von dem Vater des Knaben vorgeschlagenen Zeugen zu vernehmen, amtlich niedergeschlagen wurde. Nicht befriedigt, seine geistliche Autorität in obiger Weise gehandhabt zu haben, nahm jener Priester ferner die Gelegenheit wahr, denselben Knaben kurz nachher, als dieser ihm in der Kirche beim Meßopfer diente, angeblich eines kleinen Versehens wegen, sofort hinter dem Altare tüchtig durchzuprügeln — ohne Zweifel zur Entschädigung für das verlorne Gehör. — Die Beurtheilung der Frage: ob nach solchen, durchaus nicht einzeln dastehenden Vorkommnissen der wieder kühn aufstrebenden Priesterherrschaft von Seiten der Ständekammern und Staatsregierungen in Deutschland Vorschub zu leisten und namentlich ihrem Despotismus Lehrer und Schüler preiszugeben seyen, überläßt Einsender Dieses dem Publikum und Denjenigen, in deren Hände diese für die Menschheit so wichtige Entscheidung gelegt ist.

Sonntag, 24. Febr. Eröffnung des zweiten Quartett-Cyclus der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus A moll von Franz Schubert. 2) Quartett aus D dur (Nro. 7) von Mozart. 3) Auf Verlangen wiederholt: Quartett aus E moll von Mendelssohn. Abonnements-Billets zu fl. 4, sowie einzelne Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag bleibt das Theater wegen Vorrichtungen zu der Oper: „Der Prophet“, geschlossen.

Samstag, 23. Febr. Vatersorgen, komisches Zeitgemälde in 3 Abth. von H. v. P. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule, Vaudeville-Posse in 1 Akt nach dem Französischen von W. Friedrich.

Sonntag, 24. Jan. Mazarin, historisches Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch Pfeiffer.

Montag, 25. Febr. (Zum ersten Male): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 47. Samstag, den 23. Februar 1850.

Jasmina.

(Auszug aus dem Tagebuch eines Unbekannten.)

„Den 10. Juni 1831. Endlich bin ich in Algier. Ich habe eine reizende Wohnung in einer Sackgasse der Straße Pregnard; ich bin da allein, ganz allein: eine fünf Fuß hohe Mauer trennt meine Terrasse von der eines alten Mauren, der zwei Töchter hat, die eine von elf, die andere von vierzehn Jahren.

Die zauberischen Kinder! ich sehe sie oft umherschwärmen, des Abends, wenn die Luft vom Meere weht. Aber ich muß mich verstecken wie ein Spion, die kleinen Wilden fliehen vor dem Blicke gleich der raschen Gazelle. Das einzige Mittel, sie zu halten, ist, daß man sie nicht zu bemerken scheint. Frauen und Kinder wollen vor Allem, daß man sich mit ihnen abgebe. Es bleibt dabei, ich werde nicht auf meine Nachbarinnen achten.

Den 11. Juni. Mein Roman geht fort. Meine kleinen Koketten sind empfindlich. O Frauen, Frauen, wie sehr seyd Ihr überall Frauen! Haben sie mir nicht diesen Morgen einen herrlichen Strauß zugeworfen? Dies schöne Andenken ist wie eine Mahnung vor mir niedergefallen. Ich zog mich zurück, und man will mich wieder rufen. Es sey!

Wenn ich jedoch darüber nachdenke, finde ich den Schritt etwas sehr verwegen für zwei im Christenabscheu erzogene Kinder — denn unser Blick schon macht die Muselmänner aussätzig. Allein der Verkehr ist nun einmal angeknüpft, ich habe nicht den Muth, die Fäden zu zerreißen. Es kommt jetzt nur darauf an, die Gelegenheit zu wahren.

Den 13. Juni. Nun sind meine kleinen Wilden gezähmt: sie plaudern mit mir; ihre lingua franca vergnügt mich ungemein. Es ist ein Gemisch von Italienisch, Französisch, Spanisch, Alles, was man will. Ich möchte sie den ganzen Tag schwatzen hören.

Wie widerlich ist mir diese ihr Gesicht umschließende weiße Leinwandmaske und der häßliche Umwurf, welcher sie wie ein Leichentuch verhüllt! Ich sehe ihre Züge nicht, und weiß gewiß, daß sie hübsch sind. Ihre Bewegungen sind so leicht, ihre Haltung so voll Grazie, und dann Hände und Füße von Patrizierinnen: da ist altes Maurenblut, Blut von Granada-Mauren; diese Zeichen können anderwärts trügen, aber hier, in Afrika, nimmermehr.

Den 14. Juni. Die Neugierde treibt die Frauen weit. Ich weiß ihre Namen. Die Aelteste heißt Jasmina (Jasminblüthe), und die Jüngere Zora. Sie haben mir das Alles heute Morgen in ihrer Frankensprache gesagt, die mir so wohl gefällt. Jasmina verlangte, mein Haus zu sehen. Ich hätte es verweigern sollen, denn zwischen Muselmännin und Christ liegt ein Abgrund. Ich habe diesen traurigen Muth nicht gehabt. Ich liebe diese Kinder, ich, der ich nichts mehr zu lieben wähnte. Sie werden heute um Mitternacht kommen. Ich zittere, wie bei meinem ersten Stelldichein.

Den 15. Juni. Sie sind gekommen. Um Mitternacht hörte ich ein leichtes Geräusch, aber wie leicht! gleich einem Vöglein, das durch seine Käfigthüre dringt. Ich vermöchte nicht zu sagen, ob sie wandelten: ich habe sie nur geschaut, weiß, anmuthig, wie ein Sommernachtstraum. In einigen Sekunden war Jasmina da; sie hatte ihre kleinen Füße auf einen Blumennapf gesetzt, ohne ihn nur zu erschüttern, mit der Leichtigkeit einer Schwalbe, hatte ihn zur Brücke gemacht, um das Haus zu erreichen.

Ich habe sie auf die weiße duftende Stirne geküßt. Sie ließ es geschehen — schlichte, unschuldsvolle Natur!

„Tonir la candella dans la casa de toi?“ fragte sie mich.

„Si,“ war meine Erwiederung.

„Zora, venir, sami, sami.“

„Venir.“

Das kleine Mädchen, die elfjährige, hat sich genähert. „Sicher komme ich nicht,“ sprach sie.

„Warum willst Du Deine Schwester nicht begleiten?“ —

„Weil.“

„Das ist kein Grund. —“

„Es ist meiner. Wo ein Feind droht, braucht man eine Wache zum Hüten. Ihr kennt das Land nicht, und wißt nicht, was Mauren sind. Wenn man uns bei Christen träfe, wäre kein Verzeihen für uns. Laßt sehen, gebt mir ein Fadenröllchen. Ich binde ein Ende an das Haar meiner Schwester, das andere mir an die Hand. Wenn sich etwas blicken läßt, ziehe ich an dem Faden. Sey nicht faul, Jasmina, Du kennst die Gefahr, Du. —“

Eine plötzliche Reue flog durch meine Seele. Ich stellte also diese Kinder einem wirklichen Wagniß bloß. — aber welches Wagniß konnte es für Kinder geben?

Gesagt, gethan. Zora blieb als Schildwache auf der Terrasse. Jasmina trat schüchtern, verlegen, vor Allem staunend, in meine Stube.

Der holde kleine Engel! Gott sey gesegnet, daß er ihn zur Erde sandte! Sie hatte die Maske abgenommen. Das Kerzenlicht beleuchtete ihr anmuthiges Gesicht. Wie naiv war sie in ihrer Neugierde! Sie nahm ein Album von Karrikaturen und lachte laut auf. Sie fragte mich, in welchem Lande man diese frazzenhaften Wesen fände. Ich hütete mich wohl, ihr zu sagen, daß es Gestalten von Franzosen seyen, durch Franzosen gezeichnet. Sie schien ganz hingerissen von einem Musikkästchen. Ich bot es ihr an; sie hätte es angenommen, und schon streckte sie das Händchen danach aus, aber sie bedachte, daß ihr Vater sie befragen würde, von wem sie dies Christengeräthe erhalten, und

Digitized by Google

wies es zurück. Sie hätte es überdies nicht zu verbergen gewußt, und es zu gebrauchen war unmöglich.

Es ist doch etwas Schönes um solch ein Kind, rein, voll Einfalt, ohne Künstelei! Kein Korset, um die Taille zu drükken oder zu entstellen. Ihre halb entblößten Füße, ihre Arme, die ein faltenreicher Flor gewahren läßt, ihre Hände haben eine Weichheit der Linien, wovon man sich bei uns keinen Begriff machen kann. Ein gold- oder silbergesticktes weißes Gewebe ist über ihre von einem Rosaband gehaltenen Haare geworfen. In ihre langen schwarzen Flechten hat sie eine Jasmin gesteckt — ihr Wappen, ihr Sinnbild, die Blume, deren Name sie trägt. Ihre Pantalons sind von Brokat, ihr Gürtel von weiß und rother Seide. Ein Korallenschloß hält an ihrem Halse die Falten einer kaum bis an die Knie reichenden Tunika von glattem Mousseline zusammen. Es ist ein Traum aus tausend und einer Nacht, ein himmlischer Schutzgeist des Kalifen Aroun-al-Raschid.

Ich betrachtete sie wie einen Traum von Glück, der nur einmal kommt, und sagte mir, daß der erste beste Turbanträger, der etwas Geld besitzt, diesen meinen Traum kaufen könne; diesem Ersten Besten fluchte ich zum voraus. Auf einmal bewegte sich der an Jasmina's Haare gebundene Faden stark. Flugs springt das Mädchen auf die Gallerie, eilte die Stufen hinab und steigt über die Terrasse und die Scheidemauer. Eine Minute später hörte ich die Thüre schließen. Darauf keine Stimme, kein Geräusch, nichts mehr. Mein Glück ist davon geflogen. Wird es wiederkehren?

Den 15. Oktober. Ich habe einen Tag, zwei Tage gewartet, Jasmina kam nicht wieder. Jetzt sind vier lange Monde vergangen, vier Monde voll Qual und brennendem Fieber. Was ist aus ihr geworden? Wo nach ihr forschen? Ich frage die Leute aus und Niemand kann mir antworten. Die Mauren verlassen ihre ländlichen Wohnungen und kehren in die Stadt zurück; die Juden bereiten sich, ihre symbolischen Rohrhütten zu bauen; Jasmina's Haus ist immer noch öde. Sollte der alte Maure Algier mit dem Oriente vertauscht und ein von Christen entweihtes Land verlassen haben? Ich weiß nicht, was ich denken soll.

Den 17. Oktober. Ich hielt es daheim nicht mehr aus, ich bin weggegangen. Vom Fieber getrieben, irrte ich, gleich einem Trunkenen, durch die untern Stadtviertel, als ich bei der Wendung in eine einsame Straße meinen Arm von Jemand berührt fühlte. Ein maurisches Kind, das hinter einer Art von Duenna schritt, warf mir im Vorübergehen und ohne zu verweilen, die Worte hin: „Um Mitternacht auf der Terrasse. —"

Es war Zora, ich habe sie erkannt. Aber warum allein? Was hat sie mit ihrer Schwester angefangen? Gleichviel, ich werde hingehen, Jasmina wiedersehen — sind beide Kinder nicht unzertrennlich? Jasmina wiedersehen — welch Glück! ich leide schon so lange.

Den 30. Oktober. Ich weiß nicht, woher ich den Muth nehme, dies Tagebuch fortzusetzen. Und doch muß es geschehen, damit man die Triebfedern meiner Handlungsweise erfährt. Ich nehme meinen traurigen Bericht wieder auf, schreibe in einem Zuge, um diesmal zu Ende zu kommen.

(Schluß folgt.)

Sir John Franklin.

Die „Times" veröffentlicht Folgendes über neue Bestrebungen, um die Spuren der Expedition des Sir J. Franklin aufzufinden:

Alles, was der Eifer und der Scharfsinn der Menschen nur erdenken kann, soll nun versucht werden, um Sir John Franklin und seinen Reisegefährten Hülfe zu bringen. In Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Wunsche hat die Admiralität zum zweiten Male zu diesem Zwecke die Schiffe „Enterprice" und „Investigator" unter dem Kommando des Kapitäns Collinson abgehen lassen. Diesmal werden diese Fahrzeuge ihre Forschungen von einer andern Seite beginnen, indem sie gegen Westen in die unwirthliche Region des Nordpols vordringen. In den Instructionen, welche dem Kapitän Collinson gegeben wurden, ist der Weg, den er zu verfolgen hat, bis zum Monat August nächsthin bezeichnet, zu welcher Zeit er die Behringsstraße passirt haben wird. Eine kurze Uebersicht der getroffenen Vorsichtsmaßregeln wird zeigen, daß man nichts vernachlässigt hat, um den Erfolg seiner Sendung zu sichern. Kapitän Collinson wird das Oberkommando über beide Schiffe führen, welche auf drei Jahre verproviantirt sind, die Lebensmittel nicht gerechnet, welche für die Expedition des Sir John Franklin bestimmt sind. Beide Fahrzeuge sind überdies mit Allem versehen, was die Equipagen gegen die Gefahren und die rauhe Witterung schützen kann, die sie in den nördlichen Meeren erwarten.

Kapitän Collinson begibt sich zuerst nach dem Vorgebirge Virgins, wo er ein Dampfboot findet, das ihn durch die magellan'sche Meerenge ins Schlepptau nimmt. Dann richtet er seinen Lauf nach Valparaiso, von da nach den Sandwichsinseln, wo die Schiffe „Herald" und „Plover" zu ihm stoßen. Er begibt sich mit denselben sofort auf den Weg, um im Juli in der Behringsstraße so einzutreffen, daß er mit dem 1. August bei dem Polareise ankommen kann. Von da an wird Kapitän Collinson mit den unter seinen Befehlen stehenden Schiffen seine Forschungen drei Jahre lang fortsetzen. Er wird einen Theil seiner Equipagen nach allen Richtungen hin aussenden, wo er glaubt, Spuren von Sir John Franklin finden zu können. Diese Nachsuchungen haben sowohl zur See als zu Land statt. Es ist zu hoffen, daß diese Bestrebungen einen bessern Erfolg haben werden, als die neulichen des Kapitän Roß, welcher unglücklicherweise zu früh von dem Polareise eingeschlossen wurde, so daß er in seinen Bemühungen gehemmt wurde, als diese zu versprechen schienen, ihn zu einem Resultate zu führen. Diese Hoffnung gründet sich auf die Möglichkeit, daß die Schiffe des Sir John Franklin von dem Eise umschlossen wurden, als er sich nach Westen in der Richtung von Bathurst und den Melville-Inseln begeben wollte, und daß sie sich gegenwärtig noch dort befinden. Diese Vermuthung gewinnt einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß das Eis während der letzten Winter sich in dieser Region aufgehäuft hat. Die folgende Stelle der von der Admiralität dem Kapitän Collinson ertheilten Instruktionen stellt heraus, worauf sich die Hoffnung eines bessern Erfolgs gründet. Sie lautet:

„In Betracht, daß die in den letzten zwei Jahren gemachten Anstrengungen, um dem „Erebus" und „Terror" zu Hülfe zu kommen, ihren Zweck allem Anscheine nach durch den Umstand verfehlt haben, daß es unmöglich war, sich den Inseln Parry, wegen der Anhäufung des Eises in dem obern Theile der Meerenge Barrow, zu nähern; in Betracht der Möglichkeit, daß die nämlichen Hindernisse nicht zugleich im Osten und Westen des arctischen Meeres vorwalten, haben wir beschlossen u. s. w."

Die Instruktionen des Kapitäns Collinson erinnern ihn zugleich daran, daß seine Forschungen keinen wissenschaftlichen Zweck haben, und daß seine Sendung sich ausschließlich darauf beschränkt, Spuren von Sir John Franklin zu entdecken. Alles scheint übrigens anzuzeigen, daß dies der letzte Versuch sey, der zur See gemacht wird, und daß, wenn dieselben zu Lande fortgesetzt werden sollten, man sich auf die Bemühungen und die Wachsamkeit der Jäger im Dienste der Hudsonsbaycompagnie verlassen müßte.

Aber auch auf andere Weise entwickelt die britische Admira-

Digitized by Google

lität einen lobenswerthen Eifer, um über das Schicksal dieses Seefahrers Aufschlüsse zu erhalten. So berichtet das „Morning-Chronicle“ von einer neuen Expedition unter den Befehlen des Kapitäns Austin, welche die Davisstraße, den Lancastersund, die Barrowstraße, die Melvilleinsel u. s. w. absuchen soll. Viele Offiziere haben sich dieser Expedition freiwillig angeschlossen, unter ihnen auch Kapitän William Peel, Sohn von Sir R. Peel. Ebenso hat die Admiralität längs der sibirischen Küste Schriften in russischer Sprache verbreiten lassen, in welcher die Offiziere der russischen Gesellschaft für den Pelzhandel, sowie alle übrigen russischen Unterthanen eingeladen werden, derjenigen Mannschaft von den Equipagen des Sir John Franklin, welche ein glücklicher Zufall in jene Gegenden geführt haben könnte, Hülfe und Beistand angedeihen zu lassen. Den Eskimos und andern Eingebornen sind ebenfalls Belohnungen zugesagt für den Fall, daß sie über diese englischen Seeleute Auskunft geben können oder ihnen Unterstützung angedeihen lassen. B.

Die Eisenbahnen des Continents.

Mit Ende des Jahres 1848 war der Stand der Eisenbahnen des Continents, sowohl was den Bau, als was die Kosten betrifft, folgender: In Oesterreich waren bis dahin beiläufig 148 Meilen dem Betrieb übergeben und 54 Meilen im Bau begriffen, mit einem Kostenaufwand von nahezu 126 Mill. Fl., wovon 82,500,000 Fl. die Staatskasse und die übrigen 43,500,000 Fl. Privatgesellschaften treffen. — Die Ausdehnung des preußischen Schienennetzes beläuft sich auf etwa 440¼ Meil., wovon 322¼ Meil. mit Ende des genannten Jahres dem Verkehre bereits übergeben waren, und 118 Meilen noch im Baue standen. Das hierzu erforderliche Kapital beträgt 254,550,000 Fl., wovon beiläufig 189,750,000 Fl. bereits verausgabt, mehr als 64,600,000 Fl. aber noch beizuschaffen sind. Zu der obigen Anzahl Meilen ist noch die Länge jener Linien hinzuzurechnen, deren Bau von preußischen Gesellschaften auf nichtpreußischen Gebieten unternommen wurde, und die beiläufig 42¾ Meil. mit einem Baukapital von 24,750,000 Fl. betragen, so daß sich eine Gesammtlänge von 483 Meil. mit einem Kostenaufwand von 279,300,000 Fl. ergibt. Von dieser Summe wurden 209,550,000 Fl. von Privatgesellschaften in Preußen subscribirt, und darauf 194,250,000 Fl. bereits erhoben; der Rest von ungefähr 16 Mill. ist noch aufzubringen. Der Staat selbst hat an diesen Bahnen einen Antheil für ungefähr 63½ Mill., wovon nahe an 14 Mill. bereits ausgegeben sind. Für 46½ Mill. hat der Staat die Zahlung der 3½proc. Interessen garantirt und 16½ Mill. des Kapitals die Priorität gegeben. Die übrigen deutschen Staaten besitzen Eisenbahnen in einer beiläufigen Länge von 508 Meil. mit einem Kapital von 298½ Mill., wovon 97½ Mill. auf Privatgesellschaften fallen. Auf 336 Meil. wurde mit Ende 1848 bereits verkehrt. Die Gesammtlänge aller deutschen Bahnen beträgt somit beiläufig 1150 Meil. und das Totalkapital ungefähr 679½ Mill., wovon 352½ Mill. den Antheil der Staaten und 327 Mill. jenen der Privatgesellschaften bilden. — In Belgien waren mit Ende 1848 106 Meil. Schienenstraßen dem Verkehr eröffnet, deren Erbauungskosten 54 Mill. betragen haben. — In Frankreich wurden bis zur selben Zeit Eisenbahnen in einer Ausdehnung von 298 Meil. bereits befahren, und die darauf verwendeten Kosten waren 487½ Mill. Fl. Die ganze Länge der Eisenbahnen, welche Frankreich künftig durchziehen sollen, dürfte mit 734 Meil., und der Kostenaufwand von Seiten des Staats mit 821,400,000 Fl., jener von Seiten der Privatgesellschaften mit 358½ Mill. nicht zu hoch beziffert seyn. — Es standen also mit Ende 1848 auf dem ganzen Continent nicht weniger als 806 Meil. Eisenbahnen im Betriebe, und das zu deren Erbauung verwendete Kapital erreicht einen Betrag von beiläufig 525 Mill. Fl. Aus diesen Zahlen ergibt sich folgender Durchschnitt des Kostenbetrags für eine Meile Eisenbahn, und zwar: in Oesterreich mit 630,000 Fl., in Preußen mit 584,000 Fl., in dem übrigen Deutschland mit 591,000 Fl., in Belgien mit 834,000 Fl., in Frankreich mit 1,117,500 Fl. (In Großbritannien kommt die Meile durchschnittlich auf 1,366,500 Fl.)

Mannichfaltigkeiten.

Die deutsche Gesammtausgabe der Werke des bekannten englischen Humoristen Boz (Dickens), die im Verlag von B. Lork zu Leipzig erscheint, hat sich bereits bis zu 73 Theilen ausgedehnt. Der neueste Roman jenes eben so geistreichen als fruchtbaren Schriftstellers — Lebensgeschichte und Erfahrungen David Copperfield's des Jüngern — umfaßt drei Theile und erscheint hier in einer Uebersetzung von Julius Seybt. Zur besondern Empfehlung gereichen dieser Ausgabe die beigefügten lithographirten Federzeichnungen des Originals von Hablot K. Browne. Wer ein aus dem Leben des englischen Volkes gegriffenes Bild von dessen gegenwärtigen socialen Zuständen, Sitten und Charakteren zu haben wünscht, dem empfehlen wir das genannte Werk mit seinen anziehenden Illustrationen à la Hogarth. Ganz besonders haben uns „Unser Stand in der Kirche“ und „Der Besuch auf einen Augenblick“ zugesagt. Das anerkannte Talent und der beliebte Humor von Dickens haben sich auch in seinem Copperfield nicht minder als in seinen frühern Schriften bewährt.

(Conradin Kreutzer.) Der liebenswürdige Tonsetzer stand, wie ein aus Rußland Heimkehrender erzählt, auf dem Punkte, nach Wien zurückzukehren, als ihn der Tod ereilte. Der Kaiserstadt gehörte sein bestes Wirken und die blühendste Zeit seines Lebens. 1783 im Badischen geboren, kam er schon 1803 nach Wien, von wo er nach sechsjährigem Studium als Klaviervirtuose seine zweijährige Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien antrat. Er ward 1812 in Stuttgart, 1817 am fürstenbergischen kleinen Hofe Capellmeister, um dann 1822 zum zweitenmal auf längere Zeit nach Wien zurückzukehren. Dort neben Salieri das Orchester am Kärnthnerthor leitend, schrieb er seine beliebtesten Opern Libussa, Cordelia, den Taucher, Fridolin; auch Messen wurden von ihm dort aufgeführt. Seine letzte Oper war das Nachtlager von Granada. Zahlreiche Freunde erwarben sich auch seine vielen Quartette für Männergesang. Gesanglich war Alles, was er schrieb. Seit 1840 hatte er die Kaiserstadt verlassen und war bald am Rhein, bald in Ofen zeitweise als Dirigent thätig.

Man kann die Geister drücken, doch nicht unterdrücken. Die Erfindung der Buchdruckerkunst hat die gesellschaftlichen Zustände verändert; die Presse, eine Maschine, die man nicht mehr zerbrechen kann, wird mit der Zerstörung der alten Welt so lange fortfahren, bis sie eine neue daraus gestaltet hat; sie ist eine Stimme, die für den allgemeinen Gerichtshof der Völker berechnet ist; es ist frevelhaft, gegen den Genius der Geschichte, der die Völker zum Lichte führen will, zu streiten, und wer das rollende Rad des Fortschrittes aufhalten will, der wird von ihm zerschmettert. In Oesterreich werden gegenwärtig ernste Versuche gemacht, die sogenannte schlechte Presse zu unterdrücken und deren Organe unschädlich zu machen. Schlechte Blätter, d. h. solche, die den Interessen der Regierung nicht in die Hände arbeiten, werden verboten, wie dies erst neuerlich mit der „Presse“, zuletzt in Brünn erschienen, geschehen ist.

Digitized by Google

(Wie man zu seinem Gelde kommt.) Zwei thüringische Landleute kommen in einem Wirthshause zusammen. Da der Eine auffallend blaß und elend aussieht, wendet sich der Andere mit der Frage an ihn: „Siehst ja rächt schlächt aus, Fritze, bist'n krank gewäsen?“ — „Nä, das nit, aber do war unser Balbier, där schlächte Kerl, schon lange 25 Groschen schuldig und kunnt nischt von ihm kriegen, do hab' ich mich in 14 Tagen eenmal schröpfen und zwei Adern schlagen lassen, daß ich nur zu mein Gäld kohm.“

(Naive Antwort.) Schullehrer: In wie viel Theile zerfallen die deutschen Grundrechte?

Schüler: In drei.

Schullehrer: Und wie heißen diese?

Schüler: Das kanonische Recht, das Standrecht und das Unrecht.

In der Basler Zeitung sucht ein Frauenzimmer „von bestandenem Alter“ eine Anstellung.

Literatur.

Simplicissimus, der älteste deutsche Roman.

Die eifrige Beschäftigung mit der Literatur gleicht den Wanderungen unternehmender Reisenden in wenig durchforschten Gegenden. Man wird zu immer schöneren Entdeckungen geführt und unter dem Dornengebüsch und wilden Gestrüpp, das leider den Parnassus überwuchert, wird man häufig eine lieblich blühende Blume gewahr, von deren Vorhandensein wir keine Ahnung hatten. Eine solche Wunderblume deutschen Gefühls ist der obige, von Wenigen gekannte Roman, zugleich der älteste unseres Schriftenthums. Der Herausgeber Bülow sagt, schon Lessing habe ihn gekannt, aber Tieck habe ihn erst wieder zu verdientem Ansehen gebracht. Sollte Schiller dieses farbenreiche Lebensbild des dreißigjährigen Krieges nicht gekannt haben, als er den Wallenstein dichtete? Dies wäre interessant, zu wissen, denn hätte Schiller diesen glänzenden Spiegel einer Zeit wie der des dreißigjährigen Krieges nicht gekannt, so müßten wir noch mehr seine poetische Sehergabe bewundern. Villmar sagt in seiner Literaturgeschichte: „Es ist Vieles in diesem Buche, was zu dem Besten gehört, das je geschrieben wurde.“ Die Erlebnisse des abenteuernden Simplicissimus (lucus a non lucendo) sind wahr; es herrscht eine Abwechslung in den Abenteuern wie in Don Quixote, ein Witz in der Ansicht über das Leben, den Staat, die Kirche, den Menschen, die Sitten, wie in Reinecke Fuchs; die Erzählung gleitet einfach dahin, wie ein Schiff auf einem ruhigen Strome, an dessen Ufern sich Burgen und Städte, grüne Wälder und Weinberge und goldene Aehrenfelder erheben. Aber der Leser wird nicht allein sich an dem Witz erfreuen, an den Abenteuern sich ergötzen, er wird auch wehmüthig gerührt, wenn uns der Verfasser von seinem Herzbruder und seinem Vater, dem alten Einsiedel im Spessart erzählt. Es ist deutsches Leben und es ist dies eine Perle unserer Literatur, wie der weltberühmt gewordene Reinecke, mit dem er noch Das gemein hat, daß man von beiden den Verfasser nicht kennt. Nur der Schluß, die Fahrt in den Mummelsee, ist die Achillesferse des Buches, und nur dieses letzte Kapitel ist des Ganzen nicht würdig. F. C. 6.

Korrespondenz.

Darmstadt, 17. Febr.

Hr. C. Sartorius, von hier gebürtig, aber schon seit 25 Jahren in Mexico ansässig, kehrte vor etwa einem Jahre aus seinem zweiten Vaterlande hieher zum Besuche zurück und benutzte unter Anderem seine längere Anwesenheit auch dazu, daß er auf die vielfach an ihn gerichteten Fragen über den Staat und das Volk von Mexiko die bereitwilligste Auskunft ertheilte. Aus der Wißbegierde Einzelner und der wachsenden Nachfrage Vieler, welche dem Urtheile ihres Landsmannes besonders vertrauen zu dürfen glaubten, entwickelte sich allmälig das Bedürfniß nach allgemeinerer Belehrung, welches dadurch seine Befriedigung fand, daß Hr. Sartorius gegen Ausgang des vorigen Sommers in einem Saale der hiesigen höheren Gewerbschule eine Reihe von Vorträgen über Mexico hielt, welche bedeutsam genug erschienen, als daß sie nicht verdient hätten, in weiteren Kreisen verbreitet und bekannt gemacht zu werden. Was unser Landsmann in einer Folge von Vorträgen über sein neues Vaterland uns damals gelehrt hat, haben wir jetzt gedruckt vor uns liegen, und zwar in einer eben bei R. von Auw dahier erschienenen Schrift: „Mexico als Ziel für deutsche Auswanderung“, mit einer Karte. Die, nur wenige Bogen umfassende, aber dennoch sehr belehrende Schrift über ein in Europa noch zu wenig gekanntes Land, welches auf seinen Hochebenen für europäische Niederlassungen vorzüglich geeignet zu seyn scheint, ist für den hessischen Zweigverein des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedlung bearbeitet, und von diesem am Schlusse (Seite 72) seinen deutschen Mitbürgern zur Beachtung besonders empfohlen worden. Die sieben ersten Abschnitte enthalten die schön geschriebene, mit unverkennbarer Sachkenntniß abgefaßte geographische Beschreibung des Landes, und der achte, der bedeutsamste für den Auswanderungslustigen, trägt die Ueberschrift: „Deutsche Colonien in Mexico. — Wahl des Landes. — Licht- und Schattenseite. — Rücklick.“ Weit entfernt, aus Mexico ein Eldorado zu machen, ist der Verfasser vielmehr bemüht, der Wahrheit die Ehre zu geben, indem er die Vortheile und Nachtheile treulich auseinandersetzt, welche für den Europäer mit einer Niederlassung auf mexicanischem Gebiete verknüpft sind. De. D.

Frankfurt, 22. Febr.

Das gestern Abend im Saale des Weidenbusches von angesehenen hiesigen Damen veranstaltete Konzert zum Besten der durch Ueberschwemmung Verunglückten erfüllte in jeder Beziehung den schönen Zweck der Veranstalterinnen. Der Saal war von einem ungewöhnlich zahlreichen Publikum aus allen Klassen der Gesellschaft gefüllt. Der Ertrag des Konzertes war somit ein sehr reicher. Se. k. Hoh. der Prinz von Preußen beehrte die musikalische Soirée mit seiner Gegenwart und ließ sich im Verlaufe des Abends, nachdem er der Aufführung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, die mitwirkenden Dilettantinnen vorstellen. Das Musikcorps des 31. preuß. Infanterieregiments trug durch schön ausgeführte Piecen zur Unterhaltung des Abends wesentlich bei. Der Prinz verweilte bis zum Schlusse des Konzertes. Außerdem waren noch Generallieutenant v. Radowitz, Feldmarschallieutenant von Schirnding, sowie mehrere andere Mitglieder der Bundescommission, des diplomatischen Corps und der Militärbehörde anwesend. Wir können den edlen Frauen nur unsere vollste Anerkennung dafür zollen, daß sie es verstanden haben, dem kunstliebenden Publikum einen eben so großen Genuß, wie den bedrängten Bewohnern der überschwemmten Gegenden eine umfangreiche Unterstützung zuzuwenden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. Febr. Vaterfreuden, komisches Zeitgemälde in 3 Abth. von H. v. P. Vorher geht: Der Vetter aus Lyon, Lustspiel in 1 Akt von Holbein.

Sonntag, 24. Jan. Mazaein, historisches Original-Schauspiel in 4 Akten von Ch. Birch-Pfeiffer.

Montag, 25. Febr. (Zum ersten Male): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französlichen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 23. Febr. Die Schule der Verliebten, Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Blum.

Sonntag, 24. Febr. Das goldene Kreuz, Lustspiel in 2 Akten von Harrys. Hierauf: Die Schwäbin, Lustspiel in 1 Akt von Castelli.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

M. 48. Montag, den 25. Februar 1850.

Jasmina.

(Auszug aus dem Tagebuch eines Unbekannten.)

(Schluß.)

Am Tage, nachdem ich Zora begegnet hatte, befand ich mich um zehn Uhr auf der Terrasse. Um Mitternacht glitt die Kleine wie ein Gespenst an meine Seite. „Ihr liebtet meine Schwester, nicht wahr?“ sprach sie.

„Ob ich sie liebte! ich betete sie ja an, ich . . .“

„Gut! Erklettert diese Wand; vor Allem kein Geräusch, meine Mutter schläft; bittet den Schutzgeist, daß er Eure Schritte unhörbar mache und folgt mir.“ —

Ich zauderte, ich hegte Furcht, Zora drückte mir krampfhaft die Hand.

„Wollt Ihr meine Schwester sehen? ja oder nein.“ —

Sie sehen? Ich sollte sie sehen! Dieser Gedanke gab mir meinen Muth zurück; mit festem Schritte folgte ich meiner Führerin. Nachdem wir ein wahres Labyrinth durchwandelt hatten, gelangten wir in ein kaltes feuchtes Gewölbe, in welchem man Grabesluft athmete. Das schwankende Licht einer Kerze beleuchtete einen Brunnen, den ich nicht gleich gewahrt hatte; neben diesem Brunnen Seile, Haken, triefend von Wasser. „Hier ist es,“ sagte Zora.

„Wie, hier!“

„Ja; werft diese Haken in den Brunnen und sucht heraufzuziehen, was auf dem Grunde liegt.“ —

„Aber was liegt auf dem Grunde?“

„Geht an das Werk, und Ihr werdet es erfahren.“

Ich gehorche. Ich lasse die Seile fallen, höre, wie die Haken das Wasser berühren und auf den Boden fallen; ich ziehe, bäume mich zurück, biete alle meine Kräfte auf, die Haken waren an einen schweren Körper gerathen, der langsam herauf kam und gegen die Brunnenwände schwankte und stieß. Plötzlich machte sich dieser Körper los und fällt mit dumpfem Schalle wieder hinab. Es blieb kein Zweifel übrig — ich fischte eine Leiche!

Eiskalter Schweiß rannte mir über die Stirne; ich fühlte, daß meine Beine brachen; an der Spitze der Haken gewahrte ich etwas grünliches Linnen und einige Haare. Ein Weib war hier ertränkt worden!

„Linnen und Haare,“ sprach Zora dumpf; „kommt, Ihr seyd nicht geschickt. Die Negerin und ich, wir haben es gestern eben so weit gebracht.“ —

Welche Scene! Ein Brunnen — schauderhaftes Grab! Eine ertrunkene Frau, ein Leichnam, der uns entschlüpft; ein Kind, das angstvoll dies Seil bewachte, welches nichts empor trug; ein Licht, das wie eine Sargkerze brannte, überall der Tod.

Ich war vernichtet, ich sank. Zora spritzte mir einige Tropfen Wasser in's Gesicht, machte, daß ich wieder zu mir selbst kam, und zog mich fort.

Ich sah mich, ich weiß nicht wie, in einer Stube mit zwei Betten; ich trank maschinenmäßig von einem Liqueur, den sie mir reichte, und hingestreckt auf einem Lager von goldbrochirter Seide, harrte ich. Zora mußte mir etwas Gräßliches zu sagen haben.

„Auf dem Bette, wo Ihr liegt,“ sprach das Kind, „hat meine Schwester in ihrer letzten Nacht geruht. Es sind drei Monden her, daß Ihr und Jasmina glaubtet, ich wache auf der Terrasse. Wißt Ihr, was ich that? ich schlief! Ja, ich Unglückliche, durch langes Umherschauen rechts und links, den Hals da und dorthin strecken, horchen, ward ich allmälig so müde, daß der Schlaf mich überfiel. Plötzlich preßt mir eine Hand den Arm zusammen und eine Stimme fragt mich kalt: „Wo ist Deine Schwester?“ — Es war mein Vater. Er thut einige Schritte, seine Füße verwickeln sich in den Faden, den ich durch starkes Ziehen abgerissen. Ich zitterte wie ein Laub. Aber er schien nichts bemerkt zu haben und sagte zu mir: „Sie ist nicht da; geh' in Deine Stube zurück.“ —

„Er war noch nicht zwei Stufen hinab, als meine Schwester auf die Stiege trat, allein zu spät! Wir waren verrathen worden, ein Nachbar hatte uns erspäht und meinem Vater das entsetzliche Verbrechen seiner Tochter enthüllt, die es wagte, in das Zimmer eines Christen zu gehen.

„Mein Vater ist ein Marabout,“ fuhr Zora fort, „das heißt ein Heiliger. Dieser Titel legte ihm strenge Pflichten auf, unversöhnliche Härte, besonders gegen die Seinen, denn Ehre und Frömmigkeit durften bei ihm nicht befleckt werden. In den Augen der Maurer war Jasmina, die mit einem Christen gesprochen hatte, Christin und verdammt. Ihr Vater hatte Recht über Leben und Tod seiner Tochter; die Franzosen vermochten nichts für sie. Ihr blieb nur noch zu wissen, wie sie sterben sollte: durch Dolch, Schnur oder Wasser. Sie erdolchen oder erdrosseln, meinte sie, das würde ihr Vater nicht wagen. Sie zu ertränken war fast unmöglich. Man hätte sie zum Meere bringen müssen, durch die belebtesten Stadtviertel, wo sie dann schreien und die Franzosen zu Hülfe rufen würde. Jasmina hoffte also nicht zu sterben. Eine Strafe durch Ruthenschläge war Alles, was sie erwarten konnte. Thörichter Wahn!

„Ich, ich täuschte mich nicht; ich bebte von den Füßen bis zum Kopfe, ich wünschte statt ihrer zu sterben, denn ich brachte sie um. Ich wollte zu Euch laufen, die Terrasse erreichen — unsere Thüre war verpolstert. Ich rannte nach dem Corridor, das auf die Straße führt, auch geschlossen, und schon begann der Tag zu grauen.

„Unsere Religion verbietet uns zur Nachtzeit Jemand zu tödten; denkt Euch die Angst, mit der mich das anbrechende Morgenroth erfüllte, das ich noch am Morgen zuvor wie ein Segen Gottes begrüßt hatte.

Digitized by Google

„Mein Vater trat ein und rief: „Jasmina, steh' auf!" Jasmina gehorchte und eilte in die Gallerie.

„Hier her," sprach mein Vater, und stand bereits am Eingange des Gewölbes, worin sich der schreckliche Brunnen befindet. Das Urtheil war beschlossen.

„Gnade, Gnade, mein Vater!" schrie die Schwester. „Ich bin keine Christin." Es waren herzzerschneidende Töne.

„Meine Mutter erwacht, sie stürzt herbei, sie brüllt wie eine Löwin der Einöde, der man ihre Jungen entreißt. „Was willst Du mit dem Kinde thun?" fragt sie verzweiflungsvoll.

„Ruhig, Weib!" entgegnete mein Vater, der Jasmina's Hände gefaßt hatte und sie ihr auf den Rücken band. „Dies Mägdlein ist Christin! Du hast nichts mit ihr zu schaffen. Entferne Dich." —

„Meine Mutter will sich über ihr Kind werfen; ein heftiger Schlag schmetterte sie auf den Boden. Wie eine Feder wird sie in ihre Stube fortgetragen und dort mit mir eingeschlossen. Sie fällt in Ohnmacht, aber ich, ich hörte das Geschrei meiner armen Schwester. Ich kletterte an den Thürleisten hinauf, ich biß in das Holz, in die Mauer, in das Eisenwerk. Man brachte Jasmina um.

„Mein Vater hatte sein Opfer in das Gewölbe geschleppt; nach und nach verhallte Jasmina's Stimme. Doch drang sie noch bis zu uns: „Lebe wohl, meine Schwester, lebe wohl, meine Mutter, lebe wohl, Daba!" (so heißt unsere Negerin.) Darauf hörte ich etwas wie dumpfes Stöhnen durch das Kellerloch, das nach unserm Hofe geht; der Aufzug knarrte, es entstand ein starkes Geplätscher im Wasser; dann hörte man nichts mehr. Alles war aus.

„Ich sank neben meiner Mutter bewußtlos hin; wir lagen eine Weile ohnmächtig da. Plötzlich, wie von einem Anfall von Wuth ergriffen, sprengten wir die Thüre. Wir hofften, daß man uns nur hatte schrecken wollen, daß nichts Wirkliches geschehen. Mein Vater war in der Gallerie, ruhig, gefaßt, knieend, wie in der Moschee, sein Morgengebet verrichtend, die Steinplatten küssend neben den noch warmen und duftenden Sandalen seiner armen Tochter. Wir schauen umher, wir suchen überall; er scheint uns nicht zu merken. Ach, unsere Jasmina war in der That verloren!

„O mein Gott, warum hast Du mich nicht bestraft? Warum hast Du nicht erlaubt, daß ein Ankläger zu meinem Vater sprach: „Zora betrügt Dich, sie geht nicht zweimal die Woche in das Bad, wie sie angibt; sie tritt bei den Franzosen ein, empfängt eine christliche Erziehung — sie mußt Du tödten." —

Zora erstickte in Thränen. Die Negerin trocknete ihr die Augen, küßte ihr Hände und Füße, und gab ihr durch eine sprechende Gebärde zu verstehen, daß Gefahr dabei sey, die Mutter zu wecken. Zora fuhr fort:

„Mein Vater erhob sich, gebot uns, Alles zu einem Landaufenthalte zu bereiten, und wandte sich nachher zu mir: „Zora, ich habe Deine Schwester getödtet, Dir verziehen, verzeihe Dir aber nicht zum zweiten Male." —

„Er ließ an einsamer Stätte eine Grube für seine Tochter graben. Diese Grube wurde mit trockenen Backsteinen ausgelegt. Da hinein wollte er die arme Jasmina betten. Von einem heftigen Uebel befallen, ist er bettlägerig geworden und nach drei Monden qualvoller Schmerzen gestorben.

„Und darum sind wir zurückgekehrt, meine Mutter, die Negerin und ich, darum habe ich Euch vorhin gefragt: Wollt Ihr Jasmina sehen?

„Was ich nun will, ist, daß Ihr uns meine arme Schwester wieder gebt, daß Ihr diese Leiche anders als in Trümmern herauf bringt; ich werde meiner Mutter sagen, daß ich und die Negerin das Werk vollbracht." —

„Morgen," sprach ich zu Zora, „will ich um Mitternacht hier seyn: ich werde Dir Deine Schwester wiedergeben."

In der folgenden Nacht brachte ich ein ganzes Handwerkszeug mit: Stricke, Ringe, einen Reif, Leinwand und eine Kugel. Ich war entschlossen, in den Brunnen zu springen, wenn es nicht gelänge. Um jeden Preis wollte ich Jasmina nahen. Aber Gott erhörte meine Bitte und es glückte mir.

Man muß wissen, wie heilig den Muselmännern die Pflichten für die Todten sind, muß ihren Kultus der Gräber kennen, ihre fromme Sorgfalt für die letzte Ruhestätte, um die Rührung zu verstehen, mit welcher Zora sich mir zu Füßen warf und meine Hände küßte. Ich konnte mich ihren Armen kaum entziehen — und doch lag Die vor meinen Augen, die ich geliebt hatte! —

Die grauenvolle Sendung mußte vollbracht werden. Zora und die Negerin trugen eine wundersam gearbeitete Kiste herbei. Sie legten dieselbe mit wohlriechenden Kräutern aus und ließen auf dieses Lager Alles gleiten, was übrig geblieben war von der anmuthigsten Fee, von welcher ein Mann um Mitternacht träumen kann.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, führte ein Neger zwei Maulthiere vor das Haus des Mauren. Die Pforte öffnete sich und gab einer großen Kiste Raum, die man auf eines der Thiere lud. Zora und ihre Mutter bestiegen das andere. Ich war ihnen von weitem gefolgt. Ich erreichte nach ihnen ihr Landhaus; im Gesträuche versteckt lauschte ich lange ihrem durch die Wände schallenden Geschrei, worin ein Theil der den Todten erwiesenen Ehre besteht. Um drei Uhr begab sich das Geleite an den zum Begräbniß erwählten Ort, den eine Gruppe von Mastixbäumen beschattete, und nach vollzogener Feier ging Jeder schweigend davon.

Ich meinerseits, der nichts zu thun hat auf dieser Leidenserde, der mit schauerlichen Erinnerungen, sogar mit Gewissensbissen kämpfen mußte — denn ich tödtete dieses Kind — schreibe diese Zeilen, damit Niemand über die Ursache meines Todes irre: ich verlasse diese Welt freiwillig, und hoffe, daß Keiner wegen mir beunruhigt werde."

E. N.

Hellseher und Somnambulen.

Es ist mit dem Glauben eine eigene Sache. Der Eine ist schwer-, der Andere leichtgläubig, der Eine glaubt nichts, der Andere Alles. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Nichts ist so abenteuerlich, so widersinnig, so sehr mit den Gesetzen der Natur in Widerspruch, so unbegreiflich, so toll und verworren, daß es nicht seine Gläubigen und seine Anhänger gefunden hätte. Wenn man die Kulturgeschichte früherer Zeiten durchgeht, so muß man erstaunen über die Verirrungen des menschlichen Geistes. Wir neigen uns zur Schule Voltaire's, welcher irgendwo in seinen Schriften gesagt hat, daß er an ein Wunder nur dann glauben würde, wenn es am hellen Mittag und auf einem öffentlichen Platze zu Paris geschähe, in Gegenwart von einer aus allen Fächern zusammengesetzten Prüfungskommission, von einem Detaschement Gensd'armerie u. s. w. Wer übrigens gutes Vertrauen genug hat, um ohne solche Prüfung zu glauben, wer dem gesunden Menschenverstande nur eine kurze Tragweite zugesteht, der mag bei Demjenigen bleiben, was ihn glücklich macht. Mit dieser Betrachtung gehen wir zu einem unlängst erschienenen Buche über: Die prophetische Kraft des magnetischen Schlafs, oder Enthüllungen der Zukunft durch Somnambulen, von Dr. J. F. Angelhuber. Weimar, bei Fr. Voigt. Es werden darin die Meinungen und Erfahrungen der Anhänger der sogenannten Nacht-

Digitized by Google

seite des Geisteslebens zusammengestellt. Es wird darin kurz zusammengefaßt, was in vielen größern Schriften weitläufig zu lesen ist. Ohne uns auf ein Kriterium der genannten Schrift einzulassen, wollen wir zur Kurzweil der Leser nur Einiges von den wunderlichen Dingen, welche dort erzählt werden, hervorheben. Gewisse Krankheiten des Menschen können durch sympathetische Mittel auf Pflanzen und besonders auf Bäume übertragen werden und die Verbindung zwischen dem Menschen und dem Baume wird dann so innig, daß beide mit einander leben und sterben. Eine Frau auf der Insel Alsen litt an einer unbekannten Krankheit, gegen welche gewöhnliche Arzneimittel schon lange fruchtlos angewendet waren. Eines Tages kam ein Bauer in das Haus der Kranken, sah sie betrachtend an und fragte, was ihr fehle. Hierauf erwidert ihr Mann das Vorstehende. Ei, sagte der Bauer, dann wollen wir leicht der Krankheit Herr werden; ich will sie ihr in eine Büche übersetzen. Dies geschah — auf welche Weise? ist nicht mit erwähnt — und die Frau genas. Der Bauer aber hatte zugleich befohlen, daß der Baum nicht beschädigt werden dürfe. Viele Jahre nachher, als gerade die Frau mit ihrem Mann am Mittagstische saß, sprach sie plötzlich: „Lieber Mann, ich weiß nicht, was mich anficht, aber mir wird so übel, mir ist bange, daß ich sogleich sterben werde.“ Der Mann, von einer bangen Ahnung plötzlich ergriffen, besteigt schleunig ein Pferd und reitet im vollen Sprunglaufe dem Walde zu. Hier findet er so eben jenen Baum von den noch anwesenden Holzschlägern gefällt, und bei seiner Zuhausekunft ist auch das Leben der Frau mit dem Leben des Baumes erloschen. — Ein von Dr. Kieser behandelter Kranker unterschied mit der Nasenspitze die Farbe der Karten, wenn K. diese an der Nasenspitze rieb. An demselben Tage sah er Nachmittags, indem er den Finger zum Fenster hinausstreckte, mit demselben Alles, was auf der Straße vorging. Schweine, die unter dem zwei Stock hohen Fenster vorbeigetrieben wurden, und die er mit den Augen nicht hätte sehen können, weil er mit dem Kopfe im Zimmer blieb, beschrieb er nach Zahl, Farbe, Flecken ꝛc. An einem vorbeifahrenden Wagen gab er genau die Zahl und Farbe der Pferde ꝛc. an. Eben so erkannte er alle Personen, die auf der Straße vorbeigingen, beschrieb ihre Kleider, nannte sie bei Namen, wenn er sie kannte ꝛc. Das Tastgefühl der Finger war also jetzt zum vollkommenen Sehen ausgebildet und vicarirte die Augen. Dasselbe, obgleich mit Schwierigkeit, geschah, wenn er mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt stand und K. seinen Finger nach der Straße zu richtete. Hierauf brachte er ihn in die Mitte des Zimmers, ließ ihn sich auf einen Stuhl auf den Rücken horizontal hinlegen, so daß er die Fenster des gegenüberstehenden, etwas niedrigern Hauses mit den Augen nicht hätte sehen können, hielt darauf seinen vom Schuh entblößten, aber mit einem wollenen Strumpf bekleideten Fuß in die Höhe und gegen das Fenster hin, und er sah jetzt mit den Fußzehen Alles, was an dem Fenster des andern Hauses vorging, beschrieb die Farbe der Kleidung eines sich an demselben zeigenden Kindes, die Handlungen der neben demselben stehenden und sich mit demselben beschäftigenden Mutter ꝛc. K. versuchte, ob er mit den Fingern durch Papier sehen könnte, was aber nicht ging. Mit den entblößten Schultern unterschied er die Farbe der Karten, aber nicht die Umrisse der Figuren. Eben so mit der Nasenspitze. — Das ist doch alles Mögliche, und wenn es Leute gibt, die um die Straßenecken sehen können, so leisten sie noch weniger, als der eben erwähnte Kranke. — Zum Schluß noch ein artiges Pröbchen von Hellseherei. Ein gewisser Billing, Sekretär bei dem Dichter Pfeffel in Colmar, konnte an denjenigen Stellen, wo ein Leichnam vergraben war, nicht vorüber. Der letztere stand in solchem Falle klar und deutlich vor ihm und versperrte ihm den Weg. Diese sonderbaren Visionen hatte Hr. B. an verschiedenen Orten, es versteht sich nicht auf dem Kirchhof, und jedesmal, so oft man Nachgrabungen anstellte, stieß man auf ein an solcher Stelle vergrabenes Gerippe. — Wer dergleichen wunderbare und seltsame Geschichten gerne liest oder vielleicht auch glaubt, dem müssen wir das oben genannte Buch empfehlen, in welchem er sie dutzendweise vorfindet und seinem guten Glauben reichliche Nahrung verschaffen kann. Wir aber wundern uns schließlich nur darüber, daß in dem Jahre des Heils 1850 solche Bücher noch gedruckt und gekauft werden.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Die Liebe spielt die Hauptrolle in dem Drama des weiblichen Lebens. Ueber das Mädchen hinaus, verliert jedoch das Stück für das Publikum sehr merklich an Interesse.

— Was die Scham der Schönheit, ist die Bescheidenheit dem Verdienste.

— Ein Weib, das Geist mit Schönheit verbindet, ist in spätern Jahren eine Blume, die zwar ihren Farbenschmelz verloren, allein ihren Wohlgeruch bewahrt hat.

— Wie Privat- und Handelsgesellschaften an ihrer Spitze keine Herrscher, sondern nur abhängige Verwalter ihrer gemeinschaftlichen Interessen anerkennen, so werden auch die größern Gesellschaften, welche die Völker bilden, in einer Zeit, die vielleicht nicht mehr fern ist, ihre Angelegenheiten nur noch durch einen von ihnen selbst gewählten verantwortlichen Verwaltungsrath besorgen lassen; denn es liegt im Fortschritte der Geister, daß sie vom Besondern zum Allgemeinen, vom Einzelnen zum Ganzen übergehen.

— Im Gegensatze zur absoluten und konstitutionellen Monarchie, welche erstere das Volk unter die vormundliche Herrschaft eines Einzigen setzt, und welche letztere, so weit wir sie bis jetzt verwirklicht sehen, den Meistbesitzenden neben dem Monarchen einen mehr oder minder großen Einfluß auf Regierungsangelegenheiten auszuüben verstattet, stellt die Demokratie den Grundsatz auf: „Die Gesellschaft ist sich Selbstzweck; weder ein Einzelner, noch irgend eine Klasse von Besitzenden hat das Recht, das Volk zu bevormunden: es gehört sich selbst.“ Sobald der Gesetzgeber die Leibeigenschaft und Sklaverei abschaffte, gab er thatsächlich die Wahrheit dieses Prinzips zu; er überließ es nur einer andern Zeit, sich alle Folgen desselben klar zu machen.

— Man beurtheilt die Dinge mit dem Verstande und die Menschen mit dem Herzen: daher setzen oft Leute von sonst richtigem Urtheile Diejenigen herab, welche sie nicht lieben, und erheben Die, denen sie zugethan.

— So lange die Interessen des Staates nicht auch die der Gesellschaft sind, wird die Freiheit immer gegen den Staat und der Staat gegen die Freiheit seyn.

— Der Staat kann nicht ohne Hofstaat, der Hofstaat nicht ohne Vorrecht, das Vorrecht nicht ohne Verletzung des Rechts bestehen.

— Der Staat verhält sich noch immer zur Gesellschaft, wie der Herr zum Sklaven. Darum kein Wunder, daß derjenige Theil der Gesellschaft, der bereits zur Erkenntniß seiner Lage gekommen ist, ihn bekämpft und sich von ihm zu befreien sucht.

— Ein Gesetz ist eine Waffe, und wer diese mit Vortheil benutzen will, muß vorher wohl zusehen, ob sie die Zeit nicht abgenutzt.

— Das größte und schädlichste der Vorurtheile ist die Meinung: man sey ihnen Ehrfurcht schuldig.

German Mäurer.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In der Autographensammlung eines Hrn. Villenave, die kürzlich in Paris verkauft ward, findet sich folgende, in italienischer Sprache abgefaßte Handschrift: „Ich, der Unterzeichnete, erkläre, von Hrn. Abraham Levi 25 Pfund erhalten und demselben als Pfand einen Degen meines Vaters, 6 Hemden, 4 Bett- und 2 Tischtücher übergeben zu haben. Den 2. März 1570. Torquato Tasso." Der berühmte Dichter war 26 Jahre alt, als er in dieser Klemme sich befand. Fünf Jahre später kam sein befreites Jerusalem heraus, und der Mann, der einem Juden 6 Hemden verpfänden mußte, um nicht Hunger zu leiden, ward der gekrönte Günstling seines Landes und der Liebhaber einer Prinzessin von Ferrara.

(Dresden, 21. Febr.) Gestern starb hier der bekannte Maler und Photograph Hermann Biow, der sich durch seine Ausstellungen vorzüglicher Leistungen im Fache der Daguerreotypie auch in Berlin, Hamburg, Frankfurt a. M. und Leipzig einen sehr geachteten Namen erworben hat.

Literatur.

Jakob van Artevelde. Historischer Roman von Hendrik Conscience, deutsch von O. L. B. Wolff. 6 Th. Leipzig, bei Carl B. Lork.

Den Freunden der wissenschaftlichen Literatur ist der Name des flämischen Dichters Conscience, des Verfassers „der Abendstunden" und des „Hugo van Craenhove" bereits bekannt; nicht nur ihm und seinen Lebensschicksalen, sondern auch seinen Schriften hat das deutsche Publikum ein lebhaftes Interesse zugewendet. Sein Ruf hat den seiner flämischen Vorgänger überstrahlt, und dies mit Recht, da seine Schriften sich nicht nur durch Originalität, sondern auch durch charakteristische Haltung und Lokalfärbung auszeichnen, während andere belgische oder niederländische Schriftsteller nur die französische Schule nachahmen und auf der breiten Heerstraße ihrer gallischen Nachbaen wandeln, schreibt und denkt Conscience in seiner Nationalität und weiß seine Eigenthümlichkeit in dieser Beziehung zu bewahren. Auch sein neuester Roman behandelt einen ächt vaterländischen Stoff, die Geschichte Jakobs van Artevelde, des freien und stolzen Bürgers von Gent im vierzehnten Jahrhundert, welcher seinen schwer bedrückten Landsleuten ein Retter in der Noth und ein ersehnter Befreier geworden. Jakob van Artevelde ist zwar schon öfters zur Hauptperson von Dramen und Novellen benutzt worden, hat aber bis jetzt noch keinen Darsteller gefunden, der ihn, so wie Conscience, mit allen Farben der Zeit und des Landes ausgestattet hätte. Jakob van Artevelde war ein reicher und angesehener Bierbrauer zu Gent und ein Mann von hervorstechenden Eigenschaften. Groß war seine Liebe zum Vaterland und er bewährte sich stets als ein ächter Mann des Volkes; er verfolgte Fürsten und Adel mit entschiedenem Haß, nöthigte den Grafen von Flandern, nach Frankreich zu entfliehen, trat bei des Königs von England Eduard's III. Feldzug gegen Philipp von Frankreich öffentlich auf des Erstern Seite und führte ihm 60,000 M. zu. Da aber die Flamänder einen Eid geleistet hatten, bei Strafe der Excommunion nicht gegen Frankreich zu seyn, so beredete Artevelde den König von England, den Titel König von Frankreich anzunehmen. Als Artevelde aber soweit ging, einen Versuch zu machen, das Volk zu verleiten, den Sohn Eduard's III. zum Grafen von Flandern anzunehmen, als er demnach mit einer starken Partei des Volkes in Zerwürfniß gerieth, wurde er in einer Revolte im Jahre 1335 erschlagen. Conscience hat seinen Roman bis zu diesem tragischen Ende seines Helden geführt. Es ist weniger die kunstreiche Verwickelung der Intrigue, welche die Theilnahme des Lesers spannt, als vielmehr die anziehende Behandlung und vielseitige Benutzung des geschichtlichen Stoffes. Besonders ausgezeichnet sind seine Volksscenen, welche man lesen muß, um sich ganz in das vierzehnte Jahrhundert, in das Treiben der gewerbreichen Stadt, unter die „Neeringen" (Gilden) des Freitagsmarktes versetzt zu fühlen. — Der hier zur Anzeige gebrachte Roman oder vielmehr das historische Zeit- und Sittengemälde wird den Freunden einer ernsteren Lectüre eben so viel Belehrung als Unterhaltung gewähren und gleich den früheren Arbeiten des Verfassers die verdiente Würdigung finden. W.

Konzert zum Besten der durch Wassernoth Verunglückten.

Die Tonkunst erscheint am schönsten, wenn sie im Dienste der Humanität uns entgegentritt, wenn sie ihre edelsten Klänge dazu verwendet, die Thränen der Nothleidenden zu stillen und den Klagelaut des Mißgeschicks zu mildern. Dieser hohen Aufgabe ist sie in jüngster Zeit im ganzen Umfange und mit reinster Uneigennützigkeit nachgekommen und auf ihren Ruf haben nicht nur die weniger Bemittelten ihr bescheidenes Schärflein beigetragen, sondern auch die vom Glücke Gesegneten ihre reichen Gaben gespendet; jenes wiegt nicht geringer, als diese, und nur der Sinn, nicht der äußerliche Werth der Gabe bestimmt den Gehalt und die Bedeutung derselben. Das oben genannte Konzert, welches am 21. d. M. zum Besten der Wasserbeschädigten gegeben wurde, war von den höheren Ständen und den Reichen ausgegangen und von ihnen in einer Weise unterstützt und besucht, daß sein Ertrag ein glänzender gewesen ist. Das ausgewählte Publikum, die hervorragenden Persönlichkeiten, der Glanz der Toiletten und die reiche Entfaltung eines großstädtischen Luxus bekundeten zur Genüge, wie sicher und behaglich sich jene Schichten der Gesellschaft wieder fühlen und wirklich glaubte man sich in die ruhigen Tage des tiefsten vormärzlichen Friedens, in die Zeit des alten Bundes, der in neuer Verjüngung wieder aufgeblüht, versetzt. So wandelt sich Alles hienieden und nur Dasjenige ist uns unbekannt, was die nimmer rastende Zeit noch bringen kann. — Das Konzertprogramm hatte vor Allem den rühmlichen Vorzug, nicht übermäßig ausgedehnt, sondern auf wenig, aber auf gute Nummern concentrirt zu seyn. Das Beste, wenn es im Uebermaß geboten und genossen wird, ermüdet und übersättigt, und jene stundenlangen, oft gar nicht enden wollenden Konzerte, wie sie häufig vorkommen, sind für Künstler und Laien eine gleich große Tantalusqual. Mitwirkend waren das Musikcorps des k. preuß. 31. Infanterie-Regiments und eine Anzahl von Dilettanten und Dilettantinnen aus den höhern Ständen. Ersteres executirte mehre größere Musikstücke aus beliebten Opern mit eben so viel Präcision und Kraft, als Geschmack und abgerundetem Vortrage. Unsere deutsche Militärmusik hat eine Stufe der Ausbildung gereicht, die wie rühmend hervorheben könnten, wenn wir zu den Bewunderern der kriegerischen Kraft- und Glanzentfaltung gehörten. — Eine schöne Auswahl von ein- und mehrstimmigen Gesangstücken wurde so executiet, daß sie an keinerlei Dilettantismus erinnerte und wohl geeignet war, selbst dem Musikkenner zu genügen; besonders galt dies von dem eben so kunstfertigen als durch schöne Stimmmittel unterstützten Gesang einer jungen Dame und dem trefflichen, man darf sagen meisterhaften Klavierspiel einer mit dem Wesen der Tonkunst sehr vertrauten Dilettantin. — So war das genannte Konzert nicht nur hinsichtlich seines Zweckes, sondern auch seiner Anordnung und Ausführung nach ein anerkennenswerthes, dessen Veranstalter und Mitwirkende in dem Bewußtseyn, einem guten Werke ihre Kräfte geliehen zu haben, den schönsten Lohn finden werden. W.

Korrespondenz.

Mainz, 22. Febr.

Am verflossenen Mittwoch gegen Abend ging einem hiesigen Kaufmann auf dem Wege von Castel hieher ein Paquet von nicht unbedeutendem Werthe, Staatslotterieloose und Papiergeld enthaltend, verloren. Drei Gefreite und ein Gemeiner vom k. preuß. 38. Infanterieregimente, welche diesen bedeutenden Fund gemacht hatten, brachten alsbald wieder den Eigenthümer in den Besitz des Verlornen. Ehre diesen wackern Männern!

Theater-Anzeige.

Montag, 25. Febr. (Zum ersten Male): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 26. Febr. Vatersorgen, komisches Zeitgemälde in 3 Abth. von H. v. P. Vorher geht: Der Verräther, Lustspiel in 1 Akt von Holbein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 49. Dienstag, den 26. Februar 1850.

Hendrik Conscience.

Die Einleitung zu dem neuen Roman des genannten Verfassers (Jakob v. Artevelde) bringt die nachstehende Schilderung des Jugendlebens und der schriftstellerischen Entwickelung von H. Conscience.

„Gegen das Jahr 1811 verließ ein junger Aspirant in der damals kaiserlichen französischen Marine den Seedienst und erhielt eine Anstellung bei den Schiffswerften zu Antwerpen. Bald darauf vermählte er sich mit einer Bürgerstochter in seinem Wohnorte, und als die Franzosen 1815 Antwerpen auf immer verließen und Alles wieder auf den Friedensfuß gesetzt wurde, kam er auf den Gedanken, sein bescheidenes Einkommen durch einen zu jener Zeit noch ganz unbekannten Erwerbszweig zu vergrößern; er kaufte nämlich abgetakelte und außer Gebrauch gesetzte Schiffe, zerlegte sie und verkaufte die einzelnen noch brauchbaren Theile wieder an Schiffsbauer. Dieses Unternehmen war von glücklichem Erfolg begleitet, und setzte ihn in den Stand, seine Spekulationen auch auf andere Gegenstände auszudehnen, was ihm um so lieber seyn mußte, als seine Ehe war mit Nachkommenschaft gesegnet worden. Bereits am 3. December 1812 hatte ihm seine Gattin einen Knaben geschenkt, der sich im Laufe der nächsten Jahre als ein zartes, kränkliches, sinniges, zum Nachdenken geneigtes, mitunter auch wohl etwas mürrisches Kind still entwickelte und in der Taufe den Namen Hendrik (Heinrich) erhalten hatte. Leider starb die Mutter schon, als derselbe eben sein siebentes Jahr erreicht. Ein mutterloses Kind fühlt sich nur zu leicht auf sich selbst verwiesen, dies mochte wohl mit dem kleinen Hendrik der Fall seyn; ein neuer Erwerbszweig, dem sich der Vater zwei Jahre später hingab, fing indessen an, ihn dermaßen zu beschäftigen, daß seine jugendliche Seele bald die Kinderspiele, wie die Kinderleiden, darüber vergaß. — Statt mit Schiffstrümmern ferner zu handeln, war der ehemalige Marine-Aspirant nämlich auf den Gedanken gekommen, Trümmer geistigen Lebens im Handel umzusetzen, und hatte seine Magazine mit altem Papier und namentlich mit alten Büchern, die er gleichfalls als Makulatur erstand, bis in die obersten Räume hinauf gefüllt. Dem Knaben bot sich nun eine überaus reiche Gelegenheit dar, seinen Hang zum Lesen zu befriedigen; Berge von Büchern lagen vor ihm aufgehäuft da. Er versäumte Nichts, sondern las unaufhörlich: jedes Buch, dessen Aeußeres oder dessen Titel ihn reizte, wurde nicht eher wieder hingeworfen, als bis es gleichsam ein alter Bekannter war. Mit derselben unermüdlichen Begierde wurde Alles von ihm verschlungen; Gedichte, Romane, kurz, Werke des Gefühls und der Einbildungskraft zogen ihn jedoch bei weitem nicht so an, wie naturgeschichtliche, physikalische, geographische und andere streng wissenschaftliche Schriften. Das Gefährliche, das in einer so unbewachten und ungeregelten Lektüre verborgen lag, übte aber keinen nachtheiligen Einfluß auf ihn; theils der reiche Wechsel, theils seine zarte Jugend schützten seine Seele vor dem verderblichen Hauche verbotenen Wissens.

So verflossen einige Jahre, da faßte der Vater plötzlich einen Widerwillen gegen das Stadtleben, kaufte ein Stück Land in der Nähe von Antwerpen, baute dort mit eigenen Händen eine Art von Einsiedelei und bezog dieselbe mit seinen beiden Söhnen. Das Gebäude war von einem großen Garten umgeben. Mit der Außenwelt kamen die Bewohner desselben gar nicht in Berührung, denn die nöthigen Lebensbedürfnisse wurden ihnen in das Haus gebracht, und die zwei Knaben waren ganz auf sich selbst verwiesen, wenn ihr Erzeuger, wie das häufig geschah, sie auf Wochen, ja auf Monate lang verließ, um in belgischen oder französischen Häfen abgetakelte Schiffe aufzukaufen. Während solcher Perioden mußten die beiden Söhne für Haus und Herd sorgen und sich in die Arbeiten für den Garten, wie für die Küche, theilen.

Diese Einsamkeit wirkte, wie das nicht anders seyn konnte, ganz eigenthümlich auf den jungen Conscience; wie früher einer Menge von Büchern, so wandte sich sein strebender Geist jetzt nur einem Buche zu, aber einem erhabenen, das noch kein Mensch auf Erden sich rühmen kann, bis zu Ende gelesen zu haben, dem der Natur. Der mächtige Einfluß, den sie auf ihn ausübte, war ungeheuer, und tritt uns aus allen seinen Schriften fortwährend entgegen. Aus ihr schöpfte er jene warme Liebe für alles Erschaffene, jene innige und tiefe Gottesfurcht, jene reine Freude am wirklich Schönen und Erhabenen, die Allem, was seine Seele hervorbringt, den Stempel ächter Liebenswürdigkeit und Humanität aufprägt.

Drei Jahre waren ihm in dieser Einsamkeit vorbeigezogen, da verheirathete sich sein Vater wieder. Die beiden, in fast gänzlicher Freiheit des eigenen Willens herangewachsenen Brüder widersetzten sich den Befehlen der strengen, auf ein geregeltes Leben dringenden Stiefmutter, und es blieb am Ende nichts übrig, um den steten Zwistigkeiten und Klagen ein Ende zu machen, als sie in eine Erziehungs-Anstalt nach Antwerpen zu senden. Hier wachte in Hendrik die Liebe zu wissenschaftlichen Bestrebungen wieder auf, und er beschloß, sich dem Lehrerfache zu widmen. Die belgische Revolution 1830 unterbrach jedoch ihn in seinen Studien; ihre Ereignisse übten einen mächtigen Zauber auf seine jugendliche, von vaterländischer Begeisterung überwallende Seele; er verließ die Schule und das älterliche Haus und nahm als Freiwilliger Dienste in der Brigade des Generals Niellon. Nachdem er mehrere Treffen und auch der unglücklichen Schlacht von Löwen beigewohnt, brachte er es binnen sechs Dienstjahren nur bis zum Sergeant-Major, aber er war zugleich der Dichter des Regiments, und in den französischen Liedern, die er für dasselbe verfaßte, mochte wohl Manches vor-

Digitized by Google

kommen, das ihn bei seinen Kameraden, aber nicht bei seinen Oberen beliebt machte, welche der damals im belgischen Heere nur zu oft sich offenbarende Geist der Insubordination stören mußte.

(Schluß folgt.)

Aus den Briefen eines Frankfurter Gelehrten in England.

Brüssel.

Nachdem ich mit Dr. B. in Aachen eine Zusammenkunft gehabt, fuhr ich hierher durch ein Land voller Wunder. Natur und menschlicher Geist haben da gewetteifert zusammen, eine Ansicht zu gewähren, wie man mit der kühnsten Einbildungskraft kaum zu entwerfen im Stande ist. Um zehn Berge herum schlängelt sich ein kleines Flüßchen, zehnmal durchbohrt die Eisenbahn riesige Felsmassen, zehnmal überschreitet sie das herrliche Flüßchen. Ueberall in den Thälern der sorgfältigste Anbau, überall Fabriken, arbeitend durch die Kraft des Wassers oder des Dampfes. Zahllose Landhäuser und reinliche Bauernhäuschen liegen überall umher, auf großen Weiden treiben sich herrliche Heerden herum, arbeitsame Menschen aller Ecken und Enden, hingegeben den verschiedenartigsten Beschäftigungen. Vorbeisaus't ein riesiger Zug nach dem andern, beladen mit den verschiedenartigsten Erzeugnissen des Landes, Massen, wie ich sie noch nie gesehen. Durch das Dunkel der Nacht glänzen zahllose Feuer aus den verschiedenen Kohlen- und Eisenwerken — kurz, man hat nicht Augen genug, um Alles zu sehen und zu fassen. — Brüssel ist eine wundervolle Stadt, viel Luxus, viel Schwindel, schreckliche Contraste des größten Elends und des raffinirtesten Luxus. Unter den Bewohnern wenig schöne Frauen, viele aussehend wie Jüdinnen, die Männer lebendig, energisch, mit scharfen politischen Ansichten, ein zahlloses Heer von schwarzen Kutten und Jesuiten mit ihrem Gefolge von alten und jungen Frauen und Aristokraten und Adel.

London.

Sonntag ging ich zu E. L., die eine Stunde von meiner Wohnung weg wohnt. Miß D. lud mich auf den folgenden Abend ein, wo musizirt und Whist gespielt wurde. Fürstliche Einrichtung und Bedienung, was theilweise zu ihrer Stellung nothwendig ist, theils aber in dem ganzen englischen Wesen liegt. Wie im Geschäft, so im Leben ist ein gegenseitiges Ueberbieten und Wetteifern, von dem wir in Deutschland kaum einen Begriff haben. Die ganze Nation — mit Ausnahme des Proletariats, das, ein vierwöchentliches Kind im Arme, die Nacht auf der Straße sitzt, das, halbohnmächtig wider die Mauern gelehnt, ächzt und stöhnt, und so fort in grauenerregender Abwechslung — die ganze Nation lebt so zu sagen wie ein reicher Mann, darum aber auch ist eine enorme Masse von Familienunglück, darbenden Wittwen und Waisen.

Den 3. Dec., Sonntag.

Es war heute einmal ein sehr schöner Tag, wie er in London nicht häufig seyn soll. Die Sonne war sogar im Stande, die Leute vom zweiten und dritten Kirchengehen abzuhalten. Der Luxus ist fürchterlich, unser vielfach bewunderter oder getadelter Frankfurter Luxus kömmt Einem dabei ganz solid vor. Dienstboten in seidenen Kleidern und Hüten, Näherinnen in sammtenen Mantillen. — Aber die verhältnißmäßig tiefe Ruhe der Straßen macht, nach dem Getöse und wilden Getobe der Werktage, einen höchst wohlthätigen Eindruck, besonders auf einen Neuling, wie mich. Widerwärtig ist die gränzenlose, bis in's Kleinste getriebene Bigotterie und Werkheiligkeit. Bis auf die Art des Gehens erstreckt sich das Unwesen; der geschäftig schnelle Schritt der Wochentage macht einem bedächtigen, ernsten, gesammelten Gange Platz. Und obgleich Viele gerade so denken, wie unsereins, sagen sie es nicht und auch ich bin mäuschenstill.

Sonntag den 2. Jan.

Da sitze ich noch immer in E.s Zimmer, mißmuthig ob meines so lange dauernden provisorischen Zustandes, aber schnell wieder getröstet und erfreut, denn — die Sonne, die ich lange nicht gesehen, schickt nun ihre Strahlen in das Zimmer herein. Von allen Seiten her tönen Glockenklänge, aber keine, wie wir sie in Deutschland zu hören gewohnt sind, voll und mächtig herabschwebend von hohen alten Thürmen, sondern lauter Privatglöckchen, von den Kirchlein, Kapellchen, Andachtssälen u. s. w., die in zahlloser Menge hier vorhanden sind, wo die barockesten und vernünftigsten Weisen und Methoden der Gottesverehrung und Andacht gepflegt und gelehrt werden. Freilich bleibt die Staatskirche noch immer, was sie war — allein die Freischaaren der Vernunft und Gerechtigkeit werden immer zahlreicher und kühner, und plänkeln immer dreister um das verschanzte Lager, und werden gehoben durch die belebende Hoffnung kommender Siege. Eine ungeheuere Aufregung, natürlich in der verschiedensten Richtung, herrscht jetzt im ganzen Lande, ob der durch das liberale Ministerium Russel stattgefundenen Besetzung eines Bischofssitzes mit einem gewissen Dr. Hamsden, der vor 10 Jahren einmal an der Universität Oxford halbwegs rationelle Vorlesungen gehalten. Der ganze hohe Klerus mit seinem mächtigen Anhange von Lords, Earls und vornehmen Lady's, patronisirten Gelehrten, Heuchlern aller Art u. s. w. auf der einen — Lord Russel mit seinem Gefolge liberaler Kaufleute, Fabrikanten, Sektengeistlichen, Journalisten, Juden u. s. w. auf der andern Seite, bekämpfen sich mit Manifesten, Proklamationen, Versammlungen, satyrischen Briefen, Karikaturen, Predigten. Ist das vorbei, so kömmt etwas Anders an die Reihe, sey es wichtig oder gering, betreffe es eine Nationalfrage oder einen neuen Abzugskanal in einem kleinen Parish, — Alles wird auf dieselbe Weise, aber geordnet und energisch betrieben.

Es ist des Nachts um 2 Uhr so lebhaft auf der Straße, wie bei uns um 10 Uhr des Abends, das ist keine Uebertreibung. Kinderchen von drei Jahren sieht man mit ihren Eltern nach Hause laufen, Knaben spielen noch um 12 Uhr auf der Straße, Fuhrwerk aller Art rennt durch die Gassen, Männer stehen beieinander, und unterhalten sich mit derselben Muße und Behaglichkeit, wie bei uns um 12 Uhr Mittags, und gar oft sind die Straßen heller als bei Tage. Man sieht auch viel unheimliches Volk, quartierlose Bettler, die bei Gelegenheit zu Verbrechern werden, aber auch unzählige Polizeidiener, Aufseher u. dgl., Rettungsmaschinen. Eine bewundernswerthe Ordnung herrscht durch das Ganze, und diese Ordnung wird mit einer Ruhe, einem Anstand, einer Höflichkeit gegen das Publikum gehandhabt, wie wir sie an unsern Dienern der öffentlichen Ordnung nicht gewohnt sind. Aber auch Wehe einem Polizeidiener, der selbst einen tobenden weiblichen Trunkenbold gewaltsam zur Ordnung bringen wollte! Er würde in Stücke zerrissen werden.

Ich muß auf die Ausdehnung Londons zurückkommen; dasselbe enthält nun gegen 180,000 Häuser und über 14,000 Straßen, Gassen u. s. w., außerordentlich viele freie Plätze, Gärten, ja Felder liegen dazwischen, und machen das Ganze noch größer, aber auch gesund. Es gibt Entfernungen, an denen man zwei Stunden zu fahren hat. Auf der Südseite der Themse liegt der kleinere Theil von London mit 450,000 Menschen. Da bin ich erst einmal durchgefahren. Und über diesen Raum zerstreut wohnen die Leute, an die ich empfohlen bin.

Mit Herrn G. habe ich einen Abend im Reformclubb zugebracht, wo sich Hunderte von reichen Engländern in Marmorhallen, goldnen Speisesälen essend, trinkend, lesend, spielend langweilen, bedient von vierzig Dienern in kurzen Hosen und seidenen Strümpfen, gespeis't von einem Koch, der 900 Pfd.

Digitized by Google

Gehalt hat. Das Ganze herzustellen, kostete 80,000 Pfd. Auch gehe ich zuweilen in eins der kleinen Theater, wo man gutes Englisch hört und in eine Discussionsociety, wo Advokaten, Redakteure u. s. w. Parlamentchens spielen.

]Den 15. Januar.

Ich habe gestern aufgehört zu schreiben, weil es um 1 Uhr dunkel, eigentlich gelblich grau wurde, daß ich ganz verstimmt wurde. So was habe ich noch nicht gesehen. — Ueberhaupt habe ich die Sonne erst ein oder zweimal ganz kurz zu sehen die Ehre gehabt. Eis hatten wir hier noch nicht, während es doch bei Euch sehr kalt seyn soll. — Sonderbares Land, Alles, Alles anders, als bei uns. Höchst interessant ist es, die Polizeifächer zu lesen, die täglich eine Spalte der Times füllen; man hat Gelegenheit, dadurch in Zustände und Verhältnisse zu blikken, die man sonst nicht kennen lernt, man hätte denn Lust, sich persönlichen Gefahren auszusetzen. Indessen, wer nicht betrunken ist, und deshalb als leichte Beute erscheint, wer solid und ruhig seinen Weg geht, hat in London eben so wenig zu befürchten als bei uns, ja ich glaube, daß im Verhältniß zur Seelenzahl hier weniger Gesetzwidrigkeiten vorfallen, als irgend wo anders. Dafür sorgt ein ganzes Heer von Polizeidienern, deren einzige Waffe ein Stab mit einer eisernen Krone ist, den sie in der Tasche tragen. Man regiert und verbietet hier nicht so viel, als bei uns, und Vieles läßt man hier zu, weswegen man bei uns unter Stumpen und Stoßen auf die Konstabler-Wache gebracht würde. Das direkte Betteln ist verboten, denn wer sich nicht ernähren kann, hat Anspruch darauf, daß ihn seine Gemeinde erhält. Viele ziehen das Vagabundiren vor, und betteln dann auf die verschiedenste Weise. Eine Hauptklasse sind die Leute, welche den Uebergang über die Straße sauber halten. Wie manchen Indianer oder Neger habe ich schon gesehen, der in seiner Jugend unter seinem heiteren vaterländischen Himmel, ohne Sorge um Nahrung und Obdach, es sich wohl nicht träumen ließ, daß er einst hungernd und frierend, unter einem grauen, feuchten Himmel, den schwarzen Straßenkoth zusammenkehren würde. — Andere erzählen in schöner Rede ihr gränzenloses Elend, — ein trauriges Seitenstück zu den südlichen Mährchenerzählern und Improvisatoren. Wieder Andere geben der umstehenden Menge Räthsel auf, deren Lösung gewöhnlich ein gemeiner Witz auf die königliche Familie, Minister und andere hochgestellte Personen ist. Die gränzenlose Freiheit der Presse setzt mich zahmen Deutschen noch immer in die größte Verwunderung. So stand vor wenigen Tagen in der Londoner Deutschen Zeitung, redigirt vom Erherzog Carl von Braunschweig: „Die französische Adelheid ist glücklich abgefahren, wann wird uns die englische (verwittwete Königin) einen gleichen Gefallen thun?“ In den Karikaturen, auf der Bühne geht es versteckt noch weiter.

Von den sogenannten Merkwürdigkeiten habe ich noch wenig gesehen; das Wetter ist meist so schlimm gewesen, daß man Keinen dazu kriegen kann, mitzugehen, und dann ist der Tag hier so kurz und die Leute, die ein Geschäft haben, stets in der größten Hast. Auch habe ich noch so viel auf der Straße zu sehen und mich zu verwundern, so viel funkelnagelneue Eindrücke aufzunehmen, daß ich daran genug habe. Mit allem Bedenken und Einsehen kömmt man hier nicht aus, alle unsere angewöhnten Begriffe von Stadt, Stadtleben, Belebtheit der Straßen, Läden, Eßwaarenvorräthe u. s. w. werden hier nicht weiter gebildet, sondern vernichtet. Und dann die Eile, Hast, Bestimmtheit der Menschen in Gang und Wesen und Miene — gerade aus vorwärts, so ist der englische Charakter, und darum haben sie es auch so weit gebracht. Was Einer hier treibt, treibt er mit aller Kraft und fördernder Einseitigkeit — darum auch die gesellschaftlichen Annehmlichkeiten, welche man in Deutschland findet, wo eine allgemeine Bildung neben der Berufsbildung vorhanden ist, hier sehr selten getroffen wird. Ganze Klassen der Gesellschaft, wie z. B. Handwerker und Kleinverkäufer, sind im Vergleich mit ihren deutschen Standesgenossen wahrhaft roh, unwissend und ungebildet. Nur in ihrer politischen Bildung, d. h. in dem regen Sinn und energischen Willen für Alles, was öffentliches Interesse berührt, beträfe es nur eine neue Kirchenthüre, oder ein neues Steuergesetz, stehen die Engländer hoch und einzig da. Was wir unter Bildung im Allgemeinen verstehen, ist nur Wenigen eigen, denen, die durch Geld, ausgezeichnetes Talent, Geburt, durch Mode, Eitelkeit u. s. w. gewissermaßen nicht umhin konnten, auf leichte Weise die Früchte einer sorgfältigen Erziehung zu pflücken, oder in der behaglichen Ruhe aristokratischer Zurückgezogenheit sich comfortablem Studienleben hingeben konnten. Nur die größten Talente können sich hier ihren Weg bahnen, ohne durch Geld, Geburt, Patronat u. s. w. in ihrer Ausbildung und Carriere gestützt und getragen zu werden. Weil aber eben so Vieles erforderlich ist, um zu einer höheren Staatsanstellung zu gelangen, sind auch bei weitem die Meisten, welche solche Posten einnehmen, ausgezeichnet durch Fähigkeiten und Charakter, und kein Staat hat so vieler Männer sich zu rühmen, die für seinen Ruhm und seine Größe so energisch und einsichtsvoll zu wirken den unerschütterlichen Willen und klaren Verstand hatten, als England.

6. Febr.

Durch und in den Hospitälern hat man auch Gelegenheit, einen Blick in das Elend, die Unsittlichkeit und Verderbtheit zu thun, die sich hier auf einem Fleck vereinigt, sich gegenseitig vergrößernd, unterstützend, begünstigend, zusammenfindet. Allein wahrhaft erhebend ist es, zu sehen, mit welcher großartigen, von aller Oekonomie (vielleicht zu sehr) entfernten Gastfreundlichkeit der Kranke behandelt, gehegt und gepflegt wird. Die Masse sauberer, gefälliger Wärterinnen, die hohen, freundlichen Zimmer, Essen, Trinken, Wasche, Bäder in Ueberfluß erinnern in sonderbarer Art an unsere finstern, knickerigen deutschen Hospitäler. Die größte Höflichkeit und Milde der Aerzte gegen die Kranken herrscht durchgehends und trägt nicht wenig zur Verschönerung des Ganzen bei.

Manchester, im December.

Ich bin mit einem zwar langsamen, aber billigen Train hierher gekommen. Mehr noch als die zahllosen Produkte menschlichen Verstandes und englischer Energie, wie sie sich in den Tunnels, Kanälen, Zweigbahnen, Eisenhütten, Fabriken u. dgl. mir darboten, war es der Boden und die Wirkungen des Landbaues, die mir einen ganz neuen und höchst erfreulichen Anblick gewährten. Wir kamen bis Birmingham durch ein Hügelland, wo die Abwechselungen des Bodens gerade so sind, daß sie den Anbau nicht im Geringsten erschweren, das Auge aber höchst anmuthig beschäftigen. Die gewissenhafte Benützung des Bodens, die künstliche Bewässerung, die schönen Einfriedigungen, die reinlichen Pächterwohnungen, die zahllosen, frei sich umhertreibenden Thiere, das lebendige Grün der Wiesen, sogar in dieser Jahreszeit, stellen ein dem deutschen Auge neues Bild dar und geben uns einen Begriff von dem enormen Werth des Landes. Einen desto häßlicheren Anblick aber gewähren die Fabrikstädte und die lebhafteste Bewunderung, die uns hier der menschliche Geist, als Bändiger der Natur und zweiter Schöpfer abnöthigt, ist nicht im Stande, aus dem dicken Qualm, der das Ganze überzieht, etwas Schönes herauszufinden und die gesellschaftlichen Zustände vergessen zu machen, die darunter hausen. Auf meiner zehnstündigen Fahrt hierher saß ich allein in einem Wagen und hatte volle Muße, an alle meine Lieben zu denken, und meine innere Stimmung in Bezug auf mein Unternehmen scharf zu beobachten — ich bin getrost und guten Muthes.

Ich wurde von meinen hiesigen Freunden mit der wohlthuendsten Herzlichkeit empfangen. Von der bequemen, schönen Einrichtung hier im Hause kann ich kaum eine Schilderung geben, und wie Alles, selbst das Geringste, auf Dauer und Bequem-

Digitized by Google

lichkeit eingerichtet ist; man würde das Ganze fürstlich nennen, wenn nicht eben in England Alles, was sich auf das Materielle des Lebens bezieht, in einer auf dem Continent ungekannten Weise, durch alle Klassen der Gesellschaft hindurch, ausgebildet und verschönert wäre. Dafür hat man aber auch ein körperliches und sittliches Elend hier zu beobachten Gelegenheit, daß man als Fremder sich wahrhaft empört fühlt über diesen Zustand der menschlichen Verhältnisse, und trotz der großartigen Anstrengungen der wohlhabenden Klassen, jede Art, jede Stufe des Elends zu verbessern, sich leicht zu einer allgemeinen Anklage des englischen Charakters und Verdammung der englischen Zustände fortgerissen fühlt. So viel sehe ich eben jetzt ein, daß England ein Land ist, dessen Verhältnisse und Menschen genau und gründlich gekannt seyn müssen, um ein richtiges Urtheil zu fällen. Man erblickt hier schnell und leicht, weil höchst ausgebildet und scharf ausgesprochen, einige Hauptmomente des englischen Lebens und meint daraus Schlüsse ziehen zu können; allein den unterirdischen Zusammenhang dieser Hervorragungen zu entdecken, ist äußerst schwer.

Mannichfaltigkeiten.

(Ursern, 19. Febr.) Eine eigenthümliche Erscheinung zeigt sich hier. Gestern vor Mittag machten wir die Wahrnehmung, daß der über Nacht gefallene Schnee eine bräunlichgelbe Farbe hatte, wie wenn er mit Asche übersäet wäre, und zwar nicht bloß in der Thalebene, sondern über die höchsten Berge hinaus, so weit das Auge reicht. Am Gotthard soll die Farbe eher röthlich seyn und auf die Augen der Menschen und Thiere, zumal beim Sonnenschein, einen widrigen, schmerzhaften Eindruck machen. Von einem Glas voll Schnee bekommt das Wasser einen starken Bodensatz oder Niederschlag von der genannten Farbe. Man fragt sich hier, was oder woher doch der Stoff seyn mag, mit welchem die Atmosphäre so stark angefüllt wurde?

Korrespondenz.

Bornheim, 20. Febr.

Es gereicht den Bewohnern Bornheims in Wahrheit zur Schande, daß sie mit ihrer schon seit dem Jahr 1844 in Frage stehenden Friedhofs-Angelegenheit bis jetzt noch nicht im Reinen sind. Die Geschichte Krähwinkels und Addera's liefert kein ähnliches Beispiel. Zwar war die Sache schon im Juli vorigen Jahres so weit gediehen, daß der Einführung des neuen Beerdigungswesens und der Eröffnung des neuen Friedhofs kein Hinderniß mehr im Wege stand, wurde aber, von einer mit den Bestimmungen der Begräbnißordnung unzufriedenen Partei, neuerdings in Frage gestellt. Diese nur aus wenigen Köpfen bestehende Oppositionspartei maßt sich an, als Organ der ganzen Gemeinde aufzutreten und glaubt ihrer Meinung so gewiß zu seyn, daß sie keinen Anstand nahm, ihre Ansichten sowohl im „Frankfurter Intelligenzblatt" vom 27. Aug. als auch in No. 115 des „Volksboten" vorigen Jahres öffentlich darzulegen. Wer die bezeichneten Oppositions-Artikel gelesen hat, ohne mit dem wahren Sachverhältniß bekannt zu seyn, der mußte wohl glauben: Diejenigen, welche sich mit dem Entwurf und der Organisation dieser Begräbnißordnung befaßten, seyen ganz ohne alle Ueberlegung dabei zu Werk gegangen und müßten aller Lokalkenntniß und allen Gefühls für Recht und Billigkeit ermangelt haben. In wiefern sich diese Ansicht bestätigt, ob die Bestimmungen dieser Begräbnißordnung wirklich so widersinnig und rechtswidrig sind, wollen wir nunmehr näher untersuchen. — Für's Erste können die Oppositionsmänner nicht begreifen, in wiefern die Anordnung von drei verschiedenen Beerdigungsklassen nöthig war. Nöthig war diese Einrichtung keineswegs, wohl aber schicklich, anständig. Kein Vernünftiger, der nicht alle Köpfe in einen Hut zwängen will, wird es daher tadelnswerth finden, daß bei der Anordnung von drei verschiedenen Klassen auf die verschiedenen Stände und die Verschiedenheit der Ansichten und Anforderungen Rücksicht genommen wurde. In unserem großen, volkreichen, der Stadt Frankfurt nahe gelegenen Orte, wo bekanntlich mehr städtische als ländliche Manieren herrschen, erscheint diese Einrichtung nicht ungeeignet. Wohlhabenden, achtbaren Familien — deren es unstreitig auch hierorts manche gibt — welche sich bewogen fühlen, die Achtung und Liebe, die sie für ihre verstorbenen Angehörigen und Freunde hegen, durch ein mehr glänzendes Leichenbegängniß an den Tag zu legen, wollte und konnte man die Gelegenheit nicht entziehen, ihren Wunsch und Willen in dieser Hinsicht befriedigen zu können. Dabei bleibt die Wahl der Klasse Jedem unbenommen; Jeder mag sich nach seinen Vermögensumständen richten. — Höchst ungereimt erscheint daher auch die Beschuldigung: Durch die Einrichtung der dritten Beerdigungsklasse, welche ein Armuthszeugniß zur Schau trage, beabsichtige man, Minderbemittelte moralisch zu zwingen, eine höhere Klasse zu wählen. Die Verhältnisse der Bewohner sind größtentheils dorfkundig, folglich legt die Beerdigungsweise nicht erst ein Zeugniß davon ab; es wird auch Niemand etwas Schimpfliches darin finden, wenn unbemittelte Leute nach der ihren Vermögensumständen entsprechenden Weise beerdigt werden; gegentheils würde es ihnen nur verdacht, wenn sie durch die Wahl einer höheren Klasse der Eitelkeit ein Opfer brächten. Dies läßt sich jedoch um so weniger befürchten, da ja der Betrag der Taxe für die dritte Beerdigungsklasse (12 Gulden) für Minderbemittelte, welche zunächst darauf angewiesen sind, ohnehin schon drückend erscheint, was nicht geläugnet werden kann. Es ist darum zu bedauern, daß die Taxen durch alle Klassen, in Rücksicht auf die Erfordernisse, welche dadurch bestritten werden müssen, nicht niedriger gestellt werden konnten. Von der Richtigkeit dieser Behauptung werden sich die Herren Opponenten überzeugen, wenn sie im Verfolg ihrer Absicht, „die Taxen zu moderiren", der Sache näher auf den Grund schauen. Freuen würde es uns, wenn sie — was den Ordnern nicht gelang — ein Mittel ausfindig machen könnten, wodurch diese an sich löbliche Absicht erreicht werden könnte. Da jedoch die schon seit 5 Jahren in Frage stehende Friedhofs-Angelegenheit nicht von Knaben, sondern von verständigen Männern berathen und das Endresultat ihrer Berathung von hochlöbl. Landesverwaltungs-Amt geprüft und gutgeheißen wurde, so läßt sich wohl annehmen: daß die mißständigen oder mißlichen Punkte wohl erkannt wurden, aber demungeachtet nicht beseitigt werden konnten. Es wird daher auch den Tadlern nicht gelingen, die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu gestalten, es müßte denn seyn, daß die humanen Männer mit einem guten Beispiel vorangingen und die bei dem Beerdigungswesen nöthigen Dienststellen gratis übernähmen. — Daß der Ortsvorstand verbunden ist, seine Beschlüsse und Anordnungen nochmals zur Begutachtung der Gemeinde vorzulegen, wie es der Observations- und Reactions-Stand, welcher sich im Jahr 1848 aus eigener Machtvollkommenheit dahier gebildet hat, verlangt, davon steht nirgends etwas geschrieben, folglich wurde auch in dieser Hinsicht nichts versäumt. — Die Frage: Ob die Erweiterung des alten Friedhofs oder die Anlegung eines neuen, geräumigeren nothwendig war, ist von Sachkundigen längst mit „Ja" entschieden; für diesen Entschrid liegen — außer andern gültigen Gründen, die wir nicht näher erörtern wollen — Zeugnisse des Sanitätsamts vor. — Es ist übrigens eine durch die Erfahrung längst bestätigte Wahrheit, daß Neuerungen, auch wenn sie Verbesserungen genannt werden können, Widerstand finden, sobald sie einiges Opfer verlangen.

G. Buck,
Secretär der seit November 1848 amtlich bestätigten Bornheimer Friedhofs-Commission.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. Febr. Vatersorgen, komisches Zeitgemälde in 3 Abth. von H. v. P. Vorher geht: Der Verräther, Lustspiel in 1 Akt von Holdein.

Mittwoch, 27. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Dienstag, 26. Febr. Die Schule der Verliebten, Lustspiel in 5 Aufzügen von Carl Blum.

Druck und Verlag von Heller und Kehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 50. Mittwoch, den 27. Februar 1850.

Hendrik Conscience.

(Schluß.)

Das Vlaamische war zu jener Zeit zum verachteten Volksdialekte herabgesunken, und Conscience hatte damals nur geringe Ahnung davon, daß er einst dazu berufen seyn würde, der Bedeutendsten Einer zu werden, die diesem edlen, altgermanischen Idiom Rang und Würde einer Schriftsprache wiedergeben sollten. Ganz unbewußt war er dessen jedoch nicht, denn in einem Briefe vom 1. März 1830 schrieb er seinem Freunde J. A. de Laet, demselben, der sich später ebenfalls als ein Führer der vlaamischen Partei auszeichnete: „Ich sende Dir hier einen prosaischen Aufsatz .... ich hatte ihn zuerst für mich in der Sprache unseres Landes verfaßt. — Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber ich finde in dieser Sprache etwas wahrhaft Romantisches, Geheimnißvolles, Tiefes, Energisches, ja, sogar Wildes. Gewinne ich je einige Kraft, so werfe ich mich kopfüber in die vlaamische Literatur. Es ist ein Traum, der mich bezaubert, und sobald nicht verschwinden wird; mein vaterländisches Gefühl nährt diesen Willen." — Wie trefflich hat er Wort gehalten!

Die strenge Reform, welche in der belgischen Armee stattfand, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern. Das väterliche Haus, in das er nun zurückkehrte, bot ihm jedoch keine unabhängige Stellung dar, und er ging nach Antwerpen, um sich dort ein Unterkommen zu suchen. Seine Bemühungen blieben aber ohne Erfolg. Entmuthigt durch unfruchtbare Anstrengungen und finster in die Zukunft blickend, die ihm nichts Erfreuliches darzubieten schien, fühlte er sich eines Tages auf das höchste aufgeregt, und sein Geist beschloß in straffer Spannung den Kampf gegen die Ungunst der Verhältnisse. Er nahm sich vor, ein Buch in vlaamischer Sprache zu schreiben. Eine Stelle in Guiccardini's Beschreibung der Niederlande gab ihm die Idee, eine Reihe von Scenen aus der Zeit der spanischen Oberherrschaft zu entwerfen. So entstand sein Wonderjaar. Dieser Versuch fand eine günstige Aufnahme in Belgien, trug aber dem Dichter nur geistige Früchte, denn als er später mit dem Drucker abrechnete, war er diesem, nach Abzug aller Kosten, statt des Gewinnes, noch eine für seine Verhältnisse unerschwingliche Summe schuldig. — Jetzt drangen noch dazu seine Aeltern in ihn, welche nur die schlimme Seite dieses Ausganges seiner Spekulation sahen, sich ernstlich um eine Versorgung zu bemühen. Sein Vater fühlte sich um so mehr dazu veranlaßt, als sich die Familie seit der zweiten Heirath bedeutend vergrößert hatte, und er sich außer Stand gesetzt sah, noch länger für den bereits erwachsenen Sohn zu sorgen.

Mit schwerem Herzen verließ nun eines Abends, nach einem Gespräche mit den Seinigen, in welchem er viel Bitteres hatte hören müssen, der talentvolle Jüngling auf immer das väterliche Haus. Seine ganze Habe bestand in zwei Francs und einigen Kleidern, die er, in ein Tuch geschlagen, unter dem Arme trug. Von trüben Gedanken gequält, richtete er seine Schritte nach Antwerpen, nicht wissend, was er beginnen solle. Da begegnete ihm in der Nähe ein alter Schulkamerad, der, als er seine Geschichte erfahren, ihm Trost zusprach und ihn in das Haus seiner Aeltern führte. Diese nahmen sich, auf des Sohnes Zureden, seiner thätig an und sagten für ihn auf unbestimmte Zeit in einem Wirthshause der Vorstadt gut, so daß für seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse gesorgt war. Von nun an schienen ihm hellere Sterne zu leuchten. Der berühmte Maler Wappers interessirte sich für ihn und wirkte ihm eine Audienz bei dem Könige aus, damit er diesem sein Buch überreiche. Fast wäre auch hier wieder die Hoffnung des jungen Conscience an einem geringfügigen Umstande gescheitert; er besaß nämlich keinen Anzug, in welchem er vor dem König erscheinen konnte, allein sein Gönner Wappers, der nichts halb thun wollte, half ihm hier mit seinen eigenen Kleidern aus. Oberst Joly — jetzt General — führte ihn nun zu dem Könige, der ihn huldreich aufnahm und ihm eine Unterstützung bewilligte. Dadurch ermuthigt, ergriff Conscience von neuem die Feder und veröffentlichte bald darauf ein zweites Buch, Phantasia, welches jedoch ganz das Schicksal der ersten Arbeit theilte, und zwar literarischen Erfolg, aber zugleich einen nicht geringen Saldo, den der Verfasser dem Buchdrucker nach der Abrechnung zu leisten hatte, mit sich führte. Eine magere Anstellung bei dem Provinzial-Archiv, mit einem Gehalte von 500 Fr., welche ihm zu Theil ward, gab ihm jedoch die Kraft, auf der einmal betretenen Bahn zu verharren. Er nahm seine Nächte zu Hülfe und schrieb einen historischen Roman in drei Bänden: De Leeuw van Vlaenderen. — Dieses Werk fand eine überaus günstige Aufnahme in Belgien und machte seinen Verfasser beliebt im ganzen Lande; aber trotzdem war der materielle Gewinn, den er von dieser vierzehnmonatlichen Arbeit zog, nach Abzug aller Kosten, die Summe von — — sechs Francs (1 Thlr. 18 Ngr.). — Conscience's Talent, Geist, Fleiß, Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit, wie er sie in demselben offenbarte, fanden allerdings die rühmlichste Anerkennung, erweckten ihm aber zugleich Haß und Verfolgung von Seiten der französischen Partei in Belgien, die in ihm einen der bedeutendsten Vorkämpfer des Vlaamischen erblickte, dieses Element um jeden Preis niedergedrückt wissen wollte, und ihr Streben durch die damaligen staatlichen Verhältnisse Belgiens unterstützt und befördert sah.

Von neuem trübte sich nun der Horizont des Armen. Der schlechte materielle Erfolg seiner Unternehmungen hatte ihn in Geldverlegenheiten gestürzt, und er mußte sich voll Schmerz gestehen, daß die Feder nicht das Mittel sey, ihm eine sorgenfreie Lage zu bereiten. Er litt im Stillen und faßte plötzlich den Entschluß,

Digitized by Google

die Schriftsteller-Laufbahn aufzugeben und sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren. Mit bewunderungswürdiger Charakterstärke verwirklichte er diesen Plan, verdingte sich bei einem Gärtner als Gehülfe, und führte dieses Leben standhaft dreizehn Monate lang durch. Die Natur, der er nun wieder näher getreten, war sein einziger, aber auch sein kräftigster Trost. — Indessen sein Gönner und Freund Wappers verließ ihn nicht, sondern lenkte von neuem die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Königs Leopold auf ihn. Conscience erhielt das Amt eines Greffier bei der Akademie der schönen Künste zu Antwerpen, und sah sich nun vor jedem Mangel geschützt. Von neuem ergriff er jetzt die Feder, und es folgten nun rasch auf einander Hugo van Craenhove, eine Geschichte aus dem Mittelalter (deutsch von dem Verfasser dieser Skizze), seine Avonstonden, het Boek der Natuer, — seine Geschichte Belgiens, Lambrecht Heusmans u. s. w. — Alle diese Leistungen erfreuten sich des verdientesten Beifalls, wurden in mehrere fremde Sprachen übersetzt und erwarben ihrem Verfasser einen europäischen Ruf; natürlich war auch ihr materieller Ertrag günstiger, als dies bei seinen früheren Arbeiten der Fall gewesen.

Hendrik Conscience ward aggregirter Professor an der Universität Gent, Professor und Lehrer der vlaamischen Sprache und Literatur bei den königlichen Kindern, Ritter des belgischen Leopolds-, des preußischen rothen Adler- und des bayerischen St. Michaelsordens, so wie Mitglied des königlichen Instituts zu Leyden."

Die Locofocos.

Der Name Locofoco ist in neuester Zeit hin und wieder in Berichten aus Nordamerika erwähnt worden, ohne daß der deutsche Zeitungsleser sich die Bedeutung, die Herleitung desselben hätte bilden können. Daß dieses Wort eine politische Partei bezeichnen solle, war allenfalls herauszubringen; zu Weiterem aber fehlte es an Anzeichen in den einzelnen Stammsylben in dem ganzen Worte. Nur durch die Geschichte des Wortes selbst läßt sich dessen politische Bedeutung wiedergeben.

So weit Menschen auf der Erde wohnen, herrschen auch menschliche Gebrechen und Schwächen, leibliche und geistige, hausbürgerliche und staatsbürgerliche, wenn gleich ein Land sich eines gesunderen Himmels als das andere erfreuen mag. Ob der Umstand unter dieselben gehöre: daß es in bürgerlichen Angelegenheiten Parteien giebt, daß eine dieser Parteien das Alte halten will, während die andere ein Fortschreiten bezweckt, lassen wir hingestellt seyn. Daß diese Parteien aber durch Ränke und Kunstgriffe ihre Absichten durchsetzen, nicht in ehrlicher, offener Uebereinkunft ihre Kräfte abwägen und abstimmen, ist gewiß nicht zu billigen, wenn es auch im irdischen Paradiese, so gut wie in Amerika vorkommen sollte. In einem der Vereinigten Staaten sollten vorlängst die Parteien sich zu einer Vereinbarung versammeln. Jede Erwartung war gespannt. Da steckten nun die Häupter der Erhaltungs- oder Rückschrittspartei ihre Köpfe zusammen, und da sie den älteren Theil ausmachten, war viel Klugheit in diesen Köpfen, so daß sie einen recht guten Anschlag abkarteten. „Wir machen die ganze Sache hier unter uns ab, meinten sie; bei der Volksversammlung sind wir dann Alle zur bestimmten Stunde anwesend, lassen unsere Redner einschreiben, halten einige glänzende Reden über den Vorschlag, und so geht dann die Bill gleich unter Zujauchzen, unter Gehälle durch. Dann drehen wir rasch alle Hahnen an den Gasröhren, welche den Versammlungsraum erhellen, zu. Dergestalt finden zuletzt die hastigen Vorwärtsstreber, wenn sie erst zur Besinnung kommen, die Sache schon gerichtet und geschlichtet." Der Anschlag war klug über Maßen, wurde aber nicht ganz geheim gehalten, kam zuletzt zu den Ohren der Fortschrittspartei. Die Häupter derselben, mehr aus jüngeren Leuten bestehend, wollten zeigen: daß sie werth, Söhne so kluger Väter zu heißen.

Am bestimmten Tage trafen Alle eben so frühzeitig, wie ihre Gegenpartei, aber ohne alles Geräusch, ein, mischten sich in's Gewühl, den Rednern ein aufmerksames Ohr leihend, ohne sich aber im mindesten gegen dieselben auszusprechen. So ging denn nun Alles nach Abrede. Als aber nach der Einhelligkeit des Beschlusses die Krahnen zugedreht wurden, als die egyptische Finsterniß rasch im Saale lastete, da fuhren plötzlich Tausende von Reibzündhölzchen, die man in Amerika Locofocos nennt, aus den Büchsen, sprühten Flammen und zündeten eben so rasch tausend Kerzen an. Jetzt erst traten andere Redner auf, brachten das etwas zu schlaue Verfahren zur Sprache, stimmten dadurch die Menge um und bewirkten ganz andere Schlüsse, als die vorher angefertigten. Von dieser Zeit an nannte man denn die Partei der Fortschrittsmänner Locofocos, Reibzündhölzchen, anfangs nur scherzweise. Vom Scherze aber verstieg sich der Name zum Ernste, und jetzt zögert keiner der Männer des Fortschrittes, sich Locofoco zu nennen, so wenig als der Engländer zögert, sich des Wortes Whig (Perücke), der Holländer sich des Wortes Geuse (Bettler) zu bedienen. M.

Meyerbeer's „Prophet".

Am 25. d. M. wurde Meyerbeer's „Prophet" auf der Frankfurter Bühne zum erstenmal gegeben, und diese ist demnach in der Zeitfolge die dritte, welche das großartige Werk dem Publikum vorführt. Seit zehn Jahren ist über diese Oper in allen Blättern der civilisirten Welt so viel geschrieben worden, daß deren Ruf bereits vor ihrem öffentlichen Erscheinen ein wahrhaft kolossaler wurde und schon die Rundreise durch die Welt gemacht hat. Sind auch bei uns einzelne Logenplätze nicht mit Hunderten von Gulden bezahlt, ja, sind die Eintrittspreise nicht einmal erhöht worden, was seine Anziehungskraft nie verfehlt, so waren doch alle Logenplätze schon acht Tage vor der Vorstellung in Beschlag genommen und am Abend der Aufführung das Haus überfüllt, mit Ausnahme des Parterre's, welchem eben die Befürchtung der Ueberfüllung Manchen entzog, der sonst gerne beigewohnt hätte. Wenn man erwägt, daß die Einstudirung, Scenirung und Ausstattung dieses Tonwerks nicht nur sehr viel Zeit und Kraftaufwand des Personals, sondern auch bedeutende Kosten in Anspruch genommen haben, wenn man der aufs Höchste gesteigerten Ungeduld und gespannten Erwartung sowohl der Musikfreunde, als auch der schaulustigen Menge Rechnung trägt, so steht nun eine Reihe von Vorstellungen in Aussicht, welchen ein ungewöhnlich starker Besuch zugewendet und wodurch die Direktion für ihre Mühe und Opfer entschädigt werden wird. Solche Resultate sind eben so billig, als folgerecht, und wir halten es für Pflicht, das Theaterinstitut in dieser Beziehung zu unterstützen. In der That hat es allen Erwartungen vollkommen entsprochen. Die Dekoration der Winterlandschaft im dritten Akt mit ihren natürlichen Schlittschuhläufern ꝛc. war prachtvoll, eben so das am Schlusse dieses Aktes allmälig im Sonnenschein auftauchende Münster. Beide Meisterstücke unseres Dekorateurs Hoffmann, der verdientermaßen gerufen wurde. Die Dekoration des vierten Aktes, das Innere der Kathedrale darstellend, war imposant, noch imposanter aber der Zug des Propheten in denselben, sowohl was das Arrangement als den Reichthum der Kostüme anbelangt, die nie in solcher Vollkommenheit auf hiesiger Bühne dagewesen. Die Schlußgruppirung war höchst malerisch. In diesem Akte feierte Frau Behrend-Brandt ihren Triumph in der von ihr in höchster dramatischer Vollkommenheit dargestellten Erkennungsscene. Niemand blieb unergriffen von dem

Digitized by Google

vollendeten Spiel und Gesang derselben bei den Worten: Ach, hört mich, ich täuschte mich! Nein, er ist nicht mein Sohn! Dies was unstreitig der Glanzpunkt der Oper. Stürmisches Hervorrufen lohnte sie am Schlusse. Die Schlußdekoration des fünften Aktes ist unstreitig das Vollkommenste in diesem Genre, was je auf hiesiger Bühne geschehen und gesehen. Der hohe, geräumige, durch Säulen getragene und viele Kerzen erleuchtete Saal stürzt unter fortwährendem unterirdischen Gepraſſel und hervorbrechenden Flammen mit Getöse nach und nach zusammen. Bei dem Zusammenstürzen der Rückwand zeigt sich ein Theil der Stadt, beleuchtet vom Wiederschein der Brandgluth. Täuschend fallen Balken und Steine auf die niedergeschmetterten Opfer, während der größte Theil derselben in der Tiefe verschwunden zu seyn scheint, da kein Abgang wahrgenommen wird. Die am Schlusse auf den Trümmern lagernde Todesruhe wird durch die eigenthümliche Beleuchtung auch noch dem Gemüthe des Zuschauers zugänglich gemacht. Hr. Mühldorfer, dem diese Dekoration zur höchsten Ehre gereicht, fand gerechten Beifall.

Ueber den innern Werth und die Bedeutung des „Propheten" müssen wir unser Urtheil noch zurückhalten; denn einerseits ist die Masse des hier Gebotenen zu groß, sind der Anschauungen zu viele, sind die Effekte aller Art, die sich hier häufen, zu mächtig, und anderseits tritt uns die Composition selbst in zu weiten Dimensionen, in zu reicher Abwechselung, in zu ernster Haltung und in imposanten Tongruppirungen entgegen, als daß wir nach einmaliger Anhörung im Stande seyn könnten, Alles gehörig zu überblicken, kritisch zu analysiren und das Einzelne aus dem Ganzen herauszuscheiden. Vorläufig sey daher nur berichtet, daß die Vorstellung gegen fünf Stunden währte, daß der Totaleindruck derselben ein entschieden günstiger war, und daß die Aufführung im Allgemeinen eine sehr gelungene genannt werden dürfte. Weiteren Besprechungen muß es vorbehalten bleiben, das Publikum mit dem Wesen und Gehalt einer Tondichtung, die ein gründliches Eingehen verlangt, näher bekannt und mehr vertraut zu machen.

Mannichfaltigkeiten.

Samstag den 2. März wird am Hoftheater zu Wiesbaden zum erstenmale eine große romantische Oper in 3 Akten, Floris von Namur, aufgeführt werden. Das Buch nach einer flandernschen Novelle von Zschokke ist von Carl Gollmick, und die Musik von dem als Harfenvirtuose rühmlichst bekannten und in Wiesbaden allgemein geschätzten Tonkünstler Hrn. Ch. Oberthür.

Der Unternehmungsgeist und die Großartigkeit der Newyorker Zeitungen ist ungeheuer. Zu den jüngst hergestellten Einrichtungen, um Neuigkeiten schnell zu erhalten, gehört ein wöchentlich abgehender Kurier, der zwischen den Städten St. John und Neubraunschweig, eine Entfernung von 150 deutschen Stunden, reist, und in einer Stunde fünf Stunden machen muß. Von St. John werden die Neuigkeiten nach Newyork 300 Stunden telegraphirt. So kommt eine wöchentliche Depesche von circa 3000 Worten ungefähr 200 Pfd. zu stehen. Die sämmtlichen Blätter zu Newyork, Boston, Philadelphia und Neworleans bilden eine Gesellschaft, die all' diese Kosten gemeinschaftlich bestreitet und trägt. Man rechnet auf telegraphische Depeschen allein 30,000 Pfd. jährlich. Als zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten Krieg geführt wurde, hatte die Newyork associated press zwischen Veracruz und Newyork sechs Dampfboote in Dienst, die an 40,000 Pfd. Miethe gekostet haben.

(Die Fragluſt der Nordamerikaner) aus den unteren Volksklassen betreffend, theilt Lyell in seinem „A second visit to te United States of North America etc." (Lond. 1849) Folgendes mit, was hier einen Platz finden mag: „Um uns in der Art auf das Aergste vorzubereiten, erzählte uns ein vornehmer Amerikaner vor unserer Abreise von Boston mehrere ergötzliche, die Neugierde seiner Landsleute charakterisirende Anekdoten, unter andern die von einem Neuengländer, welcher in einem Eisenbahnwaggon einen sehr schweigsamen Nachbar hatte, und nachdem er zu wiederholten Malen versucht, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen, ihn plötzlich fragte: „Sind Sie Junggeselle, mein Herr?" „Nein, keineswegs." „So sind Sie wahrscheinlich verheirathet?" „Auch das nicht." „Aha, ich verstehe und bedaure; Sie sind Wittwer?" „Eben so wenig." Nach einer kurzen Pause griff der unabweisbare Frager auf's Neue an. „Kein Wittwer, sagten Sie. Wenn Sie aber weder Junggeselle, noch Ehemann, noch Wittwer sind, was in aller Welt sind Sie dann?" „Wenn Sie es schlechterdings wissen müssen," antwortete der Andere, „so will ich es Ihnen sagen: ich bin geschieden."

Die Maskenfeste der Künstler in München bilden dort seit mehreren Jahren den Mittelpunkt und den Hauptglanz der Faschingsvergnügungen. So auch dieses Jahr. Im vorigen, wo der deutsche Horizont noch voll von Hoffnungssternen war, ließen die Künstler den alten Barbarossa aus seinem Heldengrabe erwachen und brachten so statt eines Karnevalscherzes eine politische Feier, die Auferstehung des Vaterlandes in sinnigen Bildern. Unter einem Theile der Münchener Künstler herrschte nun diesmal der Gedanke vor, die Kehrseite des vergangenen Jahres allegorisch aufzuführen: den Rückzug des Barbarossa in den Kyffhäuser, um im steinernen Grabe sich wieder zu betten, bis draußen die Raben nicht mehr krächzen und der Birnbaum andere als taube Blüthen treibt. Der Vorschlag ward aber von der Mehrheit abgelehnt und man beschloß, ein deutsches Wintermährchen vorzuführen, „Frühling im Winter". Das Mährchen war von Teichlein gedichtet und von v. Perfall in Musik gesetzt. Der Grundgedanke ist, daß die Blume heimischer Phantasie mitten im kalten Winter sich die Lust und Heiterkeit des Frühlings herbeizuzaubern vermag. Personen sind: Sausebraus, der Winterfürst, Liebseelchen, die Repräsentantin der deutschen Sage, der Poesie überhaupt. Der Fürst stellt ein großes Fest an, wozu auch Prinz Karneval aus Wälschland geladen ist. Das Ganze war sehr sinnig erdacht und wurde prächtig durchgeführt.

Von der gränzenlosen Noth der untern Stände in Irland und auch der protestantischen Geistlichen erzählte neulich ein Parlamentsmitglied im Unterhause einige Beispiele. Ein Geistlicher mit zehn Kindern habe jährlich nur ein Einkommen von 40 Pfd. Sterling; als er einmal ein Geschenk von 5 Pfd. erhalten, sey er außer sich vor Dankbarkeit gewesen. Ein anderer Geistlicher habe seit 2 Jahren gar keine Einnahme; ein dritter, Vater von zehn Kindern, der noch zwei Kinder eines verstorbenen Amtsbruders aufgenommen, habe jahrelang keine Fleischspeise essen können und selten einen Heller im Hause gehabt. Im Westen Irlands sind in kurzer Zeit nach Ausspruch der Geschworenen 700 Menschen Hungers gestorben. — Sehr glaublich ist daher, was ein reicher Lord im Oberhaus dem Minister versicherte, daß er seit mehreren Jahren von seinen Besitzungen in Irland keinen Schilling eingenommen habe. Das ist die Kehrseite der englischen Weltherrschaft.

Digitized by Google

„Die Religion des neuen Weltalters."

Von G. Fr. Daumer. 2 Bände. Hamburg, bei Hoffmann und Campe. 1850.

Unter allen Werken, welche seit der Märzerhebung in Deutschland erschienen, ist vielleicht kein einziges, das in einem höhern Grade die Beachtung des Publikums verdiente, wie das vorliegende. Nach der Ansicht und Ueberzeugung des rühmlichst bekannten Verfassers muß an die Stelle der alten herkömmlichen Art von Religion, worunter namentlich die christliche verstanden wird, eine entsprechende, aber auf völlig verschiedener prinzipieller Grundlage beruhende neue treten, eine Religion, die für das neue Weltalter, in dessen Beginn wir leben und zu dessen vollem, förmlichen Eintritte die Denk- und Bildungsprozesse der nrurrn Zeiten, den immer nähern Uebergang bilden, ganz diejenige große, tiefe, allumfassende und allbestimmende Bedeutung haben wird, welche die seit Jahehundeetrn faktisch sinkende, ihrem Untergange mit schnellen Schritten unverkennbae entgegengehende alte Religion für ihre Weltzeit, für das hintrr uns liegende, uns, seiner lebendigen Wahrheit und Intrgrität nach wenigstens, lange schon zur Vergangenheit gewordene alte, d. h. christliche Wrltalter gehabt.

Der Verfasser erscheint abee nicht allein auf dem Kampfplatze, sondern unterstützt diese Ansicht durch die Aussprüche der hervorragendsten Geister aller Völker. Aus ihnen hat er gleichsam ein Concilium, wie noch keines gehalten worden, zusammengesetzt, das nicht nur den christlichen Staat mit seinen altrrchristlichen Herrschern beleuchtet und die Dogmen als völlig abgenutzt und verbraucht hinstellt, sondern das auch die ganze christliche Weltanschauung, als mit dem Wesrn des Menschen in Widerspruch stehend, verurtheilt.

Da das Werk, abgesehen von seiner Haupttendenz, dee wir keineswegs ihre Berechtigung abstreiten wollen, so viel Schönes und Vortrefflichrs bringt, so bedaueen wir, daß es durch seinen hohen Preis nur dem kleinsten Theile des Publikums zugänglich ist. Es folgen daraus hier einige Auszüge, die in engster Beziehung zue Gegrnwart stehen.

Nur das Christenvolk hat einrn fardelosen, durchsichtigen, die Erde nicht wiederspiegelnden Himmel voll Gesang, Gebet und Langeweile; dahee den gemeinen Mann auch mehr die Höllenscheu abtreibt, als die Himmelslust ansporut, in der er seine hiesige Andacht mit unaufhörlicher droben belohnt antrifft und die er sich in seinem Glaubenswirrwaee höchstens noch durch die Hoffnung eines ewigen Ausruhens versüßt.

Jean Paul.

Wenn die Brust die rrdlich volle,
Sich entladet euch zu retten,
Rufet ihr: „Das ist dee Tolle;
Holet Stricke, schaffet Ketten!"

Goethe.

Meinungen sind stärkee, als Heere. Mrinungen, wenn auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, werden am Ende über die Spitzrn der Bajonette, übrr die Donner der Geschütze siegen.

Lord Palmerston im englischen Unterhause 1849.

Alle Begebenheiten, Verbindungen, Trennungen, die nye durch Ränke und diplomatische Kunststücke herbeigeführt werden, sind nutz- und dauerlos.

Fr. v. Raumer.

Der Staat hat zue Besoldung tüchtiger und ihrem Amte mit Lust obliegender Lehrer kein Geld, weil er Alles zum Kriege braucht.

Kant's Werke I. Th.

Es ist doch seltsam, daß der Mann, dee am Hofe die Pferde zureitet, Tausende von Thalern zur Besoldung hat und Diejenigen, die demselben die Unterthanen znreiten, die Schulmeister, hungern müssen.

Lichtenberg.

Es liegt am Tage, daß die Christen all ihren Geist und all ihre Leidrnschaften auf die Vervollkommnung der Kriegskunst verwenden, ohne durch die Kenntniß des Coangeliums auch nur im Grringsten von dieser grausamen Tendenz abgebracht zu werdrn.

Pierre Bayle.

Ist es nicht sonderbar, daß die Mrnschen so gern für die Religion fechten und so ungern nach ihren Vorschriftrn leben?

Lichtenberg.

Hätte die Pest Ordrn und Pensionen zu vergeben, so würden sich Theologen und Juristen finden, die schlecht genug wärrn, zu behaupten, daß die Herrschaft der Pest von Gott und Rechtswrgrn bestehe, und daß sich ihr zu widersetzen und ihrrn bösen Einflüssen zu entziehen, Hochverrath sey.

Helvetius.

Militärdespotismus unterdrükt hochherzige Gesinnungen: Priesterherrschaft erstickt sie.

Napoleon.

Selbst das Unglück und die Nothwendigkeit machen die Großen nicht scharfsinnigee.

Napoleon.

Die gefährliche Sucht, den Abstand zwischen Dem, was gewesen und Dem, was kommen muß, zu verlängrrn, hat die Revolution hervorgebracht und wird noch viele andere hervorbringen.

Napoleon.

Die Dinge fruchten nur, wenn sie zur rechten Zeit angewendet werdrn.

Napoleon.

Wer das Naturgesetz auch in drr Geschichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, der weiß nicht, was morgen geschieht, und wenn er Minister wäre.

Börne.

Barkas von Brnsberg.

Der Wintergarten in Bockenheim.

Jedes Kind muß einen Namen haben und es thut ersterem keinen Abbruch, wenn letzterer eben für ihn nicht der passendste seyn sollte, wenn es selbst nur sonst brav und gut geartet ist. So wurde das nunmehe unter Dach und Fach gebrachte, durch seine befriedigenden Leistungen vom vergangenen Jahee her im guten Andenken stehende Sommertheater in Bockenheim, unter dem Namen „Wintergarten" seit einigen Wochen von Neuem eröffnet, wohl nur deßwegen mit diesem Namen benennt, weil es an derselbrn Stelle in dem Garten erbaut ist, der früher den Zuschauerraum bildete. Wenn inzwischen auch drm Neubau die sonstigen Eigenschaften eines Gartens fehlen, so ist nicht gesagt, daß darum ein Besuch in dieser Halle der Kunst weniger lohnend sey. Den Zuschauer empfängt ein geräumiges, luftiges, bequem eingerichtetes, schön ausgemaltes Parterre, woselbst ee behaglich hintee Tischen, die nach seinem Wunsche während der Vorstellung allenfallsige Erfrischungen aufzunehmen bereit sind, Platz nimmt, wenn er nicht vorzieht, von der Höhe herab, aus den Logen, die Vorstellung vorübergehen zu sehen. Referent besuchte diese vergangenen Sonntag zum ersten Male und muß den Darstellern die volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie einmüthig sich bestrebten, durch Zusammenwirken die Vorstellung zu einer gelungenen zu machen. Namentlich gilt dies von den noch vom vergangenen Sommer her in gutem Andenken stehenden Heern und Frau Fischbach, Herren Lohmeyer und Beyhl. Ein zur Aufführung gekommenes Lustspiel: „Die Schwäbin", wurde mit einer Virtuosität dargestellt, daß das zahlreich anwesende Publikum (es wäre schwerlich mehr ein freies Plätzchen zu finden gewesen) seinen lauten, wohlverdienten Beifall wiederholt ausdrückte. Was geleistet wurde, dürfte wohl schwerlich anderswo auf einer so kleinen Bühne erreicht werden. Es ist deshalb dem Wintergarten ein fortdauernder zahlreicher Besuch zu wünschen, der gewiß nicht ausbleiben wird, wenn erst dessen Annehmlichkeiten recht bekannt werden und die Direktion fortfährt, durch Aufführung nur passender Stücke die ihr zu Gebote stehenden Kräfte angemessen zu verwenden. Einer der beiden Direktoren ist eben auf einer Reise begriffen, um durch die Acquisition einer guten Soubrette diese zu vermehren. Da auch die Musik recht brav und fleißig ist, so werden die Pausen durch dieselbe angenehm verkürzt, deren Dauer indeß in Etwas zu beschränken seyn dürfte. Das Gedeihen des ganzen Unternehmens ist zweifellos, wenn die Direktion unermüdlich bleibt wie bisher und sich nicht durch die errungene Gunst des Publikums einwiegen läßt.

B.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 27. Febr. (Zum ersten Male wiederholt): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 28. Febr. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Abth. von C. Gutzkow.

Druck und Verlag von Heller und Rehm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 51. Donnerstag, den 28. Februar 1850.

Die Abtei Oppatowitz.

Niemand kann in Abrede stellen, daß sich in früheren Zeiten die Klöster ein unendliches Verdienst um die Menschheit erworben haben. Von ihnen ging die Kultur und Gesittung der Völker aus; sie waren der Sitz der Künste und Wissenschaften, und ihre Bewohner Leuchten wahrer Tugend.

Nach und nach versanken sie aber in träge Stagnation; die vielen Reformen, welche man mit ihnen vorzunehmen genöthigt war, bezeugten nur zu gut ihren tiefen Fall. Sie, von welchen sonst die Aufklärung ausging, wurden Pflanzschulen des Aberglaubens und eines wahrhaft unchristlichen Fanatismus, und ihre Bewohner, sonst wahre Tugendeiferer, wurden später gar oft Steine des Anstoßes für das Volk; bei wohlbesetzten Tafeln vergaßen sie des Fastens und der einfach-strengen Lebensweise ihrer Vorfahren; nur auf Vergrößerung ihrer angehäuften Schätze und Reichthümer sinnend, dachten sie nicht mehr an den Himmel. Aber eben diese Reichthümer, welche die Bande der klösterlichen Disciplin gelockert hatten, bereiteten ihnen nicht nur viele Neckereien von außen, sondern beschleunigten auch ihren gänzlichen Untergang. Ein Beispiel hiervon liefert die vom König Wratislav II. im Jahre 1089 gegründete Benediktinerabtei Oppatowitz.

Dieselbe lag drei Stunden von Königingrätz, in der Nähe des Dorfes Wysaka, auf einer Insel der Elbe, und besaß, wie Wenceslaus Hageck in seiner böhmischen Chronik schreibt, unermeßliche Reichthümer. Von ihr erzählt uns der gedachte Chronist folgende, freilich etwas fabelhaft klingende, Geschichte:

Als der Kaiser Carl IV. Vieles von den ungeheuren Schätzen der Abtei gehört, begab er sich im J. 1359, begleitet von ungefähr dreißig Dienern, von Prag nach Königingrätz. Mit zweien seiner treuesten Räthe setzte er von hier aus seine Reise nach Oppatowitz fort, um dies alte und vornehmste böhmische Kloster, besonders aber dessen große Schätze, in Augenschein zu nehmen. Dasselbe zählte damals achtundfünfzig Mönche, aber nur der Abt und die zwei ältesten Conventualen wußten den Ort, wo der Schatz verborgen war. Als ihnen nun der Kaiser sein Vorhaben eröffnet hatte, und sie ihm keine abschlägige Antwort geben konnten, erklärten sie sich bereit, ihm entweder den Schatz zu zeigen, ohne ihn den Ort wissen zu lassen, wo er läge, oder ihm den Ort zu zeigen, ohne ihn den Schatz sehen zu lassen. Carl ging auf den ersten Theil des Vorschlages ein, und versprach zugleich, weder das Geringste vom Schatze für sich zu verlangen, noch Jemand Etwas davon zu sagen. Hierauf nahmen die drei Mönche den Kaiser bei der Hand, führten ihn zuerst in ein großes mit Ziegelsteinen gepflastertes Gewölbe, zündeten hier zwei Wachskerzen an, hüllten seinen Kopf in eine Kapuze ein, hoben einige Ziegel auf, wodurch sie den Eingang zu einem Loche eröffneten, welches tief in die Erde ging, und fuhren sammt dem vermummten Kaiser in dasselbe. Als sie auf festem Boden angelangt waren, drehten die Mönche den Kaiser mehrmal im Kreise herum; führten ihn hierauf in einen ziemlich langen Stollen, nahmen ihm die Kapuze wieder ab, und zeigten ihm ein großes, mit Silberplatten angefülltes Gewölbe. Sie geleiteten ihn noch überdies in ein anderes Gewölbe, in welchem eine ungeheure Menge Goldplatten lag, und zeigten ihm endlich ein drittes, worin sich viele goldene Kreuze, kostbare Edelsteine und andere sehr werthvolle Gegenstände befanden. Kaiser Carl erhielt von den Mönchen einen prachtvollen, mit Edelsteinen besetzten Ring, den er, wie Hageck versichert, sogleich an den Finger steckte und mit in's Grab nahm. Hierauf traten alle Drei ihren Rückzug an, und der Kaiser begab sich wieder nach Königingrätz. Den Werth des Schatzes, welchen er in Oppatowitz gesehen hatte, gab er auf viermalhunderttausend Gulden an, eine für jene Zeit gewiß sehr beträchtliche Summe; allein sein gegebenes Wort, Niemanden etwas von demselben zu sagen, soll er schlecht gehalten haben.

Wie dem nun auch sey, der Ruf von unermeßlichen, in Oppatowitz verborgenen Schätzen verbreitete sich überall hin, und so kam es denn, daß den Hussiten, denen bekanntlich nicht allein Gewissensfreiheit, sondern auch die reichen und wohlbegüterten Klöster sehr am Herzen lagen, der Reichthum der Abtei Oppatowitz ein irritamentum malorum wurde.

Im Jahre 1415, also sechs und fünfzig Jahre nach dem Besuche Carls IV., kam ein Hussitenhäuptling, Namens Jan Herczmanowa Miesteczky, begleitet von drei Mann seiner Bande, nach Oppatowitz, und hielt um ein Nachtlager an, welches ihm auch vom Abte bewilligt wurde. Nach und nach fanden sich aber immer mehr dergleichen, zur Bande Miesteczky's gehörigen Gäste ein, und als ihre Zahl auf sechs und dreißig angewachsen war, überfielen sie die harmlosen Klosterbewohner und tödteten alle, mit Ausnahme des Abtes, welchen sie zwingen wollten, ihnen den Ort anzugeben, wo der Schatz des Klosters verborgen war. Als er sich jedoch dies zu thun beharrlich weigerte, wurde er entsetzlich gefoltert, und als durchaus nichts aus ihm zu bringen war, endlich entlassen. Hierauf rafften die Räuber Alles, was sie im Kloster finden konnten, im Gesammtwerthe von 28,000 Gulden, zusammen, und machten sich davon.

Später versank die Abtei Oppatowitz in die Elbe, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts konnte man bei niederem Wasserstande des Flusses Spuren von ihren Mauern sehen.

Digitized by Google

Englands Revolution, von Guizot.

Die vierte Ausgabe der beiden ersten Bände der Geschichte der Revolution Englands, von Hrn. Guizot, ist in Paris erschienen.

Durch die Februarrevolution den Arbeiten zurückgegeben, welche seinen frühern Ruhm begründeten, widmete Hr. Guizot die Zeit seines Exils der Beendigung dieses großen Werkes, von welchem unverzüglich ein neuer Band erscheinen wird. Die jetzt erschienene Ausgabe ist mit einer ganz neuen Einleitung begleitet, welche den Titel führt: Warum ist die Revolution Englands gelungen? Wir können nicht umhin, das Wesentliche dieser Einleitung unsern Lesern mitzutheilen.

Die Revolution Englands, sagt der Verfasser, ist gelungen; sie ist zweimal gelungen. Ihre Urheber haben in England die konstitutionelle Monarchie gegründet, ihre Nachfolger in Amerika die Republik der Vereinigten Staaten. Diese großen Ereignisse sind gegenwärtig nicht mehr in Dunkel gehüllt; mit der Sanction der Zeit haben sie auch ihr Licht erhalten. In die Bahn, welche England geöffnet, ist Frankreich vor sechzig Jahren eingetreten, und Europa hat sich neuerlich darein gestürzt. Ich wollte sagen, welche Ursachen in England die konstitutionelle Monarchie, in dem englischen Amerika die Republik herbeigeführt haben, jenes solide Resultat, welches Frankreich und Europa bis jetzt vergeblich verfolgen, inmitten der geheimnißvollen Prüfungen der Revolutionen, welche die Nationen erheben oder für Jahrhunderte auf die Bahn des Irrthums führen, je nachdem sie gut oder schlecht durchgeführt wurden.

Im Namen des Gesetzes und der religiösen Freiheit hat im fünfzehnten Jahrhundert jene Bewegung begonnen, welche seit dieser Zeit, zwar manchmal stillstehend, aber immer wieder auflebend, die Welt aufregt und hinreißt. Der Sturm hat sich zuerst in der menschlichen Seele erhoben; er hat die Kirche vor dem Staate ergriffen.

Man hat gesagt, der Protestantismus sey im Grunde eine mehr politische als religiöse Revolution gewesen; mehr eine Insurrektion zu Gunsten weltlicher Interessen gegen die in der Kirche bestehende Ordnung, als der Aufschwung eines Glaubens im Namen der ewigen Interessen des Menschen. Dies heißt leichtsinnig und nur dem Anschein nach urtheilen, und dieser Irrthum hat die geistlichen und weltlichen Mächte, die sich von ihm verleiten ließen, zu einem Benehmen hingerissen, das ihnen selbst schädlich wurde.

Vorzüglich damit beschäftigt, das revolutionäre Element des Protestantismus zu unterdrücken, verkannten sie das religiöse Element. Der Geist der Empörung ist ohne Zweifel sehr mächtig, indessen doch nicht genug, um durch sich selbst solche Dinge zu vollführen. Nicht allein seine Zügel abzuschütteln, sondern auch um einen Glauben zu bekennen und zu üben, geschah es, daß die Reform des sechzehnten Jahrhunderts ausbrach und dauernd wurde. Nach drei Jahrhunderten zeigt dies eine große und unwidersprechliche Thatsache auf eine glänzende Weise. Zwei protestantische Länder, zwei Länder, die in ganz Europa dem Protestantismus am meisten huldigten, England und Holland, sind heutzutage die beiden Länder, wo der christliche Glaube am meisten Leben und Herrschaft besitzt. Man muß ganz eigene Begriffe von der Natur des Menschen haben, um glauben zu können, daß die religiöse Inbrunst sich nach dem Triumphe der Insurrektion so erhalten und fortgepflanzt hätte, wenn die Bewegung in ihrem Prinzip nicht wesentlich religiös gewesen wäre.

In Deutschland war die Revolution im sechzehnten Jahrhundert religiös und keineswegs politisch. In Frankreich war sie im achtzehnten Jahrhundert politisch und keineswegs religiös. Es war im siebenzehnten Jahrhundert das Glück Englands, daß der Geist des religiösen Glaubens und der Geist der politischen Freiheit miteinander herrschten, und daß es beide Revolutionen zugleich unternahm. Alle großen Leidenschaften der menschlichen Natur entwickelten sich auf diese Weise, ohne daß sie alle Bande brach, und die Hoffnungen, wie die ehrgeizigen Wünsche der Ewigkeit blieben den Menschen, als sie glaubten, ihre ehrgeizigen Wünsche und ihre Hoffnungen auf der Erde seyen getäuscht.

In der Anarchie, in welche England durch den Tod Cromwells geworfen wurde, hatte es einen jener seltenen Glücksfälle, von welchen man nicht sagen kann, ob sie von Gott allein kommen, oder ob der Mensch auch einigen Antheil daran ansprechen könne. Die Anarchie hatte keine künstliche Entwickelung, weder eine unvollständige, noch eine übereilte. Aller Ehrgeiz, alle Ansprüche, alle Elemente des Chaos und der politischen Kämpfe, welche Cromwell unterdrückt hatte, tauchten wieder auf und kehrten lärmend auf jene Schaubühne zurück, die er vor kurzem allein ausfüllte. Sein Sohn Richard wurde ohne Hinderniß zum Protektor ausgerufen und ohne Zögerung von den auswärtigen Mächten anerkannt. Kaum aber versuchte er zu regieren, als um ihn her eine Menge von Räthen entstanden, die bald seine Feinde und Nebenbuhler wurden; der Generalrath der Offiziere; ein neuer, mehr populärer Rath der Armee; ein neues Parlament, welches Richard eiligst einberief, das alte verstümmelte Lang-Parlament, oder vielmehr wie das Volk es nannte, der Schweif des Lang-Parlaments, das behauptete, ihm allein stehe die gesetzmäßige Gewalt zu, weil es von Karl I., dem Könige, den es zum Tode verurtheilt hatte, das Recht erhalten hatte, nur mit seiner eigenen Zustimmung aufgelöst werden zu können; endlich dieses nämliche Lang-Parlament, welches aus Mitgliedern ergänzt wurde, welche der König vor seinem Tode daraus vertrieben hatte, und die nun mit Gewalt wieder darein zurückkehrten, wie sie mit Gewalt verjagt worden waren. Alle diese Phantome beanspruchten, den Meister zu ersetzen, der sie noch vor kurzem Alle gebändigt hatte, und England sah sie während mehr als zwanzig Monaten erscheinen, verschwinden, verwirrt wieder erscheinen, sich herausfordern oder sich gegenseitig vertreiben, sich verbinden oder sich bekämpfen, ohne daß irgend eines von ihnen auch nur auf einen einzigen Tag die Festigkeit und die Form einer Regierung angenommen hätte.

Und während dieses zwanzigmonatlichen Interregnums, unter dieser lächerlichen Explosion so vieler chimärischer Prätendenten, erschien einzig Derjenige nicht, der in dem ganzen Gedanken Englands, sey es aus Hoffnung oder Furcht, der einzige ernsthafte Prätendent war. Kaum eine oder zwei unbedeutende Bewegungen, welche sich darauf beschränkten, die Einberufung eines freien Parlaments zu begehren, und wo der Name von Karl Stuart nicht einmal ausgesprochen wurde, sind zu seinen Gunsten versucht, sofort aber ohne Mühe unterdrückt worden.

Das Andenken an Cromwell hielt die royalistische Partei noch in Furcht und Unthätigkeit. Er hatte ihre Hoffnungen so oft niedergeschlagen und ihre Aufstände oder ihre Komplotte so hart bestraft, daß sie auf keinen Erfolg mehr zu hoffen wagten. Nach langen Niederlagen waren sie zu Verstand gekommen. Sie hatten gelernt, ihre Kräfte nicht nach ihren Wünschen zu bemessen und zu begreifen, daß wenn Karl Stuart die Krone wieder finden sollte, es das allgemeine Interesse und die allgemeine Bewegung Englands sey, die allein sie ihm wiedergeben könnte, aber nicht eine Insurrektion von Edelleuten.

Richard Cromwell hegte den Gedanken und den Wunsch, seiner eigenen und der allgemeinen Agonie ein Ziel zu setzen und mit dem König zu unterhandeln. Es fehlte ihm weder an Verstand, noch an Ehrlichkeit; er besaß weder Ehrgeiz, noch Seelengröße. Er hatte mehr mit einem Gefühle von Ermüdung als Vertrauen das Schicksal seines Vaters mit angesehen. Für sich selbst glaubte er nicht an die Rückkehr eines solchen Erfolges,

Digitized by Google

und fühlte sich auch nicht fähig, eine solche Last zu tragen. Allein er war auch nicht fähig, über solche Interessen einen endlichen Entschluß zu fassen. Er war unschlüssig und schwach, mit Schulden überladen und forschte auf allen Seiten nach der Zukunft. Er blieb der Spielball eines Glückes, dessen Hinfälligkeit er fühlte, und das Werkzeug von weniger verständigen Menschen, als er selbst.

Man mußte zu einer Lösung kommen. Alle Gewalten, alle Namen, welche die Revolution gemacht hatten, oder welche durch die Revolution geschaffen wurden, wurden wiederholt zu Versuchen gebraucht. Kein äußeres Hinderniß, kein nationaler Widerstand hatte sie in ihren Bestrebungen, zu herrschen, gehindert. Keinen war es noch gelungen, sie hatten sich immer untereinander zerstört. In diesen unfruchtbaren Kämpfen hatten sie Alles erschöpft, was sie an Kredit und Stärke hatten behalten können. Ihre Nichtigkeit lag offen da. Indessen blieb England in ihrer Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Löwenjäger.

Der bekannte Löwenjäger Gerard, Unter-Lieutenant im 3. Regiment Spahis in Algerien, hat wieder zwei Löwen erlegt, wie er selbst in folgendem Brief aus Constantine, vom 7. Februar, erzählt: „Zwei Löwen hatten sich plötzlich in der Umgegend von Constantine im Lande der Seguia gezeigt, als ich am 29. Januar dort ankam. Der Douar, der mich empfangen hatte, erhielt während der Nacht ihren Besuch. Am folgenden Morgen früh bestieg ich einen der Bergrücken, wo ich im Februar 1849 meine letzten Löwen getödtet hatte. Zehn Araber durchstreiften das Gehölz von Süden nach Norden, zehn andere von Norden nach Süden. Das Rendezvous war auf dem Bergrücken selbst, auf einer schönen Fläche. Die vom Norden hatten nur beschneite Wege gefunden. Die vom Süden waren glücklicher: sie stießen auf die Schlafstätte der Löwen, die erstaunt waren, daß man sie so früh weckte. Sie standen auf und versteckten sich wieder in geringer Entfernung, indem sie ihre schlechte Laune auf ihre Weise ausdrückten. Der Sheik der Seguia meldete mir, daß einer der Löwen den andern zu beschützen schiene und dem Kampf gewiß nicht ausweichen würde.

Gegen 2 Uhr Nachmittags kam ich bei dem Aufenthaltsort der Löwen an; sie hatten ihren Platz nicht verlassen. Eine Gruppe Araber, die zur Beobachtung dageblieben waren, sagte mir, daß der eine mehrere Male aus dem Dickicht herausgekommen war und Zorn gezeigt hatte. Nachdem ich einige Pfeifen geraucht und einen Offizier, der mich begleitete, in Sicherheit gebracht hatte, befahl ich allen Arabern, außer dem, der meine Waffen trug, in das Thal hinabzusteigen, um die Löwen nicht mehr zu beunruhigen. Dieses Manöver gelang. Kaum waren sie verschwunden, so kam ein Löwe aus dem Dickicht heraus und auf mich zu. Der zweite folgte ihm auf 50 Schritte, sie kamen gerade auf mich los. Ich saß auf einem Felsen, der die Stellung beherrschte und zu dem man über andere geklüftete Felsen gelangte. Der Araber, der meine Waffen trug, war neben mir. Ich spannte den Hahn der Devime'schen Carabine und meiner doppelläufigen Reservecarabine, und ich übergab letztere dem Araber, nachdem ich ihn beruhigt und ihn angewiesen hatte, sie mir zu geben, sobald ich zweimal geschossen haben würde. Der erste Löwe sprang auf die unteren Felsstufen und sah mich an. Ich wollte eben abdrücken, als er sich nach seinem Gefährten umdrehte; diese Bewegung bot mir so gut die rechte Schulter dar, daß ich nicht zauderte. Auf meinen Schuß fiel er brüllend zu Boden, machte eine Anstrengung, um sich zu erheben und fiel zurück: er war außer Gefecht gesetzt.

Der zweite war schon an dem Fuße des Felsens, den Schweif im Winde, die Mähne in der Höhe. Er erhielt den ersten Schuß ein wenig hinter der Schulter, zehn Schritte von seinem Kameraden entfernt. Er fiel zusammen, erhob sich aber wieder und brachte sich durch einen ungeheuren Sprung auf den Felsen, wo ich mich befand. Das Gewehr aus den Händen des Arabers nehmen, auf den Löwen anlegen, losdrücken und den Löwen auf dem Platz tödten, vier Schritte von mir, alles dieses war unter dem Schutze des heil. Hubertus, unseres Patrons, schneller vollendet, als ich Zeit gebrauche, um dieses zu schreiben. Der Gnadenstoß wurde dem ersten gegeben und Alles war zu Ende." (Dieser kühne Löwenjäger hat jetzt im Ganzen 17 Löwen getödtet.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Wenn Revolutionen aus den Mißbräuchen der Gewalt und aus den gesellschaftlichen Uebelständen hervorgehen, so ist die Wiederkehr der Revolutionen nicht anders zu verhindern, als indem man diese Mißbräuche und Uebelstände beseitigt. Wo man aber die Ursachen fortbestehen läßt, hat man immer wieder ihre Wirkungen zu befürchten.

— Der Geiz ist wie die Flamme; jemehr Nahrung sie erhält, desto schonungsloser und gewaltiger greift sie um sich.

— Was die Satzungen der Religion für die Erhaltung und die Sicherheit der Gesellschaft sind, würde erst recht kläglich offenbar, wenn alle menschlichen Gesetze abgeschafft und Jeder blos vor der göttlichen Strafgerechtigkeit für seine Handlungen verantwortlich wäre.

— Das Recht, zu leben, ist dasjenige, das der Einzelne Allen gegenüber nicht nur theoretisch behaupten, sondern mit allen Mitteln zur Geltung bringen darf, weil Keiner von Denen, die ihm in diesem Kampfe gegenüberstehen, vernünftig einwenden kann, daß ihm die Natur bei der Geburt dazu ein Vorrecht vor einem Andern ertheilt habe.

— Es ist selten, daß den Menschen, die zu einer höhern Stellung im Leben gelangen, nicht unterwegs Etwas abhanden kommt: aber Selbstüberschätzung und Verblendung folgen ihnen auf jeder Stufe der Erhöhung.

— Zu welcher geringen Höhe die Natur den Wuchs der Menschen auch emportreibt, so ist doch bei den meisten unter ihnen der Körper nicht gerade Das, was am niedrigsten ist.

— Die Bildung unserer sogenannten geistreichen Frauen ist selten ohne Querköpfigkeit und dient bei der großen Mehrzahl eher, sie in ihrem phantastischen Wesen und ihren Thorheiten, als in guten Grundsätzen zu befestigen.

— Ein Weib, das der Weiblichkeit entsagt, ist eine Königin, die auf ihre Krone Verzicht geleistet.

— Ermahnungen und Rügen sind gegen Seelenübel Arzneimittel, die der Eigenliebe oft Unverdaulichkeit verursachen.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Alterthümer.) Die gelehrte Welt Englands beschäftigt sich gegenwärtig viel mit der Entdeckung einer römischen Villa in Moulsham. Die angestellten Nachgrabungen haben schon ein großes Stück einer Kreismauer aufgedeckt, das anscheinend ein Theil eines geräumigen Saales von gleicher Form ist. Man hat

Digitized by Google

auch Ueberreste anderer daran anstoßender Gemächer abgedeckt, allein ihre Form und Eintheilung kann erst genau beurtheilt werden, wenn die Arbeiten weiter vorgerückt sind. Indessen hat man schon mehrere Münzen und Kunstgegenstände römischen Ursprungs gefunden. Unter den erstern stellt eine den Kaiser Claudius vor, und auf der Rückseite Minerva; eine andere Domitian, 51 J. nach J. C. geboren; eine dritte mit dem Bildnisse des Kaisers Hadrian und auf der Rückseite denselben Fürsten, wie er ein Opfer bringt; mehrere andere mit dem Bilde Sabina's, Gattin Hadrians; Faustina's, Gattin des Kaisers Antonin des Frommen; Marcus Aurelius, der die Hand Faustinen reicht; Alexander Severus; Constantin der Große beim Ausschiffen aus einer Galeere, welche die Inschrift: Fel. Tem. Reparatio (die Wiederherstellung glücklicher Zeiten) trägt. Endlich fand man 35 Münzen, welche der Regierung des Constantius angehören. B.

In verschiedenen Blättern liest man: „Es ist doch um eine tüchtige deutsche Rechtspflege eine schöne Sache! Nach einem bayerischen Blatte kam neulich folgende Gerichtsverhandlung vor. Landrichter: Es ist Ihm, wie Er weiß, das Decisorium in negativer Form des rechtskräftigen Thema probandum deferirt worden; ist Er bereit, diesen Eid zu leisten? Bursche: Ja, Herr Landrichter, ich kann's mit gutem Gewissen beschwören. — L. Er wird wissen, mit welcher Strafe die Religion und das Gesetz den Meineid belegen? — B. Ja, Herr Landrichter. — L. Also sag' Er Alles nach, was ich Ihm vorsage. Reck' Er die Hände in die Höhe! — Der Landrichter murmelt für sich, richtet dem Burschen die Hand in die Höhe und spricht Folgendes, was der Bursche nachsagt: „Ich, Nikolaus Lautenbacher, schwöre, daß das Kind, welches die ledige Margaretha Bauer von Oberndorf am 4. März v. J. geboren, diejenigen Merkmale nicht an sich trug, welche in Henke's Lehrbuch der gerichtlichen Medizin, 7. Ausgabe §. 90, verzeichnet sind."

(Lauterbach, 24. Febr.) Verflossene Nacht sind in dem nahen Dorfe Werges fünf Menschen erstickt. Der Ortsbürger Hafer zu Werges verspürte schon gestern Abend, als er sich schlafen legen wollte, Rauch in seiner Stube, achtete aber dessen nicht, legte sich mit seiner Familie schlafen; heute Morgen fand der Knecht und die Magd den Herrn und die Frau, so wie die beiden Kinder und die Schwiegertochter, erstickt in der Wohnstube. Der Balken in der Wohnstube, wo der Ofen steht, hatte Feuer gefangen, und durch den Rauch waren diese fünf Menschen um's Leben gekommen. Knecht und Magd hatten in dem oberen Stocke geschlafen, sonst wären sie auch ein Opfer des Todes geworden. Aerztliche Hülfe kam zu spät.

Korrespondenz.

Darmstadt, 24. Febr.

Am 16. Febr. starb dahier, in seinem 82. Lebensjahre, Hr. Johann Philipp Hofmann, ein seit 80 Jahren viel genannter, durch seine schriftstellerische Thätigkeit wie durch seine Lebrnsschicksale gleich bekannter Mann, der es wohl verdirnt, daß seiner in diesen Blättern, wenn auch nur in Kürze, gedacht werde. Geboren am 10. April 1768 in dem Hanauischen Orte Bieber, wo sein Vater Schullehrer war, erhielt er seine Gymnasialbildung zu Frankfurt a. M., und machte, von 1789 an, seine akademischen Studien an der Universität Rinteln. Von da zurückgekehrt, erhirlt er die erstr Lehrerstelle für den Religionsunterricht am Waisenhause zu Frankfurt a. M., welche Stelle er jedoch schon im Jahr 1794 niederlegte und später einige Zeit seinen Beruf darin fand, sich mit Privatunterricht und schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Nachdem er für letztere zu Umstadt eine Zeit lang einen passenden Aufenthaltsort gefunden hatte, fand er Gelegenheit, in den geistlichen Beruf einzutreten, und zwar durch die Erledigung der Pfarrei seines Geburtsorts, deren Vicariat ihm übertragen wurde. Nach dreijähriger Amtsthätigkeit daselbst wurde ihm die Pfarrei zu Gelnhaar bei Büdingen übertragen. Später, im Jahr 1804, erhirlt er die Pfarrei Rückingen bei Hanau, und im August 1810 seine Beförderung zur Pfarrei Sprendlingen. Hier war es, wo er, durch äußere Umstände begünstigt, sich seinem Hange zu schriftstellerischer Thätigkeit sorgenfrei hingeben konnte. — Die Herausgabe seiner Schrift: „Die Sprendlinger Pfarrkompetenz; eine Passionsgeschichte und Apologie" (Frankfurt, 1816), ward verhängnißvoll für ihn, weil sie ihn in einen Prozeß verwickelte, dessen nächste Folge die Dispensirung von seinem Amte, und die entferntere endlich seine Pensionirung war. Die Haupt- und Nebenumstände, welche sich an diese Vorgänge knüpften, sind theils von dem Verfasser selber in mehreren seiner Schriften, theils von dem ihn vertheidigenden Hofrathe Dr. Fr. Chr. Dambmann in der Brochüre: „Berichtigung der öffentlichen Meinung über die Suspension des Pfarrers Dr. Hofmann zu Sprendlingen" (Darmstadt, 1822) mit den nöthigen Erläuterungen über Personen und Sachen mitgetheilt worden. Seine eigene Sache hat Pfr. Hofmann in mehreren Preßerzeugnissen verfochten, unter andern auch in der zu Zürich im Jahr 1830 erschienenen Schrift: „Das neueste gerichtliche und kirchliche Ereigniß der Zeit; ein Sendschreiben an sämmtlicher Lehrer und Bischöfe der katholischen und protestantischen Kirche." Trotz dieser und anderer Schriften, in welchen Hofmann als der nicht zu entmuthigende Kämpfer für seine eigene Sache erscheint, und trotz der vielen Reclamationen, welche er bei den Landtagen in den zwanziger und dreißiger Jahren einreichte, konnte er es doch nie dahin bringen, ein dem empfindlichen Verluste der Pfarrei Sprendlingen besser entsprechendes Aequivalent als Pension zu erlangen.

Programm des Museums.

(Freitag, 1. März 1850.)

1) Ouverture zu „Leonore" von L. v. Beethoven.
2) Scenen aus dem zweiten Theile von Gothe's „Faust" mit Einleitungsworten von Dr. Th. Creizenach, vorgetragen von Hrn. Breuer.
3) Ave Maria für Sopran mit obligater Clarinette von L. Cherubini, vorgetragen von Frau Anschütz und Hrn. Mehner.
4) Konzert für Pianoforte in G moll von Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Schoch.
5) Zwei Lieder mit Pianoforte-Begleitung, componirt von Eduard Hrcht, gesungen von Frau Anschütz:
   a) „Morgens steh' ich auf und frage", von H. Heine.
   b) „Ständchen", von B. J. Wolff.
6) Symphonie in C moll von Caspar Jakob Bischoff (Stipendiat der Mozartstiftung.)

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 28. Febr. Ein Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen, Lustspiel in 5 Abth. nach Scribe von Cosmar.

Samstag, 2. März. Die Montecchi und Capuletti, große Oper in 4 Abth. nach dem Italienischen von Fr. Ellmenreich, Musik von Bellini.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 52. Freitag, den 1. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

I.

„Ach, mein Gott! ich seh' es Dir schon an, meine unglückliche Prokofska! Deine rothgeweinten Augen, Deine erblaßten Wangen, das Zittern Deines Körpers, sind die schrecklichen doch sichern Kennzeichen des unglücklichen Erfolgs Deiner Bemühung!“

Diese Worte sprach ein Greis, der länger als ein Jahrhundert hindurch des Lebens Wechselfälle überstanden hatte, zu seiner eintretenden Enkelin.

Sie antwortete ihm nicht. Eine heiße Thränenfluth erstickte Prokofska's Stimme; sie sank auf einen Stuhl, bedeckte mit beiden Händen das feingebildete Gesicht und weinte bitterlich

In diesem Augenblick betrat ein kräftiger Jüngling von stolzem, edlem Aeußern, etwa fünf und zwanzig Jahre alt, das Gemach. Seine Blicke fielen vom Großvater auf die Enkelin.

„So war's denn fruchtlos?“ sprach er. Seine Augen schossen Feuerflammen unter den gesenkten dunkeln Brauen hervor, laut knirschten seine Zähne. „Eure fluchwürdige Regierung, o Blutteufel! geht zu Ende,“ sagte er, vor Zorn glühend. „Doch dieses unschuldige Blut wird nicht vergebens zum Himmel schreien. Rache, tausendfältige Rache soll Euch treffen! Es möge bei Gott Gnade für Euch seyn — doch bei mir nimmermehr — das schwöre ich!“

Prokofska erhob das schöne Haupt, blickte den geliebten Jüngling flehend an und sprach in feierlichem Tone: „Michael! sey barmherzig und langmüthig, wie Dein himmlischer Vater es ist: Sein ist die Rache!“

„Du sprichst noch von Barmherzigkeit und Langmuth, meine theure Prokofska! Haben die Tyrannen Dir Barmherzigkeit erwiesen? Wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden! Dein Vater soll das letzte Schlachtopfer ihrer Tyrannei seyn. Der Allmächtige hat mich zum Werkzeug seiner Rache auserkoren, das fühle ich lebhaft. Ich sah Tsiste gestern rücklings vom Pferde stürzen, was ein unfehlbares Vorzeichen seines nahen Falles als Volksunterdrücker ist.“

„Brinowsky!“ hob nun der Greis an, „meine Faust ist entnervt; der durch mehr denn hundert Winter entkräftete Körper gehorcht nicht mehr dem feurigen Drange des Geistes. Du aber stehst da in Deines Lebens voller Kraft; von Dir heische ich Rache wegen des ungerechten Todesurtheils über meinen Sohn, gegen die blutdürstigen Tyrannen unseres Vaterlandes. Nur um diesen Preis vermag ich Dich anzuerkennen als meinen würdigen Sohn: erst danach kann Prokofska Dein Weib werden!“

„Des Vaterlandes Zustand macht mir, als einem wahren Moskowiter, das Herz bluten,“ entgegnete Michael. „Vater! ich will das theure Rußland erlösen aus den Klauen der Tiger, die es zerreißen; ich will Prokofska's unschätzbaren Besitz verdienen: eher kehre ich nicht zu Euch zurück!“

„Michael! Michael!“ so begann nochmals die sanftmüthige, zwei und zwanzigjährige Prokofska; „ach, erwäge doch — und wäre es blos um meinetwillen — ob unser Vaterland nicht ohne Blutvergießen gerettet werden mag. Ach! beflecke nicht Deine Hände mit dem Blute Deines Nächsten!“

„Prokofska! was thäte ich nicht gern um Deinetwillen? Du kennst die Unermeßlichkeit meiner Liebe. Für Dich, theure, doch unglückliche Waise! — denn bald wirst Du das seyn — bin ich bereit, Alles zu thun. Es sey Dir dann gewährt. Noch einmal soll versucht werden, ob es möglich sey, durch gelinde Mittel das vorgesteckte Ziel zu erreichen; doch wenn auch dieses Mittel ohne den gewünschten Erfolg bleibt — woran nicht zu zweifeln ist — dann .... ja, dann fällt Morosof mit seinen fluchwürdigen Helfern. — Prokofska!“ fuhr er fort, „ich muß jetzt von Dir scheiden; vergib mir, daß ich in der nahenden Stunde blutigen Schmerzes Dir nicht zur Seite stehen kann. Mich rufen die heiligen Pflichten des Vaterlandes und gerechter Rache. Sey groß im Leiden! Unterwirf Dich ehrerbietig dem Willen des himmlischen Vaters. Es tröste Dich der Gedanke, daß Du recht bald Ruhe finden werdest am Herzen des Retters Deines Vaterlandes!“

Er drückte einen Kuß innigster Liebe auf des theuern Mädchens Mund und enteilte unter dem Ausruf: „Tod den Bojaren!“ *)

II.

In einer der am wenigsten bevölkerten Vorstädte Moskaus — damals kaiserliche Residenz und Hauptstadt des Reichs — gewahrte man am Abende des 31. Mai 1648 eine mehr als gewöhnliche Lebhaftigkeit. In einer finstern, engen Gasse befand sich die Hinterthüre des Hauses eines Pelzhändlers. Nach und nach erschienen an der kleinen Thüre Personen von trotzigem, kräftigen Ansehen, bis zur Unkenntlichkeit vermummt. Auf ein zu dreien Malen wiederholtes, rasch auf einander folgendes zwiefaches Klopfen auf die Thüre ward diese geöffnet. Der Thürhüter flüsterte jedem der Eintretenden ein Wort in's Ohr und erhielt auf dieselbe Weise die Antwort, worauf er in das Innere des Hauses zugelassen wurde. Mit dem letzten Glockenschlage der Mitternacht erschien an der Thüre noch eine einzelne Gestalt. Auf das bestimmte Zeichen öffnete sich die Thüre. „Prokofska!“

*) Bojaren Reichsräthe von Rußland.

Digitized by Google

flüsterte der Thürhüter ihr in's Ohr. — „Tod den Bojaren!“ lautete die Antwort.

Der Vermummte ward eingelassen. Dieser gab nun Befehl, die Thüre zu verriegeln und für Niemanden mehr zu öffnen.

Es war Michael Brinowsky. Er trat in den Versammlungssaal und sprach befehlend: „Man zähle die Häupter!“ — Es geschah. Derjenige, welcher die Zählung verrichtet, flüsterte Dem, der sie befohlen hatte, Etwas in's Ohr, worauf dieser ausrief: „Die Verschwornen sind in voller Anzahl vereinigt; Jeder lege seine Maske ab!“

Dem Befehl ward sofort gehorcht. Nun erkannte man Kaufleute, vornehme Gewerbtreibende, Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarde und einige ruinirte Bürger von verschiedenen Ständen. Jedes Mitglied der Verschwörung nahm das auf dem Tische befindliche goldene Kreuz in die Hand und küßte dasselbe *), worauf er ausrief: „Vernichtung der Tyrannei! Tod den Bojaren!“

Nachdem die ganze Versammlung den Eid geleistet, schritt man zur Berathung über die zu wählenden Mittel. Es ward festgesetzt, daß, ehe man zu gewaltsamen Maßregeln überginge, noch einmaal eine Bittschrift an den Kaiser gerichtet und am Tage der jährlichen Prozession durch Michael Brinowsky persönlich demselben überreicht werden solle. Augenblicklich wurde die Vorstellung abgefaßt und von allen Anwesenden unterzeichnet. Es war eine wiederholte ehrerbietige Bitte an den Czar um theilweise Entbindung von der drückenden Last einiger Auflagen, Zoll-, Salz- und anderer Pächte und sonstiger schweren Abgaben, mit denen das Volk schon mehrere Jahre lang belastet gewesen, und durch welche bereits Tausende von Familien zu Grunde gerichtet seyen, während eine noch größere Anzahl aus Anlaß dieser Auflagen mit dem gewissen Untergang ihrer Wohlfahrt kämpfe. Ferner enthielt jene Schrift den dringenden Antrag auf Bestrafung der Bojaren wegen ihres gottlosen Uebermuthes, ihrer täglich kühner werdenden Bedrückungen, Ungerechtigkeiten und gewaltthätigen Grausamkeiten. Am Schlusse versicherten die Bittsteller, daß sie, mit Vertrauen zu des Kaisers Billigkeit und Gerechtigkeit seinem Ausspruche sich unterwerfen würden.

Ferner ward beschlossen, daß die Verschwornen Brinowsky bei Ueberreichung der Bittschrift so viel wie möglich umgeben sollten, um nach Umständen berathen und handeln zu können.

Endlich wurde die Versammlung veranlaßt, sich zu trennen und in aller Stille auf verschiedenen Wegen zur Stadt zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Russische Art zu schwören.

Englands Revolution, von Guizot.

(Fortsetzung.)

In den langen und traurigen Alternativen von Anarchie und Despotismus hatte die Nation die Gewohnheit und den Muth verloren, ihre Geschicke selbst zu ordnen. Die Armee Cromwells war immer da, unfähig eine Regierung zu schaffen, aber stets bereit, Alle zu stürzen, welche ihr nicht gefielen. Ein Mann von der Armee, der sehr hoch in der Achtung und dem Vertrauen der Soldaten stand, allen politischen Parteien fremd war, dem Parlamente, Cromwell und selbst Richard Cromwell bei seiner Erhebung gute Dienste geleistet hatte, Monk, fühlte voraus, was das nothwendige Ende dieser Anarchie seyn müsse, und unternahm es, sein ermüdetes Land demselben ohne Kampf und ohne Erschütterung zuzuführen. Er hatte nichts Großes an sich, außer gesundem Verstand und Muth, kein Bedürfniß des Ruhms, keinen Ehrgeiz, noch Gewalt, keine erhabenen Grundsätze und Absichten, weder für sein Land, noch für sich selbst, dagegen einen tiefen Abscheu vor der Unordnung und den ausschweifenden Unbilligkeiten, welche die Volksparteien mit schönen Versprechungen verdecken. Er hing ohne Prunk, aber mit Kraft und Bescheidenheit an seinen Pflichten als Soldat und als Engländer. Er war kein Charlatan, kein Deklamator, verschwiegen bis zur Wortkargheit, und durchaus gleichgültig gegen die Lüge. Er bediente sich derselben mit einer Kühnheit und unverwüstlichen Geduld, um Dasjenige herbeizuführen, was ihm das einzige wesentliche Interesse Englands schien, die friedliche Rückkehr der einzigen Regierung, welche beständig und regelmäßig seyn konnte. Alles Uebrige war in seinen Augen nur zweifelhafte Fragen und Parteistreitigkeiten. Es gelang ihm, Alle Fraktionen der großen monarchischen Partei legten, um ihn zu unterstützen, ihre alten Gehässigkeiten, ihre blinde Ungeduld und ihre widerstrebenden Ansprüche bei Seite. Die Restauration ging wie etwas ganz Natürliches vor sich, wie das einzig Mögliche, ohne den Siegern und den Besiegten einen einzigen Tropfen Bluts zu kosten, und Karl II. konnte bei seinem Einzuge in London unter dem lauten Zurufe des Volkes mit Wahrheit sagen: „Es ist sicher meine Schuld, wenn ich nicht früher zurückgekommen bin, denn ich habe heute Niemand gesehen, der nicht behauptete, er habe immer meine Rückkehr gewünscht.“

Nie hat sich eine alte, oder neue, oder nach ihrem Fall wieder aufgerichtete Regierung in einer bessern Lage in Hinsicht auf regelmäßige Macht und Festständigkeit befunden.

Karl II. bestieg seinen Thron wieder ohne fremde Hülfe, ohne innern Kampf, sogar ohne Anstrengung seiner eigenen Partei, einzig durch den Aufschwung der von der Unterdrückung, der Anarchie und den revolutionären Schwankungen befreiten englischen Nation, welche nur von ihm allein gesetzliche Ordnung und eine Zukunft hoffte.

Die Monarchie stellte sich nach gänzlicher Erschöpfung und dem vollständigen Ruin ihrer Freunde und ihrer Nebenbuhler wieder her. Die Republik und das Protektorat waren unter allen Formen, in allen Combinationen, die sie affektiren konnten, erschienen und wieder verschwunden. Alle Gewalten, alle Namen, die aus der Revolution hervorgegangen, waren verbraucht und verrufen. Das Schlachtfeld blieb leer. Selbst die Phantome der revolutionären Kämpfer und Prätendenten waren verschwunden.

Das Königthum wurde nicht allein wiederhergestellt. Zu gleicher Zeit, als der König den Thron bestieg, nahmen die großen Grundeigenthümer, die Landedelleute, die angesehenen Bürger, welche die königliche Sache unterstützt hatten, ihre Stellen in der Regierung des Landes wieder ein. Die Republik und Cromwell hatten sie von den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen, weil sie ihre Gegenwart nicht ertragen konnten. Durch ihre Rückkehr füllten sie eine große Lücke in der gesellschaftlichen Organisation aus. Es ist der allgemeine Irrthum der Revolutionäre, zu glauben, daß sie Alles ersetzen, was sie zerstören, und daß sie allen Bedürfnissen des Staats genügen. Die englischen Republikaner konnten das Oberhaus aufheben und die royalistische Partei von der politischen Schaubühne verdrängen; es gelang ihnen aber nicht, ihren Platz selbst einzunehmen, noch die Gewalt gegen den Geist der Anarchie zu unterstützen, noch die Freiheiten der Nation gegen den Despotismus aufrecht zu halten.

Mit der Wiederherstellung der erblichen Monarchie gab die Restauration dem Grundeigenthum, den Landgütern, den Familienüberlieferungen, dem ältesten und vornehmsten Theile der Grundbesitz-Aristokratie des Landes ihren Rang und ihren Einfluß wieder. Die Gewalt fand so auf einmal ihr Stabilitätsprinzip und ihre natürlichen Verbündeten wieder, und die seit eilf Jahren

Digitized by Google

verstümmelte und schwankende politische Gesellschaft trat in den Besitz aller ihrer Kräfte zurück und stützte sich wieder auf alle ihre Grundlagen.

In den Tagen der Schicksalskrisen dient es zum Heil der Völker, die Rathschläge, welche ihnen Gott in den Ereignissen ihres Lebens gegeben, zu begreifen und, nach Bedürfniß, durch Unterwerfung oder durch Handeln in Ausübung zu bringen. England hatte durch seine ersten Prüfungen gelernt, daß eine Revolution an sich selbst eine unermeßliche und unbekannte Unordnung ist, welche der Gesellschaft große Uebel, große Gefahren und große Verbrechen auflegt, die ein vernünftiges Volk wohl gezwungen werden kann, anzunehmen, die es aber bis zur Stunde der absoluten Nothwendigkeit fürchten und von der Hand weisen muß. England erinnerte sich in seinen neuen Prüfungen daran. Es ertrug viel, es widerstand lange, um einer neuen Revolution zu entgehen, und gab sich nur in der höchsten Noth derselben hin, als es kein anderes Mittel mehr sah, seinen Glauben, seine Rechte und seine Ehre zu retten. Dies ist der Ruhm der Revolution von 1688, daß sie eine Handlung reiner Vertheidigung und nothwendiger Vertheidigung war: dies ist die erste Ursache ihres Erfolgs.

Defensiv in ihrem Prinzip, war diese Revolution zugleich in ihrem Object genau und abgegränzt. In den großen Erschütterungen der Gesellschaften ergreift manchmal ein Fieber allgemeinen, über Alles hinausragenden, gottlosen Ehrgeizes die Menschen; sie glauben das Recht und die Macht zu haben, die Hand an Alles zu legen, und die Welt nach ihrem Gutdünken zu reformiren. Nichts ist unsinniger und eitler, als diese oberflächlichen Aufwallungen der menschlichen Kreatur, welche das große System, in welchem ihr ein bestimmter Platz angewiesen ist, als Chaos behandelt und versucht, sich zum Schöpfer aufzuwerfen, und es nicht weiter bringt, als überall, wohin sie sich wendet, die Unordnung ihrer eigenen Träume zu verbreiten. England fiel im Jahre 1688 nicht in diesen Irrthum; es dachte nicht darauf, die Grundlagen der Gesellschaft und die Schicksale der Menschheit zu ändern; es nahm einen Glauben, Gesetze, positive Rechte in Anspruch und hielt sie aufrecht; hierauf waren seine Ansprüche und seine Gedanken beschränkt. Es vollbrachte eine zu gleicher Zeit stolze und bescheidene Revolution, welche dem Lande neue Häupter und neue Garantien gab, die aber auch, als dieses Ziel einmal erreicht war, sich befriedigt erklärte und still stand, da sie nicht weniger, aber auch nicht mehr verlangte.

Diese Revolution wurde vollbracht, nicht durch Volkserhebungen, sondern durch organisirte politische Parteien, die lange vor der Revolution in Absicht auf eine regelmäßige Regierung organisirt waren, nicht aber in einem revolutionären Geiste. Weder die Tory- noch selbst die Whig-Partei hatten sich, trotz der revolutionären Elemente, die sich darein mischten, gebildet, um die bestehende Ordnung zu stürzen. Es waren die Parteien legaler Politik, nicht aber der Verschwörung und der Insurrektion. Sie wurden zur Aenderung der Landesregierung hingedrängt, waren aber nicht in dieser Absicht entstanden, und sie kehrten ohne Mühe zur Ordnung zurück, die sie einen Augenblick, nicht aus Gewohnheit, noch aus Liebhaberei, sondern aus Nothwendigkeit verlassen hatten.

Und es war nicht eine dieser großen, einander lange widerstrebenden Parteien, die allein das Verdienst und die Last der Revolution hatte; sie näherten und verständigten sich, um sie zu vollbringen. Es war unter ihnen ein Werk der Uebereinkunft und gemeinschaftlicher Nothwendigkeit, nicht aber ein Sieg und eine Niederlage. Whigs und Torys sahen es kommen und empfingen es mit verschiedenen Gefühlen; Alle nahmen es an und theilten sich darein.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes von Leyden.

Zu allen Zeiten hat der gewaltige Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Freiheit und Tyrannei seine Banner aufgepflanzt und die Welt erschüttert und zu allen Zeiten sind Ströme von Blut von den erbitterten Feinden, die sich gegenüberstanden, vergossen worden. Solche Kämpfe waren es auch, die im 15. und 16. Jahrhundert wütheten und nicht eher zu Ende gingen, bis es ihnen gelungen war, ihren Grundgedanken siegreich durchzuführen. Es darf uns nicht wundern, wenn wir in solchen Kämpfen die reine Flamme oft getrübt und das edle Gold mit fremdartigen Elementen vermischt sehen. Die gewaltige Geistesbewegung, welche schon im 15. Jahrhundert ihren Anfang nahm, öffnete der Schwärmerei und dem Fanatismus ein weites Feld und rief viele Neuerer und Propheten hervor, die sich theilweise durch die sonderbarsten Lehren und überspanntesten Ansichten bemerkbar machten. Zu ihnen gehörten besonders die Wiedertäufer oder Anabaptisten, religiöse Schwärmer, deren Namen daher entstand, weil sie der gebräuchlichen Lehre von der Kindertaufe entgegen waren und behaupteten, daß erst bei Erwachsenen eine wahre Taufe stattfinden könne, welche auf klarer Erkenntniß der göttlichen Wahrheit beruhen müsse. Sie lehrten und verlangten daher die Wiedertaufe, blieben aber dabei nicht stehen, sondern gingen viel weiter, predigten den Aufbau einer ganz neuen Kirche und überhaupt eine totale Reformation. Sie stellten ferner folgende Lehrsätze auf: „Christen müssen nur den Geist Gottes zur Führung haben, darum ist alle Obrigkeit eine Erfindung des Teufels, und jeder Rechtshandel, jede Eidesleistung sündlich. Kein Unterschied des Ranges und Standes, kein Eigenthum darf unter ihnen stattfinden, denn das Wort des Herrn macht alle Menschen gleich und gebeut Gemeinschaft der Güter. Außer dem Evangelium gibt es noch ein inneres Wort Gottes, welches sich durch Träume und Gesichte in den Gläubigen äußert." Solche Lehrsätze mußten den damaligen Machthabern um so gefährlicher erscheinen, als der untern Schichten des Volkes sich gewaltige Aufregungen bemächtigt und sie allerdings Grund genug hatten, mit ihrer schwer gedrückten Lage unzufrieden zu seyn. In Deutschland traten in diesem Sinne seit 1521 vorzüglich zwei Tuchfärber, Nikolaus Storch und Marcus Thomä, mit den gebildetern Martin Cellarius, Marcus Stübner und Thomas Münzter zu Zwickau auf, nannten sich auch die neuen Propheten und rühmten sich göttlicher Offenbarungen. Beim gemeinen Mann, besonders im westlichen und südlichen Deutschland, auch in der Schweiz, gewannen sie rasch bedeutenden Anhang und das schwer gedrückte Landvolk erhob sich zum Bauernkriege, dessen blutige Unterdrückung mit zahllosen Andern auch Thomas Müntzer 1525 den Tod von Henkershand brachte. Diesem Beispiele und aller von Kaiser und Reich angedrohten Strafen ungeachtet waren doch Wiedertäufer in der nächsten Zeit überall zu finden und in Bayern breiteten vorzüglich Joh. Hutter, Jakob Kürschner und Siegmund Sallin, im nördlichen Deutschland Melchior Hoffmann ihre Lehren aus, ein Kürschner aus Schwaben, der 1540 im Gefängniß zu Strasburg starb. In Kiel und 1529 in Emden hatte er das nahe Messiasreich auf Erden verkündet und vor seiner Abreise seiner Gemeinde in dem Bäcker Matthysen aus Harlem und Jan Trypmaker zwei Vorsteher gegeben. Der Letztere wurde in Holland verhaftet und hingerichtet. Während einige Anhänger der neuen Lehre zum Abwarten riethen, ließ sich der ungestüme Matthysen nicht zurückhalten, sondern predigte nur um so eifriger und sendete seine Apostel nach allen Seiten, so daß zwei derselben auch nach Westphalen kamen. Münster wurde bald der Schauplatz der tollsten Verirrungen und gräßlichsten Unthaten dieser Sekte. Ihre Anhänger fanden an dem Kaplan Rothmann und den angesehenen Bürgern Knipperdolling und Krechting

Digitized by Google

schwärmerisch eifrige Mitarbeiter; doch kam es erst zu den gröbsten Ausschweifungen, nachdem der Schneider Jan Bockhold aus Leyden, der Buchbinder Gerrit aus Amsterdam und Matthysen selbst dort angelangt waren. Sie trieben bald mit Hülfe ihnen zulaufenden Gesindels ihre Gegner aus der Stadt, wo erst, wie über Israel, zwölf Richter eingesetzt, später aber Bockhold als Johann von Leyden zum Könige des neuen Zions gewählt und gekrönt wurde (1534). Die Wiedertäufer, Matthysen an der Spitze, arbeiteten nun mit unermüdlichem Eifer an der „Wiedergeburt Münsters." Alle Einwohner, welche die Wiedertaufe verweigerten, wurden verbannt, die Kirchen ihrer Schätze beraubt, alle Bücher, mit Ausnahme der Bibel, verbrannt und die Güter der Ausgewanderten zum Besten des Staates verkauft. Jeder mußte seine Kostbarkeiten in eine öffentliche Schatzkammer abliefern und alle Bürger an gemeinschaftlicher Tafel speisen, für welche sogar die täglichen Speisen vorgeschrieben waren. Schaarenweise strömten nicht blos Arme und Dürftige, sondern auch angesehene und wohlhabende Familien nach Münster. Die Stadt wurde nunmehr befestigt, mit Lebensmitteln reichlich versorgt und alle waffenfähige Mannschaft geordnet und geübt. Matthysen hatte recht gut vorausgesehen, was um Ostern 1534 auch wirklich geschah, daß ein Angriff der Kriegsvölker des Bischofs von Münster auf die Stadt erfolgen werde. Der Angriff wurde glücklich zurückgeschlagen, doch büßte Matthysen dabei das Leben ein. An seine Stelle trat der oben erwähnte Johann Bockhold, auch Johann von Leyden genannt (Meyerbeer's „Prophet"). Dieser, seines Handwerks ein Schneider, später Gastwirth in Leyden, war, wie wir schon erzählt haben, nach Münster gekommen und besaß einen eben so entschiedenen Willen und einen feurigen, zur Schwärmerei sich mächtig hinneigenden Geist. Sein Einfluß stieg von Tag zu Tag, und er genoß das unbegränzte Vertrauen seiner Anhänger.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Warnung für Auswanderer in den Westen der Vereinigten Staaten.) Diejenigen Auswanderer in den Westen, welche ihr Geld sich in St. Louis auf deutsche Wechsel auszahlen lassen wollen, oder sich Geld auf diese Weise nachkommen lassen, müssen auf einen Umstand aufmerksam seyn, durch den sie, wenn auch keine absichtliche Prellerei, doch jedenfalls einen unerwarteten Verlust erfahren können. In St. Louis besteht nämlich unter den Kaufleuten der Gebrauch, daß sie unter St. Louis currency eine fingirte Münze verstehen, welche um $2^1/_2$ Prozent schlechter ist, als das gesetzliche Geld der Vereinigten Staaten. Wenn man also in Deutschland Wechsel kauft, auf denen die Zahlung in St. Louis Courant vorgeschrieben ist, und dafür die Spesen eben so bezahlt, wie für andere Wechsel ohne diesen Zusatz, so erleidet man einen Verlust von $2^1/_2$ Prozent oder zahlt doppelte Spesen. Es liegen Fälle vor, wo Auswanderer, welche in Deutschland alle Spesen berichtigt hatten, doch gegen jenen Gebrauch, selbst bei Gericht, keinen Schutz finden konnten. Man hüte sich also beim Ankauf von Wechseln, auf welchen „St. Louis Courant" bemerkt ist!

.....g.

Korrespondenz.

Leipzig, 26. Febr.

Die lange erwartete neue Oper unseres Mitbürgers Conrad: „Die Deserteure", ist endlich am 20. d. zum ersten Mal aufgeführt und am 24. d., und zwar jedes Mal bei überfülltem Hause, wiederholt worden. Gleich nach der ersten Aufführung war in einer hiesigen politischen Zeitung eine liebelose Beurtheilung über dies neue Werk Conrad's erschienen; doch hatte diese nicht die Wirkung, welche der Kritiker vielleicht davon erwartet haben mochte. Auch bei der zweiten Aufführung war der Zudrang gleich stark, und der Beifall, welcher bei der ersten Aufführung dem Komponisten gezollt ward, blieb derselbe. Die Oper stellt eine Episode aus dem Befreiungskriege dar, und C. Gollmick, der den Text gedichtet, hat hierzu „Die Deserteure", eine Novelle von Horn, frei benutzt. Die Ouverture, gegründet auf ein altes deutsches Lied, das sich wie ein rother Faden durch die ganze Oper zieht, wurde mit rauschendem Applaus aufgenommen. Gleichen Beifall erntete die Introduction: ein Spinnerlied mit Chor, — ja derselbe steigerte sich durch alle Nummern des ersten Aktes. Der Glanzpunkt der Oper bildet jedoch der zweite Akt, und namentlich gehört das darin vorkommende „Holzhauerlied" zu den gelungensten Partieen. Der dritte Akt, der bei der ersten Vorstellung an einigen Längen im Texte litt, ist bei der zweiten Aufführung so gekürzt worden, daß nun auch dieser, an sich nicht erhebliche Mangel als gänzlich beseitigt angesehen werden kann, wodurch der Totaleindruck, den die Oper auf den Zuhörer hervorbringt, ein überaus günstiger geworden ist. Man kann diese neue Oper ein gediegenes deutsches Kunstwerk nennen, in dem bei großem Reichthum an schönen Melodieen alle modernen Schnörkeleien vermieden sind, und das zu seiner Empfehlung keinen Aufwand an Decorationen und Costümen bedarf. Der Komponist wurde zu wiederholten Malen stürmisch gerufen und mit ihm die Damen Fräul. Mayer und Frau Günther-Bachmann, sowie die Herren Wiedemann, Bost, Brassin und Salomon. — Meyerbeer's „Prophet" wird fleißig einstudirt, und damit unser Theater denen nicht nachstehe, in welchen diese Oper schon gegeben wurde, liefert Paris eines der Hauptgarderobestücke, einen Mantel, der 300 Franken kosten soll. — Griepenkerl's „Robespierre" wird hier in kurzem zur Aufführung kommen.

Heidelberg.

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Seit unserem letzten Berichte hat sich der Verein für deutsche Reinsprache wieder bedeutend vermehrt, indem er jetzt 800 Mitglieder in 140 Ortschaften Deutschlands und der Schweiz zählt. Unter den Neuhinzugetretenen befinden sich Männer vom Bürger-, Handels-, Gewerb- und Lehrerstande, und auch als Gelehrte und Schriftsteller hervorragende und bekannte Namen, wie geh. Hofrath Rau an der Hochschule in Heidelberg, Wr. Weber, Vorstand der höhern Bürgerschule, Heribert Rau in Stuttgart u. A. Immer mehr schwinden die Vorurtheile gegen diesen Gegenstand und die wahren und unabweislichen Gründe bemächtigen sich überall des ruhigen und überlegenden Verstandes. Ein Hauptbindemittel hat der Verein in dem jetzt in Heidelberg erscheinenden Blatte der „deutschen Eiche" erhalten, das als der Träger und die Vermittlung desselben angesehen werden kann. Die zahlreichen und kenntnißvollen Mitarbeiter lassen immer mehr Schönes und Gehaltvolles erwarten, so daß dieses Blatt sich bei allen Gebildeten und vorzüglich in den deutschen Lesegesellschaften Eingang verschaffen wird.

Sonntag, 3. März. Sechste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siebenkopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus B dur von Haydn. 2) Quartett aus Es dur von Mozart. 3) Quartett aus Cis moll von Beethoven. Abonnements-Billets zu fl. 4, sowie einzelne Karten zu fl 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. März. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth. von Friedrich, Musik von Flotow.

Sonntag, 3. März. (Zum ersten Male): Der Genius und die Gesellschaft, Original-Schauspiel in 5 Akten.

Montag, 4. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№. 53. Samstag, den 2. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung)

III.

Zwei Tage später, am Freitag den 2. Juni 1648 julianischer Zeitrechnung *), Vormittags, ward die jährliche große Prozession gehalten. Der Kaiser schritt hinter dem im Ordensgewande prangenden Patriarchen einher. Ihm folgte eine Menge vornehmer Geistlichen. Die großen, gleichfalls zum Zuge gehörenden Bojaren umringten den Kaiser von allen Seiten. Unzählbare Tausende folgten der prachtvollen Bittfahrt. Man konnte es dem Volke ansehen, daß die Gegenwart der Bojaren seine Ehrfurcht schmälerte.

Da drängt sich ein wohlgekleideter Jüngling, dessen große, funkelnde, blaue Augen unbegränzten Muth und kühne Unternehmungslust bezeichneten, durch den dichten Volkshaufen und naht ehrerbietig dem Kaiser. Es war Michael Brinowsky. In gebückter Stellung überreicht er dem Monarchen eine Bittschrift. Bevor der Kaiser im Stande war, sie annehmen zu können, lenkte der Vornehmste der Bojaren dessen Aufmerksamkeit rasch auf einen andern Gegenstand. Diesen Augenblick benutzte schnell ein Anderer, entriß Brinowsky hastig die Schrift, zerriß sie und warf ihm die Stücke in's Gesicht mit den Worten: „Vagabunde! wie darfst Du Dich unterstehen, den Kaiser jetzt mit Deinen Bettelbriefen zu behelligen. Du störst die heilige Prozession und bist des Todes schuldig!“ Darauf an einen der Hauptleute von der Leibwache, welche zur Handhabung der Ordnung und Ruhe den Zug begleitete, sich wendend, sprach er: „Führet diesen Kerl, nebst einem Dutzend von den Schurken, die ihn umringen und wahrscheinlich zum Pöbel seines Anhangs gehören, in's Gefängniß, und laßt ihnen vorläufig eine Portion Stockschläge aufzählen!“

Der Hauptmann der Leibwache, ein Mitglied der Verschwornen, ließ Brinowsky entwischen, durfte jedoch nicht anders handeln, als einige von den Uebrigen ergreifen und wegführen lassen, ohne jedoch den Befehl zu den Stockschlägen zu ertheilen, wozu dem Bojaren auch das Recht nicht zustand, da keiner von Allen zu seinen Leibeigenen gehörte. Allein die Bojaren und andere Große jener Zeit kümmerten sich durchaus nicht um die Gerechtigkeit, sie handelten vielmehr ganz nach Willkür. Sie hielten des Volkes Klagen so viel wie möglich von dem Kaiser verborgen, wie wir aus der so eben gedachten, dem Michael Brinowsky wiederfahrnen Behandlung sehen. Doch war der Kaiser weder ganz unbekannt mit dem Zustande des Volkes, noch mit dem Uebermuthe der Bojaren. Es mangelte ihm blos an Geistesstärke, um sie empfindlich zu strafen. Sein Charakter war in dieser Hinsicht nicht unähnlich jenem Ludwigs XIII. Als Mensch war der Kaiser liebenswürdig, als Selbstherrscher aller Reußen aber viel zu schwach. Die Bojaren hatten Sorge getragen, daß der Kaiser von dem Vorfalle mit Brinowsky durchaus nichts bemerkte. In der Meinung, einer der Bojaren habe inzwischen die Bittschrift angenommen, um sie ihm später zu behändigen, bekümmerte er sich darum nicht mehr.

Während dessen stand Michael Brinowsky zähneknirschend in einiger Entfernung von dem festlichen Aufzuge bei mehreren Mitgliedern der Verschwörung. Sein leicht erregbarer Zorn war heftig gereizt, sein Blut kochte vor Entrüstung und tiefgekränktem Ehrgefühl. Er zitterte vor Wuth und seine Augen schossen vernichtende Blitze auf die Bojaren.

„Der Vulkan,“ sprach er, „hat lange genug geraucht; heute noch sollen seine Flammen ausbrechen und allenthalben Tod und Vernichtung bringen. Wehe Euch, Ihr Verfluchten! schrecklich soll Euer Lohn seyn!“

Er gab Befehl, in aller Eile die Verschwornen sobald als möglich zu versammeln; während der Prozession sollte die letzte Berathschlagung gehalten werden.

IV.

Die Prozession war beendigt, der Kaiser in den Kremlin zurückgekehrt. Die vornehmen Bojaren waren in ihren Palästen am Schwelgen und Prassen vom Mark und Blut der Bürger. Inzwischen sammelte sich auf dem Haupt Bazar eine rasch wachsende Volksmasse. In kurzer Zeit war der Platz dicht angefüllt mit bewaffneten Männern. Die Bojaren ergriff Besorgniß beim Anblick dieser unübersehbaren Menge; sie wagten nicht, sich zu zeigen. Das Volk setzte sich in Bewegung und zog zum kaiserlichen Palaste. Der Kaiser, nicht minder entsetzt über diesen schreckenerregenden Auflauf von mit schweren Keulen, Säbeln und Schwertern bewaffneten Bürgern, entsendete einen Boten an sie, mit der Anfrage, was dieser Auflauf zu bedeuten habe.

Einer von ihnen entrollte nun eine blutrothe Fahne, auf welcher die Worte: „Vernichtung der Tyrannei! Tod den Bojaren!“ zu lesen waren. Der Kaiser befahl seiner Leibwache, den Volkshaufen auseinander zu treiben und nöthigenfalls Gewalt anzuwenden. Anstatt diesem Befehl ihres Kaisers zu gehorchen, gesellte sich die ganze, einige Tausend Mann starke Leibwache, nach dem Beispiel ihrer Anführer, dem Volke zu, um gemeinschaftlich mit diesem zu handeln. Sie erhoben dasselbe Geschrei, mischten sich unter das Volk und gaben mit großer Gewandtheit in wenigen Augenblicken dem unordentlichen und wilden Haufen ein geregeltes kriegerisches Ansehen.

*) Die Russen und Griechen folgen noch dem julianischen Kalender; sie sind nach unserer Zeitrechnung (der gregorianischen) gegenwärtig um 12, und mit Ende des Jahrhunderts um 13 Tage zurück.

Digitized by Google

Beim Anblick des Abfalls seiner Leibwache zog der Kaiser sich rathlos in den Palast zurück. Verlassen von der Macht, welche ihn vertheidigen sollte, vermochte er den stets wachsenden Strom des Volks nicht abzuwenden. Auf Gott und sein Gewissen vertrauend, konnte er augenblicklich nichts Anderes thun, als den Erfolg abwarten.

Das Volk aber wußte sehr wohl, wer seine eigentlichen Unterdrücker und Tyrannen waren: seine Rache sollte blos die muthwillig Schuldigen treffen.

Die Empörer verließen nun des Kaisers Palast und zogen in regelmäßigen Reihen jenem des Boryß Iwanowitsch Moroſof zu, welcher den höchsten Ehrenposten des Landes bekleidete, und, nächst dem Kaiser, als Präsident des Senats, den Oberbefehl über ganz Rußland führte. Er war im vorigen Winter mit der Schwester der Kaiserin vermählt.

(Fortsetzung folgt.)

Englands Revolution, von Guizot.

(Fortsetzung.)

Man hat oft in Frankreich und auch in England gesagt, die Revolution von 1688 sey ein wesentlich aristokratisches Werk gewesen, kein populäres; sie sey vollbracht worden durch die Combinationen und zum Vortheil der höhern Klassen, nicht aber durch die Einwirkung und zum Besten des ganzen Volkes.

Dies ist unter so vielen andern ein merkwürdiges Beispiel der Verwirrung der Begriffe und des Vergessens der Thatsachen, welche so oft die Würdigung der großen Ereignisse leiten.

Die Revolution von 1688 hat in der politischen Ordnung die zwei populärsten Dinge hervorgebracht, welche die Geschichte nur kennt: sie hat auf einer Seite die persönlichen und allgemeinen Rechte der einfachen Bürger ausgesprochen und gewährleistet, auf der andern Seite die thätige und entscheidende Theilnahme des Landes an seiner Regierung. Jede Demokratie, welche nicht weiß, daß dies Alles ist, was sie bedarf und was sie zu fordern das Recht hat, verkennt ihre größten Interessen, und versteht weder einer Regierung einen Anhaltspunkt zu geben, noch ihre eigenen Freiheiten zu bewahren.

In der moralischen Ordnung hatte die Revolution von 1688 einen noch volksthümlichern Charakter; sie wurde gemacht im Namen und durch die Kraft des religiösen Glaubens des Volkes, für dessen Sicherheit und seine Herrschaft. In keinem Lande und zu keiner Zeit übt der Glaube der Massen eine größere Herrschaft über das Schicksal ihrer Regierung.

Die Revolution von 1688, welche in ihren Prinzipien und ihren Ergebnissen populär war, wurde aristokratisch in der Ausführung; sie wurde beschlossen, vorbereitet und zu Ende geführt durch angesehene Männer, die getreuen Vertreter der Interessen und der Gefühle der Nation. England hat das seltene Glück gehabt, daß mächtige und innige Bande sich daselbst zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft gebildet und fortgepflanzt haben. Die Aristokratie und die Demokratie verstanden es, mit einander zu leben und zu gedeihen, indem sie sich abwechselnd unterstützten und unterdrückten. Die Häupter haben sich nicht von dem Volke abgesondert, und das Volk hat sich nicht gegen die Häupter verfehlt. Besonders im Jahre 1688 pflückte die englische Nation die Frucht dieser glücklichen Mischung von Hierarchie und Harmonie in der gesellschaftlichen Ordnung. Um ihren Glauben, ihre Gesetze, ihre Freiheiten zu retten, war sie zu der furchtbaren Nothwendigkeit einer Revolution gezwungen; sie vollbrachte sie durch Männer der Ordnung und der Regierung, nicht durch Revolutionäre. Die nämlichen Einflüsse, welche das Werk versuchten, waren es auch, welche es in den richtigen Gränzen hielten, und es über sich nahmen, dasselbe zu begründen. Die Sache des englischen Volkes triumphirte durch die Hände der englischen Aristokratie, und dies war der große Charakter der Revolution von 1688, und, von den ersten Schritten an, das Pfand ihrer Zukunft.

Georg III. regierte seit sechzehn Jahren, als vierzehn Hundert Stunden von seiner Hauptstadt mehr als zwei Millionen seiner Unterthanen das Band zerrissen, das sie mit dem Throne vereinigte, ihre Unabhängigkeit ausriefen und es unternahmen, die Republik der Vereinigten-Staaten Amerika's zu gründen. Ein siebenjähriger Kampf brachte England dahin, diese Unabhängigkeit anzuerkennen und den neuen Staat als seines Gleichen zu behandeln. Siebenundsechzig Jahre sind seit dieser Epoche verflossen, und ohne Anstrengungen, ohne außerordentliche Ereignisse, einzig durch die Entwicklung ihrer Institutionen und eines friedlichen Wohlstandes haben die Vereinigten Staaten ihren Platz unter den großen Nationen ruhmvoll eingenommen. Nie war eine so rasche Größe bei ihrem Entstehen minder theuer erkauft, und in ihren Fortschritten weniger gestört worden.

Nicht allein der Abwesenheit eines mächtigen Nebenbuhlers und den ungeheuern von ihnen geöffneten Räumen verdankten die Vereinigten Staaten von Nordamerika dieses seltene Glück. Weniger zufällige und mehr moralische Ursachen haben auch zu der Raschheit und Ungetrübtheit ihrer Größe beigetragen.

Sie sind unter dem Banner der Gerechtigkeit und des Rechtes in das Leben getreten. Auch bei ihnen war die Revolution, die ihre Geschichte begann, anfänglich eine Handlung der Vertheidigung. Sie verlangten schriftliche Garantien und Prinzipien in ihren Verfassungen, welche das englische Parlament, das sie verweigerte, ehemals selbst verlangt und in dem Mutterlande mit größerer Heftigkeit und Unordnung triumphiren gemacht hatte, als ihr Widerstand mit sich brachte.

Sie versuchten, um die Wahrheit zu sagen, keine Revolution. Ihr Unternehmen war ohne Zweifel groß und gefahrvoll; sie übernahmen, um ihre Unabhängigkeit zu erringen, einen Krieg gegen einen mächtigen Feind, und die Gründung einer Centralgewalt, um die entfernte Macht, deren Joch sie abschüttelten, zu ersetzen. Allein sie hatten in ihren örtlichen und täglichen Institutionen keine Revolution zu machen; jede Kolonie wurde bereits für ihre inneren Angelegenheiten frei regiert und hatte, als sie ein Staat wurde, nur wenige Aenderungen in den Maximen und der Organisation der öffentlichen Gewalten zu machen. Sie hatten keine alte, gesellschaftliche Ordnung zu fürchten, zu verabscheuen und zu zerstören; Anhänglichkeit an die Gesetze und die alten Gewohnheiten, liebevolle Achtung für die Vergangenheit waren im Gegentheil das allgemeine Gefühl; die Kolonialregierung, unter dem Schutze einer entfernten Monarchie, wandelte sich ohne Anstrengung in eine republikanische Form um, unter dem Schutze einer Bundesregierung.

Von allen Regierungsformen ist die republikanische ganz gewiß diejenige, welche die allgemeine und freiwillige Zustimmung des Landes am nothwendigsten bedarf. Man begreift es leicht und man hat es gesehen, daß Monarchien durch die Gewalt gegründet wurden; aber eine einer Nation auferlegte Republik, eine populäre Regierung, die gegen den Instinkt und den Wunsch des Volkes eingeführt wurde, verstößt gegen den gesunden Menschenverstand und das Recht. Die englischen Kolonien in Amerika hatten keine solche Schwierigkeit zu überwinden, um die Republik der Vereinigten Staaten zu werden; sie waren ganz aus freien Stücken Republikaner; indem sie die republikanische Regierung annahmen, thaten sie nichts, als den nationalen Willen vollziehen und ihr altes Regime entwickeln, statt es zu zerstören.

Die gesellschaftliche Ordnung wurde nicht mehr gestört, als die politische. Kein Kampf zwischen den verschiedenen Klassen,

Digitized by Google

keine gewaltthätige Entfernung der Einflüsse. Obschon die Krone Englands in den Kolonien Anhänger behielt, so beherrschte doch der gleiche Geist, die gleiche Absicht alle Grade der gesellschaftlichen Stufenleiter; die reichen und angesehenen Familien waren sogar im Allgemeinen die entschlossensten für die Erwerbung der Unabhängigkeit und die Gründung der neuen Regierung. Unter ihrer Leitung ging das Volk und wurde das Ereigniß vollführt.

(Fortsetzung folgt.)

Johannes von Leyden.

(Schluß.)

Die fanatischen Umtriebe und Exzesse aller Art, an welcher nicht nur Männer, sondern auch Weiber und Kinder Antheil nahmen, erreichten einen immer mehr bedrohenden Zustand. Man unterhandelte öfters mit den Aufständigen, aber diese Nachgiebigkeit steigerte nur die Kühnheit derselben. Der Bischof von Münster, welcher die Stadt mit einem Heere cernirt hatte, nahm eine immer drohendere Stellung gegen dieselbe ein. Unterdessen setzte Johannes von Leyden einen entschlossenen und muthigen Widerstand entgegen. Er hatte sich zum Könige von Zion krönen lassen und übte in der Stadt ein unerbittlich strenges Regiment. Ein Goldschmidt hatte dem neuen Herrn die Krone gefertigt, nachdem Jener in einem Traume durch einen Engel Gottes den Befehl erhalten hatte, den neuen Propheten, welcher die ganze Welt zu beherrschen bestimmt sey, zu krönen. Zugleich händigte er ihm ein Schwert ein mit den Worten: „Nimm hin das Schwert der Gerechtigkeit und mit ihm alle Gewalt; aber gebrauche es so, daß du einst Christo, wenn er wiederkommt, Rechenschaft ablegen kannst". Der neu Gesalbte bezog hierauf den Palast eines ausgewanderten Domherrn und erwählte einen neuen Hofstaat, einen Kanzler, einen Statthalter, Mundschenke und Tafeldecker, Kammerdiener, Kammerlakeien u. s. w. Sein Schmuck war prachtvoll, und pomphaft sein öffentliches Erscheinen. In seiner Rechten trug er ein prachtvolles Scepter, die kostbarsten Ringe zierten seine Finger und an seiner Linken hing ein Schwert in goldener Scheide. Außerdem hielt er siebzehn Weiber und gab sich allen Genüssen der Tafel und sonstigen Ausschweifungen hin. — Den weiteren Verlauf dieser denkwürdigen Ereignisse erzählt K. L. Sackreuter im zweiten Bande seiner christlichen Religions- und Kirchengeschichte wie folgt: „Wöchentlich veranstaltete Johannes von Leyden dreimal öffentliches Gericht. Er begab sich dann, begleitet von seinem Hofstaate unter lieblicher Musik und königlichem Pompe, in einen Purpurmantel gehüllt, gewöhnlich zu Pferde auf den Markt, wo er einen mit goldenen und purpurnen Decken behangenen, und mit seidenen Kissen belegten Thron bestieg und die Streitigkeiten schlichtete. — Jetzt glaubte der Bischof mit mehr Ernst und Nachdruck gegen die Glaubenswüthigen verfahren zu müssen; er ließ daher den 31. August 1534 die Stadt bestürmen; doch die Belagerten schlugen muthig jeden Angriff zurück; selbst die Weiber waren dabei nicht unthätig, sondern schleuderten siedenden Kalk und Pechkränze unter die Feinde. Nun wurde der Stadt alle Zufuhr abgeschnitten; eine Hungersnoth entstand, dennoch ergab man sich nicht. Man nahm zu den ekelhaftesten Speisen seine Zuflucht, verzehrte selbst Leichname; aber der Schneiderkönig hatte kein Erbarmen; Niemand durfte seine Klage aussprechen; ja eine seiner Frauen, welche, vom Elende des Volkes gerührt, sich deßhalb mitleidsvoll äußerte, ließ er auf den Marktplatz führen und hieb ihr mit eigner Hand den Kopf ab. Seine übrigen Weiber mußten, in einem Kreise knieend, der Schreckensscene zusehen, und als sie vorüber war, ausrufen: „Ehre sey Gott in der Höhe!" worauf der König sie zum Tanze führte. Endlich schlug die Stunde der Errettung. Einige Bürger, eines solchen Jammers müde, verschafften dem bischöflichen Heere bei Nachtzeit Eingang in die Stadt, welche nun auch nach heftigem Widerstande der Schwärmer erobert wurde. Das geschah am 25. Junius 1535. Während der blutigen Auftritte allhier hatte sich der König in die Spitze des Aegidienthurmes verkrochen. Von einem Knaben verrathen, rief er zwar den sich nahenden Soldaten zu: „Erkühnet euch nicht, den Gesalbten des Herrn zu verletzen!" Aber diese erwiederten: „Wenn Du Etwas vermagst, Strohkönig, so mach' Dich los!" Er wurde gefangen genommen und nebst seinem Kanzler und Scharfrichter den 23. Januar 1536 auf dem Markte, wo vorher der Thron gestanden, hingerichtet; nachdem sie zuvor der Sitte jener rohen Zeit gemäß mit glühenden Zangen gezwickt waren, ward ihnen ein glühendes Schwert in's Herz gestoßen. Johann von Leyden, erst 26 Jahre alt, endete mit Reue und Gebet, die beiden Andern aber beharrten bei ihrer Meinung. Die Leichname wurden zur Warnung für Alle in drei eiserne Behälter auf der Südseite des Lambertusthurmes aufgehängt." So endeten die Unruhen in Münster, aber mit ihnen hörte darum die Sekte der Wiedertäufer nicht auf, sondern es war ihr vorbehalten, sich zu läutern und fortzubestehen. Noch bis über die Mitte des 16. Jahrhunderts hinaus störten zwar bald da, bald dort wiedertäuferische Unruhen die bürgerliche Ordnung, wurden aber jedesmal unterdrückt, während die stillen Anhänger dieser Lehre sich immer mehr eines ungestörten Bestehens zu erfreuen hatten. Besonders war es Simon Menno, welcher sich das Verdienst erwarb, die excentrischen Auswüchse und fanatischen Uebergriffe der Wiedertäufer einzuschränken und auf das rechte Maß zurückzuführen; er stiftete friedliche Gemeinden, die sich im nördlichen Deutschland und in den Niederlanden ansässig machten, ordnete deren innere und äußere Verhältnisse und bewährte sich als ein weiser Lehrer und friedlicher Reformator. Nach ihm nannten sich die Mitglieder Mennoniten. Nach seinem Tode gab es wiederum Spaltungen, doch blieben die Lehren und Satzungen der Wiedertäufer im Allgemeinen wenigstens dieselben. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich erhalten und werden in Deutschland, den Niederlanden, im südlichen Rußland, in den Vereinigten Staaten ꝛc. angetroffen. Auch hier hat sich die Erfahrung bewährt, daß eine gute und gesunde Idee nicht unterdrückt werden kann, und daß sie alle Schwierigkeiten siegreich überwindet. Die Einrichtungen der wiedertäuferischen Gemeinden haben viele Vorzüge, ihre Sitten sind schlicht und einfach, ihr Betragen ist musterhaft und ihr Fleiß wie ihre Rechtlichkeit sind anerkannt. W.

Mannichfaltigkeiten.

Professor Hassenstein in Gotha, der bekannte, von dort gebürtige Physiker, hat eine höchst interessante und merkwürdige Erfindung gemacht, eine elektro-magnetische Maschine, die nicht größer ist, als ein gewöhnliches Bierglas und auch fast die Form eines solchen hat, so daß man sie ganz bequem in der Rocktasche tragen kann. Mit wahrhaft erstaunlichem Erfolg wird sie bei allen Nervenkranken, bei Lähmungen, Rheumatismus, Kopf- und Zahnschmerzen angewandt und die Behandlung ist so faßlich, daß sie ein Kind ausführen lernt. Die Kraft dieses äußerst sinnigen Apparats kann bis zur leisen wohlthuenden Erregung herabgestimmt, aber auch sehr gesteigert werden. Doch auch dann ist die Empfindung, welche sie bewirkt, keine unangenehme. Prof. Hassenstein, ein strengwissenschaftlicher Naturforscher und fern von allem Charlatanismus, verschmäht es, als sein eigener Lobredner aufzutreten. In würdiger, einfacher, klarer und überzeugender Weise hat er über die Heilkraft des Elektro-Magnetismus und seine Erfindung in einer kleinen Schrift gesprochen, welche schon

Digitized by Google

die zweite Auflage erlebt hat: „Die rationelle Heilung der nervösen, gichtischen und anderen Krankheiten durch die Magneto-Elektricität ꝛc. von E. H. Hassenstein. Leipzig, 1850.“ Ueberraschende wissenschaftliche Aufschlüsse und Resultate werden hier geboten. Das hülfsbedürftige Publikum hat es hier mit einem ernsten und strengen Naturforscher, nicht mit einem Fabrikanten Goldberger zu thun, und Leidende werden sich nicht vergebens an Hrn. Hassenstein wenden, der jetzt in Hannover lebt, nach Ostern aber nach Hamburg übersiedeln wird.

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, 20. Febr.

Bei den höchst betrübenden Nachrichten über die großen Beschädigungen, welche durch die das gewohnte Maß überschreitenden Ueberschwemmungen des Rheins unterhalb der Gränze der bayerischen Pfalz herbeigeführt wurden, erkannten die Uferbewohner dieser Pfalz erst recht die Wohlthaten an, die ihnen durch die in einer Reihe von Jahren, wenn auch mit großen Geldopfern in Ausführung gekommenen Rheindurchstiche oder Geradleitungen des Rheins geworden sind. Ortschaften, wie Wörth, Lingenfeld, Altrip, Oppau u. s. w., die bei diesem Hochwasser gewiß noch weit eher und weit mehr der Zerstörung preisgegeben worden wären, als im Jahr 1824, blieben diesmal unberührt. Es ist daher nicht uninteressant, die Wasserstände zu vergleichen, welche in den letzten 25—30 Jahren an den Pegeln der Pfalz beobachtet worden sind. Durch gütige Vermittelung kamen uns aus verlässiger Hand die Beobachtungen zu, welche am Speyerer Pegel als die bemerkenswerthesten, höchsten verzeichnet wurden. Es markirte nämlich der fragliche Pegel über den niedrigsten Stand des Rheins im Jahr 1819:

im Jahr 1824 — 5,98,
„ „ 1831 — 5,55,
„ „ 1824 — 5,32,
„ „ 1836 — 5,01,
„ „ 1844 — 4,87,
„ „ 1850 — 4,84.

Allein nicht nur die Höhe, sondern auch die Dauer der Hochgewässer nahmen, und zwar in einer noch bemerkenswertheren Weise ab. Letztere betrug nämlich bei einer Höhe von mehr als vier Meter über den angeführten Nullpunkt des Speyerer Pegels

im Jahre 1824 — 34 Tage
„ „ 1831 — 17 „
„ „ 1844 — 6 „
„ „ 1850 — 4 „

Es ist hieraus leicht erklärlich, daß sich seit dem Jahre 1824 die ganze Physiognomie des Landes gegen den Rhein hin wesentlich verändert hat. Statt der früheren Sümpfe erblickt man jetzt die einträglichsten Wiesen und die ergiebigsten Aecker, ja diese schon selbst in den bereits trocken gelegten Alt-Rheinen. Viele Wasserpflanzen, die Pollich als an den Gestaden des hiesigen Rheines als eigenthümlich wachsend aufführt, sind verschwunden, und die Gebirgsflora ist um einige Stunden gegen den Rhein herabgerückt. Daher kommt's denn auch, daß der Wohlstand der Gemeinden in diesen niedrig gelegenen Gegenden der vorderen Pfalz sich bedeutend vergrößert hat. Noch weit bemerkbarer aber würde dieser Wohlstand hervortreten, wenn Gemeinden und Privaten die ihnen durch die Durchstiche gebotenen Vortheile gehöriger zu benützen verständen! Zwar erließ die k. Regierung — erinnern wir uns recht — nach Bedrohung der Gränze durch die Cholera einige Verfügungen, allein dennoch blieb bis jetzt Alles beim Alten. Auch erkennen die Gemeinden ihrerseits dankbar diese Anordnungen an und sind bereit, von ihrer Seite das Ihrige zur Beseitigung der noch bestehenden Miß- und Uebelstände, wie z. B. in den sumpfigen Gegenden bei Hördt, Germersheim, Speyer, Mörsch u. s. w. beizutragen, wenn es ihnen — nur nichts kostet! — Fast möchten wir, wie Fürst Wallerstein unlängst in der Kammer von den Deutschen im Allgemeinen, so von unsern Gemeinden sagen: Sie wünschen wirklich sehnsüchtig das Bessere, doch müssen ihnen dabei die gebratenen Tauben in den Mund fliegen, und um sie genießbar zu finden, müssen sie auch, wie Göthe sagt, fein, säuberlich und geschickt zerschnitten ihnen vorgesetzt werden. — Darauf kann sich nun freilich nicht der Staat und nicht der Kreis einlassen, es ist und bleibt, nach den großen Opfern, die der Staat und der Kreis für's Allgemeine dargebracht, Sache der Gemeinden und der Privaten, nun für das Einzelne, für die Verbesserungen ihrer Gemarkungen und Grundstücke nach der durch die Durchstiche bewirkten Tieferlegung des Wasserspiegels des Rheins und der dadurch bewirkten Verminderung der Ueberschwemmungen und der Dauer derselben, selbst zu sorgen. Also ihr Gemeinden! denkt nicht, daß man alle Mühe Andern überlassen müsse, sondern daß man selbst einige übernehmen muß, und daß nicht die gebratenen Tauben auch noch „wohl geschnitten“ in den Mund fliegen können! — Nehmt ihr aber die Sache mit Eifer in die Hand, dann wird auch die Regierung gewiß nicht fehlen, euch die Hand zu bieten. Wohl wissen wir, welch schwere Klagen gegen die Regierung vorliegen, daß sie nicht zur rechten Zeit mit einem Aufwand von wenigen tausend Gulden das durch die Durchstiche herbeigeführte Abreißen des Schwarzwalder bei Lingenfeld, das Wegschwemmen der schönsten Wiesen und Aecker bei Mechtersheim, im Nessenthale bei Speyer u. s. w. verhütet hat. Warum aber, wenn die Regierung zögerte, oder die beauftragten Behörden lässig waren, drängtet ihr nicht? — Warum bewieset ihr nicht durch Schiffer, Steuerleute, Forstbeamte, wie groß die Noth sey, wie dringend die Hülfe seyn müsse, wenn ihr, die Gemeinden als solche, wenn die Privaten nicht den größten, unersetzlichen Schaden leiden sollten? — Ihr habt großen Schaden bereits erlitten und wir wissen wohl, daß eine Entschädigung für vom Rhein abgerissenes Land vom Staate nicht gegeben werden muß, doch hier, wo leicht erweisbar durch die Durchstiche der Verlust eures Eigenthums herbeigeführt worden ist, wird gewiß auch die Regierung billige Rücksicht nehmen und zum mindesten durch schleunigst angeordnete Bauten euch vor weiteren Verlusten bewahren, durch Bauten, die mit hinreichender Erfahrung in Hinsicht der Oertlichkeit und vollkommener technischer Kenntniß ausgeführt werden, um nicht wieder, wie im und am Angelhofer Durchstich über die Hunderttausend in den Rhein zu werfen. Hätte man doch bei Anlegung desselben dem Rathe eines alten Schiffers gefolgt und seine obere Mündung einige Hundert Schritte tiefer verlegt! Allein — wie selten hört ein theoretisch gebildeter Beamter auf einen durch bloße Erfahrung klug gewordenen schlichten Mann! So im Bauwesen, so im Gewerbswesen, im Handel u. s. w. Daher so viele Miß- und Uebelstände, so viele ganz unpraktische, gar nicht ausführbare Anweisungen und Verordnungen, wozu dann auch noch das gewiß überall sich wiederholende Uebel kommt, daß die höheren Beamten, ja selbst die bei der Regierung nur momentan Beschäftigten sich immer schon durch ihre Stellung für klüger halten, als die exponirten, und glauben, an deren Berichten ändern zu müssen. So wird viel Gutes verschlechtert. Daß aber nicht alle und die größte Weisheit immer oben heimisch ist, darüber hat uns auch das letzte Hochwasser in Ludwigshafen belehrt. Jedermann mußte der Meinung seyn, daß das Schooßkind des verstorbenen Fürsten Eugen Wrede solche Straßen würde erhalten haben, die es auch bei Hochwassern noch gangbar machten. Zu unserer Verwunderung sahen wir aber letzthin den Rhein sein Bett bis zur oberen Straße, bis zum deutschen Hause ausdehnen, alle Magazine, Lagerhäuser u. s. w. im Wasser. Solche verfehlte Anlagen sollten wohl nicht vorkommen. Daher, ihr Theoretiker, erkundigt euch vorher bei Erfahreren, prüfet vorher Alles wohl und glaubt nicht, daß alles Wissen und Können bei euch allein sey.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Samstag, 2. März. Alessandro Stradella, Oper in 3 Abth. von Friedrich, Musik von Flotow.

Sonntag, 3. März. (Zum ersten Male): Der Genius und die Gesellschaft, Original-Schauspiel in 5 Akten.

Montag, 4. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab. Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 2. März. Der Vetter, Lustspiel in 3 Akten von R. Benedix. Hierauf: Die Schwädin, Lustspiel in 1 Akt von Castelli.

Sonntag, 3. März. Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Akt von R. Benedix. Hierauf: Das letzte Fensterln, Alpenscene aus dem bayerischen Hochgebirg von Seidl, Musik von Lachner. Zum Schluß: Drei Jahre nach'm letzten Fensterln, Alpenscene aus dem bayerischen Hochgebirg von Seidl, Musik von Lachner.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 54. Montag, den 4. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Kaum war das Volk vor Morosof's Palast angelangt, als die schweren Thüren unter Michael Brinowsky's Anführung zerschmettert wurden, worauf man in das Gebäude drang. Fruchtlos durchsuchte Michael mit aufgehobener Art den ganzen Palast und dessen sämmtliche Nebengebäude. Nirgend fand er den verhaßten Feind. Ein Kammerdiener desselben versicherte, er habe, von dem Aufruhr unterrichtet, die Flucht nach dem kaiserlichen Palaste ergriffen. Vor Wuth und Aerger mit den Füßen stampfend, gab er Befehl, Alles zu vernichten, was das Schloß enthalte. Pünktlich und überraschend schnell ward dieser Befehl vollzogen. Eine unschätzbare Menge zierlich gearbeiteter Gold- und Silbergeräthe wurde mit Keulen und Beilen platt- und in Stücke geschlagen, Perlen, Diamanten und sonstige Juwelen in großer Anzahl fast zu Staub zertrümmert. Kostbares chinesisches und japanisches Porzellan, kristallene Kronleuchter, Blumenvasen, marmorne und alabasterne Bilder und Büsten, herrliche Gemälde der ersten italienischen, französischen und niederländischen Meister, Möbeln u. s. w, Alles ward mit rasender Wuth vernichtet und dann unter dem beständigen Ausruf: „Toot nossi kroof! (dies ist unser Blut)" zu den Fenstern hinausgeworfen.

Auf Michael Brinowsky's strengen Befehl durfte keiner der Aufständischen sich mit irgend Etwas von diesen Schätzen, wie gering es an Werth auch sey, bereichern. Dennoch vermochte er nicht zu verhindern, daß später der Pöbel sich Vieles von den zerstörten Schätzen zueignete; doch Keiner der eigentlichen Aufständischen machte sich dessen schuldig. „Man soll nicht von uns sagen können," sprach Brinowsky, „daß wir Räuber sind, vielmehr blos Rächer der Ungerechtigkeit!"

Darauf wurden drei der ersten Beamten Morosof's, als Mitschuldige an den Uebelthaten ihres Gebieters, getödtet. Sein Rentmeister bot vergeblich dreitausend Silberrubel3 für Erhaltung seines Lebens. Die Antwort lautete: „Wir wollen kein Geld, sondern gerechte Rache!"

Nunmehr wollten sie den Palast bis auf den Grund abbrechen und hatten bereits damit begonnen, als plötzlich ein kaiserlicher Bote erschien. Er fragte das Volk nach dessen Anführer. Vor diesen geführt, theilte er ihm in des Kaisers Namen mit, dieser Palast sey Privateigenthum Sr. Majestät.

Brinowsky's augenblicklicher Befehl, das dem Kaiser zugehörende Gebäude ferner unverletzt zu lassen, diente dem Abgeordneten zur Antwort. Zugleich konnte der Kaiser hieraus entnehmen, daß kein Haß, keine Erbitterung gegen ihn vorhanden.

V.

Das Volk ward jetzt von seinen Führern wieder in regelmäßige Abtheilungen gesammelt und eilte raschen Laufes dem Palast des Reichskanzlers Nazari Iwanowitsch Triste zu. Man drang in das Prachtgebäude und fand den großen Reichskanzler, in Folge eines Sturzes vom Pferde, bettlägerig. Von dem Aufstande und der mordsüchtigen Absicht des Volkes unterrichtet, verbarg er sich bei dessen Eindringen in seine Badewanne. Doch Michael entdeckte ihn bald und ertheilte in seiner Gegenwart Befehl, ihn auf der Stelle zu tödten, indem er sprach: „Gebt diesem Blutsauger des Volks seinen Lohn für die von ihm eingeführten hohen Salzsteuern!" — Augenblicklich stand Einer bereit und versetzte ihm mit den Worten: „Ismenich! toot pro sol!" (Verräther! dies ist für das Salz!) einen Schlag mit dem geschliffenen Beil auf den Kopf. Andere traten hinzu und zerschmetterten ihm alle Knochen mit ihren Keulen und Säbeln. Mit Grausen wandte Brinowsky das Gesicht ab. Obschon kein weibisch-weichherziges Gemüth besitzend, vermochte er doch dergleichen Scenen nicht zuzuschauen. Er befahl, auch diesen Palast, gleichwie den vorigen, zu plündern, ohne sich Etwas zuzueignen.

Während fast unermeßliche Schätze zu Tage gefördert wurden, um vernichtet zu werden, während die bedeutende Summe baaren Geldes unter die bedürftige Klasse (es gehörte hierzu keiner der Verschwornen) ausgetheilt ward, banden Andere aus dem wüthenden Volkshaufen die Füße der gräßlich verstümmelten Leiche des Reichskanzlers zusammen und schleiften sie die Treppe hinab, dann auf dieselbe Weise längs des ganzen Umfangs seines Palastes, und warfen sie endlich auf einen Misthaufen. — Inzwischen wurde das Gebäude von oben bis unten ausgeplündert und die Straße mit Bergen vernichteter Kostbarkeiten überdeckt.

Von hier zog das Volk zum Palaste des Oberrichters der Bürgerschaft, Leontie Stephanowitsch Plesseof.

„Männer! Bürger!" rief Michael Brinowsky, als die Menge sich dort gesammelt hatte, „wir stehen jetzt vor dem Neste des blutgierigen Tigers Plesseof. Mitleidslos verbannte, folterte und mordete er, ohne jemals den geringsten Schatten von Erbarmen zu fühlen, unsere Eltern, Brüder, Schwestern, Weiber und sonstigen geliebten Wesen. Er sprach das Todesurtheil aus über den Vater meiner Prokofska, den einzig übrig gebliebenen Sohn des 103jährigen Tzernikoff, weil er, der schändlichen Erpressungen endlich müde, die neue Auflage zu entrichten verweigerte und die Bojaren Tyrannen des Volks nannte. Seine einzige, um Gnade für den Vater flehende Tochter hat er schnöde abgewiesen. Tausendfältige Rache über diesen Blutteufel!"

„Rache! Rache! ohne Erbarmen!" rief das ganze Volk und stürmte in den Palast mit dem Ausrufe: „Es lebe Brinowsky!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Englands Revolution, von Guizot.

(Schluß.)

In den Gemüthern gab es eben so wenig Revolution, als in der Gesellschaft. Die philosophischen Ideen des achtzehnten Jahrhunderts, sein moralischer Scepticismus, sein religiöser Unglaube waren ohne Zweifel auch in den Vereinigten Staaten von Amerika eingedrungen und in Umlauf gesetzt worden; aber sie überflutheten nicht einmal die Gemüther gänzlich, welche sie erreichten; sie pflanzten sich nicht ein mit ihren Grundprinzipien und ihren letzten Folgen; der moralische Ernst und der praktische gesunde Verstand der alten Puritaner behaupteten ihr Recht bei den meisten amerikanischen Bewunderern der französischen Philosophen, und die Masse der amerikanischen Bevölkerung blieb christlich, eben so anhänglich an ihre Dogmen als an ihre Freiheiten, zu gleicher Zeit Gott und dem Evangelium unterwürfig, als sie sich gegen den König und das Parlament Englands erhoben, und von dem nämlichen Glauben regiert, als sie für ihre Unabhängigkeit kämpften, welcher ihre Vorfahren in dieses Land geführt hatte, um da den Grundstein zu legen, auf welchem sich der neue Staat erhob.

Die Ideen und die Leidenschaften, welche im Namen der Demokratie heutzutage die Gesellschaften dahinreißen und desorganisiren, sind in den Vereinigten Staaten Amerika's verbreitet und mächtig; sie gähren dort mit Allem, was sie an ansteckenden Irrthümern und zerstörenden Lastern enthalten. Aber bis jetzt wurden sie wirksam im Zaum gehalten und gereinigt durch den christlichen Glauben, durch die trefflichen politischen Ueberlieferungen und die starken Gewohnheiten der Gesetzlichkeit, welche die Bevölkerung beherrschen. Zu gleicher Zeit, wo die Prinzipien der Anarchie sich frech auf diesem ausgedehnten Schauplatze entwickeln, bestehen auch die Prinzipien der Ordnung und der Erhaltung fest und kräftig in der Gesellschaft und in dem Menschen selbst; man erkennt überall ihre Gegenwart und ihren Einfluß, selbst im Schooße der Partei, die sich als ausgezeichnet demokratisch selbst bezeichnet; sie mäßigen und ordnen dieselbe und retten sie oft, ohne ihr Wissen, in ihren stürmischen Aufwallungen. Diese schützenden Prinzipien sind es, welche dem Anfange der amerikanischen Revolution vorstanden und ihr den Erfolg gewährten. Gebe der Himmel, daß sie in dem furchtbaren Kampfe, den sie überall zu bestehen haben, immer ihr Uebergewicht bei diesem mächtigen Volke behalten, und daß sie es zeitig von den Abgründen abwenden, die seinen Schritten so nahe liegen!

Drei große Männer, Cromwell, Wilhelm III. und Washington bleiben in der Geschichte als die Häupter und Repräsentanten dieser souveränen Krisen, die über das Schicksal der beiden großen Nationen entschieden haben. Durch den Umfang und die Energie der natürlichen Talente ist Cromwell vielleicht unter diesen Dreien der hervorragendste; er besaß einen wunderbar schnell auffassenden, festen, richtigen, geschmeidigen und erfinderischen Geist, und eine Charakterstärke, die vor keinem Hindernisse zurückbebte, die kein Kampf ermattete, die seine Absichten mit gleich unerschöpflichem Eifer und unermüdlicher Geduld verfolgte, bald auf den krümmsten und langsamsten, bald auf den raschesten und kühnsten Wegen. Er zeichnete sich ebenfalls in der Kunst aus, in den persönlichen und vertraulichen Verhältnissen die Menschen zu gewinnen oder zu beherrschen, eine Armee oder eine Partei zu organisiren und zu führen. Er hatte den Instinkt der Popularität und die Gabe der Autorität, und er verstand es, mit gleicher Kühnheit die Factionen loszulassen und zu bändigen. Allein, in dem Schooße einer Revolution geboren und von Erschütterung zu Erschütterung zur höchsten Gewalt erhoben, war und blieb sein Genie immer wesentlich revolutionär; er hatte die Nothwendigkeiten der Ordnung und der Regierung kennen gelernt, aber er verstand es nicht, die moralischen und ewigen Gesetze zu achten und auszuüben. Sey es nun das Loos seiner Natur oder das Fehlerhafte seiner Stellung, es fehlte ihm an Regel und an Heiterkeit in der Ausübung der Gewalt, er nahm sogleich seine Zuflucht zu den äußersten Mitteln, wie ein Mensch, der immer tödtlichen Gefahren ausgesetzt ist, und er verlängerte oder erschwerte durch die Heftigkeit der Mittel die schweren Uebel, die er heilen wollte.

Die Gründung einer Regierung ist ein Werk, welches ein regelmäßigeres und den ewigen Gesetzen der moralischen Ordnung entsprechenderes Verfahren erfordert. Cromwell konnte die Revolution, die er gemacht, sich dienstbar machen, und er kam nicht dazu, sie nur zu gründen. Weniger mit natürlichen Gaben ausgestattet, hatten Wilhelm III. und Washington Erfolg in dem Unternehmen, an welchem Cromwell gescheitert war: sie haben das Schicksal ihres Vaterlandes festgestellt und seine Regierung gegründet. Der Grund war, daß sie selbst mitten in einer Revolution niemals die revolutionäre Politik angenommen oder ausgeübt haben; sie haben niemals die fatale Lage gesucht, noch sind sie ihr anheimgefallen, zuerst anarchische Gewaltthätigkeiten zu ihrem Fußschemel zu haben, und dann despotische Gewaltthätigkeiten gebrauchen zu müssen, um sich die Gewalt zu erhalten. Von ihren ersten Schritten an befanden oder setzten sie sich selbst auf die regelmäßigen Wege und in die ewigen Bedingungen der Regierung. Wilhelm war ein ehrgeiziger Fürst; es ist kindisch, zu glauben, daß er bis zu dem Rufe, der 1688 von London aus an ihn erging, dem Wunsche, den Thron Englands zu besteigen, fremd geblieben sey und nichts von der Arbeit gewußt habe, die lange vorher zu diesem Zwecke begonnen wurde. Wilhelm folgte dem Fortschreiten dieser Arbeit Schritt für Schritt, ohne daß er sich derselben theilhaftig machte, aber auch ohne deren Ziel von der Hand zu weisen; er ermuthigte die Urheber derselben nicht, aber er schützte sie. Sein Ehrgeiz hatte zu gleicher Zeit jenen Charakter, daß er an den Triumph einer großen und gerechten Sache auch die Sache der religiösen Freiheit und des europäischen Gleichgewichts knüpfte. Nie hat ein Mann mehr als Wilhelm aus einem großen politischen Zwecke den Gedanken und das einzige Ziel seines Lebens gemacht. Er hatte eine Leidenschaft für das Werk, das er vollführte, und seine eigene Größe war für ihn nur ein Mittel.

Bei seinen Aussichten auf die englische Krone versuchte er keineswegs durch Gewalt oder Unordnung zum Ziele zu gelangen; sein Geist war zu hoch und zu gut geordnet, um nicht das unheilbare Uebel von solchen Erfolgen zu kennen und ihr Joch auf sich zu nehmen. Als ihm aber die Laufbahn durch England selbst geöffnet war, hielten ihn die Bedenklichkeiten eines Privatmannes nicht auf; er wollte, daß seine Sache triumphire, und die Ehre seines Triumphes ernten. Washington, eine rühmliche Mischung von Geschicklichkeit und Gesetz, von Ehrgeiz und Hingebung, hatte dennoch keinen Ehrgeiz; sein Vaterland bedurfte seiner, er wurde groß, indem er demselben mehr aus Pflicht, als aus Geschmack, und manchmal sogar mit peinlicher Ueberwindung diente. Die Prüfungen des politischen Lebens waren für ihn bitter; er zog die Unabhängigkeit des Privatlebens und die Ruhe der Seele der Ausübung der Gewalt vor. Allein er übernahm ohne Zögern die Aufgabe, welche ihm sein Land auflegte, und er gestattete sich in ihrer Ausführung gegen sein Land und gegen sich selbst keine Gefälligkeit, um ihre Bürde zu erleichtern.

Zum Herrscher geboren, ob er gleich kein großes Vergnügen daran fand, sagte er dem amerikanischen Volke, was er für wahr hielt, und als er es wirklich regierte, was er für weise hielt, mit einer eben so einfachen als unerschütterlichen Festigkeit und einer um so verdienstlichern Aufopferung der Popularität, als er durch die Freuden der Herrschaft nicht dafür entschädigt wurde. Diener einer entstehenden Republik, in welcher der demokratische Geist das Uebergewicht hatte, gewann er ihr Vertrauen und sicherte

Digitized by Google

ihren Triumph, indem er ihre Interessen gegen ihre Neigungen unterstützte, und jene gleichzeitig bescheidene und strenge, zurückhaltende und unabhängige Politik ausübte, welche nur dem Haupte eines democratischen Senates an der Spitze eines alten Staates zu gehören scheint. Ein seltenes Gelingen, das aber Washington und seinem Lande gleich viel Ehre macht.

Ziehe man nun die Geschicke der Nationen in Erwägung oder die der großen Männer; handle es sich von einer Monarchie oder einer Demokratie, von einer aristokratischen oder demokratischen Gesellschaft: es wird in den Thatsachen immer das gleiche Licht leuchten; der endliche Erfolg wird nur im Namen der gleichen Prinzipien und auf den gleichen Wegen erstrebt. Der revolutionäre Geist ist den Größen, die er erhebt, eben so gefährlich, als denen, die er stürzt. Die Politik, welche die Staaten erhält, ist auch die einzige, welche die Revolutionen endigt und ihnen festen Grund gibt. B.

v. Radowitz.

„Joseph von Radowitz", eine Charakterschilderung von Emil Frensdorff, heißt eine bei Brockhaus in Leipzig erschienene, elegant und geistvoll geschriebene Broschüre, die sich das unbestrittene Verdienst erworben, eine Menge irriger Angaben in den biographischen Mittheilungen über einen Staatsmann zu entfernen und durch die Thatsachen zu ersetzen, der mit Recht noch vor kurzem das Wort O'Connells von sich gesagt seyn lassen konnte, „daß er der bestverläumdetste Mann" im Lande sey. Hr. Frensdorff, als Mitarbeiter an deutschen und französischen Journalen, und was die letzteren anlangt, besonders an der „Revue de deux mondes" betheiligt, ward aufgefordert, die Biographie des Generals von Radowitz für die von Brockhaus herausgegebene „Gegenwart" zu schreiben. Anstatt die widerspruchsvollen, in Zeitungen, Flugschriften und Sammelwerken zerstreuten Vorlagen zu einer willkürlichen Zusammensetzung auszubeuten, suchte er sich authentische Quellen zu eröffnen und den thatsächlichen Stoff auf die feste Basis des Wirklichen und Wahren zurückzuführen. Und das war endlich nöthig, wenn nicht ein Zeitgenosse von eben so großer Begabung als tief eingreifender Wirksamkeit für die Geschichte der Gegenwart, noch bei seinen Lebzeiten zu einer Art von mythischer Person werden sollte.

Der Verfasser schildert zunächst den Lebensgang des Herrn von Radowitz, welcher demnach zu Blankenburg am Harz im Jahre 1797 geboren, von dort frühzeitig mit seinen Eltern nach Altenburg übergesiedelt ist, wo er bis zum 12. Jahre den Unterricht der öffentlichen Anstalten der genannten Stadt genoß. Da die Ehe der Eltern eine confessionell gemischte war, so folgte Joseph v. Radowitz dem katholischen Bekenntnisse seines Vaters, von dem er zum westphälischen Kriegsdienst bestimmt ward. Zu seiner Ausbildung nach Frankreich und von dort in westphälische Schulen gebracht, trat er in sehr jugendlichem Alter nach glänzend bestandenen Prüfungen, Ende des Jahres 1812, als Artillerieoffizier in's westphälische Heer ein. Bei Leipzig befehligte er bereits als solcher eine Batterie und ward verwundet uud gefangen.

Nach der Auflösung des westphälischen Königreichs trat Radowitz in kurhessische Dienste, nahm an den Feldzügen gegen Frankreich Theil und ward 1815 als erster Lehrer der Mathematik und Kriegswissenschaften in Kassel angestellt. Schon 1817 ward er zum Hauptmann im Generalstabe befördert, später dem Prinzen als Lehrer beigegeben, und da er der Kurfürstin in ihrem Zwiespalte mit ihrem Gemahl einen den Verhältnissen angemessenen, dem Kurfürsten aber sehr mißfälligen Rath ertheilte, aus hessischem Dienst verabschiedet. Die Kurfürstin empfahl ihn um so dringender an ihren Bruder, den König von Preußen, von welchem Radowitz im Jahre 1823 eine Anstellung im Staatsdienst erhielt. So rasch er aber auch von dem Platze, der ihm in Preußen und ebenfalls im Generalstabe angewiesen ward, zu höheren Stellungen aufgerückt ist, so eilte seine persönliche Bedeutung doch seinem Range zuvor. Schon im Jahre 1821 hatte er bei Gelegenheit eines dienstlichen Aufenthalts in Berlin die Aufmerksamkeit des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preußen, erregt. Nach seinem Uebertritte aber brachte Herr v. Radowitz, als Lehrer des Prinzen Albrecht, den Sommer 1824 in Sanssouci zu. „Hier, sagt Frensdorff, scheint sich jene innere Annäherung der beiden verwandten und doch so verschiedenen Naturen gebildet zu haben, welche für das ganze Leben Dauer gewann. Der Kronprinz, in seinem reichen, bewegten Gemüthe und seinem hohen Interesse für Poesie und Kunst, fand hierfür die entsprechenden Anklänge in Radowitz, und an diese Gemeinschaft der geistigen Interessen mag sich dann die tiefere Gemeinschaft geknüpft haben, die für die fernere Geschichte Radowitz' so bedeutungsvoll geworden ist. Wenige Menschen möchten wohl den König Friedrich Wilhelm IV. so tief innerlich gekannt und erkannt, aber auch wenige so geliebt haben, als Radowitz. In Freud und Leid, im öffentlichen, wie im rein persönlichen Verhältnisse ist diese seltene Beziehung unverändert dieselbe geblieben. Wie aber Radowitz der Verantwortlichkeit, welche ihm die königliche Freundschaft auferlegt, im Laufe der Jahre entsprochen habe, davon mag unsere Darstellung Zeugniß geben."

Im Jahre 1836 ward Radowitz zum preußischen Bevollmächtigten für das Heerwesen beim deutschen Bunde ernannt, wo er den wesentlichsten Antheil daran hatte, daß die Verbesserungen durchgesetzt wurden, welche die deutsche Kriegsverfassung seit dem Jahre 1840 erfuhr. Er war ferner im Jahre 1841 mit einer Sendung nach Wien, München und Stuttgart betraut, um die Einwilligung zur Ergänzung des süddeutschen Festungssystems durch den Bau von Ulm und Rastatt zu bewirken. Neben der Erledigung seiner militärischen Aufträge hatte Radowitz in Wien bereits die Nothwendigkeit einer Umgestaltung des Bundes in's Licht zu stellen gehabt. Im Sommer 1845, wo Friedrich Wilhelm IV. auf dem Stolzenfels am Rhein den Fürsten Metternich und den österreichischen Bundespräsidialgesandten empfing, begann Preußen mit genauer begränzten desfallsigen Anträgen hervorzugehen. Auch der Entwurf, welchen der König im Januar 1843 seinem Ministerrathe zur Entfesselung der Presse vorlegte und der an den bureaukratischen Bedenken und Schwierigkeiten dieses Ministeriums scheiterte, hatte Herrn von Radowitz zum Verfasser. Der Entwurf, der im Jahre 1846 dem Bundestage vorgelegt ward, war eine Beschränkung und Abschwächung des ersteren. Aber sowohl den Antrag Preußens auf Befreiung der Presse, als den gleichzeitigen Würtembergs auf Veröffentlichung der Bundestagsprotokolle, wußten die Gegner durch Hinhalten und Hinausschieben zu vereiteln.

Die Ferien unterbrachen die Verhandlungen des Bundestags, der österreichische Gesandte blieb auch nach Ablauf derselben von Frankfurt entfernt, und der Herbst des Jahres 1847 kam heran, ohne daß außerhalb des Kriegswesens irgend etwas zur Förderung der nationalen Interessen Deutschlands geschehen wäre. Das Buch schildert ferner, wie Radowitz aus Karlsruhe, wo er seit 1842 gleichzeitig neben seiner Stellung als Militärbevollmächtigter in Frankfurt als Gesandter beglaubigt war, nach dem Schlusse des Vereinigten Landtags nach Berlin gerufen ward, um das Vorhaben des Königs, nunmehr die Umgestaltung des Bundes unter allen Umständen zum Ziele zu führen, zu unterstützen, wie er seine Denkschrift über diesen Gegenstand am 20. November 1847 vorlegte, und am folgenden Tage nach Wien abreiste, mit dem Auftrage, sowohl die deutsche als die ausländische Frage einer Lösung entgegenzuführen. Die Begebenheiten waren bekanntlich viel rascher, als die so lange verzö-

Digitized by Google

gerten Beschlüsse der Kabinette! Ueber den Inhalt der Denkschrift vom 20. November, die Herrn v. Radowitz bei seiner abermaligen Sendung nach Wien im März 1848 als Instruktion diente, sowie überhaupt über seine Stellung zu den Ereignissen der jüngsten Epoche, behalten wir uns weitere Auszüge aus dem Frensdorff'schen Buche vor. Nur das wollen wir noch beiläufig erwähnen, daß Hr. v. Radowitz, außer seinen bekannten Werken, auch als Schriftsteller über mathematische und kriegswissenschaftliche Materien aufgetreten ist. Seine mathematischen Werke erschienen namentlich in der Zeit vom Jahre 1827 bis 1830.

(D. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Die neu erfundenen elektrischen Telegraphen rufen sehr eigenthümliche Erscheinungen hervor. So erhielten wir z. B. in Hildburghausen die Nachricht von der Freisprechung der Steuerverweigerer in Berlin zuerst durch Frankfurter Blätter, denen sie durch telegraphische Depesche zugekommen war und umgekehrt den Antrag des gesetzgebenden Körpers in Frankfurt auf Anschluß an Preußen durch die Berliner Blätter, wohin er ebenfalls durch den Telegraphen berichtet wurde.

(Königsberg, 18. Febr.) Heute hat der hiesige Disciplinar-Gerichtshof sein erstes Urtheil gefällt. Es lautet: „Wegen Dienstvernachlässigung auf Entlassung aus dem „Allerhöchsten" Dienste gegen den — Schloßthurmwächter."

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, 20. Febr.

(Fortsetzung.)

Im Begriffe, die Angabe in Nro. 36 der Didaskalia, wo es heißt: „Hr. Denis hat mit seinen Ingenieuren die Linie von Speyer nach Weißenburg nivellirt und vermessen, 4000 fl. dafür bereits von den Actionären erhalten" u. s. w., dahin zu berichtigen: daß Hr. Denis diese 4000 fl. einzig und allein für seine Person, d. h. für die obere Leitung abschläglich bezog, besser, daß ihm solche auf sein Verlangen angewiesen und die Aufnahmskostrn der verschiedenen Ingenieure und Geometer mit zehntausend Gulden besonders beeechnet wurden — trifft so eben die Didaskalia Nro. 41 vom 16. Febr. bei uns ein. Wir sind nun durch die am Schlusse des Blattes abgedruckte s. g. Berichtigung des Hrn. Denis veranlaßt, noch Folgendes hinzuzufügen und fragen zuvörderst: Warum berichtigt denn Hr. Denis nicht die Angabe bezüglich der 4000 fl., die doch offenbar eine unrichtige ist? — Doch wer möchte gern einen solchen Irrthum berichtigen! Jene 4000 fl. gaben in der Sitzung vom 24. Jan. 1848 zu einer nicht uninteressanten Debatte Anlaß, an welcher die Herren B—r, W. und L. als Revisoren der Gesellschaft lebhaften Antheil nahmen. Daß Hr. Denis, bevor die Debatte darüber anging, sich — wie gleich damals überall etwas spöttisch erzählt wurde — durch die Hinterthür des Saales (der Harmonie) nach dem Lesezimmer still entfernte, fanden wir ganz natürlich, eben so daß ein Sections-Ingenieur sich seiner lebhaft annahm. Indessen mag doch wohl erwähnt werden, daß Hr. D. — so viel bekannt — noch nie selbst nivellirte. Für die Lauterburger Gesellschaft machte er höchstens eine oder zwei Reisen nach Kandel und Lauterburg, und einen Bericht, der im Protokoll vom 31. August 1847 abgedruckt ist und etwas über vier Blätter einnimmt — und hierfür ließ sich Hr. D. abschläglich 4000 fl. anweisen, weil die obere Leitung, wie damals einer seiner Sections-Ingenieure auseinandersetzte, doch das Schwierigste sey! — So also hätte Hr. D. jene irrige Angabe berichtigen sollrn, über sie aber schwieg er. — Wenn nun Hr. D. in seiner s. g. Berichtigung sagt: „Es kann mir in meiner Stellung nicht einfallen, mein Thun und Lassen in Zeitungsartikeln rechtfertigen zu wollen", so finden wir dies, gelind ausgedrückt, sehr hochmüthig. Es fehlt nur noch das Wörtchen „hohen" vor Stellung, so weiß jeder Leser, was für eine hohe Meinung Hr. D. von sich hat. Wer ist denn nun aber Hr. D.? — Er ist ein von der Actiengesellschaft der pfälzischen Ludwigsbahn bei derselben angestellter und zwar in doppelter Eigenschaft gut bezahlter Beamter. Wir glauben, daß diese Stellung nicht so erhaben ist, um nicht auch der Oeffentlichkeit Rede stehen zu können. Zwar wissen wir wohl, welche Stellung sich Hr. D., seinen unter ihm stehenden Beamten gegenüber, hat geben lassen, wie er als absolutistischer „König der Eisenbahn" seinen Willen vollzieht, so daß ein Beamter, der ihm etwa, wenn auch mit dem rechtlichsten Grunde, opponirt, durch eine einfache mündliche Aeußerung oder eine einfache Zuschrift, die er etwa des Morgens auf seinem Schreibtisch vorfindet: „Sie können sich Ihren Gehalt bis da oder dahin auszahlen lassen", oder „Sie sind entlassen", sofort, ist er auch Familienvater von mehreren Kindern, außer Brod gesetzt wird. Doch kann diese Stellung — gegen die im Verwaltungsrathe mit Recht opponirt wurde — ihm nicht das Recht geben, auch sonst unverantwortlich und unantastbar zu seyn. Wohl darauf bauend, daß kein ihm untergeordneter Ingenieur es wagen werde, eine vielleicht im Vertrauen gemachte Aeußerung wieder zu erzählen, wenn er irgend wünscht, wieder verwendet zu werden, wagt es Hr. D. in seiner Berichtigung zu behaupten 1) daß es eine Unwahrheit sey, daß er seine Ingenieure auf den Neustadt-Weißenburger Eisenbahnbau hingewiesen habe. Wir haben in dem Aufsatze Nro. 36 der Didask. ausdrücklich gesagt, daß uns dies mit Bestimmtheit sey versichert worden. Auch heute zweifeln wir an der Wahrheit des Factums keinen Augenblick. Wir haben noch einmal uns genau erkundigt, und dasselbe von mehreren Seiten, namentlich von Speyer aus, durchaus bestätigt erhalten. Wir können nicht annehmen, daß die Ingenieure eine wahrheitswidrige Aussage gemacht haben, wir kennen sie als vollkommen wahrheitsvolle Männer, denrn wir eben so viel Zutrauen schenken, als dem Hrn. D. selbst, daher setzen wir auch hrute noch in ihre Mittheilung keinen Zweifel War es vielleicht bei einem Glase Schäumenden, daß Hr. D etwas mehr plauderte, als er wollte? 2) Hr. D. sagt: „Die Vermessung der Sp.-W. Linie habe ich nur im Auftrage ausgeführt, wie viele andere." — Wie bescheiden! Nun, wer nicht aus sich macht, aus dem wird nichts. Wer widerspricht denn oder, daß Hr. D. nicht im Auftrage gehandelt? Daß Hr. D. nicht zu seinem Vergnügen eine solche Arbeit wird vornehmen lassen und aus seinem Beutel bezahlrn, das wissen wir ja. Nun, Hr. D. hat die Vermessung im Auftrage ausgeführt und hat sich dafür auch gut bezahlen lassen. Siehe oben. 3) Hr. D. behauptet über die Frage: welche Richtung nach Strasburg die bessere sey, noch kein Urtheil abgegeben zu haben. Siehe zu 1). Daß Hr. D. seine Abneigung gegen Speyer kund gegeben, ist bekannt genug und Speyrr weiß daher recht wohl, was es zu erwarten hat, wenn es in der Macht desselben stände, das Speyer gebührende Gewicht abzuwägen. Sollte wirklich die durch einen internationalen Vertrag definitiv festgesetzte Linie durch Umtriebe von wem immer von neuem in Frage gestellt werden, so werden Speyer, Grrmersheim, Kandel ihr Gewicht zu behaupten wissen. Daß übrigens Hr. D. seine Gründe abzuwägen versteht und sich nie durch bloße Wünsche bestimmen läßt, ist wiederum längst bekannt. 4) sagt Hr. D.: Die Bestimmung des (unglückseligen) Knotenpunkts zu Schifferstadt war schon vor meiner Zeit getroffen. Hierin ist einige Wahrheit. Wir bitten die verehrliche Redaktion, darüber genauer und ausführlicher seyn zu dürfen, da die geschichtlichen Thatsachen, überhaupt die ganze Verhandlung nicht bloß für die Pfälzer, sondern auch für das größere Publikum Interesse haben und bei neuen Bahnanlagen zu der Lehre dienen möchte, vorher, ehe ein Spatenstich geschieht, wohl die Gründe für diese oder jene Richtung alle abzuwägen und nie und nimmer auf bloße Wünsche, wer sie auch äußern möge, zu achten, wie es leider! bei uns geschehen.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Montag, 4. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 5. März. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abth. von Gutzkow.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 55. Dienstag, den 5. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

„Vergebens wurde das ganze weitläufige Gebäude und sämmtliche dazu gehörige Häuser durchsucht, um den verhaßten Volksfeind zu ermitteln. Endlich vernahm Michael die sichere Nachricht, er sey bereits in den Palast des Kaisers geflüchtet.

„Es ist sehr gut, er hat sich also selbst vor uns in Verwahrsam gebracht," lautete die Antwort des Anführers. Augenblicklich entsendete er 400 stark bewaffnete Leute nach dem kaiserlichen Schlosse, mit dem strengen Befehl, dasselbe vier und zwanzig Stunden lang zu umzingeln, ohne Jemanden, sey es Mann oder Frau, Kind oder Greis, ohne seine ausdrückliche Gestattung, herausgeben zu lassen. Nachdem dies geschehen, ertheilte er einem Offizier der kaiserlichen Wache den Auftrag, auch das Plessejef'sche Palais, wie die beiden vorigen, gänzlich zu plündern und sodann dem Boden gleich zu machen, zu welchem Zweck er ihm einige Hundert Mann unterordnete.

Hierauf zog er mit der Menge weiter. Bald war der Palast des Oberfeldzeugmeisters Peuter Tichonowitsch Trochoniotof erreicht. Da dieser schon bei Zeiten die Stadt verlassen und in ein schützendes Kloster sich geflüchtet hatte, so ward seine Wohnung rein ausgeplündert und dann zum Theil abgebrochen.

Indessen war es Abend geworden, die Dämmerung nahm zusehend zu. Das Läuten der schweren Glocke des Iwan Weliky *) — ein verabredetes Zeichen — versammelte die Aufständischen von Neuem. Für diesen Abend wurden alle weitere Rache-Uebungen eingestellt, das Volk aber für den folgenden Morgen um vier Uhr auf den Hauptbazar wieder entboten.

Die vornehmsten Anführer vereinigten sich zu fernerer Berathung in einem der Säle des letzten, halb abgebrochenen Gebäudes.

VI.

„Weine nicht mehr, meine Tochter! freue Dich mit mir. Der große Befreiungstag der Russen ist angebrochen. Brinowsky hat sein Wort gehalten. Mit dem flammenden Schwerte der Rache hat er die Uebelthäter gestraft. Er ist ein edler Mensch. Sein erhabener Geist scheut keine Gefahr, wenn es seines Vaterlandes Rettung gilt. Ganz Rußland blickt mit Bewunderung und Ehrerbietung auf den kühnen, stolzen, rettenden Jüngling. Zu groß, um mit den blutigen Schätzen der fluchwürdigen Volksbedrücker sich zu bereichern, verabscheute er diese Reichthümer, für welche das Glück der Bürger verrathen wurde. Oder sprach er nicht zum Volke: „Befleckt Eure Hände nicht durch Berührung dieses uns entzogenen Blutes! Diese Schätze sind gleich den dreißig Silberlingen: wer sie anrührt, ist verflucht in Ewigkeit!" — Dies, Prokofska! ist die wahre Größe: sein Vaterland zu retten vom gewissen Untergange und die Schuldigen zu strafen mit Verwerfung und Verachtung ihrer Schätze, und keinen andern Lohn zu wünschen, als die Selbstzufriedenheit und das beruhigende Bewußtseyn, der Gründer des Glücks seines Volkes zu seyn!

„Sey stolz darauf, Prokofska! daß dieser große Mann, der Retter Rußlands, Dich würdig achtete, seine Liebe zu besitzen, seine Gattin zu werden."

So sprach in hoher Begeisterung der greise Tzernikof zu seiner weinenden Enkelin.

„Ach, Großvater!" entgegnete sie schluchzend, „gedenkst Du denn nicht an das Loos meines Vaters, Deines einzigen Sohnes? Was mag aus ihm geworden seyn? — Michaels langes Ausbleiben vermehrt meine Unruhe und erfüllt mich mit Schrekken. Der Himmel weiß, welches Unheil ihn heute getroffen hat. Hier, in der entlegenen Vorstadt, vernehmen wir nur zuweilen eine unsichere Nachricht. Das Läuten der schweren Glocke von Iwan Weliki hat mir Angst und Furcht eingeflößt; ich weiß sie mir nicht zu erklären."

In diesem Augenblick vernahm man heftige Schläge auf die Hausthüre. Erschrocken sprang Prokofska von ihrem Sitze auf. „Das ist Michael, mein Herz sagt es mir!" jauchzte sie und eilte zur Thüre, um ihm zu öffnen.

Es war Michael Brinowsky. „Sey gegrüßt, theure Prokofska!" sprach er, sie herzlich umarmend, „ich bringe noch einen Gast mit, einen Beweis meines Sieges!"

Beide traten nun ein in das hell erleuchtete Gemach, und Prokofska's zum Tode verurtheilter Vater lag wieder in den Armen seiner geliebten Tochter und seines greisen Vaters.

Wir erkühnen uns nicht, diese rührende Scene reiner Herzensfreude und nie empfundenen Genusses zu schildern. Thränen wahrer Seelenwonne entflossen Aller Augen.

„Dies ist der schönste Tag meines mehr denn hundertjährigen Lebens!" rief der alte Tzernikoff.

VII.

Um die vierte Stunde des folgenden Morgens versammelte die Volksmenge sich wieder auf dem Haupt-Bazar. Sie ward nun in mehrere Abtheilungen gesondert, und es wurde jeder Abtheilung ein Führer zugeordnet, welcher das Namensverzeichniß der Bojaren und anderer Großen des Reichs in Empfang nahm; deren Paläste er mit seinen Mannschaften plündern sollte, ganz auf dieselbe Weise, wie solches Tags zuvor geschehen. Das Läuten der großen Glocke sollte die verschiedenen Abtheilungen wieder auf demselben Platz zusammenrufen.

*) Iwan Weliki, der höchste Thurm Moskau's; er enthält eine Glocke von 21 Fuß Höhe und 3 bis 400,000 Pfund Schwere. Sie ist jedoch jetzt unbrauchbar.

Digitized by Google

Auf diese Weise wurden binnen wenigen Stunden mehr als siebenzig Paläste rein ausgeleert. Es war zum Gesetz gemacht, daß kein Rubel an Werth von Dem, was der Vernichtung fähig war, unbeschädigt bleiben durfte. Die verschiedenen Bewohner dieser Paläste waren bereits alle Tags zuvor nach sicheren, außerhalb der Stadt gelegenen Zufluchtsorten abgegangen. Da alle geplünderte Paläste bis auf den Grund abgebrochen wurden, so ward dadurch den anstoßenden, meist vornehmen Kaufleuten zugehörigen Häusern bedeutender Schade zugefügt; doch deren Eigenthümern wurde ein Theil der geraubten Schätze zugeworfen. Der übrige Theil ward vernichtet und auf die Düngerhaufen geschleudert.

Gegen Mittag rief die große Glocke abermals das Volk zusammen, und bald war der weitläufige Platz ein Menschenmeer geworden. Hier wurde dem Haupte des Aufstandes getreulich Bericht erstattet von den Verrichtungen und Ereignissen des Tages. Nachdem dies geschehen, begab das Volk sich in geordnetem Zuge zum Palast des Kaisers. Hier rief man einstimmig laut um die Auslieferung Plesseof's und Morosof's. Unverzüglich ward der Oberrichter der Bürgerschaft vom Kaiser ausgeliefert und seine Enthauptung durch den Scharfrichter befohlen. Doch kaum erblickte das Volk den gehaßten Feind, als es wutherfüllt ihn angriff, ihm in's Angesicht spie und ihn, gleich einem tollen Hunde, mit Keulen todtschlug.

Nun forderte man auch Morosof vom Kaiser. Als er das gräßliche Ende Plesseof's vernommen und nun hörte, wie das Volk auch seinen Tod verlange, flehte er weinend und mit verzweiflungsvollen Gebärden den Kaiser an, ihn vor des Volkes Wuth zu schützen.

„Ich will versuchen, was ich vermag," sprach der gutmüthige Monarch, und trat nun in Person vor das Volk. Er gab ein Zeichen, daß er zu ihm zu reden wünsche. Alle Häupter wurden entblößt; Todesstille herrschte im weiten Kreise.

„Russen! Bürger Moskau's!" begann der Kaiser, „Eure Klagen und Beschwerden und das Euch widerfahrene Unrecht waren mir nicht bekannt. Ich will nicht, daß meine Unterthanen bedrückt werden. Ich werde Euch Recht angedeihen lassen. Ich habe Euch Plesseof übergeben: er war des Todes schuldig. Auch Morosof ist schuldig; er soll seiner gerechten Strafe nicht entgehen. Vergönnt mir aber nur zwei Tage Zeit, um die zweckmäßigste Strafe für ihn zu bestimmen."

Der Kaiser war tiefbewegt. Als Alleinherrscher des Volks mußte er dasselbe jetzt um eine Gunst bitten; die Furcht vor seines Schwagers Loos und der schreckliche Zustand der Anarchie: das Alles entpreßte Thränen seinen Augen.

Das Volk rief laut: „Uebergib ihn uns! wir wollen Gericht über ihn halten!"

Der Kaiser zitterte und Marmorblässe umzog sein Antlitz.

Michael Brinowsky's Herz ward gerührt. Er fühlte den Zustand des Kaisers, trat vor das Volk, gab ein Zeichen zur Ruhe und sprach zum Monarchen: „Eure Majestät sind weise und gerecht; wir vertrauen daher, daß Allerhöchstdieselben das strengste Recht handhaben werden ohne Ansehen der Person. Nach zwei Tagen wollen wir wiederkehren, um die Hinrichtung Ihres unwürdigsten Unterthanen, Borys Iwanowitsch Morosof, anzuschauen."

Ehrerbietig verbeugte er sich vor seinem Kaiser und trat unter das Volk zurück.

Mit lauter Stimme rief dieses: „Es lebe Michael Brinowsky!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Holzschwallen im Murgthale.

(Von Vit. Cilius.)

Dem Freunde der Natur, der sich während des langen Winters harter Einförmigkeit gelobt, beim ersten Sonnenblicke mittelst der beflügelnden Eisenbahn das Weite zu suchen, kann es nicht ohne Interesse seyn, auf ein Naturschauspiel aufmerksam gemacht zu werden, das jedes Frühjahr in einem der schönsten Thäler des von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Badens geboten wird.

Dies ist das Schauspiel des Holzschwallens in den oberen Theilen des pittoresken betriebsamen Murgthales.

Von den Füßen der Wände des Hauptthales bis in die innersten Winkel der vielen Seitenthäler und zu den höchsten Kuppen der steilen Berge hinauf, liefert ein üppiger Schwarzwald, dessen Ertrag durch eine wohlgeregelte Forstverwaltung erhöhet wird, eine Menge Holzes, das theils in Stämmen, theils als Sägwaare, theils als Scheiterholz ein Gegenstand des ausgebreitetsten Handels ist, theilweise bis zu den Gränzen des Meeres wandert und tausend fleißige Hände beschäftigt. Aber der Gewinnung dieses freiwachsenden Schatzes hat die Natur in den unwegsamen wilden oberen Gebirgsgegenden noch große Hindernisse in den Weg gelegt, und mancher schöne Stamm vermodert, weil es nicht gelang, denselben aus seinen Schluchten an die fahrbare Straße oder das floßbare Wasser zu bringen. Doch es ist dem Menschen gelungen, die Naturgesetze sich unterthan zu machen, und die Natur selbst muß seinem erfinderischen Geiste den Arm bieten, um die eignen Hindernisse zu beseitigen. Unwillig und tobend gibt sie sich dazu her und ist in ihrem unfreiwillig schaffenden Grimme Staunen und Bewunderung erregend.

Die einfache Idee des Verfahrens, das den oft ganz unmöglichen Transport des gewonnenen Holzes aus den Waldungen möglich machen soll, ist in ihrer Anwendung nicht mehr neu und besteht in Folgendem.

Das gefällte Holz wird (je nach seiner Bestimmung zu Sägeklötzen zerschnitten oder zu Scheitern zerschlagen) bis gegen Anfang des Frühjahres von den Bergabhängen herab in die, von kleinen Wildbächen durchrieselten Schluchten geworfen und zu diesem Behufe oft von entfernteren unzugänglichern Waldpartien dahin geführt. Durch künstlich angelegte große, hölzerne oder steinerne Dämme, mit Schleußenthoren — Schwallungen genannt — können diese Schluchten an ihrem obersten Ende abgeschlossen werden, und entsteht so durch Hemmung des Baches binnen kurzer Zeit ein ansehnlicher Wasserbehälter — Weiher oder Teich. Durch die plötzliche Entleerung eines solchen künstlichen See's stürzt sich eine ungeheure Wassermasse mit enormem Gefälle auf das unterwegs liegende Holz und reißt dasselbe binnen einigen Stunden in die Ebene hinaus, woselbst es an geeigneten Plätzen durch Querbauten im Flusse (Essel) aufgefangen wird, um seiner besonderen Bestimmung entgegen zu gehen. —

Ein Zusammentreffen mehrerer solcher Schwellwasser erhöht natürlich eben so die Wirkung, als auch die Schönheit des Schauspiels.

Die Bedeutsamkeit dieser Einrichtung wohl würdigend, hat die badische Regierung in den letzten Jahren mit großen Kosten an den wichtigsten Plätzen mehrere solcher Schwallungsbauten, an Stelle der alten hölzernen, solid aus Stein aufführen lassen, trotzdem daß nebenbei auch Vieles für Anlage guter Waldwege geschehen ist.

Das unten beschriebene Schauspiel dieser gewaltsamen Holzflößerei, welches in seiner ganzen Schönheit gerade an Stellen genossen werden kann, wo kein Anblick der Kunstbauten den rei-

Digitized by Google

nen Naturgenuß störet, ziehet jedes Jahr aus der Umgegend (Baden, Karlsruhe ꝛc.) Bewunderer an, die Einmal kamen, um das nächste Mal nimmer zu fehlen. Trotzdem ist die Sache immer noch zu wenig bekannt; um daher den Naturfreund, den seine Wege zur geeigneten Zeit in jene Gegend führen, darauf aufmerksam zu machen, seyen diese Zeilen geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Genius und die Gesellschaft.

Am 3. d. M. wurde auf der Frankfurter Bühne das in jüngster Zeit so viel besprochene Drama eines unbekannten Verfassers, oder, wie Manche sagen, einer Verfasserin, zum ersten Male aufgeführt. Der Berliner Kritik ist es zu einem Zankapfel der Eris geworden, indem es Rötscher über die Gebühr emporgehoben und andere Referenten es über alles Maß heruntergezogen haben. Es dürfte hier die Wahrheit in der Vermittelung liegen, indem dies Stück anerkennungswerthe Vorzüge und nicht zu übersehende Mängel vereinigt. Den Mittelpunkt desselben bildet Lord Byron, dessen Genius mit den ihn beengenden Fesseln und dem Zwang der Convenienz der höhern Gesellschaft in Conflicte geräth, welche die Auflösung seiner ehelichen Verhältnisse, sein Zerwürfniß mit jener Gesellschaft und seine Uebersiedelung nach Griechenland zur Folge haben. Wir sehen den genialen Dichter mit einer Lady verheirathet, die ihn nicht versteht und von ihm nicht verstanden wird; wir sehen ihn in geselligen Kreisen, die ihm nicht zusagen und deren Welt- und Lebensansichten ihm kleinlich, ja sogar verächtlich erscheinen; wir sehen ihn in einem Kampfe zwischen seinen Idealen und der Wirklichkeit, der den Keim eines tragischen Endes in sich trägt. Da führt ihm der Zufall eine junge geistreiche und liebenswürdige Schauspielerin entgegen, deren Talent er bewundert, deren Geistes- und Herzensadel ihm Verehrung einflößt. So rein und geistig das Verhältniß zwischen Byron und der Schauspielerin (Miß Clara) auch ist, so wird es doch bald von dem Gifte der Verläumdung und Lästerung berührt und gibt Veranlassung zu Mißtrauen und Eifersucht für des Dichters Gemahlin (Lady Arabella) und zu Intriguen der gehässigsten und gemeinsten Art. Man verfolgt die Schauspielerin, sucht ihren sittlichen Ruf, wie ihre Stellung als Künstlerin zu untergraben und verletzt sie in ihren theuersten Interessen. Lord Byron, ein so unedles Treiben verachtend und von Clara's Tugend und Seelenadel überzeugt, tritt um so entschiedener auf ihre Seite, je heftiger die Angriffe werden, und nun wirken Druck und Gegendruck bald so zerstörend, daß sie das Lebensglück und den Frieden des Dichters, seiner Gattin und der Schauspielerin zu Grunde richten. So sind die Kämpfe des Genius mit der Gesellschaft, der poetischen Lebensanschauung mit der rauhen Wirklichkeit der Mittelpunkt und das Motiv der Handlung und Verwickelung des Drama's. Wie weit ist es nun dem Verfasser gelungen, seine eben so anziehende und inhaltschwere, als schwierige Aufgabe zu lösen? Unseres Bedünkens hat er dem Genius mehr Rechnung getragen, als der Gesellschaft und die Berechtigung von jenem mehr herausgestellt, als von dieser. Schon von vornen herein vermissen wir eine genügende Begründung der eigentlichen Ursache der nicht glücklichen Verhältnisse zwischen Byron und Arabella und finden nur angedeutet, was erschöpfend hervorgehoben seyn sollte, und erst im Verlaufe des Drama's lernen wir dies nach und nach, jedoch nur unvollständig kennen. Lady Arabella erscheint in einer Haltbeit und Unentschiedenheit des Charakters, die sie sehr schwankend machen; sie hat edle Aufwallungen, aber nicht die Kraft, ihnen zu folgen; sie gibt sich bald den Zuflüsterungen des Neides und der Eifersucht und den Einflüsterungen kleinlicher Convenienz, bald wieder den Regungen eines besseren Strebens und einer edlern Gesinnung hin, — sie schwankt und zweifelt und bewegt sich in einer unerquicklichen Unbestimmtheit. Weder durch sie, noch durch den ihr zur Seite stehenden Brummel wird das Element der höhern Gesellschaft gehörig vertreten und so mangelt die richtige Vermittelung zwischen den beiden Extremen, die sich in diesem Drama gegenüberstehen. Lord Byron und Miß Clara sind dagegen gelungener gezeichnet, in den meisten Situationen gut, in einigen sogar meisterhaft gehalten, — der Lord, als ein hochtrabender feuriger Kopf, als ein Mann mit entschiedener Thatkraft und mit voller Klarheit der Ansicht und des Strebens, dabei leidenschaftlich und aufbrausend, energisch und genial, — Miß Clara als eine liebenswürdige und mit den schönsten Eigenschaften des Herzens ausgestattete, für alles Gute und Edle wahrhaft empfängliche poetische Frauengestalt. Um diese Hauptpersonen des Stückes gruppiren sich gut gezeichnete und den Zusammenhang des Ganzen wohl unterstützende Nebenfiguren. Die beiden ersten Akte und den vierten halten wir für die gelungensten, während dagegen der dritte und namentlich die Scenen in der Loge des Drurylane-Theaters den Zuschauer jedenfalls unangenehm berühren. Derartige Scandalitäten harmoniren mit den Sitten und Gewohnheiten der höhern Gesellschaft, die wenigstens den äußerlichen Schein immer zu retten und das Decorum zu wahren weiß, durchaus nicht und es bleibt höchst verletzend, wenn Lord Byron hier ganz aus seiner Rolle fällt und in Gesellschaft des Prinz-Regenten, der neben ihm sitzt, und der höchsten Lordschaften aus seiner Loge auf das Publikum die gemeinsten Schimpfreden, die einem Eckensteher nicht zur Ehre gereicht haben würden, hinab schleudert und sich eben so toll als trivial expectorirt. So etwas ist in den Kreisen der höhern Gesellschaft ganz unmöglich und eben so wenig würde sich ein englisches Theaterpublikum in solcher Weise ungestraft herabwürdigen lassen. — Dies und noch manches Andere könnte die Kritik mit vollem Rechte an einem Drama ausstellen, dessen Totaleindruck nichtsdestoweniger ein günstiger ist und dessen Anlage im Allgemeinen ein nicht zu verkennendes dramatisches Talent geltend macht. Auch bekunden die Einzelheiten und besonders der eben so lebendige als mitunter sehr geistreiche Dialog eine poetische Befähigung, welcher das Wort zu reden Ursache genug vorhanden ist. Wir bezeichnen demnach dies Drama zwar nicht als eine „hervorragende", jedoch als eine der bedingten Anerkennung auch nicht unwürdige Erscheinung. Ueber die Aufführung demnächst.

W.

„Ein Frühlingsmärchen".

Der als anmuthvoller Lyriker und trefflicher Uebersetzer englischer Meisterwerke rühmlich bekannte Dichter Adolf Böttcher in Leipzig hat den Schatz unserer romantischen Poesie um ein allerliebstes Miniatur-Epos unter dem Titel „ein Frühlingsmärchen" (Leipzig, Otto Klemm, 1849, 168 Seiten, 12°) bereichert, das, kaum erschienen, bereits in zweiter Auflage uns vorliegt. In meisterhafter Form und melodischem Rhythmus zaubert es uns aus unserem politisch vernüchterten Leben in das blühende Reich der Elfen, gegen dessen Beherrscher, Oberon, fünf rebellionssüchtige Unterthanen, denen seine „nur auf Liebe gegründete Regierung" zu langweilig erscheint,

„Wir haben lange genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen,"

eine Verschwörung anzetteln und im Bunde mit den verführten Nixen, Gnomen und Sylphen das alte Königshaus zu stürzen und „allgemeine Freiheit und Gleichheit", Republik und Kommunismus, auch im Staate der Geister, einführen wollen. Dieser Versuch, vom Dichter mit der freiesten Humoristik und den glück-

Digitized by Google

lichsten Anspielungen auf unsere deutschen Revolten der jüngsten Zeit durchgeführt, scheitert jedoch, wie auch bei uns, in der Wirklichkeit an der höheren Macht, welche die treugebliebenen Geister entgegenstellen und endet mit der völligen Niederlage der Aufständigen, in deren Reihen Eifersucht und Zwietracht eingerissen waren. Im Aufruhr aller Elemente, den sie selbst hervorgerufen, gehen sie unter und versinken in eine Art Todesschlaf. Zuletzt gewährt Oberon, den wir unseren Erdengöttern als Muster eines Regenten empfehlen möchten, den wieder zum Leben Geweckten allgemeine Amnestie, sogar einem der Haupträdelsführer, Hiacint, — dessen Liebe zu der reizenden Lilialide, der Tochter eines adelstolzen, gräflichen Hofherrn — eine der schönsten Episoden dieses Märchens bildet. A. S.

Mannichfaltigkeiten.

(Köln, 27. Febr.) Ein von vielen Freunden der Musik lang gehegter Plan wird mit dem 1. April dieses Jahres realisirt; es wird nämlich in unserer Stadt unter Leitung des neuen städtischen Kapellmeisters Ferdinand Hiller unter Mitwirkung der ersten Tonkünstler der Stadt und mehrerer literarisch bekannter Männer eine Musikschule eröffnet, welche den Zweck verfolgen soll, jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die sich der Tonkunst widmen wollen, Gelegenheit zu umfassender künstlerischer Ausbildung zu geben. Der Unterricht in derselben wird sich auf alle üblichen Instrumente, Ensemblespiel, Solo- und Chorgesang, Harmonie und Contrapunkt, praktische Komposition, Partiturenspiel, Geschichte der Musik, Analyse klassischer Tonwerke, Deklamation und schöne Literatur erstrecken. Bedingungen für die Aufnahme in diese Schule sind, wenn nicht hervorragende Fähigkeiten eine Ausnahme zu machen erlauben, ein Alter von mindestens 12 Jahren und eine gewisse Fertigkeit im Gesang, oder in Ausübung eines Instrumentes. Das jährliche Lehrgeld beträgt 60 Rthlr. und wird im Voraus, zur Hälfte im April, zur Hälfte im October, wo die Semester ihren Anfang nehmen, entrichtet.

(Die Lage der Schullehrer.) An einer Pfarrschule zu Prag wurde am 26. Februar ein Schullehrer begraben, der nicht einmal so viel hinterließ, um für ihn die Todtentruhe anschaffen zu können, es mußte unter der Schuljugend erst eine Sammlung veranstaltet werden, sonst hätte der Verstorbene unbegraben bleiben müssen. Wenn dergleichen an einer Pfarrschule in der Hauptstadt geschieht, welche Fälle herzzerreißender Armuth mögen erst auf dem Lande die entlegenen kleinen Dörfer in einem Stande darbieten, dessen Wirkungskreis ein so hochwichtiger ist!

(Graubünden.) Man behauptet mit großer Zuversicht, daß der auf den Alpen gefallene rothbräunliche Schnee mit dem Ausbruch des Vesuvs in Verbindung stehe.

Korrespondenz.

Aus der Pfalz, 20. Febr.

(Schluß.)

Die Speyer-Lauterburger Bahn wae wegen der in Nro. 36 der Didaskalia angegebenen erschwerenden und ganz unannehmbaren Bedingungen aufgegeben, die Bedingung im §. 2 der Statuten füe die Rheinschanz-Berbacher Bahn: „Diese Eisenbahn wird von der Rheinschanze (jetzt Ludwigshafen) an Speyer vorbei über Neustadt und Kaiserslautern gegen Berbach geführt", geniete aber sehr den Berbacher Verwaltungsrath; Viele in demselben wollten direkt von Neustadt nach Ludwigshafen bauen und Speyer ganz umgehen. Dies ging aber doch nicht wegen des fatalen „an Speyer vorbei" und wegen des den Speyeeern zugesicherten königlichen Wortes! — Eine Vermittelung wurde versucht und der Knotenpunkt im Jahee 1838 in Voeschlag gebracht und zwar in einee Weise, woduech eine Hemmung, oder vielmehr ein Hemmschuh an diesem Punkte nicht hätte entstehen können, wie er nun in der Wirklichkeit besteht. Zu Ende März 1845 wuede der erste Spatenstich in der Richtung der Berbacher Bahn geführt, nachdem im Heebste 1844 Hummel und Denis das Peojekt, wie es im Jahr 1837/38 von dem damaligen Kreis-Ingenieur (jetzt Bau-Inspektor) G. H. Straus und dem damaligen Bauconducteur (jetzigem Ober-Ingenieur in München) C. Hummel entworfen und mit einem umfassenden Bericht dem Verwaltungsrathe (Speyer, 1839, gedeuckt bei J. C. Kolb) wae vorgelegt worden, revidiet und im Ganzen mit wenigen Modificationen angenommen hatten. Im April 1845 eehielt die Lauterburger Bahn von neuem die Concession (siehe die Statuten der pfälzischen Rheinbahn, Speyer, 1845, bei Kolb), wodurch die ganze Sachlage dezüglich des Knotenpunktes verändert wuede und es gewiß in der Pflicht des Ober-Ingenieurs der pfälzischen Ludwigsbahn lag, darauf nachdrücklich aufmerksam zu machen. Fürst Eugen Wrede stand gerade in diesee Zeit in seinee höchsten Blüthe als regieeender Peäsident dee Pfalz. Wurde nun — wir fragen — durch die Aufsichten auf den Bau der Speyer-Lauterburger Bahn nicht wieder das urspründliche Verhältniß voe dem Jahre 1838 hergestellt? — War es zwischen dem ersten Spatenstich (Ende Mäez 1845) und dee Concession der pfälzischen Rheinbahn (Anfangs April 1845) nicht noch Zeit, die Verhältnisse des Knotenpunkts umzugestalten, wenn dies im allseitigen Intereese lag? — und fiel diese wichtige Moment in die vor Denis'sche Zeit und in die vor Eugen Weede'sche, odee in jene Zeit, wo diese beiden Factoeen ihren größten, ganzen Einfluß geltend machen konnten!? — Wurden auch damals alle Gründe für und wider gewissenhaft „abgewogen" und den einzelnen Plätzen das „ihnen gebüheende Gewicht eingeräumt", und ließ sich Hr. Denis auch damals nicht „durch bloße Wünsche" bestimmen? — Sapienti sat! — Der urspründliche Entwuef — man vergleiche die dem obenangeführten Berichte der Herren Steaus und Hummel beigefügte Karte vom Jahr 1839 — weis't drei große Cueven nach, die nach jedee Richtung eine freie Bewegung gestalteten, nicht aber ein Hindeeniß bieten, was alle nach der Keeishauptstadt Reisenden jedem Witterungswechsel blos gibt u. s. w. Denn nicht einmal für eine gedeckte Einsteighalle ist von Seiten des Hrn. Ober-Ingenieurs D. gesorgt worden. Wie konnte sich auch der Heer Odee-Ingenieue in seinee hohen Stellung um solche Kleinigkeiten bekümmern; was liegt ihm daran, ob die Speyeree beim Ein- und Aussteigen naß werden oder im Winter beim Glatteis ein Bein beechen, ob sie in den von Neustadt kommenden Wagen auch noch Platz und welchen finden u. s. w. Das sind lauter Kleinigkeiten. Wünsche auf Abänderung sind daher auch vergeblich, durch bloße Wünsche läßt sich Hr. Denis nie bestimmen, Wünsche, auch noch so descheiden, wiegen nicht schwer. — Nach Vorstehendem werden, wir zweifeln nicht, die Leser mit uns der Meinung seyn, daß die Erwiderung des Hrn. D. nur den Zweck hat, die öffentliche Meinung „eee zu leiten", und es gelingt ihm dies „in seinee Stellung" in gewissen Kreisen und bei jenen Corporationen am leichtesten, welche seit Jahren gewöhnt sind, in ihm ihren Heren und Meister zu verehren und ihn als allein seligmachenden Götzen anzubeten! — Endlich zu 5) der Berichtigung noch Etwas zu sazen, halten wir für jezt nach Dem, was bereits gesagt ist, füe überflüssig. Nöthigenfalls auch darüber noch ein Meheeres. Ueber das rein Persönliche des Hrn. D. schweigen wir, da die Lauteree, Zweibücker, Speyerer über die verschiedenen Phasen, in welchen sich dasselbe gezeigt hat, wie die Blätter namentlich des Jahres 1832, hinlängliche Auskunft daeüber geben können. Doch dies transeat cum ceteris. Es handelt sich von der Gegenwart.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 5. Mäez. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Adth. von Gutzkow.

Mittwoch, 6. März. Ein Sommernachtstraum in 3 Adth., von Shakespeare, übersetzt von Schlegel, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. N. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 56. Mittwoch, den 6. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum" übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

VIII.

Am frühen Morgen desselben Tages, an welchem das jetzt in aller Ruhe abziehende Volk in verschiedenen Theilen der Stadt die Paläste der Großen plünderte und zerstörte, saß Nikite Iwanowitsch Romanow, des Kaisers Neffe, in stiller Zufriedenheit in einem der schönen Gäeten seines zwei Meilen von Moskau liegenden Landgutes. Romanow war ein schöner Mann von dreißig Jahren. Sein gutherziges, freundliches, hellblaues Auge nahm für ihn ein. Er besaß ein edles Herz, was jedoch, durch eine anscheinende Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit von Vielen verkannt wurde. Sein kühner Geist flößte ihm ein gerechtes Gefühl eigenen Werthes ein. Der Aufruhr in der Hauptstadt war ihm bereits am Tage vorher zu Ohren gekommen. Weder Furcht noch Freude erregten sein Herz. Obgleich er in Moskau einen Palast besaß, der unermeßliche Reichthümer enthielt, verblieb er dennoch ruhig auf seinem Landsitze, in der festen Ueberzeugung, er werde seinen Palast vom Volke unverletzt wiederfinden: denn sein Gewissen war ruhig. Er haßte die Volksunterdrücker und wußte, daß das Volk ihm Achtung und Liebe zolle.

Jetzt erschien bei ihm zum dritten Male an jenem Morgen ein Eilbote des Kaisers mit der dringenden Bitte, er möge doch in's Himmels Namen seinen Einfluß bei dem Volke geltend machen, um dasselbe, wo möglich, zu beruhigen.

Romanow war gewöhnt, den ganzen Sommer auf seinem Landsitze zu weilen, und erschien fast nie am Hofe des Kaisers. Morosof und er waren einander seit langer Zeit feindlich. Auch hatte er dem Kaiser freimüthig zu erkennen gegeben, daß Morosof durch niedrige Handlungen und Heuchelei in seines Monarchen Gunst sich eingedrängt habe. Er nannte ihn unwürdig, einen so hohen Ehrenposten zu bekleiden, und fand es unbillig, daß der Kaiser diesen Mann so sehr vor ihm, seinem eigenen Neffen, bevorzuge.

Morosof seinerseits haßte den edeldenkenden Romanow, einestheils, weil dieser bei jedem Anlaß ihm seine Verachtung blicken ließ, und zweitens deßhalb, weil er früher seine Vermählung mit dessen Schwester verhindert hatte. Diese Weigerung war nicht blos darum erfolgt, weil Morosof von keiner durchlauchtigen Geburt, sondern mehr aus dem Grunde, weil er ein Mensch von den schlechtesten Grundsätzen war.

Da nun Romanow, als Neffe des Kaisers, nicht unter diesem seinem Feinde stehen wollte und jede Berührung mit ihm zu vermeiden wünschte, so weigerte er sich, irgend ein öffentliches Amt anzutreten. Aus diesem letztern Grunde erschien er denn auch nie, als bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten am Hofe.

Als der obengedachte Abgeordnete des Kaisers fortwährend auf seine Antwort drang, äußerte er wörtlich Folgendes: „Sage dem Kaiser, Seine Majestät habe in Friedenszeiten ohne mich regieren können: er möge daher nun im Aufruhr Rettung suchen bei denselben Rathgebern, welche ihm im Frieden dienten!"

Lebhaft fühlte der Kaiser die scharfe Bedeutung dieser Worte. Schamröthe bedeckte seine Wangen. Er hatte Romanow Unrecht zugefügt und an fluchwürdige Volkstyrannen seine Gunst verschwendet.

Inzwischen war es — wie wir früher gesehen — dem Kaiser gelungen, das Volk zu beschwichtigen. Doch leider! war diese Ruhe nur von kurzer Dauer. Zwei Stunden später rief der Riesenglocke dumpfe Stimme das Volk auf's Neue zusammen. In einem Augenblick vernahm man das Geläute aller Glocken, selbst jener in den elf Vorstädten Moskau's. Der Ruf: „Brand! Brand!" wiederholte sich in allen Ecken der weitläufigen Hauptstadt. Bald ergab es sich, daß sie an fünf Stellen in lichten Flammen stehe. Ganz Moskau war in Bewegung. Es unterlag keinem Zweifel, daß die Stadt muthwilliger Weise angezündet worden.

Die Häupter der Aufständischen ernannten alsbald einige vertraute Personen, welche blos mit unverzüglicher Ausmittelung der Brandstifter beauftragt wurden, während man auf die Einlieferung dieser Verbrecher große Belohnungen aussetzte. Ferner ergriffen sie die zweckmäßigsten Maßregeln zur Hemmung der Feuersbrunst. Diese nahm indessen furchtbar überhand. Da die meisten Häuser von Holz gebaut waren, so fanden die Flammen allenthalben neue Nahrung. Bald erreichten sie den Haupt-Marktplatz, und in wenigen Augenblicken stand das große kaiserliche Branntweinmagazin in Flammen. Ein Mönch, der die gräßlich entstellte Leiche Plesseof's auf dem Markte, in Koth getreten, liegen sah, rief, zum Volke gewendet: „So lange nicht dieses Haupt zu Asche verzehrt ist, wird der Brand nicht enden!"

Wir erwähnen dieser Einzelheiten blos deßhalb, um darzuthun, wie unbeschreiblich groß der Haß war, den das Volk gegen diesen Richter hegte.

Indeß wüthete die Feuersbrunst fürchterlich fort, Haus an Haus in Asche legend. Selbst der schöne Palast Romanow's, des kaiserlichen Neffen, in welchem, wie die Geschichte jener Zeit mittheilt, mehr als zwanzig Tonnen Goldes an Werth sich befanden, ward gänzlich den Flammen zum Raube, und nur schwarze, glimmende Trümmer bezeichneten die Stelle, wo das herrliche Gebäude gestanden.

Mittlerweile wurden im sogenannten „Fremdenviertel" sieben der Brandstifter ergriffen. Vier derselben waren gerade

Digitized by Google

beschäftigt, auch auf andern Punkten ihr schändliches Treiben fortzusetzen. Diese wurden sogleich vom Volke erschlagen, in Stücke gehauen und in's Feuer geworfen, die drei andern aber vor Brinowsky geführt.

IX.

Am folgenden Morgen, Sonntags den 4. Juli, vier Uhr, war es durch die vortreffliche Sorgfalt und den werkthätigen Eifer der Verschwornen, welche überall bei dem Volke bereitwillige Hülfe fanden, gelungen, die Feuersbrunst zu bewältigen. Die Chronik jener Zeit berichtet, dieser Brand habe in weniger als vierzehn Stunden ein Drittel der Stadt zerstört, und es seyen siebenzehnhundert Personen dabei umgekommen.

Michael Brinowsky hatte die drei ihm vorgeführten Mordbrenner vorläufig in's Gefängniß setzen und eine starke Wache vor demselben aufstellen lassen. Jetzt, da das Feuer gelöscht und allenthalben Wachen beordert waren, um dessen Wiederausbruch zu verhüten, ließ er die drei Brandstifter sich wieder vorführen. In Gegenwart des Volkes wurden sie streng verhört, weigerten sich jedoch zu bekennen. Nun ward Befehl ertheilt, die Folter anzuwenden. Kaum hatte man damit begonnen, als sie aufrichtig bekannten, daß Borys Iwanowitsch Morosof sie erkauft habe, um die Stadt an allen Seiten in Brand zu stecken, wodurch er sich an dem Volke und einigen Großen, welche Gegenstand seines Hasses waren, zu rächen und in der allgemeinen Verwirrung zu entfliehen gedachte.

Brinowsky befahl, die Bösewichte zu tödten, was auf der Stelle geschah. Nun versammelte sich das Volk, dessen Wuth zur höchsten Raserei gestiegen, vor dem kaiserlichen Schlosse. Unter brüllendem Geschrei forderte es Morosof's Auslieferung. Viele riefen, sie würden, bei längerem Zögern ihn aus dem Palaste holen.

Inmitten dieses wilden Tumults einer undurchdringlichen rasenden Menge nahete ein Mann, der mit Kraft sich durch die Tausende drängte, dem Haupte der Verschwornen.

„Was wollt Ihr von mir? macht's kurz!" sprach Brinowsky verdrießlich, „in diesem Augenblick kann ich über Nichts sprechen."

„Ich werde kurz seyn," lautete die Antwort. „Prokofska ist während des Wüthens der Feuersbrunst von Morosof's Leibeigenen entführt!"

Nach diesen Worten verschwand er wieder unter das Volk.

(Fortsetzung folgt.)

Das Holzschwallen im Murgthale.

(Von Vit. Ellius.)

(Schluß.)

Innerhalb zwei Stunden gelangt man von der Eisenbahn-Station Muggensturm durch den wunderlieblichen üppigen Theil des unteren Murgthales, an dem Salzbade „Elisabethenquelle" vorbei, durch die beinahe eine Häuserkette bildenden freundlichen und betriebsamen Ortschaften Bischweier, Rothenfels, Gaggenau, Ottenau und Hörden nach dem malerisch gelegenen Gernsbach. Hier, an der Gränze des südlichreichen Unterthales und des wildromantischen oberen Thales, wird man sich mit den von Baden in gleicher Absicht herübergekommenen Zuschauern vereinigen. — An dem Fuße des auf steilen Felsen in düsterem Tannenwalde wohnenden großherzoglichen „Ebersteinschlosse" vorbei, führt die fortwährend ansteigende Landstraße aufwärts in das immer wilder und großartiger werdende Thal. Nicht nach den Regeln der Kunst, auch nicht zur besonderen Bequemlichkeit und Sicherheit des Reisenden ist diese Straße angelegt, aber schwerlich hätte eine Richtung gewählt werden können, die in vollerem Maße einen Blick in die Schätze der herrlichen Landschaft hätte gewähren können. Bald gestattet eine hervorspringende Stelle einen Rückblick ins lachende Unterthal und auf die ferne Ebene Rastatts, begränzt durch des Rheines silbernen Gürtel und der Vogesen blaue Umrisse; bald thürmen sich vor den Augen mächtige Granitfelsen zu wunderlichen Gestalten auf, deren bewachsene Häupter mit freundlichen Häuschen gekrönt sind und deren Hintergrund düstere Schwarzwaldungen mit schneeigen Kuppen bilden; bald leitet die schlängelnde Straße links in ein schattiges munteres Buchenwäldchen hinein; bald trennen uns rechts nur morsche Geländer von einem schwindelnden Abgrunde, an dessen jähen Felsenwänden mehrere hundert Schuhe unter uns sich die braungrüne wilde Murg vergeblich in schäumenden Gischt kämpfend zerschellt und endlich nach rastlosem Drohen rauschend das offene Thal sucht.

Kurz nachdem wir von einer Straßendrehung aus des freundlichen Forbachs hellen Kirchthurm begrüßet, führt uns die wiederum etwas fallende Straße durch das dunkle Thor einer alten gedeckten hölzernen Brücke nach anderthalbstündiger Fahrt in dieses ächte Schwarzwaldstädtchen.

Größere Einförmigkeit und Wildheit charakterisirt von hier aus das Thal. Die nur mit düsteren Tannen bewachsenen Thalwände treten näher und näher zusammen, fortan steigt die Straße und tief unten wühlt sich brausend der Fluß seine Bahn. Noch eine halbe Stunde des Fahrens, und man ist an der über die wilde Raumunzach führenden Brücke angelangt, und der von hier aus seitwärts ins Gebirge zum endlichen Ziele führende steinigte Pfad ist nur noch zu Fuße zurückzulegen.

Aus dem düsteren Tannenwalde, dessen mit Moos bewachsene Bäume und beinahe anhaltend mit Schnee gefüllten Erdrisse auf die beträchtliche Höhe schließen lassen, in der wir uns befinden, hervortrabend, gelangen wir unmittelbar auf eine Felsenplatte. — Ein ungefähr 150 Fuß im Durchmesser haltender und über 50 Fuß tiefer Felsenkessel liegt dicht vor uns. Seine Wände sind mit Moos und Gesträuch bewachsen und stürzen allweg senkrecht ab. Hochstämmige Tannen begränzen ringsherum seine Ränder und die von allen Seiten schroff emporsteigenden Gebirgsgruppen gestatten selten einem erwärmenden Lichte den Zutritt zu diesen Schluchten. Unserem Standpunkte gegenüber stürzt die aus dem höheren Gebirge kommende Schwarzbach über eine mehr als 100 Fuß hohe Felsenstufe herab und bildet so einen kleinen, aber hübschen Wasserfall, über den eine schmucklose steinerne Brücke in kühnen Bogen gesprengt ist. — Dicht vor unseren Füßen plätschert links durch einen Felsenspalt die Hundsbach herein, um, ihre Wasser in dem Felsenkessel mit dem Schwarzbach mischend, durch die enge Schlucht rechts unter dem Namen der Raumunzach abfließend, sich mit der Murg zu vermählen.

Beinahe zwei Stunden oberhalb dieser Stelle ist nun in jedem dieser Bäche einer der oben erwähnten Schwallungsbauten angelegt, deren Aufgabe es ist, das zwischen hier und dort eingeworfene Holz in diesen Kessel herabzuschwemmen, um es von da aus durch die vereinigten Wassermengen der Murg zuzuschaffen.

Die Stunde des Oeffnens der Weiher ist bekannt; — die Wasser müssen in einer Viertelstunde da seyn; — Gruppen von Neugierigen haben sich auf den Felsenabhängen gelagert oder auf die über den Wasserfall führende Brücke postirt; einzelne Verwegene, d. h. Neulinge, haben sich trotz erhaltener Warnungen auf den tieferen Felsenstufen aufgepflanzt, um kurz darauf mit dem Schrecken noch den Hohn für ihre eilige Flucht zu ernten.

Da die starken Thalkrümmungen keine weite Aussicht gestatten, so kann nur das Ohr die Ankunft des mächtigen Elementes ahnen lassen. Je näher die berechnete Minute kommt, desto stiller wird es in den Gruppen. Jeder lauschet! Endlich zeigt eine

Digitized by Google

unruhige Bewegung bei den obersten Gruppen, daß der Schall der heranstürzenden Wasser ihr Ohr erreicht und alsbald vernehmen auch wir ein fernes Brausen, wie von einem aufziehenden Sturme, das, von Sekunde zu Sekunde zunehmend, von dem Grollen eines entstehenden, in den Donner eines sich über unseren Häuptern entladenden Gewitters übergeht. — Ein allgemeiner Schrei: „die Wasser sind da!“ — und Staunen fesselt die Zunge. — Dort, aufwärts, wo die Schwarzbach in kurzer Wendung zu unseren Augen kommt, füllt plötzlich eine dunstige glänzende Masse, gleich einer riesigen Schneelavine, die ganze Thalschlucht aus. Tausende von glänzenden Körpern wirbeln in ihr herum und werden tanzend auf- und abgeworfen. Es ist der Vortrab der großen Hölzerwanderung. Durch das schnell entfesselte Wasser werden die leichteren Hölzer vom jach herabstürzenden Strome aufgegriffen und in rasendem Taumel, schwimmend, überstürzend und wirbelnd dahingerissen. Von Moment zu Moment wachsen die Wasser und vermehrt sich das Gedränge der widerstandslosen Hölzer. Ehe unser Auge das Schauspiel recht gefaßt, ist das wirbelnde Chaos an der hohen Brücke über dem Wasserfalle angelangt; — entsetzt sind die Zuschauer auf derselben noch zur rechten Zeit geflohen, denn schon steigen die rasenden Wellen gleich kolossalen Gespenstern auf der einen Seite hinauf, Hölzer von allen Größen mitreißend, um im nächsten Augenblicke auf der anderen Seite zerschmettert in den kochenden Abgrund zu stürzen. Bäume, Klötze, Scheiben und Felsen jagen dem brausenden Wasserfalle entgegen und verschwinden, nachdem sie vergeblich wüthend an den Fundamenten der Brücke gerüttelt, unter erderschütterndem, donnerndem Gekrache in dem Kessel. Schon sind auch die Wasser aus der Bach links unter gleichen Erscheinungen angelangt und vermischen ihren Inhalt mit dem der oberen Bach, in dem gräulichen Schlunde einen höllischen Reigen tanzend. Zischend, gährend, sich stoßend und drängend sucht der Inhalt des Kessels durch den engen Ausgang sich zu entleeren, um dem immer heftiger werdenden Nachdrucke zu entgehen.

Unterdessen wurden die Thore an den Schwallungsbauten ganz geöffnet, die Weiher entleeren mit enormem Drucke ihre Wasser, und nun ist keine Feder mehr im Stande, die Unbändigkeit des entfesselten Elementes zu schildern. In dichten Massen kommen Hunderttausende von Scheitern und Tausende von 16 Fuß langen und $1^1/_2$ bis 2 Fuß dicken Klötzen, nicht mehr schwimmend, sondern aufrecht auf den Wellen einher, wenn man die Klafter hoch aufspritzenden Wasserpyramiden noch Wellen nennen kann. Viele Klafter hoch werden die stärksten Stämme in die Luft geschleudert, an die Felsen geworfen und gleich Strohhalmen zerschmettert. — Es wäre vergeblich, mit einander sprechen zu wollen, der Donner der schäumenden Wogen und der überstürzenden Holzmassen, sowie das zum Katarakt gewordene Wasserfällchen überbrüllt Alles; die Felsen und Bäume wanken in ihren Grundvesten; die aufsteigenden Schaumtheilchen senken sich als dicken, durchweichender Nebel wieder herab und geben dem Schauerlichen des Ganzen das erforderliche Düster.

Unverwandt geben sich Auge und Ohr dem ergreifenden Schauspiele hin, die Füße wurzeln am Boden — bis endlich die Weiher sich entleert haben und nach einer halben Stunde die alte Todtenstille wieder in ihre Rechte tritt. Aber noch lange summt es in den Ohren, und unsicheren Schrittes verläßt man seinen Platz, noch geblendet von dem Glanze der Milliarden funkelnden Tropfen und dem Gegaukel der wahnsinnig umhergeschleuderten Hölzer.

Man kann sich das Imposante dieses Schauspieles erklären, wenn man bedenkt, daß in einer halben Stunde gewöhnlich über 4000 große Sägeklötze und in Hunderttausenden von Scheiterholz weggeflößt werden, daß mehr als klafterdicke Felsenstücke mitgespült werden. Der eine der beiden Weiher (Schwarzbach Schwallung) liefert allein 9 Millionen Kubikfuß Wasser in dieser Zeit, und in dem acht Stunden entfernten Rastatt steigt die dort schon breite Murg plötzlich um $2^1/_2$ bis 3 Fuß.

Das schönste Schauspiel gewährt übrigens immer die erste Schwallung im Jahre, die s. g. Klötzerschwallung. Tag und Stunde derselben, sowie Ort der Zusammenkunft werden gewöhnlich vorher in öffentlichen Blättern angezeigt.

Mannichfaltigkeiten.

Der Münchener „Punsch“ enthält folgende Todesanzeige: Der unerforschlichen Ratschluß der Majorität hat es gefallen, unsere innigst geliebte Preßfreiheit, königl. Märzproklamations-Tochter von hier, gestern Abends halb 6 Uhr, versehen mit vielen scheinheiligen Sterbmodifikationen, nach einem 12tägigen Leiden aus diesem Reichskammerthal in ein besseres Jenseits abzurufen. Sie war eine gesunde und kräftige Jungfrau, doch das Preßgesetz kam ihr zu früh, und die schweren Strafen, die jedem Drucker in Aussicht standen, beugten sie nieder. Der §. 44 (wer zwei Mal verurtheilt ist, kann nimmer redigiren) blieb ihr im Magen liegen, und der Artikel von der gewerbspolizeilichen Einziehung der Concessionen schlug sich ihr auf die Brust. Selbst die Fontanelle, welche ihr mit dem letzten Artikel gesetzt wurde, daß nämlich die Geschwornen allezeit gefragt werden müssen, ob keine mildernden Umstände vorhanden sind, war nicht mehr im Stande, die aufgenommenen schädlichen Materien zu vernichten. Auch war die ganze Behandlung so falsch, daß sie gezwungen wurde, den Geist ganz aufzugeben, nachdem sie vorher noch vom Schleimschlag gerührt worden war. Wer den lebenslustigen, ungenirten Charakter der Verblichenen kannte, wird unsern herben Verlust zu schätzen wissen. Wir hatten längst die schmerzliche Ahnung, daß sie ihrer kürzlich verschiedenen Freundin, der Emanzipation, alsbald in die Gruft nachfolgen würde. Indem wir den würdigen Priestern, die ihr am Sterbebett so liebevollen Trost zusprachen, was namentlich von Hrn. Pfarrer Westermayer geschah, hiermit unseren öffentlichen Dank abstatten, empfehlen wir die Preßfreiheit dem frommen Andenken, uns selbst aber der viertel-, halb- und ganzjährigen Theilnahme. München den 23. Febr. 1850. Münchener Punsch, mit einem unmündigen Redakteur, als Sohn. Nürnberger Kurier, als Onkel. Nürnberger Correspondent, als Firmpathe. Augsburger Allgemeine, als entfernte Großtante. Und sämmtliche Bekanntschaft. Die Beerdigung findet in ungefähr 8 Tagen von dem Reichsraths-Leichenhaus aus statt. — Das Requiem findet statt im Gesetzblatt und in einigen traueramtlichen Blättern. Das Libera nos Domine nebst Dies irae wird in unbestimmter Zeit vom Volk gesungen werden, wozu alle Freunde der Verstorbenen höflichst eingeladen sind.

In dem preußischen Regierungsbezirk Frankfurt an der Oder sind in diesem Winter bei der strengen Kälte 15 Personen erfroren.

Im südlichen Rußland ist ein gewisser Johann Wolowka gestorben, welcher das hohe Alter von 130 Jahren erreicht hat. Fälle, daß Leute über 100 Jahre alt werden, sind übrigens in Rußland gar nicht selten und die statistischen Aufnahmen weisen solche zur Genüge nach.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Dresden, 26. Febr.

Meyerbeer's „Prophet", dessen pompöse Ausstattung alles bisher in der Prachtoper Gebotene verdunkelt, ist seit dem 30. Januar, wo er zum ersten Mal in Scene ging, acht Mal gegeben worden, ohne daß sich indeß der Beifall immer auf derselben Höhe hielt. Ueber den eigentlichen musikalischen Werth sind die Stimmen getheilt, nicht aber in Betreff der Darstellung, weswegen denn auch die Repräsentanten der drei Hauptpartieen (Hr. Tichatscheck als Johann, Fräul. Michalesi als Fides und Fräul. Schwarzbach als Bertha) stets mit großen Auszeichnungen vom Publikum bedacht werden. Nebenbei hatten wir das Vergnügen, eine Menge Gäste: Intendanten, Directoren, Kapell- und Maschinenmeister, Regisseure und Sänger ꝛc. bei uns zu sehen, welche der Propheten-Studien wegen nach Dresden kamen. Im Anfang April geht Tichatscheck, der König der Tenoristen, nach Berlin, um daselbst den Propheten zu singen. Von dort erwarten wir im Frühlinge die italienische Oper des königstädtischen Theaters. Schon im Mai vorigen Jahres sollte die Gesellschaft hier Vorstellungen geben, doch wurde die Angelegenheit durch die Folgen der Maiereignisse vereitelt. Unsere ersten Kräfte, wie Emil Devrient, Beyer-Bürck, Wilhelmi, Räder, Dalle Aste, werden im Laufe der nächsten Monate fast sämmtlich Gastspielausflüge unternehmen. Fräul. Wilhelmi, die bei dem Publikum in großer Gunst steht und in solchen Rollen, die ihrer Individualität zusagen (wie Deborah, Weib aus dem Volke ꝛc) stets stürmischen Beifall erhält, wird in Danzig, Königsberg und Reval gastiren. Nebenbei sey erwähnt, daß die junge schöne Dame eine so reiche und glänzende Garderobe führet, wie man sie nur bei den wenigsten Vertreterinnen ihres Faches wahrnehmen dürfte. Einen nicht unbedeutenden Verlust wird das Hoftheater durch den Abgang des Hrn. Liedtke erleiden, der dem Vernehmen nach einem Engagement an die Berliner Hofbühne folgen wird. Hr. Liedtke gehört ohne Zweifel zu den begabtesten und strebsamsten jungen Liebhaberspielern. — Die von Frau Clara Schumann und Franz Schubert arrangirten musikalischen Soireen, deren sechste und letzte nicht minder außerordentlich zahlreich besucht und von dem reichsten Beifall begleitet war, sind nun zu Ende. Der Ruhm von Clara Wieck-Schumann ist längst aller Orten begründet; wenn aber Franz Schubert wieder einmal eine größere Kunstreise unternehmen wollte, so würde man sich auch auswärtig immer mehr überzeugen, daß dieser Geigenvirtuos sich den größten Meistern der Gegenwart würdig anreiht. — Die Tänzerin Lucile Grahn beginnt übermorgen einen neuen Gastrollen-Cyclus und Frau Viardot-Garcia wird später ebenfalls als Gast erscheinen. Von sonstigen Bühnenneuigkeiten sehen wir dem „Genius und die Gesellschaft", bekanntlich von Th. Rötscher über Gebühr gelobt, und der Tragödie: „Der Erbförster", von O. Ludwig, entgegen. Auf die letztgenannte Dichtung hat namentlich Gustav Freitag in seinen „Gränzboten" aufmerksam gemacht. Ueber den Erfolg dieser Novität in meinem nächsten Schreiben.

Stuttgart, 4. März.

Hr. Hassel vom Frankfurter Stadttheater, durch sein komisches Talent, namentlich in der Frankfurter Lokalposse weit und breit bekannt, gastirt seit voriger Woche hier mit immensem Erfolg. Anfangs sollte er nur zwei Mal auftreten, aber auf das besondere Verlangen des Königs, der sich stets sehr an seiner Komik ergötzte, mußte derselbe noch einige weitere Gastdarstellungen hinzufügen, und so tritt er denn, nachdem er Mittwoch in dem „Bürgerkapitän" und der „Landpartie nach Königstein", Freitag in „Hampelmann im Eilwagen" aufgetreten war, heute in „Herr Hampelmann sucht ein Logis" auf. Daß jedes Mal das Haus zum Erdrücken voll ist und viel und herzlich gelacht wird, darf ich Ihnen nicht erst sagen.

Heidelberg, 27. Febr.

Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen, wahrzunehmen, wie in unsere Stadt, in welcher früher die Parteikämpfe in so hohem Grade herrschten, immer mehr ein friedlicher Zustand zurückkehrt und so denn auch die Werke des Friedens und der bürgerlichen Eintracht gedeihen. Hierzu rechnen wir besonders das schöne Gedeihen der Gewerbhalle. Früher fanden sich dort nur Arbeiten von Handwerkern vor, aber auf die Aufforderung des Verwaltungs-Ausschusses wurden auch von weiblicher Hand gefertigte Arbeiten in dieselbe abgegeben. Dadurch wird Vielen, welche nur auf diese Weise sich etwas verdienen können, denen es aber vordem an Bestellungen und Absatz fehlte, möglich, sich ihren Unterhalt zu erwerben. Da es aber Manchen, die gern arbeiten wollen, an den Mitteln fehlt, sich die nöthigen Rohstoffe anzuschaffen, so werden von den wohlhabenderen Einwohnern der Stadt theils Rohstoffe selbst dahin gegeben, theils der Anstalt zum Behufe solcher Anschaffungen die nöthigen Geldmittel übermacht. Die einzelnen Gaben sind viel und mancherlei, welche die Anstalt auf solche Weise erhält; die bedeutendste hat ihr in diesen Tagen geh. Rath und Professor Schlosser in einem Geschenke von Einhundert Gulden übersendet „für Anschaffungen von Rohstoffen für solche armen Familien, welche keine Mittel zur Anschaffung derselben besitzen und Arbeiten zum Verkaufe in die Gewerbhalle anfertigen möchten."

Wiesbaden, 3. März.

Als ein Zeichen politischer Toleranz, wie man sie bei Hofe übt, diene Folgendes, was hier mit Bestimmtheit erzählt wird. Vor einiger Zeit war im herzoglichen Schlosse eine musikalische Abendunterhaltung, bei welcher sämmtliche Opernmitglieder des hiesigen Theaters mitwirkten. Nur der Tenorist Vincent, ein ausgezeichnetes Talent, das für die Zukunft viel verspricht, war nicht geladen und zwar aus dem Grunde, weil er — Demokrat sey und solche bei Hofe nicht gerne gesehen würden. Vincent hat schon öfter in geselligen Zusammenkünften des demokratischen Vereins patriotische Lieder gesungen, und daß man dies von gewisser Seite nicht gerne sieht, das unterliegt keinem Zweifel; deßhalb hat die hochlöbliche Theatercommission es denn auch für gut gefunden, demselben gestern zu kündigen, wodurch sie sich gewiß in höheren Kreisen einen Dank verdient hat.

Rödelheim, 3 März.

Vor einiger Zeit wurde hier die von der Gemeindeordnung vorgeschriebene Ergänzungswahl für vier ausscheidende Gemeinderäthe abgehalten. Unter einer, bei derartigen Wahlen nie stattgehabten Betheiligung gingen die Candidaten der Fortschrittspartei mit sehr großer Stimmenmehrheit durch, und da der Behörde bei Gemeinderathswahlen die Verwerfung einer Wahl nur bei vorgekommenen Formfehlern und mangelnder gesetzlicher Eigenschaft des Gewählten zusteht, beides jedoch hier in gesetzlicher Weise erfüllt wurde, so glaubte man der Vereidigung der Gewählten baldigst entgegensehen zu können. Aber nachdem man hier schon von gewisser Seite die Wahl zu bemäkeln gesucht und allerlei nutzlichhaltige Gründe zu deren Verwerfung hervorgesucht hatte, traf vor einigen Tagen von Seiten der Oberbehörde plötzlich der Bescheid ein, daß die hiesige Gemeinderathswahl für ungültig erklärt wäre, weil der zum Wahlkommissär ernannte hiesige Bürgermeister, durch ein Unwohlseyn verhindert, dem stellvertretenden Beigeordneten die Leitung der Wahl übergeben hatte, ohne es vorher der Regierungscommission anzuzeigen. Man sagt hier ganz laut, daß, wären die Gewählten sogenannte Constitutionelle und nicht Demokraten, die Wahl ganz schnell und unbehindert anerkannt worden wäre. Gewonnen ist aber mit solchen Maßregeln gar nichts, als daß die Verworfenen mit noch größerer Stimmenmehrheit als früher wieder gewählt werden. Aber die durch die Neuwahl entstehenden Kosten muß die Gemeinde tragen und wer vergütet den Bürgern die Versäumniß? So werden die Selbstständigkeit und der Wohlstand der Gemeinde geachtet von dem Ministerium des „liberalsten Sinnes!" — Bezeichnend für die Stellung der hiesigen Parteien ist es, daß bei der durch einige freche Diebstähle hier auf einige Zeit nöthig gewordenen Sicherheitswache nur Demokraten den beschwerlichen Dienst übernahmen, während von den Männern, die Ruhe, Ordnung und Gesetzlichkeit immer im Munde führen, sich kein einziger sehen ließ, und, der süßen Ruhe pflegend, sich von den verrufenen Demokraten bewachen ließen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 6. März. Ein Sommernachtstraum in 3 Abth. von Shakespeare, übersetzt von Schlegel, Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Donnerstag, 7. März. (Zum ersten Male wiederholt): Der Genius und die Gesellschaft, Original-Schauspiel in 5 Akten.

Freitag, 8. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 57. Donnerstag, den 7. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Fortsetzung.)

Brinowsky erblaßte; das Bewußtseyn schien nunmehr den unverzagten Helden zu verlassen. Doch bald ermannte er sich wieder und stand eben bereit, den Befehl zur Erstürmung des kaiserlichen Palastes zu ertheilen, um den Czar zur Herausgabe Morosof's zu veranlassen, als in demselben Augenblick ein lebhaftes Freudengeschrei auf der andern Seite des Platzes sich erhob und seine Aufmerksamkeit fesselte. Ein prächtig gekleideter Herr, von einigen Dienern gefolgt, ritt auf einem schönen tartarischen Schimmel dem Platze zu.

Fürwahr ein kühnes Unternehmen, da Jeder, der zu den höhern Ständen gehörte, sorgfältig in sicheren Zufluchtsorten sich verborgen hielt.

„Es ist des Kaisers Neffe, Nikite Iwanowitsch Romanow!“ sprach Brinowsky, das Haupt entblößend. Auf dieses Beispiel schwangen Alle ihre Hüte.

„Es lebe Romanow!“ rief das Volk, wie aus Einem Munde.

Jetzt trat Brinowsky vor, gab dem Volke ein Zeichen, zu schweigen und redete Romanow an.

„Im Namen des Volkes, edler Romanow! heiße ich Euch willkommen in Moskau, als Nachfolger des fluchwürdigen Tyrannen und Mordbrenners Morosof. Ihr sollt nächst dem Kaiser die Zügel der Regierung führen, und kein Anderer. Wollt Ihr aber, daß wir die der Person des Kaisers schuldige Ehrfurcht nicht verletzen sollen, so sorget, daß Morosof uns unverzüglich ausgeliefert werde: er soll seinen Lohn empfangen im Angesichte des von ihm so gräßlich mißhandelten Volks. Lebendig will ich diesen Zwillingsbruder des Satans in Händen haben, auf daß langsam tödtende Martern ihm das Bekenntniß erpressen, wohin er meine Braut schleppen ließ!“

„Der Allmächtige hat diese seine Schandthat verhütet, wackerer Brinowsky!“ fiel Romanow ihm in's Wort, „Eure edelherzige Braut, mein Freund! weilt auf meinem Landsitze. Sie war es, die durch ihr Flehen und durch ihre Thränen mich bewog, hierher zu eilen.“

„Es lebe Prokofska! es lebe Brinowsky!“ rief das ganze Volk, von welchem nur Einige wußten, wer die Erstgenannte sey.

Romanow wendete sein Pferd und ritt durch die jauchzende Volksmasse gerades Weges dem Palaste des Kaisers zu.

X.

Gleich einem rettenden Engel in der Noth erschien Romanow bei dem Kaiser. Nachdem der Czar ihn in ein geheimes Kabinet geführt, ward hier rasch über die zu ergreifenden Maßregeln berathschlagt. Der Kaiser mußte jetzt unverholen beistimmen, daß Morosof ein von Grund aus schlechter Mensch, daß er ein Schandfleck der Menschheit sey; gleichwohl wünschte er, ihn der rasenden Wuth des Volks nicht geopfert zu sehen. Der großmüthige Romanow war weit entfernt, diesen Wunsch des Kaisers zu bestreiten. Er gelobte ihm sogar feierlich, aus eigener Bewegung, seinen ganzen Einfluß bei dem Volke zu versuchen, um, wo möglich, wenigstens Morosof's Leben zu erhalten, obschon er an dem Erfolge zweifele.

Nun trat er mit dem Kaiser aus dem Palaste. Beide stellten sich auf ein erhabenes Rondell, und Romanow gab dem Volke ein Zeichen, daß er Gehör wünsche. Aller Häupter wurden entblößt und tiefe Stille herrschte überall unter den dichtgedrängten Tausenden.

„Wackere und gerechte Russen! Bürger der Hauptstadt!“ so begann er, „Ihr Alle haßt und verachtet mit Recht Morosof, der unwürdig ist, Mensch genannt zu werden. Auch der Kaiser verabscheuet dieses Ungeheuer. Er hat den Tod tausendfach verdient. — Doch, wackere Bürger! übet Großmuth. Ueberwindet Euch selbst: das ist der größte, der ruhmwürdigste Sieg, den Ihr zu erringen vermögt. Morosof's schwangere Gemahlin, die Schwester Ihrer Majestät, bittet Euch um Gnade für den Vater des Kindes, das sie unter ihrem Herzen trägt. Edle, großmüthige Russen! könnt Ihr den Thränen und Bitten einer schönen, doch leider höchst unglücklichen Frau — meiner Blutsverwandten — widerstehen? Nein, Bürger! ich vermag es nicht, und Ihr solltet es vermögen? — Wenn nicht, nun: so erlasset ihm mindestens die Todesstrafe. Bewilligt Ihr dies, mit um meinetwillen, so soll er in einem entlegenen, sichern Kloster als Mönch auf immer sein verbrecherisches Leben betrauern und dahin trachten, mit dem Himmel sich zu versöhnen!“

Ein dumpfes, unzufriedenes Murmeln ließ sich unter dem Volke vernehmen.

Jetzt trat der Kaiser vor und bat demüthig — wie die Geschichte berichtet — um die Erhaltung von Morosof's Leben. Er versicherte, es sey ihm dieser von seinem Vater und durchlauchtigsten Vorgänger auf dessen Sterbebette auf's dringendste empfohlen; dieser habe ihn von Kindesbeinen an erzogen und ihm Unterricht angedeihen lassen; er aber, der Kaiser, verpflichte sich, ihn lebenslänglich in ein festes Kloster als Mönch einschließen zu lassen und besiegelte dieses Gelübde durch einen Kuß auf das goldene Kreuz, das der Patriarch in der Hand hielt, und rief dabei die heilige Jungfrau als Zeugin an. Ferner verpflichtete sich der Kaiser, den in ein Kloster geflüchteten Oberfeldzeugmei-

Digitized by Google

ster Peuter Tichonowitsch Trochoniotof vom Kloster zurückzufordern und hinrichten zu lassen.

Der Kaiser schwieg. Ein immer lauter werdendes Gemurmel unter dem Volke, und die allgemein unzufriedenen Blicke gaben die Abneigung gegen des Kaisers Vorschlag zu erkennen. Die Erbitterung wider Morosof schien sich nur in seinem Blute auflösen zu sollen.

Nochmals winkte nun Romanow mit der Hand, und sofort herrschte Todesstille.

„Russen!" sprach er, „so habe ich denn vergebens auf Eure Großmuth vertraut! Wollt Ihr Euch von mir, der ich Morosof von frühester Jugend an verachtete, der mir die gerechtesten Ursachen zu einem unauslöschlichen Hasse gab, beschämen lassen? Bürger! ich bitte Euch um die Erhaltung des Lebens unseres allgemeinschaftlichen Feindes. Wollt Ihr Euch meiner Liebe zu Euch nicht unwerth zeigen, so willigt ein in des Kaisers Vorschlag!"

Man trat einige Augenblicke mit Brinowsky in Berathung; danach rief das Volk: „Es sey denn so: Euer Wille, edler Romanow! geschehe! Doch des Kaisers Eid werde strenge erfüllt!"

„Das wird er!" erwiederte Romanow. „Jetzt aber, wackere Bürger, ziehet friedlich heim. Am nächsten Samstag sollt Ihr durch das Glockengeläute des Iwan Weliki herbeigerufen werden als Zeugen von Trochoniotof's Tode!"

Brinowsky befahl den Aufständischen, dieser Aufforderung zu gehorchen und entfernte sich selbst zuerst mit einigen der Anführer. Nunmehr zerstreute sich auch das Volk, während die Luft wiederhallte von dem Rufe: „Es lebe Brinowsky! — Es lebe Romanow!"

Allmälig leerte sich der große Marktplatz und Ruhe herrschte wieder in Moskau's Mauern.

(Schluß folgt.)

Das Spitzbuben-Meeting in London.

Die Zeitungen enthielten in diesen Tagen eine Notiz über ein Verbrecher-Meeting, das von Herrn Mayhew, Stadt-Korrespondent der „Morning Chronicle", veranstaltet wurde, welcher unermüdlich thätig für die Hebung der sozialen Leiden ist und sich nicht scheut, in die Werkstätten des Lasters selbst hinabzusteigen, um die Mittel kennen zu lernen, wodurch das Verbrechen in seiner Wurzel zu ersticken wäre. Der „Inquirer" theilt darüber einen ausführlichen Bericht mit, den wir hier wiedergeben:

„Ein Meeting, wie es noch nicht dagewesen, wurde vor kurzem in dem Schulzimmer der britischen Union abgehalten. Es wurde von dem Stadt-Korrespondenten der „Morning Chronicle" zusammenberufen und sollte einige der gemeinsten jugendlichen Diebe und Vagabunden, welche die Hauptstadt und das Land besonders belästigen, an einem Orte versammeln. Obwohl privatim aufgefordert, indem nur zwei Tage vorher in den verschiedenen Schlupfwinkeln und Höhlen des Lasters Einlaßkarten vertheilt worden waren, fanden sich doch nicht weniger als hundert und fünfzig Leute obigen Charakters ein. Anfangs betrugen sie sich sehr stürmisch und zügellos, gegen Ende aber wurden sie ruhig und selbst achtungsvoll in ihrem Betragen. Unter ihnen hatten neunzehn noch Vater und Mutter am Leben; neununddreißig hatten nur Vater oder Mutter, und achtzig waren gänzlich verwais't. Von professionirten Bettlern waren fünfzig dabei, und sechsundsechzig erklärten sich selbst für gewöhnliche Diebe. Die Nachricht, daß der größere Theil der Anwesenden aus Dieben bestehe, machte ihnen selbst außerordentliches Vergnügen und wurde mit „dreifachem Applaus" aufgenommen.

Als sie erfuhren, daß einer unter ihnen, obwohl erst neunzehn Jahre alt, neunundzwanzigmal im Gefängniß gewesen sey, dauerte das Händeklatschen, Pfeifen und Bravorufen mehrere Minuten lang, und alle Jungen standen auf, um sich das ausgezeichnete Individuum anzusehen. Einige schrieben mit Kreide auf ihre Hüte, wie oft sie im Kerker gewesen wären.

Die Jungen wurden über ihre Lebensweise u. s. w. befragt, und ihre Antworten sollten von Allen, welche an dem Werke der zerlumpten Schulen (ragged schools) betheiligt sind, gelesen werden. Unser beschränkter Raum gestattet nicht, hierüber nähere Details zu geben.

Ein Bursche von etwa zwanzig Jahren wollte eine Angabe über die Kosthäuser (lodging-houses) improvisiren, die ihn, wie er erklärte, ins Verderben gestürzt hätten, aber er wurde sogleich durch den Ruf: „Herunter!" „Halt's Maul!" angegriffen — und diese Rufe wurden so allgemein und geschahen in so drohendem Tone, daß er sagte, er fürchte sich, Enthüllungen zu machen, weil er sich dadurch vermuthlich zwei bis drei Dutzend von den anderen Kerlen auf den Leib zöge. (Große Verwirrung.)

Der Korrespondent der „Chronicle": Wird es einen unter Euch beleidigen, wenn er etwas gegen die Kosthäuser sagt? (Ja, ja!) Und warum?

Eine Stimme: Sie werden nicht mehr Gestohlenes hineinbringen lassen, wenn es gesagt wird.

Korrespondent: Aber möchtet Ihr nicht alle gern Euer jetziges Leben aufgeben? (Ja, ja, ja!) Nun, warum wollt Ihr nicht, daß das Kosthäuser-System, die Hauptursache Eures ganzen Elendes, geschildert werde?

Eine Stimme: Wenn Sie die Kosthäuser verschließen, wo sollen wir hingehen? Wenn ein armer Junge ins Arbeitshaus kömmt, kriegt er's Fieber und hungert noch obendrein.

Korrespondent: Habt Ihr nicht alle das Leben überdrüssig, welches Ihr führt? (Lautes Geschrei: „Ja ja; wir wünschen uns zu verbessern!" erschallt aus allen Theilen des Zimmers.) Wie sehr Ihr die Schilderung der Kosthäuser fürchtet, so wißt Ihr so gut, wie ich, meine Freunde, daß Ihr in ihnen Eure Gefährten treffet und das Verderben an solchen Orten, wenn nicht begonnen, doch gewiß vollendet wird. Läuft ein Knabe von Hause fort, so wird er dort ermuthigt und vor seinen Eltern verborgen gehalten. Und werden nicht die Leute, welche diese Oerter unterhalten, auf Kosten Eurer Erniedrigung und Eurer Gefahr reich? (Lautes Geschrei: „Ja, ja!") Warum tretet Ihr nun nicht alle auf, nennt diese Lasterhöhlen dem Staat, der von den dort verübten Schändlichkeiten nichts weiß, und macht ihnen so auf einmal ein Ende? Es gibt nicht Einen unter Euch hier — nicht Einen, wenigstens unter den älteren Jungen — der nicht den Irrthum seines jetzigen Lebens erkannt hätte und nicht, ich glaub's wahrhaftig, rechtschaffen zu werden und sein Leben, wo möglich, durch ehrliche Arbeit zu erhalten wünschte. Ihr mochtet Euch ein Raubleben Anfangs als etwas recht Angenehmes gedacht haben, aber Ihr wißt jetzt, daß ein Vagabondenleben voll von Leiden, Sorgen, Gefahren und Entbehrungen ist; Ihr seyd nicht so glücklich, wie Ihr es gedacht hattet, und seyd Eures jetzigen Lebens satt und überdrüssig. Dies höre ich von Euch allen. Sag' ich nicht die Wahrheit? (Von neuem das Geschrei: „Ja, ja, ja!" und eine Stimme: „Die Wahrheit, mein Herr, ist, wir sehen unsere Thorheit erst ein, wenn es zu spät ist.") Nun, ich und viele Hunderte und Tausende wünschen wahrhaft Euer Wohl und möchten gern etwas thun, um Euch zu einem rechtschaffenen Leben zu bringen. All oder fast all Euer Elend kömmt, wie ich weiß, von den schlechten Kosthäusern her — („Ja, ja, so ist's, Herr! so ist's!"); und ich bin entschlossen, mit Eurer Hülfe ihre völlige Zerstörung zu bewerkstelligen. (Eine Stimme: „Das freut

Digitized by Google

mich, Herr — Sie haben ganz Recht, und ich bitte Gott um seinen Beistand für Sie.")

Die älteren Burschen wurden nun gefragt, was sie wohl für das Geeignetste hielten, sie aus ihrer Erniedrigung zu befreien. Einige hielten Auswanderung für das beste Mittel, denn wenn sie in einer neuen Kolonie von frischem anfingen, so würden sie, ihrer Meinung nach, ihre schlechten Gewohnheiten, die ihnen in der Heimath jeden Zutritt zu einer Beschäftigung abschnitten, hinter sich lassen. Andere meinten, es würde ihnen schwer werden, schnell genug Arbeit zu bekommen, um daran verhindert zu werden, sich durch ihre alten Kniffe zu erhalten. Viele wiederum hielten ihre Besserung wegen der Versuchungen, welche sie in England umgäben, für unmöglich, während noch Andere dieselben Versuchungen in der Ferne wie zu Hause fürchteten.

Während dieser Vorgänge wurde einer der verzweifeltsten Charaktere — ein Junge, der sechsundzwanzigmal im Gefängniß gewesen war — von den Anderen dazu erwählt, einen Sovereign zu wechseln, um zu versuchen, ob er so ehrlich seyn würde, das zurückerhaltene Geld zurückzubringen oder damit zu verschwinden. Beim Empfange ward ihm gesagt, daß, wenn er es vorzöge, damit auszureißen, nichts gegen ihn unternommen werden sollte. Er verließ das Zimmer unter dem Jubel seiner Gefährten. Als er ein paar Augenblicke abwesend gewesen war, richteten sich alle Blicke nach der Thür, so oft sie geöffnet wurde, und man erwartete mit Angst, ob er durch seine Rückkehr seine Glaubwürdigkeit bewähren würde. Niemals hat eine Versammlung ein solches Interesse verrathen. Viele stiegen auf die Bänke, um die erste Spur seiner Rückkehr gewahr zu werden. Offenbar war ihre Ehre auf dem Spiel, und Mehrere sagten, sie würden den Kerl morgen todtschlagen, wenn er sich mit dem Gelde fortmachte. Viele Minuten vergingen in athemloser Stille, und einige seiner Genossen fingen schon an, zu sagen, daß eine so große Summe Geldes eine zu starke Verführung für den Jungen gewesen wäre. Endlich meldete ein entsetzlicher Beifallssturm seine Rückkehr. Das Entzücken seiner Kameraden brach immer wieder von neuem in laute Beifallsrufe aus, und der junge Mensch gab unter Triumphgeschrei das volle Geld zurück."

Mannichfaltigkeiten.

Das große Bild Lessings ist jetzt vollendet. Es stellt Huß vor dem Scheiterhaufen dar und wurde bereits vor mehreren Jahren begonnen, aber durch die Ungunst der Zeitverhältnisse für einige Zeit unvollendet gelassen. Der kürzlich mit seiner Familie nach Amerika übergesiedelte Consul Böcker hat dem Künstler — wie es heißt — sein Haus nebst Einrichtung für das Bild geboten, ohne es zu erhalten. Es soll das ausgezeichnete Kunstwerk binnen Kurzem auf dem Galeriesaale in Düsseldorf aufgestellt werden.

Eine gar seltsame Eisenbahn ist die von Detroit nach New-Buffalo. Von einem Unterbau ist keine Rede; die Schwellen liegen frei oben und schaukeln so, daß man jede Minute glaubt, der Zug müßte aus dem Gleise springen. Die Brücken haben keine Widerlagen, keine Geländer, auf den Dämmen laufen die Schienen hart am Rande hin und doch wird darauf mit der rasendsten Geschwindigkeit gefahren.

(Seltene Liebe.) Wie die Frau von Sevigné in ihren Memoiren erzählt, befleißigte sich damals Jedermann thätlich, die Leidenschaftlichkeit seiner Liebe zu bewähren. Eine Dame sagte an den Ufern des Rheins zu ihrem Liebhaber: „Sie versichern immer, daß Sie mich lieben! Wenn ich Ihnen nun beföhle, in den Fluß zu springen, würden Sie es thun?" Und in demselben Augenblick sprang er auch schon hinein, gestiefelt und gespornt, wie er war, und da er nicht schwimmen konnte, würde er wahrscheinlich auch ertrunken seyn, wenn ihn nicht schleunige Hülfe gerettet hätte. — Solche Liebhaber sind jetzt selten geworden.

Der Hr. Hauptmann P. in Stettin hält wahrscheinlich nicht viel auf Kriegsgeschichte. Denn als er hörte, daß unter seinem Regiment eine Sammlung für die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz veranstaltet worden sey, ward er sehr allarmirt und allarmirte die Soldaten. Einer aber entschuldigte seinen Beitrag kriegswissenschaftlich: man muß dem geschlagenen Feind eine goldene Brücke bauen.

(Mutterliebe.) Als 1810 die Fürstin Schwarzenberg in Paris bei einem dem Kaiser Napoleon gegebenen Feste, bei welcher Gelegenheit der dazu erbaute Pavillon in Feuer gerieth, sich in die Flammen stürzte, um ihre Tochter, die sie noch im Innern des Gebäudes wähnte, zu retten und dabei selbst ein Opfer der Flammen wurde, beschäftigten sich die öffentlichen Blätter lange mit diesem Vorfall. Ein ähnliches Ereigniß, jedoch in einer niedern Sphäre, hat sich jetzt in Belgien in der Gemeine Plougommier zugetragen, was allgemein einen tiefen Eindruck gemacht und ein schmerzliches Bedauern erweckt hat. Die Gatten Sene bewohnten mit ihren zwei Knaben, von denen der älteste geistesschwach war, eine erbärmliche Hütte. Der Vater stand in Arbeit bei einem entfernt wohnenden Pächter, und die Mutter hatte sich in Folge eines Geschäfts entfernt, nachdem sie die Wohnung verschlossen hatte. Plötzlich bricht in der Hütte ein Feuer aus, und nur Frauen fanden sich in der Nachbarschaft, die des Feuers, das schnelle Fortschritte machte, nicht Herr werden konnten. Der nächste Pächter verweigert hartnäckig jede Hülfe und will nicht einmal die Thür erbrechen helfen, um die Kinder zu retten. Die arme Mutter wird das Unglück bald gewahr, eilt herbei, öffnet schnell die Thür, stürzt sich mitten in das Feuer hinein, während ein dicker, hervordringender Rauch die anwesenden Frauen verhindert, der armen Mutter zu folgen. Personen aus den benachbarten Gemeinen eilen zu Hülfe herbei, aber schon sind die schwachen Mauern zusammengebrochen und man zieht unter den Trümmern nun drei fast unkenntbare Leichname hervor. Die unglückliche Mutter hielt noch ihren ältesten Sohn umarmt. Das vermag und leistet Mutterliebe, das schönste und edelste Gefühl im weiblichen Herzen!

Nach Analogie der bereits bestehenden Schneider-Associationen wird jetzt in Berlin die Bildung einer solchen, die sich über das ganze Gewerk erstrecken soll, beabsichtigt. Für's Erste soll eine Association von 100 Schneidermeistern gebildet werden, die ein Verkaufslokal gründen. Jede weitere Hundert bilden eine besondere Association. Sämmtliche Associationen sollen dann unter sich im Verbande stehen. Die erste derartige Verbindung ist bereits fast vollzählig, hat die Statuten schon berathen und festgestellt.

Kein Professor in ganz Europa hat jetzt so viel und so vielerlei zu lehren, als die große Schulmeisterin: die Zeit. Alles „wird die Zeit lehren." Warum die Franzosen und die Russen marschiren, wird die Zeit lehren, Niemand weiß es; — wenn das Gewitter über die Schweiz und Schleswig-Holstein ausbrechen wird, wird die Zeit lehren; — was aus Griechenland und uns werden soll, wird Alles die Zeit lehren, — und wir rathen daher den DZ.-Lesern, ebenfalls geduldig in die große Schule zu gehen und abzuwarten, was die Zeit vorträgt. Zuckerdüten gibt's freilich in der Schule nicht. (Dorfz.)

Digitized by Google

(Der Soldat und Gelehrte in Preußen.) Der Soldat, d. h. das Heer kostet des bewaffneten Friedens halber den Staat jährlich einige 20 Millionen Thaler, wozu heuer noch die 18 Millionen außerordentlichen Credits kommen. Der öffentliche Unterricht für 1850, d. h. die Kosten für Universitäten, Gymnasien und Realschulen betragen 1 Million 394,000 Thaler. Rechnungsexempel: Wieviel Gelehrte gehen folglich auf einen Soldaten? Und doch klagt Bismark-Schönhausen über das glänzende Elend vieler Offiziere — vielleicht mit Recht.

Korrespondenz.

Zweibrücken, 26. Febr.

Es mußte gewiß schon manchern Kunstfreund, der unsere Pfalz bereis'te, mit tiefer Betrübniß erfüllen, daß in dieser schönen, von Gott so sehr gesegneten Provinz so wenig Sinn für Kunst, so wenig musikalisches Leben anzutreffen ist. Sehr erfreulich ist es daher gewiß für jeden Freund der Musik, einmal einen Verein entstehen zu sehen, der es sich zum Zwecke setzt, die Kunst zu pflegen und größere klassische Musikwerke zur Aufführung zu bringen, um auf diese Wrise den Sinn für höhere Tonkunst zu beleben und zu veredeln. Ein solcher Verein (Cäcilienverein) hat sich am 1. Jan. 1850 in Zweibrücken im Anschlusse an die seit einem Jahre bestehende Liedertafel gebildet und gab unter der Leitung des Musikdirektors Hrn. Schletterer am 17. Februar sein erstes Konzert, in welchem Joseph Haydn's Meisterwerk: „Die Schöpfung", zur Aufführung kam. Das neue Institut leistete sehr Erfreuliches und rechtfertigte alle Ansprüche, die man mit Billigkeit an einen derartigen, aus Dilettanten bestehenden Verein machen kann. — Die Chöre wurden mit Reinheit und Präcision vorgetragen und waren sehr befriedigend. Die Tenorsolopartie (Uriel) sang Hr. Wiedemann mit schöner Stimme und gutem Vortrage; die Baßpartieen (Raphael und Adam) wurden von Hrn. Klühenspies mit Kraft und Ausdruck vorgetragen. Einen Kunstgenuß aber bereitete uns Fräul. L. Quilling aus Frankfurt a. M., welche die Sopransolopartiren (Gabriel und Eva) übernommrn hatte. Wenn schon das bescheidenr und einfache Auftreten dieser jungen Dame ihr die Theilnahme gewann, so war es besonders ihr schöner Gesang, der das Publikum zu stürmischem Beifalle hinriß. Fräul. L. Quilling besitzt eine schöne Stimme, eine gute Schule und jene musikalische Bildung, welche zur Auffassung eines Kunstwerkes so nothwendig ist. Ihr Vortrag ist einfach und ausdrucksvoll. Möchte kein störendes Hinderniß ihrer fernern Ausbildung entgegrntreten und uns recht bald wieder die Freude werden, sie als Gast in unserrr Stadt zu sehen! Das Orchester war gut einstudirt und leistete Rühmliches. Wir hatten hier besonders Grlegenheit, Hrn. Musikdirektor Schletterer (Schüler von Hofkapellmeister Dr. Louis Spohr aus Kassel), den wir schon öfters als Violinvirtuosen und talentvollen Componisten bewunderten, als umsichtigen und gewandten Dirigenten kennen zu lernrn. Möchte dieser neue Verrin uns bald mit einrr ähnlichen Leistung erfreuen! x

Darmstadt, 3. März.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Febr. verbreitete sich in hiesiger Gegend ein dichter Nebrl, der bis gestern für die Sonne undurchdringlich war, an diesem Tage aber, etwa um die Mittagszeit, sich zu lichten begann, so daß die Sonne allmälig wieder zum Vorscheine kam und während des Nachmittags in ungetrübtem Lichte am blauen Himmel schien. Nach Sonnenuntergang zeigten sich wieder Vorboten jenes für diese Jahreszeit in unserer Gegend ungewöhnlich anhaltenden und dichten Nebels, der heute früh Felder und Wälder in eine undurchdringliche Dunsthülle einhüllte, welche erst gegen 10 Uhr von der Sonne bewältigt und allmälig aufgelöst wurde. Jemand, der in diesen unangenehmen Nrbeltagen, wo das von seiner langen Winterruhe wieder erwachte muntere Völkchen der Sänger in den Gärten und auf dem Felde plötzlich verstummt war, den Gipfel des Frankensteins brsucht hatte, versicherte, daß oben auf den Bergen die Sonne hell geschienen habe, während die mit dichtem Nebel bedeckten Ebenen ihm, von seinem Standpunkte aus, wie rin wogendes Meer von unübrrsehbarrr Ausdehnung vorgekommen sey. Die ungewöhnlich lange Dauer des herrschenden Nebrls und seine Dichtheit scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß derselbe nicht bloß in dem Stromgebiet des Rheins, sondern auch in andern angrrinzenden Flußgebieten, ja vielleicht über ganze Länder, wie der merkwürdige Nebel des Jahres 1783, verbreitet gewesen. Fast an einem und demselben Tage, nämlich den 18. Juni 1783, kam der Nebel dieses Jahres an sehr weit von einander entlegenen Orten zum Vorschein, als zu Paris, Avignon, Turin, Padua. Seine Ausdehnung erstreckte sich von der Nordküste Afrika's bis nach Schweden, ja man beobachtete ihn sogar auf weitrn Grbieten des nördlichen Amerika. Er dauerte länger a's vier Wochen und wurde selbst auf den höchsten Spitzen der Alpen beobachtet. — Ich weiß nicht, warum Arago in seiner trefflichen Abhandlung von den Komrten bloß zu zeigen bemüht ist, daß der weitverbreitete phosphorescirende trockene Nebel von 1783 „kein Kometenschweif" gewesen sey, ohne diese, allerdings auffallende Naturerscheinung mit den eigenthümlichen physikalischen Zuständen unseres Planeten in jenem denkwürdigen Jahre, von denen sie bloß eine Folge gewesen zu seyn schrint, in Verbindung zu bringen. In dem erwähnten Jahre wurde, wie bekannt, nicht allein die Stadt Messina durch ein furchtbares Erdbeben zerstört, sondern auch noch ein großer Theil von Kalabrien durch dasselbe Naturerrigniß verwüstet. Die Wirkungen jenes Erdbebens machten sich auch außerhalb Italien durch allerlei auffallende Erscheinungen in dem Reiche der Natur bemrrkbar, wie das nicht weniger bekannte schreckliche Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755, wo man, wie Richard in seinem Guide du voyageur en Suisse (Paris, 1824) bemerkt, die Beobachtung machte, daß die oberhalb der Stadt Biel, im Kanton Bern, in einer geräumigen Felsengrotte des Juragebirgs entspringende, sehr wasserreiche Quellr sehr trüb wurde, ohne daß es geregnet hatte. Ohne Zweifel waren die lange andauernden trockenen Nebel des Jahres 1783 ein Ausfluß eigenthümlicher planetarischer Zustände, oder — um mich eines anderen Ausdrucks zu bedienen — des gesteigerten inneren Erdlebens, welches sich durch das Erdbeben von Messina und die damit zusammenhängenden Erscheinungen deutlich genug zu erkennen gab. Ob der letzthin erfolgte gewaltige Ausbruch des Vesuv's nicht Aehnlichrs in Bezug auf den Luftkreis und auf die Erde bewirkt habr? Die Brantwortung dieser Frage scheint noch so lange ausgesetzt bleiben zu müssen, als es noch an der hinlänglichen Zahl von Beobachtungrn aus unterschiedlichen Ländern fehlt, welche zur Begründung einer dirsfälligen festen Ansicht nicht entbehrt werden können.

Dr. Wilh. Dieffenbach.

Konzert des philharmonischen Vereins.

(Donnerstag, den 7. März.)

1) Somphonie in C dur (mit der Schlußfuge) von W. A. Mozart. 2) Alt Arie in Es dur aus „Meissias" von G. F. Händel, gesungen von Fräul. Christine Diehl. 3) Sonate, Op. 81 (Les Adieux, l'Absence et le Retour) von L. van Beethoven, vorgetragen von Hrn Franz Wüllner. 4) a. „Der Wanderer" von F. Schubert, b. „Ob sie wohl kommen wird?" von E. Prever, gesungrn von Fräul. Dirhl. 5) Solo für das chromatische Horn von Gallay, vorgetragen von Hrn. Göbel. 6) Ouverture zu „Promrtheus" von L rdn Beethoven. — Anfang 7 Uhr. Im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten a fl. 1. 30 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

Museum.

Der Vorstand des Museums zeigt hiermit an, daß mit der am 1. März d. J. stattgehabtrn Sitzung die Museums-Abende für diesen Winter geschlossen sind.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 7. März. (Zum ersten Male wiederholt): Der Genius und die Gesellschaft, Original-Schauspiel in 5 Akten.

Freitag, 8. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 58. Freitag, den 8. März 1850.

Michael Brinowsky, oder der Aufruhr zu Moskau 1648.

Aus dem „Nederlandsche Museum“ übertragen von Gottfried Overmann.

(Schluß.)

XI.

Samstag, den 10. Juni, verkündete das Geläute der riesigen Glocke des Iwan Weliki die bevorstehende Hinrichtung Trochoniotof's. In einer Stunde war der Markt bis an die äußersten Enden mit einer undurchdringlichen Volksmasse angefüllt. Der Verurtheilte ward, in schweren Fesseln, auf den Richtplatz geführt und dem Volke gezeigt. Dann geleitete der Scharfrichter ihn auf das Blutgerüst. Sein Haupt wurde auf einen Block gelegt. Der Scharfrichter schwang das schwere, in den Strahlen der Sonne glitzernde Beil, und — mit Einem Schlage war das schuldige, greise Haupt gefallen.

Ueberzeugt vom Tode des Oberfeldzeugmeisters, begab sich die Menge zum kaiserlichen Palaste. Man rief laut, es müsse nunmehr auch das über Morosof gefällte Urtheil vollzogen werden.

Brinowsky und ein paar Oberoffiziere der kaiserlichen Leibwache waren bereits insgeheim unterrichtet, daß der Kaiser, auf anhaltendes Bitten der Gemahlin Morosof's, mit der Vollziehung des gedachten Urtheils absichtlich zögere, in der Hoffnung, der Haß des Volkes möge allmälig erkalten und mit einfacher Verbannung außerhalb des Gouvernements Moskau sich befriedigen.

Michael Brinowsky ward jetzt durch einen Hofjunker zum Kaiser entboten. Er begab sich in den Palast und wurde vor den Kaiser und Morosof's Gemahlin geführt, die vergeblich ihre Thränen zurückzuhalten sich bemühte.

„Was verlangt Ihr, Brinowsky?“ fragte der Czar gutmüthig.

„Einen Kaiser, der nicht meineidig ist!“ lautete die kurze Antwort.

Des Kaisers Antlitz umzog Schamröthe. Er schlug die Augen zu Boden.

Jetzt flehte Morosof's Gemahlin ihn unter heißen Thränen um Verwandlung des Urtheils in Verbannung aus dem Gouvernement Moskau.

„Dazu besitze ich die Macht nicht, durchlauchtige Fürstin! das Volk fordert laut die Vollstreckung des Urtheils. Es erklärt auf das Bestimmteste, daß, wenn Seine Majestät den von Höchstdenselben unter Anhörung des ganzen Volks geschwornen Eid nicht erfülle, es dann auch sein Wort als nicht mehr bindend erachten werde. Längeres Zögern versetzt das Volk in Wuth; es würde gewiß Gewalt anwenden, um sich Morosof's zu bemächtigen, und dann würde sein Loos das allergräßlichste seyn. Ich vermag des Volkes Wuth nicht zu stillen, so wenig als der Czar dazu im Stande wäre; selbst der allgemein beliebte Neffe Sr. Majestät würde dies nur mit der größten Mühe vermögen. Das Volk hat auf's Entschiedenste erklärt, daß, wenn der Kaiser nicht sehr bald Höchstdessen Eid erfülle, es alsdann einen andern, einen gottesfürchtigen und nicht meineidigen Kaiser auf den Thron setzen, und daß es keineswegs verlegen seyn werde in der Wahl der Person, welche am würdigsten diesen erhabenen Rang einnehmen könne. Ich muß den Meinungen des Volkes alles Recht widerfahren lassen. Das Volk hat Mitleid bewiesen; dies noch weiter auszudehnen, würde eine höchst verwerfliche Schwäche seyn!“

Er verbeugte sich ehrerbietig und entfernte sich, ohne eine Antwort oder eine wiederholte Bitte abzuwarten.

Kaum war Brinowsky wieder unter das Volk getreten, als ein Bote des Kaisers erschien und das Volk ersuchte, übermorgen, Montag den 12. Juni, um 2 Uhr Morgens, Zeuge zu seyn, daß das über Morosof gefällte Urtheil vollstreckt werde.

Das Volk, hiermit einstweilen befriedigt, ging nunmehr ruhig auseinander, während die Luft von dem Rufe wiederhallte: „Es lebe Brinowsky!“

XII.

Am Montage, den 12. Juni 1648, Morgens 2 Uhr, lag ein fruchtbarer Thau, gleich einem leichten Silberflor, über den mit hohem saftigen Grase bedeckten Wiesen und den mannichfachen großen Gärten der Stadt Moskau ausgebreitet. Der Mond warf seine hellen Strahlen vom azurnen Himmelsbogen auf die ungeheure Stadt hernieder und spiegelte sich in der sanftströmenden Moskwa. In wenigen Minuten erfüllte den großen Marktplatz eine unzählbare Masse Volks, welche erschienen war, Morosof abführen zu sehen.

Der Verurtheilte ward herausgebracht. Wuth und die tiefste Verachtung war auf eines Jeden Antlitz zu lesen. Er wurde begleitet von 150 Hofjunkern, 150 kräftigen, stark bewaffneten Leibgardisten und 100 Obersten des Volks, von diesem selbst erwählt. Nicht ein einziges Mal erhob er seine Blicke zum Volke. Brinowsky hatte dasselbe ersucht, ihn mit keinem einzigen Worte zu kränken. Der Zug setzte sich in Bewegung, und das Volk begleitete ihn bis vor die Stadt.

Im Kloster Kirile Monastir, 100 Meilen jenseits Moskau und 14 Werst von Wologda entfernt, am Flusse Secihna gelegen, hat Borys Iwanowitsch Morosof seine Tage als Mönch wider seinen Willen beschlossen.

Die Ruhe in Moskau war jetzt wieder hergestellt und ward ferner nicht gestört.

Michael Brinowsky fand seine zärtlich geliebte Prokofska auf Romanow's Landgute wieder. Einige Leibeigene Morosof's, welche in ihres Gebieters Auftrage, aus niedriger Rachsucht desselben,

Digitized by Google

die schuldlose Jungfrau entführten, wonächst sie auf eines seiner vor der Stadt liegenden Schlösser eingesperrt werden sollte, mußten an Romanow's Landsitz vorüberziehen. Romanow, von dieser Gewaltthat in Kenntniß gesetzt, eilte sofort mit einigen seiner Untergebenen der wehrlosen schönen Jungfrau zu Hülfe und befreite sie. Von der Geretteten vernahm er nun den eigentlichen Zustand der Stadt. Fernere blutige Auftritte befürchtend, wußte das edelmüthige Mädchen durch ihre Thränen und Bitten ihn mit der hinreißendsten Beredsamkeit zu bewegen, durch seinen Einfluß dem grausamen Blutvergießen ein Ziel zu setzen. So hatte denn Morosof die Erhaltung seines Lebens mittelbar Brinowsky's schöner Braut zu verdanken, welche er zum Opfer seiner Rache bestimmt hatte.

Verschiedene ansehnliche Staatsämter wurden Brinowsky vor und nach angeboten, allein er wollte keines derselben antreten, damit nicht seine Zeitgenossen oder Nachkommen von ihm sagen möchten: „Er handelte aus eigennützigen Absichten!"

Als sämmtlichen Beschwerden des Volks Abhülfe geworden war und Romanow, auf dringendes Anhalten des Kaisers Morosof's Stelle eingenommen hatte, gelang es ihm, Brinowsky zu vermögen, als Verwalter in seine Dienste zu treten.

Kurze Zeit hernach segnete ein Priester zu Moskau die Ehe zwischen Michael Brinowsky und Prokofska Tzernikof ein. Das Volk hatte Blumen gestreut und Laubgewinde aufgehangen überall, wohin der Pfad des Bräutigams und der Braut führte. Dieser Tag war ein Festtag für Moskau's Volk.

Jacob Thompson.

(Biographische Skizze. Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Unter den britischen Dichtern des vorigen Jahrhunderts nimmt der berühmte Sänger der Jahreszeiten, Jacob Thompson, eine hervorragende Stelle ein. Eben diese großartige Dichtung, welche den poetischen Naturkultus eines reich ausgestatteten und hochgebildeten Geistes in der ganzen Fülle dichterischer Schönheit entfaltet, war es, welche Thompsons Ruf begründete, nicht bloß in England und jenseits des Meeres, sondern auch in dem gebildeten Europa, wo seine Verherrlichung der Natur in dem Wechsel der Erscheinungen des Jahres, theils im Original, theils in zahlreichen Uebersetzungen, allgemein gelesen und bewundert wurde. Wie die Natur, obschon sie stets denselben Gesetzen folgt, in ihren Hervorbringungen immer neu und bewunderungswürdig ist, so auch Thompsons erhabene Dichtung, auf welche die Bemerkung eines bekannten Kritikers, daß die Poesie eine innere Andacht des Gefühls und der Einbildungskraft sey, ihre volle Anwendung zu finden scheint. Der innere geistige Zusammenhang der glänzenden Naturgemälde, welche er entwirft, ihre mannichfachen Beziehungen zur Menschenwelt und zu dem Urheber aller Dinge, gießen über die ganze Dichtung einen unaussprechlichen Zauber aus und machen sie ganz zu Dem, was sie nach den Absichten des Dichters, in seiner jugendlichen Begeisterung, zu werden bestimmt war.

Hat man die „Jahrszeiten" mit jener Sammlung des Gemüths, mit jenem lebendigen Interesse gelesen, welche fast jede Blattseite dieser herrlichen Dichtung in Anspruch zu nehmen scheint, so kann man sich unmöglich von ihr wegwenden, ohne das lebhafte Verlangen an den Tag zu legen, mit der Persönlichkeit des Dichters, seinem Lebenslauf und seinen Schicksalen näher bekannt zu werden. Obwohl er in älteren und neueren Werken schon öfter geschildert worden ist, so will ich es dennoch versuchen, ihm in diesen weitverbreiteten Blättern ein anspruchsloses Denkmal zu setzen, überzeugt, daß ich dadurch eine Schuld gegen den bewunderten Dichter abtrage, und überdies auch wohl der Hoffnung Raum geben darf, den Wünschen des einen oder andern Lesers, dem die einzelnen Lebensumstände des Dichters nicht näher bekannt sind, entgegen zu kommen.

Jacob Thompson wurde am 11. September 1700 zu Ednam in Schottland geboren, einem Orte in der Grafschaft Roxburgh, wo sein Vater Pfarrer war. In seine jugendliche Entwickelung griffen wohlthätig ein zwei, durch ihre Bildung wie durch ihre gesellschaftliche Stellung geachtete, Edelleute aus der Nachbarschaft, Riccarton und William Bennet, welche Freunde von Jacobs Vater waren und sich mit Vergnügen ein Geschäft daraus machten, durch Bücher und andere Lehrmittel auf die glückliche Ausbildung der hervorstechenden Anlagen des vielversprechenden Knaben begünstigend einzuwirken. Besonders war es der Erstere, der an seiner Erziehung den unmittelbarsten Antheil nahm; nicht zufrieden damit, in dieselbe selbstthätig eingegriffen zu haben, schickte Riccarton ihn später nach Jedburgh, wo er an dem dortigen Gymnasium seine Schulbildung beendigte. Während seines Aufenthaltes daselbst stand er mit seinen beiden Gönnern in brieflichem Verkehr; er theilte ihnen seine ersten dichterischen Versuche mit, die eine wohlwollende Aufnahme fanden, besonders bei Bennet, der selber Dichter war, und bei dem Thompson seine Ferien auf dem Lande gewöhnlich zuzubringen pflegte. Gerne und mit sichtlichem Vergnügen erinnerte sich Thompson in späteren Jahren dieser schönen Epoche seiner Jugend, in welcher er sich nicht nur der thätigen Liebe seiner verehrten Eltern, sondern auch des bewährten nachhaltigen Wohlwollens seiner beiden hohen Gönner zu erfreuen hatte. Er sollte jedoch das Glück des vollen Besitzes seiner theuren Eltern nicht lange mehr genießen. Das Gymnasium zu Jedburgh hatte er bereits verlassen und die Universität Edimburgh bezogen, woselbst er schon seit zwei Jahren den höheren Studien obgelegen hatte, als er die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung seines Vaters erhielt, welche ihn sofort bestimmte, sich ungesäumt nach Hause zu begeben, um den schwer Erkrankten noch lebend anzutreffen. Der theuerste seiner kindlichen Wünsche sollte jedoch nicht in Erfüllung gehen; sein Vater war schon vor seiner Ankunft gestorben und hatte eine Wittwe mit neun Kindern in ziemlich beschränkten Glücksverhältnissen hinterlassen. In Folge dieses mißlichen Umstandes konnte der junge Thompson seine Studien zu Edimburgh nicht so bald fortsetzen, als er wohl gewünscht hatte, und seine Mutter, eine geborne Hume, mußte erst ihre Habe zu Geld gemacht haben, ehe sie, ihrem hoffnungsvollen Sohne zu Liebe, mit ihrer Familie nach der Universitätsstadt Edimburgh übersiedeln konnte. Mit religiösen Ideen genährt, die in ihrer lebhaften Einbildungskraft einen um so fruchtbareren Boden fanden, hatte sie gerade in dieser Beziehung auf das kindliche Gemüth ihres empfänglichen Sohnes eingewirkt und dadurch unstreitig mit beigetragen zu jenem erhabenen Schwung seines Genius, der, einen morgenländischen Ursprung verrathend, uns in ihm zugleich auch einen bildsamen Zögling der heiligen Poesie des Orients erblicken läßt. — Noch während seines Aufenthalts zu Edimburgh ging er mit dem Gedanken um, die Jahrszeiten zu besingen, und gab diesem seinem Vorhaben auch in so weit Folge, daß er den „Winter" dichtete, wovon Bruchstücke abschriftlich in Umlauf kamen, welche Beifall fanden und die Aufmerksamkeit des Publikums auf den jungen Dichter lenkten. Gleichwohl war Thompson nicht so glücklich, mit seinem ersten größeren poetischen Versuche in Schottland durchgängig zu gefallen, in einem Lande, wo damals die Regeln der Schule und der von ihnen entlehnte Maßstab der Beurtheilung mehr galten, als die originellsten Hervorbringungen eines dichterischen Genie's, welches, in der Neuheit seiner Conceptionen, jene wie diese verschmäht und auf selbstgewählten Bahnen dem gesteckten Ziele kühn entgegen zu streben bemüht ist. Diese wenig aufmunternden Verhältnisse

Digitized by Google

verleideten ihm einerseits den Aufenthalt zu Edinburgh eben so sehr, als er anderseits zu der Ueberzeugung gelangte, daß das theologische Studium, dem er sich seither gewidmet hatte, eigentlich sein Beruf nicht sey. In Folge dieser richtigen Selbsterkenntniß, welche er noch frühzeitig genug erlangte, um in keine falsche Lebensstellung zu gerathen, verzichtete er auf die Fortsetzung der theologischen Studien und faßte zugleich die Entschließung, sich nach London zu begeben, wo er für seine Muse ein günstigeres Klima zu finden glaubte, obschon er dort gänzlich fremd war, ohne Gönner und Freunde, welche ihn in die vornehmen Cirkel der Hauptstadt, wo aufstrebende Talente erkannt und gewürdigt werden, hätten einführen können. Von einer Freundin seiner Mutter erhielt zwar Thompson das nöthige Geld zur Reise nach London; allein seine sonstigen Hülfsmittel waren für den Augenblick so beschränkt, daß er bei seinem ersten Auftreten in der Hauptstadt fast Alles dem Zufalle und seinem guten Glücke überlassen mußte. Er hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht getäuscht. Von Lord Forbes, der mehrere seiner Dichtungen schon in Schottland gelesen hatte, wurde er nicht allein mit Wohlwollen empfangen, sondern auch von ihm an mehrere seiner Freunde nachdrücklich empfohlen. Aufgemuntert durch diese schmeichelhafte Aufnahme, welche ihm günstige Aussichten eröffnete, säumte er nicht, sein bereits vollendetes Gedicht, den „Winter", der Oeffentlichkeit zu übergeben, welches im März 1726 geschah. Durch dieses Gedicht feierte Thompson einen so glänzenden Sieg seiner Muse, daß man von allen Seiten sich bestrebte, ihm die schmeichelhaftesten Beifallsbezeigungen zu erkennen zu geben. Sein Ruf als Dichter war nunmehr fest gegründet, und Männer von hoher gesellschaftlicher Stellung und ausgezeichneter Bildung suchten und schätzten seine persönliche Bekanntschaft, wie der später zum Bischof von Derry ernannte Dr. Rundle, der den talentvollen jungen Mann liebgewann und ihn dem Kanzler Talbot vorstellte, aus welcher Bekanntschaft der für Thompson nicht genug zu schätzende Vortheil entsprang, daß er von Talbot einige Jahre später zum Begleiter seines Sohnes auf Reisen ausersehen und bestimmt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Prozeß von Kurmainz gegen Götz von Berlichingen wegen Beschädigungen im Bauernkriege. — Erinnerungsfeier an Göthe in Heidelberg.

Vorstehenden Gegenstand wählte sich der dermalige Prorector der Universität Heidelberg, Dr. Zöpfl, als Thema seiner Festrede bei der am 22. November 1849 stattgehabten jährlichen Feier des Geburtstages des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich's, des hohen Restauators der Universität.

Da diese Rede, welche nunmehr auch im Drucke erschienen ist (Heidelberg bei J. Groos), ein auch in unserer Zeit vielbesprochenes Ereigniß behandelt — „die von dem Junker Götz von Berlichingen im Jahre 1525 geführte Hauptmannschaft im Odenwälder Bauernkriege" — so glauben wir um so mehr auf dieselbe aufmerksam machen zu dürfen, als der Festredner auch noch durch eine andere Rücksicht bestimmt wurde, gerade diesen Gegenstand für eine Besprechung sich auszuwählen. Es ist dieses die erste hundertjährige Erinnerungsfeier an die Geburt des größten deutschen Dichters, an den Mann, dem die deutsche Sprache und Literatur so Vieles verdankt, daß ihm nicht mit Unrecht der Name eines Erneuerers derselben beigelegt werden konnte — die erste hundertjährige Erinnerungsfeier an Wolfgang Goethe. Die Aufregung und Unruhe im vorigen Sommer hat der Universität Heidelberg nicht erlaubt, die Veranstaltung einer Goethefeier zur Hand zu nehmen. Diese Frier wird nun hier in einer der Universität würdigen Weise nachgeholt, die dramatische Bearbeitung des Götz von Berlichingen war die, mit welcher Goethe zuerst vor das deutsche Publikum trat, und Deutschland erkannte mit freudigem Staunen, auch ihm sey nun sein Shakespeare geboren! So wie aber Goethe durch seinen Götz, so ist auch Götz durch Goethe zum Manne der Nation geworden, und beide Namen werden unsterblich vereinigt bleiben, so lange noch eine deutsche Literatur genannt seyn wird.

Der Zweck, welchen sich der Redner als Aufgabe vorsetzte, war, die völlige Unschuld des Götz von Berlichingen an den von den Bauern angerichteten Verheerungen zu beweisen, und zwar durch Akten und urkundliche Belege, in deren Besitz der Verfasser gekommen ist. Die im Jahre 1531 wider Götz von Kurmainz auf dem Bundestage zu Nördlingen erhobene Klage auf Schadenersatz erscheint als unbegründet. Es tritt vielmehr die völlige Unschuld des Götz an den von den Bauern angerichteten Verheerungen hervor, und es zeigt sich, wie die von ihm übernommene Hauptmannschaft über die Bauern eine von diesen erzwungene war, die jedoch Götz nur benutzte, um die Bauern selbst zur Ordnung und Ruhe, zum Gehorsam unter die Obrigkeit, so wie zu einem gütlichen Vergleich hinsichtlich ihrer Beschwerden zu ermahnen und von jeder Gewaltthat abzuhalten. — Von den der Rede beigefügten Beweisurkunden nennen wir: den Vertrag des Götz mit den Bauern; Schreiben desselben an seinen Bruder; Schreiben desselben an den schwäbischen Bund; Zeugniß des Bauernausschusses für Götz; Schreiben des Abtes von Amorbach an Götz und Antwort von Götz; Schreiben der Mainzischen Räthe und Antwort von Götz.

Mannichfaltigkeiten.

(Entdeckung einer neuen Triebkraft für Schiffe.) Aus Marseille wird der Allg. Ztg. geschrieben: Wir haben das Jahr mit einem Wunder eröffnet, das für Privat-, Geschäftsleben und Reisen von unsäglicher Wichtigkeit ist, wenn es sich bei näherer Untersuchung und Prüfung allgemein anwendbar zeigt. Am hellen, lichten Tag lief mit schnellem und festem Gang ein Fahrzeug in unsern Hafen, das von einer Zaubermacht getrieben schien, denn es hatte weder Masten noch Segel, weder Kamin noch Dampf und Räder, weder Ruder noch Schraube. Auch Mannschaft war nicht zu sehen. Unzähliges Volk, besonders einheimische und fremde Schiff- und Seeleute strömten bald von allen Seiten herbei, begriffen aber so wenig von dem Wunder, als die klügsten Mechaniker. Endlich zeigte sich der Dädalus und Eigenthümer des Schiffs, der Mechaniker und Schlosser Leautier von hier, und gab die Erklärung: schon seit geraumer Zeit arbeite er daran, ein Schiff mit viel sicherer, einfacherer, ungefährlicherer und wohlfeilerer Bewegungskraft zu bauen, als bisher geschehen; damit sey er nun zu Stande gekommen, denn das neue Fahrzeug gehe allein durch eine Hebelmechanik. Wie und wodurch aber diese Hebel in Bewegung gesetzt werden, das ist noch sein Geheimniß. Bekanntlich hat schon Roger Bacon, der Doctor mirabilis des dreizehnten Jahrhunderts, in seinem opus magnum auf ein ähnliches Schiff hingedeutet.

Kein Wunder, wenn Louis Napoleon seine Bande sprengen will, er befindet sich in gar verzweifelter Lage, wie die neueste Carricatur zeigt. Er steht da im Napoleonshütlein, die Cravatte schnürt ihm den Hals so sehr zusammen, daß ihm das Blut in den Kopf steigt. Die beiden Oberarme sind von der „rechten und linken Seite" fest angeschlossen und am Unterarm trägt er

Digitized by Google

Handschellen der äußersten Rechten und Linken. Die Brust schnüren legitimistische, den Unterleib orleanistische und die Beine socialistische Bande. An den gefesselten Füßen hängen ihm die Kugeln Straßburg, Boulogne und seine socialistischen Schriften. In seinem Schloßhof ist auf einem nackten Kreuze ein alter halbverhungerter Adler gefesselt, dem die Schwungfedern längst ausgerupft und ausgefallen sind.

Den Dichtern historischer Schauspiele geht das Futter aus. Könige mit Zopf und Schwert, wenn sie nicht der historischen Verjährung verfallen sind, dürfen in Preußen nicht auf der Bühne erscheinen und Friedrich der Große darf seine Flöte nur hinter den Coulissen ertönen lassen. Der auch in Thüringen bekannte Improvisator Langenschwarz will aber sogar den Hanswurst von der Bühne verbannen, weil er findet, daß er ihm ähnlich sieht. Er hat daher gegen die Aufführung eines neuen Berliner Stückes protestirt, da er in einer Person desselben, dem Mongolenfürsten Dschingiskhan, abconterfeit sey.

In einer Fabrik in Limerik, in welcher etwa 500 Frauenzimmer arbeiten, entstand vor Kurzem gegen 9 Uhr Abends, als jene bereits zu Bett gegangen waren, plötzlich Feuerlärm, und zwar blinder, wie sich später ergab. Die dadurch entstandene Verwirrung muß unbeschreiblich gewesen seyn, denn man zählt 27 Getödtete und 29 schwer Verletzte. Alles drängte nach einer an ein Fenster des ersten Stockwerks gelegten Leiter, wobei schon mehrere erdrückt wurden, als noch zum Unglück diese unter ihrem Gewicht zerbrach. Andere jener Unglücklichen sollen sich in sinnloser Hast aus dem Fenster gestürzt haben.

(Würzburg, 2. März.) Der hiesige Gewerbeverein hat vom Ministerium ein sehr anerkennenswerthes Schreiben hinsichtlich seiner Bestrebungen für Errichtung einer Gewerbehalle erhalten und die regste Unterstützung zugesichert bekommen.

Es ist gut, daß die Kriegswissenschaft in Preußen in den Köpfen und nicht nur in den Büchern aufgehoben ist; denn einem Buchhändler in Berlin sind ganze Ballen kriegswissenschaftlicher Werke gestohlen worden.

Korrespondenz.

Freiberg in Sachsen, im Febr.

Der Bergbau im Königreich Sachsen.

Wir stellen Ihnen in Nachstehendem folgende gedrängte Uebersicht über die Ergebnisse des Betriebs im Jahre 1848 zusammen. Es wurden in gedachtem Zeitraum aufgefahren 10,440 und aufgewältigt 1,236 Lachter, oder, das Lachter zu 7 Fuß gerechnet, 81,745 Fuß = 3,4 Meilen. Sämmtliche abgelieferte und verkaufte Bergwerkserzeugnisse ertrugen 1,189,084 Rthlr. Der Geldbetrag des Gesammtausbringens beläuft sich auf 2,222,641 Rthlr. An Ausbeute wurde vertheilt 28,585 Rthlr., an wiedererstattetem Vorlag 10,424 Rthlr.; dagegen betrugen die Zubußen 8,640 Rthlr. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug auf den Gruben 9,891 Mann, wozu noch 825 Taglöhner treten; auf den Hüttenwerken 3,952 Mann. An Unterstützungen wurden vertheilt 49,604 Rthlr. und 6,138 Rthlr. wurden für den unentgeltlichen Schulunterricht von 5,230 Berg- und Hüttenmannskinder verwendet. Von sämmtlichen Berg- und Hüttenarbeitern fanden 9 ihren Tod bei der Arbeit, 755 wurden beschädigt oder erkrankten; an diese wurden 6,515 Rthlr. Unterstützungsgelder vertheilt. Was den Verbrauch an Berg- und Baumaterialien für den Betrieb betrifft, so wurden unter Anderm verwendet: 3,605 Ctnr. Pulver, 1,208 Ctr. Stahl, 22,705 Stück Stammholz, 8,800 Pfd. Kunstleder, 34,469 Scheffel Braun- und Steinkohlen, 1,932,100 Stück Torf und 25,740 Lachter Bergseil, 5,937 Lachter Treibeseil von Eisendraht und 1,006 Lachter Haspelseil.

Darmstadt, 28. Febr.

Ein französisches Singspiel: „Capitän Hector", ist durch die freie Bearbeitung des Opernsängers, Hrn. Ernst Pasqué, und durch die musikalische Einkleidung des Hrn. Musikdirektors Schlösser auf deutschen Boden verpflanzt worden. Die erste Vorstellung dieser Novität fand dieser Tage auf dem großh. Hoftheater statt. Die Darstellung, in welche sich Hr. Pasqué (Hector), Hr. Birnstill (Schullehrer Thomas), Fräul Neukäufler (Linchen, seine Tochter), Hr. Cramolini (Christoph, ihr Verlobter) und Frau Marlow (Louise, eine Waise), theilten, fand eine sehr günstige Aufnahme. Nächst der glücklichen Verknüpfung des Dialogs mit den Gesängen, welche zwanglos sich wie von selbst ergibt, waren es die ansprechenden Lieder, welche, von Frau Marlow und Frl. Neukäufler gesungen, viel Effekt machten, und mit dem gediegenen Spiel und Gesange Pasqué's, der einen ächten Seemannscharakter zur lebendigsten Anschauung brachte, über das Schicksal des Stückes entschieden. Allem Anscheine nach dürfte das anziehende dramatische Produkt, dem wir eine unterhaltende Stunde verdankten, auch in weiteren Kreisen eine freundliche Anerkennung finden. — Vorher war das von W. Friedrich nach dem Französischen des Bayard bearbeitete zweiaktige Lustspiel: „Die Gefangenen der Czaarin", zum ersten Male aufgeführt worden. Ohne Zweifel eine schätzbare Bereicherung unseres Repertoirs, deren Werth durch das künstlerische Wirken des darstellenden Personals vollends außer Zweifel gesetzt wurde.

Frankfurt a. M.

In dem von dem hiesigen Orchestermitgliede Hrn. Ph. Kaiser am 28. v. M. veranstalteten und sehr zahlreich besuchten Konzerte lernten wir in dem 11jährigen Sohne desselben einen zu den erfreulichsten Hoffnungen berechtigenden angehenden Violin-Virtuosen kennen. Der junge Ferdinand Kaiser spielte Compositionen von Beriot und H. Leonard und zwar in einer Weise, welche sein Talent genügend zu dekunden geeignet war. Von allen Kennern und Freunden der Kunst wurden nicht nur die sichere Bogenführung und Reinheit des Tons in allen Chorden nach Verdienst anerkannt, sondern auch die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er alle Schwierigkeiten zu beseitigen wußte. Wir halten es demnach für Pflicht, auf eine so ausgezeichnete und schon im jugendlichen Alter so weit ausgebildete Befähigung hinzuweisen, damit ihr nicht nur die nöthige Aufmunterung zu Theil werde, sondern damit sie auch zum Behufe ihrer weitern Fortbildung der verdienten Unterstützung und Theilnahme nicht ermangeln möge. Wird die letztere nicht fehlen und wird der junge Virtuose in seinem Fleiß und Streben nicht nachlassen, so dürfte in ihm der Tonkunst ein würdiger Jünger herangebildet und gewonnen werden. Der lebhafteste und einstimmigste Beifall des Auditoriums darf als ein Beweis für die Wahrheit der von uns hier gespendeten Anerkennung geltend gemacht werden. W.

Samstag, 9. März Siebente Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siebenkopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus D dur (Nro. 10) von Mozart. 2) Quartett aus G moll von Onslow. 3) Quartett aus A dur von Beethoven. — Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Freitag, 8. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 9. März. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufz. von R. Benedix. Hierauf (neu einstudirt): Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissadon, Lustspiel in 2 Abth. nach dem Französischen des Scribe von C. Blum.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 59. Samstag, den 9. März 1850.

Eine Kasernen-Geschichte.

(Aus meinem Kriegerleben.)

Ich diente im preußischen Heere unter dem vortrefflichen Luchsen in der siebenten Artilleriebrigade, und wohnte zu Köln in der Kaserne, welche ehedem das Dominikanerkloster gewesen ist. Gewisse Gebäude scheinen bestimmt zu seyn, Gefährliches zu beherbergen, und der Dominikaner war der geistigen Entwickelung gewiß eben so gefährlich, als es das Geschützwesen unter gewissen Beziehungen der bürgerlichen Entwickelung werden kann. In unserer Kumpe, oder wie das Wort französisch zugestutzt heißt: Kompagnie, diente mit mir ein Unteroffizier, ein junger Mann, welcher sich sowohl durch einen unausgesetzten Trieb nach Bildung, wie durch sittlichen Lebenswandel vor vielen seiner Kameraden auszeichnete, und der sowohl wegen seiner schönen, jugendlichen Gestalt, als auch wegen seines anspruchslosen Wesens allgemein gefiel, auch von seinen Obern als jederzeit dienstfertig und ordnungsliebend geschätzt wurde. Wenn andere junge Militärs in den Wirthsstuben und Kneipen herumzogen, oder durch die Straßen tobten, saß der junge Mann meist einsam auf seiner Stube, las ein nützliches oder unterhaltendes Buch, und hielt sich so von den Ausschweifungen fern, welche unter den jungen Soldaten leider nur zu gemein sind, und natürlich einen verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit und die Gesundheit ausüben.

In der Kaserne wohnen stets acht bis zehn Mann in einer Stube zusammen, stehen hier, was Reinlichkeit und Ordnung belangt, unter der Aufsicht eines Unteroffiziers oder Gefreiten, und werden öfters von ihren Hauptleuten besucht, so daß Alles bei ihnen stets das Ansehen eines schlagfertigen Zustandes haben muß. Jede Stube hat einen Tisch, eben so viel Betten und Schemel, als Bewohner, ferner einen Ofen, einen Wasserkrug und große zusammenhängende Gerüste, an welchen die Waffen und Kleidungsstücke nach genauester Vorschrift aufgehängt sind, so daß Jeder Das, was er braucht, zu jeder Zeit, bei Nacht wie bei Tage, mit einem Griffe erlangen kann.

In jeder Kompagnie findet sich wohl der eine oder andere ältere Unteroffizier oder Gefreiter, der verheirathet ist, und dessen Frau die Wäsche für die Abtheilung besorgt, nebenbei wohl auch noch Morgens und Abends Erfrischungen ausschenkt, die in Branntwein, Butter, Eiern u. s. w. bestehen. Dieser Unteroffizier wohnt dann mit seiner Frau in einer Stube allein, hat oft noch einen kleinen Verschlag zum Schlafgemache, und wenn es sich thun läßt, das Erdgeschoß inne, damit seine Frau der Bleiche und Wäsche desto bequemer vorstehen kann. Ich bin in der Beschreibung dieser kriegerischen Einrichtung etwas umständlich verfahren, der Leser wird mir diese Umständlichkeit, wenn sie seine Neugierde weniger ansprechen sollte, aus dem Grunde verzeihen, weil sie bedeutend zum Verständnisse meiner versprochenen Geschichte dient.

Unteroffizier Falter, von dem ich nämlich oben sprach, war Stubenältester, d. h. Aufseher in einem bedeutenden Raume des dritten und höchsten Geschosses. Zu ebener Erde wohnte ein älterer, verehelichter Genosse, bei dessen Gattin er die Zeit her sein Frühstück, sein Abendbrod genossen hatte. Diese Wirthin war jung und hübsch, bewegten Gemüthes, daß sie den jungen Unteroffizier stets gerne kommen sah, und wohl dabei auf mehr zu rechnen pflegte, als auf die Pfennige, welche sie am Abendbrode oder am Frühstücke gewann. Ihr Gemahl hielt nämlich mit dem jungen hübschen Mann keinen Vergleich aus, und die junge Wäscherin und Marketenderin hatte ein so gutes Gewissen, daß sie schon die eine oder andere Verwechselung eingegangen wäre, ohne sich besondere Vorwürfe zu machen, wenn Falter nur nicht zu kalt und strenge gewesen, alle die Winke nicht mißverstanden hätte, die sogar Dritten und Vierten schon auffielen. Die junge Frau, welche obendrein keine Kinder hatte, die ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit ansprechen konnten, war über die Ungeschliffenheit und Tölpelhaftigkeit des besonnenen jungen Mannes außer sich, pflegte denselben oft auf das verlockendste, oft auch auf das bitterste zu necken und zu tadeln. Der gutmüthige Falter aber ertrug Eines wie das Andere mit duldendem Gleichmuthe, schleuderte sogar selten ein Witzwort gegen so viele prickelnde Reden. Er ging der Angreiferin höchstens aus der Stube, zog sich aus dem Kreise der Neckerei hinauf in seine Stube zurück, wo seine Leute ihre Waffen putzten, wo er sich über ein Buch setzte und alles Vorgefallene rasch vergaß. Die leichtfertigen Kameraden konnten solches Nichteingehen auf die eingeräumten Freiheiten bei einer hübschen gefälligen jungen Frau nicht begreifen. Einige nannten den jungen Unteroffizier hinter seinem Rücken einen Kopfhänger, Andere einen Pinsel. Es waren sogar welche, die ihn für einen Pietisten und Heuchler verschrieen, obgleich er nichts weniger als das war, indem Falter zwar als Katholik geboren, aber dieser Kirche nur dem Namen nach angehörte, über religiöse Dinge selbst nachdachte, seinen eigenen Weg dabei ging, die Kirche mehr nur von außen kannte. Den Mangel an sogenannter Religion ersetzte er mit einer Rechtschaffenheit und Christensinne gegen seine Kameraden, der seines Gleichen suchen konnte.

Die verschmähte junge Frau behauptete indessen, daß der Unteroffizier ein solch zurückgezogenes, fast träumerisches Leben führe, weil er in Liebe sey, obgleich wir nichts von ihm gemerkt hatten. Der Kamerad pflegte zwar zu Zeiten auszugehen, war aber nie in weiblicher Gesellschaft gesehen worden, ließ auch weder im Dienste wie im Leben diese Zerstreutheit und kleine Unordnung blicken, die man von einem Liebenden unzertrennlich glaubt. Die Frau Wirthin ließ sich aber ihren Gedanken und

Digitized by Google

Argwohn nicht ausreden, und behauptete ihn immer mit einer Art von Ingrimm gegen all' unsere Vorstellungen. Man vernahm dabei durch ihre Scherze hindurch, wie sie das Glück, welches sie blos vermuthete, den Liebenden mißgönnte, wie sie die Liebesleute deßhalb haßte. Weiß Gott, daß die Augen dieser eifersüchtigen Frau schärfer sahen, als die Augen so vieler geschiedter, ja theilweise durchtriebener Burschen, daß die Wirthin in ihrer Behauptung Recht hatte, obgleich sie nichts wissen konnte von den Bekanntschaften des jungen Mannes, obschon sie denselben nie belauscht oder ausgehorcht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Thompson.

(Biographische Skizze. Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Fortsetzung.)

Die gebildete Welt sah mit Spannung der Vollendung des Gedichts von den Jahrszeiten entgegen. Der Verfasser trennte sich von dem Gegenstande seiner Dichtung, den er mit so großer Vorliebe erfaßt und behandelt hatte, nicht eher, bis der Cyklus seiner vier Gedichte gänzlich vollendet war. Im Jahre 1727 erschien der „Sommer"; 1728 der „Frühling", und 1730 der „Herbst". In der Ausgabe von 1730 erschienen die Jahrszeiten zusammen und in ihrer natürlichen Folge. — Thompsons Muse, allem Großen und Schönen seines Vaterlandes zugewendet, fand auch in Newtons Tod, der 1727 erfolgte, eine Veranlassung zu einem glänzenden Lobgedicht des großen Mannes, in welchem er dessen seltene wissenschaftliche Verdienste, seine wichtigen Entdeckungen in der Physik und Astronomie, mit wahrhaft dichterischer Beredtsamkeit feiert. Von seinem Gedicht „Britania", welches in demselben Jahre 1727 erschien und insbesondere ein britisch-politisches Interesse hat, obschon unverkennbare poetische Vorzüge demselben nicht abzusprechen sind, soll hier nicht weiter geredet werden.

Seinen Ruf als dramatischer Dichter begründete Thompson durch die Herausgabe seines Trauerspiels Sophonisbe, welches auf der Bühne Glück machte und ihn zu fernern dramatischen Dichtungen aufmunterte. — Einen interessanten Abschnitt seines Lebens bildete die große Reise, welche er als Begleiter von Karl Talbot, dem Sohne des oben erwähnten Kanzlers, nach Vollendung seiner Jahrszeiten, durch die gebildetsten Länder Europa's machte. Wurde er auch dadurch in seinen poetischen Arbeiten unterbrochen, so bereicherte er doch, als werthvolle Entschädigung dafür, seinen, für alles Große und Schöne leicht empfänglichen Geist mit neuen schätzbaren Kenntnissen und Welt und Natur-Anschauungen, in welchen der fruchtbare Genius des schaffenden Dichters die ergiebigste Quelle für seine Kompositionen findet. Nach England zurückgekehrt, schrieb er sein Gedicht von der Freiheit, welches große Schönheiten enthält und uns den Dichter als einen Mann von unabhängiger politischer Gesinnung, wie sie eines freien Briten würdig ist, kennen lehrt. Einen neuen Freundschaftsbeweis erhielt er von dem Kanzler Talbot dadurch, daß er dessen Sekretär wurde, mit welchem Amte ein angemessener Gehalt verbunden war. So schien zu seinem Glücke nichts zu fehlen, als der frühzeitige Tod von Karl Talbot ihn tief erschütterte und zu einem elegischen Gedicht Veranlassung gab, in welchem er das Andenken des Frühentschlafenen in den schmerzlichsten Ausdrücken tief verwundeter Liebe und Freundschaft feiert. Nicht lange nachher starb auch Lord Talbot, und dieser Todesfall hatte für unseren Dichter die Folge, daß er in Betreff seiner Subsistenzmittel sich fast ausschließlich auf den Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten angewiesen sah, da er es verschmäht hatte, lediglich aus Vorliebe für ein zurückgezogenes Leben, bei Lord Talbots Dienstnachfolger um Uebertragung der für ihn offen gehaltenen Sekretärsstelle nachzusuchen. Ohne ein öffentliches Amt sollte er jedoch im Verfolge seines Lebens nicht bleiben. Durch Vermittlung seines edlen Freundes, Lord Lyttelton, der selber Schriftsteller und Dichter war, erhielt er, zwei Jahre vor seinem Lebensende, die Stelle eines Intendanten der Inseln unter dem Winde.

Nachdem Thompson sein Lehrgedicht von der Freiheit, womit er zwei Jahre beschäftiget war, beendiget hatte, ging er wieder zur dramatischen Poesie über, in welcher er seit Jahren nichts geschrieben hatte. Sein Trauerspiel Agamemnon ging im Jahre 1738 mit dem glänzendsten Erfolge über die Bühne und trug ihm ein bedeutendes Honorar ein. Eine andere dramatische Dichtung, Eduard und Eleonore, kam nicht zur Aufführung. Im Jahre 1745 erschien sein fünfaktiges Trauerspiel „Tankred und Sigmunde", welches mit außerordentlichem Beifall gegeben wurde und auf den Repertoire's der englischen Bühnen sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Weiter erschien von Thompson in dem vorerwähnten Jahre: „Das Schloß der Sorglosigkeit", ein allegorisches Gedicht in zwei Gesängen, dessen moralische Tendenz nicht zu verkennen ist, obschon es seiner ganzen Anlage und Ausführung nach die Kritik nicht vollkommen hat befriedigen können. Dieses Gedicht war die letzte Arbeit, welche Thompson zum Drucke beförderte. Nur noch wenige Jahre waren ihm vergönnt, zu leben. Eines Abends nach seinem Landhause oberhalb Kew, einem Dorfe an der Themse, von London zurückgekehrt, hatte er sich unterwegs eine Erkältung zugezogen, auf welche bald ein heftiges Fieber folgte, welches seinem Leben in wenigen Tagen ein Ende machte. Er starb den 22. August 1748.

(Schluß folgt.)

Meyerbeer's „Prophet".

Mit den Fortschritten der Zeit hat sich nach vielen Seiten hin die frühere Einfachheit im häuslichen und geselligen Leben, sowie zugleich auch die Anspruchslosigkeit des Publikums verloren. Dasselbe gilt der Bühne und ihren Leistungen gegenüber. Vor fünfzig Jahren wurde in dieser Hinsicht nur wenig verlangt und geboten und waren die Zuschauer gerne bereit, sich durch ihre Phantasie Dasjenige zu ersetzen, was für die äußerliche Anschauung nicht vorhanden war. Unterdessen konnte es nicht immer so bleiben; Künste und Wissenschaften machten neue Eroberungen und namentlich geschah dies auf dem Gebiete der Optik, Mechanik und den mit diesen verwandten Fächern. Das Theater nahm seinen Antheil an den neuen Errungenschaften in Anspruch und besonders in den letzten Jahrzehnten erreichten die Dekorationsmalerei und das Maschinenwesen eine früher kaum geahnte Höhe. Was auf den großen Opernbühnen von Paris, London und Wien ins Leben gerufen wurde, gränzte ans Fabelhafte und schien die Wunder der versunkenen Zauber- und Märchenwelt verwirklichen zu wollen. Es ist begreiflich, daß solche Produktionen des Dekorateurs und des Maschinisten ihren Eindruck nicht verfehlten und von der schaulustigen Welt mit Staunen und Bewunderung hingenommen wurden. Schon an und für sich imponirt alles Neue, um wie viel mehr noch, wenn es wirklich großartig und überraschend auftritt und dem Beschauer einen neuen Gesichtskreis eröffnet. War früher die theatralische Scenerie nur die sehr untergeordnete Dienerin, war sie nur die nothdürftige Beihülfe der dramatischen Dicht- und Tonkunst, so wurde sie jetzt die Beherrscherin und Gebieterin derselben und es entstanden jene bekannten Zauberstücke und große Opern, die so gern gesehen wurden, daß sie sich auf allen Bühnen von nur einiger

Digitized by Google

Bedeutung das Bürgerrecht verschafften. Wir erinnern, um bei der Oper stehen zu bleiben, an die Texte des erfindungsreichen Scribe und seiner mehr oder minder glücklichen Nachahmer und an die Erfolge von dramatischen Tonwerken, wie die Stumme von Portici, Wilhelm Tell, der Maskenball, die Jüdin, Guido und Ginevra, Robert der Teufel und Hugenotten. Es wäre einseitig und unbillig, wenn man aus klassischem Rigorismus solche Erweiterungen der früheren Bühneneinfachheit unbedingt verwerfen und sie als einen Verfall des guten Geschmacks bezeichnen wollte. Man muß Alles, was in seiner Art und Weise ausgezeichnet ist, gelten lassen und hat bei der Beurtheilung eines Werkes vorerst darauf zu sehen, den richtigen Standpunkt aufzusuchen und festzustellen. Jene großen Opern anbelangend, so wird er schon durch die ihnen zu Grunde liegenden Texte motivirt. Diese beruhen, wie bekannt, nicht auf einfachen, das Gemüth ansprechenden lyrischen Situationen, sondern auf mächtigen Eindrücken, gewaltigen Bühneneffekten und schroff sich entgegenstehenden Kontrasten. Da sehen wir großartige Fest-, Krönungs- und Trauerzüge, von Volksmassen belebte öffentliche Plätze, hohe Domeshallen, von feierlichen Orgelklängen erfüllt, einstürzende Paläste, Ausbrüche des Vesuvs und brennende Städte, Gräber und Särge, die sich öffnen, um ihre Todten auferstehen zu lassen, Kirchhöfe, auf welchen Geister und Gespenster ihre nächtlichen Orgien halten, Galgen und Hochgericht, Belagerungen und Erstürmungen, Blut- und Greuelscenen, mit einem Worte Alles, was den Beschauer zu erschüttern und zu überraschen geeignet ist. Anderseits werden die handelnden Personen in allen mit solcher Scenerie harmonirenden Situationen umhergetrieben, von einem Kontraste der Empfindung und der Leidenschaft zum andern hinüber geworfen, den imponirendsten Effekten aller Art hingegeben und bis auf die äußersten Spitzen der dramatischen Extreme gesteigert. Diese Gattung von Operntexten ist zu bekannt, als daß sie einer weitern Beschreibung bedürfte und Meyerbeer hat das Glück gehabt — wenn wir es ein solches nennen dürfen — die effektvollsten und weit ausgreifendsten Prachtstücke dieser Art zu erhalten. Auch sein Prophet gehört zu diesen und bringt Momente, welche früher noch nicht dagewesen, wie das große Tableau der Schlittschuhläufer im dritten und die furchtbare Explosion mit den einstürzenden Mauern und den Schauderscenen im fünften Akte. Der Eindruck solcher Bühneneffekte auf die schaulustige Masse konnte nicht fehlen und wird um so mächtiger seyn, je gelungener die scenische Ausführung ihre Aufgabe löst. Den Inhalt des Textbuches haben wir mitgetheilt und indem wir auf denselben zurückweisen, müssen wir zugestehen, daß der erfindungsreiche Scribe auch hier wieder nicht nur dem Dekorationsmaler und Maschinisten, sondern auch dem Tonsetzer eine treffliche Grundlage geliefert hat, welche kaum noch etwas zu wünschen übrig läßt.

Durch die von dem Dichter des Libretto gegebene Grundlage ist der Charakter der musikalischen Komposition bestimmt und festgestellt. Meyerbeer hat in seinem Propheten diese Aufgabe gelöst, wenn wir auch die Komposition denen des Robert und der Hugenotten unterzuordnen uns veranlaßt sehen dürften. An massenhaften Toneffekten, ausgedehnten und wirkungsreichen Ensemblestücken, imposanten Momenten, trefflich ausgedachten und höchst kunstreich zusammengestellten Combinationen ist kein Mangel; die Instrumentirung ist nicht nur überaus glänzend und wirkungsreich, sondern auch mit gründlicher Kenntniß gearbeitet; die dramatischen Elemente sind mit einer bewunderungswürdigen Einsicht und in meisterhafter Behandlung geltend gemacht und in den genannten Beziehungen ist in diesem Tonwerke Alles geleistet, was von der Meisterschaft eines so vielbefähigten Komponisten nur erwartet werden konnte.

In geringerem Maß dagegen ist das melodische Element vertreten, und an Melodien, die den Hörer bewältigen, unmittelbar ergreifen und die Sympatien seines Herzens gewinnen, an jenen wundersamen Ergüssen der Inspiration, die dem Kenner wie dem Laien gleich zugängig sind, an jener Innigkeit und Tiefe, die jeden Hörer zu Schmerz und Trauer oder zu Lust und Entzücken stimmt, ist verhältnißmäßig weniger vorhanden als in Meyerbeer's früheren Opern. Der Totaleindruck des Ganzen rechtfertigt das Gesagte am besten, indem derjenige Theil des Publikums, welcher zwar Empfänglichkeit für das Schöne besitzt, aber nicht musikalische Durchbildung genug, um sich an den Einzelnheiten der kunstreichen Arbeit zu erbauen, nach Anhörung des kolossalen Werkes nur wenig in sich aufgenommen hat, was sich ihm eingeprägt hätte, und was er als einen lieben Eindruck oder als eine traute Erinnerung mit sich nehmen könnte. Wir halten Meyerbeer's Propheten mehr für einen Triumph des combinirenden Verstandes, als für eine Manifestation der Genialität und der Inspiration. Diese allgemeinen Andeutungen dürften bei späterer Veranlassung von uns weiter ausgeführt und weiter begründet werden.

Der Prophet wurde nun bereits zum viertenmale, stets bei vollem oder überfülltem Hause und unter dem entschiedensten Beifalle gegeben. Wir wollen nicht untersuchen, ob ein so günstiger Erfolg mehr auf Rechnung der Tondichtung oder mehr auf die der Scenirung und des übrigen Beiwerks des Sehenswürdigen zu setzen sey. Die großen Schwierigkeiten, welche die Durchführung eines in jeder Hinsicht so complicirten Werkes bietet, machen es um so verdienstlicher, wenn die Aufführung so gelingt, wie es auf unserer Bühne der Fall ist. Die Hauptpartien, der Prophet, seine Mutter Fides, und seine Geliebte, Bertha, werden von Hrn. Chrudimsky und den Damen Behrend-Brandt und Anschütz-Capitain repräsentirt. Hr. Chrudimsky besitzt für die Partie des Johannes nicht nur eine vollkommen geeignete Persönlichkeit, seine Erscheinung ist hier nicht nur eben so würdig als imponirend, sondern es stehen ihm auch die erforderlichen Stimmmittel, Kraft, Umfang und Ausdauer derselben in solchem Maße zu Gebot, daß wir diese Rolle als eine vorzügliche Leistung bezeichnen und nach Verdienst würdigen dürfen. Noch etwas mehr Hingebung in den leidenschaftlichen Affecten, ohne darum aber das rechte Maß zu überschreiten, und Hr. Chrudimsky wird seine Partie in Spiel und Gesang meisterhaft gelöst haben. — Die Partie der Fides ist die dankbarste der ganzen Oper und bietet den eigentlichen Culminationspunkt derselben. Frau Behrend-Brandt entfaltet in den Hauptmomenten und namentlich des vierten Aktes eine solche Kraft und eine so reiche Fülle der Stimmmittel, einen so gediegenen und ausgezeichneten Gesangsvortrag und so viel dramatische Auffassung, Gefühl und Leidenschaft, hebt die darzustellenden Situationen so poetisch und vollgültig hervor, daß sie ihren Beruf zur Kunst auf's entschiedenste bekundet und einen, man darf sagen, glänzenden Triumph feiert. — Ist die Partie der Bertha auch weniger in den Vordergrund gestellt, als die beiden andern, so wußten doch das poetische Gemüth und die dramatische Auffassung der Frau Anschütz-Capitain so durchzudringen, daß ihre Partie nicht zurücksteht und wahrhaft ergreifende Momente bietet, die vom Publikum aufs lebhafteste anerkannt wurden. —

Die Partien der drei Wiedertäufer waren durch die Herren Dettmer, Clement und Meinhold vertreten und wurden in Spiel und Gesang den Situationen angemessen durchgeführt. Dasselbe gilt von Hrn. Leser (Graf Oberthal), dessen Fleiß, Tüchtigkeit in musikalischer Beziehung und vielseitige Verwendbarkeit im Repertoir ihn zu einem sehr brauchbaren und zur Abrundung der Opernvorstellungen immer erfolgreich mitwirkenden Bühnenmitgliede machen. — Für die Ausstattung der Oper hat die Direktion weder Mühe noch Kosten gespart, und wird durch den Erfolg den ihr wohlgebührenden Lohn finden. Schließlich sey noch unseres geschätzten Dekorationsmalers Hrn. Hoffmann und des

Digitized by Google

als ausgezeichnet bekannten Maschinisten Hrn. Mühldorfer, so wie der gediegenen und kunstgerechten Leistungen der Chöre und des Orchesters in gewiß gerechter Anerkennung gedacht. W.

Mannichfaltigkeiten.

Es gibt gewisse Dinge, über die Zwei nicht verschiedener Meinung seyn können, ohne sich in die Haare zu gerathen. Dazu gehört das Capitel der Revolution. Thiers, der französische Staatsmann und Geschichtsschreiber, nannte in der Nationalversammlung die Februar-Revolution furchtbar und verderblich und rief dadurch beispiellosen Sturm hervor und nur als Lamartine auf der Rednerbühne erschien, ward wieder ruhiges Wetter. Er fand die Februartage sehr ruhmvoll und will ihr Geschichtsschreiber werden. Aehnlich ging's Bodelschwingh; als er in der vorjährigen Kammer den 18. März eine Schmach für Preußen nannte, erlosch seine Stimme in beispiellosem Tumult und die Linke stürmte zur Thüre hinaus.

(Berlin.) Hr. J. Gungl hat einen Ruf nach Petersburg erhalten, wohin er mit seiner Kapelle in kurzem abreisen wird. Dem Vernehmen nach ist er dort auf fünf Monate für 20,000 Rubel engagirt worden.

Korrespondenz.

München, 27. Febr.

Wenn uns die Wirkungen einer künstlerischen Produktivität, wie die Genelli's, durch eine bedeutende Reihe genialer Erfindungen mit Bewunderung erfüllt haben, so wird dieselbe durch die neueste seiner Schöpfungen noch gesteigert. Dante's erhabene Gedanken haben in Genelli einen würdigen Darsteller gefunden. Eifersüchtige Künstler und in selbst erfundenen Lehren befangene Kritiker haben die Entdeckung gemacht, daß diese Compositionen weder in dem Style der zu Dante's Zeiten üblichen Kunst, noch im sogenannten religiösen unserer Tage, dem Spiegel eines entnervten Geschlechtes, dargestellt sind: nun wohl, Genelli ist eben auch der Mann darnach, der seinen eigenen Weg gehen kann, wenn er sich auch die Bahn erst schaffen muß, und über kurz oder lang werden die Kunstkritiker mit Zirkel und Maß kommen, um die Fußstapfen auszumessen und sie den nachtretenden Künstlern zu empfehlen. — Die große Zahl der Zeichnungen, von denen eine jede ein vortreffliches Bild, gestattet uns nicht, jede einzeln aufzuführen und zu beschreiben. Wir beschränken uns deshalb nur auf eine kleine Anzahl derselben, um zu zeigen, wie der bildende Künstler gleich dem Dichter unsere Gefühle durch die mannichfachsten Abstufungen vom Rührenden zum Erhabenen und Schrecklichen zu steigern wußte, und zwar in der Art, daß jedes dieser Bilder diesen Eindruck erzeugt, auch wenn die Schilderung des Dichters unbekannt ist. Welch erhabenen Eindruck macht das Bild, auf welchem Christus durch die Vorhölle fährt! Welch ein rührender Schmerz drückt sich in dem aus, welches die Francesca von Romini vorstellt, wie sie dem Dante ihre Leiden erzählt; wie schrecklich ergreifend dagegen ist die Scene, wo Crampolo an den Haaren aus dem Pechpfuhle gezogen wird; welch unheimliches Gefühl überschleicht uns bei der Darstellung der Heuchler, die in Bleikutten über Kaiphas gehen. Einen frischlichen Eindruck macht das Blatt, auf welchem Beatrice in die Sonne sieht, und nahe am Schlusse des Werkes ist in dem Tode des heiligen Franciscus, der seinen Schülern die Armuth hinterläßt, die religiöse Ergebenheit des Christenthums mit großer Liebe und feierlichem Ernste ausgedrückt. Wenn wir uns nicht auf eine nähere Beschreibung der einzelnen Compositionen einließen, so unterblieb dies, weil, wie die Beschreibung einer Symphonie auch nicht die Idee von dem Eindrucke gibt, den diese selbst hervorbringt, so auch eine jede Kunst nur durch die ihr eigenen Mittel wirkt und deshalb nicht anders versinnlicht werden kann.

Köln, 7. März.

Im April wird der „Prophet" von Meyerbeer im städtischen Theater zur Aufführung gelangen. — In diesen Tagen gastiren vier Ungarn im Vaudeville-Theater. Die Geschwister geben mimisch-plastische Darstellungen, in denen es nicht an haarsträubenden Scenen fehlt, an Scenen, bei denen die Hände des Publikums in immerwährender Bewegung verharren. Das non plus ultra von Gelenkigkeit führt ein Kind auf, indem dasselbe mit den Füßen auf dem Knie eines Herkules steht, sich rückwärts biegt und mit den Händen den Fuß dieses Mannes ergreift und so längere Zeit in einer Stellung verbleibt, daß man glauben sollte, die kleine lebende Gliederpuppe müsse jeden Augenblick brechen. Was der gefühlvolle Zuschauer bei diesem Anblick empfindet, das hat die Presse leider so oft schon vergebens ausgesprochen. — Das Stollwerk'sche Theater macht so glänzende Geschäfte, daß dasselbe den Sommer über nicht geschlossen würde, wenn nicht neue Decorationen angebracht werden sollten. Diese werden indeß innerhalb sechs Wochen schon vollendet seyn. — Der „Kölsche Gaddeck", die jüngste Zeitung in Köln, welche sich sehr viel um die Vergangenheit dreht, theilt mit, daß der Kirchenschatz von St. Ursula einst einen von den dreißig Silberlingen, die Judas als Verrätherlohn einstrich, besessen habe, eine Münze, die man nicht um 20,000 Thlr. veräußern wollte. Die alte Münze soll spurlos verschwunden seyn.

Wiesbaden, 6. März.

Auf der hiesigen Hofbühne wurde am 2. März die romantisch-komische Oper in 4 Akten: „Floris von Namur", von Ch. Oberthür, zum ersten Mal gegeben, und am 5. unter persönlicher Leitung des Componisten nach zweckmäßigen Abkürzungen mit demselben Beifall, wie bei der ersten Aufführung, wiederholt. Die Handlung, frei nach einer Zschokke'schen Novelle von Carl Gollmick, spielt in Flandern und hat eine entfernte Aehnlichkeit mit den Abenteuern des „Verwunschenen Prinzen" in dem Pölitz'schen Lustspiel, obgleich der Standpunkt der Personen ein ganz anderer ist. Die Musik ist im französischen Style gehalten, fließend, sangbar und in leidenschaftlichern Stellen anregend. Obgleich nicht tief und schwungreich, fehlt es ihr doch nicht an dramatischen Wirkungen und die Melodrame sind vortrefflich gezeichnet. Floris von Namur, eine anstrengende aber sehr dankbare Tenorpartie, wurde von Hrn. Eberius mit Humor dargestellt und mit Geschmack vorgetragen. Mit vielem Fleiße wirkten Fräul. Kern (Herzogin von Silvani) und Fräul. von Bracht, eine briebte Anfängerin (Antonie de Fano); die Herren Meyer (Graf de Fano) und Jaskewitz (Crispin) eine komische Partie. Hrn. Steyan (Astrolog Aliko und Abubecker), obwohl noch im Spiel zurück, darf man unstreitig zu den ausgezeichnetsten Baritonstimmen zählen. Chöre und Orchester gingen präcis, namentlich gefiel ein Chor der Unsichtbaren in Floris romantischer Traumfeene im dritten Akt. Viele Nummern, als die vorzüglichsten erkannt — unter diesen ein reizendes Strophenlied der Herzogin — wurden mit ungetheiltem Beifall belohnt. Besonders ergötzend war die Scene der vier Gesandten aus dem Reiche der Phantasie. Der Solotanz von Fräul. Sophie Starke vom Hoftheater zu Weimar hätte mehr Aufmunterung verdient. Wo diese gefällige Oper gut besetzt wird, kann ihr der Succes nicht fehlen.

Theater-Anzeige.

Samstag 9. März. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufz. von R. Benedix. Hierauf (neu einstudirt): Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustspiel in 2 Abth. nach dem Französischen des Scribe von C. Blum.

Sonntag, 10. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Nellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,

nebst Restauration und Harmoniemusik.

Sonntag, 10. März. Bei Hofe der Häßlichste, Lustspiel in 4 Akten von Scharff von Scharffenstein.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 60. Montag, den 11. März 1850.

Eine Kasernen-Geschichte.

(Aus meinem Kriegerleben.)

(Fortsetzung.)

Falter hatte wirklich durch Zufall, der täglich seine Lust- und Schauspiele dichtet, die Bekanntschaft eines kölnischen Bürgermädchens gewonnen, das nicht nur schön und lieblich, sondern auch fromm und tugendhaft war. Da sie die einzige Tochter von Eltern aus dem Mittelstande, mithin der Augapfel der Eltern war, konnte sie unumschränkt über ihre Zeit gebieten, stets ausgehen, ohne den Eltern genaue Rechenschaft über Schritt und Tritte zu geben, welche sie übrigens, als der katholischen Kirche angehörig, leicht mit einer frommen Fahrt nach einer der zahlreichen Kirchen der Stadt entschuldigen konnte. In letzten Zeiten hatten die jungen Leute, ohne daß es von einer oder der andern Seite bemerkt worden war, häufig Abendlustgänge mit einander unternommen, sich von Liebe unterhalten, mit einander viel geschwärmt, gedichtet, geherzt und geküßt; und wer kann sagen, was sie alle zusammen gethan und getrieben. Das Mädchen, jetzt über das süße erste Geheimniß der Liebe hinaus, fühlte, wenn sie allein war, eine unsägliche Angst, von dem Manne verlassen zu werden, das Schicksal so vieler Genossinnen zu erleiden, wie es von Tag zu Tage im Munde der Nachbarn auftauchte, aber dennoch ward sie zu dem jungen Manne mit Zaubermacht hingezogen, vergaß sie in seiner Nähe jede Besorgniß, kam sie allen Wünschen Falters zuvor, folgte sie jedem seiner Winke, jedem seiner Blicke, als ob er sie durch einen Liebestrank bezaubert habe. Sie that freilich nicht klug, wich freilich vom Pfade der Sitte, der Schicklichkeit ab in ihrer treuen Hingebung, verdiente aber keinen Tadel von Denen, die statt lebendigen Gefühles nur kalte Berechnung im Leben vorwalten, sich in allen seinen Lagen von baarem Eigennutze bestimmen lassen.

Was Falter betraf, so hatte er sich auch von seinem Gefühle hinreißen lassen, ohne bei seinem Verstande zuvor angefragt zu haben. Er war allmälig von dem Leichtsinn seiner Kameraden wenn auch nicht zu solch groben Uebergriffen angesteckt worden, wäre aber vielleicht von der einen Schönheit, die sich ihm jetzt so willig darbot, deren leichte Eroberung ihn staunen gemacht, in die Netze anderer verschmitzter Dirnen gefallen, wenn nicht gewisse Umstände dazwischen getreten. Wer kann alle die Möglichkeiten berechnen, welche Gertrude, so nennen wir die Kölnerin, wohl im Herzen fühlte, ohne sie sich selber gestehen zu wollen.

An einem neblichten Winterabend hatte der Unteroffizier seinem Mädchen ein Stelldichein in einer benachbarten Kirche festgesetzt, hatte er sie wie gewöhnlich getroffen, und wandelte, in seinen Mantel gehüllt, mit seiner Schönen durch die Straßen, ihr von seinem Leben in der Kaserne, auf den Waffenplätzen erzählend. Unter dem Wandeln äußerte das Mädchen den Wunsch einmal seine Wohnung in der Kaserne sehen zu mögen, um einen Begriff von der Einrichtung zu bekommen. Falter entgegnete ihr, wie dieser Wunsch leicht gewährt werden könnte. Es ist kaum sechs Uhr, alle meine Leute sind in der Stadt in ihren gewohnten Kneipen, haben, da es heute Sonntag ist, Urlaub bis zehn Uhr, und werden, da überdem Zahltag war, gewiß nicht eher heimkehren, dafür kenne ich sie zu gut. Es wird uns Niemand begegnen, und wenn auch, in Deinen Mantel gehüllt, wird Dich Niemand kennen, Dich höchstens für eine Unteroffiziersfrau halten, die in der Kaserne wohnt. Komm daher, so plaudern wir oben ein Stündchen zusammen in ruhiger Behaglichkeit.

Gertrude, die sich anfangs gegen den unklugen Schritt, der doch immer sein Anziehendes behielt, etwas sträubte, folgte bald willig, zumal da die Dominikanerstraße ganz nahe lag, und schritt ruhig an der Schildwache des Thores vorüber in den weiten, dunkeln menschenleeren Hof. Auch die Kaserne war wie ausgestorben, die Gänge, als sie dieselben erreicht hatten, waren todtenstill, und nur in der Ferne ertönte eine zuschlagende Thüre, einige abgerissene Wortlaute oder ein abgebrochen hingepfiffenes Liedchen, als Zeugniß: daß hin und wieder einige Artilleristen daheim geblieben oder zurückgekehrt. Leicht schritten die Beiden die Stiegen an. Falter trug den Zimmerschlüssel bei sich, schloß die Stube auf, machte sich Licht an, und so befriedigte er dann die Neugier des Mädchens, verlor sich später mit ihr im Necken und Kosen; er wie sie gewiß, von Niemanden belauscht zu seyn.

Unter den Wenigen, welche an dem fraglichen Abend in der Kaserne zurück geblieben, war aber auch die hübsche Unteroffiziersfrau, welche ihre Wechsellaune so wunderlich gegen Falter auszulassen pflegte. Sie hatte den Tritt des Kommenden aus ihrer Wohnung, wo sie im Finsteren träumte, gehört und erkannt, hatte zwischen den klirrenden Tritten des Kriegers deutlich einen leichteren erlauscht, und gleich geschlossen: daß sich hier ihr Argwohn verwirkliche, und zugleich wohl eine Gelegenheit zur Rache bieten könne. Leise war sie, auf bloßen Füßen den Liebenden gefolgt, hatte an der Thüre gelauscht und gar zu bald erfahren, was in dem Raume drinnen Angelegentliches gepflogen wurde. Obschon die Eifersucht ihr das Herz durchwühlte, alle Sinne benehmen wollte, bezwang sich die rachsüchtige Frau, und wartete ganz ruhig ab, bis die Nacht tiefer gesunken, lauschte begierig, ließ kein Wort, keinen Laut an ihrem Ohr vorübergehen, bis sie sich ganz ihrer Rache, ihrer Opfer vergewissert hatte, dann drehte sie plötzlich den Schlüssel, der in der Thüre stecken geblieben war, im Schlosse um, und rannte mit lautem Hohngelächter die Stiegen niederwärts.

Die Ordnung der Kaserne verbietet unter andern jeden weiblichen Besuch in den Stuben der Krieger von Nachtfall, d. h. vom Dunkel bis zum Morgen. Der Zuwiderhandelnde, Derjenige, welcher

Digitized by Google

ein weibliches Wesen bei sich in der Kaserne von Nachtfall an aufhält, verfällt strenger Strafe, wird, wenn er einen höheren Rang hat, von demselben heruntergesetzt, degradirt. Die Liebesleute hatten die Bewegung des Schlüssels, das Hohngelächter nicht überhört, waren dadurch in ihren Träumen aufgeschreckt worden, als sie aber dadurch vorsichtiger zur Thüre eilten, fanden sie das Schloß abgeschlossen, hatten sie Ursache, hatte wenigstens Falter vollkommene Ursache, das Schlimmste zu befürchten.

Die Unteroffiziersfrau war gleich, nachdem sie den Schlüssel abgedreht hatte, aus der Kaserne weg in die nächste Straße gerannt, wo der diensthuende Lieutenant wohnte, der den Tag über in der Wache anwesend, sich mit dem Dunkeln in die benachbarte Wohnung zurück gezogen. Diesem Bediensteten trug sie dann das Vergehen des Unteroffiziers an, forderte ihn als gesetzliche Behörde auf, gleich einzuschreiten, den Schuldigen zu fassen und dem Richter, der Strafe zu überantworten.

Falter hatte, wie früher erwähnt, sich nie Vorwürfe wegen Dienstvergehen zu Schulden kommen lassen, war von all' seinen Oberen ob seiner Kenntnisse, wie seines Lebenswandels, geachtet gewesen, woher leicht erklärlich, daß der Diensthuende hier sehr ungern einschritt, an dem Thatbestande zweifelte, und dann erst seinen Degen, seine Dienstzeichen anlegte, als die Frau sich nicht beschwichtigen ließ, hartnäckig auf einer Untersuchung des Befundes bestand. Mit Widerwillen schritt der Lieutenant in den Kasernenhof, die Frau seinen Fersen nachziehend. Als der Bedienstete die Treppen hinan schritt, die Frau ihm auch hier bis zur Thüre folgen wollte, wies er sie strenge zurück, indem er wisse, was er zu thun und keine Ueberwachung weiter nöthig habe. Die Eifersüchtige zog sich nach dieser Zurückweisung bis zur ersten Treppenwindung zurück, um von dorten den Erfolg der Untersuchung und eine günstige Gelegenheit zum Näherschleichen abzuwarten. Der Lieutenant trat nun zur Thüre, fand das Schloß unversehrt, schloß es auf und eilte in die Stube. Statt ein sündiges Paar in Beschämung und Zerknirschung vor sich zu finden, gewahrte er blos den Unteroffizier über seinem Tische, an einem aufgeschlagenen Buche in Lesen vertieft.

(Fortsetzung folgt.)

Jacob Thompson.

(Biographische Skizze. Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Das Trauerspiel Corolian, welches sich unter Thompsons Nachlasse vorfand, kam durch die Vermittelung seiner beiden Testamentsvollstrecker, Lyttelton und Michel, zur Aufführung, und wurde der Ertrag davon seinen Schwestern zugestellt.

Durch seinen viel zu frühe erfolgten Tod hatte England einen seiner trefflichsten Dichter, seine Familie einen edlen Bruder und die Gesellschaft überhaupt einen Mann verloren, den glänzende moralische und politische Eigenschaften schmückten, und der in den Beziehungen zu seinen Bekannten und Freunden sich als solchen stets bewährte. In dem von Lord Lyttelton zu des Dichters Trauerspiel Corolian geschriebenen rührenden Prolog, der bei der Vorstellung des Stücks auf die Zuschauer einen tief ergreifenden Eindruck machte, ist derselbe mit aller Hingebung und Hochachtung der wärmsten Freundschaft geschildert worden. Man kann diesen schönen Prolog nicht lesen, ohne sich von den lebhaftesten Sympathien für den berühmten Dichter ergriffen zu fühlen. Seine sterblichen Ueberreste wurden in der Kirche zu Richmond in ein einfaches Grab gelegt, welches ein Stein ohne Inschrift deckte. Erst im Jahre 1762 wurde ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei errichtet, dessen Kosten von dem Ertrage einer neuen Auflage seiner Werke (2 Bände in 4°) bestritten wurden. Die dießfallsigen Unterzeichnungen waren so zahlreich ausgefallen, daß man das Geld für diesen Zweck nicht alle bedurfte, sondern noch ein namhafter Theil davon Thompsons Familie überlassen werden konnte. Seine Grabstätte in der Kirche zu Richmond ließ der Graf von Bucham, im Jahre 1792, mit einer Bronzetafel schmücken, auf welche einige Verse aus den Jahrszeiten eingezeichnet waren.

Thompson pflegte gerne die späten Stunden der stillen Nacht für seine poetischen Arbeiten zu wählen, und in der schönen Jahrszeit konnte man ihn stundenlang in dem Park von Richmond, oder in seinem eignen, schön angelegten Hausgarten, spät nach Sonnenuntergang, bis tief in die Nacht hinein spazieren gehen sehen. Dies schienen seine poetischen Weihestunden zu seyn, in welchen er sich den Eingebungen seiner Einbildungskraft überließ, die der Bearbeitung mit der Feder dem kommenden Tage vorbehalten blieben.

Nicht genug, daß man dem Dichter ein Denkmal in der Westminsterabtei setzte, hat man auch sein Andenken durch die Erhaltung seiner Wohnung bei Kew zu ehren gesucht. Nach seinem Ableben wurde dieselbe von Georg Roß erkauft und von ihm, zur Verschönerung ihrer Umgebung, eine Summe von 9000 Pfd. Sterling aufgewendet. Eben so hat Madame Boscawen, welche ihm im Besitze folgte, die Gartenlaube, in welcher Thompson gewöhnlich saß, wiederherstellen und überdies den Tisch wieder hineinbringen lassen, auf welchem Thompson zu schreiben pflegte. Ueber der Thüre des Hauses ist die Inschrift angebracht: „Hier sang Thompson die Jahreszeiten". Im Inneren des Hauses ist noch manches Bemerkenswerthe zu lesen, unter Anderem auch eine größere Inschrift in der Mitte seines Wohnzimmers, in welcher ausdrücklich bemerkt ist, daß der Dichter am 22. August 1748 mit Tod abgegangen sey.

Die Hauptwerke, welche Thompson außer seinen „Jahrszeiten", die in ihrer Art einzig und unübertroffen da zu stehen scheinen, geschrieben und herausgegeben hat, sind bereits oben in Kürze erwähnt worden; derselbe hat aber auch noch mehrere kleinere Dichtungen geschrieben, die nicht weniger das Gepräge des Genie's an sich tragen, wie seine größeren poetischen Produktionen. Zu Ehren derselben Miß Stanley, deren Andenken er in dem Sommergesang der Jahrszeiten so rührende elegische Verse widmet, hat er auch eine sehr schöne Grabschrift geschrieben. Eben so athmet seine Hymne auf die Einsamkeit den Geist hoher dichterischer Weihe, und kann dieselbe gleichsam als der Spiegel des eigenen philosophisch-beschaulichen Lebens des Dichters betrachtet werden.

Uebrigens scheint Thompson ein zu reich begabter dichterischer Geist gewesen zu seyn, als daß er je Geschmack daran habe finden können, seine Gedanken in Prosa auszudrücken. Von ihm selbst ist nichts in Prosa in Druck herausgekommen; doch sind nach seinem Ableben zwei sehr interessante Briefe erschienen, wovon der eine an seine Schwester (d. d. Hagley, den 4. Oct. 1747), und der andere (wahrscheinlich vom Jahre 1746) an den Intendanten der Inseln unter dem Winde, Hrn. Paterson, seinen Stellvertreter, gerichtet ist. In dem einen, wie in dem andern dieser beiden Briefe zeigt sich Thompson von der höchst liebenswürdigen Seite reiner Geschwisterliebe und tiefempfundener Freundschaft, welche er gegen seinen Freund Paterson durch allerlei Scherze, ernste und launige Bemerkungen hindurchschimmern läßt. Verluste zeitlicher Güter wußte Thompson mit Ruhe und philosophischem Gleichmuth zu ertragen. In dem Briefe an Paterson läßt er die Bemerkung mit einfließen, daß er eine jährliche Rente von hundert Pfund Sterling verloren habe, und daß West und Mallet mit ihm an demselben Tage ruinirt worden seyen, fügt aber gleich die tröstenden Worte hinzu: „Haben wir ein wenig Geduld, mein theurer Paterson; seyen wir zufrieden und heiter; eines Tages wird Alles gut gehen; eines Tages

Digitized by Google

wird Alles endigen: hier, will ich sagen" — — —. Beide Briefe sind sehr anziehend geschrieben und zeigen uns den Dichter von den liebenswürdigsten Seiten in seinen Eigenschaften als Mensch, Bruder und Freund. Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß seine Freunde nach seinem Ableben sich nicht bemüht zu haben scheinen, die mit ihm gepflogene Korrespondenz im Druck erscheinen zu lassen, wodurch der Lebensgeschichte des Dichters, wie der Literatur überhaupt, gewiß ein großer Dienst würde geleistet worden seyn.

Alles schon dagewesen.

Man klagt häufig über den Aktienschwindel und die Spielwuth in unsern Tagen, über das Treiben mit Rimessen u. s. w., aber alles dies ist früher schon dagewesen und in weit höherem Grade. Man denke nur an die berüchtigte Südseecompagnie in England und auch das Rimessenspiel ist nichts Neues. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts grassirte in London namentlich die Lotterietollheit. Im Jahre 1772 gab es Zeitschriften auf Lotterie; Kleidungsstücke, Hüte, Handschuhe, Thee wurden in der Lotterie ausgespielt; ja sogar Loose auf das Anrecht, sich da und dort barbiren zu lassen, wurden feilgeboten. Wer drei Pence einlegte, konnte sich den Bart scheeren lassen, und im günstigen Falle obendrein 10 Pf. St. gewinnen. Schuhputzlotterien waren in London häufig; man konnte einen Mittagstisch in der Lotterie gewinnen, und erhielt für 6 Pence eine Mahlzeit Braten und die Aussicht auf den Gewinn von 60 Guineen. Für drei Pence stand an allen Straßenecken ein Dutzend Austern feil und Gewinne von 5 Guineen waren auch zu bekommen. Wer für einen Farthing eine Bratwurst kaufte, hatte Hoffnung, mit einem „Kapital" von fünf Schillingen beglückt zu werden, vorausgesetzt natürlich, daß Fortuna sich ihm hold zeigte. Ganze Waarenmagazine wurden verloos't, und der rechtliche Handwerks- und Kaufmann gerieth dadurch in nicht geringen Schaden. Die Leute wollten keine rechtschaffenen Preise mehr zahlen, und hofften auf Gewinn, obgleich die verloosten Sachen, wie das in der Regel der Fall ist, sich bei näherer Betrachtung als schlecht und weniger dauerhaft auswiesen. Die Billete der Staatslotterie wurden von den Pfandleihern und selbst von den Wechslern als Unterpfand genommen. Um die Lotterie Allen zugänglich zu machen, schuf man Assekuranzen. Wer nicht Geld genug hatte, um Billete kaufen zu können, brauchte nur eine geringe Summe einzulegen, denn es wurden Anwartschaften auf Lotterieloose ausgeloos't. Aber auch solche Assekuranzen reichten bei der rasenden Gier der Spieler noch nicht aus. Wenn ein vornehmer Mann krank war, so schrieben die Spieler Assekuranzen auf sein Leben aus, deren Cours, je nachdem Aussicht auf Heilung vorhanden war oder nicht, stieg oder fiel. Die Sache wurde in den Zeitungen verhandelt, die wohl der Kranke selbst las, der natürlich von der Assekuranz vorher nicht eine Sylbe wußte. Man kann sich den Schrecken denken, wenn er z. B. in der Whitehall Abendpost las: „Lord N. N. kann als sehr schwer krank betrachtet werden, denn man wollte heute Mittag sein Leben an der Börse nicht unter 90 Prozent versichern." Man versicherte den Ausgang von Belagerungen der oder jener Stadt, wurde sie genommen, dann mußte so oder so viel Prämie gezahlt werden. So versicherte während des siebenjährigen Krieges der spanische Gesandte 30,000 Pfund wegen Minorcas, als er schon die Depesche erhalten hatte, daß die Insel genommen worden war. — Das Lotteriewesen wurde in England 1825 abgeschafft. (Modeztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Der beste Schwimmer.) Hr. Fuller, Redakteur des „Daily Wiskonsin" in Milwaukie, ist der beste Schwimmer in den Vereinigten Staaten. Im Frühjahr 1849 kam dieser mit mehreren Freunden nach Niagara. Am Fuß der Fälle, wo die Fähre nach Canada hinüberrudert, sprach er mit seinen Freunden darüber, ob es wohl möglich wäre, über den Fluß, der etwa 1000 Fuß breit ist, zu schwimmen. Er fragte den Fährmann, ob dies noch Niemand gethan habe und erhielt zur Antwort: ja, zwei englische Soldaten. Goddam! sagte Fuller, was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch, und ohne sich länger zu besinnen, entkleidete er sich und sprang in den Strom. Seine Lage soll schrecklich gewesen seyn; denn er hatte fast seinen Kräften zu viel vertraut. Mehr als zwanzigmal wollten ihn die furchtbaren Wirbel hinunterziehen; er kämpfte wie ein Verzweifelnder, und wäre gewiß auch unterlegen, hätte ihn nicht der Gedanke aufrecht erhalten: was zwei englische Soldaten können, das kann ich auch! Halb todt vor Ermattung stieg er an der andern Seite an's Land. Da kam der Fährmann zu ihm, klopfte ihm auf die Schultern und sagte: „Sie sind der Erste, der's vollbracht hat; denn die beiden englischen Soldaten sind ertrunken!"

(Oesterreich). Ueber die Erzeugung von Schaafwollenwaaren in der österreichischen Monarchie ist Folgendes bekannt geworden. Die gesammte Tuch- und Schafwollenwaaren-Erzeugung in der österreichischen Monarchie beträgt jährlich 1,374,500 Stück, im Werthe von 67,945,000 fl., zu welchem Erzeugnisse bei 600,000 Centner Wolle erfordert werden. Rechnet man zu diesem Wollbedarfe das Schafwollengarn der Ausfuhr mit 25,000 Ctr. und die ausgeführte rohe Wolle mit 167,000 Ctr., so beläuft sich die gesammte Wollproduktion auf 792,000 Ctr. Wie richtig diese approximative Veranschlagung der Wollenerzeugung erscheint, ergibt sich aus der Anzahl der Schafe der Monarchie. Der gesammte Schafbestand beträgt 27 Millionen, und wird der durchschnittliche Ertrag von grob- und feinwolligen Schafen mit 3 Pfd. das Stück veranschlagt, so erhält man 810,000 Ctr., welche von der auf eine andere Art ausgemittelten Wollproduktion mit 792,000 Ctr. nicht viel abweichen.

(Welche Wirkungen wird der electromagnetische Telegraph üben?) Einst, wenn ein dichtes Telegraphennetz die gesitteten Länder überzieht, werden in allseitigem, ununterbrochenem Zuge, in der Form von Botschaft und Befehl, von Gruß und Wunsch und Erkundigungen, die menschlichen Gedanken von einem Ende zum andern blitzschnell überspringen und sich mit der geflügelten Erwiederung kreuzen. In dieser einzigen Vorstellung, ohne daß man sie weiter ausmalt, liegt für den Gedanken eine ganz neue Welt erschlossen, ein Wesen und eine Form der Gesellschaft, von denen wir so wenig einen Begriff haben, als einst der Initialen malende Miniator vom deutschen Buchhandel und der englischen Zeitungspresse. Zunächst aber scheint der Gedanken leitende galvanische Strom dazu ausersehen, in höherer Potenz das Werk der Presse fortzuführen, indem er ihrer maßlos gewordenen Ausdehnung von selbst Schranken setzt. Die Telegraphie wird dem Bücherdruck wieder neue Kraft und höhere Bedeutung geben, indem sie in tausend Fällen und Beziehungen das gedruckte Wort unnöthig macht, und dieses wieder zu Ehren bringt, wo man seiner nicht entrathen kann. Wir ahnen (so bemerkt das Morgenblatt) auf's Bestimmteste, daß mit dem Einsetzen dieses mächtigen Rades in das Getriebe der Welt eine ähnliche entscheidende Wendung der Geschichte gegeben ist, wie einst mit dem Auftreten der Buchdruckerkunst, womit das

Digitized by Google

Mittelalter zum Abschluß kam und eine neue Zeit anbrach. Die ganze Periode, welche in der Mitte zwischen der Erfindung, die den Gedanken vervielfältigt, und der Erfindung, welche denselben veralltäglicht, werden spätere Geschlechter als eine Art Nachmittelalter bezeichnen, während uns als ein solches nur die Zeit bis zu dem großen dreißigjährigen Kriege erscheint, durch den mit der Schöpfung der heutigen Staatsformen Deutschlands Kraft völlig gebrochen wurde. Wie dem aber sey: der Anfang einer neuen Aera wird mit dem Punkte bezeichnet werden, wo der magnetische Telegraph das vierhundertjährige Werk der Presse in höherer Potenz aufnahm und fortführte.

Der Konzertmeister Rohr in Meiningen empfing vor kurzem von dem Großherzog von Weimar die goldene Verdienst-Medaille für eine seiner neuesten Compositionen. Es ist dies die oratorische Tondichtung: „Martin Luther", welche an verschiedenen Orten mit dem größten Beifall aufgeführt worden ist, und worin sich Hr. Rohr von neuem als ein talentvoller, gediegener Compositeur zeigt. Möchten Deutschlands Gesangvereine recht bald dieses interessante Werk zur Aufführung bringen!

Literatur.

Ismelda Lambertazzi, Romanze in drei Gesängen von Adolf Doerr. Darmstadt, C. W. Leske. 95 S.

Der Name Adolf Doerr ist vielleicht nur wenigen unserer Leser bekannt. Und doch hat dieser Dichter einen lyrischen Band sowie einzelne in Zeitschriften und poetischen Sammlungen abgedruckte Gedichte in die Welt gesandt, die in ungleich höherem Grade Anerkennung verdienten, als so Vieles, was uns gewisse Löwen des Tages geboten, welche sich eines durch literarische Geoattrschaften unterhaltenrn Renommée's in deutschen Gauen erfreuen. Aber wie sehr verhindern nicht oft äußere Gründe heutzutage die Geltendmachung eines dichterischen Talentes. Wie zieht nicht die Mittelmäßigkeit, die sich dem großen Haufen mundgerecht zu machen weiß, siegreich auf dem Triumphwagen der Arroganz einher, während der ächte Genius einsam zur Seite stebt, wenn er vielleicht nicht eine der buchhändlerischen Größen als Verleger findet, deren Fiema ihn eo ipso zum Klassiker stempeln würde. Unglücklicherweise erschienen Doerr's frühere Poesieen überdieß grade vor dem Ausbruch der Februar- und Märzstürme, und so haben sie, wenn auch hie und da würdig begrüßt, doch nicht die gebührende Verbreitung und Anerkennung gefunden. — Die erzählenden Gedichte in der erwähnten Sammlung (Titan und Eros. Darmstadt 1847) mußten namentlich die Hoffnung erwecken, daß Doere in drr episch-lyrischen Gattung noch Schönes leisten werde und die voeliegende Dichtung hat solche Erwaetungen gerechtfertigt. Der Stoff zu derselbrn ist Sismondi's Geschichte der italienischen Freistaaten entlehnt; im vierten Theil erzählt uns dieser Historiker mit kurzen Werten die tragische Geschichte zweier Liebenden, welche auch Halm zu einrm Trauerspiel benutzte. Es ist die Geschichte einer Liebe, so göttlich schön und rührend, wie die jrnes edlen Paars von Verona. Wenn das Hauptmoment in Dorrr's früheren Poesieen die ästhetische Entrüstung bildete, die Ankämpfung eines nach seinen Idealen eingenden Dichtergeistes gegen die materiellen Elemente der Gegenwart, so läßt er hier ein glanzvolles und farbenduftendes Bild aus einer großartig bewegten Zeit vor uns aufsteigen, in der noch stolzere Leidenschaften und Gefühle die Herzen schwellten Er hat seine schönen Kräfte an einem Stoff gesammrlt, der sich vollkommen plastisch abrundet und erscheint daher frei von dem Zerfahrnen und Outrirten, was man an ihm auszustellrn hatte. Vielleicht kann man anführen, daß man hin und wieder stark an Byron erinnert werdr, doch darf dies wohl kein Tadel seyn. Bedauern müssen wir, daß der Raum uns die Mittheilung einzelner Partien nicht verstattet. Wir begnügen uns deshalb überhaupt damit, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diese in einer eben so energischen als lieblichen Sprache gehaltene Dichtung voll Farbenschmelz und Duft zu lenken. Sagt doch W. v. Humboldt mit Recht: „Ueber einen Dichtee reden und schreiben, ist nie mehr als ein Herumgehen um das Unaussprechliche."

J. W. Appell.

Korrespondenz.

Aus Oberhessen, Ende Februar.

Wie das verflossene Jahr manche Verbesserungen, wenn auch nur in der Idee, gebracht hat, so sind auch in den dem Großherzogthum Hessen angränzenden Ländern, als Preußen, Nassau, Kurhessen rc. Umgestaltungen im Postwesen, und namentlich billige Taxen für Packete und Geldsendungen, eingetreten, während es in unserem Landr in dieser Beziehung beim Alten geblieben ist, obgleich bei uns auch der Fürst von Thuen und Taxis, gleich wie in Nassau und Kurhessen, die Posten zu Lehen trägt. — Wie haben schon öfter gelesen und sind es auch von glaubhafter Seite versichert worden, diese Reformen würden auch bald bei uns eingeführet u. s. w., — allein bei dieser Versicherung scheint es zu bleiben; wir müssen nun schon seit Monaten, wo überall die Ermäßigungen stattgefunden, das hohe Porto nach wie voe bezahlen und sind dadurch einer ganz fühlbaren Concurrenz mit den Nachbaeländern ausgesetzt, die, sollte dieser Zustand lange dauern, dem Gewerb- und Handelsstande unseres Landes höchst nachtheilig werden dürfte. Wir erlauben uns daher, im Interesse unseees Gesammtlandes, diesen Gegenstand öffentlich zue Sprache zu bringen und um Aufschluß zu bitten, an wem diese Verzögerung liegt, da uns wohl bekannt ist, daß die Taxis'sche Postadministration, deren Rührigkeit in Errichtung neuee Poststellen, Erbauung schöner und bequemer Wagen, Unterhaltung und Einführung neuer Course u. s. w., alles Lob verdient, in den übrigen Ländern einen billigen Tarif eingeführt hat, ja da uns durch eigene Erfahrung die Belehrung geworden ist, daß z. B. eine Geldsendung von fl. 1000 von Gießen nach Frankfurt an letzteeem Ort 41 kr. kostet, während dieselbe Sendung uns in Gießen fl. 1 54 kr zu stehen kommt. Wenn wie auch nicht verkennen, daß Frankfurt ein anderer Staat ist und daselbst andere Postgesetze maßgebend seyn dürfen, so wollrn wir in diesem Beispiele nur die Vrnachtheiligung, die uns zu Theil wird, recht lebhaft voe Augen führen, da ähnliche Verhältnisse zu unserem Schaden jetzt in Masse bestehen, und endlich wollten wir Diejenigen, die es angeht, recht dringend bitten, den Handel und Gewerbstand, dee wahrlich in der letzten Zeit um seine Existenz zu kämpfen hatte, nicht länger mit Vorenthaltung billiger Posttaxen zu brnachtheiligen.

Worms, 5. März.

Am verflossenen Sonntage feierte die deutschkatholische Gemeinde dahier, welcher sich nach und nach manche fremdartige Beimischung zugesellt hatte, von welcher sich abee neu zu reinigen ihe die Zeit und Verhältnisse neuerdings vergönnten, ihee Wiedeegeburt. Trotz mehrerer Zufertigungen dee Gegner hatte sich He. Pfarrer Brugger aus Heidelberg dee verwaisten Gemeinde angenommrn; er leitete den Gottesdienst in der Magnuskirche, welche uns die fortdauernde Liebe unserer protestantischen Brüder zue Vrrfügung stellt. Wirkte die lang entbehrte Liturgie mit Gesang und Orgelbegleitung wahrhaft wohlthätig, so erbaute aber in weit höherrm Maße die schöne, geistreiche, ja herrliche Rede des liedevollen Mannes, welche, obschon edel und ganz allgemein gehalten, doch manches schöne Streiflicht auf besondrre Verhältnisse warf. Dee Geist reiner, wahrer Aufklärung, der Liebe und Duldung durchwehte jeden Satz und nachdem 45 Personen beiderlei Geschlechtes andächtig das Abendmahl genommen, ging die Gemeinde innig erquickt auseinander und viele Glieder mit dem stillen Gelübde, sich von heute an wieder fester und inniger an den Brudee und das besser gewordene Ganze anzuschließen.

Theater-Anzeige.

Montag, 11. März. Romeo und Julie, Trauerspirl in 5 Abth. von Shakespeare; nach A. W. Schlegel's Uebersetzung für die Bühne bearbeitet.

Dirnstag, 12. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Mittwoch, 13. März. (Zum Vortheil der Frau Behrend-Brandt.) Dee Prophet, große Opee in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerdeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rehm. – Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 61. Dienstag, den 12. März 1850.

Eine Kasernen-Geschichte.

(Aus meinem Kriegerleben.)

(Fortsetzung.)

Bei dem Hereintreten des Dienstthuenden erhob sich Falter mit Anstand und erwiederte den Gruß des Besuches ruhig und ohne Verlegenheit.

„Sind Sie ganz allein hier in der Stube?“ frug der Vorgesetzte.

„Allein, wie Sie sehen, Herr Lieutenant!“

„Ich habe aber allen Grund zu vermuthen, daß noch Jemand hier in diesem Zimmer verborgen ist; gestehen Sie daher!“

„Wie kann ich, Herr Lieutenant das gestehen, was nicht wahr ist!“

„So setzen Sie mich in die Nothwendigkeit, hier zu suchen?“

„Ich kann Ihnen nicht wehren, sich von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen!“

Der Bedienstete begann nach diesem Zwischengespräch, nun schon mißstimmt über die traurige Rolle, die er hier spielen mußte, und etwas aufgebracht über das hartnäckige Läugnen des sonst so offenen Mannes, die Untersuchung so genau, daß ihn Niemand der Parteilichkeit zeihen konnte. Zuerst schaute er hinter die Betten, welche zur Nacht zum Schlafen mitten in das Zimmer gestellt, Morgens aber, nachdem sie wieder geordnet sind, zu dreien übereinander gethürmt an der Wand aufgestellt werden, schaute in jedes Bette, fühlte mit dem Degen in jeden Winkel, aber nicht unter einem Bette, nicht in einem Winkel, nicht unter dem Tische war eine Spur des verbotenen Gastes zu finden. Der Bedienstete durchsuchte dann das Waffengerüste, durchsuchte bis auf das Kleinlichste, sah selbst in Winkel, in welche sich kein menschliches Wesen verkriechen konnte, und gewann zuletzt so die feste Ueberzeugung, daß die Angabe der Frau eine falsche gewesen. Er wünschte daher dem Unteroffizier eine gute Nacht und begab sich zur Thüre hinaus, bis wohin die Eifersüchtige ihm unbemerkt wieder gefolgt war, und dem Verlauf der Untersuchung nachgeforscht hatte. Sie folgte dem Dienstthuenden ziemlich kleinlaut die Stiegen hinunter, und konnte dessen Vorwürfe nicht anders entgegnen, als daß sie doch bestimmt Zwei drinnen küssen und kosen gehört, daß sie früher einen weiblichen Fußtritt neben einem männlichen auf der Treppe vernommen.

Mit der Aeußerung, daß sie wahrscheinlich geschlafen, daß sie geträumt habe, schied der Bedienstete aus dem Kasernenhofe nach seiner Wohnung. Die Frau aber, die ihrer Sinne gewiß gewesen, sich nicht abläugnen lassen wollte, was sie gehört hatte, obschon sie, genau der Untersuchung folgend sich überzeugt, daß drinnen keine Spur der Nebenbuhlin aufzufinden, fand keine Lust, sich zu beruhigen, warf alsbald ihren Mantel um und durchspähte den Kasernenhof nach allen Richtungen, um dorten vielleicht der Verhaßten zu begegnen, die durch irgend einen Nachschlüssel sich aus der Stube gerettet haben konnte, während sie nach dem Oberen gelaufen.

Die Nacht war unterdessen mälig vorgerückt, es war nicht weit mehr von neun Uhr, wo der Zapfenstreich getrommelt werden sollte. Nach dem Zapfenstreich schließt man stets die Pforten des Hofes. War also die Eingeschlichene noch im hinteren Theile des Hofes versteckt, so mußte sie binnen kurzem sich aus der Kaserne, aus dem Hofe flüchten, und so konnte die Rächerin noch den Eindringling entdecken, noch festhalten und ausfindig machen. Unter diesen Gedanken überschritt sie den Platz unweit des Kasernenthores gerade, wie der Trommler vor dem Zapfenstreich zu dem sogenannten Locken mit seiner Trommel ausholte. Während die Eifersüchtige hier ein wenig stille stand, durch die Nacht zu lauschen, ward sie plötzlich von hinten gepackt und von der Stelle gestoßen. Als sie sich von dem Schreck erholt hatte, gewahrte sie, daß ein weibliches Wesen rasch an ihr vorüber durch das Thor in die Straße eilte. Sie schrie der an der Pforte stehenden Schildwache zu, diese aber konnte durch den Trommelwirbel den Ruf nicht hören, noch weniger verstehen, so daß sie selber nacheilen mußte, wenn die Missethäterin ergriffen werden sollte. Wie sie aber an's Thor gelangte, hatte die verhaßte Nebenbuhlerin, der die Angst Flügel geliehen, schon einen großen Vorsprung gewonnen, war bald der Verfolgerin ganz durch eine Nebengasse entwischt. Sowohl die Ungewißheit, wohin die Flüchtige entkommen, als die Ermüdung bewogen die Athemlose, zu halten. Schnaufend und nach Athem ringend, lief sie nach einiger Besinnung wieder zur Thüre des Dienstthuenden, hing sich dorten an die Klingel zu gewaltigem Läuten, und verklagte, als der Offizier wieder hervortrat, den Unteroffizier abermals, berichtete, daß sie dem in der Kaserne verborgen gewesenen Weibe auf der Fährte gewesen sey. Was sie aber dem Offizier vorbrachte, war so unzusammenhängend vorgebracht, so ungründlich, so leidenschaftlich gestellt, daß dieser zuletzt zur Vermuthung kam, die gute Frau sey betrunken, daß er sie mit harten Worten von der Thüre stieß.

Somit hatte das Abenteuer der Nacht ein Ende, ein Abenteuer, das die nächsten Tage über noch vielfach besprochen, dann allmälig vergessen wurde. Die Frau des Unteroffiziers behauptete fortwährend, daß sie Falter bei einem zärtlichen Stelldichein in der Kaserne überrascht habe, was aber Falter oft auf ernste, oft auf lächelnde Weise ablehnte.

Bald darauf bekam ich meinen Abschied, verließ Tuchsens donnernde Schaar, einem andern Zuge durch's Leben folgend. Erst nach Jahren kam ich wieder nach Köln, und fand den Lieutenant, aber zum Hauptmann emporgerückt; ich freute mich, mit ihm die Zeit des alten guten Tuchsens, der zu den Vätern versammelt, dem derweile Hackländer ein Erinnerungsmal gesetzt

Digitized by Google

hatte, in freundschaftlichem Gespräche aufleben zu lassen. Von ihm erfuhr ich erst den Schlüssel zu den räthselhaften Auftritten des oben beschriebenen Abends. Der Hauptmann war vor einigen Monden einem andern Bekannten, einem Kameraden jener Zeit, Faltern, begegnet, hatte sich den Abend hinter dem Becher mit ihm verschanzt und war über dem Anschärfen der vergangenen Zeiten zufällig auf die Erlebnisse jenes Winterabends gekommen.

„Sie erinnern sich, wie ich Sie eines Abends besuchte, weil ein leichtsinniges Mädchen mit Ihnen eingeschlossen seyn sollte," hob der Hauptmann an.

„Gewiß erinnere ich mich dieses denkwürdigen Abends," entgegnete der Gefragte. „Aber so leichtsinnig war das Mädchen nun eben nicht, es war meine jetzige Frau!"

„Wie so? So war also doch Jemand bei Ihnen drinnen, so hatte die Unteroffiziersfrau, welche sie verklagte, die ich für betrunken hielt, dennoch nicht Unrecht?"

„Sie hatte wirklich nicht Unrecht," entgegnete Falter.

(Schluß folgt.)

Pariser Spitzbubenstreiche.

Am Abende des letzten Fastnacht-Dienstages war großer maskirter Ball in den Räumen des italienischen Opernhauses zu Paris. Eine ungeheure Menschenmenge wogte in dem glänzenden, hell erleuchteten Saale auf und nieder, und den Industrieritttern war folglich ein großes, ergiebiges Feld zur Ausbeutung ihrer nichtswürdigen Thätigkeit eröffnet. Das wußten aber nicht sie allein, sondern eben so gut die wachsamen Polizeibeamten, von denen eine ungewöhnlich große Zahl, namentlich solcher, die mit den Physiognomien der berüchtigtsten Gauner am bekanntesten und überhaupt bei dergleichen Veranlassungen am routinirtesten waren, sich an allen Enden und Ecken des großen Saales an jenem Abende aufgestellt hatten. Gegen zwei Uhr Morgens bemerkte einer dieser Polizeiagenten mitten unter einer Gruppe von Herren, die bewundernd einer schönen Quadrille zusahen, einen Menschen, der, ein bekannter Dieb, wohl mit ganz etwas Anderem beschäftigt seyn mußte, als Tanzstudien zu machen. Schnell gab er daher einem Kameraden das bestimmte Zeichen und stellte sich dann etwa drei Schritte von dem Gauner auf die Lauer. Es dauerte nicht lange, so benutzte dieser ein momentanes Gedränge und entführte mit unglaublicher Gewandtheit und Geschwindigkeit einem der neugierigen Zuschauer die Uhr mit Kette aus der Tasche und dem Knopfloche der Weste, worin die Kette eingehäkelt war. In dem nämlichen Augenblicke hatten aber auch die beiden Polizeibeamten den Dieb schon beim Kragen erfaßt, hoben ihn hoch, als sey er eine Feder, und führten ihn, ohne weiteres Aufsehen zu machen, rasch in das nahe Zimmer des oberen Polizeibeamten, der gerade den Dienst hier hatte. Vergebens suchte der Gauner auf dem Wege dahin alles Mögliche hervor, um auf irgend eine Weise die Uhr los zu werden, die ihn ja nothwendig verrathen mußte.

In dem von dem Beamten mit ihm sogleich angestellten Verhöre gab der Gauner zuerst seinen Namen an und fuhr dann fort:

„Es ist mir, Herr Commissarius, nicht im Traume eingefallen, die Uhr hier stehlen zu wollen; ich bin wider Wissen und Willen in ihren Besitz gelangt. Ich drängte mich durch die Gruppe der mich allzu dicht umstehenden Herren; zufällig häkelte sich die wahrscheinlich von dem Knopfloche eines mir unbekannten Herrn losgegangene Uhrkette bei der unvermeidlich nahen Berührung mit ihm an einem meiner Knöpfe fest: die Uhr folgte; ich griff hinzu, erfaßte sie und wollte natürlich Alles sogleich dem Herrn wieder zustellen, den ich sofort aufsuchte, als jene beiden Polizeibeamten mich roh ergriffen und . . ."

In diesem Augenblicke stürzte ein Herr ganz außer sich in das Polizeizimmer und schleppte mit Gewalt eine junge Dame mit sich herein, die am ganzen Körper zitterte und, da sie keine Maske hatte, ihr Gesicht, so gut es eben gehen wollte, mit dem Schnupftuche verhüllte.

„Herr Commissarius!" — schrie mit wüthender Stimme der fremde Herr — „dieses Frauenzimmer hat mir so eben meine Uhr gestohlen; glücklicher Weise habe ich sie auf der That ertappt und bitte nun, ein Exempel an ihr zu statuiren!"

„Der Herr ist von Sinnen, und ich weiß nicht, was er von mir will!" sagte die junge Frau schluchzend und mit zitternder Stimme. „Er stürzte wie ein Rasender auf mich los und mißhandelte mich. Lassen Sie mich untersuchen, Herr Commissarius, ich habe keine Uhr bei mir."

„Sie hat dieselbe schnell einer Diebsgenossin zugesteckt!" erwiderte der Bestohlene. „Daß sie die Diebin ist, steht fest; keine andere Person, als sie, stand neben mir, als sie mich anredete und meinen Arm faßte. In demselben Augenblicke fühlte ich auch eine Berührung an meiner Weste, und — die Uhr war verschwunden!"

„Geben Sie mir doch eine Beschreibung Ihrer Uhr!" sagte der Polizeibeamte, als der Kläger einen Augenblick inne hielt, um Athem zu holen.

„Es ist eine schöne goldene Cylinder-Uhr; auf der inneren Kapsel ist der Name „Leroi" und die Nummer 7757 eingravirt; die goldene Kette daran ist eine sogenannte Schakenkette, und zwischen dem Uhrgehänge, den Petschaften, befindet sich ein goldener Todtenkopf mit Augen von Rubinen!"

„Sollte es etwa diese Uhr hier seyn?" fragte der Beamte, indem er die bei dem Gauner gefundene aus seinem Schreibtische hervorlangte.

Es wäre überflüssig, das nun Folgende weitläufiger zu erzählen: wie der Kläger sich bei der jungen Frau entschuldigte, die nahe daran gewesen war, ein Opfer seines Versehens, seines Mißgriffs zu werden; wie der Polizeibeamte mit vollstem Rechte streng tadelnde Bemerkungen gegen den ungestümen, unvorsichtigen Kläger aussprach, dann endlich den Thatbestand zu Protokoll nahm und den eigentlichen Dieb in Verwahrsam bringen ließ.

Der Volksunterricht und die Volksbildung in England.

Im stolzen England sieht es um beide noch sehr schlecht aus. Es wurde deßhalb kürzlich ein Gesetzentwurf für Verbesserung des Volksunterrichts ins Parlament gebracht und die Minister sprachen sich beifällig aus, so daß wohl etwas in der Sache geschehen wird. Die Unwissenheit des gemeinen Mannes in England ist erstaunlich groß. Zwar zeichnet sich das englische Volk auch in seinen unteren Schichten durch nicht genug zu schätzende Charaktereigenschaften aus, die Treue, Fleiß, Anspruchslosigkeit, Frömmigkeit bedingen, aber in Beziehung auf geistige Bildung und Erziehung steht es weit hinter Deutschland zurück, welches in politischer Hinsicht freilich von England lernen muß. Die Times selbst, die einflußreichste und bestunterrichtete Zeitung Großbritanniens, sagen vom englischen Arbeiter, nachdem sie dessen Geschick in den speziellen Verrichtungen seines Handwerks oder Gewerbes gerühmt haben, und namentlich vom englischen Landmann: „Hiermit ist sein Wissen und seine Einsicht auch zu Ende. Ueber sein Feld oder seine Werkstätte hinaus kennt er im Allgemeinen so gut wie nichts. Es gibt keinen Grad von Irrthum oder Unwissenheit, dessen er nicht fähig wäre. Literatur, Wissenschaft und Kunst, die Geschichte und der im Laufe

Digitized by Google

von mehreren tausend Jahren aufgehäufte Schatz von Entdeckungen sind für ihn so gut wie nicht vorhanden. Er weiß nichts von der Gestalt der Erdkugel, nichts von der Geschichte oder Verfassung seines Landes, nichts von dessen Dichtern, Philosophen und Gottesgelehrten." Hiernach konnte es dem Antragsteller im Parlament nicht schwer fallen, die dringende Nothwendigkeit einer Reform des Volksschulwesens einleuchtend zu machen. Auf der einen Seite zeigte er durch Zahlenangaben, um wie viel größer der Schulbesuch in anderen Ländern, wie Preußen, Nordamerika, Sachsen u. s. w., sey, auf der andern Seite an unzähligen Beispielen, wie im eigenen Lande Unwissenheit und Verbrechen Hand in Hand zu gehen pflegten. Seine Maßregel ging nun dahin, daß die Regierung die im englischen Volksschulwesen bestehenden Mängel anerkenne, daß die verschiedenen Gemeinden aufgefordert werden sollen, aus eigenen Mitteln für den Volksunterricht zu sorgen und zu diesem Zwecke Unterrichtsausschüsse zu ernennen, die ermächtigt seyn sollen, für die Errichtung von Schulen, in denen nur weltlicher Unterricht zu ertheilen ist, Beiträge zu erheben; daß endlich, wo es an Mitteln fehle, die Regierung den Gemeinden unter die Arme zu greifen habe. Hr. Fox schloß mit einer sehr eindringlichen Ermahnung, die auch an die Regierungen und Gemeinden in anderen Ländern zu richten ist, daß man mit vergleichsweise geringen Geldopfern der Revolution viel wirksamer entgegenarbeiten würde, wenn man die Schullehrer besser bezahlte und zufrieden stimmte, als wenn man, wie jetzt, mit ungeheuern, die Kräfte des Landes allmälig erschöpfenden Kosten gewaltige Truppenmassen auf den Beinen erhält, deren Dienste um so unsicherer sind, als jeder mit seiner Lage unzufriedene Schulmeister auch so oder so viel unzufriedene Soldaten in die Reihen des Heeres liefert. — Lord J. Russel redete dem Antrage, obschon er von einem Mitgliede der radikalen Partei herrührte, mit Wärme das Wort, sprach seine Ueberzeugung aus, daß aus der Motion irgend etwas Gutes hervorkeimen müsse, und zollte dem bewundernswerthen Geiste, welcher in der Rede des Hrn. Fox waltete, eine warme Anerkennung, die im Grunde dem Minister eben so viel Ehre machte, als dem radikalen Parlamentsmitgliede.

Mannichfaltigkeiten.

(Von der Aar, im Herzogthum Nassau, 1. März.) Als Kuriosum theile ich Ihnen Folgendes mit. Dem ersten Lehrer zu Hahnstätten wurde vor mehreren Tagen von der dasigen Bürgermeisterei durch den Ortsdiener ein Brief, betreffend Holzversteigerung, gebracht, mit dem Auftrage, selbigen auf 6—7 Orte zu tragen. Die Schüler waren schon zur Vormittagschule versammelt, da kam der Brief und — der Lehrer hatte keinen anderen Ausweg, als die Schule auszusetzen, und als der Gemeindebote den Brief zu den 6—7 Bürgermeistern zur Bekanntmachung zu tragen. Dem zweiten Lehrer wurde gestern durch den Ortsdiener bekannt gemacht, gerade als er zur Schule ging, Mittags 1 Uhr auf der Gemeindearbeit, resp. beim Wegmachen, mit einem Bickel zu erscheinen. Es gebrach an Zeit, um einen Stellvertreter auszumachen, wozu man auch nicht verbunden ist, und so mußte der Betreffende, wollte er nicht gestraft seyn, um 1 Uhr hinaus. Er that es, und soll tüchtig gearbeitet, d. h. gehackt und geschaufelt haben, während der Bürgermeister die Aufsicht führte und die Schule ausgesetzt blieb. (Nass. Allg. Ztg.)

(Koblenz, im Februar.) Vor kurzem starb dahier der Letzte des in unserer Kunstwelt sehr bekannten Brüderpaares van der Mueln, Hr. Joh. Peter van der Mueln. Die von demselben hinterlassene bekannte Gemäldesammlung enthält viele selt[e]ne Stücke alter Meister. Dem Vernehmen nach soll diese Gallerie nach Holland, und zwar in den Besitz von Verwandten des Verstorbenen kommen. Abermals ein empfindlicher Verlust für die Stadt Koblenz.

(Hannover, 7. März.) Am 25. December 1849 starb zu Philadelphia Ludwig Knoop, einer der ersten Musiker unserer Zeit. Er wurde zu Göttingen geboren, und war bis zum Jahre 1835 erster Violoncellist in der herzoglichen Hofkapelle zu Meiningen.

Die im vorigen Jahre auf einer Reise nach Süddeutschland bei Köln verschwundene und verschollene junge Frau des wackeren Obersten Schmidt hat, wie die „Allg. Ztgs.-Corresp." berichtet, ihren in Charlottenburg lebenden Verwandten jetzt endlich ein Lebenszeichen aus London von sich gegeben. Sie ist, wie es schon früher von uns berichtet wurde, einem Verführer gefolgt, bereut aber ihren Fehltritt, und will in London eine Schule errichten, da sie es nicht über sich zu gewinnen vermag, hierher zurückzukehren. Da ihr aber dazu die Geldmittel fehlen, so bittet sie ihre Verwandten um Unterstützung. Die Leser werden sich erinnern, daß die Geschichte ihrer Zeit eine gewisse Celebrität erhielt, weil die Kreuzzeitungs-Partei nichts Eiligeres zu thun hatte, als das schamlose Mährchen zu erfinden, daß die Frau von Schmidt auf der Reise zu ihrem damals in Baden befindlichen Gatten von der rothen Demokratie ermordet sey, welche sich durch diese Schandthat für das ihr feindliche Entgegentreten des Majors v. Schmidt habe rächen wollen.

Die Landesschulden in Sachsen betrugen am 1. Oktober 1849 gerade 30 Millionen Thlr. 23 Gr. und 3. Pf. Die letzten hoffte man in dem Friedensjahr 1850 abtragen zu können.

Papa Welden in Wien hat die Schrift Guizots „die Demokratie" mit Beschlag legen lassen. Wenn Herr Welden das Buch lesen und verstehen wollte, so würde er finden, daß der französische Staatsmann kein demokratischer Wühler ist.

In den kalten Wintertagen sind in den Vorstädten von Constantinopel 158 Personen erfroren. In der Umgegend sind auf diese Weise ganze Heerden mit Hirten und Hunden um's Leben gekommen.

Ueber den demnächst erscheinenden neuen Roman Joseph von Münsterberg, als dessen Verfasser der bekannte Temme angegeben wird, sprechen sich öffentliche Blätter sehr vortheilhaft aus. Der Roman schildert in lebhaften Skizzen die Ereignisse des Jahres 1837, die reaktionären Bestrebungen des Adels und die Uebergriffe einer engherzigen Geistlichkeit, die ränkevollen Umtriebe eines diplomatischen Intriguanten und einer berüchtigten Abenteurerin, den Glanz und Luxus der Höfe, das Elend und Verkommen des Volkes, den russischen Einfluß auf deutsche Verhältnisse und die Bevormundung von Oben, so wie die vergeblichen Bestrebungen Einzelner, das schlummernde politische Bewußtseyn im deutschen Volke zu wecken.

Ein Herz und Eine Seele die österreichischen Soldaten, immer werden 400 ungarische Honveds von 200 österreichischen Kürassieren mit scharf geladenem Karabiner auf den Märschen begleitet. Um die 80,000 unter das reguläre Militär gesteckten Honveds zu bewachen, sind ungefähr doppelt so viel Oesterreicher nöthig. So hat Oesterreich immer zwei Armeen auf den Beinen.

Digitized by Google

Eine köstliche Wiener Phantasie über den Erfurter Reichstag theilen die Gränzboten mit: Während Paskewitsch aus Polen gegen Berlin marschirt, rückt Haynau mit seinen 80,000 Mann aus Böhmen durch Sachsen ohne Schwertstreich gegen Erfurt. Man ist gerade in der Augustinerkirche beschäftigt, die Durchsicht der Maiverfassung zu beginnen, als Hr. v. Gerlach triumphirend auf das Portal deutet. Das Parlament ist von österreichischen Truppen zernirt. Großer Tumult. Bismark-Schönhausen spricht von Uebergabe, die Linke hofft auf Ersatz durch Radowitz. Nach einigen Stunden spielt Radowitz die Rolle Görgey's, ergibt sich und erhält Karlsbad zum Aufenthalt angewiesen, wo er seine unfreiwillige Muße der Alchymie widmet. Die Andern folgen seinem Rath und ergeben sich auf ehrenvolle Capitulation. Inzwischen hat die Armee an Würtembergs Gränzen Frankfurt besetzt und Franz Joseph wird zum Kaiser von Deutschland ausgerufen. Schmerling salbt ihn in der Paulskirche. Haynau macht's mit der Erfurter Capitulation wie mit der Comorner. Manteuffel, Gagern und Bodelschwingh erhalten freien Zwangspaß in ihre Geburtsorte, Gerlach und seine Freunde ebenfalls, die übrigen Augustiner dagegen werden unter dem Vorwande, daß sie als gemeine Mitglieder der Garnison nicht in der Capitulation mit inbegriffen waren, theils zu dem Fuhrwesen, theils zu den Honveds „abgestellt" u. s. w.

Hessen-Homburg, mit nichten der kleinste unter den Staaten Deutschlands, zeichnet sich vor andern deutschen Ländern aus. Homburg allein hat noch sein altes Märzministerium und man merkt es kaum. Es benutzt von den Grundrechten, so viel es eben bedarf, hat mehrere sogenannte Landtagsdeputirte, hält unwandelbar fest an dem Vierkönigsbündniß, ohne die vier Damen und Buben zu vernachlässigen, und zieht Engländer und ihre Guineen den großdeutschen Papierschnitzeln aus Wien vor; überall herrscht Ruhe und Ordnung und das Volk befindet sich bei der hessen-homburgischen Politik ganz wohl. (Dorfz.)

Die gewerblichen Verhältnisse heben sich zusehends. Viele Personen, die bisher gar nichts verdienten, finden wieder, wenn auch nicht Beschäftigung, doch Brod. So stockte der Verdienst der Gesandten seit der Märzzeit gänzlich. Jetzt mit dem neuen Frühling fliegen die Gesandten wie die Spatzen wieder von Hof zu Hof und finden manches Körnlein.

Korrespondenz.

Gotha, 27. Febr.

Am gestrigen Abend wurde von dem hiesigen Kammermusikus Albrecht Eichhorn und dem Klavier-Virtuosen Aldrecht Bratfisch unter Mitwirkung mehrerer anderer Künstler und Kammersänger ein Konzert bei ziemlich vollem Hause gegeben. Der eine der Konzertgeber, Albrecht Eichhorn, Virtuos auf dem Violoncello, trug eine Piece: „Souvenir de Spa", Fantasie von Seroais, mit einer für dieses schwer zu behandelnde Instrument erstaunenswerthen Präcision vor; das Spiel des Hrn. Bratfisch sprach dagegen weniger an, was wohl, da in seinem Vortrage viel Gefühl und Kunstfertigkeit nicht zu verkennen war, zumeist an der Wahl einiger von ihm behandelten Musikstücke liegen mochte. Fräul. Garrignes, welche einige schwedische, durch rührende Einfachheit sich auszeichnende Lieder vortrug, sowie Hr. Reer, der beliebte Tenorist unseres Theaters, ernteten den verdienten Beifall. Eben so riefen die Vorträge des Violinvirtuosen Eduard Eichhorn, eines Bruders des Konzertgebers, stürmischen Applaus hervor. Eduard Eichhorn versteht es, seinem Instrumente, wenn ich mich so ausdrücken darf, die kühnsten Töne zu entlocken; wenn man ihn hört, glaubt man mehrere Violinen zugleich zu hören; ganze Tongarben entströmen den Saiten, deren er mehrere auf einmal spielt. Letzteres habe ich nur noch von den berühmten Geschwistern Milanollo gehört. Eduard Eichhorn durchreis'te als kleiner Knabe mit einem etwas älteren, nunmehr verstorbenen Bruder, vom Vater geführt, fast alle Länder Europa's und beide jungen Violinvirtuosen erregten in den Konzerten, welche sie an allen größeren europäischen Höfen gaben, solches Aufsehen, daß man sie nur „die Wunderkinder" nannte. Einen entsprechenden Schluß für das gestrige Konzert bildete ein von den Gebrüdern Eichhorn componirtes und vorgetragenes Duo für Violine und Violoncello, da es die Leistungen beider Künstler neben einander stellte und gleichsam in einem Resumée vereint dem Publikum vorführte. — Unsere Oper, welche unter der einsichtigen Leitung des früher als Flötenvirtuosen berühmten Kapellmeisters Drouet auf eine Stufe der Vollkommenheit gelangt ist, wie man sie bei einem Theater zweiten Ranges nicht erwarten sollte, wird, wie man vernimmt, während dieses Sommers hier bleiben, um die Muße der Reichstagsabgeordneten zu versüßen. Den Anfang in dem dazu bestimmten Cyclus soll der „Prophet" machen.

Usingen, 4. März.

Wer es vermöchte, die ungeheure Kluft zwischen dem Schriftenthum und dem Leben auszufüllen, würde ein großer Wohlthäter des Vaterlandes seyn, denn wir sehen, daß die Völker um so freier sind, um so sittlich höher stehen, um so stolzer sind auf ihr „Ich", je geringer dieser Abstand ist. Wenn man die großen Städte nicht erwägt, wenn man bedenkt, daß Deutschland meist mit Städten nicht zweiten, sondern dritten, vierten und fünften Ranges bedeckt ist und daß auf jedes grand village wieder eine Bauernbevölkernng von 20,000 Seelen zugerechnet werden darf, die nie andere Reden als Predigten gehört hat, so wird man gestehen, daß auf diesem Felde noch eine ungeheure Arbeit für den glühenden Patrioten ist, der, die niederträchtige Volksschmeichelei verachtend, nur bemüht ist, die Bildung, Aufklärung, Gemeinsinn des Volks zu fördern und der Rohheit, Dummheit und dem Eigennutz entgegenzuwirken. Nur wenn die Gefühle unserer Dichter lebendig werden, wenn sie an's Herz des Volkes schlagen, wenn die hohen Lieder sich dem Gedächtniß des Volks einprägen, wenn der Dichter lebt im Mund und Herzen seines Volkes, dann erst ist das Volk seiner Dichter würdig, dann erst ist das Schicksal des Dichters, ein Lehrer, ein Tröster, ein Bildner, ein Retter des Volks zu seyn, ein glückliches zu nennen. Wie vieler Edelsteine hat unsere Lyrik sich zu rühmen, die die oben näher bestimmten Bevölkerungen nie gekannt haben? Ich meine unter vielen z. B.: „Die drei Zigeuner", von Lenau; „das Requiescat", von Freiligrath; „der Hirtenknabe", von Heine; „den Castellan von Couci", von Uhland; „die deutsche Stadt" und „die Nixen und die Zwerge", von Rückert; „an das deutsche Volk", von Herwegh; „das Rudellied" von Platen ꝛc. Wie die Bäume nicht von oben nach unten wachsen, wie dies die Herren Bureaukraten meinen, so müssen sich die Mittel volksthümlicher Bildung in dem Volksboden selbst finden und aus ihm hervorgehen, wie die Lesevereine, die Sängerbünde, die Turngemeinden und in neuester Zeit die Bürgerversammlungen. Zu diesen Trägern der Bildung wünschte ich noch den Stand unbezahlter Declamatoren, deren Streben es ist, die Dichter lebendig zu machen und ihre Gefühle, ihre Lehren in das Herz und Gedächtniß begeisterter Jugend und redlichen Bürgerthums hinüber zu leiten. Obgleich unsere Stadt schmachtet in Folge ungeheurer, gefühlloser Ungerechtigkeit, so haben wir doch, und wir hoffen, nicht ohne Erfolg, mit diesem Experimente begonnen. Möchte unser Beispiel Anklang finden, möchten sich viele Jünglinge diesem Streben zuwenden, namentlich da, wo Konzerte der Singvereine, Turnerversammlungen ꝛc. eine passende Gelegenheit darbieten!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 12. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Mittwoch, 13. März. (Zum Vortheil der Frau Behrend-Brandt): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 62. Mittwoch, den 13. März 1850.

Eine Kasernen-Geschichte.

(Aus meinem Kriegerleben.)

(Schluß.)

„Aber," fuhr mein Freund vom Geschütze fort, „ich erinnere mich, daß ich das Zimmer so genau durchsuchte, daß ich beinahe eine Nadel hätte finden müssen, wo konnte denn ein Mädchen von Fleisch und Blut stecken, wenn es nicht gar eine Hexe war, die sich unsichtbar machen konnte, die Sie gewiß nicht heiratheten."

„Die Sache wird Ihnen gleich einleuchten. Die Unteroffiziersfrau hatte uns gar richtig erspäht, hatte uns treppauf kommen hören, hatte uns in der Stube belauscht und darauf, als sie ihrer Rache gewiß war, eingeschlossen. Weil ich gegen ihre Lockungen stets taub geblieben, haßte sie mich zuletzt, wollte sie mich vernichten. Sie hatte schon lange vermuthet, daß ich von andern Reizen eingenommen, und auch hier richtig geahnet. Die Bekanntschaft mit meiner jetzigen Frau hatte mich von allen übermüthigen rohen Ausschweifungen damals zurückgehalten; leider begann ich aber in jener Zeit, wo mir die Eroberung einer Unschuld gelungen, wenig streng und leichtsinniger zu denken, würde ich vielleicht das Mädchen, das sich mir so treu hingegeben, würde ich mich unglücklich gemacht haben, indem ich mein Gewissen mit Sünden beladen, die nicht wieder gut zu machen gewesen, wenn ich nicht zufällig meine Geliebte beredet, mit mir in die verbotene Kaserne zu steigen. Als wir uns nämlich von der Eifersüchtigen eingeschlossen fanden, fiel mir auf einmal ein, was meine Strafe seyn würde, wenn der betreffende Obere, wenn der strenge Tuchsen Kenntniß von dem Vorfalle genommen; ich konnte darauf rechnen, daß der diensthuende Offizier bald eintreffen, von der wüthenden Frau herbeigeführt würde. Ich war darüber in Verzweiflung, wußte mir nicht zu rathen, nicht zu helfen, brach in lauten Jammer aus. Gertrude, die bald aus meinem Jammern die Lage der Sache begriff, behielt die Gegenwart des Geistes, trat nach einer Weile zu mir, faßte mich bei der Hand und sagte: „Versprich mir feierlich, daß Du mich heirathest, so rett' ich Dich!" Da ich sie groß ansah, ihr einwarf, daß keine Rettung möglich sey, man sie gleich in dem Zimmer bei mir treffen werde, daß ich dann meine Schmach nicht überleben könne, entgegnete Gertrude: Das Wie sey ganz ihre Sache, ich solle ihr nur die Hand für das Versprechen geben, so wolle sie mich schon retten. Ich, auf dem Gipfel der Verzweiflung, von der Unmöglichkeit der Sache überzeugt, reichte ihr, obwohl ungläubig, die Hand, sah sie dann frohlockend nach dem Waffengerüste, nach der Stelle meiner Waffen eilen. Jeder Mann hatte dorten ein Handtuch an einer Rolle zum Abtrocknen hängen, und zwar eines, welches, wie es bei unsern Landleuten zu seyn pflegt, mit den äußersten Enden zusammengenäht ist, damit es sich beständig über die Rolle schieben, bis zu seinem letzten reinen Flecke gebrauchen läßt. Rasch zog sie die Rolle heraus, nahm das Handtuch von ihr ab, steckte Kopf, Brust und Arme durch dasselbe, und gebot mir, sie so an dem Tuche, das einen Aufhängsel, einen Schlopf bildete, außen vor dem Fenster zu befestigen. Mir leuchtete nun gleich ein, daß sie Recht hatte, daß sie vor dem Fenster schwebend nicht entdeckt würde, erinnerte mich auch gleich, daß unter dem Fenster einige große Nägel angebracht waren, an welchen Lederzeuge, Säbelriemen und andere Sachen zum Trocknen angehängt zu werden pflegten. Aber die Gefahr, daß der Nagel sich losreißen, daß das Tuch brechen, daß das Mädchen das Hängen nicht aushalten, aus dem Tuche herausgleiten konnte, vierzig Fuß tief auf den Estrich stürzen könnte, machten mich vor dem Vorsatze zurückbeben. Sie aber bestand darauf, riegelte selber leise das Fenster auf und trat auf dessen Brüstung. In diesem Augenblick dröhnte der Schritt des Diensthuenden im Kasernenhofe, ertönte seine und der Verrätherin Stimme durch die Nacht. In diesem Augenblicke überwog die Angst vor der entehrenden Strafe jedes Bedenken dergestalt, daß ich rasch auf die Bitte Gertrudens einging. So wie die Tritte unten im Gange erdröhnten, daß Beide nicht mehr draußen im Freien waren, nichts von unserer Verrichtung vernehmen konnten, faßte ich Gertrude, hielt sie schwebend zum Fenster hinaus und hängte rasch das Tuch in den stärksten Nagel, so hart an der Wand als möglich. Als sie mir zuflüsterte, daß sie nun gut hänge, daß sie sich so stille verhalten wolle, schloß ich das Fenster rasch über der Schwebenden, ging in die andere Zimmerecke, wo das Licht stand, beugte mich dort über ein Buch, das ich gerade dort fand, wo Sie dann gleich eintraten und Ihre Untersuchung begannen. Die Angst, in welcher ich die wenigen Minuten Ihres Besuches über schwebte, kann ich Ihnen, Herr Hauptmann, nicht wieder geben. Vielleicht mag der Armsünder, der auf den Sturz des Fallbeiles wartet, der dennoch immer Erlösung hofft, obgleich der Henker schon nach der entfesselnden Zugschnur sucht, Aehnliches fühlen. Endlich gingen Sie, der unwillkommenste aller Besuche, die ich je gehabt, endlich klang Ihr Sporn die Stiege niederwärts. Rasch schloß ich die Thüre hinter Ihnen, rasch lief ich an's Fenster. O wie glücklich war ich, wie ich das Handtuch wieder in der Hand, wie ich die Leinwand noch mit der Bürde beschwert fühlte! Mit einem gewaltigen Zuge war das zitternde Mädchen in der Stube, und rasch aber leise das Fenster hinter ihr geschlossen. Mit Thränen benetzte ich die Weinende, schwor ihr unter Küssen zu, ihr das nie zu vergessen! Sie war außer sich vor Freude, mich gerettet zu haben, fühlte zu wohl, daß ich jetzt warm aus tiefstem Gefühle redete. Sie war nahe daran, aller Freude, allem Leid zu erliegen. Ich reichte ihr Brod und Wasser, sie genoß Einiges, dann, als sie sich einigermaßen erholt, mußte ich daran denken, ihr einen Ausweg nach Hause zu verschaffen. Da ich darauf rechnen konnte,

Digitized by Google

daß der Dienstthuende, daß Sie nach Hause waren, und dazu die Verrätherin im Hofe bemerkte, geleitete ich meine Retterin bis unten an die Treppe und gab ihr den Wink, als die Zapfenstreichtrommel ausholte, rasch den Ausweg zu suchen, der nicht mißlingen konnte. Wäre meine Retterin auch von der wüthenden Unteroffiziersfrau festgehalten worden, hätte ich, der ich nur wenige Schritte zurück stand, durch einen Faustschlag ihr die Freiheit wieder gegeben, der aber, wie die Sache jetzt ausfiel, überflüssig ward.

„Sobald als ich meinen Abschied bekam, um den ich schon nachgesucht hatte, verheirathete ich mich mit Gertrude, etwa sieben Monde nach jener verhängnißvollen Nacht. Meine bürgerlichen Geschäfte, die ich gleich begann, waren mit Erfolg gekrönt, und die Gattin bezeigte mir stets dieselbe Treue, wie damals, als sie sich für mich hängen ließ. Ich habe den Schwur, den ich ihr in der Schicksalsnacht gethan, nie bereut, nie zu bereuen Ursache gehabt, auch nie schwerere Stunden in der Ehe gehabt, wiewohl manche trübe Stunde in jeder Ehe, auch der besten, nicht ausbleibt, als eben die, in welcher ich Nachts von der Hängeschichte träume, in welchen Träumen ich, was wohl vorkömmt, Ihren Besuch, Herr Hauptmann, erhalte, in welcher Sie dann durchaus nicht weichen wollen, in welcher ich zuletzt außer mir an's Fenster laufe. Das, Bester, will sich aber dann nicht entriegeln lassen, oder das Handtuch finde ich, wenn ich es herauf ziehe, leer und ohne die theure Bürde."

Diese Erzählung, welche mir dergestalt durch meinen alten Lieutenant im Zusammenhange geboten wurde, genügt vollständig, um dem Leser, wie mir damals, diese Geschichte einer muthigen aufopfernden Frau aufzuklären, die nun, beiläufig gesagt, Mutter dreier wackerer Burschen und einer hübschen Tochter ist. Somit will ich mich denn noch mit der einzigen Versicherung zurückziehen, daß Alles an der Geschichte reine Wahrheit ist, daß keine Erfindung derselben zu Hülfe kommen durfte. —

W. v. W.

Lenz und Winter

(Von Ludwig Hud.)

Lenz, der grüne Wühler, zettelt
Aller Orten Aufstand an;
Wo er nur um Einlaß bettelt,
Wird sogleich ihm aufgethan.
Zahllos sind die Knospenkinder,
Die sein Ruf an's Licht beschwört:
„Auf, es hat der König Winter
Zu regiren aufgehört!"

Volksversammlung ausgeschrieben
Hat der Lenz, — sie kommen all';
Keiner ist zurückgeblieben,
Weder Storch, noch Nachtigall.
Das Vereinsrecht tritt in's Leben,
Jedes Blümchen blühet frei,
Alles will sich kühn erheben
Gen des Winters Tyrannei.

Es verläßt bei Frühlings Nahen
Schnell der Eisfürst unser Gau'n;
Den wir herzlos herrschen sahen,
Ist jetzt auf der Flucht zu schau'n.
Lenz, der muthige Erwecker
Aus dem Todesschlummer, führt
Die Rebellen an, ein Recker,
Der des Aufstand's Flamme schürt.

Wie sie angezogen kommen
Aus der Erde, durch die Luft,
In dem Wasser hergeschwommen, —
Weil des Frühlings Stimme ruft!
Schnee und Eis sind rasch verschwunden
Und die Landesfarb' ist grün.
Freud'ge Zeichen, sie bekunden:
Bald wird's allenthalben blüh'n.

Ja, das Werk, es ist gelungen,
Weil man's richtig angefaßt:
König Winter ist bezwungen
Und zerstört sein Eispalast.
Solcher Macht kann auf die Dauer
Nimmer trotzen ein Despot,
Stände ihm auch China's Mauer,
Dir berühmte, zu Gebot.

Herrliches noch wird entsprießen
Diesem Sieg der jungen Kraft:
Knospen werden sich erschließen,
Lang' gebannt in enge Haft;
Dann erschrint die Zrit der Blüthen,
Endlich kommt der Erntetag.
Auf der Frühlingsstürme Wüthen
Folgt ein langer Sommer nach.

Außer uns ist's Lenz geworden
Und verjüngt prangt die Natur;
In uns stürmt es kalt aus Norden,
Ja, im Volk herrscht Winter nur;
Winter, jedem Lebensdrange,
Jeder freien Regung feind,
Winter herrscht bei uns, drum lange
Noch kein Lenz zu folgen scheint!

Die Fasten

In den verschiedenen Religionen gibt es eine Menge Vorschriften, in Bezug auf den Genuß oder die Enthaltung gewisser Speisen, welche ursprünglich den Zweck hatten, eine heilsame Lebensordnung nach dem Einflusse des Klima's und nach der Abwechselung der Jahreszeiten zu begründen, und gegen welche sich demnach in ärztlicher Beziehung gar nichts sagen läßt, mit denen aber in Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens eine hab- und herrschsüchtige Priesterkaste den verderblichsten Mißbrauch getrieben. — Zu diesen Vorschriften gehören auch die Fasten. Ueber die Zeit ihrer Einführung ist man nicht einig. Während einige Schriftsteller sie dem Moses zuschreiben, behaupten andere: sie seyen lange vor ihm in Egypten gehalten worden und gehörten zu jenen Gebräuchen, welche die Israeliten erst in diesem Lande angenommen hätten. Alle Nationen, die übrigens Gesetze besitzen, haben auch ihre Fasten, woraus sich schließen läßt, daß sie nicht einzig und allein aus Wohlgefallen Gottes, sondern auch der Gesundheit wegen eingeführt worden, und zwar zunächst in der Absicht, um die stets nachtheiligen Wirkungen, welche der Wechsel der Jahreszeiten auf einen unvorbereiteten Körper ausübt, durch eine zweckmäßigere Lebensweise zu verhindern. In der Kindheit der Nationen hätten die unwissenden Völker wohl schwerlich diese Gesundheitsregel beobachtet; man erhob sie zum Religionsgesetze, dem sich der Aberglaube willig unterwarf. —

Die Strenge der Fasten, so wie ihre Dauer, war je nach den

Digitized by Google

Ländern verschieden; in der abendländischen Kirche hielt man nur eine Mahlzeit gegen Ende des Tages, die in Gemüse und Obst bestand; Fleisch- und Milchspeisen, Eier und Wein waren verboten und bloß Fische erlaubt, deren sich aber die Meisten enthielten. Im Oriente war die Enthaltsamkeit noch strenger und fast alle Christen lebten nur von Brod und Wasser nebst einigen Gemüsen. Die Lateiner hatten andere Fasten um Weihnachten und Pfingsten, und beide dauerten, wie die vor Ostern, vierzig Tage, nur waren sie nicht von gleicher Verbindlichkeit und wurden bei weitem nicht so allgemein beobachtet. Die Griechen haben außer den österlichen, noch vier andere Fasten, die der Weihnachten, der Apostel, der Verklärung und der Himmelfahrt, die jedesmal sieben Tage währen. Die Fasten der alten Juden bestanden darin, daß sie sich bis zum Sonnenuntergange aller Speisen und Getränke enthielten und mit dem trübseligsten Gesichte schweigsam in Bußkleid und Asche dasaßen. Ihre öffentlichen Fasten wurden, wie Feste, mit Trompetenklang verkündet. Zu Jerusalem versammelte sich alles Volk im Tempel und in den andern Städten auf dem öffentlichen Platze. Man las das Gesetz vor und die ehrwürdigsten Greise ermahnten die Menge zur Erkenntniß ihrer Sünden und zur Buße. Es wurden an diesen Tagen nicht nur keine Ehen geschlossen, sondern die Männer lebten unterdessen sogar getrennt von ihren Weibern. —

Die katholische Kirche hat die Uebertretung des Fastengebotes von jeher strenge gezüchtigt. Um das Jahr 1320 suchten jedoch die Päpste Johann XXII. und Benedict XII. die Humanität mit den Interessen der Kirche in Einklang zu bringen, indem sie eine Taxe einführten, mittels welcher man sich von allen möglichen Sünden loskaufen konnte. Leo X. ließ dieselbe durch einen Befehl vom 18. Nov. 1514 zum Drucke geben. Da nun der Vertreter Gottes auf Erden und Nachfolger Petri unfehlbar, so muß natürlich angenommen werden, daß in dieser ganzen Sünden- und Verbrechen-Taxe nicht der geringste Fehler unterlaufen ist.

Frankreich ist vielleicht jetzt das Land der Welt, wo die Fasten am wenigsten beobachtet werden; anders war es in frühern Zeiten. Als der Klerus reich und mächtig geworden, wurden unter seinem grausamen Einflusse die strengsten Gesetze über die Enthaltsamkeit erlassen, und während er selbst seinen Gaumen weidlich befriedigte, indem er die Einförmigkeit der Fleischgerichte gegen die feinsten Fische vertauschte und mit unersättlicher Begehrlichkeit das Gold aufhäufte, das ihm durch den Verkauf von himmlischen Straferlassungen aus den Händen der Reichen zufloß, wurde der Unglückliche, der unter den Fasten einmal Fleisch gegessen und keine Mittel hatte, sich von dieser vermeintlichen Sünde loszukaufen, gehängt, und der Metzger, der ihm die sündige Waare verkauft, an den Pranger gestellt und mit Ruthen gepeitscht. Man lies't in den Verordnungen oder Capitularien vom Jahre 780, daß Karl, den man — sonderbar genug — den Großen nennt, in der Absicht, die Sachsen zum Christenthume zu zwingen, erklärte, daß jeder Sachse, der sich nicht taufen ließe und förderhin während der Fasten Fleisch äße, zum Tode verurtheilt würde.

(Schluß folgt.)

Ueber Kolatschek's Monatschrift.

Als eine hervorragende Erscheinung im Gebiete der deutschen Literatur dürfen wir die vom ehemaligen Mitgliede der deutschen Nationalversammlung Adolph Kolatschek redigirte „deutsche Monatschrift für Politik, Wissenschaft, Kunst und Leben. Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagshandlung." betrachten, wovon uns das erste Heft vorliegt. Es enthält Aufsätze von Vogt, Franz Raveaux, H. B. Oppenheim u. A., sämmtlich die nächstliegende Vergangenheit berührend. Unter Anderem finden wir darin eine Schilderung Heinrichs von Gagern, die uns diese große Persönlichkeit ohne alle Gehässigkeit in seiner politischen Wirksamkeit vorführt. Die eigne Partei erhält darin ebenfalls manche Zurechtweisung. Es sey uns vergönnt, den Schluß des Aufsatzes hier zu wiederholen: „Gagern meint es gewiß ehrlich mit dem Vaterlande; er wünschte aufrichtig seine Größe und seine Freiheit. Das Unglück aber wollte, daß ihn die öffentliche Meinung auf einen Standpunkt stellte, dem er nicht gewachsen war, und daß sich seiner alle die Elemente bemächtigten, welche — bewußt oder unbewußt — die Forderungen der Revolution von 1848 hintertreiben wollten, und denen es gelang, Gagern als Werkzeug, und zwar mit dem größten Erfolge, zu benutzen." Diese kurze Stelle zeigt, wie alle Bitterkeit und Verdächtigung vermieden und so dem Vorwurfe ausgewichen ist, welcher tagtäglich der unterlegenen Partei gemacht wird, daß ihre ganze Vertheidigung fortwährend darin bestehe, Persönlichkeiten der andern Partei in den Staub zu ziehen. — Ein weiterer interessanter Aufsatz sind die „Untersuchungen über Thierstaaten", von C. Vogt. Obwohl wir die Schlußfolgerung, daß „die süße, welterlösende Anarchie die einzige Retterin aus der Verdumpfung" sey, keineswegs billigen, so können wir doch nicht umhin, diesen Aufsatz als das geistvolle Produkt eines geistreichen Kopfes zu begrüßen. Der Naturforscher stellt darin die Ansicht auf, daß die Gleichförmigkeit der Nahrung des Thieres, sowie des Menschen, die gleichförmige Handlungsweise hervorbringe, die wir beim Thiere Instinkt nennen.

„Die Philosophen haben mit dem Namen Instinkt — erklärt Vogt — jene Gedanken belegt, welche sich stets wieder auf's Neue in derselben Weise produziren. Der Instinkt bildet gleichsam den allgemeinen Stramingrund, auf welchem das Gehirn mit Verstand und Vernunft zu sticken pflegt." Hieran knüpft sich nun eine Schilderung des Lebens und Treibens eines Ameisenhaufens, der es auf die Eroberung eines monarchischen Bundesstaates, eines Bienenhauses, abgesehen hatte. Die Lebhaftigkeit des Beobachters theilt sich dem Leser mit, der jenem mit Vergnügen in die Thiermonarchien und Republiken folgt. Die Erkenntniß, welche der Forscher hier sammelt, wird auf eine liebenswürdige Weise auf's politische Gebiet übertragen, und so dem Leser ein zweifaches lehrreiches Feld geboten.

Nicht minder wichtig sind die Aufsätze: „Zur Kritik der Demokratie in Deutschland", „die deutsche Reichsverfassung, verglichen mit der schweizer'schen, amerikanischen und der s. g. Dreikönigs-Verfassung", „Blicke in schweizer'sche Verhältnisse", worauf wir, wenn es uns vergönnt ist, nochmals zurückkommen. Das Feuilleton bietet uns einzelne Züge aus Görgey's Leben in Prag.

Unter den Mitarbeitern finden wir Namen, welche als erste Sterne in Wissenschaft und Literatur glänzen. Schließen wir mit den Worten des Prospekts: „Klar und sicher in ihrer Meinung, groß und einfach in ihrer Empfindung, soll sie rein und besonnen in ihrer Absicht seyn und mit der Waffe der Einsicht des Geistes in der Sprache edler Begeisterung streiten. Von Abstraktion wie von Illusion fern wendet sie sich an die Verständigen unter den Denkenden, an die Aufrichtigen unter den Wollenden. Es ist der Weg der Arbeit und der Selbstverleugnung, den sie geht. Möge er zum Heile führen! Mögen aber auch die Gegner endlich bedenken, daß nicht die Heuchelei und die Verdächtigung es ist, die dem Guten dient und des Mannes Tugend ziert, sondern die Wahrheit und die Achtung, die den Irrthum haßt und dieses Streben ehrt. Dann, und wenn Alle wissen, daß der wahre Fortschritt nur das Ergebniß des Erkennens Aller, des Handelns Aller ist, werden wir vertrauensvoll

Digitized by Google

dem neuen Tag des Volkes kommen sehen und mit dem Gruß des Vaterlandes an ihm uns wiederfinden:

Die Einheit deutscher Herzen, die Freiheit deutscher Geister!"

† †

Mannichfaltigkeiten.

Wer von den Reichstagsdeputirten in Erfurt unter Dach und Fach kommen will, dem rathen wir, den Bart daheim zu lassen. Es könnte ihm sonst gehen wie einem bekannten Manne in unserer Nähe, noch dazu einem Landtagspräsidenten und Staatsminister. Der stattliche Mann reist mit Kutsch und Pferd und in einem stattlichen Schnurr- und Knebelbart nach Erfurt, um sich selbst ein Quartier zu miethen. In das Haus eines reichen Kaufmannes gewiesen, nennt er Stand und Namen und wird dem Hausherrn gemeldet. Der kommt, sieht und erschrickt, führt zwar den Herrn in den prächtigsten Zimmern umher, erklärt aber bei jedem Schritt verlegen, die Zimmer könnten jetzt nicht vermiethet werden. Der Abgeordnete wundert sich und nimmt ärgerlich Abschied, vielleicht à la Schleiermacher. — Dem Manne mit dem Barte traue ich nicht, ruft der erleichterte Kaufmann in seiner Schreibstube, der ist ein Demokrat, obgleich er Freiherr u. s. w. ist.

Kaum hatte der berüchtigte Zuschauer der † Zeitung in Berlin davon murmeln gehört, daß Carl Gutzkow technischer Direktor des königlichen Theaters in Berlin werden sollte, so erinnerte er sich mit frommem Schauder, daß er Gutzkow in den Märztagen, und sogar am 18. März vor dem Schloß gesehen habe, daß er also ein Rother seyn müsse. Gutzkow fertigt den ehrenwerthen Herrn mit einigen derben Worten in der Vossischen Zeitung ab, mehr um das ekelhafte Geschmeis der Angeber an den Pranger zu stellen, als um seiner Vertheidigung willen, die er nicht nöthig hat. Wir schlügen vor, den Zuschauer, der anno 48 ein Hans in allen Gassen und Gossen war, anno 50 Zuträger zu nennen.

Dankenswerthe neue Erfindung.

Wie unsere Zeit erfinderisch in Allem ist, so ist es auch vor kurzem einem Manne, Hrn. Menius Hoffmann zu Annaberg, im sächsischen Erzgebirge, gelungen, einen Stoff für Fußbekleidung zu erfinden, der durch seine elastische Dehnbarkeit sich ungemein nützlich erwiesen und ungetheilte Anerkennung im Sachsenlande erhalten hat. Allen, welche durch Hühneraugen, Frostballen, Gichtschmerzen u. s. w. an den Füßen leiden und keinen Druck an denselben vertragen können, so wie Jenen, welchen im Sommer oder beim Tanzen die Füße anschwellen, wird durch diese Fußbekleidung eine große Wohlthat erwiesen, da nie der leiseste Druck in derselben empfunden wird. Der Stoff zu den niedlich gearbeiteten Schuhen und Stiefeln ist, wie wir zu sehen Gelegenheit hatten, aus Seide und Gummi in allen Farben gefertigt. So nett und knapp, gleich der Pariser Arbeit, diese Schuhe auch erscheinen, so darf man sie nur getrost an den Fuß bringen, da der Stoff, sammt Futter und Einfassung, nachgibt und den Fuß im wohlthuendsten Gefühle umschließt. Von der k. sächs. Regierung ist diese nützliche Erfindung patentirt worden und glauben wir Diejenigen, welche beabsichtigen, die bevorstehende sächsische Industrie-Ausstellung in Leipzig zu besuchen, auf die patentirten Schuhe und Stiefeln des Hrn. Menius Hoffmann aufmerksam machen zu sollen, da wohl mit Gewißheit angenommen werden darf, daß eine so nützliche Erfindung, die einem lange gefühlten Bedürfniß die gewünschte Befriedigung in so vollständiger Weise gewährt, ihren Platz in derselben finden und hoffentlich auch recht bald hier allgemein werden wird, da diese Fußbekleidung ein Entstehen von Hühneraugen unmöglich macht und Denen, welche an diesem oder andern Fußübeln leiden, eine sehr große Erleichterung gewährt und die Stoffe in allen Farben und Qualitäten bei jenem Manne bezogen werden können.

Korrespondenz.

Eßlingen, 7. März.

Wir können nicht umhin, die Vorsteher von Schulen und Instituten darauf aufmerksam zu machen, daß im Augenblick in den Vorlesungen des Hrn. Pfarrer Rau über Astronomie ein Planetarium aufgestellt ist, welches sich durch seine Einfachheit und sinnreiche Ausführung sehr empfiehlt. Es ist eine Arbeit des Hrn. Carl Heller jun., Vergolder und Gemälde-Restaurateur in Stuttgart, und erregte schon in der letzten Ausstellung Aufsehen. Namentlich würde es sich zur Darstellung des Umlaufes der Erde um die Sonne, des Mondes um die Erde und der Jahreszeiten ganz vortrefflich eignen. In der That ist denn auch Hr. Heller bereit, ähnliche Planetarien — nur einfacher in der Form — für billige Preise zum Gebrauch in Schulen und Instituten anzufertigen. Ueber die Wichtigkeit solcher Instrumente zur Versinnlichung astronomischer Wahrheiten, dürfen wir wohl kein Wort anführen, — sie ist anerkannt.

Kunstnotizen.

(Frankfurt a. M.) Wie bereits angezeigt, findet die heutige Vorstellung des „Propheten" zum Vortheil der Frau Behrend-Brandt statt. Wir zweifeln nicht, daß sich unser kunstsinniges Publikum bei diesem Benefiz recht zahlreich betheiligen wird, da der in Gesang und Spiel trefflichen Durchführung der Fides durch Frau Behrend-Brandt ein nicht geringer Theil des Erfolges der Meyerbeer'schen Oper auf unserer hiesigen Bühne zukommt und da die genannte Sängerin überhaupt durch viele ausgezeichnete Kunstleistungen sich der immer steigenden Gunst der Musikfreunde zu versichern gewußt hat.

In unserer Stadt befindet sich gegenwärtig ein junges Talent, welches bereits die Aufmerksamkeit der hiesigen Kunstnotabilitäten auf sich zieht. Wir haben es hier mit dem achtjährigen Knaben Fritz Gernsheim zu thun, dessen außerordentliches Talent sich demnächst in einem öffentlichen Konzerte bekunden soll, bei welcher Gelegenheit wir selbst eine Ouverture für großes Orchester von seiner Composition hören werden. Wenn hier auch noch keine Meisterschaft in Satz und Form zu bewundern seyn kann, so ist es doch der frühzeitige Entwickelungsprozeß des Genius. Des Knaben Vater ist ein allgemein geschätzter Arzt aus Worms, welcher Frankfurt für den geeigneten Ort hält, die Bildung des Kindes zu fördern und dasselbe zu diesem Zwecke in die leitenden Hände der Herren Rosenhain und Eliason gegeben hat. Der Letztere, sein Lehrer im Violinspiel, versichert, daß er auf diesem Instrumente nicht weniger Anlage und Liebe wie zum Piano zeigt, obgleich er noch nicht lange damit begonnen hat. Seine bisherigen Leiter waren Louis Liebe in Worms (durch seine schönen Lieder bekannt) und der Pianist Ernst Pauer von Mainz, welche Männer das erste Anrecht auf Dankbarkeit haben, wenn einmal eine Eiche aus dem jungen Sprößling erwachsen sollte. In der That, wer dieses Kind in seinen schönen schwarzen Locken, mit seinem klaren Blick und den kleinen Fingern ein Konzert von Hummel vortragen hört, wem fiele unwillkürlich dabei nicht die fast mythischen Fabeln jener kleinen Wunderwesen ein, die sich in spätern Jahren eine so ruhmvolle Bahn gebrochen haben? — Man sieht mit gespannter Erwartung dem ersten öffentlichen Auftreten dieses vielbefähigten Kunstjüngers entgegen.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 13. März. (Zum Vortheil der Frau Behrend-Brandt): Der Prophet, große Oper in 5 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 68. Donnerstag, den 14. März 1850.

Die Eichertsjöggeli.

(Eine oberrheinische Schiffersage. Nacherzählt von Wilh. v. Waldbrühl.)

Es ist eine ausgemachte Sache, sowohl in den Zechstuben der alten Reichsstadt Burkheim, als in den Spinnstuben von Leiselheim, Saßbach und Jechtingen, daß der Eichert, der Bergrücken zwischen der Burg Sponeck und den tieferliegenden Trümmern des Schlosses Limburg, nächtlicher Weile durch Geister unsicher gemacht wird, die man im ganzen Kaiserstuhl, ja noch weiter, als die Eichertsjöggeli kennt und nennt. Besonders Wanderer auf schlimmen Wegen sollen das Spiel ihrer Neckluft seyn, sollen, wenn sie nach dem Nachtfall den Eichert berühren, oder nur in seine Nähe kommen, von den Plagegeistern ordentlich beritten werden. Beispiele werden in Menge erzählt, daß Dieser, daß Jener plötzlich den unheimlichen Geist auf seinem Rücken gespürt, die Arme so fest um den Hals gefühlt, daß ihm die Kehle beinahe zugeschnürt worden, daß ihm dabei die Füße unablässig in die Lenden gespornt hätten, daß er rennen müssen über Berg und Thal, trotz der Klüfte, trotz der Bäche, in einer unheilvollen Hatz, bis er früh Morgens triefend von Schweiß niedergesunken, nachdem der Geist ihn bei'm ersten Hahnruf verlassen habe. Man behauptet dabei, daß viele Betroffenen, von dem Poltergeiste Zugerittenen ihr Unglück noch verheimlichen, aus Furcht obendrein, von Jung und Alt aufgezogen zu werden, indem man immer voraussetzt, daß man nur auf unrechten Wegen eben diese Heimsuchung befahren könne. Die Mädchen des Kaiserstuhles tragen zu den Poltergeistern sogar eine heimliche Verehrung, indem sie ob der nächtlichen Wanderungen und Wanderern besondere Theilnahme zeigen und gerne wissen mögen, ob die Wege, die zu ihnen gewandert werden, rechte oder falsche sind; mit andern Worten: ob der Zuwanderer es ehrlich mit ihnen meint, oder nicht.

Will man wissen, wie diese Geister in das Gebirge gekommen, seit wann sie ihre unheimliche Reiterkünste geübt, so darf man nur in einer Spinnstube nachfragen oder einen Schiffer um Erkundigung bitten, wenn er ruhig den Kahn durch den Gischt der schnellen Rheinwogen hinschweben läßt, die sich unten an den Felsen des Eicherts schäumend brechen, die um den Kahn sieden, als ob Fett auf dem Feuer hoch aufprutzle.

Der Jöggeli, erzählt der Schiffer, ist einmal ein Mensch gewesen wie wir, aber kein Kaiserstühler, denn der Kaiserstuhl hat keinen so schlechten Kerl hervorgebracht, als er bei Lebzeiten gewesen. Man sagt, er sey drüben in der March geboren, und zwar in dem Dorfe Nimburg, sey von den Mönchen des dortigen Klosters erzogen worden; er sey ein recht flinker, hübscher und gescheidter Bursche gewesen, der sich in seinem Dorfe mit einem eben so frischen Mädchen verheirathet habe. Die junge Frau soll aber bald gestorben seyn, nachdem sie ihrem Manne ein Söhnlein geschenkt, das nach seinem Vater auch Jöggeli genannt wurde. Der junge Wittwer hatte wenig Grundeigenthum durch seine Frau gewonnen, welches er nicht gerne bebaute. Er befaßte sich statt des Ackerbaues lieber mit Getreidehandel, zu welchem er durch einige geistliche Herren von Nimburg, seinen Verwandten, wie man sagt, mit Gelde ausgerüstet worden, und führte ein unstätes Leben in den Schenken der umliegenden Städte und Dorfschaften, wie dieses der Handel mit sich bringt. Im Jahr 1513 machte er im Dorfe Lehen, draußen vor dem Mooswalde, die Bekanntschaft des berühmten Joß Fritz, des kecken Mannes, der vom Niederrheine einwanderte und den Bundschuh von Lehen stiftete. Dieser Bundschuh war nichts Anderes als ein Verein von Bauern, die in der Stille dahin trachteten, sich gegen den Druck des Adels und der Geistlichkeit zu erheben, also ihre angeborene Menschenrechte geltend zu machen. Die schändlichen Gerechtsame, welche der junkerische Uebermuth, welche der Aberglaube den Landbewohnern aufgebürdet, sollten aufhören, Jagd und Fischerei frei werden. Die heimlichen Gerichte, das fremde Recht sollte aufhören, das durch tausend kleine Gewaltherren getheilte Land sollte blos einem Kaiser gehorchen, durch die evangelische Brüderschaft und deren Reichstag geleitet werden. Geheime Abgeordnete waren drüben in dem Elsaß, waren auf dem Schwarzwalde umhergezogen, hatten für das Unternehmen geworben, und bald war Jöggeli einer der eifrigsten Sendboten des Bundschuhes geworden. Zehntausend tüchtige, verwegene Männer standen schon gerüstet, sich auf den ersten Waffenruf zu erheben, sich unter zehn Hauptleuten zu schaaren, unter den Oberbefehl des schlauen Joß zu stellen. Die Fahne war schon gemalt, welche die Schaar der göttlichen Gerechtigkeit, welche die evangelische Brüderschaft zu Kampf und Siege führen sollte. In wenig Tagen sollte Deutschland sich von einem Jahrhundert langen Schlafe erheben und das Vorbild der Welt werden.

In dieser Zeit gerade überlegte sich Jöggeli, wie er wohl am besten fahren könne, mit der Bruderschaft, welche jedenfalls noch einen harten Kampf zu bestehen hatte, oder aber mit den Besitzenden, mit den Fürsten und Herren. Er hatte bald herausgerechnet, daß Letztere ihn wohl am reichsten belohnen würden, wenn er Anzeige von der nah drohenden Gefahr mache, und somit dieselben vom Untergange rette. Sobald er daher mit sich darüber im Reinen war, ging er gleich nach Freiburg, suchte die Beamten der Stadt und die Geschäftsführer des badischen Markgrafen auf und theilte denselben die Gefahr mit, welche über dem bestehenden Reiche schwebte. Diese Herren waren bald inne, daß sie einen Mann von gründlicher Sach- und Ortskenntniß, von durchtriebener Gewandtheit vor sich hatten, belobten ihn nicht nur, sondern boten ihm einen reichen Lohn, verhießen ihm, insofern er sich zu ihnen halten wollte, ein ansehnliches

Digitized by Google

Einkommen aus den Gütern der reichen Bauern, die nun vom Staate von den Herren zur Strafe eingezogen werden mußten. Bei Nacht und Nebel rückten nun die Freiburger, die markgräflichen Strickreiter und Häscher in das Dorf Lehen ein, um das Haupt der Verschwörung, um die übrigen Leiter des Bundes zu ergreifen. Der berühmte Joß muß aber wohl eben so wachsam als verwegen gewesen seyn, so daß er von dem Einrücken der Widersacher Wind bekam, sich aus seiner Wohnung in den Mooswald, aus diesem in den Kaiserstuhl und weiter rettete. Viele andere Bauern wurden aber festgenommen, die Fahne, welche dem hellen Haufen voran wehen sollte mit den Satzungen des Bundschuhes, erbeutet, und so dem ganzen Unternehmen, wie es schien für immer der Garaus gemacht. Die eingekerkerten Bauern wurden in Rothweil und in Freiburg Jahre lang verhört, die ärmeren bald wieder freigegeben, die reicheren aber erst dann entlassen, als sie keinen Heller mehr zu verlieren hatten. Da aber nun Friederich Joß, das gefürchtete Oberhaupt der evangelischen Brüderschaft, entkommen war, viele Hauptleute sich der Haft entzogen hatten, da man hin und wieder von neuen Anzettelungen der Verschwundenen hörte, so ward Jöggeli von Seiten des Markgrafen gewonnen, den Verschwornen insgeheim nachzuspüren, damit keine neuen Anzettelungen stattfinden sollten. Er kaufte sich zu Leiselheim in dem schönen Dorfe im Kaiserstuhle hinter dem Eichert, wo die ersten Veilchen blüh'n, die ersten Kirschen reifen, wo die süßesten Trauben des ganzen Oberlandes wachsen, ein hübsches Gut und lebte mit seinem heranwachsenden Söhnlein in Hülle und Fülle. Doch war er nur selten daheim, streifte er, wie früher, nach allen Richtungen in der Gegend umher, hatte er viel heimlichen Verkehr, einestheils mit den Beamten des rothweil'schen Hofgerichtes und den Herren von Freiburg, dann mit allerlei umherziehenden Strolchen: Pilgern, Kesselflickern und Bettlern. Je wohlhabender aber Jöggeli geworden war, je lustiger und sorgloser er leben konnte, desto finsterer schien er. Man sah ihn nicht mehr wie sonst mit seinem Knaben spielen, nicht mehr mit den Nachbarn unter der Linde sitzen; man zog sich von allen Seiten von ihm zurück und flüsterte sich in's Ohr: wie man hier wieder einmal sehen könne, daß ungerechtes Gut nicht gedeihe. Zuletzt war das Umherschweifen Jöggeli's ärger; er sah finsterer und bleicher aus, kam beinahe gar nicht mehr in seine Wohnung, wurde nur flüchtig im Mooswalde oder auf den Höhen des Kaiserstuhles gesehen. Einige hielten ihn für einen Schatzgräber und Zauberer, aber bei Andern hieß es, er sey dem Joß auf der Fährte, der Rädelsführer und Bauernheiland werde nun bald gethan haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die innere Selbstentzündung des menschlichen Körpers als Ursache des Todes.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

Man hat dem im Sommer 1847 erfolgten, in manchen Beziehungen allerdings sehr räthselhaften Tode der Frau Gräfin von Görlitz in ihrer eigenen Wohnung zu Darmstadt verschiedene Möglichkeiten unterstellt, und hat insbesondere angenommen: 1) daß ihr Kopfputz, während sie Abends am Schreibtisch gesessen, am Kerzenlicht Feuer gefangen und so die äußere Verbrennung des oberen Theiles des Körpers erfolgt sey; 2) daß sie auch in Folge einer inneren Entzündung durch Selbstverbrennung den Tod erlitten haben könne, und 3) daß die Gräfin, in der Absicht, sie zu berauben, erst getödtet und dann angezündet worden sey, um dadurch die Spuren der Missethat zu verwischen und unkenntlich zu machen.

Von der unter 1) angeführten Ansicht, die Anfangs eine allgemein verbreitete war, ist man schon längst abgekommen, aus Gründen, die wir hier nicht weiter berühren wollen. Zwischen der zweiten und dritten Conjektur sind die Meinungen getheilt, obschon nicht in einem solchen Verhältnisse, daß man sagen könnte, daß die unterstellte Möglichkeit der Selbstentzündung und Verbrennung viele Anhänger und Vertheidiger finde. Im Gegentheil scheint deren Zahl, nach den von uns gemachten Wahrnehmungen, äußerst gering zu seyn.

Diejenigen Personen des hiesigen Publikums, die dem Schauplatze des tragischen Ereignisses mehr oder weniger nahe gestanden und dennoch eine Selbstverbrennung in Abrede stellen, mögen ihre besondere Gründe haben, die, wären sie auch sämmtlich speziell bekannt, bei der allgemeinen Beantwortung der Frage: ob eine Verbrennung des menschlichen Körpers, veranlaßt durch innere Selbstentzündung, möglich sey? schwerlich den Ausschlag geben könnten.

Wir müssen darüber die Erfahrung befragen und zusehen, was uns dieselbe über ein so räthselhaftes Phänomen lehren könne.

Anton Vieth, Professor der Mathematik zu Dessau, hat in einem besonderen Kapitel einer seiner hinterlassenen Schriften (Leipzig, 1803) sich über die Möglichkeit der Selbstentzündungen in Thieren und Menschen verbreitet und mehrere interessante Fälle angeführt, unter denen wir hier die, von Vieth dem berühmten Arzte Bianchini zu Verona nacherzählte Verbrennung der Gräfin Cornelia Bandi etwas näher berühren wollen. Dieselbe war 62 Jahre alt und befand sich sehr wohl. Ob sie Gebrauch von starken Getränken gemacht habe, sagt die Erzählung nicht. Eines Abends, heißt es weiter, fühlte sie sich beim Abendessen etwas träge und schläfrig, was denn gerade nichts Außerordentliches ist. Sie ging in ihr Schlafzimmer, sprach noch etwa drei Stunden mit ihrer Kammerfrau, betete ihren Abendsegen, und legte sich zu Bette. Da sie des andern Morgens nicht zur gewöhnlichen Zeit erwachte, so ging die Kammerfrau hinein, um sie zu wecken und fand den Körper ihrer Gebieterin in folgendem kläglichen Zustande. Es wird nun weiter erzählt, daß auf dem Fußboden, in einer Entfernung von vier Fuß vom Bette, ein Haufen Asche lag, worin man zwei ganze Beine sah, von den Füßen bis zu den Knieen, mit den Strümpfen. Zwischen denselben lag der Kopf, wovon das Gehirn und die Hälfte vom Hintertheile des Hirnschädels, so wie die äußeren Bedekkungen und weichen Theile in Asche verwandelt waren, worunter man auch noch drei Finger ganz verkohlt entdeckte. Alles Uebrige war zu einer Asche verbrannt, welche die besondere Eigenschaft hatte, daß, wenn man sie anfaßte, an den Fingern eine fettige und übelriechende Fettigkeit kleben blieb. Man bemerkte, daß die Luft in der Kammer mit einer Art von leichtem Ruß angefüllt war. Auf dem Fußboden war eine kleine Lampe ohne Oel, mit Asche bedeckt, und auf dem Tische zwei Lichter auf ihren Leuchtern, von denen der Talg ganz fehlte, und der Docht ganz übrig geblieben war. Um den Fuß der Leuchter war etwas Feuchtigkeit. Das Bett war im mindesten nicht beschädigt, die Decke und die Betttücher waren bloß aufgehoben und auf die Seite geworfen. — Die weiteren Details der Beschreibung von dem Zustande des Schlafgemachs der Gräfin Bandi übergehen wir, weil die eben mitgetheilten die wesentlichsten Angaben zur Beurtheilung des Thatbestandes enthalten. Nach des Arztes Bianchini Ansicht soll nun die unglückliche Dame durch ein inneres Feuer verzehrt worden seyn, welches wahrschemlich im Magen und in den Gedärmen erzeugt worden sey. Der vorsichtig prüfende und besonnen urtheilende Professor Vieth setzt aber gleich hinzu: „Der Umstand, daß eine Lampe auf dem Fußboden stand, wird in der Erklärung ganz übergangen. Man könnte doch dadurch auf die Vermuthung kommen, daß die Dame aus Unruhe aufgestanden

Digitized by Google

sey, und daß die Flamme der Lampe etwa ihre Kleider ergriffen hätte. Diese Ansicht, welche die natürlichste zu seyn scheint, weil sie auf erhebliche Thatsachen gegründet ist, wird auch noch durch den besonderen Umstand unterstützt, daß die Gräfin Bandi, nach der Erzählung des Marquis Scipio Maffei, gewohnt war, den Körper oft mit Kampherspiritus zu reiben, was wohl eine Mitursache des Verbrennens möchte gewesen seyn."

Weiter berichtet noch Vieth den unter räthselhaften Umständen in der Nacht vom 9. auf den 10. April 1744 erfolgten Verbrennungstod einer Frau Pitt zu Ipswich, in einem Alter von ungefähr 60 Jahren. In derselben Nacht war dieselbe, wie sie öfter that, hinaus und in die Küche gegangen, wo sie Morgens, mit dem Oberkörper auf dem Feuerherde liegend, und bis zur Unkenntlichkeit verkohlt, todt gefunden wurde. — Ferner: Den 20. Februar 1725 wurde die Frau Millet, Gattin eines Gastwirths zu Rheims, in ihrer Küche anderthalb Fuß vom Feuerherde verbrannt gefunden. Nur ein Theil des Kopfes und der Füße mit Strümpfen und Schuhen, einige Wirbelbeine des Rückgrats und einige Enden dicker Knochen waren unverzehrt geblieben. Es ist dies derselbe Fall, mit welchem Hr. Professor Liebig seine neueste Schrift: „Zur Beurtheilung der Selbstverbrennung des menschlichen Körpers", beginnt. — Endlich noch ein Beispiel aus Vieth, welches, wie die schon erwähnten, der Hypothese von der Selbstverbrennung des thierischen Körpers zur Unterlage dienen soll. Die Thatsache ist kurz folgende. Eine gewisse Madame de Boiseon, eine Meile von Dinan, ungefähr 80 Jahr alt, sehr mager, trank seit mehreren Jahren nichts als Branntwein, und zwar in großer Quantität. Eines Tages saß sie in ihrem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer. Ihre Kammerfrau war auf einige Augenblicke weggegangen; als diese zurückkam, fand sie ihre Gebieterin ganz in Feuer. Sie schrie um Hülfe; man eilte herbei. Trotz aller Hülfe, welche man der Unglücklichen brachte, verlöschte das Feuer nicht eher, bis alles Fleisch von den Knochen abgebrannt war. Das Gerippe blieb fast ganz wie es war, im Lehnstuhle sitzen, nur schwarz und etwas angesengt.

(Schluß folgt.)

Die Fasten.

(Schluß.)

Im Jahre 1522 peitschte man, kraft eines Urtheils des Probstes von Sens, einen gewissen Passaigne, weil er während der Fasten einmal Bohnen mit Speck gegessen, worauf er vor der Domkirche öffentliche Abbitte thun mußte. Unter Heinrich III. ward erst in Frankreich die Todesstrafe für diesen Sündenfall abgeschafft, aber die Stäupung immer noch beibehalten. Voltaire erzählt, daß in der Nähe von St. Claude den 28. Juli des Jahres 1629 nach der gnadenreichen Geburt Jesu Christi, die Hinrichtung eines gewissen Claude Guillon stattfand, weil er im schrecklichsten Elend und unter den Qualen des Hungers Samstag den 31. März 1629 ein Stück von einem geschundenen Pferde, das auf dem Anger den Raben überlassen worden, weggetragen, gekocht und verzehrt hatte. Der Richterspruch lautete wörtlich also:

„Wir u. s. w.; nachdem wir die Prozeßakte geprüft und die Ansichten der Rechtsdoktoren (excellente race dans tous les siècles) gehört, erklären den Claude Guillon für überwiesen und schuldig, ein Stück von einem Gaule, der in der Stadtwiese gefällt worden, weggeschleppt, gekocht und am Samstage den 31. März gegessen zu haben u. s. w. u. s. w."

Zu welchen bejammernswerthen und lächerlichen Gewaltthätigkeiten ließ sich die eben so zahl- als einflußreiche klösterliche Sippschaft in den Jahrhunderten der Finsterniß nicht hinreißen. Und was würde ihre Nachkommenschaft nicht noch heute wagen, fände sie an der Unwissenheit und dem Aberglauben nur kräftige Bundesgenossen. — An Versuchen, die alte Glaubenswuth wieder aufzustacheln, ließ sie es zu keiner Zeit fehlen. Sehen wir nicht noch im Jahre 1791 zu Rava in Polen Richter, die eine ruchlose Puppe verurtheilen und durch Henkershand verbrennen lassen, weil ihr die Kinder eines Lutheraners das Bild der heiligen Jungfrau an den Hals geheftet haben! und in demselben Jahre spanische Richter einen Papagei und einen Affen der Ketzerei und Gotteslästerung für überwiesen erklären und zu den Flammen verurtheilen, und zwar den Papagei, weil er geschrieen: „in's Feuer mit dem Papst!" und den Affen, „weil er durch seine Sprünge und Purzelbäume seinen Beifall darüber zu erkennen zu geben schien." — Diese beiden großen Verbrecher wurden festgenommen und in einem Eisenkäfig verbrannt, auf welchem zwei Inschriften zu lesen waren, die eine: „Ruchloser Entweiher der päpstlichen Heiligkeit!" und die andere: „Mitschuldiger dieser Ruchlosigkeit, durch Sprünge, Geberden und andere unzweideutige Zeichen," lautend.

B. Saint-Edme berichtet in seinem „Traité de legislation historique du sacrilège chez tous les peuples du monde", folgende Thatsache, die uns durch die Zeit viel näher liegt. Im Jahre 1823 an einem Samstage kamen in Geschäften vier Personen aus der Gemeinde Saint-Laurent-de-Cerdans, im Departement der Pyrenäen, nach der Kreisstadt Céret und ließen sich in einem Wirthshause einige Rippenstückchen (Côtelettes) zum Mittagessen geben. Es wurde von guten Christen bemerkt, daß sie an einem Abstinenztage Fleisch aßen; der Bürgermeister macht, auf eine Anzeige, einen Bericht darüber an die betreffende Behörde, es erfolgte eine Vorladung vor den Staatsprokurator und die Angeklagten wurden „wegen Verletzung der religiösen Moral" zu einjähriger Gefängnißstrafe und 300 Franken Geldbuße verurtheilt. Zu ihrem Glücke appellirten sie und der Gerichtshof von Perpignan sprach sie am 9. Juli 1823 von der Strafe frei.

Dr. German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

In dem oldenburgischen Dorfe Westerscheps, im Amte Zwischenahn, macht ein Somnambüler großes Aufsehen. Es ist kein Dieb mehr vor ihm sicher, er verräth ihn in seinem geheimsten Schlupfwinkel, die Polizei ist dort ganz überflüssig geworden. Dieser Hellseher ist der Knecht eines Gastwirths. Er sagt im Schlafe, wann etwas gestohlen ist, wo es gestohlen, wo das Gestohlene zu finden, und wer der Dieb ist. Neulich z. B. soll er diese Eigenschaft glänzend bewährt haben. Es fällt nämlich der Verdacht eines Gelddiebstahls auf ein Dienstmädchen; man fragt den Hellseher, und dieser gibt genau die Stelle an, wo das Geld liegt und bezeichnet auch den Dieb, der auch sofort gesteht. Die ganze Umgegend ist von diesem Ereigniß erregt, und fortwährend wallfahrten eine Menge Menschen nach dem Wohnorte des Knechts, um sich Geheimnisse enthüllen zu lassen. — Wenn der Hellseher nur auch in unserm politischen Conflikt hellsehen und uns hinsichtlich des Preußenbündnisses zu Hülfe kommen könnte!

Korrespondenz.

Bornheim, im März.

Obgleich es den Lesern des in Nro. 49 der Didaskalia vom 26. v. Mts. erschienenen Artikels d. d. Bornheim, 20. Febr. 1850 — welcher

Digitized by Google

absichtlich von vornherein in einer Weise abgefaßt ist, daß selbst jeder sich für Bornheim nicht Interessirende, denselben zu lesen herangelockt werden soll — nicht schwer gefallen seyn wird, an der sehr ausgedehnten Unterschrift des Einsenders zu erblicken, in wiefern es sich für die in Frage gestellte Begräbnißordnung interessirt, so sehen sich jedoch die Unterzeichneten um so mehr veranlaßt, denselben behufs näherer Beleuchtung und Beurtheilung hier zur Sprache zu bringen, als er außer einigen Widersprüchen, nicht nur Unwahrheiten, sondern auch solche Beleidigungen enthält, welche die gesammte hiesige Bürgerschaft berühren. — Der Friedhof, welcher außerhalb des Ortes liegt und dessen nöthige Erweiterung mit wenigen Kosten hätte erzielt werden können, wurde jedoch auf den Antrag des Ortsvorstandes in eine beträchtliche Entfernung verlegt, so daß die Einführung eines Leichenwagens allgemein für nöthig gefunden worden ist; damit begnügte man sich jedoch nicht und ließ auch eine Bei-Chaise anfertigen. Man entwarf nun eine Begräbnißordnung à la Frankfurt a. M., ohne eine Parallele der Vermögensverhältnisse zwischen Frankfurt und dem Dorfe Bornheim zu ziehen, und bestimmte darin, daß drei Klassen von Beerdigungsarten bestehen sollen. 1. Klasse à 25 fl. mit Goldquastenverzierungen, goldnen Rädern und neun Leichenbegleitern; 2. Klasse à 18 fl., verhältnißmäßig weniger pompös und nur sieben Leichenbegleitern; 3. Klasse à 12 fl. ohne den geringsten Schmuck und nur fünf Leichenbegleitern; also den ersteren Klassen gegenüber ordinär. Auf diese Beschlüsse hin — welche nicht bis zum Drucke gediehen wären, wenn der Ortsvorstand den amtlichen Befehl, welcher sagte: daß sie zur Genehmigung den Bürgern vorgelegt werden sollten, auch respectirt hätte — forderten nun einzelne namhafte Bürger die gesammte Bürgerschaft im August v. J. zu einer geeigneten Opposition auf, was auch durch eine mit circa 400 — also mit einem großen Theile der hiesigen Ortsbürger — bedeckten Unterschrift ausgeführt und amtlicher Seits berücksichtigt wurde. Der Ortsvorstand ging bei seinen Beschlüssen von dem Grundsatze aus, daß sowohl der Friedhof als auch die Wägen ꝛc. durch Einführung dreier, und zwar hohen Klassen sich in sich selbst bezahlen sollten, dachte aber wahrscheinlich nicht daran, daß alle Gemeindelasten auf dem Wege der Steuerzahlung, und zwar grundsatzgemäß nach Steuerkraft zu decken sind. Während man allerwärts bei den so traurigen Zeitverhältnissen Sparsysteme für den Staats- resp. Gemeinde-Haushalt zu erzielen strebet, will man hier im derbsten Gegentheil den Bürgern Veranlassung zu einer üppigen Verschwendung geben; denn da die Friedhofs-Commission außer andern Gründen, noch von dem besondern Grundsatze ausgeht, daß die Einführung dreier Klassen der Kasse einen großen Vortheil bringen soll, sagt sie damit klar: daß man sich auch der höheren Klassen bedienen soll. Geht man nun von dem sehr richtigen Grundsatze aus, daß, wie Hr. Buck selbst eingesteht, der Betrag von 12 fl. für die meisten Bürger schon so drückend sey, daß sie sich der höheren Klassen nicht bedienen können, so täuscht sich mithin die Commission auch in ihrer flotten Einnahme und der angebliche Zweck von drei Klassen ist dann verfehlt. — Es ist wahrhaft empörend, wenn man bedenkt, daß man einem Familienvater aus dem Mittel- oder unbemittelteren Stande der hiesigen Bürger — welche unstreitig die Mehrzahl bilden — nachdem seine Kasse ein Opfer der Aerzte, Apotheker und Verdienstentbehrung geworden ist, für nur ein seine Armuth darstellendes ordinäres Begräbniß (ohne den Sarg) schon 12 fl. am Beerdigungstage, mithin in einem Momente, wo die Gefühle der Hinterbliebenen nicht wenig in Anspruch genommen sind, erpressen will, um wie viel drückender muß dies seyn, wenn sich, was leicht eintreten kann, in kurzer Zeit mehrere Todesfälle in einer Familie ereignen sollten. Was Hr. Buck davon fabelt, daß es unpassend sey, wenn man den wohlhabenderen achtbaren Familien — deren es mehrere hierorts gäbe — die Gelegenheit zu einer mehr glänzenden Beerdigungsweise nähme, ist unverschämt: als wenn die ärmeren Familien nicht auch achtbare seyn könnten — Um das Mittel zu finden, eine Leiche auf die einfachste ehrende Weise zu beerdigen, haben die Oppositionsglieder — denen man vielleicht dereinst noch großen Dank wissen wird — keine Mühe gescheut, noch ehe Hr. B. sie darauf aufmerksam machte, die geeigneten Schritte gethan, und liegen die betreffenden Ausweise von der sehr nachahmungswerthen Beerdigungsweise der großh. hessischen Orte Bibel und namentlich Großgerau, welch letzterer als Kreisort, resp. Städtchen, das alle denkbare Gerichte in sich vereinigt, mithin alle Stände vertreten sind, welche beweisen, daß selbst die kreisräthliche Familie keinen Anstand nimmt, sich derselben Beförderungsmittel zu der Ruhestätte zu bedienen, welche man für den Aermsten in Anwendung bringt, genügend vor. Dort wird nämlich eine Leiche auf eine anständige Weise in einem circa 500 fl. kostenden, mit zwei Pferden bespannten Wagen beerdigt, wofür unter Hinzurechnung der Todtengrädertaxe der Maximalbetrag von circa 2 fl. für einen Ortsbürger und circa 3 fl. für einen Permissionisten von den Angehörigen der Leiche zu entrichten ist. Wird dieses vorstehende sehr achtbare Beerdigungssystem nicht in ähnlicher Weise auch hierorts eingeführt, daß nämlich das Klassen-Unwesen scheitert und der Maximalsatz von 3 fl. überschritten werden sollte, so steht zu erwarten, daß die betreffende Oppositionspartei ihre Rechte bei der competenten Behörde geltend zu machen keine weitere Mühe scheuen wird. — Hr. B. klagt, daß das Begräbnißwesen schon seit 1844 im Werden begriffen sey, sich aber bis heute nicht realisiren wolle. Diesen Vorwurf — wenn er gemacht werden kann — kann jedoch nur seine Partei treffen, indem die Opponenten ja erst seit vorigem Jahre protestiren. Wenn Hr. B. nun etwa glauben sollte, daß durch seine ungeziemende Anregung der Sache einem baldigen Antritt seiner Funktionen entgegen gesehen werden könne, so möchte sich derselbe wohl sehr täuschen, und sich mit dem fünfzehn Monate langen Besitze einer imaginären Charge begnügen müssen, indem ein Sekretariat um so weniger für ihn übrig bleiben kann, als, wenn selbst gegen alle Erwartung ein solches für nöthig befunden werden sollte, die vorausgesetzte Humanität bei den fraglichen Opponenten soweit vorhanden ist, dasselbe gratis zu übernehmen. — Was schließlich seiner Herr Er-Sekretär von einem Reactions-Klubb fabelt, ist so verkehrt angebracht, daß er keine weitere Erwähnung verdient. Hr. B. ist somit von unserer Seite entlassen, indem alles Weitere hierüber nicht der Mühe werth gehalten wird, wünschen jedoch, daß er für die Verzichtleistung der in Aussicht gestellten Charge eine geeignete Entschädigung finden möchte.

Friedrich Becker.
Philipp Dihn II.
Carl Philipp Hoffmann.
Philippi.
Poth.
Adam Schmidt.

Frankfurt, 14. März.

Durch die nun stattgehabte Eröffnung der Strecke der Main-Weser-Bahn zwischen hier und Friedberg ist diesen beiden Städten ein neues Element der Lebensthätigkeit und eines gesteigerten Verkehrs zu Theil geworden. Die mit genannter Eröffnung verknüpften Festlichkeiten sind demnach mit allgemeiner Theilnahme begrüßt worden, und bei dem nach Beendigung der Fahrt in den Sälen des hiesigen Bahnhofs stattgehabten Gabelfrühstück herrschte die heiterste Stimmung. Die Speisen und Weine waren von Hrn. Stürmer, Besitzer des „Brüsseler Hofes", geliefert worden. Bei dieser Veranlassung sey es verstattet, des eben genannten Etablissements Erwähnung zu thun und es dem auswärtigen und reisenden Publikum zu empfehlen. Die freundliche Lage dieses Gasthofes, ganz in der Nähe unserer drei großen Bahnhöfe, der Comfort seiner innern, eben so bequemen als geschmackvollen Einrichtung, die in jeder Beziehung gute und reelle Bewirthung werden nicht verfehlen, dem „Brüsseler Hofe" die Beachtung des reisenden Publikums, deren er sich bereits erfreut, in immer steigendem Maße zuzuwenden. Wenn der Ruf unserer älteren, durch eine Reihe von Jahren bewährten und im Ausland rühmlichst bekannten Gasthöfe keiner weitern Begründung bedarf, so halten wir es dagegen für billig, ein noch junges Etablissement, welches den älteren Concurrenten nicht nachsteht, zu empfehlen, und sind überzeugt, daß wir in dieser Beziehung eine wohlmotivirte Anerkennung ausgesprochen haben.

Samstag, 16. März. Achte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Poth, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus H moll von Haydn. 2) Quartett aus G dur von Heinrich Wolff. 3) Quartett aus C dur von Beethoven. — Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 14. März. (Neu einstudirt): Dornen und Lorbeer, oder: Das ungekannte Meisterwerk, Drama in 2 Abth. nach Lafont von W. Friedrich. Hierauf: Das Versprechen hinter'm Herd, eine Scene aus den österreichischen Alpen mit Nationalgesängen von Baumann.

Freitag, 15. März. Mazarin, Schauspiel in 3 Abth. von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 64. Freitag, den 15. März 1850.

Die Eichertsjöggeli.

(Eine oberrheinische Schiffersage. Nacherzählt von Wilh. v. Waldbrühl.)

(Fortsetzung.)

Während daß solche Reden gingen, erschien aber Jöggeli nicht wieder in seiner Wohnung. Die alte Haushälterin, welche an sein Treiben schon gewohnt wae, wurde zuletzt unruhig, während sein Sohn, der vierzehnjährige Bursche, unbekümmert in den Tag hineinlebte, indem die Abwesenheit seines Vaters ihm ein desto harmloseres, ungestörtes Leben ermöglichte. Lange währte es nicht, bis eines Mittags Leute, welche im Walde Holz sammeln gegangen, mit großem Geschrei heimkehrten, erzählten, wie sie den Jöggeli, seiner Kleidung nach zu urtheilen, im Walde erhängt gefunden. Jetzt eilte Jung und Alt auf den Berg und bestätigte das Gerücht. Der Unfläte war nicht nur längst erwürgt, sondern bereits in Verwesung übergegangen, konnte kaum ob den verstellten Gesichtszügen erkannt werden. Ueber die Ursache seines Todes war man bald im Reinen. Man fand ihn hangend an dee Schnur, welche er mit der Fahne im Dorfe Leben von der evangelischen Brüderschaft erbeutet hatte. Sein böses Gewissen, welches ihn die letzten Monden übee auf die augenfälligste Weise abhetzte, hatte ihn gewiß zur Veezweiflung gebracht, so daß er Hand an sein eigenes Leben legte. Nur Wenige gab es, welche an diesem Gottesgerichte zweifelten, welche meinten, daß Diejenigen, welche ee verrathen hatte, welche er noch einmal an die Dienee der Gewalt verrathen wollen, ihm zuvorgekommen, ein rasches Urtheil an ihm vollstreckt hätten.

Dem sey übrigens, wie ihm wolle, der Mann war todt und blieb todt, und das rothweil'sche Hofgericht that die nöthigen Schritte, daß dem Eeben, dem unmündigen Sohne, das angehäufte Vermögen nicht verloren gehe, trug Sorge, daß er wohl und christlich erzogen wurde. Der hochaufgeschossene Junge, der sich das schreckliche Ende des Vaters nicht sehr zu Herzen nahm, besuchte die Stadtschule in Burkheim, war zwar wild und unbändig, aber dafür auch klug, gelehrig und verschlagen, wie der verstorbene Jöggeli. In der Zwischenzeit, als man den raschen und grausamen Tod des alten Jöggeli bereits zu vergessen begann und über die Späße und Bubenstreiche des jungen Jöggeli, der nach und nach der Anführer aller muthwilligen Buben geworden, lachte, scholl das Gerücht von dee gespenstigen Reiterei durch den ganzen Kaiserstuhl. Bald fand man einen abgerittenen falschen Freier auf dem Haslenberge hinter Jechtingen, bald einen anerkannten Feldbieb bis in die Flur von Königsschafthausen hinübergespornt, bald schweißtriefende Armsünder athemlos und schnaufend bis in die Höhen der Mondhalde bei Oberbeegen. Von Mund zu Munde ging das Gerücht, daß einer oder dee andere der Zugerittenen den verendeten Jöggeli wirklich im Mondenschein erkannt habe, wie er ihm grinzend in's Gesicht gelugt, wie er ihm immerfort die langen Finger enger um die Gurgel gekrallt, die Füße schärfer in die Weichen gestoßen habe.

Solche Gerüchte, wie oft sie auch wieder auftauchten, kümmerten Niemand weniger als den Sohn des fraglichen, nächtlichen Umherirrers, der, wie er älter wurde, stets auch den Wildfang mehr herauskehete, wenigstens durch seine leichtsinnigen Streiche es darauf abgesehen zu haben schien, die Aufmerksamkeit der Nachbarn vom Geede über seinen Vatee abzulenken. So ging es von einem Jahr bis in das andere, bik der junge Jöggeli sich zuletzt doch eines Besseeen besann, in die Landwirthschaft eines größeren elsassischen Bauern eintrat, um die Bewirthschaftung seines eigenen Vermögens dorten zu erlernen. Unterdessen waren die Zeiten wieder stürmischer geworden, die entkommenen Volksmänner oder dee fortdauernde Druck, welcher auf dem Landmanne haftete und sich eher mehrte, denn verminderte, rief in dem ganzen Reiche eine heftige, nachhaltige Bewegung hervor. Da der Mönch Luther einmal den Zweifel an dem Papste und seiner übeeirdischen Herrschaft gesäet hatte, wollte es Jedem einleuchten, daß die Herrschaft der tausend kleinen Quäler noch weniger in Recht und Geechtigkeit begründet wäre, daß vereinte Anstrengung zu einem besseren Ziele führen könne. Die Versammlungen der Bundschuhee fanden in allen Theilen des Oberlandes wieder statt, verbanden besonders die thatenlustige Jugend. Der junge Jöggeli durfte da nicht fehlen, er war einee der Eifrigsten, der Rührigsten, wo es galt, die Unschlüssigen zum Anschlusse, zu einem kecken Hervortreten zu bestimmen.

Verschiedene Herren des reichen Klosters St. Trudpart im Münsterthale hatten an der Verschwörung der evangelischen Brüderschaft mehr Mißfallen, als alle übrigen gezeigt, hatten von dee Kanzel herab gegen die Landleute die ärgsten Bannflüche geschleudert, Schritte bei den Adligen gethan, die Zügel schärfer anzuziehen, die aufrührerischen Bauern durch die entschiedensten Maßregeln wieder niederzudrücken. Jöggeli stellte dieses seinen Kameraden vor, warb überall in der Umgebung zu einem bewaffneten Zuge, um jenes übermüthige Kloster zu züchtigen, und schlug plötzlich in den Herbsttagen des Jahres 1524, bevor ein Fähnlein des Bundschuhes noch erhoben war, mit seinen Waglingen los. Im Eilmarsche durchzog er den Kaiserstuhl, streifte er am Tuniberge vorüber, rückte er in das Münsterthal, indem ihm aus dem Schwarzwalde aus jeder Schlucht waghersige Gesellen zuströmten, welche Abends vorher durch Feuerzeichen auf den Bergen in Kenntniß gesetzt worden waren. Bald sahen die Mönche den Feind vor ihren Mauern, sahen zu ihrem Schreck alle ihre geistlichen und geistigen Waffen verbraucht, keine Möglichkeit, mit den andern dem Feinde entgegen zu treten. Ihre Thore stürzten ein, der Voetrapp der evangelischen Brüderschaft heimte sich in Schrein und Keller ein, leerte Alles, und hinterließ nach wenig Stunden das Kloster von allem Reich-

Digitized by Google

thume durchweg gereiniget, auf den es früher so sehr gepocht hatte. Jöggeli, der Anführer, soll sich hierbei nicht sehr belästiget, aber doch Manches sich zugeeignet haben, dessen Werth er kannte, und von dem er wußte, daß es ihn schadlos halten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Erfurt.

Wenn der Chronist Johann Heinrich von Falkenstein in seiner, Anno 1739 erschienenen Historia von Erffurth recht berichtet, so war es gerade im Jahre 850, „als König Ludovicus Germanicus einen Reichstag nach Erfurt verschrieb, und kam selbst dahin, auf welchem er der in diesem Lande im Schwunge gehenden Ungerechtigkeit bei obrigkeitlichen Personen abhilfliche Maaße zu geben suchte". Tausend Jahre nach jenem ersten Reichstage soll das alte Erfurt ein deutsches Parlament in seinen Mauern sehen, welches, so viel an ihm, der Zerrissenheit und Verfassungslosigkeit des Vaterlandes „abhilfliche Maaße zu geben" und den neuen Bundesstaat zu gründen versuchen will. Es dürfte deßhalb den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn, Einiges über Erfurt hier mitgetheilt zu erhalten.

Der Sage nach soll Erfurt zu Anfang des 5. Jahrhunderts von einem gewissen Erpes gegründet und nach ihm Erpesford genannt worden seyn. Bonifazius gründete daselbst um 740 ein Bisthum, das aber bald wieder einging. Karl der Große erhob Erfurt 805 zu einem der Handelsplätze für die Slaven, worauf die Stadt sehr bald an Bedeutung gewann. Im 12. Jahrhundert gehörte es zur Hansa. Obschon es keine eigentliche freie Reichsstadt war, so behauptete es doch im Mittelalter, trotz der Ansprüche, welche Kurmainz auf die Landeshoheit über Erfurt machte, eine Art von Unabhängigkeit. Mit Sachsen schloß es 1483 ein Schutz- und Trutzbündniß, und verpflichtete sich dabei zu einem jährlichen Schutzgelde von 1500 meißn. Gulden. Erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts gelang es Kurmainz, seine Ansprüche auf Erfurt vollkommen geltend zu machen; mit Hülfe französischer Kriegsvölker wurde die Stadt 1667 genommen, Sachsen aber verzichtete auf seine Schutzgerechtigkeit. Seit dieser Zeit blieb Erfurt ein unbestrittenes Besitzthum der Kurfürsten von Mainz, die es durch Statthalter regieren ließen, bis es 1802 mit dem Eichsfeld als eine Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Provinzen an Preußen kam. Nach der Schlacht bei Jena ging Erfurt durch Kapitulation am 16. Oct. 1806 an die Franzosen über und blieb unmittelbar unter der französischen Regierung, während das Eichsfeld nachher zum Königreiche Westphalen geschlagen wurde. Im Herbste 1813 ergab sich die Stadt auf Kapitulation, die Citadelle auf dem Petersberge aber erst im Frühjahre 1814, an die Preußen. In Folge des Wiener Kongresses kam Erfurt nebst seinem Gebiete (14 Quadratmeilen mit etwa 45,000 Einwohnern) und dem Eichsfelde wieder unter preußische Hoheit und wurde eine Festung ersten Ranges. Sie hat im Westen zwei Citadellen, den Petersberg, dicht an der Stadt auf einer Anhöhe, und die noch höher gelegene Cyriaksburg, ehemals ein Kloster, getrennt von der Stadt. Der innere Umfang der Stadt steht mit dem Anbau und der Bevölkerung in keinem Verhältniß, da der südwestliche Theil nur wenig bebaut ist und meistens aus Gärten besteht. Erfurt besitzt mehrere öffentliche Plätze und viele theils evangelische, theils katholische Kirchen. Andere Sehenswürdigkeiten desselben sind die 275 Centner schwere Glocke „Maria gloriosa", die 1497 aus der 1251 beim Brande geschmolzenen Glocke „Susanna" gegossen wurde und das Grabmal des doppelt beweibten Grafen Ernst von Gleichen, das früher in dem 1813 abgebrannten Benediktinerkloster auf dem Petersberge stand. Von den zahlreichen Klöstern besteht nur noch das Kloster der Ursulinerinnen, das jetzt eine Erziehungsanstalt ist. Die 1378 erbaute, aber erst 1392 eingeweihte Universität, welche in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens zu großem Ansehen gelangte, wurde in Folge stattgehabter hartnäckiger Reibungen zwischen den Studenten und der Besatzung im Jahre 1816 wieder aufgehoben und ihre Fonds andern Anstalten überwiesen. An sie erinnern noch die 1758 gestiftete, jetzt königliche Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek von circa 40,000 Bänden und über 1000 Handschriften, der botanische Garten und andere Sammlungen. Gegenwärtig bestehen daselbst ein Gymnasium, ein Schullehrer-Seminar, eine mathematische Lehranstalt, eine Kunst- und Bauschule, eine Hebammenschule, eine höhere Bürgerschule u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, abgesehen von dem aktiven Militär, auf etwas mehr als 30,000; zur Zeit ihrer Blüthe im Mittelalter zählte die Stadt fast an 60,000 Einwohner. Sie treiben jetzt hauptsächlich Gartenbau, Kunst- und Handelsgärtnerei und Sämereihandel; die bedeutendsten Fabriken sind in Tuch, Wolle, Baumwolle, Leinen, Schuhe, Band, Strümpfe, Taback, Leder, Essig und Liqueur; auch gibt es mehrere ansehnliche Brauereien und Brennereien. — Besonders merkwürdig ist noch Erfurt durch die vielen in seinen Mauern abgehaltenen Reichstage. So wurde im Jahre 932 unter Kaiser Heinrich I. eine Kirchenversammlung in Erfurt gehalten, welcher beinahe alle Prälaten Deutschlands beiwohnten. Im Jahre 935 fand dort unter demselben Kaiser eine Reichsversammlung statt, auf welcher dessen Sohn, Otto der Große, durch die Fürsten zu seinem Nachfolger gekürt wurde. In den Jahren 1073 und 1074 hielt Erzbischof Siegfried von Mainz zwei Synoden ab. In den Jahren 1170 und 1180 hat Kaiser Friedrich der Rothbart das Weihnachtsfest in Erfurt verlebt. Zwar wird eines von ihm in Erfurt im Jahre 1176 abgehaltenen Reichstages in mehreren Chroniken gedacht; andere Verhältnisse, namentlich die Kämpfe, welche Kaiser Friedrich in Italien zu führen hatte, lassen es aber bezweifeln. Auf dem im November 1181 hier abgehaltenen Reichstage warf sich der mächtigste aller deutschen Fürsten, Heinrich der Löwe, Herzog der Sachsen und Bayern, zu Kaiser Friedrichs Füßen und flehte um Gnade und Enthebung von der Reichsacht. Hundert Jahre nach dem Verweilen des großen Hohenstaufen, Kaiser Friedrichs des Rothbarts, in Erfurts Mauern hielt Kaiser Rudolph von Habsburg, einer der größten Herrscher Deutschlands, seinen letzten Reichstag im Jahre 1289 in Erfurt. Er zog am 14. December ein, um ebenfalls das Weihnachtsfest im berühmten Peterkloster zu feiern. Erfurt wurde der Schauplatz glänzender Feste, von denen die Sage noch zu erzählen weiß. Des Congresses im Jahre 1808, auf welchem Frankreich und Rußland die Welt zu theilen drohten, erinnern sich manche der Zeitgenossen noch. — In Bezug auf die berühmte und geschichtlich denkwürdige Augustinerkirche, in welcher demnächst der Erfurter Vereinstag eröffnet werden soll, entnehmen wir einem von den Gränzboten unlängst mitgetheilten Briefe aus Erfurt Folgendes:

„Der Weg zu dieser Kirche führt durch ein Labyrinth von Gassen, von denen die letzte und engste sich unter dem Namen Hose, als zum siebenten Bezirk gehörig, ankündigt, zunächst vor das Martinsstift, welches ein Theil des ehemaligen Augustinerklosters ist, und von seinem Gründer und Vorsteher, Reinthaler, zu einer Anstalt für die Rettung hülfloser und verwahrloster Kinder bestimmt wurde. Diese ehemaligen Klostergebäude, in denen außer dem Martinsstifte noch das evangelische Waisenhaus befindlich, sind von einem Kreuzgange umgeben, der an die südliche Seite der Augustinerkirche, des künftigen Parlamentshauses, angebaut ist. Der Orden der Augustiner, welcher sich im Jahre 1266 mit Genehmigung des Erzbischofs Werner von Mainz in Erfurt niederließ

Digitized by Google

und 1277 das Kloster gründete, hat später diese Kirche gebaut. Sie ist von bedeutender Größe, aber in ihrer Bauart durch nichts ausgezeichnet. An der nördlichen Seite erhebt sich ein Thurm, der erst im Jahre 1432 gebaut worden; unter ihm, an der Kirchenmauer, gewahrt man die Ruinen einer alten Kanzel und Treppe, von welcher früher dem Volke die Reliquien zur Verehrung gezeigt wurden.

„An die Pforte des Augustinerklosters klopfte am 17. Juli des Jahres 1505 ein junger Studiosus Juris der Universität Erfurt und bat um die Aufnahme in den Orden. Es war Martin Luther. Hier hat er die gewaltigsten Kämpfe durchlebt; in der Einsamkeit der kleinen Zelle, die in dem jetzigen Waisenhause noch gezeigt wird, hat der Mönch die katholische Weltanschauung überwinden lernen, und als er das Kloster verließ, ging er hervor als ritterlicher Herold, um bald die Befreiung des deutschen Geistes zu verkünden. Die Vorbedeutung sey eine günstige! Mögen alle Geisteskschlachten, die hier geschlagen werden, zum schnellen Siege deutscher Freiheit und Einigkeit führen!

„Für das Staatenhaus ist das Chor der alten Kirche mit seinem buntgefärbten Glasfenster bestimmt. Dies Haus wird 164 Plätze fassen, während für das, durch eine Mauer von ihm zu trennende Volkshaus das Schiff der Kirche mit 341 Plätzen bestimmt ist. Das Staatenhaus wird der Präsident des Volkshauses auf seinem Platze zur Rechten haben. Diesem Platze, sowie dem für die Schriftführer bestimmten und der Rednerbühne gegenüber im weiten Halbkreise werden eine große Anzahl Bänke für das Centrum errichtet, eine geringere zu beiden Seiten für die Rechte und Linke. Zu den für die Zuhörer bestimmten Tribünen wird im Volkshause eine Freitreppe außerhalb, im Staatenhause innerhalb der Kirche führen. In der bisherigen Sakristei und den angränzenden Räumen werden die Heizungsapparate hergestellt, in den ehemaligen Klostergebäuden die Bureaus des Hauses eingerichtet werden. Hier wird auch, in der Nähe eines mit Darstellungen aus dem Todtentanz geschmückten Saales, der Verwaltungsrath seine Sitzungen halten." Weiter bemerkt noch genannter Artikel über Erfurt Folgendes: „Bureaukratie und Militair sind jetzt die beiden hier herrschenden langweiligen Mächte. In der Politik sind nur die äußersten Richtungen vertreten, die sich mit Erbitterung bekämpfen. Denunciationen sind nicht selten. Deutsch zu werden bemüht man sich jetzt, des Parlaments wegen. Das Familienleben ist philistriös, die Gesellschaften ohne Leben, der Ton kleinstädtisch. Die Frauen zeichnen sich durch den Mangel an Anmuth aus, ihren auffallend graciösen Gang, schreibt ein Schriftsteller über Erfurt, der Medicinalrath Horn, dem schlechten Straßenpflaster zu. — Indeß scheint den Erfurtern klar zu werden, daß den Zuständen in Erfurt eine Aenderung noth thue. Vielleicht führt der Reichstag auch einen neuen Tag für die Stadt herbei."

B.

Ueber die innere Selbstentzündung des menschlichen Körpers als Ursache des Todes.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Wirft man einen prüfenden Blick auf die Verbrennung der erwähnten Personen (bei Frau Pitt wird noch ausdrücklich bemerkt, daß sie am Vorabend ihres Todestages, aus Freude über die nahe Rückkehr einer Tochter aus Gibraltar, etwas viel starkes Getränke zu sich genommen habe), und zieht dabei noch insbesondere in Erwägung, unter welchen äußeren Umständen jene Personen verbrannten; so ist nicht zu verkennen, daß aus keinem der angeführten tragischen Fälle etwas Erhebliches zu Gunsten der Selbstentzündungstheorie angeführt werden kann, und zwar um deswillen nicht, weil immer Feuer in der Nähe der verunglückten Menschen war, mithin die greifbarste Ursache auch die wahrscheinlichste ihres Todes zu seyn scheint. Wenn nur ein, von unverdächtigen Zeugen beobachteter Fall vorläge, daß man bei einem Individuum die Selbstentzündung von Innen wahrgenommen und ihren ferneren Verlauf beobachtet habe, so würden die Anhänger und Verfechter jener Theorie in dieser einzigen Thatsache eine größere Stütze finden, als in der ganzen Sammlung von zweideutigen Selbstverbrennungs-Geschichten, die, was die Begebenheit betrifft, faktisch wahr seyn mögen, die aber in Rücksicht auf die veranlassenden Ursachen ganz andere Deutungen, als die der Verbrennung durch Selbstentzündung zulassen. Manche Anhänger der Selbstverbrennungstheorie, die sich von ihrer Lieblingsidee um keinen Preis trennen können, wissen sich indessen schon zu helfen; durch allerlei ungünstige äußere Einflüsse wird, ihrer Ansicht zufolge, der menschliche Körper zuletzt so brennbar wie ein Schwefelholz, und ist es so weit mit ihm gekommen, so kann er auch sich selbst entzünden und lichterloh brennen und verbrennen. — Wir müssen gestehen, daß diese Art von Schlußfolgerung uns nie recht hat einleuchten wollen, und zwar um deswillen nicht, weil zwischen Ursache und Wirkung kein logischer Zusammenhang ist, und weil sowohl jene als diese auf rein willkürliche Voraussetzungen gegründet zu seyn scheint. Der von so viel Blut und anderen Flüssigkeiten durchdrungene menschliche Körper soll einen hohen Grad von Brennbarkeit, somit auch von äußerer oder innerer Entzündbarkeit erlangen können! Wodurch denn? Ja, hat man gesagt, der lange fortgesetzte übermäßige Genuß von Branntwein hat diese eigenthümliche Dispositiion des menschlichen Körpers zur Selbstentzündung und Verbrennung hervorgebracht. Wir haben uns nie mit dieser Ansicht befreunden können, so viel Einleuchtendes sie auch bei dem ersten gedankenlosen Anblick zu haben scheint. Schon aus dem einzigen Grunde konnten wir diese Ansicht nicht theilen, weil der menschliche Organismus alles Genießbare, was er in sich aufnimmt, durch den Verdauungsprozeß in andere Stoffe zerlegt, mithin auch den Branntwein und den in ihm enthaltenen brennbaren Weingeist, der in dieser Eigenschaft wahrlich nicht in die Gefäße des Körpers übergeht und den ganzen lebendigen Menschen, so zu sagen, in eine ambulirende Weingeistlampe verwandelt, die bei dem ersten günstigen Anlaß Feuer fängt und in hellen Flammen auflodert. Auch möchte ferner noch zu erwägen seyn, daß der in den Magen aufgenommene Branntwein zu seiner Selbstentzündung eines höheren Grades der Wärme, als der gewöhnlichen Blutwärme zu bedürfen scheint. Irgendwo muß sich doch der Weingeist im menschlichen Körper entzünden! Wo soll sich nun der verheerende Funken entwickeln? Das Histörchen von einem bis zur Bewußtlosigkeit in Branntwein betrunkenen Menschen, dem, auf dem Boden liegend, ein blaues Flämmchen aus dem Halse schlug, ist schon seit einer langen Reihe von Jahren zu oft dagewesen, als daß man auf die Erzählung von dem allerdings auffallenden Zustande eines solchen Angebrannten großes Gewicht legen könnte. Kurz, die Naturwissenschaft hat, wie es uns scheint, den Beweis, daß der menschliche Körper aus inneren Ursachen verbrennen könne, erst noch zu führen, und ehe sie diesen geführt hat, wird die Selbstverbrennungstheorie schwerlich viel Glück machen, am wenigsten aber bei der Entscheidung von Kriminalgerichtshändeln mit mehr als einem bloßen Scheine von Wahrheit gebraucht werden können. Bedürften wir noch weitere Anhaltspunkte für unsere Ansicht, so würden sie in der oben erwähnten neuesten Flugschrift des Hrn. Professors Liebig zu finden seyn; wir glauben aber lediglich darauf verweisen und sie den Lesern, welche sich für diesen Gegenstand besonders interessiren, zur Berücksichtigung bei ihrer dießfälligen Lektüre empfehlen zu müssen.

Darmstadt, den 12. März 1850.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

In Magdeburg wurde am 9. März die erste Nummer einer neuen, monatlich einmal erscheinenden Zeitschrift ausgegeben. Sie heißt „Gazette des Gantiers français“ und soll das Organ für die Gesammt-Interessen der französischen Handschuhmacher in Deutschland bilden

In Stettin erhielten die Primaner des Gymnasiums zur Aufgabe die Definition des Ausdrucks: „Ehrenmann“, und lösten dieselbe in der Art, daß sie schließlich einstimmig meldeten: „ein Ehrenmann sey ein Mann wie Waldeck.“

So soll denn in Deutschland $2 \times 3 = 4$ bleiben. Zweimal drei Könige und doch nur vier Könige, hoffentlich keine verschlagene Münze wie anno 1838.

Korrespondenz.

Aus der Nahegegend, 9. März.

Wir halten es für Pflicht, das reisende Publikum auf eine neue Postroute von der Nahe nach Trier aufmerksam zu machen. Wen nicht besondere Verhältnisse nöthigen, von Bingen aus über den kahlen Hunsrück, Bernkastel und die Mosel hinauf, oder über Birkenfeld nach Trier zu reisen, findet jetzt täglich eine neue, jedenfalls die kürzeste und zugleich angenehmste Postroute von Bingen über Kreuznach, Sobernheim, Kirn, von da durch ein wildromantisches Seitenthal der Nahe über Herrstein, Asbacherhütte, Mordach, Thalfang und direkt nach Trier. Auf den Zwischenstationen Mordach und Thalfang geben noch, freilich nur vier Mal wöchentlich, Posten nach Bernkastel und Wadern ab. Diese Post von Kirn nach Trier steht im Anschluß an den Morgens 3 Uhr in Kreuznach abgehenden Postwagen und fährt Morgens um 6 bis 7 Uhr in Kirn ab und kommt um 3¾ Uhr Nachmittags in Trier an. Nachts um 3 Uhr fährt sie in Trier ab und schließt sich Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr an den in Kirn nach Kreuznach abfahrenden Wagen. Da zugleich ein täglicher Wagen von Sobernheim nach Meisenheim und dem Glanthal fährt, so ist gerade diese Postroute die zweckmäßigste Verbindung jener Gegend mit der Moselgegend.

Darmstadt, 9. März.

In dem heutigen Journal wird aus London vom 4. März unter Anderm berichtet: „In den letzten Wochen waren allein in Newyork aus Californien Goldsendungen im Betrage von mehr als drei Millionen Dollars eingetroffen.“ In dieser Nachricht scheint eine neue Bestätigung der reichen Goldlager zu liegen, welche, übereinstimmenden Zeitungsnachrichten zufolge, in den letztverflossenen Jahren in Californien gemacht worden seyn sollen. Zwei hierher gehörige Thatsachen verdienen näher erwähnt zu werden, weil sie nicht ohne statistischen Werth sind und in Verbindung mit andern zuverlässigen Nachrichten zur größeren Aufhellung des vielbesprochenen Gegenstandes beitragen können. Zuletzt möge erwähnt werden, daß am 6. Sept. 1849 hier ein Agent des in Californien mit einem bedeutenden Grundbesitz ansäßigen, bekannten Kapitän Sutter eintraf, mit dem, in dem folgenden Monat schon vollzogenen Auftrage, dessen in der Schweiz zurückgebliebene Familie nach der neuen Ansiedelung zu Sacramento-City in Californien abzuholen. Dieser junge Mann, ein gedorner Schweizer, bestätigte, was die Zeitungen früher schon zu wiederholten Malen fast in unglaublich scheinender Weise berichtet hatten, daß nämlich der reiche Goldfund in unterschiedlichen Districten Californiens zur Befürchtung einer allgemeinen Auflösung aller bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gegründete Veranlassung gegeben habe, weil Seeleute, Handwerker und andere, den Gewerben oder dem Ackerbau angehörenden, freien Arbeiter auf und davon gelaufen seyen, um ihren Golddurst in dem neuen Eldorado nach Herzenslust befriedigen zu können. Er selbst habe sich den Goldfindern eine Zeit lang angeschlossen und durch seinen, durch die Gunst der Umstände unterstützten, beharrlichen Fleiß so viel gewonnen, daß der Ertrag seiner diesfälligen Anstrengungen hier zu Lande schon einem hübschen Vermögen gleich geachtet werden könne. Von der eingerissenen „großen Sittenlosigkeit unter den Goldfindern“ wollte jedoch der junge californische Reisende nichts wissen, indem er versicherte, daß dort Verbrecher durchaus keinen Schutz fänden, sondern ohne Weiteres der Lynch-Justiz verfielen. Derselbe war, was ich als zweite Thatsache berichte, zugleich Ueberbringer eines an einen unserer Mitbürger adressirten Schreibens, datirt: „Hochfarm, am Fäther-River, 6. Juni 1849“, von einem dem letzteren nahe verwandten, dort angesiedelten Manne, welcher, wenn auch nur in Kürze, einige bemerkenswerthen Angaben über die Verhältnisse in Neu-Californien macht. In dem erwähnten Schreiben wird nämlich unter Anderem mitgetheilt: „Jeder, der nur will, kann sich einige 1000 Dollars jährlich auf die Seite legen; ich für meine Person, hoffe wenigstens das Fünffache dieser Summe ersparen zu können, was hier eine Lumperei ist. Es gibt hier Leute, die vor 18 Monaten weniger als nichts hatten, und jetzt schon sind sie im Besitze eines Vermögens von 40 bis 70,000 Dollars. So viel kann Einer nun freilich nicht mehr gewinnen, da Alles mit Waaren überfüllt ist und daher die Preise verhältnißmäßig sehr gesunken sind. Doch sind dieselben, im Vergleich zu den europäischen Märkten, immer noch hoch genug. 200 Pfd. Mehl z. B. kosteten noch vor zwei Monaten 80 Dollars, jetzt nur 10 Dollar und noch weniger. Ich verkaufe jetzt noch hier die Flasche Cognac für 8 Dollars, das Pfund Schinken, Fett oder Speck für 1 Dollar. Die Flasche Champagner kostet 6 Dollars, anderer guter Wein aus Europa, namentlich Hochheimer, eben so viel.“ Man sieht, daß zur Bezahlung dieser enormen Preise auch californisches Gold gehört, gegen welches die deutschen Thaler und Gulden, wenn sie nicht in großen Massen aufgeschichtet werden, keinen Vergleich aushalten zu können scheinen. Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß der hierher adressirte, mehrere Bogen umfassende frühere Hauptbericht des Briefschreibers vom Fäther-River nicht angekommen ist; ein Fall, der sich auf der weiten Seereise, wie wir auch von andern Seiten her vernehmen, nicht selten zu wiederholen scheint. Dr. D.

Mainz, 12. März.

Am gestrigen Abend las der unermüdliche Beförderer wahrer, edler Menschlichkeit, Dr. Eduard Duller, im Lokale der deutsch-katholischen Gemeinde Gottfried Kinkel's liebliche Dichtung: „Otto der Schütz“, vor. Jeder, der den Saal besuchte, legte am Eingang eine Liebesgabe (die geringste war 12 kr.) für die Kinder des gefangenen Dichters auf den Altar der Humanität. Der Gesammtbetrag von 125 fl. ist bereits an das Comité nach Bonn abgesendet. Möchte das gegebene Beispiel an andern Orten Nachahmung finden. — Die deutsch-katholische Gemeinde, welche ihren Saal zur Vorlesung bewilligte, hat in der letzten Woche wieder um etwa 100 Seelen zugenommen. Sie beweist sich in Wahrheit als eine freie und wird in der Stadt, wo Gutenberg's Erfindung der neuen Weltordnung Bahn gebrochen hat, immer mehr zum Mittelpunkte aller Bestrebungen werden, welche von allen Gebieten des Wahren, Guten und Schönen, des reinen Gottglaubens, der Wissenschaft und der schönen Kunst zum höchsten Ziele hinführen, zu dem der Humanität.

(Frankfurt.) Eingetretener Hindernisse halber bleibt die auf Samstag, den 16. März, angekündigte Quartettunterhaltung des Hrn. Heinrich Wolff bis auf Weiteres ausgesetzt.

Theater-Anzeige.

Freitag, 15. März. Mazarin, Schauspiel in 5 Abth von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, 16 März. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Abth. von E. Gutzkow.

Sonntag, 17. März. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Zerline: Frau Marlow, vom Hoftheater zu Darmstadt. Hierauf: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild von Schneider, Musik von Schmidt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 65. Samstag, den 16. März 1850.

Die Eichertsjöggeli.

(Eine oberrheinische Schiffersage. Nacherzählt von Wilh. v. Waldbrühl.)

(Fortsetzung.)

Durch den Klostersturm war das Zeichen zum Aufstand gegeben; indessen bot ein harter, rauher Winter Stillstand, ließ höchstens dem bisher noch Unschlüssigen Zeit, sich zum bevorstehenden Kampfe zu rüsten. Mit den ersten Vorboten des Frühlinges wae aber der tapfere Jöggeli wieder in der Wehre, das Volk zu kühnen Streichen zu führen und so den Riß zwischen den Paeteien unheilbar zu machen. Die festen Burgen mächtiger Rittergeschlechter, welche am Kaiserstuhle, wie in dessen Umgebung lagen, mußten den Aufständischen zunächst im Wege stehen, besonders da die Besitzer sich den Haß der Bauern in hohem Grade durch ihren Stolz, ihre Quälereien zugezogen hatten. Um die bezeichneten Schlösser desto sicherer bewältigen zu können, hatten die Anführer es unternommen, sich unter verschiedenen Vorwänden einzuschleichen, die günstigen Stellen zum Sturme zu erspähen. Jöggeli kam bei diesem Anlasse unter andern auf die Schnewburg, welche auf dem Schienberge oberhalb Ebringen liegt. Als er diese Burg von allen Seiten umspähte, traf er im Walde am Burghange Demodis, die Tochter des Gutsbesitzers, ein Fräulein, das einen tiefen Eindruck auf ihn machte, dem er, so viel er abnehmen konnte, ebenfalls nicht ganz gleichgültig blieb. Der unternehmende Jüngling durfte nicht lange auf einen Vorwand sinnen, die Jungfrau wieder zu sehen. Seine Gefährten drängten ihn, das Unternehmen, die Zerstörung der Burg, zu beschleunigen, während ee dieselbe auf alle mögliche Weise hinauszuschieben suchte, noch in sich ungewiß, was aus der Sache werden sollte. Als er zuletzt den Ungestüm der Kameraden nicht mehr zu zügeln vermochte, entschloß er sich, das Mädchen, das er lieb gewonnen, zu retten. In vertrauter Stunde enthüllte er ihr die Gefahr, in welcher die Burg schwebte, und als Demodis nicht glauben wollte, sich in der starken Burg zu sicher fühlte, theilte er ihr den ganzen Anschlag der evangelischen Brüderschaft mit. Noch immer hatte er die Absicht, seinen Genossen den Treuschwur zu halten, da aber jetzt Demodis immer mehr in ihn drang, machte sie ihn in seinen Vorsätzen wanken. Sie erfuhr seine ganze Lage, umgarnte ihn mit allen Liebkosungen, beschwor sie ihn bei allem Heiligen, abzulassen, von der Seite der Bauern zu treten auf jene der Herren, welchen sein Vater schon früher gedient hatte. Sie machte ihm dabei Hoffnung auf ihre Hand, die ihm zum Lohne des Abfalls werden sollte, sicherte ihm jetzt schon ihre Treue zu, und führte ihn, als er ihr Alles gelobt hatte, in den Kreis ihrer Eltern, ihrer Brüder. Da das Verderben sich als so furchtbar nah herausstellte, ward Jöggeli als rettender Engel mit offenen Armen aufgenommen, ward mit ihm berathen, wie dem Ueberfalle zu entgehen sey. Das Ergebniß aller Berathungen war dieses: daß Demodis mit der Mutter, mit den jüngeren Geschwistern und allen Kleinodien des Hauses sich unverzüglich nach dem sichern Strasbueg auf die Fahrt geben sollte, wohin Jöggeli sie zu geleiten habe, daß der Vater rasch zum Markgrafen eilen, dessen Beistand anflehen müsse, während die älteren Brüder das Schloß so gut es geben wollte, in Vertheidigungsstand zu setzen hätten. Noch am späten Nachmittage ward zur Ausführung dieses wohlberechneten Entwurfs geschritten, geleitete Jöggeli zu Rosse seine Demodis über den Tuniberg nach Breisach.

In Breisach angekommen, beurlaubte er sich schnell von der Braut, um seine Habseligkeiten in Sicherheit zu bringen, um sein ererbtes und sein erworbenes bewegliches Vermögen, das nun erst den rechten Werth füe ihn bekommen hatte, mit auf die Fahrt zu nehmen. Rasch duechmaß er den Weg durch das Dunkel bis in die Heimath, fand sich in derselben, ohne daß er bemerkt gewoeden zu seyn glaubte. Eilfertig suchte er seine Kleinodien, sein gemünztes und geschmiedetes Gold, seine Steine zusammen, beachte Alles in seinem Gürtel auf das vorsichtigste unter, belehrte seine treue Haushälterin, wie sie mit dem Andern zu gebahren hätte, und schritt bewaffnet, wie er gekommen, den Weg gen Breisach zu, um zu der harrenden Demodis, deren Leistern ee seyn sollte, zurückzukehren. Ob nun in der Dunkelheit Jöggeli die gewohnten Stege verfehlt, zu weit rechts nach dem Eicheet gekommen, odee ob der Spuckgeist des Eichert weiter ausgegriffen, kurz es war eine ausgemachte Sache, daß der Bursche unter die Spornen des nächtlichen Reiters fiel, trotz dee Waffen, trotz des Lastes an Kleinodien, die ganze Nacht duech den Kaiseestuhl umherteaben mußte. Man erinnerte sich, die Nacht hindurch ihn bald hier, bald dort im Gebirge rufen gehört zu haben, sah ihn am Moegen über und über von Schweiße genetzt, von Schmutz besudelt, sich am Fohrenberge aufrichten und mit schwerfälligen Tritten gen Breisach wanken.

Hatte Jöggeli früher geglaubt, daß all' die Mäheen, welche über seinen Vater und dessen Umgeben im Volke liefen, abenteuerliche Lügen seyen, so war ihm nun Gelegenheit gewoeden, sich eines Besseeen zu belehren, hatte er den Vorgeschmack, wohin Teeulosigkeit und Verrätherei den Menschen bringen können. Wirklich hätte er nun in sich gehen, sich aus dem verrätheeischen Spiele ziehen sollen, aber die Holdseligkeit der Ritterstochter, die schöne Schnewbuegerin war die Schuld, daß er die gräßliche Warnung nicht hinnehmen wollte, daß er trotz dem Höllenspucke, keinen Anstand nahm, der Hölle in den offenen Rachen zu rennen. Oeftermal soll er auf dem kurzen Wege stehen geblieben, aber dann auch wieder umgekehrt und weiter gewandelt seyn. Er sah wohl ein, daß er nicht umkehren durfte, daß er es mit der Sache, zu der ihn sein ganzes Leben hinüberzog, durch den Verrath nun verdorben, daß er alle Verbindung mit seinen früheren Genossen unmöglich gemacht hatte.

Digitized by Google

Die Kameraden Jöggeli's, welche früher ihm unbedingtes Zutrauen geschenkt, waren doch nach und nach stutzig geworden über seine öfteren Wege auf die Schnewburg. Sie hatten sich veranlaßt gefunden, ihn genauer zu beobachten, und als sie ihn nun mit dem Fräulein gen Breisach ziehen, als sie die Burg rüsten, Eilboten nach allen Gegenden sprengen sahen, hatten sie begriffen, daß jetzt keinen Augenblick zu zögern sey, um das lang vorbereitete Werk in's Leben zu führen. In derselben Nacht, wo der alte Jöggeli auf dem jungen in teuflischer Hatz einherritt, brannten Feuerzeichen auf den Neunlindenhöhen des Kaiserstuhles, antworteten gleiche Flammenzeichen vom Feldberge, vom Belchen, vom Kandel, von den Höhen des Wasgaues, Lampen, die ein trauriges Ostern herbeileuchten sollten. Es war nämlich in der Woche vor den Osterfeste. Jöggeli hatte diese Zeichen nicht übersehen, hatte gleich bemerkt, daß der Sturm losgebrochen war, daß er nicht säumen durfte, wenn er sich, wenn er die anbefohlene Dame in Sicherheit bringen wollte. Aengstlich hatte ihn Demodis die Nacht über erwartet, wollte, als er Morgens erschöpft anlangte, mit ihm keinen Rath nehmen, bevor er nicht einige Stunden geruht hatte.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch in Dresden.

Wie oft bin ich früher an glücklichen Sommerabenden auf den Höhen am rechten Elbufer gestanden, wo der Strom eine prächtige Biegung macht, der hochgefärbte Himmel in dem schönen Wasserspiegel doppelt erschien und zu beiden Seiten die steinerne Stadt schattig sich ausbreitete, in der Ferne von anmuthigen dunkelnden Bergen überragt! Damals war ich sehr stolz, das Kind einer Residenz und solch einer Residenz zu seyn, es war mir ein klein Paris, das seine Leute bildete, und ich zählte mich behaglich zu diesen Leuten. Aber diesmal sah ich meine Vaterstadt bei verdrießlichem Februarwetter wieder, das kleine Paris wollte sich nirgend mehr finden, sey es, wie es mir schien, daß die vier Thürme wirklich alt und unbehülflich geworden, oder daß ich das Auge für die sächsischen Herrlichkeiten verloren hatte. Das Ne und Nischt sagende Völkchen umringte mich, und die heimathlichen Klänge weckten manche Jugenderinnerung auf; wie Gretchen erkannte ich Heinrichs Stimme wieder, nur daß mich dieser Kuhreigen diesmal unwillkommner berührte. Wie sich die Völker unter einander durch ihre Sprachen unterscheiden, so merkt man auch am Dialekt das Besondere, und zwar gerade die Schwächen und Mängel des einzelnen Stammes, weil jeder Dialekt an sich etwas Fehlerhaftes ist. Hat das Oesterreichische etwas Bäuerliches, das Märkische viel Windiges, so ist der Sachse ganz, wie er seine schöne Sprache spricht. Das äh! ist sein Lieblingston, worauf er sich bedächtig aufs nächste Wort besinnen kann, jede Eleganz, jeder schärfere Accent, jede Unterscheidung ähnlicher Laute ist ihm zu mühsam, er schlurft in seiner Sprache herum, als sähe man ihn leibhaftig in ausgetretenen Pantoffeln und im zärtlich verehrten Schlafrock, im alten Schlafrock, wo selbst die Tintenflecke am Aermel mit Pietät betrachtet werden. Guter Gott! Da saßen noch die bekannten Gesichter an den bekannten Orten auf denselben Stühlen, wo sie vor Jahren gesessen, und auch an diesen Thronen war die Revolution schüchtern stehen geblieben. Die Staaten hatten seitdem einen Purzelbaum geschlagen, mit großer Gefahr für ihr Genick, alle die guten Leutchen hatten einmal die berühmte breiteste Grundlage im Munde geführt, später für die Belagerungsruhe sich begeistert, aber eigentlich anders waren sie nicht geworden, ihr Blick hatte sich um keinen Grad südlicher und nördlicher Breite erweitert, die Helden ihrer ergötzlichen Skandalgeschichte waren lauter königlich sächsische Sachsen, und Alles in Allem bemerkte ich nur, daß einige bekannte Meerschaumpfeifen noch bräuner geworden waren. Wenn diese Selbstgenügsamkeit eben so unschädlich als harmlos wäre, jedes harte Wort, jedes scharfe Urtheil darüber würde zum Unrecht, aber jener Hang zur Bequemlichkeit, der gerade bei meinen Landsleuten so stark ist, jenes ewige Hocken in einem Kaninchenbau, verhindert den Einzelnen Das zu werden, was er werden könnte, und gibt dem größeren Ganzen die Farbe der Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit, welche lieber noch in dem unerträglichen Alten sitzen bleibt, ehe man den frischen Sprung ins Neue wagt. An unsern trefflichsten deutschen Männern haben wir in den Augenblicken der Entscheidung diese Schüchternheit und Kurzsichtigkeit beklagen müssen. In einem kleinen Staat auferzogen, waren sie die trefflichsten Bürger, sie kannten die guten Seiten und die Mängel der Verwaltung, die Gebrechen der einzelnen Stände, wußten genau, warum das eine Gewerbe besser gedieh als andere, was dieser oder jener Gemeinde noth that und wie zu helfen, ja ihre Sorge drang noch bis in die Familie des Einzelnen. In den vormärzlichen landständischen Kammern hatten sich die meisten unserer Parlamentsherren gebildet, daher faßten auch nur wenige oder andere nur in den Zeiten der idealen Berauschung der Gedanken eines ganz neuen deutschen Reichs, eines wahren Staates, wie er sich nach den europäischen Bedingungen einzig gestalten konnte. Die übrigen blieben, was sie waren, fielen der einen oder andern Partei zu, und in dieser Versammlung von Partikularisten war es natürlich, daß derjenige Partikularismus zuletzt siegen mußte, welcher von allen der gediegenste war. Unsere Erziehung läßt überhaupt ein richtiges Erfassen der Welt in ihren weiten Beziehungen nicht aufkommen. Wer auf dem Festland öfter gereist ist, wird schon oft junge Engländer, Knaben im zartesten Alter angetroffen haben, welche, der fremden Sprache nur halb oder gar nicht mächtig, von Eltern oder Verwandten über den Kanal geschickt werden, um sich bei uns Bildung und Erziehung zu holen. Uns erscheint es lieblos, die unbeschützte Jugend frühzeitig den Härten des Lebens preiszugeben, bei uns hätschelt und behütet man noch, wenn schon das Mannesalter im Anzug ist, und abgesehen, daß der Brite schon an und für sich in einem derberen Felle steckt, lernen wir sehr spät oder gar nicht, uns durch politische Ellbogenstöße in dem Gedränge des Lebens Platz zu machen. Unsere Plane reichen nicht weiter, als die Gränzen des landesherrlichen Gebiets, und dies ist wieder nicht so groß, daß wir nicht mit Benützung von Eisenbahnen ein ganzes „Reich" durchfliegen und den Ofen noch warm finden können, wenn wir Abends dorthin zurückkehren, wo wir Morgens fortfuhren. So müssen auch höhere Kräfte ungenützt bleiben, weil es ihnen an Raum zur Bewegung fehlt, und mancher treffliche Kopf, dessen sich ein größeres Ganze vortheilhaft bedienen würde, steckt jetzt in abgelegner Amtsstube seine Füße unter den Aktentisch, und wird trotz aller eingebornen Fähigkeiten einmal nichts hinterlassen, als die Nachrede der Nachbarn, ob er fromm und christlich gelebt, wieviel Kinder er gezeugt, und ob er mit dem kargen Gehalt glücklich ausgekommen oder noch Schulden in die Unsterblichkeit hinüber genommen. Die Kleinstaaterei beschränkt uns mehr, als wir glauben, sie drückt auf das Schicksal von Familien und Einzelnen, und so ist die Mehrzahl verurtheilt, im bürgerlichen Leben und Wirken nicht vorwärts zu kommen, sondern sich auf dem eignen Absatz durch alle 360 Grade des Kreises zu drehen. Die Sonne geht auch ihnen in der Hemisphäre einer Nußschale auf und unter, wo es sich in der Stille prächtig studiren, reflektiren und dociren läßt. Die Geschichte von der Erbauung Roms bis auf die letzte Revolution hat darin Platz; Religion, Philosophie, Poesie und Naturwissenschaften leben dort nebeneinander, dringt aber nur ein Lüftchen Sauerstoff in die durchbrüteten Räume, dann wirbelt es im Gehirn, vor lauter Gelehrsamkeit und Vielwisserei vermögen wir das Nächste nicht zu erfassen; wo wir die Gegenstände behandeln sollten, beginnen

Digitized by Google

wir, sie zu klassificiren, das Fernste ist uns bekannt geworden, selbst was im Schwerpunkt der Erdkugel braut und siedet, haben wir erforscht, und während wir über Anfang, Zweck und Ende aller Dinge göttliche und unmittelbare Eingebungen besitzen, stiehlt uns der Nachbar den Rahm von der Milch und zieht das Federbett von dem Träumer weg. Würden wir frühzeitig, wie der Engländer, auf ein Schiff verpackt und verladen, man könnte aus unserm Volk auch so ein Tau drehen, wie aus den Briten, welche so stolz sind auf den rothen Faden, der sich unverkennbar überall hervorwindet. Und vorzugsweise sind es die Sachsen, welche sich von ihren Kaffeekannen nicht zu trennen vermögen. Es gibt daselbst die traurigste Erscheinung eines Proletariats, dem nicht mehr zu helfen ist und welches von Jahr zu Jahr mehr in Elend und Hülflosigkeit versinkt. Die Erfindung des Handklöppelns nährte in früherer Zeit die zahlreiche Bevölkerung des Erzgebirges, aber die englischen Maschinen brachten bald den Preis der Spitzen so tief herab, daß sie längst aufgehört haben, Gegenstand des Luxus zu seyn. Dennoch mehrt sich in entsetzlicher Fruchtbarkeit täglich jenes sitzende Geschlecht, sie kämpfen mit der Langsamkeit der menschlichen Glieder gegen die unermüdete Thätigkeit des eisernen Mechanismus. Das Brod wird täglich karger, aber man klöppelt weiter, bis in die späte Nacht, so lange es das Gerippe vertragen kann, welches der Enkel einst gesunder Menschen ist. Freundliche Seelen haben helfen wollen, die Unglücklichen als Knechte oder Mägde in das flache Land gezogen und ihnen die Arbeit nur nach ihrer Körperschwäche zugemessen. Aber in kurzer Zeit faßte die Verurtheilten ein solches Bangen, ein Bedürfniß nach der dumpfen Arbeitsstube, nach der armseligen Kost, nach dem heimathlichen Elend, daß sie die gesunde Thätigkeit flohen und wieder hinter dem Klöppelkissen hockten. Und gleicht denn nicht, wenn auch nicht so düster und jämmerlich, die Kleinstaaterei überhaupt dieser traurigen Liebhaberei, immer auf demselben Lederschemel still zu sitzen? Wahrlich, nicht der Engherzigkeit der Fürsten dürfen wir allein das Uebel unserer Zeit zuschreiben; wenn wir im Herzen nicht alle Partikularisten wären, wie käme der Partikularismus zur Macht? Das Kleinparis ist doch gar zu schön, besser etwas Unbedeutendes für sich zu seyn, als die Bedeutung von anderswo zu empfangen. Wo zöge dann auch eine so schöne Wachtparade papagayenfarbig, blaue Hosen, grüne Jacken des Mittags durch die Straßen? Sind die Farben auch geschmacklos, ist das Geschmacklose doch eigne Erfindung, kann man auch in den Kammern und von der Regierung keine andere Politik verfolgen, als die notorische Unmacht durch den Schein selbstständiger Entschlüsse so viel als möglich zu verdecken, das Handeln als Gelegenheit, wo sich Blößen zeigen, so viel als möglich zu vermeiden, nicht preußisch, nicht österreichisch, nicht deutsch, sondern zuwartend, bis der Beschützer kommt, der am wohlfeilsten seinen Schutz bietet, so besteht man doch trotzdem auf dem Landkärtchen fort, bleibt mit geringer Fähigkeit doch immer ein Kammermitglied, heißt doch immer noch Minister, so ängstlich man auch auf die telegraphischen Winke vom Süden oder Norden achtet. (A. Z.)

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Klavier-Virtuose Hofrath Franz Liszt hat sich in Weimar mit einer schon ziemlich betagten russischen Gräfin, welche Wittwe ist und 4000 Rthlr. jährliche Rente bezieht, verlobt.

Ein Pariser Schuhmacher Namens Chenu hat ein Buch herausgegeben, in welchem sich viele pikante Mittheilungen über hervorragende Persönlichkeiten der Februarrevolution vorfinden. Eine der ergötzlichsten Geschichten betrifft einen Kampf zwischen aristokratischen und demokratischen Köchen. In den ersten Tagen ließ Caussidiere sich von den Köchen seines gestürzten Vorgängers bedienen, deren leckere Gerichte ihm trefflich zusagten; allein sehr bald bemächtigten sich demokratische Köche der Präfektur, und von Stund an waren die Tafelfreuden in eine Tortur verwandelt. Ein abscheuliches Ragout führte zuletzt eine Katastrophe herbei; Caussidiere, welcher bis dahin gute Miene gemacht hatte, jagte die gesinnungstüchtigen Köche zum Teufel und setzte die alten Köche in ihre Rechte wieder ein. Am selben Abend donnerten mehrere Redner im Club Blanqui gegen den Bürger Polizeipräfekten, welchem man aristokratische Tendenzen vorwarf, und Caussidiere, für seine Popularität besorgt, hielt es für gerathen, selbst in den Club zu gehen, um sich zu rechtfertigen!!

In Bezug auf die prachtvollen häuslichen Einrichtungen der Schauspielerin Rachel machen Pariser Blätter die nachstehenden, freilich etwas übertrieben scheinenden Mittheilungen. Das Hôtel der Demoiselle Rachel gilt für eins der reichsten und schönsten in ganz Paris; ein Feuilleton bezeichnet es nicht als die Wohnung einer einfachen Sterblichen, sondern vielmehr als den Tempel einer Göttin. „Die Prinzessinnen Hermione und Phädra (Rollen der Rachel) residirten gewißlich nicht in so prachtvollen Gemächern. Adrienne Lecouvreur, Clairon und Mademoiselle Mars konnten es nie zu einem solchen Glanze bringen; selbst die berühmte Tänzerin Clotilde, obgleich von ihren beiden Anbetern mit einer Civilliste von fünfzehn hunderttausend Francs bedacht, vermochte dies nicht. Man spricht von einem Bett, kostbarer als das der Königin Cleopatra, von einer Toilette, verschwendrischer ausgestattet als die der Aspasia. Ueberall Marmor und Gold. Man geht auf Mosaiken; die ausgewähltesten Gegenstände, treffliches Meublement, werthvolle Gemälde, Statuen u. s. w. scheinen die Aufmerksamkeit des Auges einander streitig zu machen."

In Spanien gibt es 15,640 Schulen, wovon 283, welche 23,449 Schüler haben, zu den höheren Unterrichtsanstalten gehören; 7847 vollständige Elementarschulen mit 436,941 und 7510 unvollständige mit 203,221 Schülern. Der Unterricht wird daselbst von 6847 Professoren, welche ein Diplom, und von 5937, welche kein Diplom haben, und von 1241 Lehrerinnen mit und 1261 ohne Diplom gelehrt. Es ist zu beklagen, daß 5740 dieser Professoren genöthigt sind, ein anderes Handwerk zu treiben, um leben zu können. In Spanien erhält von 17 Kindern nur ein einziges eine Erziehung.

(Hannover.) Dem preußischen Gesandten, welcher vor einigen Tagen die Unannehmlichkeit zu erfahren gehabt hat, von seinem Pferde abgeworfen zu werden, ist — so wird erzählt — von unserm König bemerkt worden: „Sehen Sie, das ist das hannover'sche Pferd; nehmen Sie sich mit ihm in Acht, es liegt in der Race, daß die hannover'schen Pferde sich nicht, wie manche andere, nach Belieben reiten lassen". Man sieht, daß dem Könige ungeachtet der zunehmenden Körperschwäche Humor und gesunder Witz noch nicht ausgegangen sind. (Wes.-Z.)

Die Neuen Elbinger Anzeigen enthalten Folgendes „Eingesandt": „In einer Garnisonsstadt unserer Provinz lebt ein Major, der die Anhänglichkeit an den regierenden Herrn bis zum Götzendienst treibt. Der Mann verlangt nämlich von den Gästen, die er zu seinen Theegesellschaften einladet, daß sie vor der Begrüßung der Anwesenden durch eine Verbeugung ihre Ehrerbietung der Büste des Königs beweisen, die, in einer Epheulaube

Digitized by Google

aufgestellt, das Zimmer ziert. Wer erinnert sich hier nicht an Geßler's Hut und an das Bild Ludwig's von Bayerland „behufs knieend zu leistender Abbitte."

Literatur.

Die Bewegung in Baden von Ende des Februar bis zur Mitte Mai 1849. Von J. B. Bekk, damaligem Vorstande des großh. badischen Staatsministeriums des Innern. Mannheim (Bassermann) 1850.

Vorstehende Schrift ist ohne Zweifel die wichtigste und gehaltreichste von allen, welche über die „Bewegung in Baden" erschienen sind; sie bildet einen authentischen Beitrag zur Geschichte der neuesten Zeit, und zwar nicht bloß Badens, sondern Deutschlands. Der Verfasser, dem es durch seine frühere Stellung möglich war, vieles bisher Unbekannte mitzutheilen, ohne welches der wahre und innere Zusammenhang der Dinge nicht zu erkennen war, stellt Ursachen und Wirkungen der Ereignisse in einem lebendigen Bilde zusammen. Bei Besprechung der verschiedenen entscheidenden Regierungshandlungen theilt er die Gründe für und wider mit, wie sie in dem Staatsministerium zur Erwägung kamen. In gründlicher, parteiloser und zugleich klarer Schilderung erfahren wir die Schwierigkeiten, mit welchen die Regierung zu kämpfen hatte. In den Augen des erfahrenen Staatsmannes waren die letzten zwei Jahre eine läuternde Feuerprobe für jede politische Theorie, und was in seinen Augen diese Probe bestanden, stellt er als seine politischen Ansichten in einem Systeme gedrängt zusammen.

Korrespondenz.

Heidelberg, 12. März.

Oefter schon wurde in diesen Blättern die hiesige Gewerbhalle erwähnt, deren Zweck und Bestimmung ist, die Erzeugnisse der in Heidelberg betriebenen Gewerbe zum Zwecke des Verkaufes aufzunehmen. Sämmtliche in die Halle gelieferten Gegenstände werden durch Sachverständige geprüft und nur dann aufgenommen, wenn sie für gut gearbeitet gefunden worden sind. Die an den aufgestellten Gegenständen angehefteten Preise sind feste Verkaufspreise. Diese Bestimmungen tragen nicht wenig zu dem Gedeihen des Instituts bei. Um nun die Gewerbthätigkeit noch mehr zu fördern, wird von dem 1. April d. J. an hier jeden Samstag (bei J. Groos) erscheinen: „Die Gewerbhalle. Ein Beitrag zur Förderung der Gewerbethätigkeit und Fortbildung des Gewerbstandes." Als Aufgabe stellt sich dieses Blatt: Die Erfordernisse zur Sprache und zur gemeinsamen Verständigung zu bringen, welche einer neuen Anbahnung und Richtung der Gewerbthätigkeit eine sichere Grundlage geben, den Gewerbsfleiß heben, den Gewerbenten eine den Zeitverhältnissen angemessene Bildung verschaffen, Vorurtheile und hemmende Gebrechen verdrängen und so dem thätigen Gewerbsmanne zu der gebührenden Achtung verhelfen und in ehrenwerthe Stellung in der staatlichen Gesellschaft einreihen. Wir halten dieses Unternehmen für ein zeitgemäßes, zumal der Preis (2 fl. 40 kr. für das Jahr) auch sehr niedrig gestellt ist. — Bisher sind für einzelne Bezirksämter, Sinsheim, Neckarbischofsheim, Weinheim, Ladenburg u. a. besondere Blätter (Neckarbote, Bergsträßer Bote) erschienen, welche ihre Subsistenz vorzüglich durch die amtlichen Inserate erhielten. Von nun an sollen aber diese den genannten Blättern entzogen werden, was wohl auch ihr ferneres Bestehen unmöglich macht. — Bürgermeister Winter ist noch immer in Untersuchungshaft und wird wohl auch nicht eher aus derselben entlassen werden, als bis die Untersuchung geendigt ist.

Frankfurt.

Hermann Kothe, welcher seit einiger Zeit auch hier theils über Gedächtnißlehre, theils unter dem Titel „Prophetenthum" über die Möglichkeit und Nothwendigkeit „einer wirklichen geistigen Wiedergeburt" öffentliche Vorträge hält, hat vor kurzem eine Gedächtniß- und Rede-Akademie angekündigt, als deren Zweck die Ausbildung nicht allein des Redevortrags, sondern besonders auch des Gedächtnisses bezeichnet wird. Kothe's eigene außerordentliche Gedächtnißstärke und sein eben so gewandter wie durchaus origineller Vortrag haben demselben die allgemeinste Bewunderung gewonnen, und es läßt sich seinem Unternehmen ein sehr günstiger Erfolg um so gewisser vorhersagen, als hier das Bedürfniß der Ausbildung im Redevortrage schon seit geraumer Zeit gefühlt wurde und auch in dem Hartig'schen „Redevereine" seinen Ausdruck fand. Wir geben hierauf bezüglich gern den folgenden Abschied des Hrn. Hartig, um dessen Mittheilung wir ersucht sind:

„Durch Uebernahme eines Amts von der Leitung des Redevereins zurückzutreten veranlaßt, schlage ich den gegenwärtigen Weg ein, der Oeffentlichkeit im Allgemeinen und den Mitgliedern insbesondere für das mir in so hohem Grade und in thätigster Weise bezeugte Wohlwollen hierdurch meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Auf der andern Seite wünsche ich von ganzem Herzen, daß die von mir gegebene Anregung für Ausbildung des Redevortrags eine nicht bloß vorübergehende gewesen seyn möge, und freudig begrüße ich daher die von dem rühmlichst bekannten Mnemoniker Hrn. Dr. Hermann Kothe hier eingetretene „Frankfurter Gedächtniß- und Rede-Akademie." Ich halte es für meine Pflicht, namentlich den Mitgliedern und Beförderern des bisher unter meiner Leitung bestandenen Redevereins jene überaus zeitgemäße und für unsere Stadt gewiß segensreiche Anstalt auf das Wärmste zu empfehlen. Möge dieselbe sich allgemeinster Theilnahme und eines raschen Aufschwunges erfreuen!"

Frankfurt a. M., 15. März 1850. Johann Hartig.

Erklärung.

Auf die wiederholte Behauptung des Artikels: „Aus der Pfalz" in der Didaskalia Nro. 54 vom 3. März, erklären die unterzeichneten, theilweise disponiblen, theilweise nur noch temporär verwendeten Ingenieure der pfälzischen Ludwigsbahn, daß keinem von ihnen von Seite des Hrn. Baudirektor Denis eine Hinweisung auf den Bau der „Neustädter-Weissenburger" Eisenbahn in irgend einer Art zugegangen ist.

Ludwigshafen, 12. März 1850.

Gosling.	Ziegenhain.	C. Kröder.
M. Hilf.	Spatz.	Bury.
K. Heyn.		

Theater-Anzeige.

Samstag, 16. März. Der Königslieutenant, Lustspiel in 3 Abth. von C. Gutzkow.

Sonntag, 17. März. Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Zerline: Frau Marlow, vom Hoftheater zu Darmstadt. Hierauf: Der Kuemärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild von Schneider, Musik von Schmidt.

Montag, 18. März. (Zum ersten Male): Der Kaufmann, Schauspiel in 5 Aufzügen von R. Benedix.

Dienstag, 19. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Samstag, 16. März. (Zum ersten Male wiederholt): Bei Hofe der Häßlichste, Lustspiel in 4 Akten von Scharff von Scharffenstein.

Sonntag, 17. März. Theatervorstellung und mimisch-plastische Kunstvorstellung des Hrn. Wlach, Mitglied der kurfürstl. hessischen Akademie zu Kassel, und Gesellschaft.

Die Leistungen des Hrn. Wlach und seiner Gesellschaft sind in einem Augsburger Tagblatte, in welcher Stadt derselbe vor kurzem auftrat, als in jeder Beziehung höchst gelungen geschildert und dem Besuch des Publikums als äußerst interessant empfohlen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 66. Montag, den 18. März 1850.

Die Eichertsjöggeli.

(Eine oberrheinische Schiffersage. Nacherzählt von Wilh. v. Waldbrühl.)

(Schluß.)

Gegen Mittag fuhr Jöggeli schon aus unruhigem Schlummer auf, rüstete sich, und dachte ernstlich an die Beendigung der Fahrt. Von der Höhe des Breisacher Felsens konnte er aber gewahren, daß das ganze Land, wenigstens die Fläche des Elsasses, im Aufstande sey, konnte er sehen, daß sich auf der Höhe des Schienberges große Rauchwolken emporhoben, daß also die Burg wahrscheinlich schon erstiegen, von den Widersachern in Schutt verwandelt worden sey. Er verschwieg diese traurige Entdeckung der Geliebten, schlug ihr vor, zu Wasser die Fahrt nach Strasburg rasch anzutreten. Die Mutter wollte sich zu der Wasserreise nicht anschicken, wollte nicht aus Breisach scheiden, bevor sie Nachrichten von ihrem Gemahl, von ihren Söhnen hatte, ermunterte indessen die Tochter, hinunter zu fahren, bei einer Verwandten in Strasburg einzukehren und dorten den Schatz ihres Hauses in Sicherheit zu bringen, hoffte bald nachfolgen zu können. Jöggeli, welcher jedem Schiffer mißtraute, aber selber das Ruder gut zu führen verstand, den Weg um alle die zahlreichen Werder der Gegend kannte, miethete sich einen Kahn und bestieg denselben mit seinen Schätzen mit Demoden, welche sich nur mit Ueberwindung aus den Armen der Mutter reißen konnte. Kräftig und gewandt stieß Jöggeli, der angehende Rittersmann, vom Strande, hatte bald die Mitte des Stromes erreicht, welche den Kahn pfeilschnell hinunter führte, ihn bald hinter grünen Werdern vor den Augen der Nachschauenden barg. Binnen kurzem fuhren die Abenteurer schon am hohen Kaiserstuhle vorüber. Demodis war stumm, in sich gekehrt Sie bereute, sich von ihrer Mutter getrennt zu haben, doch tröstete sie sich wieder in dem Gedanken, daß bald alle die Ihrigen durch den seltenen, kühnen Mann gerettet seyn würden, welcher jetzt mit so trefflichem Geschick den Kahn die starken Windungen des Stromes hinabführte, sich nicht irre machen ließ durch die schäumenden Strudel des reißenden Flusses; der da stand wie ein Held, herrlicher und kühner, als sie je einen Mann gesehen hatte.

Jöggeli's Gedanken waren die stolzesten und keckſten, die er je gedacht hatte. In der Nacht vor seiner Abreise hatte es ihn noch zu der andern Partei hinübergezogen, hatte er Gewissensbisse, hatte er Bedenken verschiedener Art gehabt, jetzt aber, wo es einmal zum offenen Kampfe gekommen, hatte er alle Grillen über Bord geworfen, sah er sich auf dem Gipfel seiner kühnsten Hoffnungen. Er kannte die Mittel seiner Genossen, kannte die Stellen, wo ihnen die empfindlichsten Wunden beizubringen, kannte alle Vorhaben, alle Ansichten und Aussichten der verschiedenen Führer. Er dachte bald im Bunde mit den Häuptern seiner ehemaligen Widersacher, deren Kräfte er genau geprüft hatte, den ganzen Anschlag des Volkes zu nichte zu machen, sich selber zu glänzender Höhe empor zu schwingen, und seine Verbindung mit dem Rittergeschlechte glänzend zu rechtfertigen. Unter solchen stolzen Gedanken, unter welchen er nur wenig Ermuthigendes zu Demoden sprach, waren sie Burkheim gegenüber, dessen Schloß eben in Flammen aufging, indem es von den evangelischen Brüdern gebrochen worden. Sie schwebten rasch an dem Berge Scheibenbug vorbei, schauten nun das stolze Sponeck auf dem aus der Fluth auftauchenden Felsen erheben, weit in den Elsaß hinüber blicken. Aber auch diese feste Burg war gebrochen, um ihre kühnen Zinnen zogen, wie Trauerschleier, leise Rauchwolken, anzeigend, daß das Feuer schon drinnen alles Zerstörbare aufgeräumt habe. Der Schiffer begriff, daß mehr als ein Bollwerk gefallen war, welche geeignet schienen, den muthigen Sinn der Bewohner des Stuhles zu zügeln, aber er verzagte darum nicht, er kannte noch andere Mittel, sowohl in sich, als in den Verhältnissen des Landes. Er fuhr um einen neuen Felsenvorsprung. Der Eichert ward sichtbar, wo er in der verwichenen Nacht mit dem Geiste gerungen. Er hob sich riesiger in der Höhe, ja man will vom Lande aus eine kecke Lache von ihm gehört haben, und glaubte zu sehen, wie er sowohl dem Warnungsgespenste, als der besseren Stimme in sich Trotz bot, und als angehender Junker schon über die Schaaren seiner früheren Brüder dahin fuhr. Rasch trug ihn der kochende Strom am Felsen vorüber. Limburg, die letzte Adelswohnung des Kaiserstuhles, lag vor ihm, aber siehe, Büchsen erkrachten, schwarz-roth-goldene Fahnen wurden von ihren Mauern geschwenkt, und vom stolzen Hauptthurme zog eine riesige Flamme in die Luft, wölbten sich Rauchsäulen hoch über alle Gipfel des Gebirges. Es war ein harter Schlag. Aber er schmetterte den Kecken nicht nieder, das feste Freiburg, das unüberwundene Breisach standen noch, und von hundert andern Burgen und Klöstern aus konnte der vielköpfige Haufen wieder in den Staub zurückgestampft werden!

Wie Jöggeli keck unter den Mauern der Burg vorüber schoß, mußten ihn mehrere der Sieger erkannt haben. Er konnte eine Bewegung unter den oben auf den Mauern stehenden Männern gewahren, sah selbst, daß sich Feuerrohre gegen ihn richteten, schaute die Kugeln der Büchsen auf der Fluth hintanzen. Die Gefahr machte ihn nur verwegener. Hoch schwang er das Ruder, er stieß ein Siegesgeschrei aus, und wirklich trug ihn der Strom so rasch aus der Schußweite, daß die Gefahr des Treffens kaum mehr in Anschlag kam. Da wurde seine Aufmerksamkeit durch einen weiblichen Schmerzruf abgelenkt, den man selbst vom Ufer aus gehört haben will. Eine Donnerbüchsenkugel hatte die im Kahn kauernde Demodis getroffen. Bei dem Rufe, bei dem Blute, das die hinsinkende Gestalt überströmte, mag der Kecke seine Fassung verloren haben. Er war gerade an

Digitized by Google

der Stelle, wo vor grauen Jahren einst schottische Chorherren ein feines Münster auf einen grünen Rheinwerder bauten. Ein Münster, das über hundert Jahre stand, und gerade dann, als dessen Bewohner durch ihren Reichthum zum üppigsten Leben aufgestachelt worden, in schnöder Heuchelei hinlebend, alle umwohnenden Landleute durch trügerische Vorspiegelungen zu Leibeigenen fesselten, nachher auf das unmenschlichste ausbeuteten, von den hochaufschwellenden Fluthen des Stromes verschlungen wurde. Alte Schiffer erzählen, daß sie bei niedrigem Wasserstande und bei sehr klarem Flusse dorten bei günstigem Lichte über die dämmernde Tiefe weggleitend, unten große Mauerwerke auf dem Grunde gesehen, gewaltige Zinnen und Wölbungen, gleich als ob das Kloster wie durch Zauber ganz unversehrt in die Tiefe hinabgezogen worden sey. Manche Frau, die am Ufer Kraut sammelte, und mancher Hirte, welcher sein Vieh dort weidete, will, besonders an Vorabenden großer Feiertage, des Osterfestes oder der Pfingsttage, ein gar feierliches Geläute tief unten vom Grunde schallen gehört haben. Dem sey wie ihm wolle, jeder Fischer, jeder Schiffer fährt nur mit stiller Angst über die unheimliche Stelle, auf welcher jetzt Jöggeli angelangt war. Als er die letzte Gefahr überstanden, wurde ihm, wie durch übernatürliche Macht, plötzlich der schöne Preis des Siegs entrungen und mit ihm oder doch gleich nachdem, bevor er all' sein Glück zerschlagen gesehen, auch sein eigenes Leben. Durch die Bewegung, die im Kahne entstand, der nun ohne Aufsicht einher schwamm und an irgend etwas anstoßen mochte, schöpfte das Fahrzeug Wasser, schlug um und ward, wie Jöggeli, nicht wieder gesehen. Die Schätze, an welchen die zwei treulosen Verräther gehäuft hatten, waren mit denen des Schnewburgers auf dem Grunde des Flusses, wahrscheinlich für immer, begraben. Nur ein Zeichen des traurigen Schiffbruchs spielte an's Land. Wenige Tage später fanden Hirtinnen, welche am Rheinufer im Walde hinabzogen, den Leichnam eines hübschen jungen Mädchens an's Ufer geworfen, das, nach dem Schmucke zu urtheilen, dem Herrenstande angehörte, eine tiefe Wunde in der Brust trug. Sicherlich war dieses die Tochter des Ritters. Im Sturme der Zeit hatte man weder Muße noch Willen, die Sache genauer zu ergründen, verscharrte man die Leiche im Ufersande, nachdem man sich zuvor in deren Schmuck, in die reichen Gewande getheilt hatte. Die Stelle, wo der Grabhügel sich hob, soll man deßhalb den Ruhwald genannt haben. Wenigstens trägt noch heute ein Wäldchen unter der Burg Limburg diesen Namen.

Einige Tage nach diesen schrecklichen Begebenheiten traf es sich, daß ein paar Strolche, welche auf keinem rechten Wege über den Eichert zogen, nächtlicher Weile durch die ganze Gegend auf das entsetzlichste gehetzt wurden. Als man sie früh Morgens fand, behauptete Jeder, von einer ungeheuren Wucht bedrückt gewesen zu seyn, zeigte Jeder die blauen Male, wo ihn die Ferse des unheimlichen Reiters gespornt hatten; solchergestalt leuchtete es nur zu klar hervor, daß jetzt Vater und Sohn das nächtliche Hetzen fortsetzten.

Seit jenen Tagen ist die Mähr von den Umgehenden von Zeit zu Zeit immer durch Einzelfälle neu aufgeregt worden, wenn sie eben im Begriffe stand ganz einzuschlafen. Bald war es eine, bald waren es zwei Spuckgestalten, welche den Zauber übten, welche die Wanderer zerarbeiteten, und wenn auch jetzt seit lange keine neue Hatz stattgefunden hat, hütet sich doch Jeder, der kein ganz reines Gewissen bewahrt, Nachts auch nur in der Ferne am verrufenen Berge vorbei zu gehen.

Betrachtung.

(Von Wilh. Wagner.)

Beständig ist, o Freund, hienieden
Nichts, als die Unbeständigkeit;
Es wird kein dauernd Glück beschieden
Im Lauf der immer flücht'gen Zeit.
D'rum preis' ich Den, der leicht entsagen,
Mit leichtem Sinn vergessen kann,
Der immer neu beginnt zu wagen,
Ob auch sein schönster Traum zerrann.

Heut ist das Volk Dir viel gewogen,
Bestreut mit Blumen deine Bahn,
Baut prangende Triumphesbogen
Und staunt, wie einen Gott, Dich an;
Doch morgen schon bist Du vergessen
Und Deine Kränze sind entlaubt,
Die Bürgerkron', die Du besessen,
Setzt sich ein Andrer auf's Haupt.

Heut' wanderst Du durch grüne Auen,
Ein rüst'ger Pilger wohlgemuth,
Und Deine heitern Blicke schauen
Auf des bewegten Stromes Fluth,
Und morgen in der engen Zelle
Welkt Drines Lebens kranker Baum,
Versiecht die frische Freudenquelle,
Drückt Dich ein schwerer Fiebertraum.

Der Jugend seliges Entzücken,
Der Ideale Götterspur,
Das Glück mit seinen gold'nen Brücken,
Die Liebe mit dem heil'gen Schwur,
Des Ruhmes glänzendes Gebilde,
Das vor der trunknen Seele steht, —
Sie lächeln heute hold und milde,
Doch bald hat sie die Zeit verweht!

D'rum preis' ich Den, der vom Geschicke
Kein ungetrübtes Glück begehrt,
Und der dem frohen Augenblicke
Die kurze Täuschung nicht verwehrt,
Der bei dem vollen Kelch der Rose
Nicht an ihr nahes Welken denkt,
Und nicht auf die verhüllten Loose
Der Zukunft seine Sorgen lenkt.

Doch was uns leiten soll im Leben,
Im Wechsel, der beständig kreis't,
Was uns soll trösten und erheben,
Das ist ein klarer, ruh'ger Geist,
Der mit dem Compaß der Gedanken
Zu finden weiß die rechte Bahn,
Und der den Blick aus ird'schen Schranken
Emporhebt zu der Sternenbahn.

So möge denn, o Freund, hienieden
Der Geist Dein treuer Führer seyn!
Dir ist ein leicht'rer Kampf beschieden,
Wirst Du Dich ihm vertrauend weih'n.
Er gebe auf dem Wogenpfade
Dir stets ein sicheres Gelrit,
Er sey der Leuchtthurm am Gestade
Der wechselvollen, flücht'gen Zeit!

Digitized by Google

Die Katastrophe auf der bayerischen Süd-Nordbahn in der Nähe von Oettingen am 8. März 1850.

Nachdem schon zu verschiedenen Malen seit dem kurzen Zeitraume von vierzehn Tagen auf dieser Eisenbahn Brände stattgefunden, von denen einer so bedeutend war, daß 2 Waggons, mit Gütern und Möbeln beladen, vollständig verbrannten, ereignete sich am jüngsten Freitage, auf der Route von Nürnberg nach Nördlingen, in der Nähe des Städtchens Oettingen eine Katastrophe, welche das Leben sämmtlicher Passagiere der größten Gefahr aussetzte. Es war gegen 4 Uhr Nachmittags, als einige Arbeiter, welche an der Eisenbahn mit Erdarbeit beschäftigt waren, in der Ferne den Zug herankommen sahen, welcher mit der Schnelligkeit des Sturmwindes den Abhang herabjagte, der nach dem Bahnhofe von Oettingen führt; sie nahmen wahr, wie schon oben auf der Anhöhe ein Rad weit ins Feld hinausflog, und einer der Arbeiter forderte seine Kameraden auf, sich rasch zurückzuziehen, da ein furchtbares Unglück zu erwarten sey. Und so kam es auch. Aus dem Kohlenwagen, woran eine Achse gebrochen, war ein Rad herausgefahren, und dieser Wagen, stets hin und her geworfen, war die Veranlassung, daß bei dem vorletzten Bahnhäuschen 4 Wagen aus den Rails kamen, von denen 2 den nahen Abhang hinunterstürzten, während die 2 übrigen, nach der andern Seite geworfen, fast unverletzt blieben. Bei der Schnelligkeit, mit welcher gefahren wurde, war die Wucht des Sturzes so furchtbar, daß der eine Waggon, ein Wagen zweiter Klasse, im vollen Sinne des Wortes zerschellte, die übrigen 3 aber bedeutend beschädigt wurden. Ein Glück war es noch, daß die Ketten an der Lokomotive rissen, so daß diese noch eine Strecke weit fortbraus'te; denn wäre dies nicht geschehen, so wäre das Unglück fürchterlich geworden, und ein weiteres Glück ist es zu nennen, daß die Katastrophe nicht 2 Sekunden später erfolgte, indem sonst die Passagiere der herabgestürzten Wagen in dem nahen Teiche einen sicheren Tod gefunden hätten; indessen war immer das Unglück groß genug. Ein Engländer, Hr. W. F. aus Maine, welcher sich in dem gänzlich zerschmetterten Wagen befunden, lag da, ohne ein Zeichen des Lebens von sich zu geben; das Gesicht mit Blut bedeckt, schien er bereits verschieden zu seyn. Der Oberkondukteur, ein Stallmeister des Königs und ein bekannter Pferdehändler aus München, Hr. E., waren nächst dem Erstgenannten am schwersten verletzt; Hr. E. hatte die Schulter ausgefallen. Drei österreichische Offiziere, welche sich zusammen in einem Wagen befanden, kamen mit leichten Contussionen davon, während der Bremser, welcher oben auf dem Wagen gesessen, von einer Höhe von etwa 20 Fuß und auf einer Strecke von 30—40 Fuß ins freie Feld geschleudert, ohne alle Verletzung davon kam, sogleich wieder aufstand und der Lokomotive nacheilte. Im Augenblicke, wo wir diese Zeilen zur Post geben, erfahren wir aus sicherster Quelle, daß sich sämmtliche Verletzte außer aller Gefahr befinden, was, wenn man die Oertlichkeit und die Gewalt des Sturzes in Betracht zieht, als ein wahres Wunder erscheinen muß. Schreiber dieses, welcher auf die Nachricht des Unglücksfalles, der auch einen seiner Freunde betroffen, sofort an Ort und Stelle eilte, kann übrigens nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der Bewohner von Oettingen auf das ehrenvollste zu erwähnen. Durch den Thurmwärter, welcher von seinem Standpunkte aus die ganze Scene mit ansah, zu Hülfe aufgefordert, machte sich die ganze Bevölkerung von Oettingen, alt und jung, Männer und Frauen, sogleich auf den Weg nach dem Unglücksorte; sie standen den Verunglückten mit größter Theilnahme bei, und brachten sie zu besserer Pflege in die Stadt hinein.

Der Eisenbahndirektion möge übrigens dieser schreckliche Fall, welcher gar leicht ein Pendant zu der Katastrophe von Versailles werden konnte, als Lehre dienen, daß endlich einmal so viele Wagen angeschafft werden, als es der Dienst auf der langen Strecke von München bis Hof erfordert. Bei der geringen Anzahl von Wagen, welche vorhanden sind, ist es eine reine Unmöglichkeit, die gehörige Aufmerksamkeit auf etwa nöthige Reparaturen zu richten, da, wie allgemein gesagt wird, sämmtliche Wagen fast tägtich im Dienste sind, und hierdurch um so rascher abgenützt werden; bei einer Staatsbahn sollte so etwas gar nicht vorkommen. Zum Schlusse erlauben wir uns noch die Bemerkung, daß auf der bayerischen Süd-Nord-Bahn manchmal auffallend langsam, dann aber wieder so rasch gefahren wird, wie auf keiner anderen Bahn; sollten etwa die Lokomotivführer hierfür keine Instruktionen haben? Auf anderen Bahnen wird auf jeder Station die Zeit auf die Minute markirt und der Führer gestraft, wenn er zu langsam oder zu rasch gefahren; wir glauben, daß diese Einrichtung sehr zweckmäßig und empfehlenswerth ist.

Neue Brochuren.

Die Ereignisse der letzten Jahre sind die Glieder einer Kette, deren Ende noch weit entfernt liegt. Eine umfassende Geschichte derselben, die tiefere Einsicht in ihren organischen Zusammenhang und ihre Wechselwirkungen, ein unparteiisches Urtheil über die dabei besonders betheiligten Personen, die Träger alter und neuer Ideen — das Alles muß der Zukunft vorbehalten bleiben. Aber der Stoff und die Belege für die künftige Geschichte unserer Zeit werden mit Recht schon jetzt täglich mehr ans Tageslicht befördert und gesichtet. Neben den erzählenden Darstellungen, bei deren Erwägung wir nie versäumen dürfen, den Parteistandpunkt des Darstellers mit in Anschlag zu bringen, tauchen auch bereits zahlreiche Vorschläge für die überall, nur in sehr verschiedener Weise, ersehnte bessere Zukunft auf. Viele dieser Vorschläge machen dem Herzen ihrer Urheber mehr Ehre, als ihrem Verstande und ihrer Menschenkenntniß; aber auch in diesem Falle sind sie uns werther, als die bloßen Verneinungen der Europamüden und Weltverdrossenen, als die bitteren Anklagen sowohl ganzer Parteien, wie auch vieler einzelner Führer und Faktionen der gleichen Partei gegen einander. Zu dieser letzteren Kategorie gehören bekanntlich namentlich die meisten bisher erschienenen Schriften über die Aufstände in Baden und in Rheinbayern, von welchen wir früher einige anzeigten. So eben liegt uns eine zweite vermehrte Ausgabe von Fenner v. Fennebergs Schrift über jene Aufstände (Zürich, 1850) vor. Der Standpunkt des Verfassers ist ebenfalls der einer Partei in der Partei. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn er von dem deutschen Hofe in Frankfurt sagt, daß dort „die rhetorischen Schönfärbereien von Vogt, Raveaux und Cons. sich breit machten", und wenn er Ludwig Simon als „den Renegaten des Donnersbergs und Präsidenten des Centralmärzvereins" nicht sehr rühmend erwähnt. Aber der Vers. liefert nicht bloß seine an sich immerhin schon interessante Kritik der Ereignisse im Ganzen und der dabei thätig gewesenen namhaften Personen im Einzelnen, sondern auch eine Menge historischer Dokumente, welche dem Leser hinreichenden Stoff zu einem eigenen Urtheile gewähren. Sehr bemerkenswerth ist das Endurtheil Fenners über die ganze pfälzische Revolution, durch welche sich nach seiner Ansicht drei Fäden ziehen: 1) das Aufdringen einer Revolution einem nicht revolutionsreifen und nicht revolutionslustigen Volke; 2) das Planlose der Leiter der Revolution, welche Revolution um der Revolution willen machten, ohne klar ausgesprochenes oder selbst nur gedachtes Ziel; 3) die absolute Abwesenheit alles Dessen, was man zu und in einer Revolution bedarf. — Dr. Adolph Wiesner, der bekannte Redner der Paulskirche und früherer Redakteur der D.-P.-A.-Zeitung, hat eine kleine polemische Gelegenheitsschrift

Digitized by Google

(Leipzig, 1850) gegen Laube's „erstes deutsches Parlament" zum Besten deutscher Flüchtlinge in der Schweiz herausgegeben. — Fr. Rohmer erscheint in seiner Schrift: „Bayern und die Reaktion (München, 1850) vor Allem als bayer'scher Patriot und als konstitutioneller Liberaler, und kritisirt von diesen Standpunkten aus lebendig und scharf die kleinliche Politik Bayerns und insbesondere des Hrn. v. d. Pfordten. Seine Vorwürfe treffen um so sicherer, weil ihm seine Gegner weder „Preußenthum", noch großdeutsche Wohldienerei gegen Oesterreich vorwerfen dürfen. — J. Scherr gibt „eine deutsche Geschichte 1848—1849" und die ersten Gesänge seines satyrischen Epos Hans Dampf. Ihm schwebt eine Sühne des alten Unrechts gegen die „arbeitenden" Klassen vor, welche die alte Aristokratie zwar züchtigen, aber nur allzusehr durch eine neue ersetzen würde. Die Hauptgestalten der flüchtig gearbeiteten, aber gut zu lesenden Novellette sind nach oben und nach unten idealisirt, darum aber nicht unwahr zu nennen. Der sittliche Schmutz eines intriguanten Hofes, der Blitz des Ideales in den bisher niedergepreßten Geistern, die Pfuscherei der Halbliberalen sind nicht aus leerer Luft gegriffen. — „Die Revolution und die Volkswehr" von S. Justus (Leipzig, 1850) ist ein dem Inhalte und noch mehr der Einkleidung nach ganz eigenthümliches Kuriosum, welches weit mehr gibt, als sein Titel erwarten läßt. — Von W. Weitlings in New-York erscheinender „Republik der Arbeiter" liegt uns ein Heft (Februar 1850) vor. Es ist „Methode in dieser Narrheit". Weitling organisirt eine offene und friedliche Verschwörung der Handwerker, um den Besitz ausschließlich als Folge der Arbeit zu begründen und von dem Müßiggange zu trennen, das metallene, wie das papierne Geld zu vernichten und an dessen Stelle — ein neues Papiergeld zu setzen. Er erkennt aber an, daß seine Pläne nur verwirklicht werden können, wenn in seinem Freistaate gar keine Opposition auftritt und Alle sich willig nach seiner Patrone modelliren lassen. — Ebenfalls sociale Zwecke, aber mit himmelweit verschiedenen Mitteln, verfolgt Hertel in seiner Preisschrift über die materielle Noth der unteren Klassen und ihre Abhülfe (Darmstadt, Herbert). Auch wer die Anschauung oder auch nur die Ausdrucksweise des Verfassers allzu monarchistisch oder zu specifisch christlich findet, soll sich nicht von dem völligen Durchlesen des inhaltreichen Schriftchens abhalten lassen, und wird dann Vieles finden, was nicht blos für Christen und für Bürger einer Monarchie paßt, sondern auch für den Menschen und die menschliche Gesellschaft aller Länder, Glaubens- und Staatsformen. Wir müssen ihm vollkommen beistimmen, wenn er selbst die reinste und freieste Humanität zugleich durch die strenge Durchführung äußerer Gesetze geschützt und gestützt wissen will. A. Boden beleuchtet die dermalige Stellung des bekannten Bentinck'schen Erbfolgestreites, der durch das Eingreifen der provisorischen Centralgewalt ein vielseitigeres Interesse gewonnen hat, durch eine neue Schrift (Frankfurt, Lizius 1850) über die in dieser Sache angewandte „Cabinetsjustiz". — Prof. L. Schmid gibt in seiner Schrift über die Mainzer Bischofswahl (Gießen, 1850) eine Reihe merkwürdiger Aktenstücke. Wir sind minder begierig auf das Verhalten der unverbesserlichen Gegner Schmid's, als auf das seiner bisherigen Anhänger und noch mehr auf das der großh. hessischen Regierung gegenüber einem Papste, dessen neuliche Encyclica an die italienischen Bischöfe den Protestantismus und die Protestanten insgesammt in einer so niedrigen Weise beschimpft und verfehmt, daß, unseren Rechtsbegriffen nach, jeder Rechtsanspruch dieses Papstes an einen ganz oder theilweise von Protestanten bewohnten Staat als die trotzigste oder auch als die lächerlichste Anmaßung erscheint. L. D.

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin, 12. März.) Von dem Bildhauer Tieck steht das Modell einer Statue des Kopernicus aus, welches für Thorn bestimmt ist und, wie wir hören, sofort gegossen werden soll. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Guß, dessen Kosten auf 4000 Thlr. berechnet sind, ein sorgfältiger werden und das ganze Werk der vorher genannten Stadt zur Zierde gereichen.

Die Innsbrucker Zeitung schreibt aus Kaltern (Tirol): Im benachbarten Dorfe Unterplanitzing wollte man in den letzten Faschingstagen eine Tanzunterhaltung veranstalten. Der Gemeindevorsteher, an welchen das Gesuch um die Bewilligung dazu gerichtet wurde, erledigte dasselbe auf folgende Art: Nachdem 1) unser hochw. Dekan ein Todfeind aller Tanzmusik ist, und nachdem 2) wir in einer so schlechten Zeit der Revolutionen, der Trübsal und des Elendes leben, so kann vernünftigerweise keine Tanzbewilligung ertheilt werden.

Korrespondenz.

Dresden, 12. März.

Fräul. Lucile Grahn, deren Name in dem ganzen kunstgebildeten Europa einen vollklingen Klang hat, war an drei Abenden hier und trat als Gisella und Banditentochter auf, jedes Mal durch alle Stadien von stürmischem Beifallsjubel des dichtbesetzten Hauses begleitet. Es ist nicht allein die erstaunliche Meisterschaft in dem technischen Theile ihrer Kunst, was immer von neuem zur Bewunderung hinreißt, sondern zumeist auch die Seele, der tiefe Ausdruck, womit Stellung und Bewegung bei ihr durchgeistet erscheinen; denn das mit Hülfe der Mimik entstandene lebendige Bild muß durch Schönheit der Gebärde den Sinn und durch seinen Inhalt den Gedanken befriedigen, soll die Tanzkunst nicht zu einer leeren Fertigkeit herabsinken. Durch Lucile Grahn, die ungefähr binnen Jahresfrist an 30 Abenden auf der Hofbühne gastirte und die wir nach Ostern bei den Vermählungsfeierlichkeiten der Prinzessin Elisabeth wieder sehen werden, hat übrigens auch unser Ballet-corps einen eigenthümlichen Aufschwung genommen und beachtenswerthe Fortschritte gemacht. — In dem saftigen Trauerspiele: „Der Erbförster" von Otto Ludwig, am 4. März zum ersten Male gegeben, lernten wir einen colossalen, titanenhaften Geist kennen, einen Dichter, von dem Karl Gutzkow sagt, daß er einst einen Platz im Herzen der Nation finden werde. Es ist ein Werk voller Ursprünglichkeit und von außerordentlicher Begabung zeugend. Die Tragödie erscheint zwar in mancher Beziehung verfehlt, aber man muß sagen, daß selbst die Mängel den genialen Schöpfer nicht verkennen lassen. Unsere Künstler hatten sich die größte Mühe gegeben, um das bürgerliche Trauerspiel in würdigster Weise in Scene gehen zu lassen (es ist sonst noch nirgends gegeben) und ihr Streben wurde von dem vollsten Glück des Gelingens gekrönt. In der Darstellung glänzten vornehmlich Hr. Eduard Devrient durch musterhaft gelungene Charakteristik in der Titelrolle und die seelenvolle Frau Bayer-Bürck, während Fräul. Berg und die Herren Quanter, Porth, Kramer, Meister, Liedicke, Dutmarsch, Räder, Koch, sowie die übrigen Mitwirkenden ebenfalls zum Gelingen des Ganzen beitrugen. Nächsten Freitag singt Jenny Lind zum ersten Male in Dresden.

Theater-Anzeige.

Montag, 18. März. (Zum ersten Male): Der Kaufmann, Schauspiel in 5 Aufzügen von R. Benedix.

Dienstag, 19. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Montag, 18. März. Der Polizeilieutenant, oder: Der Ritter von der Wache, Lustspiel in 2 Akten von Friedrich. Hierauf: plastische Vorstellung des Hrn. Wlach.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 67. Dienstag, den 19. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

Alle Seefahrer, welche die Küste von Malabar besuchen, kennen den kleinen Hafenort Alepey, der zu den Staaten des Raja von Travancore gehört. Dieser Punkt ist einer der seltsamsten und anziehendsten des ostindischen Uferlandes. Nur wenige Schritte vom sandigen Strande beginnt eine weite, im frischesten Grün prangende, von kristallklaren Kanälen bewässerte Ebene sich auszubreiten. Diese Miniaturflüßchen sind in kurzen Zwischenräumen von einer Menge zierlicher hölzerner Brückchen überwölbt und von einer Unzahl Piroguen durchglitten, von denen einige so leicht und schmal gebaut, daß sie kaum für einen einzelnen Mann Platz genug zum Stehen zu haben scheinen, während die anderen, am Vordertheil mit phantastischem Schnitzwerke ausgeziert, hinten niedliche Kajüten, ähnlich denen in den Gondeln enthaltend, Raum für größere Gesellschaft bieten. Entlang dieser Kanäle, die sich in der Tiefe der Waldungen verlieren, reihen sich sehr unregelmäßige Gruppen von Behausungen der mannichfaltigsten Art. Hier winken aus buntbemalten, nicht selten kunstvoll getäfelten Buden und Schauläden die reichsten, kostbarsten Zeuge und Gewebe Indiens den Blicken des Kauflustigen entgegen; dort erheben sich weitläufige Speicher und Magazine, die schon von ferne den starken durchdringenden Duft der Gewürze verhauchen, womit sie angefüllt sind; dazwischen sieht man aber auch wieder niedrige, aus Zweigen und Palmenblättern geflochtene, ärmliche Hütten, halbversteckt im Schooße der üppigsten Pflanzenwelt. Von eigentlichen Straßen und Plätzen ist hier keine Rede; da gibt es nichts als zahllose Pfade und Fußwege, die sich kreuzen, ineinander verschlingen, Palmengänge bilden oder vor dem Thore einer Pagode plötzlich abbrechen. Bald wähnt man sich in einen glänzenden Bazar, bald in einen dichten Wald, bald in einen weiten Park versetzt; man befindet sich schon inmitten der Stadt, und glaubt sie noch immer zu suchen. Von der Meeresseite her in beständigem Kommen und Gehen erblickt man Züge von etlichen Hunderten von bis auf den Gürtel entblößten Weibern, welche Körbe voll frisch geärnteten Pfeffers auf dem Kopfe tragen, nicht unähnlich einem Gewimmel von schwarzen Ameisen, zwischen dem Strande und den Lagerhäusern sich hin und her bewegen. Dicht am Hafen selbst, wo während der schönen Jahreszeit die großen arabischen Barken aus Maskate und Djedda ihre Ladungen an Bauholz einnehmen, schreiten in majestätischem Gange ungeheure Elephanten ab und zu, deren Arbeit darin besteht, die Balken und Stämme herbeizuschleppen und Lasten zu tragen, was sie mit viel Gelehrigkeit und scharfem Instinkt zu thun pflegen; sie stellen gleichsam die Galeerensklaven des Raja von Travancore vor.

Der Reisende findet zwar hier weder Gasthaus noch sonstige Herberge, dagegen eine Karavanserai vom malerischsten Anblick. Es ist ein hölzerner Palast und die frühere Residenz des Raja; groteske, mit Zartheit und viel Geschmack ausgeführte Schnitzwerke umrahmen die Galerien, Pforten, Bogenfenster und Balkone; weitläufige Pflanzungen von Cocospalmen, bis zum Hafen sich ausdehnend, machen den Hofgarten aus; ein großer viereckiger, nicht mit Mauern, sondern einem dichten Hage von Gebüsche und mächtigen Bäumen umgebener Hof erhöht den Eindruck des Ganzen. Diesen Raum durchschreiten täglich zwei- oder dreimal die Elephanten, deren Cornacs (Führer) bei der Rückkehr von der Arbeit niemals verfehlen, den Zug vor den anwesenden Fremden Parade machen zu lassen. Diese verständigen Thiere grüßen höflichst mit dem Rüssel, heben mit demselben das Stück Kupfermünze, das man ihnen als Trinkgeld zuwarf, aus dem Staube, und entfernen sich dann in schönster Ordnung, die Luft klaschend mit ihren breiten Ohrenflügeln. Dann kommen die Bettler, die Lahmen und Gichtbrüchigen, letztere sich auf den Vieren einherschleppend, die Aussätzigen, deren Haut mit weißlichen Flecken überdeckt ist, wie die einer Schlange, zuletzt eine Masse von Elenden, mit den scheußlichsten Krankheiten behaftet, wie sie nur jenem glühenden Klima eigen sind, und wofür unsere Sprache keine Benennungen hat. Diese Unglücklichen setzen sich um die Karavanserai umher und stoßen, sobald die Reisenden auf dem Balkone sich sehen lassen, einen gellenden Schrei aus, die gefalteten Hände flehend zu ihnen emporhebend.

Ein Umstand ziemlich wunderlicher Art hielt mich zwei Tage lang in diesem seltsamen Palaste, dieser seltsamen Stadt zurück, wo ich nie zu verweilen gedachte. Ich hatte ein Geschäft mit einem Parsen (Feueranbeter) abzumachen, mußte jedoch, da gerade auf den Tag meiner Ankunft eine Sonnenfinsterniß fiel, was ihn zum Trauerfesttage machte, meinen Besuch gezwungenermaßen auf den folgenden Morgen verschieben. Der Parse hatte sich in seiner Wohnung eingeschlossen und fastete und kasteiete sich, um desto inniger mit den Qualen des Gottgestirnes zu sympathisiren. Auch die andern Hindus schienen just nicht ganz ohne Herzklopfen bei diesem himmlischen Schauspiel. „Seht nur, o seht,“ riefen sie, „welch ein gräßlicher Drache die Sonne bewegt!“ Die Nacodas (arabische Schiffsherren), welche diesem Aberglauben auch ein bischen huldigen, schossen mit feierlichem Ernste ihre Pistolen in die Luft ab und ließen ihre Mannschaft die Trommeln wirbeln, um das vermeintliche Ungeheuer durch dies Schreckmittel zu nöthigen, seine goldene Beute fahren zu lassen. Indessen verbreitete die Sonnenfinsterniß einen wohlthuenden Schatten über die lechzende Runde; es war voller Mittag, aber Alles athmete frisch auf und zog sich zurück, um der Siesta zu pflegen. Bald gewahrte man Niemanden mehr weder auf den vielen Pfaden, noch um das Karavanserai. Auch ich folgte

Digitized by Google

dem Winke der Natur und streckte mich schon auf meiner Binsenmatte zur Ruhe, als die Thüre eines Gemaches, dem meinigen gegenüber, sich öffnete und ein junger Engländer, Leichenblässe im zerstörten, abgezehrten Antlitz, die schwarzen Haare in wilder Unordnung, heraus trat. Keine Spur von jener ausgesuchten Sorgfalt für sein Aeußeres, welche den Gentleman beurkundet, war mehr an ihm sichtbar, und dennoch schien er den höchsten Klassen der Gesellschaft anzugehören. Ein einziger Diener machte sein Gefolge aus; was mochte den Fremden hieher getrieben haben, wer war er, woher kam er; worin lag wohl der Grund dieser Vereinsamung und Niedergebeugtheit in einem Erdstriche, wo seine Landsleute die allmächtigen Herren sind? Hier mußte ein Geheimniß besonderer Art obwalten, und ich beschloß, den Schleier zu lüften. Die zufällige Fügung, die für diesen Tag alle Arbeit in der Stadt aufhob, ließ mir ohnehin Muße genug, nachzuforschen. Durch unermüdliche Erkundigungen verschaffte ich mir zwar anfangs ziemlich verworrene, bald aber genauere Berichte über seine Person, bis mir endlich der Zauber eines Goldstücks das Siegel an den Lippen seines Dieners zur vertraulichsten Mittheilung folgender Episoden aus seiner Lebensgeschichte löste.

(Fortsetzung folgt.)

Die Alterversorgungsanstalt für C. Degenkolb's Arbeiter zu Eilenburg in Preußen.

Es ist bereits öffentlich des rastlosen Eifers gedacht worden, mit welchem der Fabrikant Degenkolb aus Eilenburg im preußischen Herzogthum Sachsen als Mitglied der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. für alle in das Gebiet der deutschen Gewerbthätigkeit und der Arbeiterverhältnisse einschlagende Gegenstände mit Wort und Schrift thätig war. Aber Degenkolb gehört zu den Männern, welche wissen, daß mit dem Reden vom Volkswohl und von der Nothwendigkeit menschenfreundlicher Sorge für die arbeitenden Klassen noch sehr wenig gethan ist, wenn der Einzelne, so weit er es vermag, nicht handelnd an's Werk geht. Er hat daher, ohne auf Andere zu warten, einstweilen das Seine gethan, um die Familienzustände der Arbeiter seiner großen Fabrik zu verbessern und namentlich für deren Invaliden und verwaiste Kinder zu sorgen.

In den „Mittheilungen des Berliner Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" (Lief. 6) ist ein Brief Degenkolbs an den Vorsitzenden des Vereins abgedruckt, worin er dem letzteren Folgendes schreibt:

„Nicht erst aus den Märztagen erlangte ich die Erkenntniß, daß unsere Arbeitsverhältnisse einer durchgreifenden Reform bedürfen und daß einzelne Klassen von Arbeitern für ihre Leistungen und Anstrengungen allzu gering gelohnt werden, so daß sie bei aller Sparsamkeit und allem Fleiß dennoch nicht im Stande sind, weder für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen, noch für die Zeit, wo sie nicht mehr fähig sind zu arbeiten, etwas zu sparen und zurückzulegen, um dann das zum Leben Nothdürftigste nicht entbehren zu müssen. — Der genauen Kenntniß dieser Zustände war in Frankfurt mein Entwurf „einer Pensionskasse für arbeitsunfähige Arbeiter" entsprungen, der mit der Nationalversammlung selbst leider zu den Akten gelegt werden mußte. Da jenes Allgemeine nicht erreicht werden konnte, war ich auf meine eigenen Pläne zurückgeführt, die ich seit Jahren schon mit mir herumgetragen hatte, als die Revolution im Februar 1848 jede Thätigkeit hemmte und mich nach Frankfurt rief. — Sogleich nach meiner Rückkunft legte ich Hand an's Werk, um wenigstens Das in's Leben zu rufen, was in Kräften des Einzelnen gelegen. Zwei Gebrechen sind es besonders, die unserer Zeit zum Vorwurf gereichen:

1) daß wir uns der Kinder der Armen und der Verdorbenen nicht genug annehmen, daß wir sie nicht der Verwahrlosung entziehen und aus ihnen einen tüchtigen Arbeiterstamm erziehen;

2) daß wir Diejenigen, welche, so lange ihnen Gott die Kräfte dazu verliehen hatte, sie tüchtig nutzten, treue, fleißige Arbeiter waren, dann, wenn sie nicht mehr im Stande sind, mit ihrer Arbeit das zum Leben Nothdürftigste erwerben zu können, dem Betteln, dem Hunger und dem Elend überlassen. —

Jeder Arbeit so ausreichenden Lohn zu verbürgen, daß alle Arbeiter in eine befriedigende Lage kommen könnten, wird unter jeder Staatsform und zu allen Zeiten ein frommer Wunsch und unerreichbar bleiben, aber eine richtige Würdigung der Leistungen und eine humanere Auffassung der gegenseitigen Pflichten und Verhältnisse würde und könnte die Noth Vieler mindern und die Lage ganzer Klassen von Arbeitern verbessern.

Mir lag die Abhülfe dieser Gebrechen zunächst bei meinen Arbeitern am Herzen und demgemäß kaufte ich in meiner unmittelbaren Nähe ein Feld- und Gartengrundstück an, baute darauf vier zusammenhängende Häuser, welche zehn Arbeiterfamilien aufzunehmen den Raum haben; jede Familie erhält ein Stück Feld hinter der Wohnung und ein Stück Garten vor derselben, um darauf ihren Bedarf an Kartoffeln und Gemüse bauen und ein Schwein mästen zu können. — Je nach Verhältniß soll jede Familie 1 bis 3 Kinder verstorbener Fabrikarbeiter, oder solche, die der Verwahrlosung ausgesetzt sind, in Pflege und Kost nehmen, so daß 20 Kinder Aufnahme und Erziehung erhalten. Die Interessen eines Kapitals von 20,000 Thlrn. sind bestimmt für Nahrung und Kleidung der Kinder, so daß also jede Familie, welche zwei Kinder übernimmt, 80 Thlr. jährlich dafür erhält. — Auf diese Weise wird demnach 10 Invaliden als wohl verdienter Lohn treuer Arbeit ein sorgenfreies Alter garantirt und dafür gesorgt, daß 20 Kinder erzogen und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden.

Den nächsten Anspruch haben solche Arbeiter, welche in meiner Fabrik ihre Arbeitskraft verwendet und sich gut aufgeführt haben, so wie die hinterlassenen Kinder Solcher, die bei mir gearbeitet haben. Wenn dergleichen nicht vorhanden, dann haben die Arbeiter anderer Fabriken Anspruch darauf. Nach meinem Tode fällt die Anstalt mit dem Kapital der Kommune anheim; bis dahin behalte ich mir die Leitung unter spezieller Ueberwachung meiner Töchter vor. Zu Ostern soll die Anstalt eröffnet werden. Alles ist vollendet, und ich danke dem Himmel dafür, daß er diesen lange gehegten Wunsch hat zur Ausführung bringen lassen. Dieses, mein geehrter Freund, ist in weiten Umrissen der Plan, dessen Mittheilung Sie wünschten."

Der Schreiber des Briefes wird dessen weiteren Abdruck in d. Bl. verzeihen. Es ist gut, daß Deutschland solche Männer kennen lerne, um sie zu Rathe zu ziehen, wenn es gilt, für die wahren Interessen des Volkes zu handeln.

Nochmals Sir John Franklin.

Wir haben kürzlich der Anstrengungen erwähnt, welche in England zur Wiederauffindung dieses Seefahrers und seiner Mannschaft gemacht werden; nun erfährt man, daß auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein reger Eifer für dieses Unternehmen sich zeigt. Es ist eine Subskription zu Ausrüstung von Fahrzeugen für diesen Zweck eröffnet und ein von den Ge-

Digitized by Google

schäften zurückgezogener Privatmann steht an der Spitze derselben mit 5000 Dollars. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist diesem Vorhaben sehr geneigt und unterstützt seiner Seits eine von der amerikanischen Nation ausgehende, auf Staatskosten ausgerüstete Expedition. Aber auch noch auf andere Weise wird diese Angelegenheit besonders in England angeregt.

So hielt am 6. Febr. d. J. ein Hr. Weld in Gegenwart eines zahlreichen Publikums im königlichen Institut in London eine merkwürdige Vorlesung über die an den Nordpol abgeschickten Expeditionen, die durch ein besonderes Schauspiel geschlossen wurde: ein nach dem System der englischen Admiralität gefertigter Luftballon wurde losgelassen, der sich bis an die Decke erhob und dann einen Regen von kleinen gedruckten Papierstreifen über die Zuschauer ergoß. Dies ist das Korrespondenzmittel, das man in Anwendung bringen will, um mit der Equipage zu kommuniziren, wenn sie, wie man vermuthet, vom Eis eingeschlossen ist.

Man spricht ferner von neuen Expeditionen auf der Seite der Bassinsbay und der Barrowstraße, und endlich von einer in der Richtung von Cap Bathurst und dem Banksland. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die englischen und amerikanischen Schiffsmannschaften große Gefahren laufen. Nur im Jahre 1836 gingen im Angesicht der Melville's-Bucht zwanzig Schiffe verloren. Dr. Scoresby, welcher an diesen nördlichen Expeditionen Theil genommen hat, veröffentlichte eine Schrift über die Gefahren, die sie bedroben, und die Mittel, denselben zu entgehen. „Man kann," sagt er, „das Andrängen der Eismassen nicht voraussehen, unter deren Gewicht die Schiffe erdrückt werden. In drei Minuten sah ich einen Wallfischfänger zwischen zwei sich mit furchtbarer Geschwindigkeit nähernden Eismauern platt zusammengedrückt; Mannschaft und Güter war verloren, ohne daß man eine Spur von ihnen fand; nur die äußerste Spitze des Besanmastes war noch zu erblicken. Die Schiffe „Prinzeß von Wales" und „Lätitia" wurden von spitzigen Eisschollen von mehr als hundert Fuß Länge ganz durchbohrt". Dies sind die Gefahren, welchen sich die Matrosen bei diesen Expeditionen aussetzen.

Aber auch das Wunderbare mischt sich noch immer in die Sache, und wie vor einiger Zeit die Prophezeiungen einer Hellseherin Platz in öffentlichen Blättern fanden, so möge sich nun ein anderer Wundermann an dieselben anschließen. Mittelst eines magischen Glases, das dieser „Zauberer" einen indischen Krystall nennt, und das er nach der Weise der Magier an das Auge eines Kindes hält, behauptet dieser Mann, der sich Zakiel nennt, vollkommene Kenntniß von der Lage der verlornen Reisenden zu haben. In einem Briefe vom 5. Febr. d. J. an die verschiedenen Journale meldet er ihnen, daß dieses Kind von 13 Jahren in dem Krystalle (der bei der Versteigerung der Lady Blessington erkauft wurde) Sir John und seine Leute gesehen habe. Er gibt die Umstände dieser Entdeckung an, wie sie ihm das Kind diktirt habe: „Alle Matrosen sind am Leben; man wird sie in der Nähe des Vorgebirgs Walker finden. Sie marschiren in Abtheilungen nach dem $73^1/_2$ Grad der Breite, ein sehr schmächtiger Offizier ist an ihrer Spitze. Schnee und dichter Nebel, Hunde an Schlitten angespannt. Einige Matrosen schwenken die Hüte über den Köpfen, um ihren Kameraden Zeichen zu geben, u. s. w." Matrosen und Pöbel glauben an diese Weissagungen. B.

Mannichfaltigkeiten.

(Eine Pantherjagd.) Am 14. Jan. d. J. wurde bei Teniet-el-Haad, am Oued Mouilha in Algerien, ein Panther getödtet, über dessen Jagd man dem „Akhbar" Folgendes berichtet: Dieser Panther, welcher sich gewöhnlich in einer tiefen Schlucht nahe am Cedernwalde aufhielt, richtete seit ungefähr einem Monate unter den Heerden der Araber große Verwüstungen an. Mehrere Stücke Vieh waren ihm nach und nach zur Beute geworden; in der Nacht vorher hatte er ein Schaf geraubt, was etliche Araber, die mit dieser Jagdweise vertraut, zu dem Entschluß brachte, das Land von diesem unwillkommenen Gaste zu befreien. Fünf oder sechs, mit Flinten bewaffnet und von einem andern begleitet, der nur einen Säbel führte, folgten seiner Fährte im Schnee bis zu seiner Höhle, wo sie gegen ihr Erwarten das Thier fanden. Bei der Annäherung der Jäger zog sich der Panther auf das linke Ufer des Flusses zurück und setzte seinen Weg fort bis zu einem Felsen, welcher das Bett des Flusses um 2 bis 300 Fuß überragt und auf dessen Gipfel sich eine niedrige grüne Eiche befindet. Immer von den Jägern verfolgt, erstieg er den Felsen und flüchtete sich in die Zweige des Baumes. In diesem Augenblick schoß einer der Araber nach ihm und traf ihn am Kopf; er stürzte von dem Baume nach dem Abhange hin; die Höhe des Falles und der Schuß am Kopfe ließen glauben, er sey todt. Der mit dem Säbel bewaffnete Araber, der der nächste war, weil er dachte, nur mit einem Cadaver zu thun zu haben, fand aber das Thier auf seinen Füßen und wüthend über seine Wunde. Der Panther stürzte sich auf ihn, warf ihn mit einem Tatzenschlage auf den rechten Arm, trotz zweier Säbelhiebe auf den Kopf, zu Boden, hielt ihn unter sich und zerfleischte ihm Schädel und Gesicht. Dem Araber fiel nun bei, dem Panther die Faust in den Rachen zu stecken, was ihm aber nur neue Verwundungen an der Hand zuzog. Seine Kameraden kamen nun herbei und schossen den Panther nieder. Der unglückliche Araber konnte wegen der verschneiten Wege erst nach fünf Tage in das Mititairspital von Teniet-el-Haad gebracht werden.

Man schreibt aus Konstantinopel: Am 10. Febr. hielt eine Anzahl hiesiger Deutscher, meistens Oesterreicher, eine Versammlung, in welcher beschlossen wurde, eine deutsche Schule zu errichten, welche in der nächsten Woche eröffnet werden soll. Die Protestanten haben bis jetzt gar keine Schulen, für die Katholiken bestehen hier mehrere Schulen, welche sämmtlich in den Händen der Jesuiten sind. Die österreichische Gesandtschaft hatte es nun auf eine slavische Schule abgesehen. Die Versammlung vom 10. d. aber beschloß in überwiegender Mehrheit: 1) daß es eine deutsche Schule seyn sollte; 2) daß der Religionsunterricht ganz wegfallen sollte (wahrscheinlich, weil man in unseren Tagen Religion für etwas ganz Ueberflüssiges hält.) Dagegen hat es bei der Opposition gegen die katholische Behörde sein Bewenden. Als Lehrer wurden etwa 10—12 Individuen aus aller Herren Länder gewählt und das Ganze unter österreichischen Schutz gestellt. Den andern deutschen Gesandtschaften, welche dieses ganze Institut ignoriren, hat man es sogar übel genommen, daß sie sich nicht dabei betheiligen mochten.

(Nürnberg, 13. März.) Herr Professor und Konservator Heideloff hat ein neues Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste erhalten, indem ihn das königl. Institut der englischen Architekten zu London (royal Institute of British Architects) zu seinem Ehrenmitglied und Korrespondenten gewählt hat.

(Braunschweig, 11. März.) Dieser Tage ereignete sich in einem wenige Meilen von hier gelegenen braunschweigischen Dorfe ein empörendes Beispiel von Polizeibeamten-Uebermuth. Der Schullehrer in diesem Orte, ein junger, unbescholtener aber freisinniger Mann, befindet sich bei dem Vorsteher, um mit ihm die Einholung des neuen Predigers zu besprechen, und

Digitized by Google

es kommt auch der daselbst liegende Stationspolizeijäger des Polizeimilitärs mit dazu. Der Lehrer geht hinaus, um draußen drei Arme abzufertigen, und als er wieder in das Zimmer tritt, hört er, wie der Polizeijäger ausruft: „Der verfluchte Demokrat!“ Der Vorsteher wünscht der Sache eine andere Wendung zu geben, indem er jenen Ausruf auf die abgehenden Armen bezieht. Aber der Polizeijäger läßt nicht nach, bezieht diese Worte ausdrücklich auf den Lehrer und fügt hinzu: „Alle diese Demokraten, zu denen auch jener gehöre, müßten und würden geköpft werden.“ Auf diese unschuldige und menschenfreundliche Aeußerung erwiedert der Lehrer einfach nur: „Das würde sich erst noch finden, so weit seyen wir noch nicht.“ Da springt der Polizeijäger auf, nennt jenen in voller Wuth und in Gegenwart anderer Gemeindemitglieder, namentlich eines zweiten noch hinzugekommenen Vorstehers, öffentlich einen „Hallunken“ und vergißt sich so weit, daß er Hand an ihn legt und mit seinen Mißhandlungen nicht eher aufhört, bis er gewaltsam von seinem Opfer weggerissen wird. In der Meinung, daß er sich an einer obrigkeitlichen Person, selbst im Fall einer unzweifelhaften Nothwehr, nicht vergreifen dürfe, leistet der Lehrer keinerlei Widerstand, ja fordert sogar seine Befreier noch auf, den Mann gewähren zu lassen. Das Weinen und Schreien der Schulkinder, welche ihren Lehrer dieser rohen Gewaltthätigkeit ausgesetzt sahen, bringt das Dorf in Aufruhr, kurz, es entsteht ein Scandal, der auch hier in Braunschweig die allgemeinste Empörung hervorgerufen hat, um so mehr, als wir von derartigen Excessen bisher gänzlich freigeblieben waren. Der Vorfall ist übrigens bereits anhängig gemacht und bei der Unabhängigkeit unserer Gerichte läßt sich nicht bezweifeln, daß Jedem sein Recht werden wird.

Korrespondenz.

Leipzig, 16. März.

In dieser Woche sahen wir Griepenkerl's „Maximilian Robespierre“ nicht weniger als drei Mal, und zwar jedes Mal mit immer schwächerem Beifall, so daß man wohl mit gutem Rechte sagen kann, das Stück hat hier nicht gefallen. Als der Verfasser dasselbe im verflossenen Dezember hier vorlas, war man davon entzückt, jetzt, wo die Tragödie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ins Leben getreten ist, erkennt man deren außerordentliche Schwächen und sieht ein, daß dieselbe mehr etwas Zusammengewürfeltes, als ein harmonisches Ganze ist. Auf den Namen eines Kunstwerks kann sie in keiner Weise Anspruch machen, und schwerlich wird sie sich auf dem Repertoir halten. — Unser Opernpersonal ist Tag und Nacht mit dem Einstudiren des „Propheten“, wozu denn auch Uebungen im Schlittschuhlaufen gehören, beschäftigt, und nach diesen Anstrengungen zu schließen, wird man auf eine möglichst vollendete Darstellung rechnen können. Daß alle Welt auf die Aufführung gespannt ist, versteht sich von selbst; sollte sich aber das Gerücht, daß der Eintrittspreis ein dreifach erhöhter seyn werde, bestätigen, so dürfte der Zudrang zu diesem Wunderwerke kein so gewaltiger werden. Wie es scheint, will sich die Direktion durch diese enormen Preise nicht sowohl für die Kosten des In-Scene-Setzens, als auch dafür entschädigen, daß während der Charwoche das Theater, wie dies die Glaubensansichten eines christlich-germanischen Staates verlangen, geschlossen bleiben muß. — Seit einigen Wochen ist unser Schauspiel-Personal durch die liebenswürdige Fräul. Arens, einer geborne Mainzerin, vermehrt. Sie ist erst einige Mal aufgetreten, erntete aber als Laura in Laube's „Karlsschülern“ und als Louise Danton in „Maximilian Robespierre“ ungetheilten Beifall. Mit einer jugendlich frischen Erscheinung und edlem Anstande verbindet sie ein schönes Talent und berechtigt zu großen Erwartungen.

Berlin, 12. März.

Auch die hiesige k. Oper studirt jetzt Meyerbeer's „Prophet“, der seinen Triumphzug über Deutschland's größere Bühnen angetreten, ein, und man ist überaus gespannt, das Werk auf der Bühne kennen zu lernen, da es mit größtem Glanze in Scene gesetzt wird. Die beiden Hauptrollen der Oper werden auf's Würdigste besetzt: die Viardot singt die Fides, Tichatscheck den Johann. Meyerbeer weilt bereits hier, aber er war hierher geeilt an das Bett seines tödtlich erkrankten Bruders. Jenny Lind wird ihren Aufenthalt dahier verlängern und wirkt u. a. in dem Konzert mit, das am 18. d. Hendrichs gibt. Die schwedische Nachtigall soll in Anglomanie verfallen seyn. Unser Opernpersonal hat durch das Engagement des Bassisten Salomon aus Leipzig einen Zuwachs erhalten. Man hatte geglaubt, Conradi in Schwerin (früher in Frankfurt) würde sich um die Stelle eines ersten Bassisten bei der k. Oper bewerben, da das Schweriner Hoftheater eingeht, was auch als eine Märzerrungenschaft betrachtet werden kann. — Das bereits verklungene gewesene Gerücht, Karl Gutzkow bewerbe sich um die Stelle eines Dramaturgen bei dem k. Schauspiele dahier, hat durch die Anwesenheit des Dichters natürlich neue Nahrung und, wie Sie wissen, auch Ansendung erhalten. Es ist jedenfalls sehr zu wünschen, daß Gutzkow der Bühne nicht entzogen werden möge — Unser Schauspiel, das, wie es auch andern Hauptbühnen erging, in der letztern Zeit mit seinen Novitäten eben nicht sehr glücklich war, wird in diesem Sommer in seinen etwas ausruhen müssen, als die ersten Stützen desselben ihren Urlaub zu Gastspielen benutzen. So gastirt Roti bereits in Lübeck, Hendrichs geht im April nach Hamburg, Danzig, Königsberg und Weimar, Döring gastirt in Hannover. Daß unser jugendlicher Liebhaber Wagner lebenslänglich in Wien engagirt worden, wissen Sie wohl schon, vielleicht auch, daß Dessoir aus Karlsruhe auf Rötscher's superlative Anpreisung engagirt wurde. Auch Frau Thomas (einst die Ihrige) wird ihren Urlaub zu Gastspielen benutzen, welche sie wahrscheinlich in Ihre Nähe führt. Unser k. Schauspiel hat an dieser vielbegabten geistvollen Darstellerin, welche von der Würde und Bedeutung der Kunst durchdrungen ist, wie vielleicht wenige Priesterinnen Thaliens, von der man ohne alle Uebertreibung sagen kann, sie ist eine Künstlerin, eine treffliche Acquisition gemacht. Das Saamenkorn, das Immermann in dieses Talent gesenkt, ist durch unablässiges Studium und eine bei dem Weibe in der Verfolgung des Ziels seltene Konsequenz zur schönsten Blüthe entsprossen. Dabei ist Frau Thomas unserm Schauspiel durch ihre rastlose Thätigkeit eine kräftige Stütze geworden, wie z. B. im vorigen Sommer, in welchem durch einen Zusammenfluß mißlicher Umstände ein Theil des weiblichen Personals unsres Schauspiels unthätig wurde, das Repertoire so ziemlich auf ihren Schultern ruhte. Läßt die unverfälschte Kritik Frau Thomas volle Anerkennung zu Theil werden, so thut es das Publikum aller Klassen nicht minder. So machte z. B. ihre Deborah, die sie nun 13 Mal spielte, entschiedenes Glück. Nicht minder gilt dies von ihrer Adelheid in „Götz von Berlichingen“. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß die Griseldis, Minna von Barnhelm, Leopoldine, Ophelia, Gretchen, Jungfrau von Orleans, Franziska, gefährliche Tante, Eboli und Königin (Carlos), Sidonie (Ottfried), Cäcilia u. v. a. überaus gerne gesehene und wirkungsreiche Rollen der Frau Thomas sind, so ist damit auch der große Umfang ihres Repertoirs angedeutet. Auch Hr. Thomas, der eine freundliche Aufnahme bei unserm Publikum fand, gewinnt in seiner jetzigen Stellung einen immer größern Spielraum für die Entfaltung seines Talentes und erweitert sein Repertoire.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 19. März. Die weiße Frau, Oper in 3 Abth. von Boieldieu.

Mittwoch, 20. März. Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustspiel in 2 Abth. nach dem Französischen des Scribe von C. Blum. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Donnerstag, 21. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 68. Mittwoch, den 20. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

(Fortsetzung.)

I.

In einem Dorfe der kleinen, dicht in der Nähe von Bombay gelegenen Insel Salsette, welche durch ihre unterirdischen Tempel eine Berühmtheit erlangt hat, lebte ein Brahman, Namens Nilakartha. Er versah den Gottesdienst in einer Pagode, deren Einkünfte zu seinem Unterhalt ausreichten; das Studium der heiligen Veda's, Andachtsübungen und geistliche Betrachtungen, die nicht selten in überschwengliche Träumereien und Verzuckungen überstiegen, füllten seine Tage aus. Nicht der leiseste Zweifel beschlich ihn über seine persönlichen Tugenden und die Wirkungsmacht seiner Worte auf die Hindus niederer Kaste, deren Opfergaben er empfing. Leider hatten sich seit kurzem christliche Missionäre in seiner Nachbarschaft niedergelassen und ein Kirchlein errichtet, dessen Glocke ihm nach und nach eine immer größere Zahl seiner Anhänger entzog, so daß er sich bald fast allein zu den Füßen seiner Götzenbilder zurückgelassen sah. Seines Lebenserwerbes beraubt durch die Abtrünnigkeit seiner Getreuen, versuchte sie anfangs Nilakartha durch Bedrohungen mit dem Zorne der Götter zum rechten Glauben wieder zurückzuführen; da dies jedoch fruchtlos blieb, entschloß er sich zur Wahl einer anderen Verdienstquelle. Unter den ihm von den Gesetzen seiner Kaste gestatteten Gewerbszweigen wählte er den eines Schreibers. Ein reicher Babou *), welcher die Europäer haßte und ihnen nur zu den ungeheuren Zinsen seine Gelder vorschoß, bot ihm einen Platz als Buchführer in seinen Bureaux, den Nilakartha unbedenklich annahm und mit seinen Hausgöttern sogleich in einen der Weiler übersiedelte, welche die mächtige Handelsstadt Bombay umgaben.

In sein Schicksal ergeben, mit der gewissenhaftesten Pünktlichkeit seinen Dienstgeschäften obliegend, brachte jetzt Nilakartha, dem Divan gegenüber, auf welchem der Babou thronte, zwischen zwei Polsterküssen gekauert, über die Hälfte des Tages damit zu, mit einer Schilfrohrfeder die Palmenblätter, die ihm als Registerbuch dienten, mit Zahlen und Chiffern anzufüllen; kaum hatte aber die Ruhestunde geschlagen, so richtete er sich in seiner ganzen Höhe vom Boden empor. Der schlichte demüthige Schreiber, nun zum Brahmanen wieder umgewandelt, durchschritt sodann in würdevollem Gange die zahlreichen Hofräume und Galerien, welche der Wohnung eines Babou ein palastähnliches Ansehen verliehen. Die mit Palankinen, raschen Kutschen und schwerfälligen Fuhrwerken überfüllten, von Menschen wimmelnden Straßen Bombay's durchschritt er mit halbgeschlossenen Augen, den Sonnenschirm im Arme, vom Wogen seines weiten bauschigen Gewandes umwallt, in seinen Pantoffeln einherschlürfend mit jener geringschätzigen Langsamkeit, mit jenem erkünstelten saumseligen Behagen, welches an einem Orientalen den Stolz und das Bewußtseyn seines eigenen hohen Werthes kund gibt. Im Verhältnisse je weiter er sich von der Stadt entfernte, desto mehr erheiterte sich sein Antlitz; die freie Landluft, der frische Seewind, der in den Palmen spielte, die von einer flammenden Sonne stromweis über den unermeßlichen Horizont ausgegossenen Lichtmassen, Alles begeisterte ihn wieder für die gewaltige Macht der Natur, in welcher die Hindus die verkörperte Offenbarung der Gottheit erblicken und anbeten. Auf's neue durchflog sein Geist all' die wundervollen Sagen und Legenden von jenen frommen Einsiedlern und Büßern, die, Brahmanen gleich ihm, in den Tiefen der Wälder eine fast unbeschränkte Gewalt über ihre Mitgeschöpfe sich erworben hatten. Die Erinnerung an seine geliebte Pagode stieg wieder empor, seine Einbildungskraft nahm einen immer höheren Flug, bis er, schwelgend in mystischen Verzückungen, seine bescheidene Wohnung erreichte, wo eine zarte sorgsame Hand bereits Alles zu seinem Empfange vorbereitet hatte, was nur seinem Selbstgefühle schmeicheln, seinen Blick erfreuen konnte. Das Bild der heiligen Lotospflanze, mit der Kreide auf die Thürschwelle gezeichnet, mit breiter Blätter- und Blüthenkrone sie umrankend, bildete eine Art von geweihter Schranke, die kein profaner Fuß zu verletzen wagen durfte. Ein Kranz frischgepflückter Blumen wiegte sich über der Pforte als zierliche Einfassung der Statuette des Ganesa, eines Götzen mit einem Elephantenhaupte, welchen die Brahmanen als den Gott der Weisheit verehren. Das innere Sanctuarium der Pagode war dem Aeußeren entsprechend verziert und mit heiligem Wasser Decke, Wand und Bodenteppiche besprengt; Nilakartha pries im Stillen das sinnige Walten und die eifrige Vorsorge der einzigen Mitbewohnerin des Asyls, — seiner Tochter.

Auferzogen in den Vorurtheilen ihrer Kaste, betrachtete sich Roukminia, so hieß die Tochter des Brahmanen, als einem Geschlechte angehörig, das nur um ein Weniges niederer als das der Götter, aber unendlich erhaben über dem der Menschenkinder stehe. Die eleganten Tilbury's und Kaleschen, die zuweilen durch den Weiler rollten und die reichen Engländer aus Bombay nach ihren Villa's trugen, pflegte sie nicht Eines Blickes zu würdigen. Die jungen, mit dem silbergesäumten Mousselinturban geschmückten Perser, deren edle Gesichtszüge an die der Helden erinnern, die man auf den Fresken der Ruinen von Persepolis abgebildet findet, mochten vergebens lüsterne Augen auf die priesterliche Schönheit werfen: diese Jünglinge galten ihr doch für nichts mehr als für Barbaren. Das zu den religiösen Weihen und Reinigungen bestimmte Wasser aus den heiligen Teichen

*) So nennt man in Ostindien die eingebornen Banquiers und Großhändler.

Digitized by Google

zu schöpfen, dann eine Weile mit ihren jungen Genossinnen am Brunnen zu plaudern und zu schäkern, hierauf wieder so stolz und ernsthaft wie nur je, zu ihren häuslichen Verrichtungen zurückkehren, die sie als eben so viel gottselige Werke ansah, darauf beschränkte sich ihre tägliche Lebensweise. Des Abends setzte sie sich, ihrem Vater Gesellschaft leistend, unter die Galerie des Hauses; für diese Gelegenheit allein schmückte sie sich mit ihrem reichsten Putze. Ein Plättchen von Gold als Diadem, ein Kranz von milchweißen Blumen durch ihre Locken geschlungen, Ohrgehänge von kostbaren Brillanten, Finger und Arme bis zum Ellenbogen von bunten Ringen und Spangen bedeckt, funkelnde, bei der geringsten Bewegung erklingende Ringe von Kupfer an die Fußknöchel geheftet, ein blendend weißes Kleidchen, um das eine lange breite Schärpe von rosafarbener Seide, den Busen verschleiernd und sich unter der Achsel verlierend, sich schlang und in zierlicher Schleife über der schlanken Hüfte herabwallte, bildeten ihre Toilette. Roukminia bewegte sich jedoch darin nicht anders als mit feierlichem Ernste, ohne Geziertheit, wie der Vogel im glänzenden Gefieder, ohne kindische Freude oder die leiseste Gefallsucht. Der goldfahle Teint, den ihren Zügen die Sitte, sich mit gepulvertem Sandelholze zu schminken, verlieh, gab ihrem fünfzehnjährigen Gesichtchen beinahe das düstere seelenlose Aussehen einer gemalten Statue.

Seiner Tochter gegenüber, steif wie ein Götzenbild, lehnte auf den Boden gekauert, an der Seitenwand der Galerie, Nilakartha in der einfachen Tracht eines dienstthuenden Brahmanen, die Haare frei herabwallend, Brust und Arme bloß, jedoch linienweise mit graulichen Streifen bestrichen, die er eigenhändig mit den vom heiligen Wasser noch feuchten und in Asche getauchten Fingern darauf gezeichnet hatte. Diese wunderliche Tatovirung und die dünne Seidenschnur, welche, das auszeichnende Merkmal der höheren Kasten, kreuzweise über die rechte Schulter angebracht war, bildeten die einzige Bekleidung seines Oberkörpers. Seine übereinander geschlagenen Beine verloren sich unter den faltigen Bauschen der Pagne (eine Art von Schürze). Seine Haut war noch feucht von den Waschmitteln, wodurch er sich von den Beflekkungen, denen sein Tagewerk ihn ausgesetzt, gereinigt hatte. In dieser altherkömmlichen, regungslosen Körperhaltung des hindostanischen Priesters überließ sich Nilakartha voll Inbrunst seinen Betrachtungen und Verzückungen. Alexander, von aller Pracht seines Hofstaats umgeben, hätte vor ihn treten können, und nicht einmal einen Blick von ihm zugeworfen bekommen, der ihm sagen sollte: „Geh' mir aus der Sonne."

(Fortsetzung folgt.)

Die vier Mangelhaften.

Vier alte Kriegsknechte, welche in den letzten Kämpfen gegen Frankreich manchen harten Strauß bestanden und manche Wunde erhalten hatten, waren aus dem Heere geschieden. Drei von ihnen haben eine sogenannte Civilversorgung erhalten; der vierte bezieht Pension.

Die alten Freunde wohnten in einer Stadt und pflegen sich Tag für Tag, sobald die Sonne sinkt, bei einem Glase Wein oder Bier zu versammeln und von alten Zeiten zu reden. Der Faden reißt ihnen nie ab und kommt auch nichts Neues, so kommt doch das schon hundert und aber hundert Mal erzählte Alte, vom Moskauer Brande, oder der Einnahme von Paris, von den Tyrolern oder vom alten Marschall Vorwärts, vom Schill oder dem Herzog Braunschweig-Oels, von Lützow's verwegener Schaar, oder von den Bergschotten, die keine Hosen tragen, wenn es auch noch so kalt ist. Damit geht die Zeit hin und wenn es zehn schlägt, sagt sich das Carree, wie sich die Vier nennen, eine „wohlschlafende" Nacht. Es sind vier Sonderlinge, recht gutmüthig, aber auch etwas ruhmredig, wie alte Soldaten zu seyn pflegen; jeder hat seine Liebhabereien und Grillen. So entsteht jeden Abend zwischen zweien ein Streit über Pfeifen und Taback. Der eine hätte um Alles in der Welt keinen andern Knaster, als ächten abgelagerten Hamburger Jussus geraucht, und zwar aus einer Thonpfeife; der andere dagegen rauchte nur Amsterdamer, mochte aber die irdenen Pfeifen nicht leiden. Die beiden andern schnupften, doch während dieser nur wohlriechenden Marino nahm, verschmähete jener solch „Präparirtes". Auch körperlich war es seltsam mit dem Carree bestellt. Der eine hatte zwei Reihen falscher Zähne; der zweite ein Glasauge; der dritte ein Bein von Korkholz; dem vierten wackelte beständig der Kopf. Regelmäßig alle Abend machte jeder seine Anspielung auf die Gebrechlichkeit des andern und regelmäßig wurde er dafür mit dem herkömmlichen Lachen belohnt. Sie nannten sich harmlos selbst die Mangelhaften. An einem Abend blieb der vierte länger als gewöhnlich aus. Das war noch nie vorgekommen und die drei fragten sich alle Augenblicke: „Wo nur der Hauptmann bleiben mag?" Sie gingen der Reihe nach immer vom Tische an's Fenster, vom Fenster an den Tisch und schüttelten die Köpfe. Endlich kam er mit leuchtenden Augen. „Kinder," sprach er, „Kinder, rathet, was mir passirt ist!" Die Kinder riethen hin und her. Der eine meinte, er wolle vielleicht, trotz seines Korkholzes, dem Junggesellenstande entsagen; der andere vermuthete, er habe den Wein verschworen; der dritte, welcher nur Amsterdamer rauchte, meinte, der Hauptmann habe sich zu dieser Sorte gewendet. Doch der Capitain schüttelte den Kopf und begann endlich: „Ich will's nur sagen. Geerbt habe ich; sechzehnhundert und etliche achtzig Thaler habe ich geerbt. Nun hört weiter! Die achtzig und etliche Thaler gebe ich zum Besten, wir machen eine Reise und trinken den edlen Johannisberger an der Quelle." Der Vorschlag fand Beifall, und nach einigen Tagen fuhren die Vier, zur Verwunderung der Nachbarn, die den Luxus der sonst so sparsamen Junggesellen nicht begreifen konnten, zum Thore hinaus.

Es war ein Herrenleben auf der Reise. Eines Abends kehrten sie ein, um Nachtlager zu halten, und beschlossen, hier einen Hauptspaß zu machen. Als der Kellner die Fremden in ihr Zimmer geführt und sich wieder entfernt hatte, wurde er wieder zurückgerufen. „Kellner, nehmen Sie mir meine Zähne weg." — „Ihre Zähne, Herr?" — „Ja, meine Zähne; nun, was zögern Sie? Biegen Sie hier an diesem Drathe und mein Gebiß wird in Ihren Händen seyn." — Der Kellner gehorchte und ging aus dem Zimmer. Er wurde noch einmal zurückgerufen. — „Guter Mann, nehmen Sie mir doch mein Auge aus." — „Wie, Ihr Auge?" — „Nun, was fragen Sie noch? ja, mein Auge. Schieben Sie dies Augenlied in die Höhe und dann den Bettel herausgenommen." — Der Kellner gehorchte und empfahl sich nochmals. Er wurde zum drittenmale zurückgerufen. — „Was, zum Teufel, nehmen Sie denn so schnell Reißaus?" rief der Hauptmann barsch, „rasch, nehmen Sie mir mein Bein ab." — „Ihr Bein, Herr?" — „Ja, mein Bein." — Der Kellner ergab sich in Alles, hatte er Zähne und Augen genommen, weßhalb sollte er sich vor einem Beine fürchten? Er nahm es also ab und legte es zu den anderen Siebensachen. „Der Spaß wird nun wohl zu Ende seyn," dachte er, wünschte eine gute Nacht und ging. Er wurde aber zum vierten Male hineingerufen, kam auch zurück und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Der vierte Herr hatte gerufen und sprach jetzt mit dumpfer, hohler Stimme: „Hier, Kellner, nehmen Sie mir meinen Kopf ab!" — Der Kellner sah den Mann an; der Kopf wackelte ihm auf den Schultern, wie man es bei den bekannten Porzellanpagoden sieht; er schien kaum noch auf dem Kopfe fest zu sitzen. Das war denn

Digitized by Google

dem vielgeprüften Kellner doch zu arg; hier mußte Teufelsspuck im Spiele seyn. Ohne ein Wort zu sagen, rannte er zur Thüre hinaus, die Treppe hinab, und erzählte von den verwünschten Gästen, die noch eine Stunde lang lachten, dann vortrefflich schliefen und am andern Morgen weiter fuhren, um in Rüdesheim und auf dem Johannisberge Nektar zu trinken. Als die achtzig und etliche Thaler zu Ende gingen und auch die noch zugelegten paar Goldstücke auf der Neige waren, fuhren die Vier wieder nach Hause.

Das ist der Schwank, den die vier Mangelhaften im Julimonate des Jahres Eintausend achthundert und zweiundvierzig angestellt und über den sie bis auf den heutigen Tag jeden Abend am runden Tisch lachen, sobald ihr wunderliches Carree beisammen sitzt. M. R.

Die Irvingianer.

Die Sekte Irving's hat seit mehreren Jahren in Berlin festen Fuß gefaßt, ohne daß für das Publikum der Schleier gehoben wäre, der über ihren Versammlungen und Symbolen ruht. Der Zutritt zu den Religionsübungen der Irvingianer ist nicht Jedem gestattet; der zur Gemeinde nicht Gehörige muß durch ein Mitglied eingeführt werden. Diese Abgeschlossenheit hat der Sache noch mehr den Schein des Geheimnißvollen gegeben. Die Sekte leitet ihr Entstehen vom Professor Irving in Glasgow ab; ihren Ursprung aber führt sie dogmatisch auf den heiligen Geist zurück; sie ist einer von den Schößlingen der mystischen Richtung, welche gewöhnlich im Gefolge politischer Revolutionen zieht, und fällt mit der ersten französischen Revolution zusammen. Während sie in England gleich bei ihrem Entstehen Ausbreitung fand, konnte sie auf dem Continent und insbesondere in Deutschland erst seit den letzten Jahrzehnten sich ansiedeln. Auch seitdem ist ihr Wachsthum ein geringes; die Berliner Gemeinde mag nicht über 500 Mitglieder zählen, die aus allen, selbst höheren, Ständen rekrutirt sind. Ihre wesentlichen Dogmen sind: das körperliche Wiedererscheinen des Heilandes und persönliche Erfüllung seiner Verheißung dann, wenn die Kirche sich so weit gereinigt hat, um ihren Bräutigam würdig zu empfangen. Dieses Verhältniß Christi zur Kirche wird mit großer Vorliebe behandelt. Die unmittelbare Wirkung und Offenbarung Gottes im Menschen. Auf der Apokalypse ruht das ganze Dogmengebäude. — Anlangend die äußere Organisation, so besteht die oberste Vorsteherschaft der Gesammtgemeinde in 12 „Aposteln", von denen jeder über einen Bezirk Europa's gesetzt ist. Ihnen untergeordnet sind die „Propheten", die eine Art Kirchenrath bilden und wiederum den „Evangelisten" und „Diakonen" als dritter und den „Engeln" und „Vice-Engeln" als letzter Kategorie untergeordnet sind. Unter dieser letzten Klasse werden die eigentlichen Gemeinde-Geistlichen begriffen. In kleineren Gemeinden, wie der hiesigen, bilden sie allein den Ortsvorstand. Ihren Betsaal haben die Irvingianer in Berlin in der Zimmerstraße 78. Der Sonntags-Gottesdienst beginnt früh 6 Uhr, der nachmittägliche um 4 Uhr. Der Hauptgottesdienst besteht aus Liturgie und Predigt; zwischen beiden liegt eine Pause von $1^1/_2$ Stunden, dazu bestimmt, sich den Ergießungen des heil. Geistes hinzugeben. Der Betsaal in einem Hintergebäude ist schmucklos und klein, aber für den geringen Besuch, der hier gewissermaßen auffallen muß, geräumig genug. Die Mehrzahl der Besuchenden gehört dem weiblichen Geschlechte an. Die Liturgie wird ohne Musik nach der Tonangabe der Geistlichen, die weiße Chorröcke tragen und auf einer Erhöhung eine Art Meßopfer celebriren, von der ganzen Gemeinde gesungen. Diese Gesänge fußen in der Regel auf dem alten Testament, namentlich den Psalmen, die mit den Worten: „Und so war es von Anfang an, und so wird es seyn in Ewigkeit", angehoben und geschlossen werden. An eigentlichen Gesang ist hierbei nicht zu denken; es ist vielmehr ein lautes modulirtes Beten. — Nach Vollendung eines solchen Gesanges fällt der Vice-Engel auf die Knie, und die ganze Gemeinde thut dasselbe. Alsdann liest er singend die Agende ab, während die Gemeinde bei bestimmten Stichworten mit ihrem „Amen" antwortet. Ist dann noch ein Psalm gesungen, die Ceremonie von vorher wiederholt und die vorgedachte Pause verlaufen, so tritt der „Engel" an einen Tisch, um die Predigt zu halten, mit der sich der Gottesdienst schließt. (Rh.- u. M.-Z.)

Ueber Meyerbeer's „Propheten".

Die „A. Allg. Ztg." bringt einen anziehend geschriebenen Bericht über die erste Wiener Aufführung von Meyerbeer's „Propheten", dem wir die nachstehenden, sehr treffenden Bemerkungen entnehmen:

„Warum, wenn Meyerbeer einmal in sehr erklärlicher Bevorzugung Scribe's vor den Epigonen Schikaneders nur französische Hände für die Cartons seiner Bilder braucht — warum leitet er nicht wenigstens da, wo diese Bilder deutsche Stoffe und deutsche Gestalten behandeln, mit deutschem Auge die französische Hand? Als er, immer glücklich greifend in seinen Vorwürfen, aus dem Nebel der bretonisch-normännischen Sage seinen Robert, aus dem Dunkel der Bartholomäusnacht seine Hugenotten schuf, da mochte die ausschließlich französische Zeichnung des Buches der Musik wie ihrem Eindrucke mehr förderlich als hindernd sich erweisen; jetzt aber, wo er auf deutschem Boden den zweiten Schritt thut — den ersten nicht genug gewürdigten that Vielka, das deutscheste seiner Werke — jetzt möchten wir ihn nicht allein deutsch singen hören, auch seinen Dichter möchten wir deutsch erfinden und anlegen sehen. Scribe hat, auch er ein Meister der Technik, manchen wundervollen Strich gethan, Situationen von spannender Kraft und haarsträubender Wirkung vorbereitet, die Auftritte selbst mit überlegener Erfahrung geführt, dem Dichter wie den Darstellern herrlich entgegengearbeitet. Und doch ist er aus jenem Bann, welchen ich die conventionelle Operntext-Poesie nennen möchte, nicht herausgekommen. Der Held opfert die Geliebte der Mutter; die Mutter verläugnet den Sohn, wie der Sohn die Mutter; die Mutter verflucht den Sohn, die Geliebte den Helden: das ist Alles sehr leidenschaftlich, sehr wirksam, sehr musikalisch meinethalben, aber es ist nichts Geschichtliches, nichts Nationales, nichts Nothwendiges, nichts „Prophetisches". Warum hat er sich unsern Johann von Leyden entgehen lassen und einen französischen, nach unmittelbarer Erinnerung an seine Jeanne d'Arc, daraus gemacht? Die tolle Wirthschaft jenes betrogenen Betrügers, sein fabelhaftes Leben und Treiben, sein Hofstaat, sein Harem — drum herum ein Volksstück aus den deutschen Niederlanden mit niederländischem Humor — drüberhin ein Nachtstück aus dem kirchlichen Leben des deutschen Mittelalters mit Scheiterhaufenbeleuchtung — ist es denn wahr, daß die Tonkunst solche Besonderheit, solche volksthümliche Eigenheit nicht brauchen kann, daß sie Alles generalisiren muß?

Mannichfaltigkeiten.

(Prag.) Die theologische Fakultät an der hiesigen Hochschule erfreut sich des Institutes der Privatdocentur; dasselbe wird vorläufig nur durch den hochwürdigen Herrn Spiritual zu St. Georg, P. Christoph, vertreten, und zwar in einer Weise, die es allerdings verdient, im Publikum bekannt zu werden.

Digitized by Google

Dieser hochwürdige Herr liest für die deutschen Alumnen zur Pastoral, d. h. Anleitung zur Seelsorge, vielmehr Dämonologie, d. h. die Lehre von den Begnadigten und Besessenen. Zur Erbauung seiner Zuhörer erzählte der Hr. Docent unter Anderen: „Eine Besessene wurde vom bösen Feinde an einem Nagel in der Wand, in einen Knäuel zusammengewickelt, aufgehängt; in diesem Zustande sieht sie ihr Gewissensrath, der sie zu besuchen kam und die Thüre verschlossen fand, durch das Schlüsselloch; schnell besonnen beschwört dieser auf demselben Wege, d. i. durch das Schlüsselloch, den Teufel, und siehe da, geheilt steigt die Besessene von der Wand herunter und öffnet ehrerbietig dem geistlichen Herrn die Thüre zum Eintritte." — Welchen Nutzen unsere deutschen Theologen aus diesen Vorträgen für ihren künftigen heiligen Beruf ziehen sollen, ist schwer abzusehen. — Bekannt ist übrigens, daß der Hr. Spiritual P. Christoph mit dem Hrn. Spiritual der Bildungsanstalt für den Clerus der Erzdiöcese, Dr. Theol. Prucha, an der Volksmission im Riesengebirge thätigen Antheil genommen hat.

Es ist, als ob in Deutschland kein Kaiser mehr aufkommen sollte. Auf dem Rhein ist der Kaiser Heinrich so stark mit einem andern Schiff zusammen gestoßen, daß er zerschellte und seine Ladung, 3321 Centner Zucker, in den Fluthen begraben wurde.

(Aus dem Ried.) Vor kurzem wurde eine Frau von Lampertheim, die als Händlerin nach Mannheim ging, auf dem Wege dahin von zwei Lampertheimern am hellen Tage angefallen, mißhandelt und beraubt. Entschlossen riß sie dem einen der Räuber die Kappe aus dem Gesichte, um ihn zu erkennen, während sie zur gleichen Zeit, um späterem Läugnen zu begegnen, ihm ein Kennzeichen dadurch gab, daß sie demselben die Hand beinahe durchbiß. Nachdem die Räuber sie verlassen, setzte sie anscheinend den Weg nach Mannheim fort, ging aber auf einem Umwege nach Lampertheim zurück, um dem daselbst stationirten Gensdarmeriepersonale Anzeige von dem Vorfalle zu machen. Bei sofortiger Hausuntersuchung waren die Räuber nicht zu finden, kamen aber fast im nämlichen Augenblicke von entgegengesetzter Richtung mit Holz, worauf sie sofort ergriffen und geschlossem dem Gerichte überliefert wurden. Den Tag vorher sollen dieselben Burschen einem Badenser 20 fl. geraubt haben.

Korrespondenz.

Berlin, 16. März.

In der k. Akademie der Künste ist man gegenwärtig eifrigst mit den Vorbereitungen zur Kunstausstellung beschäftigt. Ein großer Theil des Gebäudes war seit geraumer Zeit zu verschiedenen, seiner eigentlichen Bestimmung fremden Zwecken verwendet worden. Es war in Ermangelung anderer Lokalitäten Militär darin untergebracht, auch eine Gesundheitsgeschirr-Niederlage daselbst eingerichtet. Am 31. d. M. soll die Ausstellung eröffnet werden. Wie man vernimmt, wird dieselbe diesmal zahlreicher als sonst von nichtdeutschen Künstlern beschickt seyn. Unter Anderen nennt man eines der Meisterwerke Horace Vernet's unter den Bildern, welche die diesjährige Ausstellung zieren werden.

Köln, 16. März.

Die hier von dem Bildhauer Karl Hoffmann für Wiesbaden in karrarischem Marmor ausgeführte kolossale Gruppe geht ihrer Vollendung entgegen. In zwei Monaten gedenkt der Künstler die letzte Hand an sein Werk zu legen, welches seiner Vaterstadt eine herrliche Zierde und seinem Künstlergeiste ein bleibendes Denkmal seyn wird. Der Mittel- und Niederrhein hat kein zweites so bedeutendes plastisches Kunstwerk aus der neuern Zeit aufzuweisen. Die in der Gruppe zur Anschauung gebrachte Idee ist eben so schön, ihrer Bestimmung ganz entsprechend, wie die Ausführung gelungen zu nennen ist. Auf einem Felsen sitzt die Göttin der Gesundheit (Hygiea), eine erhabene, ernst-milde Frauengestalt, in leichter, meisterhaft behandelter Gewandung. Ihre Rechte reicht einem kranken, auf sie zugeschrittenen Kinde, zu dem sie niederblickt, die Schale, gefüllt mit dem Tranke des Heils, den sie eben aus einer mit der Aesculap-Schlange umwundenen Urne, welche ihre erhobene Linke hält, geschüttet hat. Mit dankender Gebärde, in der vollen Blüthe der ihm durch sie wieder gewordenen Kraft, entfernt sich nach der linken Seite ein schöner Knabe. Er hat eben der Gesundheitspenderin seinen Weihekranz des Dankes in den Schooß gelegt; die Rechte hebt er zum Abschied und Danke empor, die Linke hält das mit Blumen gefüllte Gewand. Die in der Gruppe ausgesprochene Idee deutet sich selbst, bedarf keiner näheren Erklärung. Das Ganze ist im großartigsten Style behandelt. Die nackten Partien sind schön und edel in den Formen, der Ausdruck der Köpfe, besonders der Kinder, sprechend lebendig, die Anordnung der Gewändee ist kühn und glücklich, die Exposition der Gruppe muß vorzüglich als gelungen bezeichnet werden, da dieselbe von allen Seiten gleich schön in der Wirkung ist. Dies Bildwerk verdient in allen Beziehungen den Namen eines Kunstwerks. Wie wir nun vernehmen, haben sich jetzt, da das Werk seiner Vollendung so nahe, in Wiesbaden selbst Zweifel erhoben über den Platz, wo es aufgestellt werden soll. Man scheint von verschiedenen Seiten den Kurhausplatz für den geeignetsten zur Aufstellung des Bildwerkes zu halten, ohne zu bedenken, daß die Gruppe, wenn auch über sieben Fuß hoch, auf dem weiten Platze, ohne alle Umgebung, ganz verschwinden und ihre Wirkung theilweise verlieren würde. Wo man sie auch auf dem Kurhausplatze aufstellen möchte, es würde ihr aller Hintergrund fehlen, und die, dem plastischen Kunstwerke, soll es in seiner ganzen Schönheit hervortreten, so unumgänglich nothwendige Beleuchtung; denn man würde hier doch jedenfalls die Gruppe mit der Rückseite nach dem Kursaale, nach Osten, wenden müssen. Die Morgenbeleuchtung ginge dann ganz für das Bildwerk verloren. Was dem Gemälde die Einfassung, der Rahmen, das ist dem plastischen Kunstwerke die Umgebung, ihre Wahl bedingt seine Wirkung und kann dem Bildner durchaus nicht gleichgültig seyn, da er bei einem Werke, das in freier Luft aufgestellt werden soll, in der Anlage und Behandlung desselben vor Allem seinen einstigen Standpunkt zu berücksichtigen hat. Es wäre eine Versündigung an dem Werke Hoffmann's, wollte man dasselbe auf dem Kurhausplatze aufstellen, und halten wir es für Pflicht, im Interesse des wackern Künstlers und seiner wirklich gelungenen Schöpfung vor einem solchen Mißgriff zu warnen. Sowohl in Bezug auf die in der Gruppe ausgesprochene Idee, als hinsichtlich der Räumlichkeit, halten wir den Kochbrunnenplatz für die passendste Stelle zur Aufstellung des schönen Bildwerkes. Wählt man den Punkt vor der Kochbrunnen-Allee und wendet die Gruppe nach derselben, so wird ihre Wirkung von jedem Standpunkte aus eben schön seyn, das Kunstwerk durch die Umgebung gehoben werden, und auch, was die Beleuchtung angeht, nichts zu wünschen übrig bleiben. Wir sind der Ueberzeugung, daß diese Stelle auch dem Wunsche des Künstlers entspricht, und dieser muß doch auch, wo es seinen Ruf gilt, berücksichtigt werden. Gewiß wird Wiesbaden nicht wollen, daß dieses plastische Kunstwerk, in welchem der heitern Stadt ein wahrer Kunstschmuck geschaffen, durch einen unpassend gewählten Platz in seiner Schönheit und Wirkung beeinträchtigt werde. Dr. Ernst Weyden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 20. März. Die Mäntel, oder: Der Schneider in Lissabon, Lustspiel in 3 Abth. nach dem Französischen des Scribe von C. Blum. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Donnerstag, 21. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 69. Donnerstag, den 21. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

(Fortsetzung.)

[II.]

Dieses einförmige Daseyn verursachte weder Ueberdruß dem Brahmanen, noch Langeweile seiner Tochter; die Wünsche Beider verstiegen sich nicht höher. Das fernher summende Getöse der mächtigen Handelsstadt machte so wenig Eindruck auf das beschauliche Pärchen, als das Gemurmel der Wellen vom Strande her. Nun geschah es, daß eines Abends, als Roukminia und ihr Vater wie sonst auf ihren gewohnten Plätzen saßen und das erfrischende Lüftchen, das vom Meere herüberwehte, mit Behaglichkeit einsogen, zwei vornehm gekleidete Herren zu Pferde durch das Dorf kamen. Beide waren Europäer, der Eine noch ein ziemlich junger Mann, doch schon etwas gebräunt von der tropischen Sonne; der Andere weit mehr Jüngling, das feine Antlitz blühend von Gesundheit, die von den sechs Monaten, seit er England verlassen, nicht das Mindeste noch gelitten hatte. Beide ritten prächtige Hengste von ächt persischem Vollblut, ließen sie aber im Schritt gehen, um, wie es schien, desto gemächlicher die Kühle des Abends zu genießen und mit einander plaudern zu können. Sie folgten dem ziertichen Pfade, der sich in mannichfaltigen Windungen, im Schatten breitlaubiger Mangobäume und Bananen, mitten durch üppige Felder und Gärten dahinzog, bis sie an eine Seitenbiegung des Weges gelangten, wo ein mächtiger Feigenbaum, zu der Gattung der sich selbst vervielfältigenden gehörig, von den Spitzen seiner Zweige eine dichte krause Masse fadenartiger Wurzeln herabhängen ließ, die sich dem Boden einzubäkeln und darin Fuß zu fassen suchten, um zu selbstständigen Bäumen rings um den alten Mutterstamm heranzuwachsen. Hinter diesem laubgewobenen Vorhange barg sich die Wohnung des Brahmanen, durch deren unerwarteten Anblick die Reiter nun überrascht wurden.

„Meiner Treu', Sir Edward!“ rief der Jüngere, indem er sein Pferd anhielt — „sitzen da nicht zwei Personagen, wie man sich keine wunderlicheren Pendanten zu einander vorstellen könnte! Man möchte glauben, auf einem und demselben Zweige einen Paradiesvogel und einen Uhu beisammen zu sehen! Wahrhaftig, ich gäbe auf der Stelle zehn Guineen, um ein Bildniß dieser reizenden Hindostanerin für mein Album!“

Sir Edward — so hieß der Aeltere der beiden Kavaliere, zog etwas den Zügel seines Pferdes an, wie um seinen Freund zu erwarten, ohne jedoch zurückzublicken oder ein einziges Wort zu erwiedern.

„Aber so sehen Sie doch nur,“ fuhr sein aufgeräumter Genosse fort, „welch ein Adel und feierlicher Ernst ruht auf dem feinen Gesichtchen! Welche Harmonie zwischen dieser leisgeschwellten Lippenknospe und dem zierlich gerundeten Kinn! Und wie malerisch die ganze Haltung! Erinnert sie nicht gleich an Michel Angelo's berühmte Statue der Nacht? Was den Alten betrifft, der ihr gegenüber kauert in seinem feuchten Aschenkostüme und ihr Vater zu seyn scheint, so hat er nicht wenig Aehnlichkeit mit einem Kaiman, der seine Schuppenhaut in der Sonne trocknet.“

„Vorwärts, Arthur, vorwärts!“ versetzte Sir Edward endlich etwas ungeduldig, „verlieren wir unsere Zeit nicht länger damit, hier auf allen Wegen und Stegen herum zu flankiren. Es ist gerade die Stunde, wo die ganze feine Welt von Bombay sich auf der Esplanade bei der Musik zu versammeln pflegt. Sputen wir uns; ich wünschte Sie einigen Gentlemen meiner Bekanntschaft vorzustellen!“

„Ich wäre doch begierig, dieses reizende Geschöpf wenigstens einmal eine Bewegung machen zu sehen!“ erwiederte Arthur, noch immer wie festgebannt. — „Welch sonderbare Toilette! Ein Gewand aus einem einzigen Stück Zeug um den Körper, und Flitterputz von Kopf bis zu Füßen!“

Die Jungfrau, unwillig, Arthur's brennenden Blicken länger als Ziel zu dienen, erhob sich plötzlich von ihrem Sitze und flüchtete in's Haus.

„Bravo!“ rief Arthur, „springen kann sie gleich der Gazelle. Die kupfernen Ringe an ihren Füßchen erklingen wie die Glöckchen am Tambourin der Bajadere! Na, dagegen der alte Träumer da scheint sich von nichts stören zu lassen! Hat er vielleicht ein Gelübde gethan, bis zum jüngsten Tage so sitzen zu bleiben? Ich geh' nicht eher vom Flecke, als bis ich ihn aus seinem Brüten geweckt habe. Heda, Brahmane! He da, lustig!“ schrie er nun aus Leibeskräften ihm zu, indem er dicht vor ihn hin ritt. Doch der Alte blieb gegen Alles taub.

„Sehen Sie denn nicht, daß er sich im Zustande der Verzückung befindet?“ rief Sir Edward, der endlich doch herbeigeritten war. „Geben Sie sich keine Mühe! Sie haben ihn durch Ihren Eigensinn, durchaus seine Andacht stören zu wollen, bei seinem gottseligen Ehrgeiz angegriffen, und nun wird er Ihnen eine um so beharrlichere Gleichgültigkeit entgegensetzen!“

Als aber Arthur, der bei diesem leichtfertigen Zeitvertreib selbst in die Hitze gerathen war, dem Brahmanen einigemale die Reitpeitsche ganz dicht um's Gesicht herum schwirren ließ, brach Sir Edward, dessen Geduld nun zu Ende war, in die Worte aus: „Halten Sie ein! Wenn Sie es denn durchaus nicht anders haben wollen, so müssen wir zu einem wirksameren Mittel greifen. Ich weiß ein solches, das ganz unfehlbar ist, um den Allergeduldigsten, den Allerandächtigsten dieser saubern Heiligen aus seiner Insichselbstversunkenheit herauszureißen. Geben Sie Acht, ob es hier nicht anschlägt!“

Mit diesen Worten schwang er sich vom Pferde, nahm sachte mit den glacehandschuhten Fingern die Pantoffeln, die der

Digitized by Google

Brahmane dicht vor der Thürschwelle abgelegt hatte, vom Boden auf und setzte sie demselben kreuzweise auf den Kopf, gerade oberhalb der roth und blau gemalten dreifachen Linie, welche sich als Schmuck um seine Stirne zog. *) Der Brahmane verzog keine Miene und bewegte kein Glied, aber seine Tochter, die von einem Winkel des Hauses aus, worin sie sich unterdessen versteckt gehalten, Alles mit angesehen hatte, stieß nun einen durchdringenden Schrei aus. Die beiden jungen Herren, die Bedenken trugen, den weiteren Erfolg ihres Wagestücks abzuwarten, entfernten sich im Eiltrabe, Sir Edward, fast mißmuthig, seine Glanzhandschuhe so unnützer Weise mit den alten staubigen Pantoffeln des Hindu in Berührung gebracht zu haben. Arthur hingegen herzlich lachend sowohl über den Eulenspiegelstreich seines Freundes, als über dessen fehlgeschlagene Hoffnung, den Alten außer sich zu bringen. Erst einige hundert Schritte davon, wo sich der Pfad wieder seitwärts bog, warfen sie einen Blick zurück, konnten jedoch nicht gewahren, ob der Brahmane noch in derselben Stellung, mit den Pantoffeln auf dem Kopfe, verharre, da gerade ein Haufen Arbeiter den Weg hinter ihnen durchkreuzte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

Die Kulturzustände des türkischen Volkes sind im Allgemeinen so wenig bei uns bekannt, daß wir unsern Lesern folgende interessante Auszüge aus einem neulich erschienenen englischen Werke: „On the Religion, Manners, Customs and Constitution of the Turkish Empyre. By Colonel Wantery," nicht vorenthalten wollen.

Mahomet wußte das religiöse System seiner Anhänger mit dem politischen und sittlichen so genau zu verweben, daß eins mit dem andern stehen oder fallen muß. Die theologischen, sittlichen und bürgerlichen Gesetze der Türken sind in drei verschiedenen Büchern enthalten. Das erste, welches Alkoran oder Koran heißt, hat, nach der Volksmeinung den Mahomet selbst zum Verfasser, und da er, wie die Türken glauben, Eingebungen von Gott hatte, so sind die in diesem Buche enthaltenen Lehren untrüglich, und müssen von jedem Muselmann, als zu seiner Seligkeit unumgänglich nothwendig, geglaubt werden. Das zweite Buch, Assonoch genannt, erklärt die Ueberlieferungen Mahomet's und die Grundsätze der gelehrtesten mahometanischen Lehrer. Das dritte heißt Amani und handelt von den Folgen oder Schlüssen, die aus den beiden ersten Büchern gezogen werden können, um sein Leben darnach einzurichten. Der Assonoch und Amani sollen von den vier unmittelbaren Nachfolgern Mahomet's herrühren. Es gibt noch ein anderes Buch von sehr großem Ansehen, das die Entscheidungen und Aussprüche der Kalifen von Aegypten und Bagdad enthält, die stets als untrüglich angesehen wurden, so lange ihre weltliche Macht dauerte, sobald aber diese anfing in Verfall zu gerathen, bezeigte auch das Volk weniger Ehrfurcht gegen ihre Aussprüche, obgleich es für ihre Person noch immer große Verehrung hegte.

Unter den mahometanischen Lehrern herrschte in Rücksicht auf die Auslegung der Gebote Mahomet's eine große Verschiedenheit der Meinungen; keine aber waren so verschieden und einander so entgegengesetzt, als die Auslegungen des Omar und Ali, die zwei besondere Religionen stifteten, deren Anhänger einander todtfeind wurden. Die Türken haben fast alle die Auslegung des Omar angenommen, die Perser aber die Auslegung des Ali.

Der erste Glaubensartikel der türkischen Religion ist, daß nur ein Gott und daß Mahomet sein Prophet ist. Kein Türke darf auf das Paradies hoffen, wenn er an seine Lehren nicht fest glaubt. Es gibt aber auch noch fünf andere praktische Lehren, die man üben muß, will man für einen strenggläubigen Mahometaner gelten. Sie werden als der Grundstein der Religion betrachtet. Die erste befiehlt das Waschen, die zweite das Gebet, das täglich fünfmal verrichtet werden muß; die dritte ist die Beobachtung der Fasten, Ramadan; die vierte das Almosengeben ohne Unterschied der Person; die fünfte die Pilgerfahrt nach Mekka vorzunehmen, wofern kein unübersteigliches Hinderniß derselben im Wege ist. Neben diesen wesentlichen Religionspunkten gibt es noch eine große Anzahl anderer von minderer Verbindlichkeit, obwohl Diejenigen, welche sich nicht darnach richten, als Sünder angesehen werden. Zu dieser zweiten Klasse gehören die Enthaltung von Schweinefleisch und Wein, die Beschneidung und die Andachtsübungen am Freitage. Wir werden Einiges von jedem Artikel dieser beiden Klassen sagen.

Das Waschen ist die erste der unumgänglichen Regeln der praktischen Religion. Es wird in drei verschiedene Arten eingetheilt. Die erste ist die, welche man vornimmt, ehe man in eine Moschee geht, oder vor dem Gebete; dieses Waschen heißt Adest. Die Art und Weise, es zu verrichten, ist folgende. Den Anfang macht man mit dem Waschen beider Hände, wobei man zugleich diese Worte hersagt: „Gott sey gelobt, der reines Wasser geschaffen und demselben die Kraft gegeben hat, uns zu reinigen, und der unsern Glauben herrlich gemacht." Darauf nehmen sie dreimal etwas Wasser in die rechte Hand und waschen ihren Mund mit den Worten: „Ich bitte Dich, o Gott, laß mich dasjenige Wasser schmecken, das Du Deinem Propheten Mahomet gegeben hast, welches wohlriechender ist als Moschus, weißer als Milch, süßer als Honig, und das die Kraft besitzt, den Durst Desjenigen, der davon trinket, auf ewig zu löschen." Wenn dies geschehen, schnupfen sie ein wenig Wasser und sprechen die Worte: „Vergönne mir, o Herr, den süßen Geruch des Paradieses einst zu riechen, und gestatte nicht, daß ich den Geruch der Hölle einathme!" Darauf waschen sie sich das ganze Gesicht und hinter den Ohren mit den Worten: „Mache mein Angesicht rein, o Herr, und Diejenigen, welche Dir gehorchen, strahlend wie das Antlitz des Propheten am Tage des Gerichtes!" Hernach wird Wasser in die rechte Hand genommen und dreimal gegen den Ellenbogen geworfen mit den Worten: „Gib mir, o Herr, am jüngsten Tage das Buch meiner guten Werke in meine rechte Hand mit dem Buch der Auserwählten, und vergib mir meine Makel!" Eben dies wird auch mit der linken Hand vorgenommen und mit folgenden Worten begleitet: „Gib mir, o Herr, das Buch meiner Sünden weder in meine linke Hand, noch lege es hinter mich; fordere auch keine zu strenge Rechnung meiner Thaten von mir!" Hierauf wird der Scheitel gewaschen, wobei man sagt: „Laß' Deine Barmherzigkeit mich umfassen, o Herr, wenn ich vor Dir erscheinen werde, und präge meinem Gemüthe Tugenden ein!" Alsdann nehmen sie Wasser in beide Hände und waschen die Oeffnung der Ohren mit dem Daumen, wobei sie sprechen: „Mache mich, o Herr, zu einem von jenen Deiner Diener, die Dem Gehör geben, was in Deinen heiligen Büchern geschrieben ist und Deinen Geboten gehorchen!" Endlich waschen sie mit allen Fingern den Hals mit den Worten: „Erlöse mich, o Herr, von der Hölle und von den Ketten, die dort um den Hals und die Füße der Sünder gelegt werden!" Die Füße werden gewöhnlich während dieses Gebetes auch gewaschen; es ge-

---

* Diese symbolische Verzierung, Tilak genannt, muß von den Hindus, die das gottesdienstliche Amt versehen, täglich, Morgens und Abends, nach jeder Abwaschung erneuert werden.

Digitized by Google

nügt aber, daß dieses äußerlich über die Sandalen oder Halbstiefel geschehe. Sie enden diese Ceremonie mit folgendem Gebete: „Halte mich fest, o Herr, und laß meinen Fuß nicht gleiten, damit ich nicht über die Brücke in die Hölle falle! *) Nimm, o Herr, mein Gebet an, vergib mir meine Sünden, empfange die Opfer, die ich gebracht, und gestatte nicht, daß die Gebete, die ich verrichtet, fruchtlos seyen!"

Was die Gebete betrifft, die nach dem Befehl des Korans fünfmal in vier und zwanzig Stunden angestellt werden müssen, so nimmt das erste mit Tagesanbruch seinen Anfang; das zweite um Mittag, das dritte in der Mitte zwischen Mittag und Sonnenuntergang; das vierte anderthalb Stunden darnach, und das fünfte bei Sonnenuntergang. Gewisse dazu angestellte Personen steigen auf die kleinen Thürme, deren jede Moschee einige besitzt, und rufen mit lauter Stimme, daß die Stunde zum Gebete da sey. Die Türken verrichten ihre Andacht mit großer Aufmerksamkeit; wenn sie unter dem Gebete niesen oder husten, so fangen sie es wieder von vornen an. Die Gebete sind nicht aus dem Koran, sondern aus den Büchern der vier mahometanischen Lehrer, Mahomet's ersten Nachfolgern. Die verschiedenen Stellungen ihrer Leiber und die sonderbaren Gebärden, welche sie unter dem Gebete machen, sind unzählbar. —

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Binnensee in Südafrika.

Wir meldeten vor einiger Zeit die Entdeckung eines größeren See's im Innern von Afrika, und wir sind nun im Stande, unter Bestätigung des bereits Gesagten, folgende nähere Mittheilungen zu machen. Dieses innere Meer liegt, wie schon gemeldet, unter dem 16. Grad südlicher Breite, 24 Grad östlicher Länge und 560 engl. Meilen N.-N.-W. von Kolobeng. Der ehrwürdige Robert Livingston, der längere Zeit Missionär bei den Bechouanen war, nachdem er Kolobeng, den Hauptort des Stammes der Bakuanen, verlassen, machte diese Entdeckung in Begleitung von Hen. Oswall, Beamter der Civilverwaltung von Madras, und des Hrn. Murray von Lintrose. Nach einer ziemlich ermüdenden Reise, während welcher ihm kein anderes Hinderniß aufstieß, als die wilden Thiere dieser Gegenden und die Schwierigkeiten eines jungfräulichen Bodens ohne gangbare und gebahnte Straßen, erblickte er einen ungeheuern, dem Ontario und dem Champlain gleichen Wasserspiegel vor sich.

Die Einzelheiten der Expedition der drei Reisenden sind noch nicht bekannt; gewiß ist, daß sie auf der Jagd an dieses Binnenmeer gelangten, dessen Umfang noch nicht angegeben werden kann, den aber die Eingebornen auf 25 Tagreisen schätzen. Die Vegetation an seinen Ufern ist tropisch und man findet Palmen im Ueberfluß, aber keine Krokodille, Alligatoren oder Flußpferde. Es ergießt sich ein Fluß in denselben, der in einiger Entfernung ziemlich klein, bei seiner Einmündung aber sehr breit wird. Der See selbst enthält keine Inseln; aber man sagt, es finden sich mehrere an der Flußmündung, und diese seyen dicht von einer Menschenrace bewohnt, welche von derjenigen der Uferbewohner ganz abweiche. Pelikane gibt es in Menge, eben so auch Fische, von denen einige den Barschen und Karpfen gleichen und 40 bis 50 Pfund wiegen. Eben so trifft man auch viele Elephanten, aber von einer kleineren Gattung, als diejenigen, die sich in der Nähe der Capcolonie aufhalten. Die Eingebornen, deren Sprache keiner von denen ähnlich ist, welche bei den übrigen Stämmen Südafrika's gesprochen werden, scheinen in ihren geistigen Fähigkeiten ziemlich weit zurück. Demnach finden sich in dem Mittelpunkt Afrika's, wie in dem Amerika's und Europa's und ohne Zweifel auch Australiens, ein oder mehrere Becken, welche den süßen Wassern zum Behälter dienen, die entweder unterirdischen Quellen entspeingen, oder von den großen Gebirgsketten abfließen; jeder Continent hat ein großes See'n- oder Binnenmeer-System. In Europa sind es der Genfer, der Boden-, der Langen-See u. s. w.; in Ameeika, in weit größerem Maßstabe, die See'n Champlain, Ontario, Michigan u. s. w. Nach den Vermuthungen der neuesten Reisenden bietet das Mittelbecken Australiens ein gleiches Phänomen.

Diese Entdeckung ist geeignet, eine große Sensation in der geographischen Welt hervorzubringen, die bisher nur geringe Kenntnisse von dem südlichen Theile Afrika's hatte. Man spricht von merkwürdigen mineralogischen Reichthümern und von prächtigen Wäldern mit bisher in Europa unbekannten Bäumen, unter denen bisher ebenfalls unbekannte Flüsse hinströmen, die sich in den See ergießen.

Außer dieser wurden noch andere Forschungen in dem südlichen Afrika vorgenommen. Hr. Oswell verfolgte in ziemlich großer Länge den Lauf des Flusses Oury in nordwestlicher Richtung, von dem man bisher nur einen kleinen Theil kannte. In Begleitung eines Engländers entdeckte er einen andern Fluß, den Molokoun, der sich in den Oury ergießt. Diese Flüsse, sagt man, sind von schönen Bäumen beschattet; ihre Gewässer sind klar und ihr Bett trocknet selbst in der heißesten Jahrszeit nicht aus. Die Stämme, die ihre Ufer bewohnen, sind friedlich, und es scheint, daß die Jäger in diesen, von riesigen vierfüßigen, zum Theil der europäischen Wissenschaft gänzlich unbekannten Thieren bevölkerten Gegenden reiche Ausbeute finden. B.

Mannichfaltigkeiten.

Bei der jetzigen Blockade der griechischen Häfen und der Wegnahme der griechischen Schiffe von Seiten Englands mögen folgende statistische Nachrichten über die griechische Handelsmarine interessant seyn. Dieselbe zählt etwa 4000 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von mehr als 200,000 Tonnen. Hierbei sind nicht mitgerechnet die unter russischer Flagge fahrenden, unter deren Schutz sich zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges viele Schiffe flüchteten; jetzt fahren unter derselben noch etwa 100 Schiffe. Von der obengenannten Zahl sind 337 von mehr als 100 und unter 200 Tonnen, 200 zwischen 200 und 300 Tonnen, 41 über 300 Tonnen, die übrigen sind Küstenfahrer. Nach offizieller Zählung waren im Jahre 1846 21,500 Seeleute auf den griechischen Schiffen beschäftigt. Man schätzt jedoch ihre wirkliche Anzahl auf 40,000. Die Insel Syra ist der größte Schiffsbauplatz Griechenlands. Es werden daselbst nicht bloß für die griechische Marine, sondern auch für die Türkei, Aegypten, Triest und fast alle Häfen des Mittelmeeres Schiffe erbaut. Jährlich laufen daselbst an 300 Schiffe im Werthe von 11 Millionen Francs vom Stapel. Das Baumaterial ist Fichtenholz. (D. Bl.)

Mosenthal, dessen zweites Stück: „Cäcilia von Albano", bedeutend hinter der „Deborah" zurückstehen soll und außer in Wien wenig Beifall findet, arbeitet an einem dritten Stücke, welchem schon der Titel bedeutenden Erfolg verspricht. Es heißt: „Bürger und Molly."

*) Die Türken glauben, daß man, um in das Paradies zu gelangen, über eine Brücke gehen müsse, die so schmal ist als eine Messerschneide, und daß die Hölle unter dieser Brücke liegt.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Der Kaufmann, Schauspiel von Roderich Benedix.

Am 18. d. M. wurde dies Schauspiel auf hiesiger Bühne zum ersten Male gegeben und mit Beifall aufgenommen. R. Benedix gehört nicht nur zu den sehr produktiven und das laufende Repertoir oft mit Novitäten versorgenden, er gehört auch zu den besseren Bühnendichtern der Gegenwart. Tragen seine dramatischen Schöpfungen auch nicht den Stempel der Genialität und dürfen sie der deutschen Literatur auch nicht als neue Eroberungen und Triumphe angerechnet werden, so haben wir ihnen doch Vorzüge zuzugestehen, welche sie dem Niveau des Gewöhnlichen und nur auf Bühnenverwendbarkeit Berechneten überheben. Der Verfasser ist klar und praktisch und behält das Bedürfniß und den Effekt der Bühne im Auge, aber er opfert dieser Aufgabe nicht jede höhere Anforderung auf, er unterläßt es nicht, auch für die innere und geistige Belebung seiner Stücke ein rühmliches Streben zu bekunden. In seinem „Kaufmann" finden wir diese Vorzüge, dieses Streben wieder und glauben das genannte Stück seinen besten Arbeiten beizählen zu dürfen. Wir sind der Ansicht, daß es verdienstlich ist, wenn Bühnendichter der neuern Zeit der Schilderung des Familienlebens ihre Beachtung wieder zugewendet haben, trotz der vielen Ausfälle dagegen, von Denen herstammend, die es vergaßen oder in Abrede stellen wollten, daß auch hierin der Bühne ihre Ansprüche auf Poesie und Idealität bewahrt seyn können; doch, hat ein Kritiker richtig bemerkt, wie an jedem Maßstabe menschlichen Seyns und Wirkens der geistige Fortschritt nicht vergessen seyn darf, soll nicht Vermoderung eingreifen, so auch darf das in den Familienkreis der Jetztzeit gestellte Drama sich nicht der Verpflichtung entziehen, die Wirklichkeit aus Unduld und Fesseln in Recht, Sitte und Freiheit zu erheben. Solcher Verpflichtung ist Benedix in seinem „Kaufmann" nachgekommen und die hier handelnden Personen sind als anziehende Charaktere gehalten und durchgeführt, was nicht nur von der Hauptperson, die den Mittelpunkt des Ganzen bildet, sondern auch von ihren Umgebungen gilt. Der im Vordergrund stehende und den Gang der ganzen Handlung beherrschende oder wenigstens concentrirende Kaufmann Menzinger ist nicht nur eine die Theilnahme des Beschauers an und für sich fesselnde Erscheinung, sondern auch eine für den Darsteller sehr dankbare und ergiebige Rolle. Menzinger gebietet über Millionen und hat seiner Handelsfirma in allen Welttheilen Geltung verschafft, aber er verdankt diesen merkantilischen Einfluß und diese Bedeutung seinem eigenen Fleiße und seiner Intelligenz; er ist Schöpfer und Erhalter seines Glückes. Noch höher steigt unsere Achtung für ihn dadurch, daß bei ihm der Mensch im „Kaufmann" nicht untergegangen, daß der Egoismus die Humanität nicht unterdrückt hat. Menzinger macht von den erworbenen Schätzen keinen gemeinen, sondern stets den edelsten Gebrauch; er ist freigiebig und uneigennützig, schlicht und bieder, hochherzig und vorurtheilsfrei; Kopf und Herz vermitteln sich bei ihm und lassen ihn den Einfluß seiner Stellung nur zu wahrhaft humanen Zwecken verwenden. Dabei ist er ein guter und treuer Vater seiner Familie, ein jeder Aufopferung fähiger Freund und ein gemüthvoller, liebenswürdiger Mann in allen Beziehungen des geselligen Lebens, — mit einem Worte das schöne Musterbild eines großen Handelsherrn und reichen Kaufmannes. Die Bühne soll uns solche Gestalten von sittlicher Bedeutung, solche der Nacheiferung würdige Charaktere vorführen und wir sind dem Dichter zu Dank verpflichtet, daß er diese Aufgabe erkannt und glücklich gelöst hat. — In Hrn. Reger fand diese freilich sehr dankbare Rolle einen würdigen Vertreter, wie derselbe überhaupt in der Darstellung schlichter und bürgerlicher Charaktere excellirt und hier den rechten Ton wohl zu treffen versteht. Die tragische Höhe und Größe sind ihm weniger eigen, um so mehr adee jene Einfachheit und Wahrheit des aus der bürgerlichen Sphäre gegriffenen Drama's. Jeder Künstler hat seinen Wirkungskreis und wir haben ihn anzuerkennen, wenn er diesen würdig ausfüllt. Hr. Reger zeigte uns eben so sehr die biedere Herzlichkeit und besonnene Ruhe, als die Festigkeit und Humanität des darzustellenden Charakters und fand die ungetheilte Anerkennung seiner anziehenden Leistung. — Das schöne Bild des Handelsheern tritt um so glänzender heraus, als der Dichter uns in dem Sohne Menzingers eine Kehrseite gezeigt, als er dem Lichte auch seinen Schatten gegeben hat. Dee junge Menzinger ist ein leichtfertiger, oberflächlicher, die höhere Bedeutung seines Standes und den Ernst des Lebens nicht erkennender, keiner edeln Aufopfernng fähiger, arbeitsscheuer und nur nach Genuß strebendee Alltagsmensch. Diese Rolle ist nicht leicht darzustellen, sie ist dazu noch, der des Vaters gegenüber, eine undankbare. Uebrigens wurde sie von Hrn. Wilke recht gut gegeben, und wenn sie nur wenig Effekt machte, so wollen wir dies dem Darsteller keineswegs zurechnen. — Fräul. Hoffmann wußte die Partie der naiven und gemüthvollen Hedwig mit bekannter Liebenswürdigkeit so auszustatten, daß sie Sensation machte und sogar bei offener Scene hervorgerufen wurde.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Heidelberg, 19. März.

Unsere theatralischen Unterhaltungen, welche durch die Dilettanten des hier liegenden zweiten Bataillons des 28 k. preußischen Infanterie-Regiments immer zur großen Zufriedenheit ausgeführt wurden, hat sich nunmehr auch der Verein für Declamation von Mannheim angeschlossen. Die erste Produktion wird in dieser Woche gegeben werden.

Karlsruhe, 18. März.

Der bisherige Hofsänger und Schauspieler Friedrich Krug ist an die Stelle des pensionirten Hrn. J. D. Baldenecker als Chor- und Musikdirektor des großh. Hoftheaters in Karlsruhe angestellt worden, nachdem derselbe fast 1½ Jahr das Provisorium geführt.

Frankfuet a. M.

Ueber zwei mit einander in nothwendiger Verbindung stehende und gemeinsam zusammenwirkende Vereine „zur Nachweisung von Arbeit" und „zum Schutze der Auswanderer" enthielt ein hiesiges Blatt einen längeren Artikel, den wir der verdientesten Beachtung empfehlen zu müssen glauben und welchem wir nachstehende, ihm zur Grundlage dienende Bemerkungen entnehmen. „Dem mit nicht umdüsterten Auge um sich blickenden Menschexfreunde erregt es ein wahrhaft erhebendes Gefühl, zu gewahren, wie neben allgemeiner Regsamkeit für den eigenen Haushalt, auch ein warmes, inniges und thätiges Mitgefühl für leidende und der Hülfe bedürftige Mitbrüder alle Klassen der Bewohner Frankfurts durchdringt, wie in Augenblicken der Noth, nach innen und außen, aller politischer Hadee schweigt und Jeder bereit ist, in seiner Weise sein Schärflein beizutragen, dieselbe zu lindern. Daß es jedoch nicht außerordentlicher Ereignisse bedarf, um Theilnahme und Mitgefühl zu wecken, dafür zeugen die allseitige beifällige Aufnahme, welche die beiden neu entstandenen Vereine zur Förderung und Begründung der Wohlfahrt der unbemittelten Arbeiterklasse, nämlich der Verein für Errichtung einer Anstalt zur Nachweisung von Arbeit und der Verein zum Schutz der Auswanderer gefunden haben. Haben die Anstalten zur Nachweisung von Arbeit ihre Aufgabe in so weit gelöst, daß durch sie eine weitere Beschaffung von Arbeit nicht mehr möglich ist, so hat die Thätigkeit des Vereins zum Schutz der Auswanderer zu beginnen. Möchten nun beide Vereine von den segensreichen Erfolgen begleitet seyn, zu deren Erwartung sie in hohem Grade berechtigen und möchten dann auch überall im deutschen Vaterlande dergleichen gebildet werden und zusammenwirken, um jedem unserer Mitbrüder zu einer glücklichen Lage zu verhelfen, wovon Friedr v. Ancillon sagt: daß sie hauptsächlich aus der Harmonie der Vermögen und Fähigkeiten jedes Einzelnen mit seinen Bedürfnissen, mit den Umständen und mit der ihn umgebenden Welt entsteht."

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 21. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerdeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen.

Freitag, 22. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Sohn. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 70. Freitag, den 22. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde nach diesem kleinen Abenteuer befand sich Arthur an Sir Edward's Seite schon mitten unter den Schaaren von Lustwandlern, die sich Abends in den Anlagen, welche Bombay von der Meeresküste her umgeben, von ihren Tagesgeschäften zu erholen pflegen. Diese Promenade breitet sich in einer anmuthigen Ebene zwischen den dichten Mauern der eigentlichen, nur von Europäern bewohnten, gewöhnlich „das Fort“ genannten, Stadt, und einem andern, zierlicher und luftiger gebauten Städtchen aus, worin sich niederlassen zu können sowohl Civil- als Militairpersonen als eine besondere Glücksgunst betrachten. Dieser so gesuchte Stadttheil besteht aus einer einfachen Reihe niedlicher leichtgebauter Wohnungen und geräumiger Zelte, die von Blumengärten umkränzt und oft im Innern mit um so größerem Luxus ausgestattet sind, je bescheidener ihr Aeußeres erscheint. Wenn die Regenzeit eintritt, verschwindet die Mehrzahl dieser improvisirten Gebäude, und der Blick schweift nur noch über eine verödete, von Sturm und Brandung gepeitschte Küstenstrecke hin; kaum aber ist das letzte Wintergewölke geflohen, der Kampf der Elemente zur Ruhe gewiegt und lächelt die Natur wieder in ungetrübtem Wonneglanze, so erheben sich auf's neue wie durch einen Zauberschlag jene feenhaften Villen und Lusthäuser auf ihren alten Plätzen. In wenigen Tagen sind sie wieder von dichtem frischen Laubgrün umhüllt oder überwölbt; die ganze Landschaft hat sich so rasch in den früheren Schmuck umgekleidet, daß Einem Alles wie ein Traum vorkommt. Dann wimmelt wieder der weite Raum zwischen der festen steinernen Stadt und dem luftigen, flüchtig gebauten Städtchen von Spaziergängern und Gruppen aus den Kreisen der eleganten Welt, um nach den brennenden Sonnenstrahlen, die sie zu Hause gebannt hielten, die Kühle des Abends dort einzuschlürfen.

Rings um diesen Kernpunkt von Europäern bewegen sich in ernstem Gewühle eine Menge von Eingebornen der verschiedenen Provinzen Indiens; Muhamedaner von den Küsten des rothen Meeres und dem persischen Meerbusen, Armenier von Trapezunt, Juden von Aleppo und Bassora, Perser und Kurden; denn Bombay ist der Stapelplatz für die Waarenniederlage aller jener Länder des Orients, die einst das ungeheure Reich Alexander des Großen bildeten; ein Gebiet, das sich unter dem muselmännischen Halbmonde, vom Nil bis zu der Sandküste von Beloutchistan, und in den götzenherrschaftlichen Regionen vom Indus bis über Ceylon hinaus erstreckt. Hundert Seeschiffe und tausend Barken im Hafen Bombay's ergießen ihre schwimmende Bevölkerung, die sich hier in den mannichfaltigsten Nationaltrachten umhertreibt. Trotz allem Getümmel waltet jedoch überall Ordnung und Sicherheit, wofür eine zahlreiche, stationsweise aufgestellte, mit dicken Rohrkolben bewehrte Art von indischer Schutzmannschaft zu sorgen hat. Die Seefahrer von der arabischen Halbinsel, die Fischhändler von der mahrattischen und cambayischen Küste, eine unverbesserliche Piratenbrut, die sich kein Bedenken daraus macht, größere Fahrzeuge auf offener See anzugreifen und tollkühn hinwegzukapern, spazieren hier mit einer Miene umher, als wären sie die friedlichsten Leute von der Welt. Hört man zuweilen auch ein Geschrei, kommt es hie und da zu einem Auflauf unter der Menge, so darf man überzeugt seyn, daß die Ursache des Tumultes Niemand anders war, als ein europäischer Matrose, der im Gefühl seiner Muskelkraft und nach zu reichlicher Stillung seiner durstigen Leber sich beigehen ließ, eine Familiengruppe Hindu's, die ihm auf ihrem bambusgeflochtenen Wägelchen den Weg verengte, mit einem Stoße seiner Schulter über den Haufen zu rennen, oder mit einem einzigen Schlage seiner mächtigen Faust einige Palantinträger zu Boden zu werfen, die unverschämt genug waren, sich zu weigern, ihn unentgeltlich spazieren zu tragen. Einige nachdrückliche Mahnungen der Polizeimänner mit ihren Kolben auf dem Rücken des Friedensstörers reichen jedoch hin, die Ruhe wieder herzustellen und die Eingebornen, im süßen Bewußtseyn erhaltener Genugthuung, erheben jubelnden Beifall. Durch dieses kurze Lärmintermezzo hat sich indessen das Konzertorchester nicht stören lassen, dieser Mittelpunkt, um den sich die glänzende Herren- und Damenwelt in eleganten Kaleschen langsam einher fahrend, zur Schau trägt. Der kleine, aber auserlesene Gesellschaftskreis, umringt und umrauscht von den Fluthen einer bunten fremdländischen Menschenmenge wie eine Insel von den brandenden Wogen des Oceans — das ist Europa mit seiner intellektuellen Macht, seinem siegenden Genie, seiner schöpferischen Kraft!

Jeder Mann von Stand und Bildung hält es für unerläßlich zum guten Ton, in diesem gewählten Cirkel zu erscheinen, und auch Sir Edward, dem seine Reichthümer, sein Rang und feines Benehmen schon ein bedeutendes Renommé unter der fashionablen Jugend von Bombay erworben hatte, pflegte niemals hier auszubleiben. Er stellte seinen Freund einer Gruppe von Bekannten vor, die sich gerade auf's lebhafteste von den Sitten der Einwohner unterhielt, und bald war auch Arthur in das muntere Geplauder verflochten. Er erzählte den losen Streich, den sein Gefährte so eben dem Brahmanen gespielt hatte, und wußte das kleine Abenteuer mit so viel Laune auszumalen, daß er das herzlichste Gelächter hervorrief.

„Lachen Sie nicht!“ wandte sich nun ein älterer Herr aus der Gruppe, der bisher nur den stummen ernsten Zuhörer gemacht hatte, im Tone eines väterlichen Rathgebers zu Arthur — „die Neckerei war doch ein bischen stark und kann bedenkliche Folgen

Digitized by Google

haben. Ihr Freund hat dem Brahmanen eine unauslöschliche Beleidigung zugefügt. Dieser Mann ist jetzt so gut als entehrt, denn nach den Begriffen seiner Kaste ist er durch die einzige Berührung seiner Stirne mit einem unreinen Gegenstande seiner priesterlichen Weihe verlustig gegangen, ein Schimpf, den er vielleicht nicht überleben, für den er sich aber vorher vielleicht erst noch rächen wird."

„Wahrscheinlich wird ein Duell die nächste Folge seyn?" fragte Arthur lächelnd.

„Ein Duell, wenn Sie wollen, wo jedoch die Wahl der Waffen und der Vortheil des Kampfes auf der Seite des Hindu seyn werden. Möglich wär' es zwar, daß derselbe, falls er die Beleidigung vor keinen andern Augenzeugen, als vor Europäern, erlitt, der Sache keine große Wichtigkeit beilegt. Ich für meine Person würde nicht ganz ruhig darüber bleiben, denn ein Brahmane verzeiht niemals eine derartige Schmach."

Sir Edward, der von dieser Unterhaltung sichtlich verstimmt war, suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, indem er die vortrefflichen Eigenschaften eines Wachtelhundes schilderte, den er kürzlich aus Europa erhalten hatte, und demnächst in den Sümpfen von Panwell, wohin die „Sportsmen" von Bombay auf die Bekassinenjagd gehen, zu erproben gedenke. Ausflüge zu Pferde und zu Schiffe nach verschiedenen Punkten der Insel Bombay und der benachbarten Küste wurden nun verabredet, und die Gesellschaft trennte sich in der heitersten Stimmung, ohne des Brahmanen weiter zu gedenken.

Der kurze Winter verstrich unter den mannichfaltigsten Zerstreuungen, und schon hatten unsere Freunde jenes flüchtige Abenteuer so gut wie vergessen, als ein unvermutheter Vorfall es ihrem Gedächtnisse wieder auffrischte. Sir Edward war im Begriffe, nach Bengalen abzureisen, wo große Tiger- und Elephantenjagden abgehalten werden sollten. Am Tage vor seiner Abfahrt gab er einem Kreis auserlesener Freunde, worunter auch Arthur, ein glänzendes Abschiedsfest. Gegen Ende der Mahlzeit, als die Dienerschaft, müde, beständig die Fächer über die Häupter der Gäste hin und her zu bewegen, in den Winkeln des Saales einzuschlummern begann und die Aufwärter sich zurückzogen, nachdem sie die letzten Champagnerflaschen entpfropft hatten, trat plötzlich ein Kouli (hindostanischer Commissionair) mit einem Paket herein, das mit einem sorgfältigen saubern Umschlag und mit der Aufschrift an Sir Edward versehen war.

„Von wem kommt das?" fragte dieser.

„Ich kann es nicht sagen, Herr!" antwortete der Kouli, verbeugte sich und verschwand.

Sir Edward öffnete das Paket nur halb und erkannte sogleich das Pantoffelpaar, womit er vor einigen Monaten das Haupt des Brahmanen entheiligt hatte. Er verbarg es auf's schleunigste wieder in seine Umhüllung, indem er Arthur einen Blick zuwarf, der ihm zu sagen schien: „Warum hast Du mich zu dieser Thorheit getrieben?" Den übrigen Gästen, die ihn mit Fragen nach dem Inhalt des geheimnißvollen Päckchens bestürmten, gab er zum Bescheid: „Es ist nur ein unbedeutendes Reisegeschenk, das mir einer meiner hindostanischen Freunde zum Andenken schickt."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Der dritte Glaubensartikel eines orthodoxen Muselmannes ist die Beobachtung der Fasten, Ramadan. Vom Anbruche des Tages an dürfen sie weder essen, noch trinken, noch Taback rauchen. Die Uebertreter dieses Gesetzes werden sehr hart bestraft, selbst mit dem Tode, wenn die Verletzung des Gesetzes Aergerniß verursacht hat. Ehemals, wo ihr Religionseifer den höchsten Grad erreicht hatte, wurde den Uebertretern der Fasten geschmolzenes Blei in den Hals gegossen.

Nach ihrem vierten Glaubensartikel müssen die Türken den zehnten Theil ihrer Einkünfte zur Unterstützung der Armen verwenden. Aus dieser Ursache geben sich begüterte Türken alle Mühe, ihren Reichthum vor den Augen der Welt zu verbergen.

Der fünfte und letzte Artikel ist die Pilgerfahrt nach Mekka, die jede Person männlichen Geschlechts, wenigstens einmal in ihrem Leben, vornehmen muß, und die für sie so wichtig angesehen wird, daß Derjenige, der sie schlechter Gesundheitsumstände oder der Lage seiner Angelegenheiten wegen, nicht unternehmen kann, sich für sehr unglücklich hält, obschon das Gesetz ihn davon befreit.

Die nach Mekka gehenden Pilgrime reisen im Monat Mai in einer Karavane von Konstantinopel ab und begeben sich nach Ramakus, wo sie sich mit den übrigen Pilgrimen aus Natolien und Asien vereinigen. Die Zahl der Pilger beläuft sich durchschnittlich auf 70—80,000. In einer kleinen Entfernung von Mekka ist ein Berg, auf welchem sie Gott, zur Ehre Mahomet's, ein Opfer bringen, indem sie Schafe tödten, deren Fleisch sie den Armen geben. Am Tage nach der Opferung ziehen die Pilger, bevor sie wieder auf den Berg gehen, ihre Festkleider aus und legen ganz schlechte an, um damit anzudeuten, daß sie der Pracht und Eitelkeit der Welt entsagen und nach sonst nichts, als nach dem Paradiese trachten. Darnach müssen sie von Außen siebenmal um den Tempel herumgehen, worauf sie sich durch das Thor, durch welches sie hereingekommen, aus der Stadt begeben, wo Jeder einen Stein aufnimmt, den er auf eine gewisse Entfernung wirft, um seine Verachtung gegen alle andere Religionen anzudeuten. Im Tempel zu Mekka küssen sie einen schwarzen Stein, der, wie sie glauben, vom Himmel herabfiel, um die Stelle anzuzeigen, wo der Tempel erbaut werden sollte. Nach der Volksmeinung war er ursprünglich weiß, nahm aber, weil er so oft durch die Lippen der Sünder befleckt wurde, eine schwarze Farbe an. Uebrigens hat er die Kraft, Diejenigen, welche ihn andächtig und gläubig küssen, von all' ihren Sünden zu befreien.

Der Tempel von Mekka gehört zu den reichsten und prächtigsten der Erde. In der Mitte ist Mahomet's Grab, wovon früher der Aberglaube fabelte, daß es in der Luft schwebe. Der Großherr schickt diesem Tempel jährlich fünf Hundert Dukaten, einen in Gold gebundenen Koran und eine reich mit Gold gestickte Decke, um Mahomet's Grab damit zu schmücken. Wenn die neue Decke über dasselbe gelegt wird, so wird die alte in kleine Stücke zerschnitten und unter die Gläubigen ausgetheilt, welche sie mit großer Verehrung aufbewahren.

Viele Pilgrime nehmen die Reise nach Mekka einige Male vor, nicht aus Andacht, sondern in der Absicht, Handel zu treiben, denn sie nehmen bedeutende Summen mit dahin und kaufen Waaren zu sehr vortheilhaften Preisen für Konstantinopel ein. Da es auch erlaubt ist, einen Abgeordneten zu senden, wenn man selbst die Wallfahrt nicht vornehmen kann, so gibt es noch andere Leute, die mit diesen frommen Missionen ein Gewerbe treiben. Sie werden von Denjenigen, die sie senden, unterhalten und bezahlt und verrichten an ihrer Statt die gewöhnlichen Gebete und Opfer. Sie suchen in der Regel den Namen und Stand Dessen, der ihnen einen Auftrag ertheilt, auf's sorgfältigste zu verbergen, und so gelingt es ihnen oft, ihr Bußgeschäft für viele Andächtige zugleich zu betreiben, wobei sie oft ansehnliche Summen einstreichen. So gehen, leider! Religion und Betrug immer mit einander.

Die Karavanen der nach Mekka gehenden Pilgrime werden

Digitized by Google

nicht nur von den Arabern, sondern sogar von den gemeinen Straßenräubern für heilig gehalten.

Obgleich den Türken die Beschneidung im Koran nicht geboten wird, so wird dieselbe doch als eine alte, von ihren Vorfahren herkommende Gewohnheit beständig beobachtet. Diese Handlung wird von einem Wundarzte, ohne Zuziehung eines Religionsdieners, vorgenommen, und die Lustbarkeiten, die von den Anverwandten des Kindes bei dieser Gelegenheit angestellt werden, übertreffen bei weitem unsere Taufgelage. Das achte Jahr des Alters ist die zu dieser Ceremonie bestimmte Zeit. Die Gebote, welche Wein zu trinken und Schweinefleisch zu essen verbieten, sind bloß dem Namen nach vorhanden. Die Türken in Konstantinopel trinken häufig Wein. Unter der unwissenden Masse wird man freilich immer Andächtler finden, die gegen Alles, woran sich die Christen gewöhnt haben, einen solchen Haß hegen, daß sie gerade aus dieser Ursache die Gebote auf's strengste beobachten; allein Jeder, der eine Zeitlang in der Türkei gelebt, weiß, daß die Muselmänner von Ansehen und Vermögen, ja sogar die vornehmsten Diener der Religion, reichlich Wein trinken und ohne Bedenken Schweinefleisch essen, wenn ihre Gesundheit es erlaubt. Viele lassen die theuersten Weine aus größter Entfernung nach Konstantinopel bringen, Branntwein aber und alle andern geistigen Getränke, die klar wie Wasser sind, trinken sie eben deßwegen mit noch geringerer Vorsicht bis zur Berauschung.

Der Freitag, welcher eigentlich als ein zu besondern Andachtsübungen bestimmter Tag angesehen werden sollte, ist nun in einen Tag, der zum Vergnügen bestimmt ist, verwandelt worden. Gerade an diesem Tage finden die Frauen, unter dem Vorwande, in's Bad zu gehen, wozu sie die Religion an jedem Freitage verbindet, Gelegenheit, ihre Launen und Begierden zu befriedigen. An eben diesem Tage sind auch alle öffentlichen, zur Ergötzlichkeit bestimmten Häuser mit Türken angefüllt, die Alles, was verboten ist, bis zum Uebermaße genießen.

Das größte Fest der Türken ist der Beyram, welcher mit dem Osterfeste zusammenfällt und dem auch der Ramadan vorangeht. Der Anfang dieses Festes wird durch die Lösung der Kanonen vom Serail und Arsenal und durch Musik bekannt gemacht. Das Volk läßt sogleich alle Arbeit liegen, läuft durch die Gassen und in die Häuser, und überall, wo man sich begegnet, umarmt man sich mit großer Freude und Herzlichkeit. Das Fest dauert drei Tage, die mit Vergnügungen und Spielen ausgefüllt werden. Am ersten Tage verläßt der Großherr mit Tagesanbruch das Serail, um sich in die vornehmste Moschee von Konstantinopel zu begeben. Er wird von seinem ganzen Hofe im größten Pompe begleitet. Unterwegs wirft er Geld unter das Volk aus und in der Moschee opfert er drei Schafe. Er kommt mit gleichem Gepränge aus der Moschee zurück, worauf er in den Saal des Divans geht und sich auf den Thron setzt, um die Glückwünsche von dem Großvezir, den Staatsbeamten und dem ganzen Corps der Geistlichkeit anzunehmen, die sämmtlich am Fuße des Thrones mit dem Wunsche: „Es müssen die Tage des Sultans glücklich seyn!" niederfallen. Jeder große Herr empfängt an diesem Tage dergleichen Glückwünsche von seinen Untergebenen.

Die vornehmsten Personen speisen an diesem Tage im Serail. Ehe sie sich an die Tafel setzen, werden sechzehn der höchsten Staatsbeamten von dem Großherrn mit prächtigen Pelzen angethan, welche Ceremonie eben so viel bedeutet, als bei den andern europäischen Höfen die Ertheilung eines Ordens.

Siebenzig Tage nach dem großen Beyram fällt der kleine Beyram. Der Sultan begibt sich mit gleicher Ceremonie am ersten Tage in die Moschee und opfert drei Schafe, doch mit dem Unterschiede, daß dieselben größer als für den großen Beyram und mit allerlei Farben bemalt seyn müssen. Es darf unter andern auch das Zeichen des halben Mondes nicht daran fehlen. Diese Schafe werden in einer kleinen Entfernung an die Thüre der Moschee gestellt. Der Großherr muß, ehe er in die Moschee tritt, eines davon mit eigener Hand tödten. Jeder vermögende Mann schlachtet an diesem Tage Schafe als Opfer, die unter die Armen vertheilt werden, welche dadurch auf einige Monate einen hinlänglichen Lebensunterhalt bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Endlich glückt's dem Studenten Grodbeck in Berlin an der Demokratie, wenn nicht zum Ritter, doch zum Doctor medicinae zu werden. Die medicinische Fakultät hat ihm gestattet, öffentlich den Satz zu beweisen: morbus democraticus nova insaniae forma, auf deutsch: die demokratische Krankheit ist eine neue Form des Wahnsinns. Die Herren Professoren waren nur der Meinung, erst wenn der Patient sich gebessert habe, dürfe man ihm sagen, woran er gelitten habe. (Dorfz.)

** (Gotha, 19. März.) Als Charakteristik für unsere heranwachsende Jugend diene Ihnen folgende keineswegs vereinzelt dastehende Anekdote. In einer der bei uns üblichen Vorprüfungsstunden zur Konfirmation fragte der Pfarrer einen Knaben, von wem die Obrigkeit eingesetzt sey. Der Knabe antwortete: „Vom Volke". Als der Pastor nun eine andere ähnliche Frage an denselben Knaben in der Erwartung der darauf stereotypen Katechismusantwort gerichtet hatte, erwiderte ihm der Gefragte dieselben Worte. Der Pastor, höchst entrüstet, schalt den Knaben einen Achtundvierziger, worauf unter den losen Buben eine solche Unruhe und Aufregung erfolgte, daß die Stunde geschlossen werden mußte.

Von den Zeitungen, die im letzten Jahre in Oesterreich erschienen, sind bis jetzt 76 eingegangen; den Tagesblättern ist verboten worden, Illustrationen, d. h. Bilder und Holzschnitte, beizugeben.

Der am 11. März d. J. verstorbene ehemalige Kanonikus des Kollegiat-Stiftes Neumünster zu Würzburg, Adam Hübner, hat in seinem Testament vom 9. März v. J. zum Erben seines Nachlasses das in Würzburg bestehende Bürgerhospital zum heiligen Geiste mit der Bestimmung eingesetzt, daß das Erbvermögen zur Vermehrung der Zahl der männlichen wie weiblichen Bürgerspital-Pfründen verwendet werden soll. Der hiedurch jener Anstalt zugegangene Vermögenszuwachs beträgt 32,504 fl. 40 kr.

Ein Mann, der von den vielen Mühen und Arbeiten hörte, welche der bayerischen Kammer durch die neue Staatsschuld veranlaßt würden, äußerte gegen Betheiligte: „Was plagt Ihr Euch mit dem Schuldenmachen, ich kann Euch gerne schon gemachte Schulden abtreten."

Man lies't in der Dorfztg: Die Vermiethungs-Commission in Erfurt hat die Häuserbesitzer öffentlich daran erinnert, in allen Wohnungen der Abgeordneten Schellen anzubringen. Wir hoffen, jeder Deputirte bringt die Schelle, die er der Katze anhängen soll, mit. — Der Verwaltungsrath wird seinen Sitz „im Stockfisch", einem bekannten Hause, aufschlagen. Da sind die Witze wohlfeil.

In Hamburg starb am 28. Febr. Dr. G. H. Bärmann, „der Weltweisheit Doktor und der freien Künste Magister", wie er sich selbst nannte, im 65. Lebensjahr am Schlage. Er ist bekannt als äu-

Digitized by Google

erst fruchtbarer Uebersetzer und Bearbeiter poetischer Stoffe, besonders für die Bühne. Seine sämmtlichen Schriften bilden weit über 300 Bände. Er war lange Zeit Lehrer, dann bloß Schriftsteller, Kritiker der „Hamb. Nachr." und zuletzt Corrector. Er ist in dürftigen Umständen gestorben.

Frankfurter Theater.

Der Kaufmann, Schauspiel von Roderich Benedix.

(Schluß.)

Die Rolle des Albert ist zwar nur von geringem Umfang, verlangt aber nichts destoweniger einen bühnenkundigen und durch die persönliche Erscheinung anziehenden Repräsentanten, welchen sie in Hrn. Schneider fand, der in ihr die ihm eigenen Vorzüge eines natürlichen, unverkünstelten Spieles geltend zu machen wußte. — Die geistreiche, durch Liebenswürdigkeit und Feinheit des gesellschaftlichen Tones ausgezeichnete Gräfin Waldbach und der männlich ernste, besonnene und von edeln Lebensansichten geleitete Fabrikant Schwarz wurden durch Fräul. Janauschek und Hrn Breuer so durchdacht und abgerundet ausgeführt, daß sie lebhaftes Interesse zu erwecken nicht verfehlen konnten. Wenn die schöne Kunstbefähigung der Fräul. Janauschek durch die unverkennbare Sorgfalt, die sie ihren Rollen zuwendet, an Ausbildung und erfreulicher Entfaltung stets zunimmt, so besitzt unsere Bühne an Hrn. Breuer einen durch die Gediegenheit seines Strebens und die Vielseitigkeit seiner Studien ausgezeichneten Darsteller, in dessen dramatischen Gestaltungen sich poetische Auffassung und künstlerische Einsicht harmonisch vereinigen. — Zwei episodische Personen des Stückes, eine derbe aber kräftige Seemannsnatur und ein alter, in kleinlichen Standesvorurtheilen ergrauter Haushofmeister wurden durch die Herren Dieh und Meck so zur Geltung gebracht, daß sie, ohne die Absicht sich vorzudrängen, dennoch zu Hauptpartieen wurden und der Aufführung dadurch einen besondern Reiz verliehen, daß sie zum Ernst des Ganzen heitere Farbentöne mischten und zu dessen Belebung nicht wenig beitrugen. — So dürfen wir diese Novität als eine werthvolle und beifällig aufgenommene begrüßen. Was unser Schauspiel betrifft, so besitzt es nicht nur sehr anerkennungswerthe Befähigungen und strebsame Kräfte, sondern bietet auch ein mannichfaltiges und anziehendes Repertoir, dem es besonders nachzurühmen ist, daß es die besseren Novitäten unserer eben nicht allzureichen dramatischen Tagesliteratur beachtet und uns vorzuführen strebt. Von Seiten des Publikums könnte und dürfte ihm jedoch eine lebhaftere Aufmunterung zugewendet werden. Bei dieser Veranlassung glauben wir auf ein Mißverhältniß, welches freilich nicht wohl zu beseitigen ist, verweisen zu müssen. Die brillanten Ausstattungen, welche auf Schaustücke und große Opern, wie z. B. neuerlich auf Meyerbeer's „Propheten" verwendet werden und die allerdings unerläßlich sind, geben der Schaulust zu viel Vorschub und concentriren den Theaterbesuch zu sehr auf Aeußerlichkeiten, auf scenische Pracht- und Wunderwerke, auf gewaltige Effekte und Ueberraschungen, als daß das Schauspiel, welches mehr auf Einfachheit und geistige Elemente angewiesen ist, daneben sich gehörig geltend machen und mit jenen in die Schranken treten könnte. Zum „Propheten" drängt man sich, belagert das Haus, erstürmt die Kasse und preis't sich glücklich, ein wenn auch nur bescheidenes Plätzchen erobert zu haben, während dagegen bei „Romeo und Julie" die Räume des Hauses verödet stehen und der Kasse kaum die nothwendigen Tageskosten gedeckt werden. Wann im „Propheten" die Schlittschuhläufer auf der Bühne Künste entfalten, die man ein paar Wochen vorher auf unserm Rechneigraben meisterhafter und großartiger zu sehen Gelegenheit hatte, wann die brennenden Balken herabstürzen, die unterirdischen Mordschläge krachen und Alles jämmerlich durch einander schreit und wehklagt, dann jubelt Jung und Alt und bewundert die Genialität des Maschinisten und Feuerwerkers, — wann aber Romeo und Julie in erhabenen Dichterworten von allem Großen und Schönen reden, was eines Menschen Brust durchbebt, wann sie den heiligsten Gefühlen und den höchsten Gedanken einen geweihten Ausdruck geben, wann an den irdischen Gräbern der unsterbliche Genius der Liebe und der Engel des Friedens und der Versöhnung mit leuchtendem Antlitz stehen und die Bürgschaft eines höheren Daseyns verkünden, dann bleibt Alles still und stumm und scheint jede Mitempfindung erstorben. Unerfreulich, aber wahr!

W.

Literatur.

Ausführliche und unparteiische Darstellung der ersten Quartalverhandlungen in den öffentlichen und mündlichen Schwurgerichten des Hofgerichtsbezirks Wiesbaden, herausgegeben von Dr. Robert Haas. (Wiesbaden, bei Christ. Wilh. Kreidel. 1850.)

Bei dem immer allgemeiner und lebhafter werdenden Interesse für die öffentlichen Schwurgerichte, bei der anerkannten Wichtigkeit und vielseitigen Bedeutung derselben, bei dem moralischen Einfluß, welcher deren Verhandlungen nach allen Seiten hin zu äußern geeignet sind, dürfte eine Schrift, wie die vorliegende, kaum noch einer Empfehlung bedürfen. Schon an und für sich kann ihr eine große Theilnahme nicht fehlen und ist sie nicht nur als ein Beitrag zur Sittengeschichte der Gegenwart, sondern auch als ein belehrender Commentar für alle Stände zu betrachten. Die Stellung des Herausgebers hat ihn in den Stand gesetzt, unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen und seiner Darlegung die erforderlichen Aktenstücke zu Grunde zu legen. Weiter hat er nicht unterlassen, sich der strengsten Unparteilichkeit zu befleißigen, wie er dies im Vorwort andeutet, wie folgt: „Wenn ferner Unparteilichkeit und Gerechtigkeit die wesentlichsten Eigenschaften eines Gerichtes sind, dann doch wahrlich auch die der Darstellung seiner Verhandlungen. Wie würde es einem Demokraten gefallen, wenn ihn das Gericht, auch beim unbezweifelten Recht, dennoch nicht schützt, oder wenn es ihn gar verurtheilt, weil er ein Demokrat und kein Konstitutioneller ist, und umgekehrt. Wie wird es Jemand gefallen, wenn ein Berichterstatter zu Gunsten einer Partei den Antheil eines Mitgliedes der Gegenpartei beurtheilt? Ich sah daher während meiner Arbeit ehrlich und bieder dem heißgeliebten deutschen und beziehungsweise nassauischen Vaterland in's Auge, ohne mich durch irgend ein einseitiges, wenn gar fanatisches Parteiinteresse beirren zu lassen, d. h. die Wage der Gerechtigkeit auch nur um ein Haar auf die eine oder die andere Seite zu drücken." Da das vorliegende Buch zur Belehrung und Warnung geschrieben ist, so darf man an es weder die Anforderung einer auf Unterhaltung berechneten und nur die Neugierde reizenden Lektüre stellen, noch auch verlangen, daß es mit poetischem Zierrath und sonstigen rhetorischen Ausschmückungen versehen sey. Ein derartiges Buch ist kein Roman, keine Sittenschilderung à la Eugene Sue, und muß demnach mit dem ihm gebührenden Ernste gelesen werden. Eben die einfache und schlichte Darstellungsweise, deren Dr. Haas sich befleißigt, gereichen dieser Schrift zur besondern Empfehlung, wie nicht minder die zwar gedrängte, aber nichts destoweniger vollständige und alles Wesentliche umfassende Mittheilung. Den Inhalt des Buchs bilden die nachstehenden Verhandlungen: „Prozeß Grünewald wegen tödtlicher Mißhandlung des eigenen Kindes. — Kohl und Consorten wegen Mordversuchs. — Kiledach wegen Tödtung — Döring wegen Eidesverletzung und versuchten Betrugs. — Therese Roth wegen Kindesmords. — Gebrüder Scharhag wegen versuchten Raubs. — Bingel wegen Tödtung. — Wingert wegen Meineids. — Oppermann und Consorten wegen Aufforderung zu hochverrätherischen Handlungen und Beleidigung Sr. Majestät des Königs von Preußen. — Debusmann wegen Theilnahme am Frankfurter Aufruhr. — Jung desgleichen. — Petermann desgleichen. — Philippine Sack wegen Fälschung und Unterschlagung. — Seel und Filbach wegen Majestätsbeleidigung." Wir zweifeln nicht, daß man die Absicht des Verfassers, die Erhaltung und stets würdige Ausführung der Schwurgerichte zu fördern, anerkennen und durch recht häufigen Ankauf des Buches den guten Zweck desselben unterstützen wird.

Theater-Anzeige.

Freitag, 22. März. Rosenmüller und Finke, oder: „Abgemacht!" Original-Lustspiel in 5 Abth. von Dr. Karl Töpfer.

Samstag, 23. März. (Neu einstudirt): Kean, Lustspiel in 5 Akten von A. Dumas; für das deutsche Theater frei bearbeitet von Ernst Großmann.

Sonntag, 24. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 71. Samstag, den 23. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes." Von A. S.

(Fortsetzung.)

III.

Am folgenden Morgen bestieg Sir Edward, der sein Gepäcke schon vorausgesandt hatte, eine leichte Barke, um von der Insel Bombay nach dem Festlande überzuschiffen, von wo aus er dann mit seinen eigenen Pferden, die ihn dort erwarteten, die Reise nach Bengalen fortsetzen wollte. Im Augenblick, als das Fahrzeug im Begriffe war, vom Ufer zu stoßen, näherte sich ihm einer jener hindostanischen Büßer, die man Sanniassy nennt; sein Aeußeres war abschreckend; die Haare hingen ihm in wilder Unordnung über das Gesicht herab, die Nägel seiner Finger und Zehen glichen an Länge und scharfer Krümmung den Krallen des Geiers, sein Körper war fast völlig nackt und über und über mit Asche beschmiert. Auf dem Rücken trug er ein kleines Gefäß aus Kupfer, unter dem linken Arme ein Antilopenfell, und in der rechten Hand einen aus drei Zweigen schlangenförmig geflochtenen Stab *); seine Augen, die von einer ekstatischen Wuth glüheten, schossen Blitze umher. Der Sanniassy, der sich dicht vor den Rand der Barke gestellt hatte, richtete in einem sanften, väterlichen Tone, der seltsam genug von dem drohenden Ausdruck seiner Gebärden abstach, den dort zu Lande häufig gebräuchlichen Scheidegruß an Sir Edward: „Ziehe hin, mein Sohn, gehe, wohin Deine Wünsche Dich rufen, und mögen Deine Wege gesegnet seyn!" Doch Sir Edward, ohne, wie es schien, diesen Menschen einer weiteren Beachtung zu würdigen, ertheilte den Befehl zur Abfahrt. Mit vollen Segeln flog die zierliche Barke über den glänzenden Wasserspiegel der fernblauenden Küste des Continents zu. Die Matrosen richteten öfters ihre Blicke nach der Stelle des Ufers zurück, von der sie abgefahren waren und deuteten auf den Sanniassy, der noch immer auf demselben Flecke in kerzengerader Haltung verharrete, bis er nur noch von weitem wie ein schwarzer Punkt auf dem weißen Strande erschien. Als ihnen auch dieser aus dem Gesicht geschwunden war, unterhielten sie sich noch eine Weile in flüsternden Worten miteinander, aus denen Sir Edward nur den Namen Nilakartha verständlich war.

Die Ueberfahrt nach dem Festlande ging rasch und glücklich von statten. Von da war aber noch ein langer Weg bis zum ersehnten Ziele, und Sir Edward konnte ihn auch nur in kleinen Tagereisen zurücklegen, theils wegen des langsamen Transports seines vielen Gepäckes und Jagdzubehörs, theils um seine Pferde zu schonen, worauf er so große Stücke hielt. Schnell vorwärts kann es nicht gehen, wenn man einige mit Ochsen bespannte Fuhrwerke und eine zahlreiche Dienerschaft zu Fuße im Gefolge hat. Uebrigens, wozu sich eilen, wenn die Reise nicht von dringenden Geschäften bedingt ist, sondern nur zur Erholung dienen soll, und der Reichthum es erlaubt, sie mit allen Bequemlichkeiten auszuführen, mit allen Vergnügungen zu würzen? Auf ihren Reisen in die fernsten Landestheile Indiens, von einem Ende zum andern, welche die Engländer so häufig unternehmen, mögen sie wohl manchen Gefahren von Seiten der wilden Thiere und räuberischer Banden ausgesetzt seyn, mit Entbehrungen aber haben sie nirgends zu kämpfen. Allem Mangel ist vorgesehen, mit bewunderungswerther Vorsicht jeder Fall vorausberechnet, der störend eintreten könnte, für Alles gesorgt, was einem solchen romantischen Nomadenleben, das ohnedies in einem so wunderreichen Lande wie Asien, so viel Reize hat, auch noch alle häuslichen Genüsse verleihen kann. Eine beträchtliche Dienerschaft umgibt den Reisenden; schon am frühen Morgen sind ihm Kameele vorausgegangen, die sein Zelt an den Ort tragen, den er zum Rasthalten bestimmte. Dort angelangt, findet er schon das Frühstück vollständig in Bereitschaft. Nichts vom Gewohnten fehlt dabei, sey es im tiefsten Gebirge, im dichtesten Walde oder in menschenleerer Einöde: Braten, Wildpret und Geflügel, Thee, englische Biere, spanische Weine, feines Tafelgeschirr, Silberbestecke ꝛc., Alles harrt seiner schon in schönster Ordnung auf dem Tische. Im Schatten des Zeltes ist das Ruhebett aufgerichtet, wo er während der schwülsten Tagesstunde Siesta hält. Bald langen nun auch die Wagen und Karren mit dem Gepäcke an; Koffer und Mantelsäcke, Kisten mit Waffen, der Palankin; der Kern der Mannschaft macht ein paar Stunden Halt, gruppirt sich im Schatten, nimmt Erfrischungen ein, und marschirt dann wieder mit einem zweiten Hauptzelte voraus, das für die letzte Station bestimmt ist, wo das Nachtquartier aufgeschlagen werden soll. Bald darauf macht sich auch der Gebieter zu Pferde wieder auf den Weg und folgt dem Vortrapp gemächlich an das für heute festgesetzte Ziel. Dort ist schon Alles in regster Thätigkeit: die Stallknechte schlagen die Pfähle ein, woran die Pferde angebunden werden; aus den Verschlägen und Koffern entleert sich eine Unzahl von Geräthschaften und kleinen Mobilien, womit man ein ganzes Haus einrichten könnte; ein Schwarm von Bedienten, der Haushofmeister, der Koch, der Groom, der Pfeifenträger, die Grasmäher, Kaerenführer, Kameeltreiber, Alle, nebst der nöthigen Aushülfsmannschaft, bewegen sich bunt durcheinander, doch in größter Ordnung und möglichster Stille, um das stattliche Zelt, worin der Herr des Zuges die Nacht zubringen wird. Die Pferde wiehern voll Behagen in der Frische der Abendluft, die Ochsen, ihres Joches entledigt, weiden auf dem Rasen unter den hohen Bäumen um-

*) Das kupferne Gefäß dient dem Fakir zu den täglichen Abwaschungen, die Antilopenhaut zum Sitze, um darauf seinen Meditationen nachzuhängen oder als Ruhelager, und der dreifache Schlangenstab ist das Sinnbild der brahmanischen Dreiheit.

Digitized by Google

her, die Kameele, auf die Knie gesenkt, knoppern die zarten Sprossen und Knospen der Gebüsche ab, die Hunde schnuppern in die Runde und bellen in die Dämmerung. Allmälig wird es stiller und stiller. Der Gebieter hat seine Mahlzeit vollendet und begiebt sich zur Ruhe; Alles versinkt in ein feierliches Schweigen, das nur vom leisen Geplauder der Cipajé's (indische Soldaten, die der Reisende zur Bedeckung mitnimmt), die auf ihre Lanzen gelehnt am Saume des Lagerplatzes Wache halten, und aus der Ferne vom Gekreisch der Nachtvögel und des Rothwilds, welches die Rückkehr der Finsterniß bewillkommt, noch schwach unterbrochen wird. Aber mit dem frühesten Morgen, schon vor Sonnenaufgang, geräth Alles wieder in Bewegung; im Nu sind die Zelte zusammengelegt, die Kisten gepackt und aufgeladen, und bald bezeichnet ein dichter Staub die Spur der sich entfernenden Avantgarde. Mit gleichgültigem Auge sieht der hindostanische Bauer, während er das Wasser aus den Teichen schöpft, um seine Reisfelder zu begießen, den langen Zug mit all' den Lasten, die der Europäer mit sich schleppt, all' das zahllose Durcheinander von Geräthschaften, deren Gebrauch ihm unbekannt ist, an sich vorüber gehen und fährt ruhig in seiner Arbeit fort, indem er vor sich hin murmelt: „Auch wieder so ein Geldsack der indischen Compagnie mit seinem Gefolge von Faullenzern!"

Auf diese Weise ging auch die Reise Sir Edward's vor sich, und schon waren zwei Drittel derselben zurückgelegt, ohne daß ihm der mindeste Unfall zugestoßen wäre; Alles war noch in bester Verfassung: seine Jagdhunde, die der Dog-boy an der Koppel nachführte, befanden sich munter und gesund; seine Reitpferde, obwohl etwas ermüdet, trugen noch die Ohren gespitzt und ihre Augen sprühten vor Leben. Was seine eigene Person betraf, so begann ihn doch bei all' der unvergleichlichen aber wilden Naturpracht, der jede Kultur und Civilisation mangelte, Langeweile zu überschleichen; denn das britische Phlegma verträgt sich nicht viel besser mit der Einsamkeit, als die französische Lebhaftigkeit; wie wenig Leute gibt es übrigens, welche die Zeit nicht als verloren betrachten, die sie fern von der geselligen Welt zubringen müssen. Das Zusammentreffen mit mehreren Offizieren, die von Madras kamen, und deren Zelte Sir Edward unterwegs aufgeschlagen fand, bot ihm daher die erwünschteste Gelegenheit, die Eintönigkeit seiner Reise durch diesen Zufall etwas zu würzen. Er schlug sein Lager neben dem ihrigen auf, dicht am Saum einer rings von stattlichen Bäumen umschlossenen Fläche. Unter diesen jungen Männern gleichen Alters, gleichen Ranges, hatte sich bald jene flüchtige Vertraulichkeit entsponnen, die darin besteht, in Gemeinschaft zu jagen, über tausenderlei unbedeutende Dinge zu schwatzen und mit seinem Reichthum Parade zu machen. Bei geselligen Zusammenkünften dieser Art spielt immer die Eigenliebe eine Hauptrolle. Sir Edward, gewohnt, unter allen Umständen sich glänzend hervorzuthun, wollte auch diese Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen, so im Vorbeigehen einen Triumph mitzunehmen, der ihm unter den Offizieren des britischen Heeres zu Madras einen Namen machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Die Ehe wird bei den Türken für heilig gehalten, obgleich kein Diener der Religion etwas dabei zu thun hat, noch irgend eine Religionsceremonie bei Vollziehung derselben stattfindet. Der Kadi oder Richter des Ortes vollzieht die Feierlichkeit bei der Verheirathung, indem er die Parteien mittels eines bürgerlichen Kontraktes vereinigt. Die Braut erscheint nicht bei dieser Gelegenheit, sondern nur der Vater oder einer von ihren Verwandten, welcher den Kontrakt für sie abschließt, und diese Ceremonie hat, vermöge der Gewohnheit, die Kraft eines Gesetzes. Sobald der Kontrakt unterzeichnet ist, wird die Braut von ihren Verwandten mit Gepränge in das Haus des Bräutigams geführt.

Die Türken haben noch eine geringere Art von Ehe, die sie Kapin nennen. Dieser Kontrakt wird ebenfalls vor dem Kadi geschlossen, erstreckt sich aber nur auf eine gewisse Zeit. Es verpflichtet sich darin der Mann, der Frau eine gewisse Summe Geldes auszuzahlen, wenn er sie nach einer bestimmten Frist wieder entläßt. Diese Art von Ehe wird zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Fremden und Reisenden eingeführt. Ein Mahometaner kann ein Mädchen heirathen, welcher Religion sie auch immer angehören möge. Auch den Eunuchen ist die Ehe gestattet. Jeder Türke kann vier rechtmäßige Frauen haben, und diese Zahl ist ihm mehr aus Sparsamkeit, als aus Strenge des Gesetzes vorgeschrieben, denn da er bei seiner Verheirathung einer jeden Frau einen gewissen Gehalt aussetzen muß, so würde er bald den Aufwand nicht mehr erschwingen können. Damit jedoch das Gesetz, nach welchem sie bloß vier Frauen haben dürfen, das Vorrecht nicht aufhebe, so viele Weiber zu besitzen, als ihnen gefällt, das sie ihrer Behauptung nach vom Himmel haben, so halten sie Sklavinnen, deren Zahl nicht beschränkt ist, sondern gänzlich von dem Willen des Mannes, oder von seinem Vermögen, sie zu unterhalten, abhängt.

Es ist merkwürdig, daß diese Gewohnheit, die bei uns zu unsäglicher Zwietracht führen würde, die Weiber nur selten eifersüchtig macht.

Was die Kinder betrifft, so werden diejenigen, welche von ihren rechtmäßigen Frauen geboren werden, als Erben des Mannes eingesetzt. Diejenigen hingegen, welche von Sklavinnen geboren, bleiben Sklaven und werden nach ihres Vaters Tod Sklaven der rechtmäßigen Söhne, wofern der Vater nicht auf eine andere Weise für ihr Schicksal gesorgt hat. Der Großherr ist nicht verbunden zu heirathen, jedoch führen die vier ersten Frauen, die Kinder von ihm besitzen, den Namen Sultaninnen.

Die Türken haben zwei Arten von Ehescheidungen, die nur durch einen Ausspruch des Kadi vollzogen werden können. Vermöge der ersten werden die Parteien, wie bei den Katholiken, nur in Ansehung des Bettes geschieden. Die zweite besteht in einer völligen Aufhebung aller Gemeinschaft, in welchem Falle der Mann dem Weibe die im Heirathskontrakte übereingekommene Summe auszahlen muß und sie die Freiheit erhält, ein neues Ehebündniß eingehen zu können.

Der Mufti ist der Hohepriester und zugleich das Orakel der türkischen Religion und der Ausleger der Gesetze Mahomet's, und hat daher eine zwiefach hohe Gewalt in allen geistlichen und bürgerlichen Angelegenheiten. Seine Wahl hängt vom Großherrn ab, der gewöhnlich solche Männer, die wegen ihrer Rechtschaffenheit und Gelehrsamkeit vorzüglich in Ansehen stehen, zu diesem hohen Amte ernennt. Die Entscheidungen und Beschlüsse desselben werden fast immer vom Großherrn genehmigt. Es muß jedoch bemerkt werden, daß der Mufti die Klugheit besitzt, sich nach dem Willen und Wohlgefallen des Monarchen zu erkundigen, ehe er eine Entschließung bekannt macht, da er wohl weiß, daß er, wenn er anders handelt, seines Amtes beraubt und ein Anderer an seine Stelle ernannt wird. Uebrigens wird dem Mufti vom Großherrn mit großer Ehrerbietung begegnet und er unterwirft sich seinen Beschlüssen mit dem Zusatze: „Gott weiß, was am besten ist."

Wenn der Großherr an den Mufti schreibt, bedient er sich folgender Einleitung: „An Dich (schreibe ich), der Du der weiseste unter allen Weisen in aller Art Erkenntniß bist; Vortrefflichster unter allen Vortrefflichen, der Du Dich hütest, Etwas zu thun,

Digitized by Google

was dem Gesetze zuwider; Quelle der Wahrheit und wahrer Wissenschaft; Erbe der prophetischen Lehre, der Du die Probleme des Glaubens auflösest und seine rechtgläubigen Satzungen erläuterst, der Du der Schlüssel der Wahrheitsschätze, das Licht dunkler Allegorien, und mit Gnade von dem höchsten Herrscher und Gesetzgeber der Menschen gestärkt bist, der große Gott wolle Deine Tugenden verewigen!"

Wenn der Mufti erwählt ist, erhält er vom Großherrn Befehl, im Palaste zu erscheinen, wo er ihn in seine Würde und sein Amt einsetzt, indem er ihn mit einem Hermelin bekleidet und ihm ein mit Silber gesticktes Tuch gibt, worin sich 1000 Piaster in Gold befinden. Hierauf stattet er einen Besuch bei dem Großvezir ab, der ihn unten an der Treppe empfängt und ihn in den großen Saal des Divans führt, indem er ihm den Ehrensitz einräumt und ihn mit einem andern Hermelin bekleidet. Wenn er aus dem Saal tritt, begleitet ihn der Großvezir bis zur Thüre und läßt ihn durch verschiedene seiner Angestellten nach Hause begleiten, welche die reichen Geschenke tragen, die er ihm bei seinem Amtsantritte zu überreichen hat.

Der Großherr setzt dem Mufti einen lebenslänglichen Gehalt aus, der täglich zwei tausend Aspern beträgt. Seine übrigen Einkünfte sind gering, da er aber über die reichen Pfründen der großherrlichen Moscheen verfügt und alle Besoldungen der Geistlichen durch seine Hände gehen, so zieht er ansehnliche Summen aus diesen Quellen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten in Münster.

(Münster, 11. März.) Die Jesuiten haben mit außerordentlichem Erfolge hier gearbeitet. Die größere Hälfte unserer Bewohner befindet sich noch augenblicklich in einem geistigen Rausche, der sich zum Theil bis zur vollkommenen Geistesverwirrung gesteigert hat. Die Herren sind gestern wieder abgegangen und bald wird wohl die Reflektion ihr Recht geltend machen und ernüchternd wirken. Es war ein komischer, aber zugleich ein herzbeklemmender Anblick, den die Bevölkerung in den letzten Tagen der Woche gewährte. Das Treiben, es war fast wie Faschingsspiel, fast aber auch, als wäre das Mittelalter seinem Grabe entstiegen und wir in eine Gespensterwelt versetzt. So überraschend der Erfolg, so natürlich ist er aber auch, so wenig erschreckend, wenn man die Intrigue verfolgt und bei Lichte betrachtet. Die Ankunft der Jesuiten hatte die Neugierde unserer Stadt gewaltig gereizt, Neugierde füllte zuerst die Hallen des Doms. Die Vorstellungen, welche man sich von den Patres gemacht, wurden sicherlich alle getäuscht. Man erwartete etwas „Extraes", wie man hier sagt, man fand das Gegentheil. Die Patres vermieden den stelzfüßigen Kanzel-Pathos, den vorweltlichen Predigerstyl, sie sprachen, wie man gewöhnlich spricht im Hause, unter guten Bekannten, sie sprachen von den gewöhnlichsten Dingen, nicht von den Lilien auf dem Felde, von den Sperlingen und Leviathans und dergleichen zwar hergebrachten, jedoch sehr interesselosen Sachen, aber von Dem, was auf der Straße, was auf dem Ball geschieht, was da vorfällt, wenn ein Mädchen eine Bekanntschaft hat, wie die Dienstmägde zu schönen Kleidern kommen, wie es in der Kinderstube aussieht, wenn Mann und Frau das Haus verlassen u. s. w. Sie griffen in das alltägliche Leben hinein, verweilten bei den gewöhnlichsten Begebnissen, gingen in die trivialsten Verhältnisse hinein. Es ist zwar sonderbar, aber Thatsache, daß gewisse Bildungsklassen durch nichts mehr interessirt werden, als wenn man von ihnen und ihren Erlebnissen spricht, wenn von einem Manne, den sie als höher gestellt betrachten, von einem Orte aus, welchen in ihrer Vorstellung ein Nimbus umgibt, in ihre Verhältnisse eingedrungen wird, Dinge und Lebenslagen, welche ihnen doch längst aus tausendfältiger Erfahrung bekannt sind, besprochen und geschildert werden. Statt gelangweilt zu werden, fühlen sie sich geehrt, bekommen sie Vertrauen in die Einsicht und das Herz des Redners, wenigstens eine Zeit lang. „Jeder bekommt seinen Theil" — diese Erwartung trieb die Menge Tag für Tag in den Dom. Dazu kam, daß die Patres die geschlechtlichen Verhältnisse mit besonderer Vorliebe behandelten, gegen das Laster der Unzucht, gegen unkeusche Begierden mit besonderem Eifer zu Felde zogen, daß ihre Sprachweise in Popularität oft an Cynismus streifte, es fehlte also auch nicht an Piquantem; die Mädchen wurden mehr als einmal roth, und das hat leider für die Bühne, wie für die Kanzel viel Anziehendes; der heilige Schleier, mit welchem die Sache umgeben, die moralische und christliche Entrüstung, mit der sie gezüchtigt wird, schwächt nichts an ihrem kitzelnden Reiz. — Diese Form der Predigten war noch in anderer Beziehung für den Zweck der Jesuiten-Mission sehr geeignet. Nur im Beichtstuhl konnte dauernder Einfluß über die Seelen, die geistliche Leitung derselben gewonnen werden. Es mußte also ein besonderes Beichtbedürfniß, das Gefühl der Leitungs- und Hülfsbedürftigkeit und andererseits das Vertrauen auf die Patres als die besten Führer und gelindesten Beichtiger erweckt werden; dazu war, wie gesagt, die gewählte Form der Predigten sehr geschickt. Man ging in die einzelnen Lebensverhältnisse ein, um in allen den bösen Feind und sein Mittel, die Seelen zu verderben, die Sünde, zu entdecken. Ueberall witterte man den Pferdefuß, überall die Schlingen des Erzfeindes, in jeder Regung der Sinne, jeder Begierde, jedem Vergnügen, jedem geschlechtlichen Verhältniß wurde der erste Schritt zu einer Todsünde und zum ewigen Verderben erblickt. Alle Wege auf Erden sollten zur Hölle führen; „nur durch ein schmales Pförtchen läßt sich ihr entrinnen, das ist der Beichtstuhl", wurde wiederholt versichert. Die Hölle selbst, das jüngste Gericht wurde dann sehr plastisch geschildert, die Qual der zum Feuer — zum reellen, nicht bloß symbolischen, hob man hervor — Verdammten sehr anschaulich gemacht. Dazwischen wurden Streiflichter über die nothwendigen Eigenschaften eines Beichtvaters geworfen, besonders wiederholt, daß er sich vor keiner Sünde entsetzen dürfe, die schwärzeste ihm die liebste seyn müsse.

Das Manöver gelang, besonders bei den weiblichen Zuhörern, bei den untern Klassen natürlich verhältnißmäßig mehr, wie bei den sogenannten gebildeteren. Die armen Geschöpfe, durch ihre Erziehung ohne Halt, ohne Urtheil über, ohne Maßstab für Moral und Sünde, außer dem positiven, welchen die Geistlichkeit ihnen aufoktroyirt, geriethen in schreckliche Seelenangst. In jedem Schritt und Tritt sahen sie eine Todsünde, in jeder Regung ihrer Natur die Netze des Widersachers, was sie unbefangen bisher genossen hatten, Tanz, Theater, Liebschaften, war zum Verbrechen gestempelt. Es wurde wirr in den beschränkten Köpfchen, die Angst vor den ewigen Strafen trieb und folterte sie, sie flohen in den Beichtstuhl. Diese krankhaften Zustände verbreiteten sich wie eine Epidemie oder wie eine Mode. Bei den Männern war die Tollheit nicht so groß, aber der Einfluß der Weiber genügte doch, auch sie in eine Art Fanatismus zu versetzen, wenigstens ihnen den Mund zu verschließen und ein energisches Gegenwirken zu verhindern.

Es ist begreiflich, daß die Physiognomie der guten Stadt Münster eine seltsame Veränderung erlitt. Das Theater und die Wirthshäuser wurden leer, dagegen wallfahrte man vom Morgen bis zum Abend nach dem Dom, die Glocken läuteten ohne Aufhören, in Gesellschaften war es einsilbig, oder, wenn vielleicht ein Angriff auf die Jesuiten gemacht wurde, laut und heftig und leidenschaftlich bis zu thätlichen Demonstrationen. Die Hausväter waren mürrisch, denn die Suppen verbrannten, die Braten

Digitized by Google

verdarben, weil die Köchinnen mehr an das ewige Feuer, wie an ihren Herd dachten. Alles ging quer, nichts war zu rechter Zeit da, denn die Mädchen lagen täglich dreimal in der Kirche. Wie weit die Befangenheit, der Unsinn ging, mußte die hier erscheinende „Volkshalle" erfahren. Durch einen sehr sanften Artikel, nicht gegen, sondern über die Jesuiten hatte sie schon Tags zuvor Aufregung verbreitet. In dem folgenden Blatte stand eine Annonce, worin die Theaterdirektion um Aufführung des Lustspiels: „Keine Jesuiten mehr!" aufgefordert und über derselben eine andere, worin der Verkauf von Ochsenfleisch angezeigt wurde. Zufällig war der Theilungsstrich schlecht gedruckt. Dies wird in einem Wirthshause bemerkt. Ein Redner erhebt sich und deducirt, die beiden Annoncen gehörten zusammen, mit den Wörtern Ochsenfleisch und Mettwürsten habe man die ehrwürdigen Patres gemeint. Der Sturm ist nicht zu beschwichtigen; Jemand, der es versucht, das Blatt zu vertheidigen, wird hinausgeworfen und beschlossen, großes Autodafé über das arme Blatt zu halten. Der Ofen nahm es auf. Andern Tages liefen mehrere Kündigungen des Blattes ein, und — dies ist vielleicht am bezeichnendsten für die allgemeine Verstandesabwesenheit — der seit einigen Tagen alleinige Eigenthümer der „Westphälischen Volkshalle" (die andern haben sich mit der in diesem Monat in Hamm erscheinenden „Westphälischen Zeitung" vereinigt, welche fortan auch als das Organ der demokratischen Partei Münsters betrachtet wird) ließ sich zu der Taktlosigkeit verleiten, den Jesuitenartikel zu desavouiren und zu versprechen, nie mehr auf das Gebiet des Kirchlichen sich zu verlieren, auch die Verantwortlichkeit für Annoncen abzulehnen.

Ich glaube mein Urtheil in den Einleitungsworten dieses Aufsatzes gerechtfertigt zu haben. Meine guten Landsleute sind augenblicklich völlig unzurechnungsfähig; der Rausch wird übrigens nachlassen und läßt schon nach. Ich schließe die heutige Mittheilung in der Hoffnung, bald darüber berichten zu können, auch werden Sie mir wohl noch Raum für einige weitere Bemerkungen über denselben Gegenstand verstatten. (Nat.-Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leid und Trost.) Der ehemalige Reichstagsabgeordnete von Prato in Roveredo erhielt ein Decret aus Wien, durch das er seiner Stelle als Lehrer am Gymnasium entsetzt wurde wegen seines Benehmens im Jahr 1848, — und zu gleicher Zeit erhielt er von seinen Wählern eine silberne Vase über 10 Pfund schwer, mit der Inschrift: „Johann von Prato, der in der Frankfurter und Kremsierer Versammlung die heiligen Rechte des Vaterlandes muthig zu vertheidigen wagte."

Korrespondenz.

Gotha, 19. März.

Während ich an Sie schreibe, schlägt der Schnee in dicken Flocken an mein Fenster; dicke Eiszacken hängen von dem Dache des mir gegenüber liegenden Hauses herunter. Der Winter, den wir überwunden glaubten, ist noch einmal und sehr heftig wiedergekehrt, denn wir hatten gestern 10 Grad Kälte. Die Gärten, welche schon zu grünen begannen, sind wieder starr und todt und die Häupter der Frühblumen, welche schon auf den Beeten erblüht waren, sind wieder in die weiße, tödtende Decke gehüllt. Der Frühling hat uns getäuscht und hat noch einmal, hoffentlich nur auf kurze Zeit, sein unveräußerliches Recht dem unfreundlichen Winter abgetreten. Glücklicherweise gewährt uns Armen die Kunst manchen schönen Genuß, der uns die üble Laune des Wetters in etwas vergessen macht. Einen solchen gewährte uns die am 17. d. M. endlich erfolgte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten". Sie war eine gelungene zu nennen und die einzelnen Scenen sowohl, als das Ensemble befriedigte die Erwartung des Publikums im ausgedehntesten Maße. Hr. Reer als Raoul bewährte seinen Ruhm als ausgezeichneter Tenorist und wurde selbst, besonders in den Scenen, wo die als Schauspielerin und Sängerin gleich ausgezeichnete Fräul. Garrigues (Valentine) ihm gegenüber stand, zu einer lebhafteren Darstellung hingerissen, als wir sie sonst an ihm gewohnt sind. Mad. Herbst-Jazede, als Margarethe, mit ihrer bewundernswerthen Gesangsfertigkeit und glockenreinen Höhe, sowie Hr. Hofer, als Marcell, dessen Stimme in dieser Rolle ihre ganze Biegsamkeit, Fülle und Kraft zu entfalten vermochte, bildeten in diesem Gesangsgemälde sehr hervorragende Figuren. Eben so wurden die Nebenrollen, wie die des St. Bris, mit anerkennenswerthem Fleiße durchgeführt und es läßt diese gelungene Darstellung der „Hugenotten" hoffen, daß die uns noch in dieser Saison zugesagte Aufführung des „Propheten" nicht hinter der Erwartung zurückbleiben werde, welche unser ausgezeichnetes Sängerpersonal uns daron hegen läßt. Leider soll bereits mit der Mitte künftigen Monats unser Theater wieder geschlossen werden, und es scheint demnach der früher gefaßte Plan, daß das Schauspielerpersonal wegen des Erfurter Reichstages diesen Sommer hier bleiben werde, abgeändert worden zu seyn.

Frankfurt, 20. März.

Es gereicht uns zur Befriedigung, dem Publikum anzeigen zu können, daß am bevorstehenden Charfreitage im hiesigen Schauspielhause ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert stattfinden wird, dessen Ertrag zum Vortheil der Mitglieder des Orchesters bestimmt ist. In demselben werden, wie man vernimmt, Rossini's Stabat mater und Beethovens Christus am Oelberge zur Ausführung gelangen, zwei eben so anziehende, als seit längerer Zeit hier nicht gehörte Tonschöpfungen. Wenn einerseits die so vielfach in Anspruch genommene und durch den Fleiß und die Gediegenheit ihrer Leistungen ausgezeichnete Wirksamkeit unseres Theaterorchesters sich der wohlverdienten Anerkennung der Kunstfreunde erfreut, welche sich auch bei der hier gebotenen Veranlassung zu bethätigen nicht ermangeln wird, so verdient anderseits die Theaterdirektion den besten Dank für die Bereitwilligkeit, womit sie dem genannten Institute die hier zur Anzeige gebrachte Benefizvorstellung zu verwilligen eben so billig als freundlich gewesen ist.

Montag, 25. März Achte und letzte Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Polch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus H moll von Haydn. 2) Quartett aus G dur von Heinrich Wolff. 3) Quartett aus C dur von Beethoven. — Billets zu fl. 1. 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Samstag, 23. März. (Neu einstudirt): Kean, Lustspiel in 5 Akten von A. Dumas; für das deutsche Theater frei bearbeitet von Ernst Großmann.

Sonntag, 24. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Vorläufige Anzeige.

Die Novitäten, welche in den nächsten Tagen zur Aufführung kommen, sind:

Der Feensee, große romantische Oper in 5 Abth. von Auber.
Robespierre, Trauerspiel in 5 Abth. von Griepenkerl.
Die Zillerthaler, Liederspiel in 1 Akt von Reßmüller.

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Sonntag, 24. März. (Zum ersten Male): Drei Feen, Lustspiel in 2 Akten von Friedrich. Vorher: Der Nachtwächter, Posse in Versen in 1 Akt von Th. Körner.

Druck und Verlag von Heller und Kohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 72. Montag, den 25. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes." Von A. S.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, als gerade Jeder die Vorzüge seiner Pferde herausstrich, schlug Edward vor, ein großartiges Wettrennen hier zu veranstalten, und der Schauplatz war zu gut gewählt, als daß nicht Alle gleich mit Begeisterung dem glücklichen Gedanken zugestimmt hätten. Sämmtliche Offiziere waren trefflich beritten; auch Sir Edward besaß ausgezeichnete Pferde, darunter einen unvergleichlichen Araber, den er von einem reichen Muselmann erhalten hatte, der ihn um keinen Preis abgetreten haben würde, wäre dessen Stirne nicht mit einem weißen Flecke gezeichnet gewesen, einem Merkmal, welches die Orientalen für eine schlimme Vorbedeutung ansehen. Zwei eigens dazu gemiethete Saïs (persische Stallknechte) führten, zu Fuße neben her gehend, auf der Reise das prächtige Thier am Zügel. Sir Edward hatte unendliche Mühe darauf verwendet, es zu zähmen, es an den Anblick der rothen Uniformen und besonders daran zu gewöhnen, sich von einem Reiter besteigen zu lassen, der weder weite Beinkleider noch einen Turban trug. Dieser kostbare Hengst machte den Ruhm und Stolz Sir Edward's aus, der, auf einen zuverlässigen Sieg rechnend, mit Ungeduld des Augenblicks harrte, in die Schranken zu treten.

Man war überein gekommen, den Pferden vorher einige Tage Rast zu gönnen, was jedoch die Wettkämpfer nicht verhinderte, sich einstweilen durch angestellte kleine Proberitte zum Hauptrennen vorzubereiten. Je näher der entscheidende Zeitpunkt heranrückte, desto hitziger wurden diese Vorübungen betrieben und Sir Edward, voll Zuversicht auf die Ueberlegenheit seines Pferdes, bot den kühnsten Wetten die Spitze.

Endlich brach der bestimmte Tag an; die zahlreichen Zelte, am Saume der Ebene aufgereiht, erinnerten an die eleganten Pavillons, die man in Europa bei ähnlichen Festlichkeiten zu errichten pflegt. Die Fahnen flatterten im Morgenwinde, die Cipayé's, mit Lanzen bewaffnet und in abgemessenen Zwischenräumen gleich weit von einander aufgestellt, bezeichneten die bei'm Wettrennen einzuhaltende Bahnlinie. Die Trümmer einer alten Pagode, am Abhange eines Hügels aus einer Gruppe von Feigenbäumen zur Hälfte hervorragend, bildeten das Ziel und den Wendepunkt des improvisirten Hippodroms.

Auf's gegebene Signal stürzten sich alle Reiter mit Ungestüm in die Rennbahn. Sir Edward, der gleich bei'm ersten Auslaufe die Uebrigen überflügelte, fühlte plötzlich bei'm Umschwenken vor der Pagode sein Pferd unter sich zusammenschaudern; die Blitzesschnelligkeit des Rittes ließ ihn jedoch nicht unterscheiden, was die Ursache dieses Schreckens gewesen seyn mochte. Im zweiten Auslaufe verfehlte er nicht, bei'm Anlangen an derselben Stelle seinen Blick auf's schärfste in das Innere der Ruine zu richten, allein er gewahrte nichts als ein schwarzes Götzenbild mit acht ausgebreiteten Armen; diesmal strauchelte sein Pferd blos leicht, indem es daran vorbeisprengte. Bei'm letzten Auslaufe verdoppelten die Reiter, die sich abermals von Sir Edward überflügelt sahen, ihre Anstrengungen, ihm zuvorzukommen; schon war er ganz nahe dem Ziele, schon hielt er sich auch zum drittenmale des Sieges für gewiß, nur ein paar Schritte noch trennten ihn von der Pagode — da traf plötzlich ein mit aller Gewalt von Seiten der Statue her geschleudertes steinernes Bruchstück sein Pferd mitten auf die Stirne. Das edle Thier bäumte sich im mächtigen Aufschwunge, überstürzte sich auf die Vorderfüße und wälzte sich mit seinem Herrn im Staube.

Dieser Sieg war verloren; Sir Edward, der glücklicherweise nur eine Quetschung am Arme davon getragen, erhob sich rasch und rannte wie außer sich in das Innere der Pagode, wo er jedoch nichts weiter fand, als das schwarze steinerne Götzenbild, das ihm mit stieren Blicken entgegenklotzte; allein bei aufmerksamer Untersuchung entdeckte er, daß demselben die Hälfte der einen Hand fehlt. Im ersten Anfall seiner Wuth war er im Begriff, dem Götzen das Haupt mit einem Pistolenschusse zu zerschmettern; doch gab ihm der Gedanke, daß diese unnütze Rache auch noch den Fluch der Lächerlichkeit zu der Demüthigung fügen würde, die er durch seine Niederlage erlitten, seine ganze Kaltblütigkeit zurück. Sein Lieblingsrenner war nun für immer dienstuntauglich geworden; er selbst fühlte heftige Schmerzen am gequetschten Arme, und die Offiziere, die, um ihn zu trösten, zahlreiche Beispiele von den Unannehmlichkeiten anführten, die mit dem Halten von arabischen Pferden in Indien verbunden seyen, wo man so häufig die ungeheuerlichsten Götzenbilder anträfe, vor denen sie scheu würden, steigerten eher noch seine Verstimmung, statt sie zu zerstreuen.

Von dem Fragmente, das von unsichtbarer Hand auf seinen Araber geschleudert worden war und wirklich an den einen der acht Arme der Statue paßte, ließ er kein Wort über seine Lippen gleiten, weil er fürchtete, für abergläubisch gehalten zu werden, wenn er besondere Bedeutung in diesem Umstande suche. Auch hatten seine Genossen nicht bemerkt, daß der Steinwurf die Ursache seines Unfalls war.

Am folgenden Morgen setzte Sir Edward, den Arm in der Binde tragend, nach ziemlich kühlem Abschiede von den Offizieren, seine Reise fort. Als er im Schritte und sehr übler Laune den Hügel erstiegen hatte, an dessen Fuße das Wettrennen stattgefunden, sah er eine Menge von Eingeborenen sich längst des Pfades einherdrängen. Die Hornmuschel, auf welcher die hindostanischen Priester zu blasen pflegen, um die Gläubigen zum Gottesdienste zu versammeln, ertönte mit dumpfheulenden Klängen durch den Wald. Weiber und Männer, erstere mit kleinen

Digitized by Google

Kindern rittlings auf dem Rücken, eilten mit jenem leichten, fliegenden Schritte des Wilden herbei, der beinahe völlig unbekleidet, so behend und zwanglos in allen seinen Bewegungen ist. Der ganze Haufen gruppirte sich um einen Behälter von glühenden Kohlen, über welche von Opium berauschte Fanatiker mit nackten Füßen hin und herschritten. Zunächst diesem feurigen Roste erhob sich ein starker Pfahl, in dessen obersten Theil eine lange biegsame Stange in Form eines Wagebalkens eingefügt war, den man nach Belieben drehen und wenden konnte. In demselben Augenblicke, als Edward mit seinem Gefolge heran kam, — denn die Feierlichkeit fand dicht am Rande der Straße statt — zog ein Sanniassy das eine Ende der Stange an sich hin und hing sich mittels eines eisernen Hakens, den er sich in das nackte Fleisch unter den Rippenknochen befestigte, an derselben auf. Auf ein von ihm selbst gegebenes Zeichen drückten nun zwei Dutzend Männer aus dem anwesenden Volke das entgegengesetzte Ende des Wagebalkens mit aller Kraft niederwärts, so daß sich der andere Theil mit dem freiwillig Gehängten hoch in die Luft erhob. Der heilige Mann drehte sich nun mit ungemeiner Geschwindigkeit mehreremale in dieser schwebenden Stellung umher, schwenkte sich hierauf, wie ein kreisender Vogel, in sanften Wogungen mit ausgebreiteten Armen bald nach links, bald nach rechts, und streute über die voll starrer Verwunderung ihn angaffende Menge aus vollen Händen eine Masse von Blumen. Das Blut rann ihm dabei stromweise über die Hüfte herab. Während dessen war Sir Edward ihm ganz nahe gekommen, wandte jedoch sogleich die Augen von dem abstoßenden Schauspiel wieder ab; allein der Sanniassy heftete seinen Blick, in welchem Triumph und Verzückung glühte, fest auf ihn, und warf ihm, als wollt' er ihn nöthigen, das Gesicht wieder nach ihm zu wenden, den Zweig einer blühenden Asklepia an den Kopf mit den Worten: „Ziehe hin, mein Sohn, gehe, wohin Deine Wünsche Dich rufen, und mögen Deine Wege gesegnet seyn!“

(Fortsetzung folgt.)

Studentengruß.*)

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
So schallt es oft von tausend frohen Zungen,
So schallt es oft, und wird es immer schallen,
So lang noch Jugendlust uns froh durchglühet,
So lang noch Kraft die Adern uns durchsprühet,
Das alte Lied, wie's einstmals hell erklungen.

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
Die Rosen blühen nur im gold'nen Lenze,
Nur wenn der Frühlingsknabe wonnig lächelt,
Mit duft'gem Kuß die grünen Fluren fächelt,
Entfaltet Flora ihre Blumenkränze;
Nur in dem Lebensfrühling ist das Leben schön;
D'rum laßt auf's Burschenwohl uns freudig trinken,
So lang uns noch der Jugend Rosen winken,
So lang nicht düst're Sorgen uns umweh'n.

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
Soll für das Wohl der Menschheit eifrig ringen,
Der Mann der heh'ren, ernsten Wissenschaft,
Soll heil'ges Feuer seine Brust durchdringen,
Ihn scheidend von dem Volk durch Geisteskraft,
Muß er die Jugend kräftig froh genießen,
Ihm Lebensmuth durch alle Adern fließen,
Zum rüst'gen Wirken und zum thät'gen Streben,
Erkräftigt nur das freie Burschenleben.

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
Küßt uns ein deutsches Mädchen mit Verlangen,
Sind ihrer treuen Lieb' wir uns bewußt,
Erglühen sittig ihre Lilienwangen,
O dann durchstrahlt uns sel'ge Götterlust,
Und durch die Nacht der öden, kalten Ferne,
Erglänzen ihre schönen Augensterne,
Wir kehren wieder einst — wie klopft die Brust!

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
O wollt uns diesen schönen Traum nicht rauben,
Zu früh entflieht sie ja, die holde Jugendzeit.
Entreißt uns nicht den süßen Jugendglauben,
Zu bald ereilet uns des Alters Düsterkeit;
Kalt sind wir dann, wo feurig wir jetzt glühen,
Die frohen, lustdurchwebten Träume fliehen,
O gönnt den Traum uns, der uns Rosen beut.

Stoßt an! Burschenwohl lebe!
Nach Lebens Mühen und nach Lebens Leiden,
Gedenken wir noch froh der schönen Zeiten,
Wenn wir nicht fern mehr von dem Grabe steh'n,
Und neu ermahnt zur Freude das Gedächtniß,
Stets bleibt er uns ein heiliges Vermächtniß,
Der holde Jugendtraum, er war so schön!

*) Aus: „Vermischte Schriften von Dr. E. Zirndorfer. Hanau, Edler'sche Buchhandlung. Diese Sammlung vermischter poetischer Arbeiten des Verfassers enthält Gedichte, Dramatisches und Mythen. Sie ist im Jahr 1848 erschienen, zu einer Zeit, die der lyrischen Muse nicht günstig war. In derselben findet sich manches gute und sinnige Gedicht, so daß wir nicht unterlassen wollen, sie jetzt, wo man poetischen Ergüssen mehr Aufmerksamkeit schenkt, dem Publikum in Erinnerung zu bringen.

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Das nächste Amt nach dem des Mufti ist das der Kadilesker oder Kadilaschirs, deren es zwei gibt. Ursprünglich beschränkte sich ihre Gerichtsbarkeit auf Militärsachen, wie ihr Name anzeigt, denn Kadi bedeutet Richter und Laschir Miliz, jetzt aber erstreckt sich ihre Gerichtsbarkeit über alle Personen und Sachen. Das Amt eines Kadileskers befähigt Denjenigen, der es bekleidet, zur Würde eines Mufti.

Auf die Kadilesker folgen die Moulah's, die in zwei Klassen zerfallen. Diejenigen, welche zur ersten Klasse gehören, beziehen täglich eine Besoldung von 500 Aspern und haben die Gerichtsbarkeit eines Pascha von drei Roßschweifen. Diejenigen, welche zur zweiten Klasse gehören, sind Richter geringerer Provinzen und haben unter ihrer Gerichtsbarkeit nur die Kadi's der kleinen Städte und Dörfer, und ihr Einkommen ist nichts weniger als beträchtlich.

Die Moulah's und Kadi's werden als Rechtsgelehrte und Geistliche zugleich betrachtet, denn da ihre Religion sowohl, als ihre Gesetze von Mahomet herrühren, so machen die Türken keinen Unterschied zwischen diesen Ständen. Sie bedienen sich, wie die Diener der christlichen Kirche, häufig der Religion im Interesse ihrer niedrigsten Leidenschaften.

Die Oberaufseher oder Vorsteher der Moschee'n werden vom Großvezir erwählt und heißen Imans. Sie müssen im Stande

Digitized by Google

seyn, den Koran gut zu lesen; auch müssen sie, ehe sie zur Stelle eines Iman befördert werden, das Volk von den kleinen Thürmen der Moschee zum Gebet gerufen haben. Der Mufti hat keine Gerichtsbarkeit über sie. Jeder Iman ist unabhängig in der Leitung seiner Moschee, aber in bürgerlichen und peinlichen Angelegenheiten stehen sie unter der Civilbehörde.

Die Emirs können ebenfalls zur Klasse der Geistlichen gerechnet werden. Sie unterscheiden sich von den übrigen Türken durch einen grünen Turban, die Lieblingsfarbe des Propheten, und rühmen sich, in gerader Linie von Mahomet abzustammen. Ihre Zahl ist sehr groß, denn es ist hinlänglich, daß eine weibliche Emir einen Türken, welcher kein Emir ist, heirathe, um ihre Nachkommenschaft dieser Würde und der damit verbundenen Privilegien theilhaftig zu machen.

Sie haben einen Obervorsteher, der Nakib-Seerf heißt und eine unbeschränkte Gewalt über sie ausübt. Derselbe verhängt jedoch nie öffentliche Strafen über sie, sowohl um Aergerniß zu vermeiden, als auch um die allgemeine Ehrerbietung gegen das Geschlecht der Emirs unbefleckt zu erhalten. Unter ihm steht der Klembar, dessen Amt es ist, die Fahne des Propheten in Kriegszeiten und bei jeder andern Gelegenheit, wenn sie öffentlich erscheinen muß, zu tragen.

Die Emirs sind zu jedem Amte im Staate zulässig und können auf die ansehnlichsten Ehrenstellen Anspruch machen. Sie genießen einer Menge Privilegien und unter andern des Vorrechts, daß sie Demjenigen, der sich irgendwie thätlich an ihnen vergreift, die Hand können abhauen lassen. Allein die Türken haben ein Mittel ausfindig gemacht, der Vollziehung dieses barbarischen Vorrechts vorzubeugen, denn wenn sie etwa einen Emir betrunken auf der Gasse antreffen und in Streit mit ihm gerathen, was sehr oft vorkommt, so nehmen sie ihm den grünen Turban mit größter Ehrerbietung ab, und gerben ihn alsdann tüchtig durch. Da der grüne Turban die einzige Auszeichnung eines Emirs ist, so geben die Thäter vor, ihn nicht erkannt zu haben und kommen dann mit einer gelinden Strafe weg. Ehemals waren die Emirs die gewissenhaftesten Beobachter des mahometanischen Glaubens und brachten alle Gebote desselben mit ungemeiner Strenge in Ausübung, jetzt sind sie größtentheils die niederträchtigsten Kreaturen des türkischen Pöbels: ein Beweis, daß erbliche Vorrechte allmälig immer zur Entsittlichung derjenigen Klasse führt, die sich ihrer ohne Verdienst zu erfreuen hat.

Die Türken haben, wie die Katholiken, Klöster und geistliche Orden. Der Ursprung ihrer Gründung ist sowohl in Rücksicht auf die Zeit, als auf die Ursache völlig unbekannt und fabelhaft. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten der türkischen geistlichen Orden unter Orkans Regierung gestiftet worden sind, obgleich man vorgibt, daß sie von Mahomet selbst oder von seinen vier unmittelbaren Nachfolgern herrühren. Nachdem Orkan verschiedene Reiche unter seine Herrschaft gebracht und sein Gebiet bis in Natolien ausgebreitet hatte, machte er Bursa zur Hauptstadt seiner Staaten, und um seine Dankbarkeit für seine Siege gegen Gott und seinen Propheten zu beweisen, ernannte er gewisse Personen, die, Allah zu Ehren, abgesondert in Bußübungen leben und seine neuen Unterthanen in der Lehre seiner neuen Religion unterrichten sollten. Zwei seiner Höflinge, Nassibendi und Kalvet, die wegen ihrer Rechtschaffenheit und Weisheit berühmt waren, betraute er mit dieser Sendung. Nassibendi's vorzüglichste Jünger waren Krubeker und Maviloa. Kalvet hatte deren sechs: Bastasi, Suzii, Edek, Kalender, Kadri und Mimetulta. Alle diese Jünger stifteten in der Folge verschiedene geistliche, einander entgegengesetzte Orden, nicht aus frommen Beweggründen, sondern aus Eifersucht und Privatinteresse.

Die Maviloiten haben ihr Hauptkloster zu Kongi in Natolien außerhalb der Stadtmauern. Der Umfang desselben beträgt ungefähr eine Viertelmeile, und es enthält fünf Hundert Wohnungen für eben so viele Derwische, die aber meist immer zur Hälfte abwesend sind. Alle andern Klöster dieses Ordens hängen von dem zu Kongi ab. Ohne Grund hält das Volk die Derwische für sehr arm, die mit allen Bequemlichkeiten des Lebens reichlich versehen sind, und nur, um den äußern Schein zu retten, eine einfache grobe Kleidung tragen. Diese besteht in einem Hemde von gemeiner Leinwand, einem Rocke von dunkelfarbigem Flanell und einem Ueberrocke von weißem Tuche. Brust und Beine sind blos, auf dem Kopfe tragen sie eine runde Mütze von Kameelhaar und um den Leib einen ledernen Gürtel. Sie haben meist immer eine Art von Rosenkranz in der Hand und zählen die Knöpfe an demselben herunter, indem sie beständig das nämliche Gebet ableiern. Außerdem, daß sie mit ihren übrigen Glaubensgenossen den Ramadan beobachten, fasten sie auch noch alle Dienstage, Donnerstage und Freitage. Bei ihrem öffentlichen Gottesdienste predigt entweder der Vorsteher des Klosters oder er erklärt ein Kapitel aus dem Koran oder einem andern Buche eines mahometanischen Lehrers. Am Schlusse verneigen sie sich tief gegen den Vorsteher und es beginnt eine Musik, auf deren Klang sie sich mit solcher Geschwindigkeit im Wirbel drehen, daß es unmöglich ist, ihr Gesicht oder ihre Gestalt zu erkennen. Opium und nicht selten auch Wein und andere geistige Getränke genießen sie häufig in solchem Uebermaße, daß sie der Vernunft und aller körperlichen Empfindung beraubt sind.

Von dem Orden der Krubeker ist besonders der Umstand bemerkenswerth, daß sie die Nothwendigkeit der nach Mekka vorzunehmenden Wallfahrt läugnen und nicht für ein wesentliches Erforderniß zur Seligkeit ansehen, weshalb man sie auch für Ketzer hält.

Von Kalvet's Abkömmlingen ist der ansehnlichste Orden derjenige, welcher den Kadri als seinen Stifter anerkennt, von dessen unglaublicher Enthaltsamkeit und seltenen Tugenden die Mitglieder des Ordens eine unläugbare Ueberlieferung zu haben vorgeben. Nach einer Regel ihres Instituts darf ein Derwisch täglich nicht mehr als acht Unzen essen. Alle Dienstage bringen sie die ganze Nacht damit zu, daß sie sich nach dem Wirbel einer kleinen Trommel herumdrehen, wobei sie das Wort Hai wiederholen, das so viel heißt, als der Unsterbliche und eine von den Eigenschaften der Gottheit bezeichnet. Sie verrichten diese Uebung mit so großer Heftigkeit, daß ihnen zuweilen das Blut dabei aus dem Munde stürzt. Sie gehen stets baarfuß und lassen sich nie das Haar abscheeren. Auch haben sie mittels des Opiums und Weins göttliche Erscheinungen und Offenbarungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Thurgau.) Ein Dieb, Felix Windenhart, der in die Kirche zu Lommis eingebrochen, hat sich damit enschuldigt, er habe nur ein Stück von den Gebeinen seines in der Kirche ausgestellten Schutzheiligen Felix holen wollen. Wirklich wurde er auch bei dem Erbrechen des Glasschrankes, worin sich der heilige Felix befindet, ertappt. Ein fataler Umstand für ihn bleibt es jedoch, daß der Heilige mit einem sehr kostbaren Gewand bekleidet ist.

Der Wiener Augenarzt Hr. Dr. H. Löw hat eine Maschine erfunden, welche es möglich macht, die Staaroperationen, selbst bei dem empfindlichsten Kranken, mit vollkommener Sicherheit auszuführen.

Digitized by Google

(Dresden, 20. März.) Viel besprochen wird hier ein erst jetzt durch das Einrücken der Truppen aus der Cantonnirung bekannt gewordener trauriger Vorfall, welcher sich etwa vor einem Vierteljahr im Städchen Elstra bei Camenz ereignete. Ein Rekrut, der sein Gewehr zum Exerciren aus der Gewehrkammer, wo bekanntlich nur ungeladene Gewehre sich befinden, erhalten hatte, scherzt beim Ausrücken zum Exerciren mit der jungen, blühenden Tochter des Organisten in Elstra, verlangt einen Kuß, droht sie wegen ihrer Weigerung zu erschießen, setzt ein Zündhütchen auf, drückt ab und das Mädchen stürzt schwer verletzt. Nach langen Leiden ist sie kürzlich gestorben. Der Soldat ist nur zu bedauern, zu bestrafen nur Derjenige, durch dessen Nachlässigkeit ein geladenes Gewehr in die Kammer kam. (D. A. Z.)

Von dem Buch der Revolutionen oder die Ereignisse des Jahres 1848, für's Volk bearbeitet von Ferd. Schrader (Leipzig bei Hermann Fritzsche) ist nun die zweite Lieferung erschienen. Der 7. Band, der im Verlag von Karl B. Lorck in Leipzig erscheinenden niederländischen Bibliothek bringt eine neue Erzählung von Hendrik Conscience: „Der Rekrut." Die Geschichte ist einfach und schlicht, darum aber nicht minder schön und ergreifend, eben so reich an anziehenden Naturschilderungen, als an solchen eines stillen und friedlichen Gemüthslebens. Der vielbefähigte aber bescheidene Verfasser sagt im Vorwort: „Meine lieben Leser und Leserinnen, wenn ich hier verspreche, Euch die Geschichten zu erzählen, die ich in der alten Herberge erlauscht und auf der Haide selbst gesammelt, so erwartet nur die treue Schilderung der friedlichen Sitten der Haidebewohner, und seyd nachsichtig mit mir, der ich zu Euerem Vergnügen aus solchem geringen Stoffe ein ganzes Buch zu schreiben versuchen will."

(Lübeck, 15. März.) Heute Abend starb hier der in der musikalischen Welt rühmlichst bekannte, als sinniger Componist geachtete Musikdirektor Bach, der seit einigen Jahren bei uns lebte. Ein hartnäckiges und äußerst schmerzhaftes Herzleiden zerstörte sichtlich seine Lebenskraft schon seit Jahresfrist. Bach war ein Zeitgenosse Mendelsohns, und nur wenige Jahre älter als der ihm vorangegangene Meister.

Die große Erfurter Glocke, Susanna genannt, welche so eben die Verhandlungen der preußisch-deutschen Vertreter in das Land geläutet hat, wiegt 275 Zentner. Beiläufig mag hier noch erwähnt seyn, daß in demselben Dom, auf welchem die gewaltige Susanna hängt, auch der Graf von Gleichen mit seinen beiden Frauen begraben liegt.

Venedig hat einen ganz eigenthümlichen Wegweiser erhalten. Alle Gassen, welche von der Eisenbahnstation bis hinein zum Markusplatz führen, wurden an den Seiten mit einer schmalen, mit weißen Steinen gepflasterten Linie versehen, welche sich durch ihre Farbe vom andern Pflaster so sehr unterscheidet, daß jeder Fremde, ohne Jemand fragen zu müssen, den kürzesten und bequemsten Weg vom Bahnhof und zurück von selbst findet. Der verdienstvolle Mann, welcher auf diesen genialen Gedanken gerieth, ein Israelit, hatte sich ungemein viele Mühe gegeben, um diese Idee durchzuführen, und auch eine namhafte Geldsumme daraaf verwendet. Nach seinem Tode fand man in seinem Testament außerdem noch einen großen Beitrag zur Erhaltung dieses Wegweisers angewiesen.

(Ein Gedanke Göthe's über Unsterblichkeit.) Als Göthe eines Abends mit Eckermann von einer Spazierfahrt in der Umgegend Weimars nach der Stadt zurückkehrte, hatten sie die untergehende Sonne im Anblick Göthe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er zu seinem Begleiter die Worte eines Alten: „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne." „Wenn einer fünf und siebzig Jahre alt ist," fuhr er darauf fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; es ist ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet."

Korrespondenz.

Offenbach a. M., 20. März.

Die Verwaltung der hiesigen Spaekasse hat eine Uebersicht über den Stand dieser Kasse am 1. Jan. 1850 durch den Druck veröffentlicht. Hiernach betrug das Vermögen derselben an dem genannten Tage 420,575 fl. 50½ kr. (höchster Stand seit 1833, dem Jahre ihrer Gründung) und das Guthaben der Einleger 394,159 fl. 17½ kr. Im Laufe des Jahres 1849 sind von 1051 Einlegern 112,535 fl. 4½ kr. neu eingelegt und an 737 Einleger 92,594 fl 41½ kr. zurückbezahlt worden. Es hat sich also das Vermögen der hiesigen Sparkasse im Jahre 1849 um 19,940 fl. 20 kr. (ohne die Zinsen im Betrage von 11,061 fl 8 kr.) vermehrt, woraus folgt, daß das Vertrauen im Zunehmen begriffen und dieses um so erfreulicher ist, als der große Nutzen einer Sparkasse besonders in einer Fabrikstadt in die Augen fällt. Denn hierdurch ist nicht blos der arbeitenden Klasse Gelegenheit gegeben, ihre Ersparnisse sicher anlegen und dieselben nach und nach zu kleinen Kapitalien anwachsen lassen zu können, sondern es sind auch viele Häuser- und Güterbesitzer in den Stand gesetzt, ohne Dazwischenkunft Dritter sich Kapitalien zu einem billigen Zinsfuß zu verschaffen, indem nach den Statuten der in Rede stehenden, gemeinnützigen Anstalt die eingelegten Gelder nur auf sichere Hypotheken in hiesiger Stadt ausgeliehen werden dürfen.

Frankfurt, 22. März.

Das Piano-Cantante, welches nach und nach immer mehr Anklang findet, indem durch die unermüdliche Ausdauer des als Virtuosen auf diesem Instrumente rühmlichst bekannten Hrn. Eduard Breunig alle Schwierigkeiten allmälig glücklich überwunden werden, soll uns in diesen Tagen, d. h. am 26. März, in dem Saale der Loge Carl, in einem größern Konzerte wieder vorgeführt werden. Hr Breunig wird bei dieser Gelegenheit von Fräul. Jost, den HHrn. Caspari und Buhl, so wie von einem Theile des Liederkranzes unterstützt werden. Das Konzert verspricht um so lohnender zu werden, als für eine angenehme Abwechselung in den Tonstücken gesorgt ist, und einige neue Compositionen von Schnyder und Aug. Buhl hier zum ersten Male zur Aufführung kommen werden.

Wegen Unpäßlichkeit des Hrn. Drinnenberg bleibt die auf den 25. d. angekündigte Quartett-Unterhaltung des Hrn. Heinrich Wolff abermals bis auf Weiteres ausgesetzt.

Theater-Anzeige.

Montag, 25. März. Börsen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth. von D. Kalisch, Arrangement der Musik vom k. Musikdirektor Gährig.

Dienstag, 26. März. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professorin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 27. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab. Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 73. Dienstag, den 26. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes." Von A. S.

(Fortsetzung.)

IV.

Bei diesem Zurufe des Sanninassy fühlte sich Sir Edward von einem kalten Schauer überlaufen; aber in der nächsten Minute schalt er sich selbst wegen dieser Schwäche aus, und hatte kaum hundert Schritte zurückgelegt, als er sein Pferd wieder anhielt, von einer unwiderstehlichen Anwandlung ergriffen, dem verrückten Schwärmer eine Kugel seiner Jagdflinte durch den Schädel zu jagen. Einen solchen Galgenvogel im Fluge herabzuschießen, schien ihm ein verdienstliches Werk; aber als er sich umwandte, um ihn auf's Korn zu nehmen, schwebte der Sanniassy nicht mehr über den Köpfen der Menge, sondern hatte sich an seinem Stangenende, vom Blutverlust erschöpft, wieder auf die Erde herabsenken lassen, worauf ihn der Volkshaufe im Triumphe von dannen trug.

Wenige Tage darauf langte Sir Edward, vollkommen erholt von den Folgen jenes Sturzes, am Ziele seiner Reise, in Calcutta, der Hauptstadt Bengalens, an. Ein Leben voller Feste und Zerstreuungen aller Art wartete seiner dort. Wie Bombay den Brennpunkt des westlichen Asiens, und Madras das Herz der ostindischen Halbinsel, so stellt Calcutta das Haupt von ganz Asien vor. Die Macht des stolzen Englands hat sich hier in ihrem strahlendsten Glanz entfaltet, und es scheint, als ob die Million von Eingebornen, von der sie umwogt ist, nur dazu da wäre, ihr Gefolge vorzustellen, oder ihr zur Folie zu dienen. Auf einem solchen Schauplatze zu glänzen, war der glühendste Wunsch Sir Edward's, und er ging auch in Erfüllung. Die Natur hatte ihn mit all' jenen in den Augen der Welt so kostbaren Eigenschaften ausgestattet, welche den vollkommenen Gentleman ausmachen. Er durfte sich kühn in den berauschendsten Strudel der Lebensgenüsse hineinstürzen oder sich an die höchste Rolle auf der Bühne des Ehrgeizes wagen, voll Vertrauen auf seine Zukunft, voll Zuversicht, bei keiner Gelegenheit zu scheitern, welche das Geschick ihm bieten würde, sein Glück zu machen, wozu freilich ein bisher noch nicht erschütterter blinder Glauben an die Unwandelbarkeit desselben gehörte. Solche durch die Gunst des Schicksals verzogene Sterbliche durchfliegen das Daseyn leicht wie der Vogel den blauen Aether, sie werden nichts von den Steinen, von den Dorngestrüppen des Weges gewahr. Für sie bricht kein Tag an, der nicht ein neues Vergnügen mit sich führte, der nicht ein neues spannendes Kapitel zu dem Romane ihres Lebens fügte, einem Romane voll reizender Episoden, buntester Abwechslung und regster Bewegung, den sie Blatt für Blatt auf ihre Schritte streuen und Anderen, weniger Begünstigten, die Sorge des Auflesens und Sammelns überlassen.

Ein zweimonatlicher Aufenthalt zu Calcutta hätte hingereicht, Sir Edward in den vornehmsten Kreisen heimisch zu machen, und zu einem Manne der Mode, zu einem Liebling der Frauenwelt zu erheben. Auf dem Gipfel seines Strebens angelangt, verheirathete er sich. Seine Freunde behaupteten, er wolle sich mitten in seinem höchsten Ruhme begraben; er ließ sie schwatzen und überließ sich ganz dem sanften Strome des Glückes. Rauschende Lustpartieen, verwegene Jagden, Alles schob er auf die Seite, was das süße Gefühl einer heißerwiederten Liebe zu stören vermöchte; lange genug ja hatte er sich im Wirbel unstäten und leidenschaftlich erregten Lebens umhergetrieben, als daß er jetzt nicht in der friedlichen Ruhe eine reichliche Entschädigung für das Opfer seiner Unabhängigkeit finden sollte. Das Mädchen seiner Wahl war eine in Indien geborene Engländerin, die mit der Zartheit und Grazie der Töchter Albions die strengere Schönheit des asiatischen Typus verband. Der glühende Himmel Bengalens, der ihren Zügen den Ausdruck leiser Schwärmerei und sanften Schmachtens verliehen hatte, schien dagegen, statt auch die Energie ihres Charakters zu verweichlichen, dieselbe vielmehr entwickelt und gestählt zu haben. Sie bekundete sich bald als eine jener muthvollen, romantisch gesinnten Frauen, die sich unerschrocken dem wildesten Galopp eines eigensinnigen Pferdes und den stürmischen Launen eines empörten Meeres anvertrauen, die mit verwegener Lust den gefährlichsten Abenteuern und aufregendsten Schauern nachjagen, ohne doch jemals nur einen Augenblick vor der Welt der zarten Gränzen zu vergessen, welche die Würde und Schicklichkeit dem Weibe zieht, oder durch irgend eine Blöße die leidenschaftlichen Flügelschwinge ihres Innern zu verrathen, Sie Edward, der mit der zärtlichsten Liebe an seiner kaum achtzehnjährigen Gattin hing, zog sich mit ihr auf ein schönes Landgut am Ufer des Ganges, in der Nähe von Calcutta zurück.

Unter allen friedlichen Vergnügungen, welche dies gemüthliche Asyl darbot, zog Sir Edward die Spazierfahrten auf dem Flusse vor. Wie die meisten dort ansässigen reichen Engländer, besaß auch er eins jener mit Geschmack und Luxus ausgestatteten Schiffe, die man Bholia's nennt, deren Hintertheil gewöhnlich mit einem geräumigen Salon und zierlichen Kabinetten versehen ist. Sobald die Abendluft die erste Kühlung über die Fluren hauchte, gab er Befehl, die Bholia segelfertig zu machen. In fünf Minuten war von Köchen und Aufwärtern schon Alles an Bord geschafft, was solch ein schwimmendes Haus zur behaglichen Einrichtung bedurfte; Alles ging mit jener Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit vor sich, die das Leben in Ostindien zu einer so leichten und süßen Gewohnheit werden lassen, daß man sich oft versucht fühlt. Befehle auszutheilen, schon allein um des Vergnügens willen, so rasch und trefflich sie vollzogen zu sehen. Die häufigsten Ausflüge zu Schiffe machte Sir Edward den Ganges hinaufwärts, oberhalb Calcutta, um sich an den Reizen

Digitized by Google

seiner Ufer zu weiden, die immer abwechselnder und malerischer werden, je weiter man in's Innere des Landes hinein kommt; zuweilen aber auch folgte er seinem Laufe bis nahe zur Mündung in die See, deren grünliche Wogen, wie sie sich in der Strömung der Flußarme brechen, er vom Verdeck seiner Bholia aus deutlich gewahr werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Weiße Ostern.

An den Rückschritt.

(In der Osterwoche 1850)

Der Storch, der sich vertrauend
Schon bei uns sehen läßt,
Getäuscht hat er sich bitter,
Es schneit ihm kalt in's Nest.
Der Winter herrschte lange,
Er hat uns hart geplagt,
Bis endlich Frühlingswehen
Schnell, jählings ihn verjagt.

Wir freuten uns der Wärme,
Des Lichts, das mild erquickt,
Und glaubten überwunden
Den, der uns schwer gedrückt;
Doch wenig Tag der Freude
Nur waren uns vergönnt,
Der Winter herrscht noch einmal
Mit steengem Regiment.

Er wähnt, uns nie zu lassen,
Zu herrschen immerdar,
Er möcht' uns gerne knechten
Durch's ganze, ganze Jahr;
Er ließ gern keine Früchte,
Kein duftig Blümchen los,
Möcht' Alles gern behalten
Im eignen finstern Schooß.

Die Christenheit, sie feiert
Ihr Auferstehungsfest,
Obgleich der wüste Winter
Nichts aufersstehen läßt,
Und Israel gedenket
Im Glauben fest und treu
Des Auszugs aus Aegypten,
Aus finst'rer Sklaverei;

Allein der Winter schmiedet
In feste Fesseln sie.
Ihr Christen und ihr Juden,
Ihr feiert wohl zu früh.
Nein, freut euch nur und feiert
Und hofft die neue Zeit,
Trotz dem Triumph des Winters
Ist doch der Lenz nicht weit.

D'rum wüthe nur, du Winter,
Wir machen uns nichts d'raus,
Sind wir doch fest versichert,
Dein Regiment ist aus:

D'rum wüthe nur, du Winter,
Natur geht ihren Lauf,
Je ärger du jetzt wüthest,
Je früher hörst du auf.

David.

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Der geistliche Orden der Suzii betrachtet die Barmherzigkeit als die höchste menschliche Tugend und hat die Ausübung derselben zur Grundlage. Er dehnt sie sogar bis auf die Thiere aus, und eine der vornehmsten Sorgen seiner Mitglieder ist, die Hunde und Vögel auf der Gasse zu füttern.

Kalender wird noch immer Santon oder der Heilige, seines reinen Lebenswandels wegen, genannt. Er ging immer baarhäuptig und nackend, außer daß er einen Gürtel von Thierhaut trug. Seine Enthaltsamkeit hat nur ihres Gleichen in christlichen Legenden

Die Mitglieder dieses Ordens behalten noch immer den Titel Santon bei, obgleich sie die Enthaltsamkeit sowohl, wie alle andern Kasteiungen aus ihren Klöstern verbannt haben und mehr nach der Regel des Epikur, als nach dem Vorbilde ihres Stifters leben. Sie nehmen als Grundsatz an, daß, wenn Gott ihnen den heutigen Tag das Leben fristet, es darum geschieht, damit sie sich ihn, so gut sie können, zu Nutze machen sollen. Und anstatt wie die katholischen Trappisten bei einer Begegnung sich zuzurufen: „Bruder, erinnere Dich, daß Du sterben mußt!“ wiederholen sie beständig die Worte: „Der heutige Tag ist für uns, der morgige für Denjenigen, der noch am Leben ist!“ — Die Heuchelei ist ihnen fremd, denn sie predigen öffentlich, daß man gar leicht in's Paradies kommen kann, wenn man das viele Gute, was in der Welt ist, richtig zu gebrauchen weiß; worin wir ihnen vollkommen Recht geben. —

Mimetulla stiftete einen andern Orden, dessen Beschäftigung darin besteht, das Lob Gottes in arabischen Versen zu besingen. Die Novizen dieses Ordens haben eine sehr schwere Probe zu bestehen. Sie werden vierzig Tage lang ganz allein in ein Zimmer eingeschlossen und bekommen nichts Anderes zu ihrem Unterhalte, als täglich vierundzwanzig Drachmen trockenes Brod. Nur derjenige Kandidat, der dieses Noviziat standhaft und freudig aushält, wird in die Brüderschaft aufgenommen.

Bestasi war der hervorragendste Iman bei der Armee des Sultans Amurat während seiner berühmten Feldzüge. Fast alle Janitscharen bekannten sich sonst zu seiner Lehre. Die Anhänger derselben sind von aller Verbindlichkeit frei, dem Gebete obzuliegen, weil ihr Stifter behauptet, daß es zur Erlangung des ewigen Lebens nicht nothwendig sey. Dieser Orden ist folglich den Kriegsleuten sehr angenehm, die selten große Neigung zu Andachtsübungen in sich verspüren.

Die mahometanische Religion hat eine größere Anzahl von Sekten aufzuweisen, als irgend eine andere. Die Türken nehmen deren gewöhnlich nur zweiundsiebenzig an, doch wird sich Derjenige, der eine längere Zeit im Lande lebt, überzeugen, daß fast jeder Türke ein eigenes System und besondere Lehrsätze hat, worin er von seinem Nachbar abweicht, so daß es unmöglich ist, ihre Zahl genau zu bestimmen. Wir erwähnen hier nur die zwei vorzüglichsten, die des Omar und Ali. Die Türken sind Anhänger des ersten, die Perser des letztern, und der Haß, der zwischen diesen beiden Parteien besteht, ist fast unglaublich. Der Unterschied ihrer Lehrsätze ist so groß, daß, wenn man den einzigen Punkt ausnimmt, daß beide Parteien den Mahomet einmü-

Digitized by Google

thig als ihren Propheten anerkennen, man sie als zwei verschiedene Religionen ansehen kann. Die Türken glauben, daß der Mufti zu Konstantinopel das einzige, höchste und untrügliche Haupt der Kirche ist. Die Perser glauben eben dies von dem Mufti in Persien. Die Perser verwerfen mit Verachtung und Abscheu drei der größten mahometanischen Lehrer, den Abubeker, Osman und Omar. Sie halten nichts vom Waschen der Füße, und verachten, um die Wuth der Türken bis zum höchsten Grad zu reizen, die grüne Farbe, wovon sie, zu deren großem Aergerniß, ihre Socken und Pantoffeln machen. Auch essen sie alle Arten von Speisen und machen sich kein Bedenken daraus, Wein zu trinken. Die Hauptanklage, welche die Türken gegen sie vorbringen, ist, daß Ali's Gesetz den Weibern erlaubt, sich mit mehreren Männern zu verheirathen.

Als der Sultan Amurat Bagdad eroberte, wo Ali's Sekte im blühendsten Wohlstande lebte, suchte er alle Korane und geistliche Bücher auf, die dieser Sekte gehörten, und brachte sie nach Konstantinopel, wo er sie in den Serail einschließen ließ und bei Todesstrafe verbot, sie zu lesen. Sie werden zum Theil jetzt noch dort aufbewahrt.

Die Türken glauben, daß die Seelen der Juden nach ihrem Tode in Esel verwandelt werden, um die Seelen der Perser in die Hölle zu bringen, und daß es ein größeres Verdienst sey, einen einzigen Perser als fünf Christen in der Schlacht zu erlegen.

Nur die Sekten des Hanet, Skiaf, Melch und Hambel werden von den Türken als rechtgläubig betrachtet. Die Araber sind größtentheils Anhänger des Skiaf und die Afrikaner des Melch. Der Unterschied zwischen diesen Sekten ist übrigens auch sehr unbedeutend.

Die prächtigsten und größten Gebäude in Konstantinopel sind die Moschee'n, die jedoch fast alle nach einem Plane gebaut sind. Die der heiligen Sophie überstrahlt an Pracht und Reichthum alle übrigen. Die Einkünfte, welche sie von liegenden Grundstücken im Umfange der Stadt bezieht, belaufen sich auf mehr als 300,000 Thaler. Sie ward von dem griechischen Kaiser Justinian erbaut. Die Sultane haben kleine Kapellen rings um diese Moschee erbaut, die zu Gräbern für sie und ihre Familien dienen. In diesen Kapellen brennen Tag und Nacht Lampen, und gewisse Personen erhalten darin freie Wohnung und Besoldung, um für die Seelen der Verstorbenen zu beten. Die zweite Moschee hat Sultan Mahomet der Zweite, der Eroberer von Konstantinopel, erbaut; die dritte ist vom Sultan Bajazet; die vierte vom Sultan Selim; die fünfte von Soliman; die sechste von seinem Sohne Schazada; die siebente vom Sultan Achmet dem Ersten; von den übrigen sind zwei durch die Mütter von Sultaninnen und eine durch die Gemahlin eines Sultans erbaut worden. Die Einkünfte der von Privatpersonen gestifteten Moschee'n bestehen in Zinsen von ausgeliehenen Geldern. Dieses Vorrecht kommt nur den Moschee'n und Juden zu Gute, denn die mahometanischen Gesetze verbieten, bei Strafe des Verlustes des Kapitals, Geld auf Zinsen zu leihen. Der Prophet sah darin einen versteckten Diebstahl, der an der wirklichen Arbeit verübt werde.

Wenn es in früheren Zeiten ein Jude oder Christ wagte, eine Moschee zu betreten, so verlor er entweder seinen Kopf oder mußte ein Mahometaner werden. Jetzt sind sie nicht mehr so strenge, denn Fremde von jeder Religion können mit einer Erlaubniß hineingehen.

Der Deismus, der die Grundlage der türkischen Religion ist, schlägt seit einigen Jahren in den höheren Regionen der Gesellschaft in den Atheismus um. Dieser ist selbst bis in das Serail gedrungen. Die Paschas in den Provinzen denken in religiösen Dingen nicht unfreier, als ein Freigeist der drei Königreiche. Ein großer Theil der Türken huldigen dem Systeme des Pythagoras und glauben so fest an die Seelenwanderung, daß sie um Alles in der Welt kein Thier tödten würden. Viele treiben den Pyrrhonismus so weit, daß sie, wie der deutsche Philosoph Kant, behaupten: eine Gewißheit gebe es für Nichts und beksam sey in allen Fällen der Zweifel. — Das platonische System hat ebenfalls eine zahlreiche Partei unter den Rechtsgelehrten und den Imans der großen Moschee'n. Sie betrachten die Nächstenliebe, nicht wie die Christen, als eine vage Religionspflicht, sondern als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit. Darum sind sie gegen alle Menschen gefällig. Den Koran verehren sie, insofern er mit diesen Grundsätzen übereinstimmt, sonst aber verwerfen sie ihn als eine Ungereimtheit.

Wenn die Türken vom Serail reden, so verstehen sie darunter nicht die Zimmer, welche die Gemahlinnen des Großherrn bewohnen, sondern den ganzen Umfang des Palastes mit allen Beamten, Wachen, Frauen. Man kann 10,000 Personen annehmen, die sich beständig in demselben aufhalten. Die Stallbedienten und die Leibwache bilden den größten Theil davon. Der äußere Palast ist den Bostangis oder Gärtnern anvertraut, welche die erste Wache vorstellen. Die zweite besteht aus den Baltagis, welche für die Herbeischaffung des Holzes sorgen müssen, und sämmtlich mit einer Axt bewaffnet sind.

(Fortsetzung folgt.)

Rösler's jüngste Schicksale.

Der Abgeordnete Rösler, ehemals Lehrer zu Oels, folgte nach der Sprengung des Parlaments am 18. Juni als Schriftführer dem Präsidenten nach Baden-Baden und Freiburg, und wurde von dort durch die Reichsregentschaft nach Würtemberg mit geheimen Aufträgen geschickt, welche ihn mitten durch das würtembergische Hauptquartier führen mußten. In der ersten Stadt, wo Soldaten lagen, und in der ersten halben Stunde seiner Ankunft wurde er verhaftet (am 3. Juli), jedoch vernichtete er vor den Augen der Landjäger alle Papiere, die ihn und Andere kompromittiren konnten, mit wunderbarem Glück. So lag schon von Anfang an eigentlich gar nichts gegen ihn vor; aber der Richter zu Sulz am Neckar bestätigte die Verhaftung richterlich, „in Betracht der gefährlichen Zeitläufte und weil der Herr General alle Verantwortung auf sich genommen hatte", wie es mit seltener Naivetät im Protokoll hieß.

Rösler wurde nach Hohen-Asperg abgeführt, und dort vierzehn Wochen erst in strengem, dann in leichterem Gewahrsam gehalten, ohne daß in der Untersuchung sich irgend etwas gegen ihn ergeben hätte.

Am 9. October endlich wurde er gegen Caution von 800 fl. entlassen, wie es hieß, in Folge der Verwendung des Ministers Römer; aber der Eßlinger Gerichtshof faßte Tags darauf im Geheimen den Entschluß, ihn nach Preußen ausliefern zu lassen, sobald er, was vorauszusehen war, in Würtemberg freigesprochen seyn würde.

Inzwischen genoß der Verbannte der vollständigsten und reinsten Gastfreundschaft beim Pfarrer Hopf in Hohen-Haßlach, Abgeordneten zur würtembergischen revidirenden Ständeversammlung.

Am 28. December, dem Tag nach der Taufe seines jüngsten Kindes, wurde Rösler wieder verhaftet. Er ging diesmal einem viel schwereren Loose entgegen, da ihm eröffnet wurde, er sey in Würtemberg freigesprochen worden, solle nun aber nach Preußen ausgeliefert werden. Er hatte sich an den schlesischen Bewegungen im November 1848 zu Gunsten der Berliner Nationalversammlung lebhaft betheiligt und gerade nicht mit der Aufforderung zu passivem Widerstande begnügt; ferner war er der Militärverführung gegen preußische Soldaten zu Frankfurt a. M. im Mai 1849

Digitized by Google

beschuldigt. Endlich war Rösler noch verfolgt wegen seiner Theilnahme an der Reichsversammlung in Stuttgart. — Nach Erkundigungen, die unter der Hand beim preußischen und beim würtembergischen Justizminister angestellt wurden, ergab es sich, daß der Oberstaatsanwalt nichts weniger als Tod zu beantragen gedachte, wenn auch eine Kinkel'sche Begnadigung zweifellos gewesen wäre; daß ferner das preußische Justizministerium in keiner Weise auf diese sicher gehoffte Verurtheilung wenigstens Eines Reichstagsabgeordneten verzichten würde, und daß die würtembergische Regierung keinen Anstand nehmen würde, auszuliefern, so sehr auch die Volksstimme in Würtemberg sich dagegen erhob.

Rösler war sehr unerwartet verhaftet worden und durch den Zustand seiner Frau auch noch auf mehr als einen Monat hinaus von jeder möglichen mündlichen Verständigung abgeschnitten. Es galt zunächst, Zeit zu gewinnen; er appellirte daher zunächst an das Obertribunal in Stuttgart, welches aber die Auslieferung bestätigte, nur unter der Bedingung, daß er nicht in Preußen wegen Theilnahme an der Reichsversammlung in Stuttgart gerichtlich verfolgt werden dürfe. Da die Zeit noch nicht ausreichte, so erklärte er, sich nun an das preußische Justizministerium um Zurücknahme der Requisition wenden zu wollen, und ließ auch am 16. Februar noch diese Schrift abgehen, deren Beantwortung er jedoch nicht abzuwarten gedachte.

Seiner gleich von Anfang beschlossenen Flucht standen nämlich ungemeine Hindernisse entgegen. Er saß mit Rau von Gaildorf zusammen im festesten Zimmer von Hohenasperg, wo an sich schon ein Ausbruch kaum denkbar war, und der Aufseher revidirte täglich Gitter, Diehlen, Wände und Schlösser. Ferner war Rösler den ganzen Januar hindurch so krank, daß er fast gar keine Speise genießen konnte, und für größere Anstrengungen, wie Klettern oder weit Laufen, sich zu schwach fühlte. Es war ihm zwar gelungen, durch schon früher verabredete Mittel eine Correspondenz zu eröffnen, welche bei'm unschuldigsten Aeußern ihm es möglich machte, seine Plane und Wünsche nach Außen gelangen zu lassen. Aber unglücklicherweise war der Schlüssel zu der Schrift draußen nicht brauchbar, und die Nachlässigkeit eines Freundes verzögerte Alles um mehr als vier Wochen; auch andere Berechnungen schlugen fehl wegen der zu großen Vorsicht Solcher, die früher eine Mitwirkung zugesagt hatten.

Endlich entschloß sich Rösler's 18 Jahr altes Weibchen, kaum dem Wochenbett erstanden, selbst die Sache zu betreiben und auch den letzten Rest des Vermögens und ihre eigene Freiheit daran zu setzen. Sie zog nach Ludwigsburg, eine Stunde vom Asperg, und hatte binnen acht Tagen die Sache so rasch und klug betrieben, daß der Versuch unternommen werden konnte. Rösler wurde zunächst mit Geld, Waffen und Pässen versehen.

Da an einem Ausbrechen aus dem Zimmer nicht zu denken war, so konnte nur die Stunde des Spazierengehens gewählt werden, freilich am hellen Tage, zwischen 11—12 Uhr, im Angesichte dreier Schildwachen, des begleitenden Unteroffiziers und der Fenster der Aufseherwohnung.

Den Gefangenen ist zum Spaziergang ein Raum von etwa 200 Schritt vor der Aufseherwohnung und längs dem innern Graben, welcher zwischen 28—30 Fuß tief ist, angewiesen. Die Tiefe vom Walle bis in den äußern Graben beträgt an den meisten Stellen 30—40, an einigen 40—50, an einer Stelle aber nur etwa 26 Fuß. Von Außen umgibt den äußern Graben ein 15 Fuß hoher Pappelgang. Hinter diesem Gange fällt der Bergkegel sehr steil in Weinbergsgeländen gegen die Eisenbahn und das Dorf Asperg hin ab. Nur 20 Schritte von den Fenstern des Aufsehers und vom Schilderhäuschen überbrückt eine hohe Bastion den innern Graben, welcher zu Ziergärten eingerichtet ist, und in welchen von der Bastion aus eine kleine Gartenthür und Gartentreppe hinabführt. Im Graben führt eine blos zugeriegelte Thür in einen gewölbten Gang unter der Bastion durch und in einen andern Theil des innern Grabens, und aus diesem führt eine Treppe hinauf zu einem kleinen Pavillon, der auf der Trennungsmauer zwischen beiden Gräben steht, gerade wo diese Mauer am niedrigsten ist, und so dicht an der hohen Bastion, daß man sie nicht leicht beobachten kann. An dieser Stelle also konnte man, ohne daß es von Innen bemerkt wurde, eine Leiter auf diese Trennungsmauer legen; freilich durfte draußen Niemand auf dem Pappelgang gehen, und freilich mußten sich die Männer, welche sie anlegten, im Entdeckungsfalle auf die Schüsse zweier Schildwachen gefaßt machen, und auch darauf, daß ihnen der Rückzug abgeschnitten wurde, denn es war nicht möglich, gerade dieser Stelle gegenüber von Außen in den Graben zu gelangen: erst etwa 60 Schritte weiter, wo sich die Mauer abermals zu einer noch höheren Bastion ausbiegt, während der Pappelgang sich gerade dort tief senkt, war es möglich, von Außen hinein in den äußern Graben zu gelangen, ohne von Innen gesehen zu werden, weil ein im Winter leer stehendes Wohnhaus auf dieser Bastion die Hinabsicht hindert.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Prag, 18. März.

Gestern Mittag fand hier im k. ständ. Theater ein, vom Direktor desselben, Hrn. J. Hoffmann, veranstaltetes Konzert statt, dessen Ertrag zu einer Beisteuer für das Denkmal bestimmt ist, das dem am 10. Dec. v. J. zu Leipzig verstorbenen Schriftsteller Herloßsohn, einem gebornen Prager, dort errichtet werden soll. Das Konzert hat die Summe von 108 fl. 20 kr. eingetragen, wozu der Kaiser Ferdinand für seine Loge 50 fl C.-M. beisteuerte, während unser Adel das Konzert nicht besuchte, und zwar deshalb, weil er nicht gesonnen sey, für einen so radikalen Schriftsteller etwas zu thun! Sapienti sat!!

Darmstadt, 24. März.

Wir hatten am vorigen Freitage die letzte Theatervorstellung vor dem Feste und wird die nächste am zweiten Osterfeiertage, in Uebereinstimmung mit einer schon längst gehegten Erwartung, nämlich durch Aufführung der Meyerbeer'schen Oper: „Der Prophet", stattfinden. Zur möglichst glanzvollen Darstellung dieser Oper sind alle erforderlichen Anordnungen bereits getroffen worden; auch ist vorgestern der, zur Darstellung des Sonnenaufgangs von einem Physiker eigens eingerichtete, sinnreiche Apparat von Paris hier eingetroffen, und glaubt man sich von demselben dieselbe mächtige Wirkung wie an der Pariser Oper versprechen zu dürfen.

Konzert des Cäcilien-Vereins.

(Donnerstag, 28. März.)

„Die Passion", nach dem Evangelisten Mathäus von Joh. Seb. Bach. — Im Saale des Vereins (Döngesgasse, Loge Sokrates) 7 Uhr Abends. — Billete à fl. 1. 30 kr. in der Musikalienhandlung von C. A. André.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 26. März. Die Hochzeitsreise, Lustspiel in 2 Aufz. von R. Benedix. Hierauf; Wer ist mit? Vaudeville-Posse in 1 Akt von W. Friedrich. Zum Schluß: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild von L. Schneider, Musik von H. Schmidt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 74. Mittwoch, den 27. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

(Fortsetzung.)

So glitt eines Abends, auch in der Richtung nach dem Meere zu, Edward's Barke, worin er nebst seiner jungen Gemahlin nach der Schwüle des Tages mit Wonne das erfrischende Lüftchen einsog, welches die Wellen kräuselte, auf dem prächtigen Wasserspiegel dahin; am tiefblauen Himmel, dessen Saum noch vom letzten Scheidekusse der Sonne in Rosenflammen erglühte, stieg eben der Mond in vollstem Glanz tropischer Herrlichkeit empor und streute sein Silber über die magische Landschaft. Auf ein reiches Seidenkissen gelehnt, das schöne Haupt mit der entfesselten schwarzen Lockenfluth, worin der spielende Abendwind sich zu berauschen schien, über den Rand der Barke gebeugt, blickte die Herrin derselben, in süße Träumerei verloren, dem Tanze der flüsternden Schaumkinder nach, die das goldblitzende Gefolge des stattlichen Fahrzeugs bildeten. Das Pärchen hatte schon eine geraume Weile den eintönigen Takt, den die Ruderer schlugen, mit keinem Wörtchen unterbrochen, und Sir Edward, der indessen auch seinen Erinnerungen nachgehangen, hielt es nun für gut, der Wirklichkeit und Gegenwart wieder ihre Rechte einzuräumen.

„Was betrachten Sie so aufmerksam, theure Augusta?“ frug er mit leisem Tone, indem er, dicht an ihre Seite rückend, die Hand des geliebten Weibes an sein Herz zog.

„Ich sehe diesen Wellen zu, die dem unendlichen Ocean zugleiten, wie das menschliche Leben in die Ewigkeit verfließt,“ erwiederte sie sanft.

„Und finden Sie nicht auch, Augusta, daß es in diesem Leben, so manchmal es auch verwünscht werden mag, Tage, Stunden, wenigstens Augenblicke gibt, wo man sich zu glücklich fühlt, um noch einen Wunsch übrig zu haben? .... Welch' eine herrliche Nacht! Sehen Sie diese riesigen Feigenbäume, ihre düftenden Zweige nach dem Wasser herabsenkend, diese schlanken, himmelhohen Palmen, deren gewaltige Fächerkronen sich dunkel am verklärten Firmamente ausschneiden! O, Augusta! was ist auch der schönste Sommertag unserer frostigen nordischen Heimath so nüchtern, verglichen mit einer tropischen Nacht! Was ist der europäische Himmel gegen das wundervolle Zelt über uns, woran die Milliarden Gestirne wie eben so viele Blumenkelche blühen, aus denen jetzt ein so süßer frischer Duft über die Erde quillt!“

„Edward!“ fiel Augusta hier ein, „Sie erinnern mich eben an den prachtvollen Blumenstrauß, den ich diesen Abend zu Hause von Ihnen erhielt und mitzunehmen vergaß.“

„Ich habe schon daran gedacht,“ sagte Sir Edward und klatschte in die Hände. Sogleich erschien ein indischer Diener auf dem Verdecke mit einer großen chinesischen Vase voll Blumen, die im glänzendsten Farbenschmucke prangten.

„Dank, o Dank!“ rief Augusta, indem sie mit Lebhaftigkeit aufsprang und den riesenhaften Strauß küßte, von dessem Arom sie ganz elektrisirt schien; „jetzt mangelt nichts mehr zur Schönheit der Scene, die uns umgibt. Laßt das Schiff langsamer dahingleiten, ich bitte, laßt uns wo möglich den Lauf dieser köstlichen Stunden verzögern, die einem Sommernachtstraume gleichen!“

Auf ein Zeichen, welches Sir Edward gab, ruhte die Arbeit der Ruderer und die Bholia wiegte sich, nur dem sanften Zuge der Strömung überlassen, gemächlich die Mitte des Flusses entlang, von dessen Ufern pausenweise das dumpfe Geheul der Schakale, das wie menschliches Schluchzen klingt, und das Geflatter der durch die Schiffslaterne aus dem Schlaf geschreckten Tauchervögel sich vernehmen ließ. Kleine Boote, da und dort in den stillen Buchten des Gestades vor Anker liegend, schlummerten friedlich unter ihren halb eingezogenen Segeln. Auf ihres Gatten Arm gelehnt, wandelte Augusta eine Weile das Verdeck auf und nieder, nahm sodann, vom Dufte des Blumenstraußes wieder angezogen, eine Asclepia aus demselben heraus, welche dessen Krone bildete, und setzte sich in der Nähe des hinteren Schiffsgeländers nieder. Die Bholia trieb eine geraume Weile so dahin; das tiefste Schweigen herrschte an Bord. Auf einmal erhoben sich die Matrosen von ihren Bänken, auf denen sie zum Schlummer gestreckt lagen, und besprachen sich hastig alle miteinander in jener den Bengalen eigenthümlichen Tonweise, die fast wie Vogelgezwitscher klingt. Einige unter ihnen hatten ihre Ruderstangen ergriffen und schoben damit, so behutsam als möglich, eine Art von Floß auf die Seite, welches die Strömung an die Barke hingetrieben zu haben schien. Auf das dadurch entstandene Geräusch eilte Sir Edward an das Geländer und erblickte zu seinem äußersten Erstaunen eine Lage von zusammengehefteten Rohrbündeln einherschwimmen, worauf in kerzengerader, unbeweglicher Stellung ein Hindu stand.

„Was gibt es?“ fragte Augusta.

„Es lohnt sich kaum der Mühe davon zu reden,“ versetzte Sir Edward, „ein fanatischer Hindu macht eine Spazierfahrt nach dem Meere, um darin zu sterben.*) Er ist mit unserer Bholia zusammengestoßen und die gottesfürchtigen Matrosen haben ihn nun wieder in das rechte Gleis gebracht, weil sie es für eine schwere Sünde ansehen, einen Pilger, der sich mit Brahma ver-

*) Der Theil des Meeres, in den sich die heiligen Flüsse, der Ganges, der Godavery ꝛc. münden, gilt ebenfalls für heilig in den Augen der Hindus. Nicht selten kommt es vor, daß ein Ascete oder ein Büßer, um einem Leben voll der strengsten Kasteiungen die Krone aufzusetzen, seinen Tod in den salzigen Fluthen such;

Digitized by Google

einigen will, und sich bereits zum Opfer geschmückt hat, nur einen Augenblick auf seiner Wallfahrt aufzuhalten."

„Ich will ihn sehen!" rief Augusta, von ihrem Sitze aufspringend und an das Geländer eilend. — „Ach, der arme alte Mann! Auch er hatte gewiß eine Zeit, wo ihm das Leben das höchste der Güter däuchte! Auch er war vielleicht Gatte, vielleicht Vater von geliebten Kindern! O, ich möchte seine Geschichte erzählen hören. Glauben Sie, Edward, daß man so gelassen dem Tod entgegen gehen kann, wenn nicht irgend ein ungeheures Leid das letzte Band gelöst hat, das Einen noch an die Erde knüpft?"

„Bah!" erwiederte Sir Edward, „diese Hindus sind fast alle verrückte Schwärmer, denen es an einem schönen Morgen plötzlich einfällt, eine Reise in die andere Welt zu machen und sie ohne Weiteres antreten, wie wir eine Landparthie!"

Nach diesen Worten befahl er den Matrosen, wieder zu den Rudern zu greifen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Fortsetzung.)

Zu den vornehmsten Dienern des Großherrn gehören der Seliktar-Aga oder Schwertträger, der den Säbel des Großherrn trägt; der Rekkabdar-Aga, der den Steigbügel hält, wenn der Großherr sich zu Pferde setzt. Der Imbrikdar-Aga trägt das Gefäß mit Wasser im Gefolge des Monarchen. Der Duldendar-Aga bringt den Staatsturban in Ordnung und trägt ihn. Der Schemangi-Aga trägt den Schemel, dessen sich der Großherr bedient, um auf das Pferd und wieder herunter zu steigen. Der Chinnussar-Aga kostet alle Speisen beim Mahle des Monarchen. Der Zangarci-Pascha ist der Oberaufseher über dessen Hunde. Der Ternachi-Pascha schneidet dem Großherrn die Nägel ab. Der Barber-Pascha ist der kaiserliche Barbier. Der Musselagi-Pascha führt Rechnung über die Privatschatulle; der Tescheragi-Pascha ist der erste Sekretär; der Doganci-Pascha ist der Großfalkonirer; der Amamci-Pascha hat die Oberaufsicht über die Bäder des Serails.

Ueber alle im Serail befindliche Frauen hat der Großherr nach Belieben zu verfügen. Außer den Dienerinnen ist es Niemandem erlaubt, die ihnen angewiesenen Gemächer, die den Harem bilden, zu betreten. Der Harem liegt in einem weit entlegenen Theile des Serails und hat die Aussicht über das Meer di Marmora. Wenn der Großherr mit einer seiner Frauen eine Spazierfahrt macht, so geschieht dies nie anders, als in einem bedeckten Wagen oder Bote.

Die Zahl der Frauen im Harem hängt vom Geschmack des regierenden Monarchen ab. Sie sind verpflichtet, einander nach der Reihe zu bedienen. Die letzte, welche in's Serail gekommen, wartet derjenigen, welche vorher eingetreten ist, auf; so daß diejenige, welche zuerst hineingekommen ist, bedient wird, ohne andere zu bedienen, und die letzte bedient, ohne bedient zu werden. Jede schläft in einem besondern Bette, und zwischen jeden fünf Betten schläft eine Lehrerin, die ihr Betragen streng beobachtet. Ihre Oberhofmeisterin heißt Kanton Kiaja. Ist eine Sultanin-Mutter vorhanden, so wählt sie aus denen, die ihr dem Betragen, Charakter und der Bildung nach am besten gefallen, ihre Hofdamen.

Wenn man glaubt, daß der Großherr zu jeder Zeit den Harem betreten dürfe, so irrt man. Es ist ihm dies nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, Festen und der Ankunft glücklicher Nachrichten erlaubt.

Bei dem Tode des Sultans werden diejenigen jungen Damen, mit denen er in irgend einem vertrauten Verhältnisse gestanden, für den Rest ihrer Tage in's alte Serail gebracht, die übrigen verbleiben dem neuen Thronerben.

Der erste Rang nach dem Großherrn ist der Großvezir. Die Türken nennen ihn Vizir-Azemt, was einen Obersten der Rathsversammlung des Reichs bedeutet. Er hat das Reichssiegel in Verwahrung und trägt es stets in einem kleinen am Halse hängenden Beutel bei sich.

Jeder Pascha des Reichs muß dem Großvezir, wenn er zu seiner Statthalterschaft ernannt wird, eine ansehnliche Summe entrichten, und damit ihm die Statthalterschaft einer reichen Provinz nicht entzogen oder gegen eine andere von minderer Wichtigkeit umgetauscht werden möge, wozu der Großvezir immer einen politischen Vorwand findet, macht er ihm jährlich Geschenke. Wenn ein Pascha von drei Roßschweifen stirbt, so fließt sein Vermögen in die Privatschatzkammer des Großherrn; es geht aber vorher durch die Hände des Großvezirs, an dessen Fingern gewöhnlich ein bedeutender Theil hängen bleibt.

Die Macht des Großvezirs wurde unter Mustafa's und seiner Nachfolger Regierung sehr beschränkt; doch hat er noch immer das Vorrecht, daß von allen Justiztribunalen an ihn appellirt werden muß. Alle an den Großherrn gerichtete Bittschriften müssen ihm übergeben werden; nur diejenigen, in welchen man sich über seine Verwaltung beklagt, werden dem Sultan überreicht, wenn er in die Moschee geht, oder aus derselben zurückkommt. Der Supplikant legt seine Bittschrift auf den Kopf und richtet sich, so sehr als möglich, aus der Menge in die Höhe, damit der Monarch ihn sehen kann, der dann einen Beamten hinschickt, sie in Empfang zu nehmen.

Der Großvezir hat einen Kiaia zur Seite. Dieser Titel bedeutet so viel als Stellvertreter. Dieses Amt ist von großer Wichtigkeit und wird nur immer einem Manne von großer Fähigkeit und Erfahrung übertragen, weil er seinem Vorgesetzten mit Rath und That zur Seite stehen muß. Der Defterdar ist der Oberschatzmeister des Reiches und hat für alle Bedürfnisse des Staates sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten zu sorgen.

Der Reis-Effendi bekleidet das Amt eines Staatssekretärs und Reichskanzlers, ein Posten, der, nach dem des Großvezirs, zu den einträglichsten des Staates gehört.

Der Nissangi wird gewöhnlich für den Großsiegelbewahrer gehalten, obgleich dieses Siegel in Verwahrung des Großvezirs ist. Er schreibt mit eigener Hand den Namenszug des regierenden Monarchen, der unter jedem Erlasse und Befehl des Sultans stehen muß, wenn er rechtsgültig seyn soll Er ist auch Mitglied des kaiserlichen Divans und sein Platz ist auf einer Seitenbank zur Rechten des Großvezirs.

Der Teskeregi ist eine Art Vizekanzler, der alle Urkunden und Schriften in Verwahrung hat und unter der Verantwortlichkeit des Reis-Effendi steht, dem er im Amte folgt, wenn dessen Stelle durch Tod oder Absetzung erledigt ist. Er wohnt allen wichtigen Conferenzen bei und ist in alle Staatsgeheimnisse eingeweiht.

Die Statthalter der zum osmanischen Reiche gehörigen Provinzen sind in drei Klassen eingetheilt, in Beglier-Beys, Pascha-Beys und Sangiaken. Der Rang wird durch die Anzahl der Roßschweife bezeichnet, die man als Standarten oder Fahnen vor ihnen herträgt.

Der Ursprung dieser Roßschweife geht bis in die Zeiten Abubeker's zurück, welcher nach einer unglücklichen Schlacht in Syrien von all' seinen Leuten verlassen ward. Um sie wieder zu sammeln, schnitt er einem Pferde den Schweif ab, befestigte ihn an eine lange Stange und schwenkte ihn hin und her in der

Digitized by Google

Luft. Beim Anblicke dieses Signals eilten die geflohenen Mahometaner zurück, erholten sich von ihrer Niederlage, griffen die Feinde mit großer Wuth an und erfochten einen vollkommenen Sieg. Der Roßschweif ward von dieser Zeit an als die ehrenvollste Fahne der mahometanischen Armee betrachtet.

(Schluß folgt.)

Rösler's jüngste Schicksale.

(Fortsetzung.)

Auf den 20., 21. oder 22. war der Tag der Ausführung festgesetzt. Ein Wagen hielt an allen drei Tagen unweit des Dorfes Asperg in Sicht der Festung; Waffen und alles Nöthige hatte Rösler geschickt in einen Schlafpelz verborgen, in welchem er gewöhnlich spazieren ging. Seine Frau kam hinauf, um ihn zu besuchen und zu melden, „daß es geschehen müsse"; aber eine gewisse Aengstlichkeit und Eilfertigkeit in ihrem Wesen mochte Verdacht erregt haben; kurz, als Rösler seinen Spaziergang mit dem Unteroffizier antrat, zog dieser das Seitengewehr und ersuchte ihn, sich nicht von seiner Seite zu entfernen. Bald darauf erschien aber auch ein entschlossener und gewandter Freund, der das Unternehmen von Außen zu leiten übernommen hatte, und gab das Zeichen, es sey heute unmöglich. Aber weder die junge Frau, noch der entschlossene Freund verloren den Muth. Schon am andern Tage waren drei kräftige und gewandte Männer gewonnen, die aber nicht für Geld, sondern aus Ueberzeugung mitwirkten.

In einer furchtbar stürmischen Nacht wurden zwei Leitern fünf Viertelstunden weit vom Asperg entwendet, auf den Berg getragen und in den Graben geschafft; der entsetzliche Sturm hielt alle Schildwachen in ihren Häuschen und machte Alles unhörbar; aber das Mondlicht gestattete doch den Männern, die die Leitern trugen, zu recognosciren und sogar zur Probe die Trennungsmauer selbst zu ersteigen; dann verbargen sie die Leiter dicht unter der hohen Trennungsmauer, wo sie von oben Niemand sehen konnte. Auch das Wetter am Morgen war günstig, d. h. stürmisch und regnerisch, so daß keine überflüssigen Spaziergänger innen und außen zu besorgen waren. Rösler war die letzten Tage und auch den Morgen des 22. wieder so unwohl gewesen, daß er fast keine Speise zu sich nehmen konnte.

Um ¾ auf 11 Uhr wurde ihm der Besuch seiner Frau gemeldet; er machte seine Waffen zurecht und steckte sie zur Hand und ging ganz wie gewöhnlich in die Stube des Aufsehers, um den Besuch zu empfangen. Sie konnte ihm nur rasch in's Ohr flüstern, daß Alles bereit sey und daß er den gefährlichen Gang sofort antreten solle, sobald der Freund draußen das Schnupftuch herausziehe. Vergeblich drang er in die hochherzige Frau, wieder fortzugehen, weil man sie zuerst in Verdacht haben und verhaften würde. Standhaft erklärte sie, sie könne hier oben noch nützlich seyn; und in der That war es auch nur ihre Anwesenheit und ihr öfteres Erscheinen an Thür und Fenster, welches den begleitenden Unteroffizier von jedem Argwohn abbrachte, warum wohl Rösler nicht mit ihm und seinem Mitgefangenen auf- und abspazierte, sondern sich stets in der Nähe des Hauses und der Bastion aufhielt. Die muthige Frau erklärte Rösler noch: „Es ist besser, ich sitze, als Du."

Rösler täuschte indeß den Argwohn des Gefangenwärters, indem er hinausging und seine Frau laut bat, sie möge ihm nicht übel nehmen, wenn er wegen seines Unwohlseyns erst eine halbe Stunde die frische Luft genieße, ehe er mit ihr plaudern könne.

Kaum war er draußen und Unteroffizier und Schildwache hatten den Rücken gewandt, so glaubte er das verabredete Zeichen zu sehen; er öffnete die nur verriegelte Gartenthüre, stürmte die Treppe hinab, riegelte die Thüre des gewölbten Ganges auf, eilte durch den Gang, den Graben und die Treppe hinauf zum Pavillon und sah — keine Leiter! Seine Kurzsichtigkeit hatte ihn das Zeichen falsch verstehen lassen! — Unverweilt stürmte er zurück, und oben trat ihm die Schildwache mit gefälltem Gewehre entgegen. Lachend erzählte er der Schildwache, der Sturm habe ihm den Hut hinab in den Graben geblasen, und frug sie noch spottend, ob sie geglaubt habe, er wolle durchgehen. Treuherzig erzählte ihm die Schildwache, wie sie erschrocken sey und geglaubt habe, er wolle durchgehen, „so etwas müssen Sie nicht wieder thun!" Rösler lachte mit ihr darüber und sagte, da müßte Einer Flügel haben.

Inzwischen hatten sowohl seine Frau als der Aufseher sein Verschwinden und Wiederkommen bemerkt; der Aufseher war sehr unruhig und argwöhnisch; die Frau lispelte Rösler in's Ohr: „Du mußt mich falsch verstanden haben; erst wenn er das Schnupftuch herauszieht." Der Aufseher befahl der Frau ziemlich barsch, wieder hineinzugehen.

Rösler machte ein paar Gänge mit dem Unteroffizier und seinen Mitgefangenen, sah diesmal besser durch sein Fernrohr das Schnupftuch herausziehen und stellte sich sprungfertig; aber die Schildwache wich eine Viertelstunde lang nicht von seiner Seite. Wieder erschien die junge Frau an der Thüre; er rief ihr zu, sie möge ihm nur noch fünf Minuten gönnen, dann komme er herein; sie antwortete: „Ja, aber komme bald! ich muß um ein Uhr wieder fort." Inzwischen hatte Rösler die Schildwache genug ermüdet, indem er die Gegend mit seinem Fernrohre betrachtete; er richtete dasselbe noch einmal auf die Fenster der Aufseherwohnung und sah, wie seine Frau mit dem Kinde des Aufsehers spielte, und den argwöhnischen Mann vom Fenster wegdrängte. In dem Augenblicke kehrte die Schildwache den Rücken und begann wieder ihren Gang abwärts. Der Unteroffizier war mit Rau wohl dreißig Schritte entfernt. Sogleich stürmte er von Neuem in den Graben hinab, durch den gewölbten Gang durch und hinauf zum Pavillon; da lag die Leiter. Rösler schwang sich über die Mauer, aber die Leiter war einige Fuß zu kurz, er konnte sie nicht mit den Füßen erreichen. Die Männer jedoch, die unten standen, riefen ihm Beruhigung zu, und hoben sofort die Leiter mit ihren Armen so hoch, daß er sie gewinnen und beginnen konnte, herabzusteigen. Abermals ein Hinderniß! Beim langsamen Herablassen faßte die Leiter einen Zipfel von seinem Schlafpelze und preßte ihn an die Mauer. In dieser Minute zwischen Leben und Tod muß er, während die Leiter unten noch gar nicht den Boden berührt hat, oben, an die Wand gestemmt, sie von der Mauer wegdrängen und so sich frei machen.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Bei den letzten Wahlen in Paris waren alle Straßenecken mit mehr oder minder burlesken Anschlägen bedeckt. Auch folgende bemerkte man darunter: An die Massen! Hausbesitzer, Rentiers, Kaufleute, Krämer, Proletarier, Arbeiter, die Wahlen vom 10. März sind von unermeßlicher Wichtigkeit. Die Parteien sehen einander drohend an — ich aber, Mouton, verfertige Kragen (Vatermörder), die Fashion heißen und die ein Einarmiger ohne Beihülfe seiner Ehehälfte anlegen kann.

Halevy arbeitet an einer neuen Oper, zu welcher ihm Scribe den Text nach Shakespeare's „Sturm" gearbeitet hat. Bekanntlich ist auch Mendelssohn einmal mit dem Plane umgegangen, eine Oper nach diesem Shakespeareschen Stücke zu schreiben.

Digitized by Google

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

Ein englisches Journal gibt die Bevölkerung von London folgendermaßen an: Eigenthümer 20,000; Negotianten und Banquiers 100,000; Kaufleute, die in Gewölben feil haben, 500,000; von der Regierung besoldete Personen 100,000; Briten aus den Provinzen 100,000; Fremde 50,000; Diebe und Freudenmädchen 150,000; Handwerker, Tagelöhner ꝛc. 750,000; im Ganzen fast 2 Millionen.

Meyerbeer erhielt von dem Wiener Hoftheater für seinen „Propheten" einen Lorbeerkranz, der 3000 Gulden werth seyn soll.

(Paris.) Die Barmherzigkeit ist, so zu sagen, zur Tänzerin geworden, sie tanzt zum Besten der Armen, der Bedrängten; ein Wohlthätigkeitsball jagt den andern, und da sieht man die Philantropen aus allen Gegenden der Welt versammelt: der russische Fürst, der deutsche Baron, der indische Nabob, der englische Lord, die gesammte Diplomatie, die Coryphäen der Börse u. s. w.

(Paris.) Unlängst wurden die Pferde aus dem Gestüte von Meudon, welches nicht mehr existirt, öffentlich versteigert, darunter treffliche Renner. Der Verkauf dieser Elite-Pferde hat nicht mehr als 25,000 Francs eingebracht, und die Mehrzahl davon wird wohl an der gemeinen Deichsel eines Omnibus enden. Diplomatische Opfergaben, Geschenke von Königen und Kalifen, sind diese Araber, Mecklenburger u. s. w. der Gleichheit und Brüderlichkeit — nämlich unter den Pferden — zurückgegeben. Der Präsident der Republik hat diesem Loose nur einen einzigen entzogen, einen edlen Renner, berühmt durch hundert Siege, welcher nunmehr im Stalle des Elysée sein Leben beschließen wird, so wie der Renner „Copenhague," der Bucephalus des Lord Wellington, welcher an Altersschwäche in dem Palais Seiner Herrlichkeit verschied, und aus dessen Hufen man Tabatièren verfertigt hat, die von den Gentlemen als Reliquien geführt werden.

(Auch ein Scherz.) In Köln kommt vor einigen Tagen ein feingekleideter Herr in einen Laden und wünscht in seinen Hut für 10 Sgr. Syrup, mit dem er den Kopf eines Herrn zu beglücken gedächte. Der Ladendiener wiegt den zähen Saft in die Kopfbedeckung, freut sich über den bevorstehenden Scherz und zieht die Geldschublade, einen Thaler zu wechseln, — da sitzt der Hut schon auf seinem Kopfe, und als er sich den Syrup aus den Augen geputzt, ist der Schalk mit der Schublade unsichtbar geworden.

Korrespondenz.

Stuttgart, 25. März.

Gestern fand in hiesiger deutschkatholischer Gemeinde der letzte durch Pfarrer Heribert Rau geleitete Gottesdienst statt. Seit Ronge's Hiersein war die Kirche nicht so gefüllt. Die Menschen standen an beiden Ausgängen bis auf die Straße und sehr viele mußten ganz zurückgehen. Bei der Abschiedsrede blieb kein Auge thränenleer und Männer weinten wie Kinder. Rau schied, ein Freund von Freunden, — ein Bruder von Brüdern, und nimmt das Bewußtseyn von hier und Eßlingen mit, Tausenden von Herzen lieb und werth geworden zu seyn und d ß Guten viel gewirkt zu haben. Der Zudrang zum Abendmahl war außerordentlich, und zwar betheiligten sich dabei alle Confessionen in wahrem Wetteifer. Besonders lohnend mußte es ihm seyn, daß nach dem Schluß der Feier, als schönste Erinnerung an dieselbe, trotz den sonst mißlichen Verhältnissen der Gemeinde, Uebertritte stattfanden. Die Gemeinde wird übrigens fortbestehen, da ein anderer junger Theolog, der in Tübingen lebt und dessen Lebensunterhalt von Hamburg aus gesichert ist, alle vierzehn Tage Gottesdienst hier halten wird. Außerdem hat Rau den Stuttgartern und Eßlingern fest zusagen müssen, daß er von Zeit zu Zeit wiederkommen und die Gemeinden erbauen wolle. — Heute Abend findet zu Ehren desselben ein öffentlicher Abschied im Kolbischen Saale statt. Die Rednerbühne wird von Abgeordneten der Gemeinden, der Arbeitervereine, der freisinnigen Bürger Stuttgarts u. s. w. betreten werden.

Köln, 25. März.

Es haben einmal zwei Spitzbuben um einen Esel gestritten und ihren Zank erst dann beigelegt, als ein dritter Dieb längst den Langohr über alle Berge davon geprügelt. Die Kettenbrücke ist der Esel, um welchen man lange Zeit schon in Köln und Deutz keift, wie ich schon meldete. Jetzt wird sich zu diesem Streite noch ein anderer gesellen, in welchem es sich darum handelt, ob die Eisenbahn, die man das Rheinthal entlang zu bauen gedenkt, weil eine derartige Anlage Bedürfniß geworden, auf das rechte oder linke Ufer zu liegen kommt. Militärische Rücksichten sprechen für die rechte Stromseite. Wenn es gelingen sollte, daß die Partei, welche sich dafür ausspricht, den Sieg davon trägt, so wäre es leicht möglich, daß Düsseldorf uns die Brücke stiehlt; dann würde man es bei unserem hölzernen Uebergang bewenden lassen, und in diesem Falle wäre, wie die „Westd. Ztg." richtig bemerkt, Köln ein Nebenplatz von Deutz; aber wie, und mit uns 90,000 Einwohner, können es durchaus nicht glauben, daß man dem Verkehr einer Stadt, die der Puls der Provinz ist und die der Einwohnerzahl nach nur von zwei Städten des preuß. Gebietes überragt ist, eine solche Wunde versetzen wird. Die Brücke wird man uns erbauen, wenn auch gerade nicht an der geeigneten Stelle, weil da 1) die erforderliche Stromweite fehlt, weil 2) der Bau auf der Stelle der stehenden Brücke mehr Ausgaben verursacht und weil 3) die beiden Eisenbahngesellschaften nicht gehörig berücksichtigt wären. Auch der englische Wasserbau Inspektor Clarcke meint, die Anlage in der Mitte der beiden Städte sey zu schwierig. Ein hiesiger Techniker, der sich schon durch seine ausgezeichneten Mosaikarbeiten in Holz Geltung verschaffte, Wiegand, hat sich auf die Seite Derer gestellt, welche die Brücke auf die Stelle der stehenden gebaut wissen wollen. Derselbe hat ein Modell angefertigt, durch welches er uns den Bau in seiner Vollendung vorführt. Das Werk, welches in $^1/_{24}$ der natürlichen Größe ausgeführt wurde, ist in der permanenten Tonger'schen Kunstausstellung, in der es sich durch zwei Säle hinzieht, dem Besucher zur Ansicht aufgestellt. In dieser Arbeit wird man gleich den Lentze'schen Plan, mit einigen glücklichen Veränderungen, wiederfinden, — die beiden Portale; die Klappe, welche aufgezogen wird, wenn größere Schiffe durchfahren; die beiden Wendeltreppen in den Thürmen, durch welche der Fußgänger hinaufsteigt zu einem nie unterbrochenen Uebergang u. dgl. m. Die Brücke ruht in einem Bassin, das mit Wasser angefüllt ist, auf dessen Spiegel Schiffe schwimmen. Derjenige, der sich von der Großartigkeit des fraglichen Baues keinen Begriff zu machen vermag, der findet hier den Plan so deutlich verkörpert, daß er Aufschluß nach allen Beziehungen über das Kunstwerk erlangt.

Theater-Anzeige.

(Letzte Vorstellung vor Ostern.)

Mittwoch, 27. März. Der Prophet, große Oper in 5 Abth. nach dem Französischen des Scribe, deutsch bearbeitet von Rellstab, Musik von Meyerbeer. Mit neuen Decorationen von Mühldorfer und Hoffmann und mit neuen Kostümen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Freitag, 29. März. (Zum Vortheil des Orchester-Personals): Große musikalische Akademie in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Christus am Oelberge, großes Oratorium von L. van Beethoven. Zweite Abtheilung: Stabat mater, großes Oratorium von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 75. Donnerstag, den 28. März 1850.

Die Rache des Brahmanen.

Aus der „Revue des deux Mondes.“ Von A. S.

(Schluß.)

Die Bholia setzte sich rascher in Bewegung, und das Rohrfloß, auf dem der Hindu stand, war bald ihren Blicken entschwunden. Augusta, vom Schlummer bezwungen, zog sich in die Kajüte zurück, um einige Stunden Ruhe zu pflegen. Sir Edward hingegen wollte das Verdeck nicht verlassen, um den Lauf der Bholia zu überwachen, die mit Hülfe der erneuten Ruderkräfte nun wie beflügelt dahinglitt. Da sie jedoch wegen der in der Nähe des Gestades, entlang dessen sie sich wieder hielt, oft seichten Flußstellen vielfache Wendungen und Umwege machen mußte, während das rohrene Floß mehr mitten im Strome in gerader Richtung forttrieb, so traf es sich, daß bei Tagesanbruch Sir Edward und der Hindu sich wieder ziemlich nahe beisammen befanden. Schon ließ sich am dämmernden Horizonte die grüne, schaumgekrönte Linie des Meeres unterscheiden und die weißen Segel der größeren Küstenfahrzeuge zeichneten sich in scharfen Umrissen vom Hintergrund ab. Sir Edward begab sich nun in die Kajüte, um Augusta zu wecken, fand sie aber noch im tiefsten Schlummer, in ihrer Hand noch den schönen Zweig der Asclepia haltend, von dem sie sich nicht hatte trennen wollen.

„Kommen Sie, kommen Sie, theure Auguste!“ rief er ihr lebhaft zu, „die Sonne wartet nur noch auf Sie, um sich zu erheben; die Sterne verblassen, und die Wellen murmeln schon im Kräuseln der Morgenluft!“

Augusta, statt aller andern Antwort, öffnete die Augen nur halb und drückte die Hand ihres Gatten. „Um Gott, was fehlt Ihnen?“ rief Sir Edward erschrocken, „fühlen Sie sich unwohl?“ Kein Laut kam über ihre Lippen. Er flog zum Verdeck hinauf, um Augusta's Dienerinnen zur Hülfe zu rufen; in demselben Augenblick aber vernahm er eine Stimme, die aus dem Wasser zu kommen schien und den Spruch wiederholte: „Ziehe hin, mein Sohn, gehe, wohin Deine Wünsche Dich rufen, und mögen Deine Wege gesegnet seyn!“

Dieser bekannte Gruß rief ihm sogleich das Bild des blutenden Sanniassy und den blühenden Asclepiazweig zurück, den ihm einst derselbe von der Höhe der Stange, woran er damals schwebte, mit denselben Worten zugerufen hatte. Von unheimlicher Ahnung ergriffen, stürzt er wieder in die Kajüte zurück und entreißt Augusta's krampfhaft geschlossener Hand die bereits verwelkte Staude. Die arme Frau heftet ihren verschwimmenden Blick voll unendlicher Wehmuth noch einmal auf ihn und versucht zu sprechen, allein die Zunge versagt ihr den Dienst und die Augen schließen sich von neuem, um nie wieder das Licht zu begrüßen. „Mar djati! Mar djati! Sie stirbt, sie stirbt!“ schreien die Dienerinnen, in Thränen zerfließend, und die Eine schleudert den tückischen Asclepiazweig voll Entsetzen hinaus in's Wasser, welches an der Stelle, wo er hineinsinkt, für einen Augenblick eine bläuliche Färbung annimmt. Man hört die erschrockenen Matrosen untereinander von einem feinen, durchdringenden Gifte reden, das im Blüthenkelche der Asclepia enthalten gewesen seyn müsse.

Während jetzt die Bholia, verwandelt in ein Haus der Trauer und des Jammers, auf Befehl ihres trostlosen Herrn, der neben Augusta's entseelter Hülle kniete, mit dem Aufgebot aller Ruderkräfte wieder heimwärts eilte, begann das nur lose zusammengehaltene Floß, worauf der Hindu dem Meere zutrieb, immer mehr in der Mitte der Fluthen zu schwanken. Dieser behauptete noch, so gut es gehen wollte, seine aufrechte Stellung; endlich riß die Strömung den letzten schwachen Bast, welcher die Rohrbündel noch miteinander verknüpft hatte, vollends auseinander; der Hindu vermochte nicht länger das Gleichgewicht zu behaupten, schwankte hin und her, sank und verschwand lautlos in die Tiefe. Sein Ziel war erreicht, wenn auch nicht das Meer, doch das seiner Rache und seiner Reinigung von der erlittenen Schmach, denn dieser Sanniassy mit dem giftigen Asclepiazweig war ein und derselbe mit dem Brahmanen Nilakartha, dessen Haupt Sir Edward durch das Auflegen der Pantoffeln einen sonst unauslöschlichen Schimpf angethan hatte.

An Augusta's Hülle war alle Kunst der Aerzte von Calcutta verschwendet worden; sie blieb eine Leiche. Sir Edward errichtete ihr im Park ihrer geliebten Villa ein kostbares Grabmal, und verließ unmittelbar darauf die Gegend, um wo möglich seinen Schmerz durch eine Reise etwas zu zerstreuen. Doch es gelang ihm nicht, desselben mehr Meister zu werden; ein schleichendes Fieber gesellte sich hinzu, und so traf ich ihn, zum Schatten abgezehrt, im Caravanserai von Alepey, wo mir dann von seinem alten getreuen Diener diese traurige Geschichte mitgetheilt wurde.

Einige Monate darauf brachte, wie ich erfahren habe, Sir Edward's Freund, eben jener Arthur, der ihn zu der unbedachtsamen Neckerei an dem Brahmanen gereizt hatte, die Kunde seines Todes nach England. Der junge Mann mag sich wohl zuweilen vom inneren Vorwurf gedrückt fühlen, so zu sagen der Hauptanlaß zum Unglücke seines Freundes gewesen zu seyn.

In Bombay erkundigte ich mich darnach, was aus Roukminia, der Tochter des Brahmanen, geworden sey? Lange wußte mir Niemand darüber Auskunft zu geben, bis ich endlich aus dem Munde einer alten Gärtnerin, die sie zufällig kannte, Folgendes vernahm. Nachdem ihr Vater, in der Absicht, als Sanniassy von der Beschimpfung sich zu reinigen, die er durch Sir Edward erlitten, und zugleich an ihm Rache zu nehmen, sie verlassen, um nie wieder zu kehren, beschloß Roukminia, ihr Leben künftig ausschließlich gottesdienstlichen Werken und Bußübungen zu widmen, indem ja ein Theil an der Beschimpfung

Digitized by Google

ihres Vaters auch auf sie zurückgefallen war. In einer Pagode ganz in der unmittelbaren Nachbarschaft von Bombay wird eine Masse von geweihten Tauben gehalten, die sich in solcher Unzahl vermehren, daß alle Räume von ihnen überfüllt sind, und man keinen Fuß in das Innere des geheiligten Bezirkes setzen kann, ohne auf dies glückliche Geflügel zu treten, welches die täglich herbeiströmenden andächtigen Pilger mit Nahrung im Ueberflusse versorgen. Mitten unter dieser Taubenschaar und gleichsam mit dem Boden, worauf er sitzt, verwachsen, vegetirt ein uralter Brahmane, ein Heiliger, der seit mehr denn zwanzig Jahren seine seltsame Lage ohne die leiseste Veränderung unausgesetzt beibehalten hat. Er liegt auf dem Rücken, die eine Hand hoch in der Luft erhoben; diese Hand trägt eine mit Erde gefüllte Vase, worin abwechselnd Kräuter und Blumen wachsen. Roukminia hat sich der Bedienung dieses heiligen Mannes geweiht; zweimal des Tages bringt sie ihm den Reis und das Trinkwasser, woraus seine alleinige Nahrung besteht. So hofft sie, Brahma's Gnade sich immer würdiger zu machen.

Ueber die Religion, Sitten, Gewohnheiten und Staatsverfassung des türkischen Reiches.

(Schluß.)

Die Einkünfte des osmanischen Reiches sind in zwei Departements vertheilt, wovon eins im Serail, das andere in der Stadt ist. Das erstere heißt Kasna, das andere Mirri. Das Mitri ist die Schatzkammer des Reichs und steht unter der Verwaltung des Defterdar; die Kasna ist die Privatbank des Großherrn unter der Leitung des Kislar-Aga; aus den öffentlichen Staatseinnahmen fließen in sie jährlich dreißig Millionen Piaster (15,000,000 Thaler), ohne Das mitzurechnen, was die Gold- und Silberbergwerke einbringen. In keinem Lande Europa's, mit Ausnahme der Schweiz, sind die Abgaben und Steuern geringer und weniger drückend, doch auch in keinem andern der Ackerbau mehr vernachlässigt. Acht Neuntheil des Bodens liegen noch unangebaut und brach da, was auf eine verhältnißmäßig geringe Bevölkerung schließen läßt.

Die Großherren bedienen sich eines besondern Mittels, den großen Reichthum der Paschas, auf deren Einfluß im Reiche sie eifersüchtig geworden sind, zu vermindern; sie vermählen dieselben nämlich mit ihren eigenen Töchtern, Schwestern und Basen. Den Antrag, mit ihrem Monarchen in ein so nahes Verwandschaftsverhältniß zu treten, dürfen sie natürlich nicht ablehnen, und so befinden sie sich in der Nothwendigkeit, ihrer Braut und künftigen Gemahlin sehr reiche Geschenke zu machen. Nach der Vermählung müssen sie ihre Gemahlin auf eine dem kaiserlichen Range gemäße Art unterhalten. Diese geschickte Manier, ihre Beutel auszuleeren, gibt dem Ehrgeize der Paschas eine für die Sicherheit des Landes günstige Richtung. Anstatt sich an die Spitze der Parteien zu stellen und das Ansehen des Sultans zu untergraben, nehmen sie sich nun der Sache ihres erhabenen Anverwandten auf das wärmste an, sind die strengsten Beobachter des Betragens anderer Paschen und suchen deren aufrührerischen und listigen Anschlägen vorzubeugen. Man schafft sich auf diese Weise eine Prinzessin ohne Kosten vom Halse und sichert damit zugleich die Ruhe des Staates.

Viele dieser Prinzessinnen sind mit 14—15 Paschen nach einander vermählt gewesen. Der Sultan zwingt oft einen Pascha, der siebzig bis achtzig Jahre zählt, sich mit einer Prinzessin zu vermählen, die kaum zwei Monate alt ist. Der Gemahl ist in diesem Falle verbunden, die Kosten zu ihrem und ihres Hofes Unterhalte zu tragen. Er stirbt vielleicht nach einigen Monaten und die Prinzessin wird mit einem noch ältern Pascha vermählt. So kommt sie von einem Gemahl zum andern, so daß sie gar leicht im zwanzigsten Jahre Wittwe von einem Dutzend Männern, die sie nie gesehen hat, seyn kann. Diese Damen führen den Namen Sultaninnen, und leben während ihrer frühzeitigen Vermählungen in einem vom Serail abgesonderten Palaste.

Um jedem Vorwande zu einem Aufstande zu begegnen, verwendet die Regierung eine große Sorgfalt darauf, daß es nie an bedeutendem Vorrath von Lebensnothwendigkeiten und Bequemlichkeiten zu billigen Preisen in Konstantinopel fehlt. Auch ist ein Proletariat, wodurch Englands, Frankreichs und theilweise auch Deutschlands Zukunft bedroht wird, wofern nicht durchgreifende Reformen bald stattfinden, in der Türkei nicht vorhanden. Freilich hat die Natur daran das größte Verdienst, denn was anderswo nur durch mühevolle Arbeit erworben wird, gibt sie hier dem Menschen gewissermaßen freiwillig. Doch läßt sich mit Recht behaupten, daß da, wo ihre Erzeugnisse für den Unterhalt des Ganzen nicht ausreichen, die gesellschaftlichen Einrichtungen die Hauptschuld tragen. Es macht unserer Zeit Ehre, daß sie diese Wahrheit erkennt und den sozialen Uebeln abzuhelfen sucht.

Die meisten mahometanischen Lehrer behaupten, daß der Monarch erhaben ist über die Gesetze und daß er sein Versprechen, ja sogar seinen Eid widerrufen kann, wenn er sieht, daß seiner willkürlichen Gewalt und seinem unumschränkten Willen daraus irgendwie Nachtheil erwächst. Jeder Monarch schwört zwar bei seiner Thronbesteigung, daß er ein strenger Beobachter und Vertheidiger der mahometanischen Religion, ihrer Gebräuche, Gewohnheiten, Ceremonien und aller Gesetze des Propheten seyn will: allein eben diese Gesetze erklären, nach der Behauptung der Lehrer, den Monarchen für den einzig wahren und untrüglichen Ausleger derselben.

Es verdient indessen bemerkt zu werden, daß viele der neuern Lehrer diese Meinung entschieden bekämpfen und daß in diesem Stücke das Ansehen des Sultans nicht weniger gesunken ist, als in andern europäischen Ländern das Ansehen der Herrschergewalt von Gottes Gnaden.

Es kann dem aufmerksamen Beobachter überhaupt nicht entgehen, daß bei einer großen Masse des Volkes die Lehre Mahomets in der Auflösung begriffen ist und daß die Türkei in ein neues Stadium der Entwickelung tritt, denn die Zustände der Nationen können nicht länger dauern, als die Ideen, welche sie in's Leben riefen.

G. M.

Rösler's jüngste Schicksale.

(Schluß.)

Jetzt ging es im Trabe etwa 60 Schritte im äußern Graben fort, um die zweite Bastion herum, wo die zweite Leiter stand; die erstere warfen die Begleiter um, die andere zogen sie noch kaltblütig mit hinaus aus dem Graben und verbargen sie in den Weingärten. Und nun ging es den steilen Berg durch die Weingärten hinab, gerutscht, gesprungen, gerannt, gestürzt. Als sie auf die erste Fahrstraße kamen, wo die Chaise halten sollte, war wieder diese nicht da, sie war fehlgefahren; Derjenige, der bestimmt war, für ihre richtige Bewegung zu sorgen, hatte zwar rechtzeitig den Irrthum bemerkt, allein beim eiligen Umdrehen auf dem steilen Bergwege war sie umgefallen, und so, daß der Darinsitzende lange nicht herausgebracht werden konnte; dann hatte es übermenschliche Anstrengungen gekostet, sie aufzurichten; ein Strang war gebrochen. — Als Rösler's Begleiter die Chaise nicht am bestimmten Orte fanden, sprang Einer mit ihm weiter durch die Wiesen auf eine Straße zu; zwei eilten in's Dorf, wo sie eben die Chaise zurückkommend fanden, mit begreiflich großer Heftigkeit herumrissen, auf den nunmehr bezeichneten Weg wiesen und hineinsprangen. Zwar konnte weder dies ohne Aufsehen vorüber-

Digitized by Google

gehen, noch Rösler seinerseits dem Verdacht eines begegnenden Steuereinnehmers entgehen, welcher sehr richtig kalkulirt haben soll, daß man im Februar nicht ohne Ursache im Schlafgewande über die Wiesen springe; aber letzterer hatte wohl eben so richtig kalkulirt, es sey nicht rathsam, eine Verhaftung zu versuchen; und in der That wäre schwerlich der erste Aufhaltende in die Lage gekommen, seine Prämien zu genießen.

Endlich erreicht man die Chaise; einer der Begleiter stieg mit hinein und die andern eilten dem nahen Walde zu. Die Chaise fuhr im Galopp von dannen und hatte noch nicht Ludwigsburg erreicht, als die Lärmkanone brummte, jedoch wegen des starken Windes ganz unhörbar. Im raschen Fahren fiel Rösler's großer Bart unter der Scheere und tauschte er mit seinem Begleiter die Kleidung. Man schlug die Richtung nach Bayern ein; in einer würtembergischen Stadt wartete auch schon seit drei Tagen täglich Nachmittags ein bespannter Wagen, welcher ihn nun auch rasch weiter führte; und sobald er glatt rasirt war und die Haare verschnitten hatte, durfte er es wohl wagen, auch öffentlichen Gelegenheiten sich anzuvertrauen. In der Nacht erreichte er Nördlingen und schlug auf der Eisenbahn die Richtung nach Lindau ein. In Augsburg hatte er das unangenehme Vergnügen, sich erkannt zu sehen von unbekannten Damen, aber zum Glück gerade erst beim Fortfahren; und in einer andern Stadt, wo er ein Bierhaus betrat, kam er an eine Stelle zu sitzen, wo an der Wand sein Bild hing; es waren aber keine Denunzianten da, obwohl er erkannt worden seyn soll; in einer andern bayerischen Stadt war er behufs der nothwendigen Erkundigungen an Jemanden adressirt, aber irrthümlich und so, daß die Nachfrage nach Diesem ihn vielem Verdacht Preis gegeben und ihn persönlich gerade in ein Denunziantennest mitten hinein geführt haben würde; ein Offizier, mit dem er unterwegs zusammen traf und der freilich nichts ahnte, gab ihm glücklicherweise Gelegenheit, sich über Alles genau zu erkundigen und eine sichere Adresse zu erlangen.

So erreichte er am 24. Nachmittags den Bodensee, hier, wie überall, wo er anklopfte, von der kräftigen Unterstützung der Männer und der liebevollen Theilnahme der Frauen geleitet. — Das Dampfschiff zu besteigen, durfte er nicht wagen; an einer versteckten Stelle am Ufer lag ein Kahn, in den er sich platt niederlegen mußte, damit vom Ufer aus keine Gestalt außer dem Schiffer gesehen werde. Es war ziemlicher Nebel, da sie abstießen; nach einer halben Stunde sagte ihm der Schiffer: Stehen Sie auf, jetzt sind Sie frei! — Rösler richtete sich auf, der Nebel war verschwunden, und im ersten Augenblicke, wo er sich wieder sicher und frei fühlen konnte, erblickte er in herrlicher Nachmittagsbeleuchtung zum ersten Male in seinem Leben die Alpen.

Inzwischen hatte das fast unbegreifliche Verschwinden Rösler's am hellen Mittage den ganzen Hohen-Asperg allarmirt; man scheint es jedoch nicht eher bemerkt zu haben, als bis er fast den Wagen erreicht hatte. Der Aufseher, der Unteroffizier, die Schildwache wurden sogleich verhaftet; Boten flogen nach allen Richtungen, und der Steckbrief erschien im Staatsanzeiger noch denselben Abend. — Auf die Frau fiel natürlich der erste Verdacht; sie mußte ein sechsstündiges Verhör bestehen, und am andern Tage wurde bei ihr Haussuchung gehalten, aber sie benahm sich im Verhör eben so klug und muthig als vorher; man fand nichts und scheint sich doch geschämt zu haben, ohne jeden haltbaren Grund gegen eine junge stillende Frau mit Verhaftung vorzuschreiten. Auch bei andern Freunden Rösler's wurden Haussuchungen und Verhöre angestellt; aber, wie es scheint, gerade bei solchen, die von der ganzen Sache nichts gewußt hatten.

Stuttgart und Ludwigsburg waren natürlich voller Jubel und voller abenteuerlicher Gerüchte. Nicht bloß Philipp's mit Gold beladener Esel ersteigt die festesten Schlösser; auch das Unwahrscheinlichste ist möglich für einen Mann, der Leib und Leben für seine Freiheit wagen will, für ein liebendes, aufopferndes und kluges Weib, und für kühne und geschickte Freunde.

Ein Bild aus dem Jahre 1848.

(Wien, 17. März.) Von dem Greißler Allmayer in der Jägerzeile ist eine kleine Broschüre erschienen, worin er in schlichten, aber Entsetzen erregenden Worten die Behandlung schildert, die er im Oct. 1848 erlitten hat. Das Büchelchen war schnell vergriffen, eine neue Auflage indeß wurde von Seite des Militärgouvernements verhindert, welches den Eindruck der traurigen Schilderung der kannibalischen Heldenthaten zu fürchten scheint. Der mit einem heftigten Charakter begabte Mann, ein Greis von 61 Jahren, warf im Sommer 1848 ein durch wüthende Jakobiner-Sprache ausgezeichnetes Flugblatt unter das Volk, worin er gegen etliche Magistratsräthe, die sich allerdings nicht des besten Leumunds erfreuten, in schonungsloser Weise verfuhr und die betreffenden Personen in einer beigefügten Vignette am Galgen darstellte. Das Preßgericht nahm nur in sofern davon Notiz, als nach einigen Tagen die übrigen Exemplare konfiscirt wurden; als die Oktober-Revolution ausbrach und Fürst Windischgrätz ein Heer um Wien versammelte, befanden sich auch die angegriffenen Magistratsräthe als Gutgesinnte flüchtigen Fußes in der Umgebung der Hauptstadt und versäumten nicht, bei der im Hauptquartier zu Hetzendorf angefertigten Proscriptionsliste auf den höchst gefährlichen Menschen aufmerksam zu machen, der es gewagt, ehrbare Staatsbürger in effigie zu hängen und hierdurch die Phantasie des Volkes mit dieser Todesart vertraut zu machen, die dann späterhin gegen den Kriegsminister Latour eine schreckliche Anwendung gefunden habe. Sobald die Truppen die Leopoldstadt besetzt hatten, holte auch schon eine starke Kroaten-Patrouille den Unglücklichen aus seiner Wohnung, die er mit gutem Gewissen gar nicht verlassen, und führte ihn, einen Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, nach Hetzendorf. Auf dem Wege dahin wurde der Unglückliche von den Unholden auf das Scheußlichste gepeinigt, indem sie ihn sieben Mal an Bäumen, Laternenpfählen und dergleichen aufhenkten und wieder abschnitten, so daß der Arme siebenmalige Todesangst ausstehen mußte. Im Freien angelangt, fing das Spiel in anderer Weise von vorne an, und ließen die Barbaren den Gefangenen vier Mal hinknieen, um ihn zu füseliren, allein immer schossen sie über sein Haupt und brachten ihn endlich todtmüde nach Hetzendorf, wo er in einem Gartenhause vier Tage und vier Nächte ohne Speise und Trank eingesperrt wurde, und der wachehaltende Soldat brachte ihm auf vieles Bitten um einen Trunk Wasser einen Kübel — mit Urin! In Gegenwart des Fürsten Windischgrätz erhielt der nach 3monatlicher Haft als unschuldig Entlassene Faustschläge ins Gesicht und ein junger Kroaten-Offizier trieb die Bestialität so weit, den Mann bei seinem großen Schnurrbart zu fassen und ihn daran zu Boden zu schleudern. (Bresl. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Großvater des socialistischen Repräsentanten de Flotte, Viceadmiral Graf de Flotte, befehligte 1793 die Marine zu Toulon und wurde dort von den Schreckensmännern aufgeknüpft, nachdem er zuvor mit einer einem Soldaten entrissenen Flinte drei seiner Mörder getödtet und mehrere verwundet hatte.

(Köln Ztg.)

Digitized by Google

In einem Dorfe bei Beneschau in Böhmen starb kürzlich ein Bauer im Alter von 109 Jahren.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

Börne sagt: „Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Tritt der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sey; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf .... So auch gehen Gedanken und Reden, wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

(Etwas für Kleidermacher von Schiller.) In einem Briefe an Körner entwickelt Schiller den Begriff der Schönheit — und sagt in seiner Erörterung unter andern: „In dieser ästhetischen Welt, die eine ganz andere ist, als die vollkommenste platonische Republik, fordert auch der Rock, den ich auf dem Leibe trage, Respekt von mir für seine Freiheit, und er verlangt von mir, gleich einem verschämten Bedienten, daß ich Niemand merken lasse, daß er mir dient. Dafür aber verspricht er mir auch, seine Freiheit so bescheiden zu gebrauchen, daß die meinige dabei nicht leidet, und wenn beide Wort halten, so wird die ganze Welt sagen, daß ich schön angezogen sey. Spannt hingegen der Rock, so verlieren wir beide, der Rock und ich, von unserer Freiheit. Deswegen sind alle ganz enge und ganz weite Kleidungsarten gleich wenig schön, denn nicht zu rechnen, daß beide die Freiheit der Bewegungen einschränken, so zeigt bei der engen Kleidung der Körper seine Figur nur auf Kosten des Kleides, und bei der weiten Kleidung verbirgt der Rock die Figur des Körpers, indem er sich selbst mit der seinigen aufbläht, und seinen Herrn zu seinem bloßen Träger herabsetzt."

(München, 17. März.) Vor einigen Tagen wurde die Statuette Gabelsbergers, in weißem Marmor von Riedmüller vollendet, in seinem Monument, das der Stenographenverein durch denselben Künstler errichten ließ, aufgestellt. Der Künstler gibt uns in dieser Statuette nicht blos ein in jeder Beziehung vollendetes Meisterwerk gelungener plastischer Arbeit, sondern auch, was vorzüglich bemerkenswerth ist, ein in Bezug auf Aehnlichkeit des Gesichts und der übrigen Haltung ganz getreues Bild des theuern Verstorbenen. Mit innigem Danke erkennen die Verehrer Gabelsbergers das edle Unternehmen des verehrten Vereins an, der so schön das Andenken seines unvergeßlichen Lehrers auch nach dem Tode ehrt.

In Dresden macht die am 21. März daselbst erfolgte plötzliche Verhaftung einer seit Jahren dort lebenden angesehenen französischen Familie, nach vorhergegangener Haussuchung, vieles Aufsehen. Man erzählt darüber Folgendes: Vor fünf Jahren ereignete sich in Dresden ein höchst bedeutender Pretiosendiebstahl, dessen Thäter seither nicht ermittelt werden konnte, obschon ein Preis von 20,000 Thlr. für den Entdecker ausgesetzt gewesen seyn soll. Jetzt endlich soll die Entdeckung in Jassy geschehen und die verhaftete Familie von dorther als dabei betheiligt, bezeichnet worden seyn.

Korrespondenz.

Usingen, 19. März.

Wie anderwärts, so gibt es auch bei uns wenig Erfreuliches. Nach den Aufregungen der letzten Jahre sind wir in den Zustand gekommen, welchen die Studenten „Katzenjammer" nennen. Wir haben materielle Verluste erlitten, aber der denkende Bürger hat einigen geistigen Gewinn davon getragen. Wir haben am Tage der Wahl (1. Mai 1848) unsere Häuser dermaßen mit grünen Bäumen geschmückt, daß man glauben konnte, der Wald sey, wie der Birnamwald, lebendig geworden und in die Stadt gezogen. Wir wissen jetzt, daß unser Jubel zu voreilig war. Wir haben einen Mummenschanz gesehen ohne Gleichen, als die Grundrechte auf sammtnen Kissen unter Begleitung der Geistlichen und Hofgerichtsräthe in die Kirche getragen und förmlich eingeweiht wurden. Mancher Pfarrer wechselt seine Gesinnung und sein politisches Glaubensbekenntniß, wie man einen Chorrock wechselt, das haben wir bei der Erfurter Wahl gesehen, und dieselben Hofgerichtsräthe, von denen einige den edlen Herder zu 4jähriger Zuchthausstrafe verurtheilten, weil er „wissenschaftlich" dargethan hatte, daß die nassauischen Domänen Landeseigenthum seyen, dieselben Hofgerichtsräthe, welche die „Grundrechte" aufrecht zu halten feierlich beschworen, haben zu Gericht gesessen über den Idsteiner Landescongreß, weil dieser die Grundrechte aufrecht erhalten wollte. Der ganze Freiheitsjubel hat sich als ein Traum bewiesen und alles Gepränge, alle Gelübde, alle Predigten als ein verrückter Mummenschanz. Eine erschreckliche Ermattung ist in die Gemüther gefahren, die Menschen sind mürrisch und gereizt, die Gesellschaften ungesellig und die Poesie ist schier aus dem Leben gewichen. Die schönste Blüthe unseres Volkslebens, die heiteren „Feldbergfeste", die jährlich Tausende froher Menschen vereinigten zu den Kämpfen der Körperkräfte, des Gesanges und der Schützenkunst, sind durch einen Machtspruch verboten worden. Das ist das Recht der freien Vereinigung. Bittschriften, Beschwerden an die Staatsbehörden, die früher berücksichtigt wurden, werden jetzt kalt abgewiesen und ad acta gelegt; das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Volk und Fürst scheint auf ewig dahin. Die Fürstenschmeichler sind Volksschmeichler geworden und das Volk ist auf eine Bahn geschleudert worden, in der es sich nicht zurecht finden kann. Eine neue Zeit ringt sich los von der alten und wie die politische Bewegung ihre Wirkung äußert bis in's geringste Dorf, so auch die religiöse, die durch den in Michelstadt erscheinenden „Lucifer" gefördert wird. Die negative Richtung dieses Blattes findet bedeutenden Anklang im Volk, aber diese Richtung wird uns das amerikanische Sectenwesen und vielfachen Jammer bringen. Es ist in dieser Wüste der Enttäuschung selten eine grüne Stelle zu finden, selten ein frischer Quell des Lebens und der Freude, denn der Haß und das Mißverständniß überwiegen die Liebe und den Einklang. Der Haß zerstört, die Liebe baut und gründet, sie reicht dem Hungernden Speise und Trank, sie kleidet den Nackten und nimmt sich der armen Waisen an. Von Denen mich wegwendend, die den Mantel stets nach dem Winde kehren, die in Haß, Heuchelei und Rohheit ersticken, will ich die stille Tugend des Elementarlehrers Müller zu Arnoldshain am Feldberg erwähnen, der durch Häckelarbeit gegen hundert brodloser Menschen unseres Gebirges ernährt. Schon ist dieses Gewerbe so ausgedehnt, daß wöchentlich zwei Centner Wolle verarbeitet werden. Wie bescheiden die Ansprüche dieser nach Arbeit verlangenden Menschen sind, mag daraus ersehen werden, daß sie sich glücklich preisen, einen Taglohn von 12 bis 15 kr. zu verdienen!

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. März. (Zum Vortheil des Orchester-Personals): Große musikalische Akademie in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Christus am Oelberge, großes Oratorium von L. van Beethoven. Zweite Abtheilung: Stabat mater, großes Oratorium von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nr. 76. Freitag, den 29. März 1850.

Ein Blick in eine französische Wollenspinnerei.

Unlängst brachte das Feuilleton der Pariser „Presse" einen Beitrag socialistischer Studien, wozu die Gegenwart leider weit mehr Stoff niederschlagender, als erfreulicher Betrachtungen dem Menschenfreunde liefert, und zugleich eben so viel Räthsel aufgibt, wie der stets überhandnehmenden Noth unter den arbeitenden Klassen wo nicht völlig ein Ziel zu setzen sey, doch mindestens theilweise Abhülfe und Linderung verschafft werden könne. Wir entheben jenee einem warmen Herzen entströmten, auf eigene Anschauung gegründeten und mit Belegen aus den neuesten Schriften diese Categorie versehenen Schilderung ein Gemälde vom Zustande jener bedauernswerthen Geschöpfe, die vom Schicksal veeurtheilt sind, zur Fristung eines kaum menschlichen Zustandes ihr Brod durch Arbeit in einer Wollenspinnerei zu verdienen.

Versetzen wir uns in das nächste beste Thal, wo solch eine Werkstätte sich erhebt. Der Morgen dämmert noch kaum, aber schon wandert von allen Seiten her, im Regen, Schnee oder beizenden Nebelgerieseln, eine Menge von Arbeitern der flammengerötheten Rauchsäule zu, die dem thurmhohen Kamine der Fabrik entqualmt, der wie ein Leuchtthurm aus dem Dunkel emporstrahlt.

Hier zieht eine Schaar bleicher, abgezehrter Gestalten beiderlei Geschlechts, baarfuß, ein grobes Packtuch, den Schurz oder das Oberkleid gegen das Unwetter über den Kopf gestülpt, den kothigen Pfad entlang; dort ein Haufen Kinder von noch jämmerlicherem Aussehen, frierend, in Lumpen gehüllt, die halb getränkt sind vom Oele, das wahrend der Arbeit von den Maschinen auf sie niedertropft. Die Weiber sind mit Körben versehen, welche die spärlichen Lebensmittel für den Tagesbedarf enthalten; manche dieser armen Kleinen aber, die keine Mutter mehr haben, die noch mit ihnen ihren Imbiß theilt, tragen unter ihrer Jacke oft nichts als einen halben Laib groben Brodes bei sich, was bis zur Heimkehr ausreichen muß.

So betreten sie die Fabrik, und vertheilen sich in die gaserleuchteten Räume je nach ihree verschiedenen Beschäftigung; von Abwechslung dabei ist jedoch keine Rede; Tag für Tag dieselbe einförmige mechanische Arbeit; was sie gestern Nachts verlassen haben, wird heute früh wieder angegriffen, und so geht es fort im eintönigsten Kreislauf, wobei sie selber allmälig zu Maschinen der Maschine werden, und zuletzt aber so wenig denken, als diese.

Das Signal ist gegeben; der gewaltige Schwengel erhebt sich, mit Schnaeren und Geraffel setzen sich alle Räder und Getriebe in Bewegung; der erste heiße Schauer der Dampfstrahlen streift über die Rahmenbänder hin, der Boden vibrirt unter den Füßen, die Erschütterung geht wie ein Nervenfluidum durch Dielen und Planken, und vom obersten Stockwerk bis zu dem untersten herrscht jetzt nur Ein Getöse von Pressen und Hämmern, Pochen und Rollen, Stößen und Schlägen, die Spulen drehen sich wie mit wahnsinniger Wuth; der Kampf ist los.

Ein wahrer Kampf in der That! Denn der Arbeiter in solch einer Spinnerei ist wie ein Soldat auf dem Schlachtfeld; er steht gewissermaßen vor einer Mörserbatterie, mitten unter einem unsichtbaren Kartätschenhagel; er ist Maschineriefutter, wie jener Kanonenfutter.

Er befindet sich in dieser Werkstätte wie in einem Cirkus; in einer entfesselten brüllenden Menagerie von Cylindern, Kloben und Haspelwinden, die unaufhörlich nach ihm schnappen und mit ihrem scharfen Gebiß zu zerreißen drohen. Die geringste Unvorsichtigkeit oder Zerstreuung, ein Schritt nur um ein Haar zu nah — mit einem Ruck ergreift ihn der Zahn irgend eines Rades, zertrümmert sein Haupt an der Decke und schleudert ihn zermalmt auf den Boden zurück.

Verwundungen und Verstümmelungen an Händen und Fingern, die von den Radzähnen z. B. der Krämpelmaschine gepackt werden, kommen häufig vor. Man kann sich kaum vorstellen, wie leicht und rasch die Fingerspitze., der Saum der Kleidee, der Zipfel eines Tuchs, ein Band u. s. w. an einem solchen Radzahn sich erschnappen läßt, und einmal gepackt, mit fortgerissen wird. Nur blitzschnelle Hülfe vermag noch zu wehren, daß nicht die Hand dem Finger, der Vorderarm der Hand, der Ober- dem Vorderarm folgt; ein Augenblick später noch, und das Rad schwingt den ganzen Körper mit sich herum.

Die Mehrzahl der Opfer, welche den nach Menschenfleisch gierigen Zähnen dieser Getriebe so häufig zur Beute fallen, besteht aus Kindern. Von hundert und sechs solcher Kleinen, die ein Hospitalarzt gelegentlich einmal in der Sonntagsschule untersuchte, waren sieben und vierzig mehr oder minder verstümmelt. Alle jedoch, ohne Ausnahme, trugen das Gepräge tiefen Elends, langer Nachtwachen, übermäßiger Anstrengung in ihren Gesichtern, die vor der Zeit gealtert waren, in ihren Gestalten, die verkümmert, verwachsen oder gebückt einherschlichen.

Aber es gibt noch eine andere, nicht so plötzlich in die Augen fallende, doch nicht mindee schreckliche Todesart: das Hinschwinden, das allmälige Aufgeriebenwerden des Arbeiters durch die fast erstickende Atmosphäee, welche diese Räume füllt, und durch den, einem ätherischen Gift ähnlich wirkenden feinen Baumwollenstaub, der sie durchzieht. Wir würden niemals an eine so große Sterblichkeit in diesen Fabriken geglaubt haben, hätten wir uns nicht durch Einsicht in die Todtenlisten davon selbst überzeugt.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die deutsche Seemacht.

Die „Deutsche Vierteljahrschrift" bringt in ihrer Nummer 49 unter obiger Ueberschrift einen Aufsatz, welcher diese wichtige Seite unserer volkswirthschaftlichen Interessen mit großer Sachkenntniß vorführt. Der Verf. desselben zeigt: „Was in der Entwickelung unserer Rhederei in den verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes schon geschehen sey, aber auch, was noch geschehen müsse, um sie zu dem Range zu erheben, zu dem sie berechtigt ist."

In Rücksicht der preußischen Rhederei wird richtig bemerkt, ein spezielles Mittel zur Hebung derselben wäre die Befreiung der für die Schiffe nothwendigen Gegenstände vom hohen Eisenzoll, der den Schiffsbau ungemein vertheuere, und zwar um 20—25 Thlr. per Tonne Tragfähigkeit. Schwedische Nägel und Bolzen, sowie einige Arten englischer Ankerketten seyen gar nicht zu entbehren; auch der Transport aus entlegenen einheimischen Hütten bis zur Seeküste vertheuere das Eisen allzu sehr.— Die Verproviantirungen müßten durch Rückvergütung der Schlacht- und Mahlsteuer wohlfeiler gemacht, die Rhedereistädte mit tüchtigen Schiffsbaumeistern, und diese wieder mit guten Modellen versehen werden.

Die mecklenburgische Rhederei habe das Eigenthümliche, daß der Besitz des Schiffes meist in viele Parten getheilt sey, von denen Kapitän und Steuermann gewöhnlich einen Antheil hätten; dadurch würden größere Vorsicht und billigere Assekuranz herbeigeführt. Sonst habe die mecklenburgische Rhederei zwar solide, aber plumpe und schlechtsegelnde Schiffe, geführt von nicht allzu intelligenten Kapitänen, da die seemännische Vorbildung in Mecklenburg Vieles zu wünschen übrig lasse.

Am glänzendsten in jeder Beziehung gestalte sich der Zustand der Rhederei in den deutschen Nordseestaaten. Tüchtigkeit oberer und niederer Seeleute, freie Handelsbewegung und Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse und Materialien, eine durch unbehinderte Konkurrenz geweckte Energie und Intelligenz der Privaten bildeten hier die gesunden und nachhaltigen Elemente des Gedeihens, wie aller commerziellen Interessen, so auch der Rhederei.

Mit besonderer Vorliebe verweilt der Verfasser bei den Anfängen unserer Marine, deren jetzigen Bestand er nachweist, und dann die Aussicht auf eine anerkannte gemeinschaftliche deutsche Flagge und ein deutsches Consulatwesen erörtert. Unsere deutsche Flotte besteht zur Zeit aus der großen neuen Dampffregatte „Hansa" von 800 Pferdekraft, den beiden Dampffregatten „Barbarossa" und „Erzherzog Johann" von je 500 Pferdekraft, alle drei Fahrzeuge aber mit 7—10 Wurfgeschützen vom allerschwersten Kaliber; ferner aus den nach den neuesten Grundsätzen erbauten Dampfcorvetten „Ernst August" und „Inka" von 400 Pferdekraft; den Dampfcorvetten „Lübeck", „Hamburg" und „Bremen" von je 300 Pferdekraft und der Segelcorvette „Deutschland" von 32 Kanonen. Dazu käme nun (möglicher Weise) noch die „Gefion" und eine Anzahl Kanonenböte.

Allerdings ist es sehr zu bedauern, daß nicht schon früher auf eine deutsche Flotille Rücksicht genommen wurde, um wenigstens der Blockade der Nord- und Ostseehäfen durch ein paar dänische Kriegsschiffe vorzubeugen; allein eine sehr wesentliche Forderung der Rhederei können wir wohl von der Herstellung einer größeren deutschen Kriegsmarine und von einer gemeinschaftlichen deutschen Flagge nicht eigentlich erwarten. Dafür, daß die Rhederei durch die Kriegsmarine nicht eben gefördert wird, ist uns Frankreich ein Beleg, wo die Handelsmarine sich vereingerte, obgleich die Kriegsmarine zunahm, während dagegen in den norddeutschen Küstenstaaten die Rhederei in dem einzigen Jahre 1836 um 845 Schiffe mit 227,040 Tonnen Tragfähigkeit, also fast um 70 % vermehrt wurde. — Was nun zweitens den Mangel einer gemeinsamen deutschen Flagge betrifft, wodurch nach des Verf. Ansicht die deutsche Rhederei bedeutend leiden solle, so stellt sich in der Praxis die Sache nicht so schlimm dar, wie der Verf. meint, wenn er sagt: „Ganz schutzlos und gänzlich von der Gnade und Willkür selbst des kleinsten ausländischen Fürsten abhängig, müssen unsere armen Handelsschiffe in der Ferne umherirren, stets, und auch bei dem größten Unrecht, das ihnen widerfährt, nur auf Bitten angewiesen. Wäre uns schon seit Jahren eine deutsche Flagge und Flotte geworden, so könnte jetzt unsere Rhederei es mit der englischen aufnehmen" u. s. w. Von 1818—1847 haben deutsche Schiffe Hunderttausende verschiedener Fahrten nach fremden Ländern gemacht; aber gewiß können nicht ein Dutzend Fälle namhaft gemacht werden, wo unsere „armen Handelsschiffe" mehr zu leiden gehabt hätten, als unter gleichen Umständen die Schiffe anderer Nationen, welche große Flotten zur Verfügung hatten; ja, in ganz Amerika haben deutsche Schiffe bisher dieselben, und oft noch größere Begünstigungen genossen, als die Flaggen der übrigen europäischen Handelsstaaten.

Dessenungeachtet müssen wir aber die allgemeine Anerkennung einer gemeinschaftlichen deutschen Flagge freudig begrüßen — nicht zwar als ein besonderes Mittel zur Hebung der Rhederei — sondern als ein äußeres Zeichen der Begründung eines deutschen Bundesstaats, als Befriedigung des Nationalgefühls.

Zum Schlusse stehe hier noch, zur theilweisen Bestätigung obiger Angaben, die im August 1848 der deutschen Nationalversammlung vorgelegte Zusammenstellung, betreffend den

Bestand der norddeutschen Rhederei

(ausschließlich der Küstenfahrzeuge; die Lasten à 4000 Pfd. gerechnet).

	zu Ende 1836		zu Ende 1846		zu Anfang 1850	
	Schiffe.	Lasten.	Schiffe.	Lasten.	Schiffe.	Lasten.
Preußen	604.	73,696	896.	113,048	896.	132,072
Hannover	401.	24,155	562.	35,883		
Oldenburg	85.	3,614	132.	8,257		
Mecklenburg . . .	276.	19,776	300.	28,268		
Schlesw.-Holstein	203.	19,757	338.	30,985		
Hamburg	146.	17,606	228.	30,336	286.	41,026
Bremen	129.	17,471	225.	41,251	236.	46,435
Lübeck	61.	5,663	68	7,230		
Zusammen	1905.	181,738	2749.	295,258		

Zur Geschichte des englischen Kabinets.

Macaulay sagt in seiner Geschichte von England im siebzehnten Jahrhundert Folgendes: „Wenige Dinge sind in unserer Geschichte merkwürdiger, als der Ursprung und der Wachsthum der Macht, die jetzt das Kabinet besitzt. Seit unvordenklicher Zeit waren die Könige von England durch einen Geheimen Rath unterstützt, welchem das Gesetz viele wichtige Funktionen und Pflichten überwies. Mehrere Jahrhunderte hindurch berieth diese Körperschaft über die ernstesten und zartesten Angelegenheiten. Nach und nach veränderte sich jedoch der Charaktee derselben, sie wurde zu umfänglich für das Bedürfniß der Förderung und Geheimhaltung. Der Rang eines Geheimeraths ward oft als ein Ehrentitel an Personen verliehen, denen Nichts anvertraut und deren Rath niemals verlangt wurde. Bei den wichtigsten Gelegenheiten wandte sich der König ausschließlich an einen kleinen Kreis leitender Minister. Die Vortheile und Nachtheile dieses Verfahrens wurden von Bacon sehr bald erkannt und mit seiner gewohnten scharfsinnigen Dialektik hervorgehoben; aber erst nach der Restauration Karls II. fing das Publikum an, dem königlichen Conseil eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Politiker alten Schlags betrachteten noch lange Zeit das Kabinet als ein unkonstitu-

Digitized by Google

tionelles, freiheitsgefährliches Kollegium. Nichtsdestoweniger erlangte es doch mit jedem Jahre eine größere Wichtigkeit. Ja, mit der Zeit zog es den größten Theil der vollziehenden Gewalt an sich, und seit mehreren Generationen wird es nun als ein wesentlicher Theil unserer verfassungsmäßigen Regierung angesehen. Gleichwohl ist es aber, merkwürdig genug, immer noch etwas unserem Gesetzbuche gänzlich Unbekanntes. Die Namen der Lords und anderer Männer, welche Mitglieder des Kabinets sind, werden dem Publikum niemals offiziell angekündigt. Kein amtliches Protokoll wird über seine Sitzungen und Beschlüsse geführt. Auch ist die Existenz des Kabinets noch durch keine Parlaments Akte je anerkannt worden."

Mannichfaltigkeiten.

(Verschiedene Ansicht von Größe.) Emerson erzählt (in „Representative Men. Seven Lectures, Chapman. Lond. 1850") folgende hübsche Anekdote: Eines Tages als Pope mit Sir Godfroy Kneller in einem Gespräch begriffen war, trat der Neffe des Letztern, ein rauher Guineafahrer, in das Zimmer. „Neffe," rief ihm Sir Godfroy entgegen, „Du hast die Ehre, die beiden größten Männer in der Welt vor Dir zu sehen." — „Ich weiß nicht," erwiederte der Guineafahrer, „was für große Männer Sie seyn mögen, aber, aufrichtig gestanden, Ihr Aussehen gefällt mir nicht. Ich habe oft einen Mann, besser als Sie Beide, durchweg Muskeln und Knochen, für nicht mehr als zehn Guineen gekauft." „So," fügte Emerson hinzu, „rächen sich Leute, die mehr nach ihrer sinnlichen Anschauung urtheilen, an den Professoren und erwiedern Verachtung mit Verachtung."

Wenn, wie wir nicht zweifeln dürfen, der biblische Spruch wahr ist: wen Gott lieb hat, den züchtigt er, so muß der liebe Gott uns Deutsche recht lieb haben; denn an guter Zucht und Disciplin und an scharfen Strafruthen hat es uns nicht gefehlt, und es wäre einmal Zeit, daß wir die Erfolge dieser Erziehung an uns zeigten und daß unter Anderem auch die Früchte politischer Weisheit reif würden, deren Same oft unter Schweiß und Blut ausgestreut und mit scharfer Egge im deutschen Boden eingeackert wurde, damit wir nicht immer unter den europäischen Völkern als die modernen Heloten betrachtet werden. Die deutsche Nation scheint in dieser Beziehung ein ingenium tardum zu seyn; aber ich denke, ihre Schul- und Lehrjahre sind nun bald vorüber und man wird dann Wunder sehen. Sie wird sich aufmachen, um mit starkem Schritt ihre Nachbarn nicht blos einzuholen, sondern selbst zu übereilen. Wer eine große Bestimmung zu erfüllen hat, bedarf einer langen Vorbereitung. Deutschland hat seine Weltbestimmung noch nicht erreicht, aber die Zeit wird kommen, wo es das Versäumte einholt. Wenn die Liebe Gottes nicht von ihm gewichen ist, so scheint es unmöglich, daß, nachdem Spanien, Frankreich, England und selbst das kleine Holland nach einander die Rolle einer Weltmacht gespielt, nur unser armes Vaterland von der Vorsehung übergangen werden sollte. Die Feinde der deutschen Einheit und Macht mögen stark seyn, aber die vereinte Kraft einer Nation, die zum Bewußtseyn ihrer Bestimmung gelangt ist, ist doch noch weit stärker. Darum müssen wir auf diese Vereinigung hinarbeiten und jeder, wenn auch geringe, Anfang und Anlauf dazu muß uns willkommen seyn. Die Berufung auf alte Verträge, worin den Deutschen gleichsam befohlen wurde: ihr sollt keinen starken einheitlichen Staat bilden, sondern euch mit einem lockern Bündnisse eurer durch tausend Sonderinteressen getrennten Fürsten begnügen, kann nicht gelten; denn dieselben wurden ohne Zuziehen der Nation geschlossen, und sind durch die von den Fürsten anerkannten Thatsachen der Revolution factisch aufgelöst und beseitigt worden. Freilich haben wir in dieser Revolution schlimme Erfahrungen gemacht, aber keine so schlimme als England und Frankreich bei ihrer ersten Revolution; denn beide mußten eine harte demokratische Gewaltherrschaft und dann eine vollständige Restauration durchmachen, bevor sie zum vollen Genuß der politischen Freiheit gelangten. Darum dürfen wir nicht gleich verzagen, wenn uns auf der Bahn nach demselben Ziele Hindernisse begegnen. Ein kleiner Aufenthalt ist noch kein Stillstehen oder Rückgang.

(Königsberg, 12. März.) Das häßliche Schauspiel einer Prangeraufstellung wurde heute an einer Schneidergesellenfrau wiederholt. Die Tafel, welche die Verurtheilte um den Hals trug, enthielt die Inschrift: „Susanne Amalie Januskewiz, geborne Hart, Gauklerin und Betrügerin." Ein Militärkommando escortirte sie zu Fuß von und nach dem Gefängniß. Die Unglückliche schien sehr zerknirscht zu seyn. Wann wird unsere Gesetzgebung aufhören, ein Strafmittel anzuwenden, welches das sittliche Gefühl nach der einen Seite hin beleidigt, nach der andern aber es geradezu vernichtet!

(Alterthümer.) In den letzten Tagen wurde das Meßbuch von Juvenal des Ursins an den Fürsten von Soltikoff um 9900 Fr. verkauft. Dies Buch ist eines der reichsten und ausgesuchtesten Erzeugnisse der Schönschreibekunst und Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts. Man sieht darin im Glanze der lebhaftesten Farben Männer aus allen Ständen mit ihren Trachten und Waffen; Denkmäler, das Innere der Wohnungen, die Geräthschaften des gewöhnlichen Lebens sind darin dargestellt; die Gebräuche, kirchlichen Ceremonien, Kämpfe, Hinrichtungen sogar sind in lebendiger Wirklichkeit ausgedrückt. Die Umrisse der Figuren sind bezaubernd in Weichheit und Anmuth, die Köpfe voll Ausdruck und Gefühl. Dieses Missal wurde von Jakob Juvenal des Ursins, Pair von Frankreich, verfertigt, während er lebenslänglicher Verwalter des Bisthums von Poitiers war und nachdem er das Erzbisthum Rheims niedergelegt hatte, also in den Jahren 1446 bis 1456. Dann kam es in die Hände Raoul du Fou, welcher den bischöflichen Sitz von Evreux im Jahre 1478 bestieg. Dieser Bischof ließ durch sein Wappen das der des Ursins bedecken, das in den Vignetten dieses schönen Bandes reichlich verbreitet war; allein das erstere ist an mehreren Stellen beinahe verwischt und unter demselben kommt der Ursins'sche Schild wieder zum Vorschein. In dem Rande des großen Miniaturgemäldes auf Seite 135 sieht man Jakob Juvenal selbst, auf den Knien, seine Hände zum Erlöser erhebend; ein vor ihm stehender Engel hält sein Wappenschild. Raoul du Fou machte seiner Kirche ein Geschenk mit diesem kostbaren Manuskripte, das in der Bibliothek des Bisthums oder der Hauptkirche aufbewahrt wurde, bis es zur Zeit der Revolution daraus weggenommen, in verschiedene Hände, zuletzt in die eines Hrn. Debruye-Dumenil kam. B

Als eine neue „Brunnengrabung ohne Verschalung" wird in einer gemeinnützigen Schrift das Nachstehende vorgeschlagen, was wir der Begutachtung der Sachverständigen empfehlen. Es heißt dort: Es wird an dem bestimmten Orte nach dem erforderlichen Durchmesser des Brunnens ein Kranz aus Eichen- oder Lerchenholz verfertigt und dieser auf den Erdboden gelegt. Auch kann man nach der äußern Weite des Kranzes ein 2 bis 3 Fuß tiefes Loch graben lassen, den Kranz in jene Tiefe horizontal legen, und so auf diesem die Brunnen-Ausmauerung beginnen. Hierauf begeben sich zwei Erdarbeiter in den Kranz und heben aus dem innern Raume desselben die Erde aus, während ein Maurer und ein Handlanger die Brunnenmauerung über dem Kranz in eben dem Maße immer 2 bis 3

Digitized by Google

Fuß über die Erdoberfläche fortsetzen, als der mit der Brunnenausmauerung belastete Brunnenkranz durch die Erdausgrabung in senkrechter Richtung sich nach und nach immer tiefer senkt. Sollte diese Senkung nicht immer gleich erfolgen, so ist solche dadurch zu erzielen, daß man die Aufmauerung außerhalb des Brunnens mit Steinen beschwert. Diese Brunnen-Ausmauerung wird ferner mit Aushebung der Erde mittelst einer Erdwinde so lange fortgesetzt, als es die Tiefe des Brunnens zur Erlangung der Brunnenquelle und Vollendung des Brunnens erfordert, wonach die fernere vollständige Ausführung so wie bisher bleibt. Der Vortheil der Ersparung der Verschalung ist bei dieser Methode einleuchtend, auch wird die Sicherheit der Arbeitsleute dabei hervorgehoben.

Die Bühnendichter fühlen endlich, daß die gewöhnlichen kleinen Familienbedrängnisse, wie Liebesleid unbedeutender Menschen, nicht mehr geeignet sind, großen Eindruck auf das Publikum zu machen, seit die Zeit selbst so groß und gewaltig geworden ist, daß wir Mitlebenden an den kleinlichen und schwächlichen Schöpfungen, die uns die neuern Dichter bisher vorführten, unmöglich Interesse nehmen oder uns durch dieselben rühren und erschüttern lassen könnten. Es ist nothwendig, daß die Dichter „kühnere Griffe" in das Leben thun, großartigere Verhältnisse, gewaltigere Ereignisse vorführen, wenn die alte Vorliebe für das Theater erhalten und neu geweckt werden soll. Deshalb verdient Griepenkerls „Robespierre", wenn er auch eine verfehlte Schöpfung ist, als erster Versuch in dieser Art alle Beachtung. Herr von Zahlhas ist ihm auf diesem Wege gefolgt in seinem „Toussaint Louverture" und selbst der alte Raupach hat es gewagt, eine riesige Gestalt der neuern Geschichte auf die Bühne zu bringen, Mirabeau nämlich.

Einem Briefe des Pariser Abendblattes „l'Evenement" über die persönliche Umgebung des Papstes, so wie über die gewöhnliche Beschäftigung Pius IX. entlehnen wir folgende Mittheilung: „Der Tag", schreibt der Berichterstatter, „beginnt bei Sr. Heiligkeit mit der Messe. Später begebe ich mich in den Wartesaal, wohin der Reihe nach Cardinäle, Monsignori, Gesandte und Personen aller Stände kommen, die entweder eine Audienz erhalten haben, oder sonst das Recht haben, zu gewissen Tagesstunden mit Sr. Heiligkeit zu arbeiten. Dieses Zuströmen stets neuer Gesichter dauert — die Stunden der Mahlzeiten, des Brevierlesens und der kaum stundenlangen Promenade abgerechnet — im Wartesaal nicht selten bis gegen 10 Uhr Abends. Gegenwärtig findet die Promenade vor dem Diner statt; im Sommer promenirt Se. Heiligkeit nach dem Mittagmahle, und nach der eine halbe Stunde dauernden Siesta. — Gewöhnlich gegen acht Uhr Morgens wird dem heiligen Vater eine Tasse Chokolade, oder eigentlich eine Mischung aus Chokolade und Kaffee servirt, um halb drei Uhr ist das Diner, welches aus einer Brühe, drei Gerichten und einem Dessert besteht. Das Abendmahl ist viel einfacher und besteht aus zwei weich gesottenen Eiern, oder aus einem Pfannenkuchen mit Salat oder blos aus einer Brühe. — Um zehn Uhr zieht sich der Pabst in sein Gemach zurück und liest oder schreibt gewöhnlich bis gegen Mitternacht, wo dann er sich zur Ruhe begibt, um am andern Morgen um sechs Uhr dieselbe Lebensweise zu beginnen.

Die Frau Prinzessin Mariane (Albrecht) von Preußen, geb Prinzessin der Niederlande, besuchte Mitte Januar d. J. Jaffa und Jerusalem, und ist dort aller Orten mit der größten Auszeichnung aufgenommen.

Korrespondenz.

Mainz, 27. März.

Unsere Messe, welche morgen zu Ende geht, brachte eine ungemein große Menge von Sehenswürdigkeiten, unter andern eine bedeutende Menagerie, ein anatomisches Museum u. a. Auch ein Riese von ungeheuern Körperdimensionen ließ sich bewundern. Wir finden dies ganz zeitgemäß. Wo die Größe verschwunden, da macht sich die Länge und Dicke geltend.

Frankfurt, 25. März.

Als einen höchst erfreulichen Fortschritt im Gebiete der Schule begrüßten wir die Turnprüfung an der Musterschule am 21. März d. J., in welcher Anstalt der Turnunterricht im Laufe des verflossenen Semestres als gleichberechtigter Unterrichtsgegenstand in den Stundenplan aufgenommen wurde. Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier die Zweckmäßigkeit dieser neuen Einrichtung zu entwickeln, wie erlauben uns nur, auf die sehr gut geschriebene Einladungsschrift zu den diesjährigen Prüfungen an der Musterschule von dem Direktor derselben, Hrn. F. K. Brückner, zu verweisen und beschränken uns darauf, über die Ergebnisse des Unterrichts, welche uns auf der Prüfung vorgeführt wurden, einige Worte zu sagen. Daß man sich in den Mädchenklassen nur, in den Knabenklassen fast auf Ordnungsübungen beschränkte, mag wohl daher rühren, daß erst vor wenigen Monaten der Turnunterricht beginnen konnte und gerade dieser Unterrichtszweig in der kurzen Zeit besonders gepflegt wurde. Gleichwohl hätten wir gewünscht, auch von den Mädchen, wenn auch nur einige, eigentlich turnerische Kraftübungen zu sehen, weil gerade hierin die meisten Vorurtheile gegen das Mädchenturnen zu bekämpfen sind, was hier wenigstens zum Theil durch eigene Anschauung hätte geschehen können. Obschon uns der Gegenstand und seine Behandlungsweise nichts weniger als neu ist, denn wir hatten seit mehreren Jahren Gelegenheit, ihn auf dem städtischen Turnplatze durch den Vorsteher desselben, Hrn. A Raoenstein, oft unter sehr ungünstigen Umständen mit eben so großer Sachkenntniß als pädagogischer Geschicklichkeit behandeln zu sehen, so waren wir doch überrascht, die Schüler der Musterschule schon nach so kurzer Unterrichtszeit die oft verwickelten Uebungen mit einer gefälligen Gleichmäßigkeit und Pünktlichkeit ausführen zu sehen. Die Aufmerksamkeit der Schüler auf das Kommandowort (das bei einem und dem andern Lehrer etwas lebhafter und vernehmlicher hätte seyn dürfen) und die Freudigkeit, mit welcher demselben Folge geleistet wurde, bekunden die Liebe und den Eifer, welche die Lehrer dem Gegenstande widmeten. Wenn die Haltung der Schüler überhaupt und die Kundgebung der Leichtigkeit bei der einen oder der Energie bei der andern Gangart durch die Bewegung des Körpers noch Manches zu wünschen übrig ließ, so schreiben wir dies der kurzen Unterrichtszeit zu. Die wenigen Uebungen der Knaben an den schönen und zweckmäßigen Turngerüsten wurden meistens mit Sicherheit ausgeführt und mit der nöthigen Vorsicht überwacht. Eine ausführlichere Beurtheilung behalten wir uns bis nach der nächsten Prüfung vor, bei welcher uns die Ergebnisse eines ganzen Jahreskursus vorliegen werden. S.

Theater-Anzeige.

Freitag, 29. März. (Zum Vortheil des Orchester-Personals): Große musikalische Akademie in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Christus am Oelberge, großes Oratorium von L. van Beethoven. Zweite Abtheilung: Stabat mater, großes Oratorium von Rossini. Mit aufgehobenem Abonnement.

Montag, 1. April. (Zum ersten Male): Der Feensee, große romantische Opee in 3 Abth. von Scribe, Musik von Aubre. Mit aufgehobenem Abonnement

---

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 77. Samstag, den 30. März 1850.

Zur Erinnerung an die Tage des Vorparlamentes von 1848.

(Von Wilh. Wagner.)

Gedenkst Du noch der Nacht mit ihrrn tausend Kerzen,
Mit ihrem Jubelruf aus tiefbewegtem Herzen,
Mit ihrem wundersamen Glanz?
Gedenkst Du ihrer noch, durchtönt von heitern Klängen,
Mit ihrem Wonnerausch von freudigen Gesängen,
Mit ihrrm holden Blüthenkranz?

O jene Nacht war schön und tageshell gelichtet!
Dir Fahnen flatterten, stolz prangend aufgerichtet;
Die Häuser waren all' geschmückt
Mit frischem Waldesgrün und duft'gen Blumenkronrn;
Die Lüfte wehten mild, wie in den trop'schrn Zonen;
Wir waren Alle hoch entzückt!

Wie konnt' es anders seyn? War doch in deutschen Landen
Ein edles großes Volk so herrlich auferstanden
Aus einer langen Gradesnacht!
War plötzlich doch erfüllt des Herzens kühnstes Hoffen,
Sah Jeder doch das Thor der gold'nen Zukunft offen,
War Barbarossa doch erwacht!

Die Freiheit war dem Volk im Strahlenkranz erschienen;
Doch fehlten Männer noch, die würdig ihr zu dienen,
Der Edeln Phalanx war zu klein.
Die Läut'rung fehlte noch der Herzen und Gedanken,
Der Kräfte rechtes Maß, die Prüfung rechter Schranken,
Der Eintracht mächtiger Verein.

Im Lärmen der Partei'n und beim Geschwätz der Thoren
Ging ungenützt die Zeit, die günstige, verloren;
Die hohe Himmelstochter schwand
Indessen lauerten die Feinde; ihre Schaaren,
Die nun verdoppelt und zum Kampf gerüstet waren,
Sie überschwemmten rings das Land.

So hat nun wiederum das alte Spiel begonnen
Der Jubel ist verstummt, die Träume sind zerronnen,
Kein Strahl der tausend Kerzen mehr,
Und wenn wir jener Nacht, der herrlichen, gedenken,
So müssen wir den Blick voll Trauer niedersenken;
Die Gegenwart ist blüthenleer.

Ja sie ist trüb und rauh. — Des Schnees weiße Flocken
Bedecken noch den Pfad; die österlichen Glocken
Begrüßen keine Lenzeslust,
Kein grünendes Gefild, kein blühendes Gehege
Und keinen Veilchenduft dort an dem Wiesenwege;
Kein froh Gefühl belebt die Brust.

Die Zukunft ist verhüllt, — und was wird sie uns bringen?
Wird immer fester uns der Feinde Netz umschlingen,
Wird immer rauher seyn der Pfad?
Wird bald der neue Lenz der bessern Zeit erblühen,
Wird der ersehnte Tag des Völkerheils erglühen,
Wann es dem hohen Ziele naht?

Ein langer, schwerer Kampf zieht durch die Weltgeschichte,
Doch ob auch wechselvoll, er führt empor zum Lichte;
Die Wahrheit kann nicht untergeh'n!
Gedenkst Du jener Nacht mit ihren tausend Kerzen?
Was Großes sie gewollt, bewahr' in Deinem Herzen
Und laß den Glauben fest besteh'n!

Ein Blick in eine französische Wollenspinnerei.

(Schluß.)

„Das Geschäft des Baumwollenschlagers", sagt ein gewissenhafter Beobachter der Arbeiterklassen, — „mittelst der Hand oder einer Maschine, verursacht ein Gewölke von eindringenden Stäubchen und Flöckchen, die sich auf den Körper der Arbeiter ablagern, sie mit Schmutz überziehen, sich an ihre Kleidung, Haare, Augenbrauen, Wimpern, Bärte, Ohren, Nasenlöcher hängen, und schon dadurch ein krankhaftes Aussehen bewirken. Aber dieser Staub wird zugleich eingeathmet, setzt sich in die Kehle, auf die bei der Anstrengung heftiger bewegten Lungenflügeln, in deren feinstes Gewebe. Die armen Leute klagen deshalb beständig über Trockenheit in Mund und Kehle, und werden in kurzer Zeit, oft schon in wenigen Tagen nach Antritt ihrer Galeerenarbeit von einem Husten befallen, der sich immer häufiger und heftiger wiederholt."

Dieser Husten nun mag als das erste Symptom einer schleichenden zehrenden Brustkrankheit betrachtet werden, die durch zeitweilige Unterbrechung dieses Arbeitszweiges zwar beschwichtigt, aber nur in dem Falle anfänglich noch völlig geheilt werden kann, wenn der Leidende die Fabrik verläßt, um sie nie wieder zu betreten. Bleibt hingegen diesem Uebel die Gelegenheit, sich zu entwickeln, so nimmt sie nach und nach den Charakter einer Lungenschwindsucht an, welche von den Aerzten der Gegend, wo solche Fabriken existiren, die „wolkenhafte Lungensucht" genannt wird.

Digitized by Google

Eine fernere Hauptquelle der Ungesundheit des Aufenthalts in solchen Spinnereien ist, wie gesagt, die erhöhte Lufttemperatur, die in mehreren Werkstätten unterhalten werden muß. Je feiner die Fäden ausfallen sollen, die gesponnen werden, desto stärkere Heizung erfordert die Werkstätte; sie würden außerdem jeden Augenblick brechen. Einige dieser Räume, die zu besonderen Vorrichtungen und Zubereitungen, z. B. zum Aufhängen und Trocknen der Wollenzeuge dienen, bedürfen einer Hitze von 34 bis 37 Graden Reaumür. Ja, eine dieser Trockenstuben, die wir besuchten, war bis auf 50 Grade geheizt. Man muß selber in solchen Sälen verweilt haben, um sich einen Begriff von Dem zu machen, was man in so gesteigerter Temperatur auszustehen hat. Die Arbeiter befinden sich daselbst, trotz dem, daß sie Arme und Beine nackt tragen und sonst kaum bekleidet sind, im Zustand eines unaufhörlichen Schweißes, werden auch mehr als die Anderen, namentlich das weibliche Geschlecht, in Folge der plötzlichen Erkältungen, denen sie ausgesetzt sind, von Schnupfen, Katarrh und bedenklichen Brustentzündungen heimgesucht.

Nur wenige dieser „weißen Sklaven" erreichen die ersten Stufen des Greisenalters. Die Mehrzahl wird schon in früher Jugend oder Lebensmitte hinweggerafft. Die von uns in einer der größeren Spinnfabriken angestellte Nachforschung ergab, daß von 1,078 Arbeitern beiderlei Geschlechtes nur 9 ein Alter von 50, und nur 22 das von 40 Jahren erreichen. Also von 1,078 gelangen 1,056 nicht einmal zum vierzigsten Jahre. Bei mehreren dieser Leute, die mittels des Sthetoskops untersucht wurden, fand man die Luftröhrenäste und Lungenflügel in krankhaftem Zustande. Mit ihrem Handwerk erspinnen sie sich, so zu sagen, nur ihr Leichentuch.

Vom ersten Strahle des Morgensternes an, wo die keuchende Maschine dem gesammten Getriebe ihren elektrischen Stoß versetzt, bis spät am Abend, ist der zu diesem Arbeitsloose Verurtheilte selbst nicht weiter, als ein mechanisches Radwerk, das mit dem einförmigen Gang der riesenhaften Uhr selbst verkettet ist. Ja, er ist an diesen Willen von Stahl geschmiedet, er muß ihm gehorchen, blindlings dienen, mit ihm wetteifern in ausdauernder Anstrengung; Tag für Tag vierzehn, öfters sogar fünfzehn bis siebzehn Stunden lang muß er mit diesem Tyrannen arbeiten, der das geringste Versehen mit schrecklicher Verstümmelung oder mit dem Tode bestraft, während der Züchtling im Bagno oder der Negersklave auf den Kolonien seine Muskelkraft nur etwa zehn Stunden täglich aufzubieten braucht. Ausgeschlossen von den Genüssen der Natur, des Familien- und geselligen Lebens, wird dem Spinnarbeiter nicht einmal die Wohlthat erquickender Träume während seiner kurzen Nachtruhe zu Theil; er hat keinen Gedanken, keine Einbildungskraft mehr. Seine Mahlzeiten entziehen ihn dem Maschinendienste höchstens im Ganzen für eine Stunde lang; mit dem letzten Bissen noch im Munde, tritt er seine Frohnarbeit wieder an.

Ist sein Tagewerk vollbracht, was sich nicht nach dem so und so vielten Glockenschlage, sondern je nach der Ausdauer seiner Kräfte richtet, so kehrt er nach seiner Behausung zurück, um dort ein paar Stunden eines dumpfen Schlafes zu pflegen und seine wie geräderten Glieder zu erholen. Seine Hütte ist aber vielleicht eine halbe, eine ganze Meile von der Fabrik entlegen, er muß sich häufig durch Sturm, Nebel, Schnee und Schlamm in finsterer Nacht dahin schleppen; zu den fünfzehn bis siebenzehn Stunden seines Tagewerks kommen also noch wenigstens zwei Stunden erneuter Anstrengung, bevor ihm das Bischen Ruhe zu Theil werden kann.

Das ist das Leben der Spinnfabrikarbeiter, der schon, fast noch als Säugling dazu gleichsam vorbereitet wird. Denn bei der ersten Spur von Morgendämmerung erhebt sich die Mutter, die sich auf den Weg nach der Fabrik machen muß, von ihrem dürftigen Lager, tappt im Dunkeln nach dem Gefäße, welches ein Gebräue von Theriak enthält, das sie dem jüngsten Kind in der Wiege zu trinken gibt, um es während ihrer Abwesenheit in schlafähnlicher Beschwichtigung zu erhalten; dann schüttelt sie das ältere Kind, das schon zur Arbeit gebraucht werden kann, aus jenem süßen festen Schlummer, den Gott doch wohl nur deshalb so tief gemacht hat, um schon zum Voraus die äußerlichen Kräfte zu reifen, deren der Mensch zur Durchkämpfung seines Lebens bedarf; sie schleppt den noch schlaftrunkenen Knaben bei der Hand aus der Hütte mit sich fort, den düsteren Pfad zur Fabrik entlang, und stößt ihn, der sich noch kaum erholt hat von der gestrigen Mühsal, von neuem in die Marterkammer der Werkstätte.

Ach, es gibt Fabrikorte, wo noch, wenn das Kind dem Uebermaße des Schlummers bei langwieriger Anstrengung zu erliegen droht, der Ochsenziemer des Aufsehers es wieder unerbittlich zu seiner Pflicht emporpeitscht, namentlich wenn die Arbeit durch Anhäufung der Bestellungen dringend ist und auch die Nacht hindurch fortgesetzt werden muß.

Doch lassen wir den Vorhang über diesem leider nur zu getreuen Nachtstück fallen! A. S.

Eine Versammlung der Zeitungsträger in Washington.

(Washington, 1. März.) Ein eigenthümliches Schauspiel bot neulich hier eine große Versammlung der Newsboys (Zeitungsträger). Diese, großentheils Knaben, haben ihr tägliches Brod von den täglichen und wöchentlichen Blättern; die Sonntagsblätter nun geben besonders einigen Geistlichen und Frömmlern Anstoß. Die Newsboys tragen sie früh aus und rufen auf den Straßen den Inhalt aus, z. B: News from Washington! Groat speech of Henry Clay! California News! 3 Millions of Golddust! ꝛc., wie eben die Hauptüberschriften der wichtigsten Tagesneuigkeiten lauten mögen. Die frommen Herren dringen auf strenge Feier des Sonntags und wollen diesen armen, sehr industriösen Knaben, meist Waisen, die oft kranke Mütter oder Väter und kleine Geschwister ernähren, ihr Brod schmälern, das sie in jedem Wetter, von früh um 5 und 6 Uhr an bis spät in der Nacht erwerben. Unterdessen halten die Herren Geistlichen jeden Sonntag eine Predigt und ihre frommen Beichtkinder fahren in großen Equipagen zur Kirche, stolz, sitzen reich geputzt in mit Sammet ausgeschlagenen Kirchstühlen in den geheizten Kirchen, und wenn sie heimkommen, erwartet sie ein warmes, reiches Mittagsmahl, während der Newsboy sich den Tag über nur durch seine Bemühungen erwärmt und kaum mit Lumpen nothdürftig bedeckt ist, die er oft erbettelt hat und die seinem Vater besser passen würden als ihm. Dabei werden diese Knaben an Sparsamkeit und Ehrlichkeit gewöhnt, denn ein schlecht berufener, nicht zum Mäßigkeitsverein geschworener wird von ihnen selbst nicht unter ihnen gelitten. Tüchtige Männer von anerkannter Reputation und Stellung in der Gesellschaft redeten die sich auf 8000 Köpfe belaufende Versammlung an, und es wurden eine Reihe derber Resolutionen vorgeschlagen und genehmigt, die frommen Herren zur Erkenntniß zu bringen. Dann zog das ganze muntere Corps in bester Ordnung durch die Stadt, brachte den Sonntagsblättern an ihren Officinen ein Lebehoch und verlief sich in größter Ruhe.

Diese Knaben haben ihr gemeinschaftliches Arbeitslokal, wo sie der Reihe nach die Nacht durch und auch am Tage die aus den Druckereien erhaltenen Blätter falzen, abzählen und an die Austräger vertheilen. Sie müssen, was sie an Blättern erhalten, baar in der Officin bezahlen, erhalten aber 100 Procent; je mehr sie nun verkaufen, desto größer ist ihr Vortheil. Oft kommt der Witz vor, daß sie liegengebliebene Blätter vom vorigen und von

Digitized by Google

früheren Jahren noch verkaufen an Tagen, wo große Nachfrage ist und Alles auf die Knaben zustürzt, um ein Blatt zu erhalten. Dies ist ein Witz, über den gelacht wird. Auch steigern sie wohl an solchen Tagen den Preis. Die Officinen aber nehmen nur solche Knaben an, die sich zu einer bestimmten Anzahl Exemplaren täglich verpflichten. Daher kommen die gemeinschaftlichen Lokale und die Organisation dieses Corps der Newsboys. Es würde schwer seyn, aus diesen Knaben etwas Anderes als Republikaner zu machen; Viele erwerben sich etwas und ergreifen später eine andere Carriere, und Mancher schwingt sich wohl auch zur Wohlhabenheit empor. Sobald sie können, gehen sie zur Schule, und wenn sie die Woche über nicht können, Nachmittags in die Sonntagsschulen, die in dieser Beziehung viel Gutes leisten. Es kann nun einmal ein Amerikaner ohne Lesen und Schreiben nicht gut fortkommen; also, Das muß gelernt werden. Ich bin oft erstaunt, wie diese Jungen lesen lernen; sie lesen aber in der That in müssigen Augenblicken die Zeitungen, und ich habe sie oft beobachtet, wie sie über die Artikel diskutiren. So werden sie Politiker und hängen gewöhnlich der Ansicht des Blattes an, das sie hauptsächlich austragen. Ihre Industrie erstreckt sich auf die den großen Städten nahegelegenen Orte, wohin sie mit der Eisenbahn gratis gehen oder sich streckenweise an die Omnibus hängen und auch in diesen den Verkauf betreiben. Niemand vertreibt sie da, ja sie sind eine nothwendige Zugabe.

Denkwürdige Baureste aus der amerikanischen Urwelt.

J. H. Simpson, nordamerikanischer Genieoffizier, ausgesandt, die Gränzen zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko festzustellen und über dieselbe zu berichten, schreibt aus Santa Fe vom 28. Sept. 1849 unter Anderm über denkwürdige Baureste aus der amerikanischen Urzeit. Wir führen seine eigene Worte an: „Den ganzen Weg über (er betrug 586 amerikanische Meilen) trafen wir auf merkwürdige Dinge; doch was am meisten unsere Wißbegierde in Anspruch nahm, war eine Reihe von Ruinen in der Schlucht von Chakko, die zweifelsohne nach ihrer Lage, nach ihrem Aeußeren, nach ihrer Zahl, wahrhaftige Ueberreste der Azteken des zwölften Jahrhunderts sind. Ihr Vorhandenseyn gerade an dieser Stelle war nach einigen Landkarten durch den geistreichen deutschen Reisenden und Geschichtsforscher Humbold vorhergesagt worden. Diese Ruinen sind von der äußersten Wichtigkeit, sowohl durch den Reichthum von mechanischen Mitteln, welche ihr Bau erforderte, als durch den Geschmack, den sie bekunden, wie durch die Gewißheit, daß sie einer sehr entfernten Zeit entstammen. Die Indianer der Gegenwart wissen nichts über diese Trümmer, kennen bloß eine Sage: daß sie einst von einem aus Norden kommenden Volke bewohnt waren, daß Montezuma der Name ihres Herrschers gewesen, daß, nachdem dieses Volk eine Zeit lang hier gewohnt habe, es sich getrennt; ein Theil sey westwärts nach dem Rio Grande gezogen, der andere südwärts nach der Stadt Mexiko.

Die Wohnungen sind in Gruppen von einander getrennt; die meisten dieser Gruppen bedecken einen Raum von mehr als zwei Morgen und zeigen durch noch stehende Mauern stellenweise Häuser von vier Geschossen Höhe. Die Hauptmauern, die nach Außen über ihre ganze Ausdehnung eine glatte Fläche zeigen, sind unten am Boden über drei Fuß dick. Innen ziehen sie sich durch parallele Reihen schmaler Streifen allmälig zurück, so daß sie nach oben stufenweise dünner und leichter werden. Alle diese Bauten sind aus einem schönen, festen, blätterigen Sandsteine aufgeführt, der, wie man im Innern der Gebäude sieht, mit Thonmörtel aufeinander gefügt ist. Nach der Außenseite zu schaut man nur regelmäßig behauene rechteckige Werkstücke, außerordentlich genau zusammen gesetzt, und so dünn, daß 3 Zoll als ihre Größe, $^3/_4$ Zoll als ihre geringste Dicke betrachtet werden kann. Diese Mauern, von einiger Entfernung aus gesehen, bieten dem Auge die prächtigste Mosaik, die man nur ersinnen kann."

Ueber die berühmte Schlucht von Chaille (Tschaile) sagt Simpson: „Eine andere Sehenswürdigkeit, zu welcher uns dieser Zug führte, war die weitberühmte Schlucht von Chaille, welche immer als eines der Hauptbollwerke der Navajres (eines merikanischen Indianerstammes) galt, sowohl ob ihrer bodenlosen Tiefe und der unersteiglichen Felswände, als der unbezwinglichen Festung, welche sie verschließt. Nachdem wir die Festung beaugenscheiniget, können wir sagen: daß der Ruf dieselbe viel zu wichtig gemacht hat. Was aber die Tiefe und Erhabenheit der Schlucht betrifft, so hat man dieselbe lange nicht genug gepriesen, und wurde unsere Erwartung bei weitem übertroffen. Diese Schlucht kann als eine der vorzüglichsten Naturschönheiten und Denkwürdigkeiten unseres Landes gelten und darf mit Recht der Aufmerksamkeit der Reisenden und Geologen empfohlen werden."

Mannichfaltigkeiten.

(Berlin.) Die „Neue Pr. Ztg." berichtet: „Die Berliner Spielergesellschaften zählen gegenwärtig — es ist kaum glaublich, aber zuverlässig — an tausend Individuen, und diese Anzahl von Menschen existirt einzig und allein vom Spiel! Dieser förmlich organisirte Stand theilt sich in 3 Klassen; die Mitglieder der ersten Klasse werden „feine Kommerzianten" genannt, die der zweiten „Kommerzianten" und die der dritten „Kellerkommerzianten", ihren Namen davon führend, daß sie sich nur in den Kellerrestaurationen bewegen. Es liegt uns eine sehr vollständige Liste sämmtlicher Hauptmitglieder dieser drei Klassen vor, und man findet darunter Männer aus allen Ständen. In Beziehung auf die letzte Klasse bemerken wir, daß dieselbe fast durchgängig aus Spitzbuben, Vagabonden und überhaupt solchen Subjekten besteht, die keine bestimmte Wohnung haben. Diese Leute halten sich den ganzen Tag und die Nacht an den Orten auf, an denen gespielt wird, und haben sie das letzte Geld verloren, so machen sie, nach dem Kunstausdruck, „eine Reise", d. h. sie stehlen das Geld vom Tisch und erklären dem Bestohlenen, daß sie ihm die Summe schuldig bleiben würden. Natürlich entstehen hierüber gewöhnlich Wortwechsel und die fürchterlichsten Schlägereien, wobei die zum Spiel verlockten Opfer noch am schlechtesten wegkommen. Die Spieler von Profession würden aber wenig machen können ohne ihre Hauptgehülfen, die sogenannten „Schlepper". Unter Schlepper versteht man die Zuführer der Opfer. Diese Leute haben ein eigenes physiognomisches Talent und wissen mit Kenneraugen sofort Diejenigen herauszufinden, von denen sie überzeugt sind, daß sie sich zum Spiel verführen lassen und einen reichen Gewinn versprechen. Haben sie nun ein solches Opfer gefunden, so drängen sie sich an den Mann, verwickeln ihn in eine Unterhaltung und zeigen sich ihm auf alle Weise gefällig. Am liebsten machen natürlich die Schlepper Jagd auf Fremde, weil diese, unbekannt in Berlin, sich leicht an Jemand anschließen. Deshalb findet man die Schlepper auch bald an der Table d'hote in den ersten Gasthöfen, bald in den gewöhnlichsten Restaurationen. Haben sie ein Opfer gefunden, so führen sie dasselbe nach dem Theater, den Museen und an alle öffentlichen Orte, so daß es in der That keine bessern Führer für die Berliner Merkwürdigkeiten gibt, als diese Schlepper. Aber der hinkende Bote kommt nach! Nachdem der Fremde ziemlich trunken gemacht ist, wird er endlich in eine der Spielhöllen geführt, die oft das eleganteste Ansehen haben. Verliert hier der Fremde nicht

Digitized by Google

durch die Ungunst der Fortuna, so wird zum falschen Spiel gegriffen, und wenn er all' sein baares Geld verloren hat, schießt ihm der Schlepper vor. Am andern Morgen findet er sich ein, um sein Darlehn zurückzuholen, und wenn der Fremde nicht bereits eingesehen, in welche Hände er gerathen, läßt er nicht locker, bis der letzte Groschen des Opfers in seinen und seiner Genossen Händen ist. Ein solcher Schlepper bezieht für jeden zugeführten Spielgast einen, zwei und mehr Louisd'ors oder einen gewissen Theil des Gewinnes.

Lamartine ist gegenwärtig der fleißigste Schriftsteller Frankreichs, leider aus denselben Ursachen, die Walter Scott in seinen letzten Lebensjahren zum Fleiß gezwungen. Die Gläubiger sind es, die jetzt seine Werke schreiben, er gibt nur den Geist, nicht den Willen dazu her. Der erstere genügt aber; sein „Conselier du peuple", ein Journal, das er ohne Mitarbeiter schreibt, macht im letzten Hefte durch eine gediegene Darstellung der Lage der Republik: „was sie gewinnt und was die Parteien verlieren" bedeutendes Aufsehen. Von seinen bisherigen Werken erscheint eine neue Gesammtausgabe, die er fortwährend mit neuen ausführlichen Anmerkungen und Kommentaren begleitet. Außerdem schreibt er an der letzten Hälfte eines Romans, welcher einige Wochen nach vollendeter Ausgabe der frühern Werke eine Ausgabe neuer Schriften eröffnen soll. Für die letztere erhält er von Véron 400,000 Frcs., dies dürfte jedoch nicht genügen, ihn vor Verkauf seines ererbten Gutes zu schützen, und es wird ihn daher die Nutzbarmachung des ihm vom Sultan geschenkten Landstriches bei Smyrna leicht für lange Zeit von Frankreich entfernt halten können.

Es gibt bei uns nicht leicht eine undankbarere Aufgabe als die, eine tragische Oper zu schreiben. Außer Meyerbeer werden nur französischen und italienischen Componisten die deutschen Bühnen, die königlichen voran, bereitwillig geöffnet, die deutschen Tonsetzer pflegen vergebens anzuklopfen. Das große Publikum hat heutigen Tages nur wenig Sinn und Empfänglichkeit für den Ernst des tragischen Styles und derartige große Opern erringen nur dann einigen Erfolg, wenn sie durch prachtvolle Ausstattung, Decorationen, Scenerie u. dgl unterstützt werden. Solchen Aufwand riskiren unsere Bühnendirektionen nur bei Tonwerken, die im Auslande und besonders in Paris schon Glück gemacht haben, während dagegen der neuen Firma eines deutschen Componisten kein Vertrauen geschenkt und mit ihr keine Speculation gewagt wird. Eher geht es noch mit lyrischen Opern, deren Ausstattung nicht viel kostet und denen ein anziehendes Textbuch zu Grunde liegt. Freilich sind solche Texte bei uns selten und die französischen Librettisten verstehen sich besser auf den sogenannten Bühneneffekt. Uebrigens ist es sonderbar genug, daß fast alle neue deutsche Opern bei ihrer ersten und zweiten Aufführung sehr beifällig aufgenommen, in vielen Blättern gerühmt und dann plötzlich vergessen werden.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben". Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, diese Worte des Mephistopheles in Goethe's Faust als Motto zu gebrauchen.

Korrespondenz.

Wetzlar, 26. März.

Die Eisenbahnfahrten auf der Strecke zwischen Frankfurt und Friedberg der Main-Weserbahn haben seit Kurzem in der Weise begonnen, daß täglich vier Züge hin- und zurückgehen. Während nun diesseits Friedberg von allen Richtungen Personenwagen einen zweckmäßigen Anschluß an diese Bahn reichlich unterhalten, vermißt man nur allein in Wetzlar eine Einrichtung zu gleichem Zweck, auf die man doch mit um so größerer Zuversicht gehofft hatte, als von hier aus schon in dem nahe gelegenen Butzbach ein Anschluß an die von Gießen nach Friedberg und vice versa gehenden Lokalwagen zu erreichen steht. Daß das Bedürfniß vorhanden ist, sowie daß die Kosten regelmäßiger Fahrten nach Butzbach durch den Personenverkehr hinreichend gedeckt würden, wird von Keinem bezweifelt, der nur einigermaßen mit unseren Beziehungen zu Frankfurt bekannt ist und unsere höchst mangelhafte Personenpostverbindung nach dieser Richtung kennt. — Die Messe ist vor der Thüre und nichts ist geschehen, was uns von der lästigen Abhängigkeit des Siegener Postwagens befreite, der oft viele Stunden auf sich warten läßt, um uns gelegentlich nach Butzbach, resp. Frankfurt mit zu befördern. Wie ganz anders verhält es sich doch mit den Posteinrichtungen in unserer Nachbarstadt Gießen! — Möchte doch endlich auch unsere Postverwaltung über kleinliche Rücksichten hinwegsehen und uns durch eine von dem Siegener Wagen unabhängige Personenpost nach Butzbach die Gelegenheit gewähren, die kurze Reise von Frankfurt nach Wetzlar zur Tageszeit zurücklegen zu können! Dieses ist der Wunsch Aller.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Unter den gemeinnützigen Journalen nimmt die von William Löbe herausgegebene „Landwirthschaftliche Dorfzeitung" (Leipzig, bei F. A. Brockhaus), eine rühmliche Stelle ein. Für den Werth derselben spricht schon der Umstand, daß sie seit bereits zehn Jahren besteht und sich einer ausgedehnten Verbreitung erfreut. Die praktische Tendenz, die reiche Mannichfaltigkeit des Inhaltes, die Zweckmäßigkeit der Illustrationen und der äußerst billige Preis ($7\frac{1}{2}$ Ngr. vierteljährlich) gereichen dem genannten Blatte, von welchem wöchentlich ein Bogen erscheint, zur Empfehlung und machen es auch den wenig Bemittelten leicht zugängig. Die neuesten Lieferungen sind geeignet als Belege für die Wahrheit des hier Gesagten zu dienen.

Eine Leipziger Musikzeitung spricht sich sehr beifällig sowohl über die früheren als auch die neueren Tanz-Compositionen von Anton Wallerstein aus. Einfachheit, ansprechende Melodieen und Solidität hinsichtlich der musikalischen Correktheit werden an diesen Compositionen gerühmt. Wallerstein's Compositionen erscheinen seit einigen Jahren immer gleichzeitig auch in Paris und London mit Eigenthumsrecht des Verfassers und erfreuen sich dort ebenfalls großer Popularität. In Deutschland hört man sie häufig bei Volksfesten, namentlich am Rhein, in Hamburg ꝛc., was deren beste Empfehlung seyn mag. — In jedem Genre kann Gutes geleistet werden und alles Gute verdient Anerkennung, darum machen wir mit Vergnügen auf obige Compositionen aufmerksam.

Theater-Anzeige.

Montag, 1. April. (Zum ersten Male): Der Feensee, große romantische Oper in 5 Abth. von Scribe, Musik von Auber. Mit aufgehobenem Abonnement

---

Theater im Wintergarten in Bockenheim,
nebst Restauration und Harmoniemusik.

Sonntag, 31. März. Lebende Bilder aus dem alten Testament in 4 Abth. Hierauf: Die Leiden Christi, Tableaux in 8 Rahmen, ausgeführt von Hrn. Wlach und dessen Gesellschaft unter Mitwirkung des ganzen Theaterpersonals.

Montag, 1. April. Peter im Frack, Lustspiel in 4 Akten von Zwengsahn.

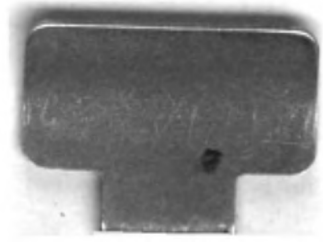
Dienstag, 2. April. Stadt und Land, oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich, Posse mit Gesang in 2 Akten von P. Kaiser.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google